MORGENBLATT FÜR GEBILDETE LESER

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MINNESOTA
PERIODICAL ROOM
CLASS 053
BOOK M823

Digitized by Google

P. Qt. 9s.

Digitized by Google

Digitized by Google

№ 156.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. Juli 1835.

— Ihr göttergleichen Gestalten,
Näher zu euch will ich, wo eure Haine noch wachsen,
Wo sein heiliges Haupt in Wolken der heilige Berg hüllt,
Zum Parnassos will ich. —

Hölderlin.

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

Aufgezeichnet von Dr. L. Roß.

Erster Brief.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalte in Athen zu Anfang Septembers 1834 beschloß Se. Majestät der König, eine schon längst beabsichtigte Umreise durch das östliche Griechenland anzutreten. Nachdem alle nöthigen Vorbereitungen dazu getroffen worden waren, wurde am 13/14ten September Mittags von Athen aufgebrochen. Das allerhöchste Gefolge bestand aus den Obersten Kitzos Tzavellas und Vassos, den Oberstlieutenants (jezt Obersten) Brandt und Makryjannis, dem Oberstlieutenant Mamuris, dem fungirenden Hofmarschall und Adjutanten Baron Hunoltstein, dem Leibarzte Dr. Röser, dem Kabinetssekretär Lehmaier, den Ordonnanzoffizieren Botzaris und Karpunis, dem Lieutenant Baron Würzburg, der die Eskorte kommandirte, und dem Verfasser dieser Erinnerungen, dem Se. Majestät die Bestimmung des Details der Reiseroute zu übertragen geruht hatte. Es darf nicht erst bemerkt werden, daß man in Griechenland nur zu Pferde reisen kann, und daß sämmtliches Gepäck gleichfalls auf Pferden und Maulthieren fortgeschafft werden muß. Erhöht dies die Beschwerlichkeit des Reisens, so gibt es ihm zugleich einen Charakter der Mannichfaltigkeit, Abwechslung und Ungezwungenheit, von dem man bei dem monotonen Fortgeschleppt-werden in bespannten Reisewagen keine Ahnung hat; und vollends dient eine so zahlreiche Karavane von weit über hundert Personen, indem sie durch die bebuschten Gebirgsschluchten Griechenlands hinzieht, oder in den mannichfachsten Windungen an steilen Bergwänden emporklimmt, diesen wild malerischen Gegenden zur anmuthigsten und belebtesten Staffirung.

Langsam ritt der Zug in der sengenden Glut der Septembersonne längs dem heiligen Wege hin, und senkte sich durch die bekannte Schlucht des Klosters Daphni an die Eleusinische Bucht herunter. Jenseits der Salzseen (Rheitoi) * und des Grabes des Straton ** wurde die Eleusinische Straße links gelassen, und der Zug wandte sich in gerader Richtung nordwestlich. Am jenseitigen Rande der Ebene, als der heutigen Grenze von Megaris,

* Thukyd. 2, 19. — Pausan. 1, 38, 4. 2.

** Von diesem ohne Zweifel einst ansehnlichen Monument ist nichts als eine kleine Erhöhung übrig, die mit zerstreuten Marmorquadern bedeckt ist. Unter diesen ist eine Inschrift, welche den Namen des Verstorbenen u. s. w. enthält, und die unter Andern Leake, on the demi of Attica, herausgegeben hat.

Digitized by Google

wurde der König von dem Eparchen dieser Provinz und einem großen Theile der Bewohner der Stadt und des Gebirges empfangen, welche, mit grünen Zweigen in den Händen, in langen Reihen zu beiden Seiten des Wegs standen und den König mit einem tausendstimmigen Jubelruf begrüßten. Nach den Reihen der Männer folgten die der Weiber, Mädchen und Kinder. Ueberhaupt war es auf der ganzen Reise überraschend und rührend, zu sehen, wie die griechischen Landbewohnerinnen, sonst meistens beim Anblicke fremder, fränkisch gekleideter Männer sich abwendend oder gar fliehend, dem Könige vertrauensvoll und mit freudestrahlendem Angesichte sich entgegendrängten, sein Kleid, ja nur sein Roß zu berühren wetteiferten, und wie sie, die Brust mit dem Kreuze bezeichnend, sich zur Erde neigten, Gott preisend, daß sie des Anblicks ihres Königs von Angesicht zu Angesicht gewürdigt worden.

Der Weg trat nunmehr zwischen die Gebirge ein, welche sich von der Hauptmasse des Kithäron, zwischen den Ebenen von Eleusis und Megara, bis an's Meer hinunterziehen, wo sie in dem Hörnerberge * endigen, und verengte sich bald zu einem schmalen, zwischen Gestein und Gestrüpp und unter Pinienbäumen sich hinwindenden Pfade. Gleichzeitig war die Sonne hinter den hohen Gebirgen von Megaris verschwunden, nach und nach trat die Dämmerung und bald völlige Dunkelheit ein. Aber dies verhinderte die Volksmenge nicht, über Stein und Gebüsch dem Zuge zu folgen und den König in das Nachtlager zu begleiten. Eine Stunde nach Sonnenuntergang war dieses erreicht, ein kleines, aus wenigen Hütten bestehendes Gebirgsdörfchen. Mächtige Wachtfeuer flammten uns entgegen und beleuchteten den Platz, wo die Gezelte bereits aufgeschlagen waren. Das Souper wurde, wie gewöhnlich auf dieser Reise, bei Mondenlicht und Fackelschein im Freien eingenommen, und nachdem Se. Majestät noch ein halbes Stündchen an's Wachtfeuer getreten, legte sich Alles zur Ruhe, und das Getümmel im Dorfe erstarb.

Am folgenden Morgen zwischen neun und zehn Uhr wurde wieder aufgebrochen. Nach einer starken halben Stunde vereinigte sich der Seitenweg, der des Nachtlagers wegen eingeschlagen worden war, mit der großen Straße von Megara nach Theben, die von hier über steinigte, spärlich mit Fichten bewachsene Höhen in das Thal von Eleutherä führt. Am Wege liegt das Dorf Kontura, vor der Revolution groß und mächtig, jezt fast verlassen, da sich die Konturioten in die Ebenen hinabgezogen haben, wo ihre Aecker liegen, namentlich nach Eleusis.

* τὰ κέρατα genannt von den zwei hornähnlichen Spitzen, die den Rücken dieses Berges krönen. Strabon 9, S. 238 Tchn. — Plutarch. Themist. 15.

Nach einem Marsch von vierthalb Stunden war Eleutherä erreicht, dessen Ruinen, von manchen Reisenden irrthümlich für Oenoa oder für Panakton gehalten, * auf einer kegelförmigen, fast isolirten Anhöhe im Eingange der großen Schlucht liegen, welche hier den Kithäron durchschneidet. Ueber der Quelle, welche auf der Westseite der Höhe von Eleutherä am Wege entspringt, wurde zum Frühstück Halt gemacht; die Bauern von Vilin, einem großen Dorfe unter den höchsten Gipfeln des Kithäron, hatten hier aus Baumzweigen ein schattiges Zelt errichtet, wo sie den König empfingen. Die heutigen Megareer, größtentheils albanesischer Abkunft, sind ein ausgezeichnet kräftiger Menschenschlag, und an die Waffen gewöhnt; sie hatten unter den Türken die Verpflichtung, die Engpässe (Dervenis) ihres Landes zu bewachen, daher die ganze Provinz die Engpaßdörfer (δερβενοχώρια) hieß.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Die Beweisführung muß sich der Verfasser vorbehalten, da in diesen Blättern nicht Raum zu weitläufigen Untersuchungen ist.

Einige Briefe aus dem Nachlasse F. Wilh. v. Gerstenbergs.

Die nachfolgenden Briefe sind dem Einsender von dem Enkel des Verfassers des Ugolino anvertraut worden, um sie als Probe des hoffentlich recht bald erscheinenden schätzbaren Nachlasses Wilhelm v. Gerstenbergs dem Publikum bekannt zu machen.

Gerstenberg stand in Verkehr mit den meisten geistreichen Männern seiner Zeit, und der Verkehr der damaligen Dichter beschränkte sich nicht auf den Austausch einiger Höflichkeitsbezeigungen; es war das Zeitalter der Empfindsamkeit, im besten Sinne des Worts, und Alle, welche Ansprüche darauf machen konnten, sich über ihre Zeitgenossen zu erheben, betrachteten sich ohne Neid als Bürger eines schönern Reichs, die hier gute Landsmannschaft zu halten hätten, um durch die Achtung und Liebe, die sie — die sich Kennenden, sich Vertrauenden — einander zollten, auch der Welt als eine edle Genossenschaft zu erscheinen. Denn gewiß wird die Familie, in welcher ein Mitglied das andere hochhält, sich auch einer bessern Meinung zu erfreuen haben, als diejenige, in welcher Zank und Hader eine zweideutige Idee von dem Werthe jedes Einzelnen erregen müssen.

In diesem Sinne wolle man die hier mitgetheilten, der Korrespondenz mit der Familie Stolberg entnommenen Probebriefe betrachten, und man wird nicht ohne

Digitized by Google

Theilnahme in die unschuldvolle, arglose Zeit zurückdenken, in der jene Edlen lebten, dichteten und einander liebten. *

A. v. Binzer.

*

(Ohne Datum.)

Wie war mir gestern so wohl bei Ihnen, mein theurer Gg., und Sie, mein lieber Voß, Ihr Edlen! Es hebt sich der Geist, wenn er, den Hühnerhof verlassend, mit Adlern sich dem Himmel und der nähern Gottheit zuschwingt. Gestern Abend sah ich beim Baron Holmer Zimmermann und Reinhold, welche heute verreist sind. Heute früh habe ich einen herrlichen Spaziergang gemacht von fünftehalb Stunden um einen See, welcher eine halbe Stunde von hier liegt, und noch schöner ist, als der Eutiner, und siehe, da kränzte Teutona den Oberschenken ** und flüsterte ihm ein dieses mitfolgende Lied (ist gedruckt). Ich bin gewiß, noch Keiner hat am ersten Tage seines Oberschenkthums ein Lied gemacht und aus dem Homer übersezt, als ich. — Ich muß noch hier bleiben bis zu Ende der Woche; das ist mir gar nicht lieb. Zwar geht erst morgen mein Bedienter mit diesem Briefe, aber ich muß am ersten Tage meines Oberschenkthums an meinen Freund schreiben. Denke ich daran, daß ich zugleich Minister bin, so däucht mich, ich stelle beide Gefängnißgenossen Josephs vor. Grüßen Sie herzlich, mein liebster Gg., Ihre treffliche liebe Frau und die Kindlein. Plato hat wohl recht! Von der Geschäftssache, weßwegen ich den Bedienten hineinschicke, schreibe ich nun erst und hätte bald sie vergessen. Doch das haben wir ja schon abgeredet.

Jedem Freunde Herzens Gruß,
Aber Doris diesen Kuß!

Fr. Leop. Stolberg.

Koppenhagen, den 10ten März 1778.

Nehmen Sie eine herzliche Umarmung für Ihren lieben Brief, mein bester Gerstenberg! O, wir müssen uns öfter schreiben! Ich bedarf Ihrer Briefe, ich bedarf des Geniushauches, der über's Meer zu mir kommt, mich anzuwehen. Und mein Herz bedarf des herzlichen Freundes Gespräch, der mir so innig lieb ist. Ich ahne viel Gutes von der Sache Ihres Gesuchs. Gott gebe, daß sie gelinge und mein Gerstenberg ganz glücklich seyn möge, er, der es durch sein Herz, sein Genie, seine Sophie und seine Kinder schon so überirdisch ist. Daß man ohne Genie sehr glücklich seyn kann, begreife ich freilich; mich däucht aber, unser einer (verzeihen Sie mir dieses stolze Wort!) kann sich nicht in die Existenz eines Genielosen hineindenken, denn das Bewußtseyn des Genies verläßt uns selbst in den Verdauungsstunden nicht, und dieses bloße Bewußtseyn ist ein höherer Gedanke, als andere Menschen fassen können! — Ich habe heute einen Brief von unserem Schönborn aus London gekriegt. Gott lasse ihn glücklich seyn! — D....r ist ein eingebildeter Esel und Windbeutel, der ihm das Leben sauer genug machen kann. Er ist einer von den Leuten, die trefflich in Geschäften arbeiten und sich einbilden, höhere Wesen könnten nichts gegen sie. Sich nie erhebend, verachten sie den Genius-Adler, und wissen nicht, daß er auch gehen kann, wenn er hinab, hinab, hinab sich senket auf das Aas, plötzlich alle Raben vertreibet und wieder der Sonne zufleugt.

Habe ich Ihnen schon geschrieben, daß meine Ilias ganz fertig ist? — Bald habe ich meinen Bruder und seine Frau wieder hier. Freuen Sie sich meiner Freude! Diese beiden und meine Schwestern, die Nonnen, leben jezt zusammen ein Leben der Himmlischen. Den Brief aus Otahiti an Ugolinos Verfasser habe ich heute mit großer Freude gelesen. — Leben Sie wohl! — Ich umarme Sie und Sophie herzlich.

F. L. Stolberg.

P. S. Haben Sie Stillings Jugend gelesen? ein liebes Büchlein!

Koppenhagen, den 6ten Febr. 1779.

Auf den Flügeln der Harmonie und der innigsten Empfindung flog am vorigen Mittwoch mein ganzes Ich hinüber zu meinem Gerstenberg. Ich hörte Ariadne auf Naxos! Meinem Gefühle nach hat kein Dichter die Leidenschaften stärker, inniger, leidenschaftlicher dargestellt, als Sie. Ich liebe Benda, daß er Ihnen so hat nachempfinden können. Der Sohn unsers Preislers hat sehr kalt den Theseus und die Rossing (ehemalige Olsen) die Ariadne bald kalt, bald mit mißverstandenem Affekt gespielt. In Sporons Uebersetzung verlieren Sie, was Sie in einer Uebersetzung verlieren müssen, den Zusatz des Herrn B.....s nicht einmal gerechnet. So unvollkommen durch alle diese Umstände Ihr Stück nun auch hier erscheint, so strahlt dennoch Ihr Geist und Herz so sonnenhell durch alle diese Wolken, daß die Wirkung noch gewaltig bleibt. Ich wollte, mein Liebster, Sie schickten mir das Duodrama, wie es aus Ihren Händen gekommen ist; durch B.....s Veränderungen können Sie nicht anders als verloren haben.

Seit drei Monaten habe ich an Sie schreiben und Ihnen für Ihren Brief vom 20sten Oktober meinen herzlichsten Dank sagen wollen. Bester, verzeihen Sie mein

* Man vergleiche auch, was Goethe im 13ten Buche von Dichtung und Wahrheit (Band 26, S. 180 der Taschenausgabe) über das Briefwechseln ausgezeichneter und berühmter Personen seiner Zeit eben so treffend als vergnüglich äußert. D. Red.

** Er war eben dazu ernannt worden.

Kn 21 a, 1 Immel

594658

Digitized by Google

langes Stillschweigen; ich thue so oft dasjenige nicht, was ich so gerne thäte. Seit eben so langer Zeit habe ich nichts gearbeitet. Meine saußige Lebensart nimmt mir die Lust, und tägliches Kopf- oder Zahnweh die Kräfte zum Arbeiten. Ich hoffe auf die Ruhe und auf die Freuden des Landlebens. Noch in diesem Frühjahr werde ich Sie an mein Herz drücken, Sie, meinen Gerstenberg! Ihr Stolberg! Dann will ich Ihnen den ersten Gesang meiner Zukunft, so heißt das Gedicht, mittheilen, und zugleich Rath, Kraft und Feuer aus Ihrer Fülle schöpfen. Ich habe mich auf ein weites Meer gewagt, und möchte nicht gerne seyn daturus nomina ponto. Das magnis tamen excidit ausis würde mir kein Trost seyn. Es würde mir eine mächtige Hülfe seyn, wenn Sie noch hier wären. Hier ist Niemand des Oceans kundig, an dessen Gestade schon den Meisten schwindelt. Von unserm Schönborn habe ich einen herrlichen Brief bekommen. Ich habe vorigen Winter einige mir unvergeßliche Wochen mit ihm verlebt. — Kennen Sie Balders Död von Ewald? Es ist wirklich ein sehr schönes Stück.

F. L. Stolberg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Der Elementarunterricht.

Seit einigen Jahren habe ich der öffentlichen Sitzung der Gesellschaft zur Beförderung des Elementarunterrichts nicht beigewohnt. Deßhalb war es mir lieb, daß vorigen Sonntag eine solche Sitzung statt fand, um doch zu sehen, wie es jezt mit dieser Gesellschaft beschaffen ist. Welch harte Kämpfe dieselbe unter der vorigen Regierung mit der Geistlichkeit, mit der Stimmung in der Provinz und mit der Regierung selbst zu bestehen hatte, wird man sich noch aus ältern Berichten erinnern. Unter Ludwig XVIII. und Karl X. war Jemand fast übel angesehen, wenn er die Verbreitung des Volksunterrichts fördern half, und wer zu viel Eifer als Mitglied der Gesellschaft des Elementarunterrichts an den Tag legte, wurde bei der Geistlichkeit und bei Hofe schlecht angeschrieben. Damals äußerte man unverholen, das Volk wisse schon genug, wenn es gehorche, und es aufklären, sey ein gefährliches Unternehmen; auch scheute man sich keineswegs, es öffentlich zu bedauern, daß die Revolution die Bewohner Frankreichs so klug und vorwitzig gemacht habe. Einige Leute arbeiteten auch in vollem Ernste darauf los, dem Volke die alte Einfalt, und wo möglich auch den alten Aberglauben wiederzugeben, bei welchem es sich ehemals so wohl befunden haben sollte. Dies hatte jedoch seine Schwierigkeit, wiewohl es an Aufmunterung und Unterstützung bei diesem Vorhaben nicht fehlte. Was einmal weg ist, läßt sich schwerlich wieder erwischen, und so rastlos die Frères ignorantins, deren bescheidener Ordensname der Sache völlig angemessen war, auch darauf losarbeiteten, so ging ihr Tagewerk doch nur langsam vorwärts, und dann kam die Julirevolution darüber her und zerriß das ganze Spinngewebe. Alles dieses erwähnte der Berichterstatter in der lezten öffentlichen Versammlung der Gesellschaft als alte geschichtliche Thatsachen; denn seit 1830 ist die Stellung dieser Gesellschaft ganz verschieden von der frühern. Sie braucht nun gegen die Tendenz der Regierung, des Hofes, der Geistlichkeit nicht mehr anzukämpfen; sie wird nicht mehr als eine Feindin angesehen und verunglimpft, und findet nicht überall mächtige Hindernisse, wie ehemals; die Julirevolution hat hier gewaltig aufgeräumt und die Bahn eben gemacht. Ohne sie wäre diese Bahn vielleicht so mit Dornen und Buschwerk bewachsen, daß die Gesellschaft darauf nicht weiter hätte forwandeln können. Jezt aber kann sie mit der Regierung Hand in Hand fortschreiten, ihr beistehen und ihre Last erleichtern; denn vermittelst ihrer Thätigkeit und ihrer weitverbreiteten Verbindungen hat sie manche Hülfsmittel, die der Regierung abgehen, und kann zuweilen mehr leisten, als diese. Ganz und gar ist ihre Stellung jedoch nicht verändert; denn obschon die jetzige Regierung es sich angelegen seyn läßt, den Volksunterricht zu befördern, und bereits Vieles für die Volksschulen gethan hat, so sieht sie doch mit einigem Mißtrauen eine freie Gesellschaft an, welche ihrerseits arbeitet und der Regierung das so beliebte Centralisiren erschwert. Daher ist auch das Verhältniß zwischen den Ministern und jener Volksunterrichts-Gesellschaft kein völlig freundschaftliches. In der öffentlichen Sitzung wurde über die Saumseligkeit der höhern Beamten geklagt, und wahrscheinlich klagt die Regierung, das heißt, das Ministerium, über das unberufene Einschreiten einer von ihr unabhängigen Gesellschaft, welche sie spornt und der Gleichgültigkeit zeiht. So etwas ist den Ministern nimmer lieb, auch wenn sie am besten gesinnt sind. Der Berichterstatter hatte große und interessante Berechnungen angestellt über den Zustand der Volksschulen in Frankreich, über die ungeheure Anzahl der weder im Lesen, noch im Schreiben Bewanderten, und über das Verhältniß der Nichtunterrichteten zu den vor Gericht Gezogenen. Diesen Berechnungen zufolge sollen über $^2/_3$ der ganzen Volksmenge gar keinen Unterricht genießen; ich habe jedoch Zweifel gegen die Richtigkeit dieses Verhältnisses erheben hören. Die Regierung soll nämlich den gesezgebenden Kammern keine ganz richtigen Tabellen einreichen, den Privatunterricht übersehen, von manchen vorhandenen Schulen gar keine Notiz nehmen u. s. w. Bei den jährlichen Aushebungen für den Kriegsdienst findet es sich allerdings, daß die meisten jungen Leute nicht lesen und schreiben können. Immerhin ist das Verhältniß der Nichtunterrichteten zu den Unterrichteten nicht mehr dasselbe, wie z. B. im vorigen Jahrhundert; dennoch ist es auch jezt viel zu auffallend, als daß die Regierung und die Volksfreunde nicht ihr Mögliches thun sollten, um den Unterricht dem Volke zugänglicher zu machen. In Frankreich ist dies leichter, als in manchem andern Lande, denn die Landleute wohnen meistens in Dörfern und Weilern beisammen, weßhalb es ihnen weniger Mühe und Kosten verursacht, Schullehrer zu halten. An Volksbüchern fehlt es jezt auch nicht mehr; die Gesellschaft für den Elementarunterricht kennt deren jährlich mehrere, und wenn auch manche darunter, von Stadtbewohnern abgefaßt, den Landleuten nicht sehr verständlich und nüzlich sind, so gibt es doch auch andere, welche gute Sachen enthalten und nicht ohne Nutzen gelesen werden können. Natürlich sind die Pariser Schulen, welche unmittelbar unter den Augen der Obrigkeit und der Gesellschaft der Volksfreunde wirken und mit königlichen Lehrern besezt sind, am besten bestellt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 157.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 2. Juli 1835.

Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los!

Goethe.

Geisterschau.

Gleichwie an des Ades Thor
Wagend sich Odysseus sezte,
Die Gestorbenen beschwor,
Und mit Widderblut sie lezte,

Daß für das ersehnte Naß
Jeder seinen Spruch ihm gebe,
Daß zumal Teiresias
Ihm der Zukunft Schleier hebe:

So auch oft an dem Gestad'
Meines Erebos, des Meeres,
Sitz' ich, der Laertiad'
Eines luft'gen Todtenheeres.

Aber nicht durch Blut und Wein,
Ird'schen Stoff, bin ich ihr Meister;
Kraft des Willens sind sie mein,
Nur der Geist beschwört die Geister.

Aus des Geistes Tiefen quillt,
Was das Aug' als Geister schauet;
Aus mir selber, kühn und wild,
Steigt empor, davor mir grauet.

Siehe, roth vom eignen Blut,
Kommen sie herangezogen,
Seelen derer, so die Fluth
In das Todtenreich gezogen;

Kön'ge, denen aus der Hand
Sie das goldne Scepter spülte;
Mädchen, denen sie entbrannt
In den todten Reizen wühlte;

Schiffer, denen hundert Jahr
Wellen schon den Schädel netzen —
Wende dich, du düstre Schaar,
Denn es fasset mich Entsetzen!

Weh! was hab' ich euch gestört,
Schlumm'rer auf dem Grund der Meere!
Weh! wo ist des Griechen Schwert,
Daß ich eurem Zürnen wehre!

Ferdinand Freiligrath.

Digitized by Google

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

(Fortsetzung.)

Vor dem Wiederaufbruch erstieg der König die alte Feste von Eleutherá, die eine der besterhaltenen in diesem Theile Griechenlands ist. Die nördliche Mauer mit ihren Thürmen steht fast vollständig da, und man könnte noch, wie weiland die Vertheidiger der Festung, auf dem Rücken der Mauer, ohne herabzusteigen, durch die Thürme herumgehen, wenn nicht im Laufe der Jahrtausende das Holzwerk, welches das Innere der Thürme in zwei Stockwerke schied, verschwunden wäre. Im Innern der Akropolis stehen Reste eines isolirten Thurms, in welchem horizontales und polygonales (sogenanntes kyklopisches) Mauerwerk auf eine Weise in einander greifen, die einen der augenfälligsten Beweise von der Nichtigkeit der gewöhnlichen Annahme liefert, daß man, je nach dem Vorkommen des einen oder des andern dieser Baustyle, unbedingt auf eine frühere oder spätere Epoche schließen dürfe. Wer, der das Schatzhaus des Atreus zu Mykená oder des Minyas zu Orchomenos gesehen, möchte auch noch zweifeln, daß man schon in heroischer Zeit Steine auf das Sorgfältigste zu behauen und zu fügen wußte, und daß man gleichzeitig beide Baustyle je nach Zweck und Bedürfniß anwandte? — Von sehr merkwürdiger Konstruktion sind auch die Reste des Hauptthors von Eleutherá, an der Mitte des südlichen Abhangs des Berges. Der Ort selbst streckte sich auf der Südostseite gegen das Thal hin ziemlich bis an den Fuß der Höhe hinunter.

Von Eleutherá steigt der Weg in der Schlucht allmählig hinan, bis auf einen ziemlich großen, freien Platz, von wo der gerade Weg nach Theben wieder in einer engern Schlucht sich in das Asoposthal hinabsenkt. Dies ist der in der alten Kriegsgeschichte berühmte Paß der Eichenhäupter oder der Dreihäupter *. Da Se. Majestät vorher Platää, Leuktra und Thespiá zu besuchen wünschte, so schlug man wieder einen rauhen Seitenweg zur Linken ein, der nach einer halben Stunde plötzlich vom Rande des Gebirgs eine weite Aussicht über die Ebene von Platää und das ganze mittlere Böotien, bis zum Helikon, dem Hypaton- und Ptoongebirge gewährt; Theben liegt hinter Hügeln versteckt, aber zur Rechten erblickt man noch die Bergketten von Euböa. Platää selbst liegt von diesem Punkte noch eine Stunde links, hart am Fuße der steil aufsteigenden Wand des Kithäron, gerade unter seinem höchsten Gipfel. Vom Gebirge herabzusteigen, ritten wir über ein hügelichtes Terrain längs dem Fuße desselben und durch die Ruinen der Stadt, die ein großes Dreieck beschrieb, und deren mächtige, zehn bis zwölf Schuh dicke Mauern in ihren Fundamenten und hin und wieder in einer Höhe von vier bis sechs Fuß nach ihrem ganzen Umfange zu verfolgen sind, nach dem Dorfe Kokla, wo in ähnlicher Weise, wie am ersten Abende, übernachtet wurde.

Am folgenden Morgen wurden die Ruinen von Platää umritten, zwischen denen sich, am westlichen Rande der Stadt, vier bis fünf riesige, aber nur aus Kalkstein einfach gearbeitete, und von Luft und Wetter zerfressene Sarkophage finden. Dann ging es auf das eigentliche Schlachtfeld, das östlich von der Stadt zwischen und am Rande einer Gruppe niedriger, wellenförmig gestalteter Hügel liegt, die zwischen der Mündung des Dreihäupterpasses * im Osten und Platää im Westen, vom Fuß des Kithäron aus nordwärts bis an das Bette des Asoposbaches in die Ebene vortreten. Der König überzeugte sich durch den Augenschein, wie bei dieser Beschaffenheit des Terrains und bei der Bewaffnungs- und Kampfweise der Alten, wo es keinen Geschützdonner, kein knitterndes Gewehrfeuer gab, die Lakedämonier und Tegeaten schon im Gefecht seyn konnten, ehe die Athenäer dessen inne wurden; ** und wie bei einer andern Gelegenheit die Thebäer, durch die Hügel gedeckt, bis an die Thore der Stadt hinanschlichen und sich derselben bemächtigen konnten, ehe die Platäer, die bei der Feldarbeit auf ihren Aeckern zerstreut waren, die Nähe des Feindes gewahrten. ***

Vom Schlachtfelde ritt der König nordwestlich, in der Richtung von Leuktra, durch die Ebene, von wo der Asopos östlich, die Oeroe westlich abfließt. Der reiche Boden dieser Fläche, der zur Zeit der winterlichen Regen sich fast in einen Sumpf verwandelt, war jezt durch die Glut der Augustsonne so zerspalten und zerklüftet, daß die Pferde nur mit Mühe vorwärts schritten. — Leuktra, in der Geschichte nur durch den Sieg des Epaminondas bekannt, war ein unbedeutendes Städtchen im Gebiet von Thespiá, † etwa anderthalb Stunden von Platää und eine Stunde von Thespiá gelegen. Es lag auf einem niedrigen Hügel, an dessen Fuße eine reiche Quelle entspringt, am nördlichen Rande einer etwa zwanzig Minuten breiten, von Ost nach West gestreckten Ebene. Die Ruinen von Leuktra sind ganz unscheinbar und dem Boden gleich gemacht, so daß der Pflug über sie hingeht. Daher haben die meisten Reisenden dieselben vergebens gesucht, und meistens sich durch den modernen Namen

* Herodot 9, 39. — Thukyd. 2, 24.

* ἐκβολαὶ τριῶν ὀρέων, Herodot, ebendas.

** Herodot, 9, 59.

*** Pausan. 9, 1.

† Xenoph. Gr. Gesch. 6, 4, 4.

Digitized by Google

eines Oertchens, Levke*, noch näher an Theſpiä, täuſchen laſſen. Man kann den richtigen Punkt nicht verfehlen, wenn man ſich nach den drei Paragungia genannten Dörfern richtet, welche am ſüdlichen Rande der oben erwähnten kleinen Ebene liegen. Dem öſtlichſten derſelben iſt Leuktra gerade gegenüber, und bei näherer Beſichtigung des Terrains kann man die Fundamente einer mächtigen Mauer aus polygonen Steinen rings um den Rand des Hügels verfolgen, deſſen abgeſtumpfte Spitze eine kleine Akropolis trug. Die Felder innerhalb der Ringmauer ſind, wie gewöhnlich bei antiken Emplacements, mit Bruchſtücken von Marmor und Ziegeln und mit Scherben von Thongefäßen überſäet, und bei der oben erwähnten Quelle unter dem ſüdlichen Rande der Stadt, wo allem Anſchein nach ein Thor war, liegen mehrere große Quadern und Säulentrommeln, vielleicht von einem Heiligthum der Nymphe des Quells.

(Die Fortſetzung folgt.)

* Von einigen Pappeln (λεύκαι) ſo genannt.

Einige Briefe aus dem Nachlasse F. Wilh. v. Gerstenbergs.

....., den 1ſten Mai 1816.

Sie haben mir, theurer Freund, ein Geſchenk überſandt, deſſen Werth ich ganz empfinde, und das aus der Hand des Gebers, dieſer Hand wegen, mir noch um ſo viel werther iſt. Nehmen Sie zuvörderſt meinen tiefempfundenen Dank für Ihr mir dadurch bewieſenes Andenken, dann auch für die Gabe ſelbſt. Dieſe glaube ich — verzeihen Sie mir dieſe Anmaßung — gerechter zu ſchätzen, als Sie ſelbſt. Zwar verehre ich die Strenge des Urtheils, welches Sie über Ihre Arbeiten ausſprechen, weil ich den Grund davon erkenne: Vergleichung der Ausführung mit vorſchwebenden Idealen. Durch dieſe höhern Ideale iſt aber jeder wahre und große Dichter größer, als er ſich zeigen kann, denn auch ihm geht es, wie Leſſing vom Maler ſagt, daß auf dem langen Wege von Hauſe durch den Arm und den Pinſel Manches verloren gehe.

Früher noch, als ich Sie perſönlich kannte, verehrte und liebte ich in Ihnen den großen genialiſchen Dichter, und ich bin überzeugt, daß die Nachwelt, ſo lange deutſch geſprochen wird, Sie als ſolchen verehren und lieben wird, wenn gleich wir dieſes geſunde Urtheil vielleicht nicht erleben. Ein großer Dichter verſchallt nicht auf lange Zeit, aber faſt alle großen Dichter verſchollen dem Scheine nach bald. Ihr Ruhm ſenkte ſich gleich der Guadiana, verbarg ſich, ſtrömte dann deſto lebendiger wieder hervor. So erging es Shakespeare, Milton, Arioſt, Taſſo, und wird jetzt nicht mancher Zeitgenoſſe Klopſtocken vom großen Publikum vorgezogen? Aber Klopſtock wird ſeinen Rang doch behaupten! — Ihre Strenge hat Sie — darf ich ſagen, verführt? — herrliche Gedichte zu verwerfen. Aber wahr iſt es, die Sybille hatte recht, als ſie von ihren Götterſprüchen zwei Drittheile zerriß, um nur Eins zu erhalten.

Ich freue mich der ſchönen Heiterkeit Ihres Alters, und entſage nicht der Hoffnung, vielleicht bald mündlich zu bezeugen, mit welcher herzlichen Verehrung und Freundſchaft Ihnen ergeben ſey

Ihr
treuergebener F. L. Stolberg.

Tremsbüttel, den 14ten Januar 1793.

Daß Ihre ſchöne Abhandlung über die zwei Kammern, wertheſter Herr von Gerſtenberg, dem Scheine nach ſo undankbar in Tremsbüttel iſt aufgenommen worden, daran ſind Schuld: theils die vielen Geſchäfte, die dem Herrn Amtmann zu Ende und Anfang des Jahres weder Zeit zum Leſen, noch zum Schreiben laſſen, theils die Blödigkeit ſeiner Frau, die ſich nicht überreden konnte, Ihnen einen weiblichen Dank für Ihre männliche Schrift zu ſagen. Aber auf ausdrücklichen Befehl meines geſtrengen Herrn nehme ich endlich heute die Feder, Sie bittend, es mir alſo nicht anzurechnen, wenn ich da rede, wo ich ſchweigen ſollte. Ich habe Ihre Abhandlung mit vieler Aufmerkſamkeit und Theilnahme geleſen. Gerade, als wir ſie von Ihrer Güte erhielten, hatte ich de Lolme de la constitution anglaise geendigt, und es ward mir doppelt intereſſant, ſeine Beweiſe a posteriori mit den Ihren a priori zu vergleichen. Was mir aber in Ihrem Werke noch intereſſanter war, als die Entſcheidung der aufgegebenen Frage über die Kammern, iſt, was Sie im Eingange über die *** ſagen: „jeder hell und wahr aus dem Urquell reiner Begriffe geſchöpfte theoretiſche oder praktiſche Gedanke, er finde ſich nun bei Plato oder Ariſtoteles, bei Leibnitz oder Locke, bei Cicero oder Hume, bei Tacitus oder —, iſt ein Fragment aus der wahren Kantiſchen Philoſophie ꝛc.“ Dieſer Satz hat auf mich eine große Wirkung gethan; anch io sono pittore! dachte ich, und beſchloß, mich wenigſtens in die Vorhöfe dieſes vorgeblichen labyrinthiſchen Tempels zu wagen. Als ich die Ehre hatte, Sie vorigen Sommer in Borſtel zu ſehen, verſprachen Sie uns, einmal mehr über Kant ſagen zu wollen. Möchte der künftige Frühling Sie auf's Land locken und zu uns führen; wir wollten dann unter heiterem Himmel der reinen Vernunft unter Ihrer Leitung nachſpüren. Ich war durch Aeußerungen einiger Antikantianer ſehr abgeſchreckt, je

ein Buch von dieſem Zermalmer zu leſen: er glaube an angeborne Ideen, perſonificire Zeit und Raum, verwerfe jede Erkenntniß a posteriori, ſey ein Idealiſt, ein Atheiſt. Nun ich aber mich in das Zauberſchloß gewagt habe, geht es mir, wie dem Melchior von Bremen bei dem berüchtigten Ritter, der nur mit ſolchen Gäſten unſanft verfuhr, die aus Furcht oder Weichlichkeit die derbe, geſunde Speiſe oder den edlen Wein, verax aperire praecordia, nicht mit geſundem Appetit zu ſich nahmen. Ich kam mit unbeſtochenem Gemüth, mit warmem Herzen und beſcheidener Aufmerkſamkeit in den Vorſaal des Ritters, wo ich weder Keulen ſah, noch verriegelte Thüren fand, ſondern die ſchönſte Säulenordnung, die mich vermuthen läßt, die innern Gemächer werden dem Periſtyle an Schönheit und Harmonie nichts nachgeben. Aber in jene bin ich noch nicht eingedrungen, und wenn Sie, wertheſter Herr v. Gg., mich hinein leiten wollten, ſo würde ich es dankbar erkennen. Mit der Kritik der reinen Vernunft, dritte Auflage, habe ich angefangen; dabei habe ich Schultzens Prüfung der Kritik und Schmits Wörterbuch. Fange ich ſo recht an? — Sehr dankbar werde ich Ihnen für jeden Wink ſeyn, und darf ich Ihnen meine Zweifel vorlegen, wenn mir welche kommen? Stolberg wird ſich ehestens, ſobald er einen ruhigen Augenblick findet, die Freude machen, Ihre intereſſante Abhandlung zu leſen und Ihnen dann ſelbſt danken und Sie ſeiner herzlichen Freundſchaft verſichern. . . .

Ich verbleibe mit der größten Hochachtung, wertheſter Herr v. Gg.

Ihre ganz ergebenſte Dienerin
L(ouiſe) Stolberg.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beſchluß.)

Induſtrie und Volksunterricht.

Der Saal, worin die öffentliche Sitzung ſtatt fand, hing voll von Schriftproben, Zeichnungen, Mädchenarbeiten, und eine Auswahl von Knaben und Mädchen aus allen Schulen ſang recht gut mehrere Lieder. Chöre und andere Singſtücke unter Leitung des Herrn Wilhem, welchen der Munizipalrath von Paris vor einiger Zeit zum Inſpektor des Geſangunterrichts in den Pariſer kleinen Schulen ernannt hat. Aber intereſſant wäre eine Vergleichung des Zuſtandes der Pariſer Schulen mit dem irgend einer Schule aus einer entfernten Provinz geweſen, wenn ſich dies bewerkſtelligen ließe. Bei den öffentlichen Ausſtellungen ſucht man ſtets nur die glänzende Seite der Dinge hervorzuheben und verbirgt die dunklere; es läßt ſich alſo auch nicht wohl aus denſelben auf's Ganze ſchließen. Indeſſen iſt doch bekannt und unbeſtreitbar, daß ſeit einigen Jahren in Frankreich viel zur Verbeſſerung der Volksſchulen und der Lage der Schullehrer geſchehen iſt. Aber noch bleibt viel zu thun übrig; dies verkannte auch der Berichterſtatter der Geſellſchaft nicht, und es erging daher ein Aufruf an die Volksfreunde, doch ja den geſtreuten Samen nicht untergehen zu laſſen, ſondern das Wachsthum der jungen Keime ſo viel als möglich zu befördern. An Realſchulen iſt noch Mangel, aber auch dieſe werden nach und nach entſtehen; eine große Induſtrieſchule iſt von Privatperſonen ſchon vor einigen Jahren in Paris angelegt worden und beſteht noch; hoffentlich wird ſie ſich auch ferner erhalten, wiewohl ſie wegen der chemiſchen Verſuche, des phyſikaliſchen Apparats und dergleichen ſehr viel koſtet. Knaben können ſich hier ganz für das Fabrikweſen bilden, wozu ſie in den öffentlichen Anſtalten, außer etwa in der polytechniſchen Schule, keine Gelegenheit haben. In der Induſtrieſchule iſt der geſammte Unterricht auf dies einzige Fach gerichtet, welches jetzt, in der langen Friedenszeit, eine ſo hohe Wichtigkeit erhält, und bei dem ſtets ſchwankenden Werthe aller Staatsanleihen immer mehr Kapitalien an ſich ziehen wird. Ein Staatsdiener werden, um ein Amt nachſuchen, iſt nicht Jedermanns Sache, und in Frankreich gewährt dies auch nicht immer eine ſichere Ausſicht auf die Zukunft. Wer frei und unabhängig leben will, zieht auch Beſchäftigungen vor, wobei er nach Maßgabe ſeines Talents weiter kommt. Der Gewerbsfleiß bringt noch dazu ſo großen Gewinn, wenn er wohl angebracht wird, daß es nicht zu verwundern iſt, wenn ſich ſo Manche jetzt auf dieſes Fach legen, dem in Frankreich keine alten Gebräuche und Geſetze mehr im Wege ſtehen. Maſchinenbau und Verbeſſerung, Gasbeleuchtung, Eiſenbahnen, Fabriken, Alles dieſes und vieles Andere beſchäftigt jetzt die Aufmerkſamkeit und die Kapitalien. Frankreich iſt ein Land voll von Materialien und Hülfsmitteln aller Art; es kommt nur darauf an, ſie zweckmäßig zu benützen und ſie ſich mit dem geringſten Koſten und Aufwand von Mühe zuzueignen. Deßhalb iſt es ſo wichtig, den Volksunterricht zu verbreiten, damit auch in den vom Mittelpunkte entfernten Provinzen, die bisher an der allgemeinen Regung wenig Antheil nahmen, beſſere Begriffe von nützlichen Erfindungen und Bereicherungen der Kunſt in Umlauf kommen, und die Geiſtesträgheit, welche überall dem von großen Städten entfernt wohnenden Volke eigenthümlich iſt, einem regern Leben weiche. In Hinſicht ſeiner politiſchen Einrichtungen bleibt Frankreich jetzt wenig zu wünſchen übrig; aber im Ackerbau, im Gewerbsfleiß in den Landſtädten, in der Benützung der vom Lande ſelbſt dargebotenen Hülfsmittel hat es noch viel zu verbeſſern und anders zu geſtalten. Deßhalb muß man immer wieder auf den Grund, Verbeſſerung und Verbreitung des Volksunterrichts, zurückkommen. Die Geiſtlichkeit, welche dieſen Unterricht ſo gern in Händen behalten hätte, hat die Kunſt nicht verſtanden, denſelben den Bedürfniſſen der jetzigen Zeit anzupaſſen. Deſto mehr müſſen alſo die Volksfreunde, welche die redliche Abſicht haben, ihren Mitmenſchen die größte Freiheit und das meiſte Glück zu verſchaffen, durch Verbeſſerung des Unterrichts nach dieſem Ziele hinwirken. Ihr Tagewerk iſt viel leichter und angenehmer ſeit der Julirevolution, folglich iſt man auch berechtigt, größern und auffallendern Erfolg von demſelben zu hoffen, als ſonſt.

Dg.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 158.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 3. Juli 1835.

Tu juges bien qu'une ville bâtie en l'air, qui a six ou sept maisons les unes sur les autres, est extrêmement peuplée, et que, quand tout le monde est descendu dans la rue, il s'y fait un bel embarras.

Montesquieu,
Lettres persanes.

Der Sonntag in Paris.

An den Wochentagen ist der Anblick der Hauptstadt und die Lebensweise ihrer Bewohner so ziemlich gleichförmig, nur nach den verschiedenen Stadttheilen verschieden. Während in den Quartieren über den Boulevards, im Faubourg Saint Germain, so wie in allen Bezirken, wo die Reichen und Vornehmen wohnen, noch tiefe Stille herrscht, während selbst der Krämer und Handwerksmann im Faubourg Saint Antoine und im Quartier Saint Jacques von den Arbeiten und Mühen des vorigen Tags sich noch im Arme des Schlummers erholt, ziehen bei dem Scheine der halb erloschenen Straßenreverbèren schon mehrere tausend Landleute mit ihren schwerbeladenen Wagen in die Stadt, um die Produkte des Feldbaus noch vor fünf Uhr Morgens abzusetzen, wie es die Polizeiverordnung gebietet, damit später nicht das Gedränge der Wagen, Pferde und Menschen in den engen, schmutzigen Straßen der Stadt unentwirrbar werde. Ein mächtiger Markt beginnt; der Marché des Innocens, die Straßen Saint-Denis, Saint-Honoré, Montorgeuil und die kleinen, auf den Marktplatz stoßenden Straßen in der Runde beleben sich, die Marchands de vins öffnen ihre Laden, die Höckerweiber schlagen ihre Kaffeebuden auf der Straße auf, und die Detailhändler kommen dahin, um sich mit den Bedürfnissen des Tags zu versorgen. Bald darauf folgt ein langer Wagenzug, mit Seefischen, Austern, Butter, Eiern, Wildpret, zahmem und wildem Geflügel aller Art beladen; die Butter wird von eigends dazu angestellten, zuverlässigen Leuten centnerweise verkauft, und auf dem Fischmarkt werden ganze Wagen voll Fische auf einmal ausgeboten. Mit Anbruch des Tags kommen die leichten Fuhrwerke der Milchmädchen, Blumen-, Obst- und Gemüseverkäuferinnen; zahlreiche Omnibus, Favorites, Dames blanches und Diligencen fangen an, die Straßen zu durchkreuzen und die Einwohner der Hauptstadt von einem Stadttheile zum andern zu befördern und Reisende nach allen Weltgegenden abzuführen. Gegen sieben Uhr öffnen sich die Werkstätten, und um dieselbe Zeit gehen auch die Kaufläden auf. Um acht Uhr wird das Quartier Latin besonders rührig und belebt; die Tausende von Studenten ziehen in die Hörsäle der Sorbonne und der Ecole de médecine; die Advokaten, Notare und Gerichtsschreiber empfangen etwa um dieselbe Stunde ihre Klienten im Heiligthum ihrer Kabinette. Um neun Uhr gewinnt die Cité ein bewegtes Ansehen; das Palais de Justice und seine weiten Gerichtssäle füllen sich mit Klägern, Beklagten, Advokaten und Zuschauern. Langsam geht die in den gewerbsamen Theilen der Stadt schon mit Tagesanbruch begonnene Bewegung in die Gegenden des Palais-royal, der Tuilerien, der Madelaine

und der Chauſſee d'Antin über. Um zehn Uhr begeben ſich die Angeſtellten, Beamten und Staatsdiener gemächlichen Schritts in ihre Kanzleien, die Schaar der Commis eilt auf ihre Komptoirs, und die Bankiers und großen Handelsherrn ſetzen ſich an ihren Pult, um die zwiſchen zwei und fünf Uhr auf der Börſe zu machenden Geſchäfte zu überdenken und zu ordnen. Die allgemeine Thätigkeit dauert bis fünf Uhr, dann werden die Kanzleien, die Gerichtshöfe, die Komptoirs geſchloſſen, und alle wichtigen Geſchäfte haben ein Ende. Der wohlhabende Bürger ſpeist mit ſeiner Familie zu Mittag, die Fremden, Hageſtolzen und penſionirten Beamten drängen ſich in die Reſtaurationen und Speiſehäuſer, die reiche und vornehme Welt ſpeist oder vielmehr ſchmauſet zwiſchen ſechs und ſieben Uhr und fährt in glänzenden Equipagen zu ihren koſtbaren Gaſtmahlen, welche an Luxus und ausgeſuchter Delikateſſe gewiß die mensae syracusanae der Alten übertreffen. Nach dem Mittageſſen füllen ſich die Kaffeehäuſer und Theater bis gegen Mitternacht, dann geben die Schauſpiele zu Ende und die Nachhauſegehenden nehmen noch hie und da im erſten beſten Café ein Glas Eis oder Limonade. Der ruhige, gemüthliche Bürgersmann aber hat ſich ſchon zur Ruhe begeben, wenn die vornehme Welt noch von einem Vergnügen zum andern fliegt, weil ſie den Genuß nicht kennt, den mäßige Arbeit und die Uebung der Wiſſenſchaften gewähren.

Eine andere eigenthümliche Phyſiognomie hat Paris am Sonntag. Vormittags ſind noch die meiſten Laden geöffnet und der Betrieb und Verkehr gehen noch im alten Gleiſe fort. Der Nachmittag dagegen legt die Geſchäftsmiene ab und zieht ein Feiertagskleid an. Alles zeigt die laute, lebendige Bewegung eines Volksfeſtes. Schon gegen zwei Uhr fängt der induſtrielle Theil der Bevölkerung an, von allen Seiten der Stadt den Bureaux der Omnibus und Geſellſchaftswagen zuzuſtrömen, welche um einen niedrigen Preis 14 bis 20 Perſonen zugleich in die benachbarten Ortſchaften der Umgegend von Paris führen. Der Tuilleriengarten, während der Woche in den Nachmittags- und Abendſtunden der Sammelplatz der vornehmen und ſchönen Welt, iſt heute von einer ſchwärmenden Volksmenge beſtürmt und eingenommen; die Blumenbeete, Bänke und Statuen bedecken ſich mit Staub, und das Auge, ſonſt nur gewöhnt, auf die geſchmackvollſten und reichſten Toiletten zu treffen, wird an dieſem Tage oft von dem wunderlichſten Damenputz überraſcht. — Schaarenweiſe ſtrömt es in den Louvre, und ſeine weiten Galerien füllen ſich mit allerlei Volk, mit Müſſiggängern, Taſchendieben, Gaffern, Bettlern, mit verdächtigen Gerüchen und gedankenloſer Langenweile. Sonntags muß man nicht das Muſeum beſuchen; dieſe ſchönen Kunſthallen ſind verpeſtet von der Hitze, dem Staub und den verſchiedenartigen Gerüchen, welche von der in allen Gängen ſich häufenden und drängenden Volksmenge verbreitet werden; begegnen wir auch hier und da einer ſchönen Dame aus der eleganten Welt, ſo erhöht dieſelbe mit ihren Salben und Parfüms durch augenblicklichen Wohlgeruch nur die unſerer Naſe ſogleich zurückkehrenden Leiden.

Auf dem Place de la Concorde ſehen wir eine ungewöhnliche Menge jener zweirädrigen Fuhrwerke mit einem Gaule, welche man hier allgemein Coucou's nennt und die ehemals vor der Erfindung und Einführung der Omnibus die einzige qualvolle Reſſource für den ehrlichen Bürgersmann waren, wenn er Sonntags mit ſeiner Familie eine Landpartie machen wollte. Heutzutage hat die Zahl dieſer garſtigen, unbequemen Fuhrwerke ſich bedeutend verringert, und faſt ausſchließlich beſchränkt ſich jetzt die niedere Volksklaſſe auf den Gebrauch derſelben. — Die Alleen der Champs élysées werden Sonntags von ſchwerfälligen Fiakern und Cabriolets und lahmen Miethgäulen, anſtatt von eleganten Tilburis und Kutſchen und leichtfüßigen Engländern durchſchnitten, und in den Seitengängen der Hauptallee drängt ſich eine tumultuariſche Volksmenge, welche bald vor der Marionettenbude ſtillſteht, um den Kaſperle ſich mit der Katze ſchlagen zu ſehen, oder verwundert anhält, wenn niedlich geputzte Kinder in einem kleinen, von Ziegen gezogenen Wagen ſpazieren fahren; die dicke Metzgersfrau überzeugt ſich im Vorbeigehen, wie ſchwer ſie wiegt, und der Soldat kauft dem Quackſalber, der die gröbſten Späße macht, eine Salbe wider die Hühneraugen ab. Zahlreiche Banden von Muſikanten laſſen ſich hören, und überall rufen und lärmen die Limonadeverkäufer und Marchands de Coco mit ihrer durchdringenden Stimme dazwiſchen: Messieurs et Mesdames, qui est ce qui veut boire? — demandez à boire!

(Die Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen an die Reiſe des Königs Otto durch Oſtgriechenland.

(Fortſetzung.)

Die Betrachtung der Oertlichkeiten verbreitet auch einiges Licht über die ſo wenig bekannten näheren Umſtände der denkwürdigen Schlacht. Kleombrotos mit den Lakedämoniern kam aus Phokis auf rauhen, unwegſamen Pfaden, die heute kaum ein einzelner Wanderer paſſirt, längs der Südſeite des Helikon über Thisbe (Kakoſi) nach Kreuſis (Livadoſtro), und lagerte ſich an der Ebene von Leuktra, ohne

Zweifel auf den ſüdlichen Hügeln, bei Paragungia; Epaminondas, der ihn in den Engpäſſen auf der Nordſeite des Helikon am kopaiſchen See erwartet hatte, lagerte ſich auf einem Hügel ihm gegenüber, alſo bei Leuktra ſelbſt. Die kleine Ebene war demnach das Schlachtfeld, und der geſchlagene Kleombrotos bewerkſtelligte ſeinen Rückzug auf dem einzigen Wege, der ihm in ſeiner Stellung offen blieb, über die hinterwärts liegenden Höhen und das Thal der Oeroe um das weſtliche Ende des Kithäron nach Aegoſthena. *

Beim Aufbruch von Leuktra nöthigte ein Regenſchauer zu einem ſchnellern Ritte über niedrige Hügel nach Theſpiä, das in kreisförmiger, durch die Trümmer der eingefallenen Mauer bezeichneter Geſtalt in der Mitte einer ſchmalen, aber fruchtbaren Ebene und an den Quellen eines Baches liegt, der unter dem Namen Kanavari ſich von hier in nordöſtlicher Richtung zwiſchen den Hügeln fortſchlängelt und drei Viertelſtunden weſtlich von Theben die große thebäiſche Ebene durchkreuzt, um ſich in den See Hylike zu ergießen. Die Ebene von Theſpiä ſteigt weſtwärts ſanft gegen den eine Stunde entfernten Helikon hinan, wo man auf einem ſpitzigen, iſolirten Felſen die Ruinen von Askra (Heſiods Sitze) über dem Thale des Muſenhains erblickt. Theſpiä nahm wahrſcheinlich zur Zeit ſeiner letzten Blüthe unter den Römern ** noch einen anſehnlichen Raum oſtwärts außerhalb ſeiner Ringmauer ein, und hier vorzüglich findet man viele alte Quadern und Grabſteine mit Inſchriften und ſchlechten Reliefs, *** theils über die Felder zerſtreut, theils in den Ruinen einiger Kirchen und Fontänen vereinigt. Die Hügel auf der Nordſeite der Ebene erheben ſich ſteil zu einer Höhe von drei- bis vierhundert Fuß; auf ihnen liegt das Dorf Erimokaſtro, und in und neben der Kirche des h. Charalampos, weſtlich vom Dorfe, finden ſich einige Basreliefs von hoher Schönheit, deren Transport in's Muſeum aber zur Zeit, bei dem Mangel an Wagen und fahrbaren Straßen, noch unmöglich iſt.

Während des Aufenthalts in Erimokaſtro hatte der Regen aufgehört und die Reiſe wurde längs dem Kanavaribache nach Theben fortgeſetzt. Schon eine halbe Stunde vor der Stadt wurde der König von der geſammten Bürgerſchaft empfangen, welche, nach Zünften (συντεχνίαι) geordnet, deren jede eine mit entſprechenden Emblemen verzierte Fahnen trug, Se. Majeſtät unter betäubendem Jubel in die Stadt einführten. Der Zug ging in dem Ravin oder tiefen Bette der Dirke, die auf der Weſtſeite Thebens fließt, hinauf nach dem Thor der Elektra (dem ſüdlichſten), wo ein Ehrenbogen errichtet war und wo der König von einem ſehr hübſchen jungen Mädchen mit einer kurzen Anrede begrüßt wurde. Das große Menſchengedränge, da faſt ganz Böotien ſich hier verſammelt hatte, erlaubte nur langſam in Theben einzureiten, ſo daß Frauen und Mädchen Zeit gewannen, den König und ſein Gefolge aus den Fenſtern des erſten Stocks mit wohlriechenden Eſſenzen zu überſchütten, ein im Orient üblicher Bewillkommungs- und Höflichkeitsgebrauch. Nachdem der König in der Metropolitankirche einem Tedeum (δοξολογία) zu Ehren ſeiner glücklichen Ankunft in der Hauptſtadt Böotiens beigewohnt, begab er ſich in die für ihn beſtimmte Wohnung.

Der ſtolze Name der ſiebenthorigen Thebe darf die Leſer in Bezug auf die Größe der Stadt nicht irre führen. Das heutige Theben ist, wie ſchon zur Zeit des Strabon und Pauſanias, ** auf den Rücken der Kadmeia beſchränkt, eines länglicht ovalen Hügels, deſſen Fläche ſich von Süden nach Norden ſenkt; auf der Weſtſeite fließt die Dirke, auf der Oſtſeite, noch durch ein paar niedrige Hügel von der Stadt getrennt, der Ismenos, und gegen Norden breitet ſich die große Thebäiſche Ebene aus. Im Kriege iſt die Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelt worden, aus dem ſich erſt einzelne ſchlecht gebaute Häuſer wieder erheben; der Umſtand, daß hier aller Boden, als früheres türkiſches Eigenthum, der Regierung eignet, erſchwert oder verzögert doch die Neubauten. — Von den Gebäuden des Alterthums ſind keine Ruinen mehr erhalten, aber wohl eine Menge in den Kirchen und unter den modernen Trümmern zerſtreuter Marmorquadern, Inſchriften und Architekturſtücke, zum Theil von vorzüglicher Arbeit, die an die geſchwundene Pracht und Größe erinnern. Am ſüdlichen Rande der Kadmeia ſteht ein ſtarker, viereckiger Thurm aus dem Mittelalter, wahrſcheinlich aus der Zeit des fränkiſchen Herzogthums unter der Familie la Roche; ferner ein Thor und eine Brücke aus derſelben Zeit an der Oſtſeite der Stadt.

(Schluß des erſten Briefs.)

---

* Xenoph. a. a. O. 6, 4, 3—26. — Pauſ. 9, 13.

** Strabon 9, S. 265 Tchn.

*** Dieſe Grabmäler ſtellen gewöhnlich einen Ritter mit ſeinem Schilde, neben ſeinem Roſſe ſtehend, dar, mit der Ueberſchrift: ὁ δεῖνα ἥρως χαῖρε, oder ἥρως χρηστὲ χαῖρε. Die Zeit aber, in welcher man jeden ehrlichen Spießbürger in ſeiner Grabſchrift zu einem Heroen (und Frauen zu Heroinen) zu ſtempeln pflegte, war eben die, wo die griechiſche Geſchichte keine Helden mehr kennt.

* Jetzt ἡ Θηβα, oder in dem äoliſirenden Volksdialekt ἡ Φηβα.

** Strabon 9, S. 251 Tchn. — Pauſan. 9, 14.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Juni.

Buffalini. Verfall der Musik.

In unserem Toskana ist im Gebiet der Wissenschaften mehr Erfreuliches zu bemerken, als man in Deutschland glaubt. Schon früher ward der um Naturwissenschaften, namentlich um Physik, wohlverdiente Professor Nobili hieher berufen, und neulich ist auch Buffalini aus dem Römischen für die klinischen Anstalten der hiesigen Stadt gewonnen worden. Vielleicht konnte sich in neuester Zeit kein Lehrer solchen Beifalls bei der italienischen Jugend rühmen, als Buffalini in diesem Augenblick genießt; er elektrisirt nicht allein die Studenten, welche zur Beendigung ihres praktischen Kursus hier aus Pisa und Siena zusammenkommen, sondern entzückt durch seine Milde, durch seinen gediegenen und belebten Vortrag Jeden, der ihn zu hören Gelegenheit fand. Am Krankenbett namentlich entfaltet sich die ganze Klarheit und unendliche Güte seines Wesens, und nimmt sondern [illegible] und gewinnend nicht allein für die Wissenschaft, gend ihm die Pferde [illegible] seine Persönlichkeit ein, so daß die Ju- nach Hause ziehen will. So [illegible] Wagen ausspannen und ihn [illegible] er weiß das nicht? die italienischen Studenten an allgemeiner [illegible] und vor- züglich an Kenntnissen den deutschen nachstehen, so weichen sie diesen im Enthusiasmus für verehrte Lehrer. Daß dies sich nun hier vielleicht etwas greller äußert, rührt eben sowohl daher, daß so selten etwas Bedeutendes gehört wird, als daß der Italiener, überhaupt entzündbarer, ist er einmal aus seiner verständigen Haltung herausgetrieben, leicht maßlos wird. Durch allen Verfall hindurch findet Großes und Bedeutendes immer noch, wenn auch nur momentan, im Herzen der italienischen Jugend einen Widerklang; der Puls des großen Lebens, der ehemals die größten Schöpfungen durchdrang, hat bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz ausgeschlagen.

Die Oper kann in Florenz nicht leicht eines von den jetzt am Theaterhimmel glänzenden Gestirnen besitzen, weil man nicht die verhältnißmäßig unerhörten Summen dafür verwenden will, welche Mailand, Neapel, ja selbst kleinere Städte Toskana's in den letzten Jahren für dieses Vergnügen bezahlt haben. Da die Pergola während des Karnevals und auch sonst ein großer Konversationssaal für die vornehme Welt ist, und man deßwegen wenig auf das achtet, was eben vorgetragen wird, höchstens auf einen Augenblick die Unterredung stocken läßt, wenn eine jener beliebten Rossinischen oder Bellinischen Arien, ein lärmendes Finale oder ein erträgliches Duo zum zwanzigsten Male wiederkehren, so ist das Haus bis zum Brechen überfüllt. Es kommt dazu, daß die Wohlfeilheit der Preise dieses Vergnügen auch dem weniger Bemittelten zugänglich macht. Während man in St. Karlo in Neapel für einen Platz im Parterre stets einen halben Scudo zu zahlen hat, kann man hier die Pergola um drei Paul, die übrigen Theater um höchstens einen Paul besuchen. Dies ist alles ganz hübsch, wenn das Vergnügen nur selbst nicht so über alle Vorstellung mager und ungenügend ausfiele, wenn man nur ein einziges Mal ein musikalisches Ganze, oder eine Komödie ganz genießen könnte.

Ich weiß nicht, ob man ein besonderes Recht hat, stets den Verfall der Künste in Italien hervorzuheben. Die Italiener können wenigstens für sich anführen, daß sie während mehr denn drei Jahrhunderten das Rühmlichste geleistet haben, und daß der jetzige Zustand eben auch noch ein nationaler ist, d. h. die elende Unbedeutenheit zeigt, zu welcher das übrige Leben Italiens nun schon seit langer Zeit verdammt ist. Andere Nationen, die bei einzelnen würdigen Bestrebungen eben so wenig eine historische, mit dem Geist des Volks verbundene Kunst aufzuweisen haben, werden nicht auf ähnliche Weise sich entschuldigen können. Man lege sich dies zurecht, wie man eben will, man gestehe ein, daß die letzten Jahrhunderte so gut als das unsrige einem ganz andern Ziele, als einem künstlerischen entgegenstrebten, daß die Italiener vielleicht (woran am Ende wenig gelegen ist) in diesem Augenblick wirklich weniger Talent in den bildenden Künsten entwickeln, als einige andere Nationen; daß aber die Musik, welche gerade in und mit dem Verfall des politischen Lebens erstand und sich erhob, so jämmerlich verunstaltet wird, muß von Allen drückend empfunden werden, welche daneben die Fülle und den Reichthum musikalischen Lebens sich vergegenwärtigen, das dem Italiener in seiner fast immer schönen Stimme von einer verschwenderischen Natur mitgegeben ist. Eine ganze Weite ist man hingerissen gewesen von der Walzer- (ballabile) und Militärmusik (bandabile) des Rossini, hat sich diese so lange vortrompeten, vorpauken und vortrommeln lassen, daß man endlich nach der Reaktion eines weicheren Romantismus sich umsah. Nun wird man nicht müde, die Kompositionen des Bellini zu wiederholen, welche bei gewiß geringerer Einheit, bei weniger geschickt gehandhabter Instrumentirung das sentimental schöne Motiv des l'amo, l'amo, o mi piu cara aus [illegible]meo und Julia überall durchklingen lassen. Ich möchte wissen, [illegible] man in Italien je dahin kommen wird, diesen Komponisten [illegible] eigentlichen Platz anzuweisen; der Geschmack an ihren Leistungen hat jetzt alle Klassen des Volks so durchdrungen, daß es auf jeden Fall noch weit hinauszurücken seyn wird. Kommt aber die Zeit, dann wird sich vielleicht der Enthusiasmus, der sie jetzt bis an die Sterne, in den Himmel der Unsterblichkeit tragen will, in eben so großen Haß, in das Bewußtseyn umgestalten, daß sie den Schwächen, den Sünden ihres Volkes mit Sirenengesängen schmeichlerisch fröhnten, und auf unberechenbare Weise das entnervten, was für die Hoffnung einer allmählichen Erhebung Gewähr zu leisten hatte. Einer unbefangenen Nachwelt wird es zu urtheilen überlassen seyn, ob dies nicht die Poeten waren, welche jener Athenienser über die Grenzen seines Landes hinausgeschickt wissen wollte. — Bei einer Nation, die kein musikalisches Gefühl, und deßwegen keine Komponisten hat, ist ein Verfall dieser Art erklärlich; sie mag Alles, was italienisch von italienischen Sängern vorgetragen wird, schon traditionsweise für vortrefflich nehmen. Hier aber, wo als letzter Strahl abscheidender Größe zu Anfang des 16ten Jahrhunderts sich das Herrlichste in der Kirchenmusik entfaltete, wo die Lamentationen des tiefsten Italieners, des Palestrina, als Klagestimmen über die verfallende Größe seines Volkes angesehen werden können, wo später eine Unzahl reichbegabter Komponisten mit den geistreichsten Schöpfungen auftrat, hier, wo, wie gesagt, von den untersten bis zu den höchsten Klassen die Natur noch immerfort die schönsten Stimmen verschwendet — keine Kirchenmusik mehr, keine einzige wirklich bedeutende Oper, keine, oder ganz wenige Sänger und Sängerinnen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 159.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. Juli 1835.

His absence
Lays blame upon his promise.
Shakespeare.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte. *

Von

Dr. Nürnberger.

Der Umstand, welcher jezt in der wissenschaftlichen Welt die allgemeine Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch nimmt und mit welchem ich meinen diesmaligen naturwissenschaftlichen Bericht eröffnen muß, ist das noch immer nicht erfolgende Sichtbarwerden des Halley'schen Kometen, nachdem unser wackerer Kometenberechner Olbers in einer, der astronomischen Gesellschaft zu London Anfangs dieses Jahrs vorgelegten Abhandlung zu beweisen versucht hatte, daß das Eintreten jener Erscheinung mit einiger Wahrscheinlichkeit schon im Februar oder März, und also lange vor dem bekanntlich erst im November stattfindenden Durchgange durch die Sonnennähe erwartet werden dürfe. Olbers stüzte diese Wahrscheinlichkeit vorzüglich auf die Analogie, daß andere Kometen, und namentlich der, in der Erinnerung vieler Leser noch lebende, prachtvolle Komet des Jahrs 1811, in einer weit größern Entfernung von der Sonne sichtbar gewesen sind, als diejenige ist, in welcher sich der Halley'sche Komet bald nach Anfange des laufenden Jahrs befunden haben muß, obwohl, wie wir gleich sehen werden, andere Astronomen dies nicht erfolgende Sichtbarwerden des leztern eben von seiner noch fortdauernden großen Entfernung abhängig machen. Allein es darf dabei doch auch bemerkt werden, daß jenes Sichtbarwerden überhaupt nicht allein von der Entfernung, sondern zugleich von der Größe und Masse des Kometen abhangen könne, und daß leztere bei dem Halley'schen Kometen, der schon so oft durch seine Sonnennähe gegangen ist, und dabei immer eine bedeutende Schweifausdehnung erfahren hat, in Folge des leztern Grundes wohl eine Verringerung erlitten haben könnte; eine Hypothese, welcher mehrere Astronomen huldigen und auf welche wir unten zurückkommen werden.

In jedem Falle ist das Ausbleiben des so sehnsuchtsvoll erwarteten Himmelsgastes ein höchst merkwürdiges Faktum, und hat auch schon zu einer astronomischen Mystifikation Veranlassung gegeben. Während man sich nämlich noch darüber besprach, erschien plözlich in allen Berliner Blättern eine angebliche Mittheilung des jezt am Kap der guten Hoffnung beschäftigten englischen Astronomen Herschel (Sohn des großen Herschel) an

* Vergl. den vorlezten dieser Berichte in Nr. 111 u. ff. unserer Blätter.

den Direktor der Wiener Sternwarte, Littrow: „es ſey der Halley'ſche Komet von ihm bereits beobachtet, aber, in wahrſcheinlicher Folge der Anziehungseinflüſſe anderer Himmelskörper, an einer ganz andern Stelle, als wo er hätte geſucht werden müſſen, und derſelbe werde im laufenden Jahre nun ferner für uns gar nicht mehr ſichtbar werden.“

Der Direktor der Sternwarte zu Seeberg, Profeſſor Hansen, erwiderte darauf mit Recht, „daß ſich der nun ſchon bei fünf Erſcheinungen beobachtete * und im bevorſtehenden Herbſte zum ſechsten Male zu erwartende Halley'ſche Komet noch in ſehr großer Entfernung von uns befinde, welche zu Ende Aprils gegen 80 Millionen Meilen betrage. Seine noch nicht erfolgte Sichtbarkeit für uns könne daher die Vorherverkündigung ſeiner Wiederkunft nicht widerlegen, da überhaupt ſeit ſeinem Verſchwinden im Jahre 1759 auch durch die ſtärkſten Inſtrumente nichts von ihm wahrgenommen worden ſey. Die Beſtimmung ſeiner Wiederkunft auf den diesjährigen Herbſt gründe ſich aber auf die Vergleichung der Umſtände ſeiner frühern Umläufe und auf die Baſis des Newton'ſchen Gravitationsgeſetzes, welches alle Himmelskörper regiert und noch nie getäuſcht hat. Die Berechnung ſey durch mehrere Aſtronomen, ** unabhängig von einander, geführt, und bei der nahen Uebereinſtimmung der gefundenen Reſultate als geſchloſſen zu betrachten. Nur in dem einzigen Falle, daß der Komet in ſeinem Laufe mit einem andern Weltkörper zuſammengeſtoßen wäre, ſey es möglich, daß ſeine Wiederkunft zur berechneten Zeit vergeblich erwartet würde; aber die Wahrſcheinlichkeit eines ſolchen Zuſammentreffens ſey unendlich klein. Am allerwenigſten laſſe ſich aber im gegenwärtigen Zeitpunkte weder am Vorgebirge der guten Hoffnung, noch an irgend einem andern Punkte der Erde eine Beobachtung dieſes Kometen annehmen, woraus eine ſolche Ablenkung von ſeiner Bahn, wie ſie Herſchel an Littrow gemeldet haben ſolle, geſchloſſen werden dürfe.“ Wirklich machte der Wiener Aſtronom auch bald nachher öffentlich bekannt, daß jene angebliche Mittheilung von Herſchel an ihn ein bloßes aſtronomiſches Mährchen ſey, nach deſſen eigentlichem ſcherzhaften Urheber man ſich bisher vergeblich umgeſehen hat.

Trotz dieſer Widerlegung des Faktums ſelbſt aber, hat die Sache bei mir doch zu ſehr ernſthaften Bedenklichkeiten Veranlaſſung gegeben, über welche ich mich, zumal der Gegenſtand immer größeres und allgemeineres Intereſſe erregt, mit den Leſern des Morgenblatts ausſprechen muß, um für den Fall, daß die Vorherſagungen der rechnenden Aſtronomie in Bezug auf die Wiederkehr unſeres Kometen diesmal nicht ganz oder gar nicht zuträfen, die Ehre der erhabenſten aller Wiſſenſchaften gleichwohl zu retten. Ich muß aber bei den nun folgenden, dazu nöthigen Auseinanderſetzungen freilich eine mehr als gewöhnliche Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen.

Die Urſache nämlich, welche bewirkt, daß die Körper unſeres Sonnenſyſtems elliptiſche Bahnen um die Sonne, als den Centralkörper dieſes Syſtems, beſchreiben, iſt bekanntlich die Anziehungskraft dieſer leztern, und dieſe Kraft wirkt dabei nach dem doppelten Verhältniß der Maſſe der Sonne und, ganz allgemein geſprochen, nach einem gewiſſen Geſetze der Entfernung. Dieſelbe Kraft wohnt aber unter denſelben allgemeinen Bedingungen allen Körpern bei, und indem alſo mehrere derſelben die Sonne umkreiſen, ſo werden ſie nicht bloß von dieſer angezogen, ſondern ſie ziehen ſich indeß, wiewohl viel weniger, zugleich unter einander ſelbſt an. Man nennt leztere kleinen Modifikationen, welche die überwiegende Anziehungskraft der Sonne durch die ſtörenden Anziehungseinflüſſe der andern Planeten erleidet, Perturbationen, und bringt den Aufenthalt oder die Beſchleunigung, die jeder Himmelskörper dadurch erfährt, bei Beſtimmung ſeines allaugenblicklichen Himmelsorts mit in Rechnung; ſo alſo auch bei unſerm Kometen. Nun hat es bei dieſer Berechnung bis jezt als Grundſatz gegolten, nur die Maſſe des perturbirenden und nicht die des perturbirten Himmelskörpers in Betracht zu nehmen; denn, ſagte man, wenn Ein materieller Punkt mit einer gewiſſen Kraft angezogen wird, ſo wird auch jeder andere materielle Punkt, den ihr euch neben jenem erſteren denkt, mit derſelben Kraft angezogen werden; es iſt kein Grund vorhanden, eine geringere Anziehung für dieſen zweiten Punkt als jenen erſten anzunehmen; die Gegenwart des zweiten ändert darin eben ſo wenig etwas für den erſten, und die Anziehungskraft hängt alſo nur von der Maſſe des Körpers, welcher anzieht, und nicht desjenigen ab, welcher angezogen wird. *

(Die Fortſetzung folgt.)

---

* Nämlich in den Jahren 1456, 1531, 1607, 1682 und 1759, mehrere frühere, nicht mit gleicher Zuverläſſigkeit konſtatirte Beobachtungen ungerechnet. N.

** Namentlich durch die beiden geſchickten franzöſiſchen Rechner Damoiſeau und Pontécoulant und den wackern Profeſſor Roſenberger zu Halle, deren Reſultate ſehr nahe zuſammentreffen. Pontécoulant hat die Rechnung mehrmals geführt, und ſezt den diesmaligen Durchgang durch das Perihelium, am Schluſſe ſeiner Théorie analytique du système du monde, auf den 2ten November.

* „Donc la force attractive ne dépend que de la masse qui attire, et non pas de celle qui est attirée.“ So Lalande, den ich wörtlich citire, da dieſe Sache weiter führen könnte. N.

Der Sonntag in Paris.

(Fortſetzung.)

Am originellſten iſt der Anblick der Hauptſtadt vor den Barrièren. Auf allen Straßen und Wegen ſtrömen die Leute aus den arbeitenden Volksklaſſen nach allen Seiten, in allen Richtungen dahin. Am beſuchteſten ſind die Barrière de Belleville hinter dem Faubourg du Temple, die Barrière du Trône hinter dem Faubourg Saint-Antoine, la Petite Villette hinter dem Faubourg Saint-Martin, die Barrière de Berry in der Nähe der Auſterlitzbrücke, die Barrière du Maine hinter dem Obſervatorium u. ſ. f. Weiber, Kinder, Männer, Burſche und Mädchen drängen ſich gruppenweiſe und ziehen in fröhlicher Redſeligkeit durch die Straßen nach dem Ziel ihrer heutigen Wanderung. Jeder Sonntag iſt hier ein Feſt, ein Jahrmarkt, eine Kirchweihe, ein Tag, gebenedeit vom Volke, verachtet von den Reichen und Vornehmen. Kleidung, Eile, Geſprächigkeit und heitere Laune deuten auf etwas Außergewöhnliches. Man hat alle Mühe, gleichen Schritt zu halten mit dem rüſtigen Volke, das ſich drängt und ſtößt und durch die verſchiedenen Faubourgs eilt, gleich als ob irgend ein Aufzug, eine Hinrichtung, ein Wunder zu ſehen, ein merkwürdiges Thier zu ſchauen, eine Prinzeſſin einzuholen und eine hohe Herrſchaft zu bewundern wäre. In den Straßen der Faubourgs wimmelt es von Menſchen; viele Spaziergänger kehren ſchon unterwegs ein-, zweimal im Wirthshauſe ein, um ſich durch einen Trunk für den weiten Gang zu belohnen oder ſich auf die Reiſe zu ſtärken.

Endlich kommt man vor die Barrière, wo Eſſen, Wein und Tanz billiger ſind, als in der Stadt, weil das Bereich des Douaniers aufhört. Ein Cabaret, ein Marchand de vins reiht ſich an den andern; alle haben vollauf zu thun, und die berühmteſten darunter, wie le petit Caporal vor der Barrière du Maine, le grand Vainqueur vor der Barrière von Belleville, les Maronniers vor der Barrière von Berry u. ſ. f. ſind jeden Sonntag zum Erdrücken voll. Das Aeußere dieſer Guinguettes iſt mit großen Sechſen und Achten beſchrieben, was anzeigen ſoll, daß man daſelbſt das Litre Wein zu ſechs und acht Sous verkaufe; das Innere, immer ſchmutzig und wenig einladend, iſt überfüllt mit Handwerkern, die in ihren Sonntagsröcken und Hüten herumſtehen und ſitzen und bedeutenden Spektakel machen. Unter ihnen bemerkt man manche hübſche Weiber und Griſetten, deren ſaubere Tracht und natürlich gute Haltung auffallend gegen den ungeordneten Anzug und die nicht ſehr galanten Manieren ihrer Liebhaber abſtechen. Durch alle Thüren geht es aus und ein; es ſummt, lärmt, ſchreit und ruft von allen Seiten in den verſchiedenſten Tönen und Dialekten. Reges Leben, ſo weit das Auge reicht; es wird geſungen, gezankt, gezecht. Endlich erſchallt die türkiſche Trommel und der pfeifende Ton der Klarinette vom Tanzplatze her; da werden die ſtehenden und ſitzenden Maſſen flüſſig, die Guinguettes leeren einen großen Theil ihrer Gäſte aus, und alle Tanzluſtigen eilen auf den Tanzplatz, der während der freundlichen Jahreszeit im Freien angebracht iſt. Die Tanzſäle für den Winter ſind groß und geräumig; ein Kronleuchter hängt in der Mitte, und der Plafond iſt mit ſoviel Zahlen beſchrieben, als Paare zugleich tanzen können. Der Preis für jeden Tanz wird nämlich im Voraus entrichtet; der Tänzer kauft am Comptoir für jeden Contretanz oder Walzer ein Billet mit einer Nummer, welche ihm ſeinen Platz im Saale anzeigt, eine ſehr einfache und löbliche Einrichtung, wodurch es möglich wird, daß trotz des außerordentlichen Zudrangs niemals Verwirrung und Unordnung entſteht.

Der Volkstanz der Franzoſen hat durchaus nicht ſo viel Leben, originellen Charakter, Ausdruck, Bewegung und Schnelligkeit, als z. B. der römiſche und deutſche Nationaltanz, und doch habe ich auf dieſen Tanzplätzen oft Gelegenheit gehabt, zu bemerken, wie die Tänzerin eine ſchöne Figur, einen hübſchen Fuß, der Tänzer einen gewandten Körper und eine gute Haltung trefflich geltend zu machen wiſſen. Natürlicher Anſtand und Gewandtheit ſind zwar jedem Pariſer ohne Ausnahme von der Natur mitgegeben, doch ein anderer, nicht unwichtiger Grund dafür liegt unſerm Bedünken nach in der Beſchaffenheit und dem Charakter der Hauptſtadt ſelbſt. Die Straßen in Paris ſind entſetzlich enge, namentlich in den Stadttheilen, wo die arbeitenden und gewerbtreibenden Klaſſen wohnen. Dieſe engen Straßen haben nur eine Goſſe; das Pflaſter läuft abwärts von den Häuſern zur Mitte, ſo daß ſie ſtets mit Schmutz bedeckt ſind; Kabriolets, Frachtwagen, Kutſchen, Menſchen und Eſel arbeiten dieſen Koth unaufhörlich und gemeinſchaftlich durcheinander, denn in den engen Gaſſen ſucht man vergebens Trottoirs. Dieſe Unannehmlichkeiten haben nun das Gute, daß man dadurch eine leichte Haltung und Gewandtheit des Körpers erlangt. Iſt es zu verwundern, daß man beweglich und gewandt wird, wenn man jeden Augenblick in Gefahr iſt, von einem Wagen niedergerannt zu werden, jeden Augenblick in Angſt, zwiſchen das Menſchen- und Pferdegewimmel zu gerathen, wenn man beſtändig auf den Fußſpitzen hüpfen muß, um die Pfützen zu vermeiden, wenn man die Augen überall, vorwärts und rückwärts haben, und ſich unter allen nur denkbaren Stellungen und Windungen an Sack- und Kohlenträgern, Mehlkrämern, Laternen- und Fiſchweibern wegſchieben muß, um die Kleidung rein

und ganz zu behalten? Ich wette, wenn man den tölpischsten deutschen Bauer eine Zeitlang nach Paris schickte, unter der Bedingung, daß er in den engen Gassen täglich einige Stunden spazieren gehen müsse, er würde so gewandt nach Hause kommen, wie ein Leipziger oder Berliner Dandy.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Juni.

(Fortsetzung.)

Verfall der Musik und dramatischen Kunst.

Wer nach Italien kommt, um alte Kirchenmusik zu hören, wird von den nördlichen Städten des Landes etwa so auf die südlichen vertröstet, wie einem von Genua aus in Rom, von dort in Neapel, Palermo, Malta, und von da aus, wer sie noch weiter suchen will, in Afrika immer die „schönern Orangen“ verheißen werden. Man hat sich mit dem zu begnügen, was man in Rom, und auch dort nur in der Osterwoche hört. Wer die päbstliche Kapelle häufig besucht, die großen Feste genau verfolgt, sich weite Wege, bedeutenden Zeitaufwand, oft getäuschte Erwartung, eine jedes Mal zu verschluckende Dosis von Langeweile und Verstimmung nicht verdrießen läßt, kann sicher seyn, auch außerdem manche schöne Erinnerung mit über die Alpen hinüber zu nehmen. Doch will ich bemerken, daß man außer einem Enthusiasmus, der vorhält, ein großes Phlegma mitbringen, oder sich hier erwerben muß, um nicht durch die gewöhnlich unruhige und unaufmerksame Umgebung gestört zu werden. Dem Italiener fehlt einmal für Produktionen dieser Art der Sinn, und wenn die alte Kirchenmusik in den Festlichkeiten der heiligen Woche während der allerletzten Zeit nicht noch mehr verschwand (sie ward schon genug reduzirt), so ist dies vielleicht bloß das Verdienst des wackern Bai. Man sieht, wie prekär eine Sache gestellt ist, welche sich fast lediglich an die Persönlichkeit Eines Mannes knüpft.

In der Oper ist der Italiener allmählich so entnervt worden, daß Gluck und Mozart ihm als veraltet (roba vecchia) erscheinen. Er läßt uns Deutschen auch hier den Titel der Gelehrsamkeit, den man Deutschen überhaupt so gerne zukommen läßt, sich oder den Franzosen dabei die eigentliche Methode, mit Einem Wort den Geist vorbehaltend. Außer der Pasta, die auch schon eine gute Weile singt, gibt es in diesem Augenblick keine italienische Sängerin von eigentlich europäischem Ruf. Im Gegentheil sind es Deutsche oder Französinnen, die hier Glück machen. Man wird der Ronzis, der Boccabadati, der Blasis, und wie sie Alle heißen mögen, einräumen, daß sie ganz gute Bravoursängerinnen sind; aber wo ist seit Jahr und Tag außer den ganz vereinzelt dastehenden Leistungen der großen Pasta etwas gehört worden, das Verständniß der ganzen Rolle, richtige Durchführung der musikalischen Aufgabe, Eindringen in den Geist der Darstellung, kurz, etwas zeigt, wie wir es an der Milder, der Schechner, der Malibran zu sehen gewohnt sind? Wie fest und verknöchert der Italiener nun einmal in seiner Ansicht von musikalischem Vortrag, von Musik überhaupt geworden ist, beweist, daß die Malibran, obwohl sie seit einigen Jahren in Italien von Zeit zu Zeit gesungen und allgemeinen Enthusiasmus erregt hat, doch für die Sänger und Sängerinnen selbst so gut als gar nicht dagewesen ist. In Deutschland und Frankreich lassen doch solche Erscheinungen gute oder schlechte Kopien, wenigstens Bestrebungen auf ihrer Bahn zurück; und wer erinnert sich nicht, daß, wenn die Krelinger oder die Schechner Reisen durch Deutschland machten, ihre Darstellungen noch für geraume Zeit in verjüngtem Maßstabe reprodnzirt wurden? Hier aber, wo man in der Malibran statt der vergebrachten instrumentenmäßigen Absingerei, statt der verschnörkelten Staten, statt der gemein-heftigen Gestikulation und der unangemessensten Gebahrung, statt der Entstellung alles Weiblichen, plötzlich eine schongebildete Stimme hörte, die sich ganz beherrscht und in der Gewalt hat, eine Biegsamkeit und Folgsamkeit, welche noch immer mehr Schnörkeleien zugelassen hätte, als die besten Heldinnen des Tages anbringen können, wo man ein Eindringen in den Geist der Rolle bemerken konnte, ein Verfolgen und Durchführen derselben, einfach plastische Bewegungen, die nie ausladen und stets in den engbeschriebenen Kreis der Weiblichkeit zurückkehren — hier staunte, stuzte, klatschte — vergaß man. Die Malibran läßt so wenig bleibende Folgen zurück, als Manzoni der höhern Romantik ein allgemeineres Verständniß eröffnen wird. Ich glaube, man wird hier nicht einwenden, daß Lablache und Rubini diesen Behauptungen auf das Glänzendste widersprechen, da an ihnen Italien nicht allein die hinsichtlich der Stimmen, sondern auch im Spiel ausgezeichnetsten Sänger von Europa besitze. Das Letzte ist eine von den runden Phrasen der Italiener, welche sie so gerne brauchen, und von Canova und Rossini bis zum Ueberdruß, und jetzt vielleicht schon zum Staunen der unbefangenern Mitwelt wiederholen. Man kann ihnen einräumen, daß Lablache als Barbier von Sevilla durchaus einzig und vollendet ist, Rubini in andern Rollen vielleicht nicht weniger; aber was beweisen zwei Sänger im Vergleich zu diesem eigentlich nationalen Ueberfluß an schönen Stimmen anders, als daß sie Ausnahmen sind?

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

Nach einem Sonette des Francesco Redi.

Nennt mir den Lehrer, seine Kunst ist lang
Im kurzen Leben, schwer die Probestunden.
Dem armen Schüler wird oft angst und bang.
Wie Wind ist oft die rechte Zeit verschwunden.
Auf seinem Throne sitzt der stolze Meister.
Die Ruthe hat er in die Hand genommen.
Er plagt die Körper, quälet auch die Geister
Der Armen, die in seine Schule kommen.

Oft schlägt er Wunden, doch ist fertig schon
Sein feiner Balsam, der die schlimmsten heilet;
Die Schüler nehmen seufzend selbst den Lohn,
Den er so sparsam unter sie vertheilet;
Doch so tyrannisch auch sein Scepter walte,
Man sieht die Schüler selten sich entfernen;
Die Schule blüht, zuströmen Jung und Alte.
Weisheit von ihm? nein, Thorheit nur zu lernen!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 160.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 6. Juli 1835.

Ein jeder für ſich ſelber ſchafft,
Wie Leuchtameiſen wimmelhaft,
Und wuſelt emſig hin und her.

Goethe.

Der Sonntag in Paris.

(Beſchluß.)

Bei den ſonntäglichen Volksvergnügungen geht es meiſtens ordentlich und friedlich her, und mit Ausnahme der Faſtenzeit, hört man in den Tanzſälen vor den Barrièren nie jenes unbändige Geſchrei und Gekreiſch, wodurch unſere Kirchweihen und andere Volksfeſte oft ſo unangenehm geſtört werden. Die Franzoſen ſind zwar zu Neuerungen, aber wenig zu Unordnungen geneigt; von Natur ſind ſie ſanft, freundlich und geſittet. Wenn der ungezogenſte Gamin von Paris, den Kopf rückwärts gekehrt, gegen einen Vorübergehenden auf der Straße anrennt, ſind ſeine erſten Worte: Je vous demande bien pardon, Monsieur! und wenn man ihm auch nur den geringſten Gefallen erweiſt, ihm z. B. mit den Füßen ſeinen Spielball anhält oder zuſtößt, ermangelt er nie, ſein Merci bien, Monsieur! zu rufen.

Während nun das eigentliche Volk vor den Barrièren von Paris ißt, trinkt und in ſeiner Weiſe luſtig iſt, während die Bourgeoiſie vor dem Thore von Paſſy und Auteuil, in Sèvres, Saint-Cloud, Vincennes und andern umliegenden Ortſchaften tanzt und ſich vergnügt, iſt Paris ſelbſt ungewöhnlich ſtill, und im Vergleich gegen die Tage in der Woche, faſt wie ausgeſtorben. Ich habe oft Sonntag Nachmittags in der ganzen langen Rue Neuve-des-Petits-Champs und Rue Richelieu, wo ſonſt ein ewiges Wagengeraſſel und Menſchengedränge auf der Straße und den Trottoirs iſt, kaum ein Dutzend Wagen und einige hundert Menſchen gezählt. Dieſen Umſtand wiſſen ſich auch die Diebe zu Nutze zu machen, und neulich haben ſie eines Sonntags an hellem Tage, zwiſchen vier und acht Uhr, in der Rue Saint-Honoré, einer der belebteſten Straßen von ganz Paris, das Magazin und die Kaſſe eines Marchand de nouveautés von unten bis oben ausgeleert; der gute Bürgersmann hat ſein Sonntagsvergnügen theuer bezahlen müſſen. Erſt gegen Abend, wenn es dunkel wird, fangen die Straßen der Hauptſtadt wieder an, ſich zu beleben, und bald fluthet eine unabſehbare Menſchenmenge auf den Boulevards, in den elyſäiſchen Feldern und im Garten des Palais-royal auf und ab. In den Concerts des Champs élysées und des Jardin Turc auf dem Boulevard du Temple iſt bald kein Stuhl mehr zu haben, und kein Bienenkorb iſt voller als der Garten und das Café Turc. Ebenſo gedrängt voll iſt es vor dem Garten, und die breiten Trottoirs des Boulevards haben nicht genug Raum für die Maſſe, welche ſich herbeidrängt, um das Konzert mit anzuhören. Dieſe Konzerte im Freien ſind erſt ſeit wenigen Jahren in Paris aufgekommen, haben ſich

aber durch die aufmunternde Theilnahme des Publikums in dieſer kurzen Zeit außerordentlich vermehrt. Sommers kann man jeden Abend, ſo oft die Witterung günſtig iſt, die Ouvertüren der beſten und neueſten Opern, die beliebteſten Quadrillen und Walzer in den Champs élysées und im Jardin Turc ſpielen hören; auch für den Winter braucht man dieſes Genuſſes nicht zu entbehren, denn die Direktoren der Konzerte in den Champs élysées haben einen eigenen Konzertſaal zu dieſem Zwecke in der Rue Saint-Honoré einrichten laſſen, und ſeit dem lezten Winter erſetzen die Konzerte in den Salons des ehemaligen Hotels Laffitte die Sommerkonzerte des Jardin Turc. Der Eintrittspreis iſt äußerſt niedrig geſtellt und beträgt einen Franken für den Kavalier und einen halben Franken für ſeine Dame. Erfreulich iſt es, zu ſehen, wie der Geſchmack an dieſen edlern Vergnügungen und der Sinn für Muſik allgemein zunimmt, und man nicht mehr, wie ſonſt, den gewöhnlichen Franzoſen von der Muſik, wie den Blinden von der Farbe reden hört. Beſonders ſucht jezt, was früher unerhört war, der eigentliche Bürgerſtand muſikaliſche Fertigkeiten unter ſich auszubilden und einheimiſch zu machen. Wenn wir in der Rue Saint-Denis bei einem Marchand de draps einen neuen Rock kaufen, kann es uns wohl begegnen, daß wir im Entreſol über dem Magazin den Walzer des Herzogs von Reichſtadt ſpielen oder eine beliebte Romanze zur Klavierbegleitung ſingen hören. Die Rue Saint-Denis war vor einem Jahrzehent noch klaſſiſch rückſichtlich ihrer Orgelmuſik, und gleichſam eine Penſionsanſtalt für die Leiermänner. Wenn ſich heutzutage aber ein Orgeldreher in der Straße hören läßt, ſieht die ganze Epicerie, Alt und Jung, auf den Leirer herab, wie ein hochadeliges Fräulein auf das bürgerliche Kammermädchen, oder wie ein graduirter Arzt auf den Dorfbarbier.

Für die Pariſer, welche Sonntags in der Stadt geblieben und den Kukuk im Walde nicht haben rufen hören, ſind die Café's ſchöne Natur und Waldlyrik. Vor dem Café de la Rotonde im Palais-royal, vor dem Café de Paris, du Panorama, bei Torteni, ſowie vor den vielen andern Café's auf den Boulevards iſt Sonntag Abends Alles beſezt. Das Geſpräch iſt bald laut und lebhaft, bald ſtill und leiſe, je nachdem man Zeugen ſcheut oder nicht; Früchteverkäufer, Backwerkträger ſchreien ihre Waare aus, die Contremarkenhändler dringen den Vorübergehenden Theaterbillets auf, Blumenverkäuferinnen bieten ſchöne Sträuße an, die Kellner in den Kaffeehäuſern rufen durcheinander: versez au troisième à droite, au quatrième à gauche — le journal du soir demandé — dishuit sur quarante — und deutſche Muſikanten und Sänger jodeln ihre Volkslieder dazwiſchen, zum großen Ergözen der Franzoſen. Das Klirren der Löffel und Gläſer der Eiseſſenden und Kaffeetrinkenden iſt hörbar, und um halb neun Uhr lärmt der Zapfenſtreich dazu. Schade nur, daß dieſer ſchöne Aufenthalt oft verpeſtet iſt von dem Unrath, der in Paris an allen Straßenecken, ſelbſt auf den Boulevards, ſich aufhäuft. Stoiſchruhig, in ſich gekehrt, und von Natur, wie es ſcheint, geruchlos oder wenigſtens unempfindlich gegen böſe Gerüche der Art, ſizt die ſchöne Welt ganze Stunden des Abends vor dem Kaffeehauſe, lieſt den Charivari oder die Gazette des Tribunaux, muſtert die vorübergehende Menge, und hört den verſchiedenen Sprachen und Völkern zu, die ſich hier bei einem Glaſe Eis oder Limonade, oder einer Taſſe Kaffe alle friedlich neben einander vernehmen laſſen. So dauert das Leben fort bis gegen Mitternacht, dann verliert ſich die Maſſe der Spaziergänger von den Boulevards, die Café's werden leer und nur der Lärm von den glänzenden Equipagen der Reichen, welche aus der großen Oper zu einem koſtbaren Gaſtmahl oder einem rauſchenden Balle fahren, erfüllt noch die einſamen Straßen.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortſezung.)

Schon der wackere Berliner Aſtronom Enke machte, bei Gelegenheit der Berechnung des nach ihm benannten Kometen von 3½jähriger Umlaufszeit, darauf aufmerkſam, daß der lediglich auf jenes Anziehungsgeſez geſtüzte Perturbationskalkul zur Darſtellung des Laufes dieſes Kometen nicht ausreiche, daß man vielmehr zugleich einen Widerſtand des Himmelsäthers, in welchem ſich die Himmelskörper bewegen, annehmen müſſe, um den jedesmaligen Kometenort genauer zu beſtimmen, ja daß ein ſolcher Widerſtand die Elemente der Bahn allmählig ſogar verändern könne. Wäre dem aber ſo, ſezt der ſchon oben erwähnte franzöſiſche Geometer Pontécoulant in ſeiner ebenfalls ſchon angeführten tiefſinnigen Théorie analytique du Système du monde dem geiſtreichen Gedanken des deutſchen Aſtronomen hinzu, ſo würde dieſer ſtörende Aetherwiderſtand viel ſtärker auf die Kometen, als auf die Planeten wirken, da die Materie, welche jene erſteren bildet, viel weniger maſſehaltig (ſchwer) iſt, als die planetariſche, ganz ſo, wie man auf Erden ſieht, daß fallende, ſchwerere Körper den Widerſtand der Luft eher als leichtere überwinden, und man müßte alſo in dieſer Beziehung nicht, wie bisher, die Maſſe des perturbirten Körpers außer Acht laſſen, ſondern man müßte dabei allerdings in Betracht nehmen, ob er leichter oder ſchwerer ſey, und alſo den

ſtörenden Aetherwiderſtand auch leichter oder ſchwerer überwinde.

Leztere Betrachtung nun iſt bei dem Halley'ſchen Kometen bis jezt außer Acht gelaſſen, und wenn er alſo nicht kommt, oder nicht zur beſtimmten Zeit kommt, ſo liegt dies nicht an der Ungenauigkeit der rechnenden Aſtronomie ſelbſt, ſondern an dem Nichtbeachten eines Einfluſſes, den ſie nicht genau ermitteln konnte, da es allerdings möglich iſt, daß unſer Komet, in Folge der ungeheuern Schweifausdehnungen bei ſo vielen Durchgängen durch die Sonnennähe, einen größern oder geringern Maſſenverluſt erlitten haben dürfte, auf welche Möglichkeit wir auch ſchon Eingangs unſeres Berichts hingedeutet haben. Von welcher abſoluten Größe dieſe, im Allgemeinen wahrſcheinliche Maſſenverringerung des Kometen aber geweſen ſey, um wie viel der Widerſtand des Aethers dadurch für ihn habe wachſen können, welche eigentlichen Veränderungen in den Elementen der elliptiſchen Bahn dadurch erwachſen ſeyen, das ſind Fragen, deren Beantwortung die Kräfte der phyſiſchen Aſtronomie in ihrem heutigen Zuſtande überſteigt, und es wäre alſo eine Ungerechtigkeit, ſie anzuſchuldigen, wenn ſich, wie geſagt, der Halley'ſche Komet diesmal ihren Vorherſagungen nicht ſo genau fügt, wie wir dies z. B. von Sonne und Mond bei Vorherverkündigung von Sonnen- und Mondfinſterniſſen gewohnt ſind.

Daß die Aſtronomen indeß dieſer, aus der Natur der Sache fließenden Bedenklichkeiten ungeachtet, noch immer mehr Gewicht auf das Reſultat derjenigen Rechnung legen, welche ſich rein auf das oben angedeutete (Newton'ſche) Gravitationsgeſetz ſtüzt, geht aus einer Vorleſung hervor, welche Dr. Lardner erſt kürzlich in der Royal Institution zu London über den Halley'ſchen Kometen gehalten hat, und wobei auf unſeres Enke Hypotheſe vom Einfluſſe des Aetherwiderſtands auf die Bewegung der Kometen nicht Rückſicht genommen iſt. Nach dieſer Berechnung Lardners nämlich wird Halley's Komet gegen Ende des Auguſt oder Anfang Septembers, alſo über zwei Monate vor ſeiner Sonnennähe, in allen Theilen Europas ſichtbar ſeyn. Seine Stellung wird dazu beitragen, ſeine Sichtbarkeit zu begünſtigen. Wahrſcheinlich wird man ihn ſogleich mit unbewaffnetem Auge erkennen können, vielleicht wie einen Fixſtern erſter Größe, jedoch mit ſchwächerem Lichte als dem eines Planeten * und mit einem ſchwachen Nebelſchein umgeben, der ſeinem Glanze Abbruch thun könnte. Nach Pontécoulants Berechnungen wird er in der Nacht vom 2ten zum 3ten Oktober im Oſten in einer Höhe von beiläufig dreißig Grad erſcheinen, und nahe bei einer Linie ſtehen, welche vom Caſtor (in den Zwillingen) bis zum Sterne α im großen Bären reicht. In der Nacht vom 6ten zum 7ten Oktober wird der Komet ſich dem großen Bären nähern, und zwiſchen dem 7ten und 11ten deſſelben Monats gerade durch die ſieben hellen Sterne des gedachten Sternbildes hindurch gehen. Da dieſes Sternbild bei uns bekanntlich nie untergeht, ſo wird alsdann der Komet die ganze Nacht hindurch zu ſehen ſeyn, und durch den Augenſchein den Beweis liefern, ob er ſich dem reinen Newtonſchen Gravitationsgeſetze, oder aber den Modifikationen der Enke'ſchen Hypotheſe gefügt habe. Ich für meine Perſon geſtehe, daß ich faſt das Leztere zu fürchten anfange, und zwar aus mehreren, oben zum Theil ſchon angedeuteten Gründen, deren weitere Entwickelung mich hier indeß zu weit führen würde. Immerhin iſt es aber richtig, daß die noch immer ſtattfindende große Entfernung der alleinige Grund der noch fortdauernden Unſichtbarkeit ſeyn könnte.

(Die Fortſetzung folgt.)

* Dieſe Behauptung Lardners kommt uns ſehr gewagt vor. Der Glanz des Kometen hängt unzweifelhaft von ſeiner phyſiſchen Beſchaffenheit ab, und welche große Veränderungen können darin binnen 75 Jahren und in ſo ungeheurer Sonnenentfernung vorgegangen ſeyn. N.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, Juni.

Der Zollverein.

Seit den Zeiten der Preßfreiheit war keine ſolche Aufregung mehr in der Kammer und im Volke, keine ſolche allgemeine Theilnahme an dem, was auf jenen blauen Bänken meiſt bei verſchloſſenen Thüren, ſo Gott will, zu unſerm Beſten verhandelt wird, kein ſolch äußeriges Mitſprechen über einen Gegenſtand, der Keinen unberührt läßt, und von dem doch der Weitſichtigſte ſelbſt nicht ſagen kann, wie von Himmel und Hölle, wie es darin ausſehen wird. Damals galt es die geiſtigen Intereſſen, freie Produktion und Verkehr des Wortes in unſerm kleinen Lande, heute den materiellen freien Verkehr der Waare — Theilnahme am großen deutſchen Zollverein. Die Regierung, welche ſich bewußt iſt, unter den beſtmöglichen Bedingungen einen Vertrag abgeſchloſſen zu haben, den wir, wenn er jezt von den Ständen abgelehnt würde, vielleicht nach Jahren mit großen Opfern erkaufen müßten, wo wir nicht mehr der geſuchte, ſondern der ſuchende Theil wären, ſezt alle ihre Einſicht und Macht daran, und kämpft mit allen kriegsrechtlichen Waffen, um zu überzeugen und zu gewinnen. Der Vortrefflichkeit ihrer Sache gewiß, verkündet ſie eine Verminderung der Gewerbſteuer auf den Fall der Annahme. Die politiſche Oppoſition ſieht darin keinen Erſaz, die materielle wird dadurch mehr Zutrauen faſſen. Der Bericht der Kommiſſion wird gegen den Beitritt lauten, und vom Abgeordneten Hoffmann verfaßt, dem bekannten Berichterſtatter über die Zehntablöſung und über die Militärbudgets; doch zweifelt man kaum, daß die Abſtimmung der Kammer

gegen die Ansichten ihrer Kommission ausfallen wird. Mag es kommen, wie es will, so wird Tadel und Verdruß so wenig fehlen, als bei der Wettermacherei, wo der Eine auch Regen begehrt, während der Andere Sonnenschein braucht. So wird die Pfalz loben, was das Oberland verwünscht. Doch der auf dem Throne, „mit gleicher Liebe liebt er seine Kinder,“ und verschiedene Interessen können erst im Laufe der Zeit zu einem gemeinschaftlichen Guten sich vereinigen. So wird dieser Landtag, dem bei seinem Beginn so wenige Arbeiten vorlagen, einer der merkwürdigsten und wichtigsten. Am wenigsten kann sich noch das schöne kaffeedurstige Geschlecht mit dem Zollvereine befreunden, und ich glaube, es würde lieber mit der Türkei einen Handelsvertrag abschließen, als mit Preußen. Darum war wohl auch die von der Kammer angenommene Motion Duttlingers, die Befreiung der Frauen von der Geschlechtsbeistandschaft, nur eine beabsichtigte kleine Entschädigung oder Beschwichtigung für jenen großen Verlust unserer Weiber, dem sonst leicht als Repressalie der Verlust ihrer Gunst folgen könnte. Die erste Kammer wird hier hoffentlich nicht so grausam seyn, wie bei der projektirten Bitte um Aufhebung der peinlichen Militärgerichtsbarkeit, und auch der Aufhebung des Bannrechts der Männer gegen die Frauen ihre Zustimmung versagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Florenz, Juni.

(Beschluß.)

Verfall der Musik und dramatischen Kunst.

Die Ursachen des Verfalls der Musik, im Allgemeinen dieselben, welche den Verfall aller Künste verschulderten, sind dem Fremden deßwegen fühlbarer, weil Kunstwerke dieser Art, nicht mehr gehört, so gut als gar nicht existiren. Die alte Kirchenmusik resonnirt nicht mehr im Herzen des heutigen Italieners; abnehmende Pracht des katholischen Ritus, vielleicht auch ein gewisses moralisches Gefühl, beschränkt die Anzahl der für solche Sachen mehr oder minder nothwendigen Künstler (Kastraten) von Jahr zu Jahr; mit der Oper aber hat es außer den allgemeinen Ursachen noch ihre eigene Bewandtniß. Der Italiener (oder die Italienerin), welcher sich für die Oper bestimmt, wird, so lange er noch nicht aufgetreten ist, die außerordentlichsten Fortschritte, und das durch Erwartungen rege machen, welche sich in der Folge fast nie bestätigten. So lange gefürchtet und gehofft wird, ist ihnen keine Mühe zu drückend, keine Arbeit zu langweilig; sie geben sich mit der ganzen Kraft ihres Wesens zu dem Allermechanischsten in ihrer Kunst mit Freuden, mit jenem aufopfernden Enthusiasmus her, in welchem die wahre Begeisterung, das Bewußtseyn, sich einem Höhern zu weihen, bei nordischen Naturen aufzuloddern pflegt. Ist dies überwunden, ist der Erfolg des ersten Auftretens ein nicht ungünstiger, vielleicht gar ein glücklicher, so ist die Sache getban, man legt die Hände in den Schooß, um nun auf seinen Lorbeeren auszuruhen. Die Folge ist, daß man im Allgemeinen nicht weiter, aber sehr häufig zurückkommt. Die alte, angeborne Trägheit stellt sich nun hemmend ein, der widerliche, aber so überall in diesem Lande verbreitete Mangel an wahrer Achtung vor dem Publikum, mit dem man sich auf du und du setzt, gesellt sich dazu, kurz, es stellt sich ganz einfach heraus, daß es hier nicht auf das Höchste in der Kunst, sondern auf bei weitem untergeordnete Interessen abgesehen war. Daher die Folge, daß man in späterer Zeit oft einzelne Partien, wie Erinnerungen aus der Jugendzeit, vortrefflich singen, nach drei Minuten aber dermaßen dekouriren hört, daß man zweifelhaft wird, ob noch dieselbe Person vor uns stehe. Von einem Spiel, von einer Auffassung und Darstellung einer ganzen Rolle kann dabei nicht die Rede seyn, dies will fortgesetztes Studium, wirkliche Bildung. Man überläßt sich dem Gerathewohl, und verfällt, so liebt es einmal das Publikum, in einen so überladenen Vortrag, in eine so grelle Darstellungsweise, daß man statt der Semiramide, Medea und anderer hoher Herrschaften Geschöpfe aus den niedrigsten Ständen vor sich handthieren sieht. Die ungeheure Energie, welche die Leidenschaft italienischer Frauen bisweilen in solch improvisirte Zustände hineinzulegen weiß, ist das Einzige, was sehr niederschlagend an die große Natur erinnert, welche sich vor unsern Augen herabwürdigt und, besser angeleitet, ganz Anderes vermocht hätte. Fügt man hinzu, daß etwas bedeutende Subjekte nicht allein drei bis vier Mal jährlich, je nach der Saison, den Ort wechseln, und deßhalb immerfort mit dem Impresario in Unterhandlungen liegen, sondern daß sie auch stets die Rollen sich ausbedingen, in denen sie Glück gemacht haben, und diese oft jahrelang ohne Unterbrechung wiederholen, so gehört ein weniger äußerlicher Mensch, als der Italiener im Allgemeinen ist, ein heiliges Feuer dazu, um nicht bloßer Handwerker in seiner Kunst zu werden. Dann werfe man noch einen Blick hinter die Koulissen unserer Theater, und bemerke, daß diese Leute nach der Oper, welche um oder nach Mitternacht endet, sich noch in Gesellschaft erholen und unterhalten wollen, darauf in Folge solcher Nachtschwärmerei spät aufstehen, dann von zehn bis zwei Uhr etwa die Probe besuchen, von zwei bis vier Uhr zu Mittag zu essen, nachher spazieren zu gehen, Toilette zu machen, von Neuem aufzutreten haben — wo bliebe da materiell Zeit zu einer fortgesetzten Bildung? Und dann der Bodensatz der südlichen Natur, alle Intriguen und Amoren, eine nothwendige Bedingung des vivere allegramente — fürwahr, es braucht die ganze natürliche Anlage der Italiener, um sich in der Oper nur irgend erträglich zu produziren.

Da Alles, was hier von dem Leben der Sänger und Sängerinnen gesagt ist, auch auf die Schauspieler und Schauspielerinnen seine Anwendung findet, so wird man im Allgemeinen einen ähnlichen Verfall auch in der Schauspielkunst voraussetzen. Dem ist auch so; die Produktionen von Scribe, welche jetzt statt des gesunden, heitern Scherzes von Goldoni, statt der Jammerkomödien von Kotzebue und Iffland an der Tagesordnung sind, tragen dazu das Ihrige bei. Tragödien recitirt man durchgehends im französischen Styl, denn die Wenigen, welche der Natur sich zu nähern suchten, hatten nicht immer Erfolg, und erzogen sich Nachahmer, die in's Platte fielen. Doch sey es, daß in diesem Gebiet die Stücke wechseln und jedes doch ein gewisses Studium verlangt, oder daß hier nicht die Mittelmäßigkeit, sondern nur ein bedeutender Grad von Ausbildung zu Ruf und Geld verhilft, so viel ist gewiß, bei aller Hintansetzung, welche das Schauspiel hier so gut wie in andern Ländern erdulden muß, gibt es verhältnißmäßig weit bedeutendere Schauspieler und Schauspielerinnen als Sänger und Sängerinnen. Da wir hier diesen Winter einige der bedeutendsten gehabt haben, möchte ich auf ihre Leistungen etwas näher eingehen, um ihr Verhältniß zu unsern ersten Schauspielern klar zu machen. Hierüber ein ander Mal.

Beilage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 161.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 7. Juli 1835.

— Nil rectum, nisi quod placuit sibi, ducunt.
Horat.

Englische Aphorismen über deutsche Sprache und Poesie.

Ein Freund des im vorigen Jahr gestorbenen bekannten englischen Schriftstellers Coleridge hat sich die Mühe gegeben, Tischreden (table talk) desselben in zwei Bänden bekannt zu machen. Unter den aphoristischen Urtheilen über Alles im Himmel und auf Erden findet sich daselbst hie und da auch ein Wort über Deutschland. Wir theilen Einiges vom Auffallendsten mit. Es ist immer angenehm, die fast unübersteigliche Kluft, welche zwei sonst so verwandte Völker in dem Geistigsten, was sie besitzen, in Sprache und Poesie, selbst für die größten Köpfe trennt, von geistigen Blitzen beleuchtet zu sehen.

* * *

Bevor ich noch ein Stück von Goethe's Faust zu Gesicht bekommen — Marlowes Faust kannte ich natürlich gut — faßte und entwarf ich den Plan zu einem Werk, einem Drama, das im selben Verhältniß zu meiner geistigen Individualität gestanden hätte, wie der Faust zu Goethe's. Mein Faust war aber der alte Michel Scott, eine ungleich bessere, passendere Figur als Faust. — Das Thema des Faust sind die Folgen einer Misologie, eines Gemüthszustandes, wo sich der ursprüngliche heftige Durst nach Erkenntniß, da er keine Befriedigung fand, in Haß und Verachtung aller Erkenntniß verkehrt hat. Aber Liebe zur Erkenntniß an sich und aus reiner Absicht führt nie zu solcher Misologie; sie thut dies nur, wenn ihre Absichten niedrige, unwürdige sind. Im Faust ist weder Causalität, noch Fortgang; gleich vom Anfang an ist er der gemachte Geisterbeschwörer, und von der ersten Zeile an macht sich das incredulus odi bemerklich. Sinnlichkeit und Durst nach Erkenntniß haben nichts mit einander zu thun. Mephistopheles und Gretchen sind vortrefflich, aber Faust selbst ist schwach und nichtssagend. Der Auftritt in Auerbachs Keller gehört zum Besten, ist wohl gar das Allerbeste; auch der auf dem Brocken ist hübsch, und die Lieder sind alle schön. Aber das Gedicht ist kein Ganzes; die Scenen sind nichts als Schattenspielbilder, und ein großer Theil des Werks ist meinem Gefühl nach eigentlich schal. Das Deutsch ist sehr rein und gut.

*

Die deutsche und die englische Jugend, welche für Byron begeistert ist, stellt Goethe über Schiller; sicherlich aber herrscht Goethe über die Gemüther in Deutschland im Allgemeinen nicht in dem Grade wie Schiller, und wird es auch nie. Schiller zeigt in seinem intellectuellen Charakter zwei bestimmte Phasen, die eine als

Verfaſſer der Räuber, ein Stück, das man nicht im Verhältniß zu Shakespeare, ſondern als ein Werk aus dem Gebiete des rein materiell Sublimen betrachten muß, und in dieſem Geſichtspunkt iſt es allerdings äußerſt wirkſam. Es iſt durchaus eigenthümlich, und Schiller hat ſeine ganze Seele hineingelegt. Später wurde ihm das Gebiet von Stücken wie die Räuber zu enge, und da ſtellte er ſich dann raſch auf ſeinen wahren, einzig angemeſſenen Standpunkt in dem großen hiſtoriſchen Drama Wallenſtein; es iſt dies nicht das tief innerliche Drama der Leidenſchaft — dazu war er nicht der Mann — ſondern das äußerlich ausgebreitete hiſtoriſche, und hier allein hatte er gehörigen Spielraum für ſeine verſchiedenartigen Kräfte. Der Wallenſtein iſt ſein größtes Werk; es hat viel von Shakespeares hiſtoriſchen Stücken — eine Art ganz für ſich. Man nehme den nächſten beſten Auftritt, und er gefällt an ſich, gerade wie es einem mit dem Don Quixote geht, den man nur ein, zweimal ganz durchbringt, in dem man aber mit Vergnügen oftmals lieſt. Nach jenem Zeitpunkt thaten Goethe und andere Schriftſteller mit ihren Theorien der Selbſtſtändigkeit und Originalität von Schillers Genius Eintrag, und in allen ſeinen Werken nach dem Wallenſtein macht ſich bei ihm ein Schwanken im Geſchmack und den poetiſchen Grundſätzen fühlbar. Schiller gefiel ſich zuweilen darin, auf die Räuber und ſeine andern Jugendwerke herabzuſehen; er hätte ſie als Werke anſehen ſollen, die allerdings verfehlt, aber in ihrer Art voll der größten Vorzüge ſind.

*

In ſeinen Balladen und leichtern lyriſchen Gedichten iſt Goethe ganz vortrefflich; in dieſem Fache kann man ihm kaum zu große Lobſprüche ertheilen. Wilhelm Meiſter gilt mir für das beſte ſeiner proſaiſchen Werke; aber weder Schillers noch Goethes Styl in Proſa reicht an den Leſſings, deſſen Schriften, formell betrachtet, wahrhaft vollendet zu nennen ſind. — So wenig Wordsworth und Goethe ſonſt miteinander gemein haben, ſo haben ſie doch beide das Eigene, daß ſie mit den Gegenſtänden ihrer eigenen Poeſie ſo gar nicht ſympathiſiren. Beide ſind beſtändig Zuſchauer ab extra; ſie fühlen für ihre Figuren, aber nie mit ihnen. Schiller iſt tauſendmal herzlicher als Goethe.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Indeß der Halley'ſche Komet dieſergeſtalt Beſorgniſſe wegen ſeiner vollkommenen Zuverläſſigkeit erregt, hat ſich ganz unerwartet ein anderer kometariſcher Himmelsgaſt eingefunden, den wir nach ſeinem Entdecker, wie billig, den Boguslawskiſchen Kometen nennen wollen. In der Nacht vom 20ſten zum 21ſten April nämlich wurde durch den Konſervator der Univerſitäts-ſternwarte zu Breslau, Hauptmann v. Boguslawski, die Entdeckung eines neuen Kometen im Sternbilde des Bechers gemacht, welcher jedoch nur durch gute Fernröhren als ein runder Nebelfleck ſichtbar war. Derſelbe darf nicht mit dem Halley'ſchen verwechſelt werden, welcher leztere, der Berechnung zufolge, damals in den Hyaden (am Kopfe des Stiers) hätte ſtehen müſſen. Der Boguslawskiſche Komet nahm ſeinen Weg auf den Regulus, bekanntlich den glänzendſten Stern im Sternbilde des großen Löwen, zu, und muß gegen Ende des April in dieſes leztere Sternbild eingetreten ſeyn, war aber von da an nur noch als Lichthauch mit großer Schwierigkeit zu bemerken. Auch finde ich ſeiner vorläufig nicht weiter erwähnt. Er ſcheint zur Sonne zu eilen, und wird vielleicht nach dem Wiederaustritt aus ihren Strahlen neuerdings ſichtbar werden. Ich werde alsdann auf ihn zurückkommen. — Und ſoviel denn für diesmal von Kometen.

Eine andere Seite der Naturwiſſenſchaften, nach welcher ſich jezt die Blicke der Wißbegierde und einer ebenfalls noch immer ſteigenden Theilnahme richten, iſt der Magnetismus, deſſen Geheimniſſe unter den Händen unſers großen Gauß zu Göttingen, welcher mit ihrer Erforſchung beſchäftigt iſt, und einen ſinnreichen Apparat dazu ausgedacht hat, täglich neuen Aufklärungen entgegengehen. Die Leſer erinnern ſich nämlich aus den frühern naturwiſſenſchaftlichen Berichten in dieſen Blättern, daß der gedachte Gelehrte einen ſolchen Apparat zur genaueſten Beobachtung der allaugenblicklichen Veränderungen in dem jedesmaligen Stande der Magnetnadel erfunden hat, um wo möglich die kosmiſchen und telluriſchen Einflüſſe zu ermitteln, von denen dieſe Schwankungen abhängig ſind. Um den aus dergleichen Beobachtungen zu ziehenden Schlüſſen aber mehr Allgemeinheit und Sicherheit zu verleihen, werden jene Beobachtungen nicht mehr bloß in Göttingen, ſondern an einer Menge anderer, von einander möglichſt entfernter Punkte der Erdoberfläche angeſtellt, und man wendet den Gauß'ſchen Apparat jezt z. B. auch in Berlin, Braunſchweig, Koppenhagen, Leipzig, Mailand u. ſ. w. an. Ich habe dieſen Apparat in unſern Blättern ebenfalls ſchon beſchrieben, und brauche hier alſo nur im Allgemeinen daran zu erinnern, daß er in der Hauptſache aus einer Magnetnadel, oder vielmehr einem ſehr ſtarken, magnetiſirten Stahlſtabe beſteht, der in einem möglichſt metalloſen Gemache frei aufgehängt iſt, und deſſen Schwankungen nicht unmittelbar, ſondern, um jeden fremdartigen Einfluß zu entfernen, durch ein weit abſtehendes Fernrohr in einem Spiegel beobachtet werden.

Ueber das bisherige Ergebniß dieſer Beobachtungen nun erſtattete Gauß der königlichen Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen im Februar d. J. einen Bericht, als deſſen auffallendes Reſultat ſich die abſolute Zeitübereinſtimmung aller großen und kleinen Deklinations- und Inklinationsveränderungen ſo vieler und ſo weit von einander entfernter Magnetnadeln oder vielmehr Magnetſtäbe erweiſt. Sog. B. ereigneten ſich am 5ten und 6ten November v. J. alle zahlreichen und überraſchend großen Schwankungen an den zu Mailand und Koppenhagen beobachteten Magnetſtäben ganz genau in den nämlichen phyſiſchen Augenblicken.

„Wir treten hier,“ wie ſich der hochverehrte Berichterſtatter ausdrückt, „in eine neue Welt von geheimnißvollen Naturkräften, deren wunderbar wechſelndes Spiel ſich über den halben Durchſchnitt von Europa in demſelben Augenblicke bis in die kleinſten Nüancen auf überraſchend gleiche Weiſe verbreitet, und deren Wirkungskreis zu ermeſſen, dieſe ungeheure Standlinie doch noch viel zu klein erſcheint.“ Man möchte ſagen, daß, wenn der Erdball in magnetiſche Zuckungen geräth, ſich die Wirkungen derſelben auf jedem ſeiner Punkte im gleichen Augenblicke und in gleicher Weiſe offenbaren, * und daß dieſe Lebensäußerung unſers Planeten von ſeinem ganzen Körper auf Einmal ausgehe. — Um daher vor allen Dingen zu entſcheiden, ob bei immer weiterer Verlängerung der magnetiſchen Beobachtungslinie auch immer ein gleiches Ergebniß vollkommener Gleichzeitigkeit in den Schwankungen ſämmtlicher Magnetſtäbe werde beobachtet werden, iſt man jezt darauf bedacht, Gauß'ſche Apparate zunächſt auch noch in Upſala und Königsberg in Preußen aufzuſtellen. Daß ein Gleiches zu Petersburg auf der dort im Bau begriffenen Rieſenſternwarte geſchehen werde, verſteht ſich von ſelbſt; ja man meldet uns, daß es im Plane ſey, auch Canton in China in dieſen magnetiſchen Beobachtungskreis zu ziehen. Ich wage indeß auf den Grund der oben angedeuteten Theorie die Vermuthung, daß dieſe Ausdehnung des magnetiſchen Beobachtungsgebiets im Ergebniß des überall vollkommen gleichzeitigen Eintretens aller Deklinations- und Inklinationsveränderungen nichts ändern werde.

Wir haben in unſerm vorigen Berichte der ſchönen und lehrreichen Verſuche des Profeſſor Wheatſtone über die Schnelligkeit, mit welcher ſich das elektriſche Fluidum durch Metalldrähte fortpflanzt, Erwähnung gethan, und als Reſultat davon hervorgehoben, daß dieſe Schnelligkeit die Schnelligkeit des Lichtes im Weltenraume noch übertrifft, ohnerachtet leztere über 40,000 Meilen in einer einzigen Zeitſekunde beträgt. Auch auf die Wiederholung dieſer merkwürdigen Verſuche, wenn gleich unter etwas veränderter Form, und auf die Beſtätigung ihres ſo höchſt wichtigen Reſultates ſind die Beſtrebungen unſers wackern Gauß bei ſeinen magnetiſchen Obſervationen gerichtet geweſen. Es iſt den Leſern nämlich aus vielfachen frühern Mittheilungen erinnerlich, daß zwiſchen der Elektricität, und beſonders derjenigen ihrer Aeußerungen, welche man Galvanismus nennt, und dem Magnetismus, eine bewundernswürdige Beziehung beſteht, welche zuerſt durch Oerſted, den bekannten däniſchen Phyſiker, entdeckt und hernach von den ausgezeichnetſten Phyſikern Europa's verfolgt worden iſt. Baut man, um die Hauptzüge der darauf begründeten Theorie mit wenigen Worten in das Gedächtniß zurückzurufen, aus Plattenpaaren heterogener Metalle, z. B. Kupfer und Zink, und Tuchſcheiben, welche mit einer ſchwachen Säure, etwa einer Miſchung von Schwefelſäure und Waſſer, befeuchtet ſind und jedes Plattenpaar vom folgenden trennen, eine Säule (die Voltaſche oder Galvaniſche) auf, und ſchließt mit einer Zinkplatte, wenn man mit einer Kupferplatte angefangen hat, oder umgekehrt, ſo entſteht in einer ſolchen Säule eine Entwickelung von Elektricität, die man den Galvaniſchen Strom nennt; ein ſolcher Strom läßt ſich hernach durch einen Draht von jeder beliebigen Länge leiten, den man an die oberſte Platte befeſtigt und nach allen beliebigen Umwegen zur unterſten Platte zurückgeführt hat, ſo daß er eine beſtändige, leitende Verbindung oder einen Kreislauf „des galvaniſchen Stromes“ zwiſchen beiden unterhält. Eine Magnetnadel nun, der ein ſolcher, den galvaniſchen Strom leitender Draht genähert wird, geräth dadurch ſogleich in eigenthümliche Schwankungen.

(Die Fortſezung folgt.)

* Ich darf dieſen Gedanken der Aufmerkſamkeit der Leſer und ganz beſonders der jezt mit magnetiſchen Unterſuchungen beſchäftigten Gelehrten empfehlen. N.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Theater im Sommer. Chatterton. V. Hugo.

Eigentlich ſollte man im Juni wenig oder gar keine Theaternachrichten zu melden haben; denn wenn die Natur in ihrer ganzen Pracht daſteht und die Sonne ihren Lauf erſt ſpät Abends vollendet, ſollten Theater wenig Zuſpruch zu erwarten haben. Aber glücklicherweiſe, für die Theater nämlich, gibt es in einer großen Hauptſtadt, wie Paris, eine Menge Menſchen, denen nichts angenehmer vorkommt, als Abends einer witzigen dramatiſchen Darſtellung beizuwohnen, und denen es auch weit leichter iſt, ſich zu dem nahgelegenen Schauſpielhauſe zu verfügen, als die Natur im Freien aufzuſuchen. Ehe ſie aus dem geräumigen Paris und ſeinen Vorſtädten und bebauten Umgebungen herausſtrömen, wäre die Nacht eingebrochen und ſie ſähen nichts mehr, wogegen ihnen ein gutbeleuchteter Saal eine glänzende Geſellſchaft und manchmal ein ſehr ergötzliches Stück zur Schau liefert, was auch ſein Erfreuliches hat, wenn man die Natur weder wohlfeil, noch bequem genießen kann. Dieſes Jahr

hat sich auch der Zufall der Theaterdirektoren erbarmt; denn da man das ganze Frühjahr hindurch kaltes und feuchtes Wetter hatte, so konnten die Pariser Abends nichts Besseres thun, als die Schauspiele besuchen, die denn auch nicht leer wurden, so oft wenigstens gute oder anziehende Stücke gut gespielt wurden. An Neuigkeiten hat es daher auch nicht gefehlt; sie sind sogar schneller aufgeschossen, als die Frühlingsblumen, die der kalte Nordwind zurückhielt. Von diesen Neuigkeiten sind freilich manche bald wieder verschwunden, weil über sie auch ein derber Nordwind, das mißbilligende Pfeifen des Parterres, wegblies; dagegen haben sich andere gehalten und blühen fort; noch andere siechen dahin und werden den Sommer schwerlich überleben. Für sie wird die Hitze der Sonnenwende ein gefährlicher Zeitpunkt werden. De Vigny's „Chatterton" am Théâtre français ist ein viel zu zartsinniges Stück, und mehr eine Schilderung des Kampfes zwischen Armuth und Dichtergefühl, als ein Trauerspiel; das große Publikum begreift also diese Komposition nicht ganz, und das Stück, obschon es in den meisten Tageblättern gelobt worden ist und von Dlle. Mars und Andern vortrefflich gespielt wird, erregt keinen solchen Zulauf, daß die Theaterkasse die wohlthätige Wirkung des Stückes empfinden könnte. Einem hiesigen Schriftsteller, welcher seinen wahren Namen unter dem falschen Samuel Bach verbirgt, hat es gefallen, den in der Geschichte und in A. de Vigny's Trauerspiel sich aus Verzweiflung vergiftenden jungen Chatterton in einer Zeitschrift wieder auferstehen, eine reiche Lady heirathen und ein zwar von Poesie und Liebe ganz entblößtes, aber dagegen als Lord ein recht aristokratisch glänzendes Leben führen zu lassen, in welchem er sich doch zuletzt fürchterlich langweilt und schmerzlich an die Zeit zurückdenkt, wo er in seinem Dachstübchen kümmerlich, aber frei und enthusiastisch mit seiner üppigen Phantasie in der Vergangenheit schwelgte. Der leidende Chatterton ist am Théâtre français so ziemlich von Victor Hugo's mit großem Lärm auftretenden „Tyrann von Padua" verdunkelt worden. Der Verfasser dieses Trauerspiels hat keine kalten Bewunderer und Feinde; entweder erheben sie ihn bis in die Wolken, oder sie setzen ihn unbarmherzig herunter und lassen ihm nicht einmal das Verdienst eines guten Versemachers. Dafür ist aber auch bei den ersten Darstellungen eines neuen Stückes des berühmten Dichters das Parterre mit seinen enthusiastischen Anhängern gefüllt, die sich gar kein Gewissen daraus machen würden, denjenigen, welcher so kühn wäre, das Stück auszupochen, beim Kragen zu fassen, und wo nicht todt zu schlagen, doch wenigstens derb abzuprügeln. Daher läßt sich auch gar keine mißbilligende Stimme hören, denn Niemand hat Lust, ein Märtyrer seiner ästhetischen Gefühle oder seiner dramatischen Grundsätze zu werden; aber in den Tageblättern rächt sich die gewaltsam zum Schweigen gebrachte Kritik, und hier fällt sie ohne Schonung über den Dichter her, dem es indessen auch nicht an großen und prunkenden Lobsprüchen fehlt, eben so wenig als an Parodien auf den kleinern Theatern. Für die kältern Beobachter scheint doch so viel aus dem neuesten dramatischen Produkte V. Hugo's hervorzugehen, im Vergleich mit seinen frühern Leistungen, daß die Bühne nicht der eigentliche Platz ist, wo er sich frei bewegen kann, und daß die Theaterkonventionen, obschon man sich über dieselben jetzt ziemlich nach Belieben hinaussetzt, seine kühne Phantasie einzwängen, oder, wenn man lieber will, daß er sich nicht dazu bequemen kann, eine interessante Handlung zu erfinden, verschiedene Charaktere allmählich zu entwickeln und auf ein gemeinschaftliches Ziel hinwirken zu lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Karlsruhe, Juni.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung.

Auch wir haben unsere Kunstausstellung gehabt, und ich fürchte nicht, mit meinem kleinen Berichte, obwohl nach zwei Monaten, zu spät zu kommen; ist ja doch das Kunstblatt auch noch damit im Rückstand. Freilich hat dieses von so vielen Kunstausstellungen zu berichten, daß eine kleine von zweihundert Bildern, die nicht einmal der Ausdruck einer besondern Kunstschule sind, bescheiden im Vorzimmer warten muß. Diese Ausstellungen fangen an, ein Theil des öffentlichen Lebens zu werden, eine Richtung des Jahrhunderts und seines Geistes auf der Leinwand erblicken zu lassen, so daß sie immerhin mit Recht eine Seite in Blättern einnehmen mögen, die mehr das Leben, als die Kunst betrachten. Wo in unserer neuen Zeit eine Neigung sich kund gibt, welche, von dem unmittelbar Nützlichen fern, einem höhern ideellen Aufschwung verlangt, da begrüße ich sie überall mit freudigem Herzen; denn ich kann nun einmal nicht bis zur Begeisterung kommen für Dampfmaschinen, Eisenbahnen und Telegraphen, allerdings höchst wünschenswerthe Einrichtungen von dem größten Nutzen und unberechenbarer Bedeutung; aber — der Mensch lebt nicht vom Brod allein. Darum ergreife ich jeden grünen Zweig, den die Kunst in dieses Zoll- und Industriemeer hereinstreckt, und wenn er auch noch zu schwach ist, um sich darauf zu retten, so begrüße ich ihn doch als ein Zeichen, daß die Wasser wieder in ihr Bette zurücktreten werden, als einen Oelzweig der Taube. — Die Malerei hat in den Kunstvereinen und deren öffentlichen Ausstellungen ein Mittel gefunden, ihrer Kunst wieder verbreitetere Theilnahme zu gewinnen, dem Interesse der Liebhaber leichtere Befriedigung zu gewähren, das der Menge zu wecken, den Künstlern Beschäftigung und Brod zu geben, dadurch ihrer Seele freiere Begeisterung zu gestalten, und somit der Kunst wieder Altäre zu bauen, Priester und eine gläubige Menge um sie zu versammeln. Der Karlsruher Kunstverein, der, einer der ältesten, schon etwa fünfzehn Jahre besteht, hielt im April dieses Jahres seine achte Ausstellung. Ich begnüge mich, Sie zu den hervorstechendsten Erscheinungen zu führen, und brauche hiebei nur vor die stets mit Beschauern umstellten Bilder zu treten. Das Genre und die Landschaft überwiegen, jenes aus allgemeinen Ursachen, diese vielleicht aus lokalen. Die Richtung in der Malerei wendet sich dem Genrebild zu, für die Historie fehlt der Ernst, für die heilige Geschichte das Gemüth bei Künstlern und Publikum. Doch der menschliche Geist vermag Alles durch Poesie zu adeln, und Gott selbst hat es den Künstlern bequem gemacht und so viel Poesie in seine und ihre Welt gelegt, daß sie nur erfaßt seyn will und in menschliche Sprache übersetzt. Die Idylle ist aus der Dichtkunst verschwunden, doch weil ihr Grund zu naturtreu ist, um ganz in der Kunst unterzugehen, hat ihn die Malerei aufgenommen. So sind die ländlichen Genrebilder von Weller wirklich heitere Idyllen. Die bürgerliche Komödie wird vom Theater mehr und mehr entlassen und findet Zuflucht in den Familienscenen der Maler. Es kann ein Höheres und Tieferes in der Kunst geben, aber einen Gegenstand, er liege hoch oder tief, erfassen und darstellen, daß dadurch eine Idee zur Anschauung kommt, muß immer Kunst seyn. Die Landschaftmalerei ist der deutlichste Beweis hiefür.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 162.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 8. Juli 1835.

— Wer sie lesen könnte,
Die wirre Schrift auf Menschenangesichtern!
Beaumont und Fletcher.

Gedichte von Gustav Schulz.

Die Physiognomien.

Wer einst auf seine Weise
Das Wanderbündel nahm,
Und auf der weiten Reise
Durch manche Orte kam,

Der pflegt sich zu erneuern,
Was er gesehn im Land,
Und spricht von Abenteuern,
Die er darin bestand;

Gedenkt, wo er verirrte,
Wo er Betrug verspürt,
Führt an, wie manche Wirthe
Ihn einstens angeführt;

Wie sie geführt im Bilde,
Gehängt am Thor heraus,
Nur Gutes stets im Schilde,
Doch Böses oft im Haus;

Wie er an Prachthotellen
Gekrönte Häupter sah,
Wo höflicher das Prellen,
Großartiger geschah.

Oft sah ein Lamm im Bilde
So sanft und mild heraus,
Doch traute er dem Schilde,
So war ein Wolf im Haus.

Jedoch auf andre Weise,
So rühmt der Wandersmann,
Traf er auf seiner Reise
Auch biedre Wirthe an.

Unscheinbar, ohne Ehren
Hing oft ihr Bild heraus:
Zum Wildenmann, zum Bären,
Zum Ochs, zum Essighaus.

Doch wenn die Außenhülle
Ihm auch nicht viel versprach,
So kam im Innern Fülle
Und Redlichkeit zu Tag.

So wie's auf diese Weise
Der Wandersmann gesehn,
So scheint's auch auf der Reise
Durch's Leben zu ergehn.

Vor jedem Menschenbilde,
Nach dieser Theorie,
Hängt gleich dem Wirthshausschilde
Die Physiognomie.

Wie Mancher mag betrogen,
Geprellt von dieser seyn,
Der, seines Wegs gezogen,
Zu viel vertraut auf Schein.

Die Rosenknospe.

Rosenknospe, Rosenknospe,
Scheut sich deine lichte Röthe
Durch das frische Grün zu brechen,
Das dich säumend noch umhüllt?

Zarten Rothes nur ein wenig
Schimmert aus der feinen Spalte
Deines Kelches, der sich öffnet
Wie mit sittig holder Scham.

Wie du doch bescheidnem Herzen
Aehnlich bist, o Rosenknospe!
Wie du stiller, stummer Liebe,
Junge Rosenknospe, gleichst!

Zögre nicht, es glänzt im Thaue
Leuchtend hell die Morgenröthe;
Zögre nicht, in ihrem Schimmer
Frisch und lieblich aufzublühn.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Um nun, in Verfolg der Wheatstoneschen Versuche, die Schnelligkeit, mit welcher die Elektricität diesen Leitungsdraht durchströmt, zu prüfen, ließ Gauß einen solchen, fast eine halbe deutsche Meile langen Draht zwischen der Sternwarte, dem physikalischen Kabinet und dem magnetischen Observatorium zu Göttingen ziehen, so daß an allen drei Orten Magnetnadeln, oder vielmehr die oben erwähnten Magnetstäbe damit in Berührung sind. Tritt nun der galvanische Strom in diesen Leitungsdraht ein, so werden alle drei Magnete so augenblicklich gleichzeitig und gleichartig davon affizirt, daß sich kaum ein unbedeutender Bruchtheil einer Sekunde als Zeitintervall beobachten läßt, und also der Raum einer halben Meile von der Elektricität im Nu durchlaufen seyn muß. Wheatstones Entdeckung, daß die Schnelligkeit, mit welcher sich die Elektricität durch metallische Leiter fortpflanzt, die Schnelligkeit des Lichts im Weltenraum übertrifft, findet sich also hier durch Gauß's schöne Versuche vollkommen bestätigt; ja, das Verdienst des leztern besteht noch überdies darin, dasjenige auch für den Galvanismus dargethan zu haben, was der Engländer, wie wir am angeführten Orte gesagt haben, nur von der Maschinenelektricität beweisen konnte. — Allein ich gehe auf den Grund meiner Ansicht von der Elektricität noch weiter, indem ich die Vergleichbarkeit derselben mit dem Lichte, rücksichtlich der Raumdurchmessung, ganz leugne und vielmehr das Eintreten derselben elektrischen Wirkung in zwei metallisch kommunizirenden, noch so entfernten Körpern für durchaus gleichzeitig ausgebe, wie das Entstehen gleichartiger Gedanken in noch so entfernten, aber harmonisch verbundenen Köpfen durch eine unerklärliche Mittheilung auch oft ganz gleichzeitig erfolgt. Das Gleichniß scheint vielleicht nicht vollkommen zu passen; aber es ist doch wohl noch das zulässigste, um die Natur eines Vorgangs anzudeuten, für welchen unsere Sprachen ebenfalls keine ausreichenden Worte besitzen, wie denn selbst der oben gewählte Ausdruck eines „galvanischen Stroms“ nur das Symbol zur Bezeichnung eines, uns seinem eigentlichen Wesen nach unverständlichen Ereignisses ist. — Um freilich die gänzliche Unmeßbarkeit der Zeit, in welcher sich die elektrische Erscheinung bei metallischer Verbindung an den entferntesten Punkten kund gibt, durch Versuche noch bestimmter darzuthun, würde es einer sehr großen Verlängerung der Drahtverbindungen und eines Instruments bedürfen, um noch die allerkleinsten Zeittheile mit Bestimmtheit zu messen; die Erfüllung beider Bedingungen aber liegt in der Möglichkeit, und man muß anderseits zugeben, daß das unendliche Interesse dieser Erfahrungen jede Anstrengung, jeden Aufwand rechtfertigt. Dies wäre ein würdiger Gegenstand der Berathung und Bestrebung für die bevorstehende Naturforscherversammlung zu Bonn, und ich wenigstens wüßte derselben nichts Angemessenere vorzuschlagen.

Während Gauß sich solchergestalt um die Aufklärung der dunkeln Lehre vom Magnet verdient macht, hat der bekannte englische Polarreisende Roß seine Aufmerksamkeit einer andern Seite dieses großen Naturgeheimnisses, der Bestimmung der Lage des magnetischen Poles, zugewendet. Ich darf die Leser nämlich wieder daran erinnern, daß sowohl die Abweichung, als die Neigung der Magnetnadel auf verschiedenen Punkten der Erdoberfläche eben so verschieden ausfällt, daß selbst darin wieder mit der Zeit Veränderungen vorgehen, und daß man diese, in ihrer Gesammtheit höchst verwickelten Erscheinungen durch die Annahme erklärt, die Erde sey selbst ein Magnet, der auch seine, ihrer Lage nach ebenfalls veränderlichen Pole habe, von deren Anziehung sowohl die horizontale als vertikale Richtung der Magnetnadeln abhängt. An einem solchen magnetischen Polpunkte der Erde nun müßte, wie man sogleich übersieht, die Neigungsnadel sich ganz vertikal stellen, die Abweichungs- (Horizontal-)nadel aber einen gänzlichen Stillstand zeigen, und es kam nun darauf an, einen solchen Punkt der Erdoberfläche wirklich auszumitteln. Parry beobachtete auf seiner Polarreise in

einer Gegend, etwa 100 Grad westlich von Greenwich und 70 Grad Norderbreite, eine magnetische Neigung von 88¾ Grad, und befand sich also in der That bereits nicht weit von einem solchen Punkt, wo die Neigung volle 90 Grad beträgt, und der also den Bedingungen eines magnetischen Poles entspricht. Besser aber ist die Ermittlung der eigentlichen Lage dieses Pols jezt dem unermüdlichen Roß bei seiner zweiten Polarreise gelungen, deren Resultate allmählig bekannt zu werden anfangen. Schon bei seiner frühern Reise nämlich hatte er über diesen Punkt Untersuchungen an der Südküste der Halbinsel Felix Boethia angestellt; diesmal beschloß er, dieselben in Folge einer Berechnung an der Nordküste fortzusetzen. Nachdem er mit seinen Begleitern auf derselben in der durch jene Rechnung angedeuteten Richtung etwa 12 englische Meilen in gerader Richtung zurückgelegt hatte, gelangte er am 30sten Mai 1833 Morgens unter 70° 5′ 17″ Norderbreite und 96° 46′ 43″ westlicher Länge (von Greenwich) an eine Stelle, welche dem berechneten Punkte möglichst nahe lag. Das Land fand sich hier nach der Küste hin sehr flach, in einiger Entfernung zeigten sich indeß Bergrücken von 50 bis 60 Fuß Höhe. Mehr hatte die Natur nicht gethan, um einen Platz zu bezeichnen, den sie gleichwohl zum Centrum des Wirkens einer ihrer geheimnißvollsten und wichtigsten Kräfte ausersehen hat. Roß war so glücklich, hier einige nur erst kürzlich verlassene Esquimaurhütten anzutreffen, in deren einer das magnetische Observatorium aufgeschlagen wurde; man sezte die Beobachtungen fast zwei Tage fort. Die Neigungsnadel neigte sich hier mit ihrem (sogenannten *) Nordpole 89° 59′ unter die Horizontale, so daß sich die Beobachter also innerhalb der Grenze einer Minute von dem Vertikalstande befanden. Die Horizontal- oder Deklinationsnadel aber bestätigte die Vermuthung, daß der magnetische Nordpol entweder genau an dieser Stelle, oder doch wenigstens in größter Nähe sey, durch ihren gänzlichen Stillstand, indem man von selbst einsieht, daß ein solcher Stillstand eintreten muß, wenn der Mittelpunkt der Anziehungskraft ganz oder doch sehr nahe unter der Nadel liegt. Man darf also mit Grund annehmen, daß die Entdeckung der wahren jetzigen Lage eines ** der magnetischen Nordpole unter der oben angegebenen nördlichen Breite und westlichen Länge nun durch Roß wirklich gemacht sey. Sobald sich der kühne Reisende davon überzeugt hatte, pflanzte er mit seinen Begleitern die englische Flagge an dieser Stelle auf und nahm, im Namen Großbritanniens und dessen Monarchen, Besitz vom magnetischen Nordpole. Zugleich thürmten sie einen Steinkegel auf, unter welchem sie einen Blechkasten, den Bericht über diese merkwürdige Entdeckung enthaltend, begruben. Dieser magnetische Nordpol der Erde liegt also, wie gesagt, unter 70° 5′ 17″ nördlicher Breite und 96° 46′ 43″ westlicher Länge von Greenwich, wonach die Leser denselben nun auf ihren Karten leicht aufsuchen und bezeichnen können, wenn sich auch die, erst den neuesten Entdeckungen angehörige Halbinsel Felix Boethia darauf noch nicht verzeichnet finden sollte.

(Der Beschluß folgt.)

* Ich sage „sogenannten," da der nach Norden gerichtete Pol einer Nadel eigentlich Südpol heißen sollte, indem er vom magnetischen Nordpol der Erde angezogen wird. Mehrere, namentlich französische Physiker drücken sich auch so aus. N.

** Ich sage „eines," nicht „des," da die Theorie des Magnetismus vier magnetische Pole, zwei im Norden und zwei im Süden anzudeuten scheint. „Jetzigen" aber steht oben, weil sich die Lage dieser Pole, wie angeführt, allmählig auch wieder ändert. N.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Neue Theaterstücke.

Victor Hugo sieht sich gerne im Mittelalter nach einer dramatischen Figur um; um eine getreue oder historische Schilderung desselben ist es ihm aber keineswegs zu thun. Es scheint, er wählt nur deßhalb das Mittelalter, besonders das italienische, weil damals bei den rohen Ausbrüchen der ungezügelten Leidenschaften viele Verbrechen geschahen und der Dichter gern große und schwarze Verbrechen schildert. Der „Tyrann von Padua" ist denn auch wieder ein Ausbund von Grausamkeit, der sich gar nicht bedenkt, wenn es darauf ankommt, seiner Ehehälfte das Leben zu verkürzen, und noch dazu durch einen richterlichen Ausspruch. V. Hugo hat das Verdienst, im französischen Trauerspiele, das sonst nur unter lauter Königen und Prinzessinnen sich bewegte, nur Päpste darstellte, auch andere Stände eingeführt und durch die Kollision derselben anziehende Kontraste aufgestellt zu haben. So auch hier, wo die Komödiantin Thisbe die vorzüglichste Rolle im ganzen Stücke hat. Dies macht aber noch kein gutes Trauerspiel, wenigstens wie es der französische Geschmack verlangt, und schwerlich wird sich daher V. Hugo's neues Trauerspiel länger auf der Bühne des Théâtre français halten, als die vorigen. Ein kleines Lustspiel wurde neulich auf jener Bühne von Gerichtswegen gespielt, wie es schon einige Mal der Fall gewesen ist. Ein Herr Laverpillière hatte nämlich das Théâtre français vor Gericht verklagt, weil es sein Lustspiel les deux Mahométans schon seit ich weiß nicht wie langer Zeit angenommen, aber nicht hatte spielen wollen. Das Annehmen eines Stückes auf dieser Bühne ist ein entscheidender Schritt, und verpflichtet die Schauspieler auch zu dem weitern, nämlich zum Aufführen desselben, sie mögen nun jenen Schritt bereuen oder nicht. So wurden denn auch diesmal die Schauspieler angehalten, Laverpillières Stück zu spielen; dies thaten sie; aber alle Gerichte der Welt können kein Pariser Parterre anhalten, ein Stück gut zu finden, und Laverpillière verlor seinen Prozeß vor den zahlenden Richtern, nachdem er ihn vor den bezahlten gewonnen hatte. Scribe, von dem man immer sprechen muß, wenn vom Theater die Rede ist, hat sein Gymnase dramatique, das hundert seiner Stücke zählt, nicht ganz vernachlässigt, obschon er mit großen Schauspielen, Opern und Operetten vollauf zu thun hat; seine lezten

Stücke heißen „geliebt werden, oder sterben.“ und „Eine Hütte und Ein Herz.“ sind aber nicht seine besten. Das „geliebt werden, oder sterben“ hat wenigstens einen guten Zweck. Scribe hat nämlich die überspannte Sentimentalität, welche junge Liebende zum Selbstmorde verleitet, persifliren wollen, und auch witzig persifflirt. Obschon nun das Gymnase dramatique eben keine Sittenschule ist, Scribe auch nicht zum Sittenlehrer berufen zu seyn scheint, so kann es doch nicht schaden, wenn man einer übertriebenen, herrschend werdenden Sentimentalität, welche durch Gedichte, Schauspiele und Romane befördert worden ist, entgegenarbeitet. Auch der Cirque olympique, der es nur mit Pferden, mitunter auch mit Elephanten, Löwen und Hyänen zu thun hat, wird moralisch und stellt seit einiger Zeit alle Abend die abscheulichen Folgen des Sclavenhandels vor. Schiffe, mit Sclaven angefüllt, kommen hier zum Vorschein, und man sieht, wie die Unglücklichen behandelt werden. Auch dieses Gemälde kommt zur rechten Zeit; denn da sich in Frankreich eine Gesellschaft zur Abschaffung der Sclaverei gebildet hat, so ist es an der Tagesordnung, die öffentliche Meinung für dieselbe zu gewinnen, und dadurch die Regierung zu zwingen, einen entscheidenden Schritt zu thun, um die Fesseln der unglücklichen Schwarzen zu lösen. Eigentlich hätte man schon jetzt von der Regierung einen solchen Schritt erwarten sollen, da derselbe Staatsmann, welcher an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten steht (Graf de Broglie), auch einer der Vorsteher der Gesellschaft zur Abschaffung der Sclaverei war. Leider ist nichts so gewöhnlich, als Minister zu sehen, welche anders sprechen und handeln, als ehe sie Minister wurden. Broglie ist in der gegenwärtigen Session der Kammern aufgefordert worden, etwas zur Abschaffung der Sclaverei zu thun, Lord Brougham hat ihn neulich in einer öffentlichen Rede in England an sein Versprechen erinnert; allein der Minister denkt wahrscheinlich, es habe keine Eile; den Deputirten hat er zögernd geantwortet, zu Lord Broughams Aufforderung hat er geschwiegen, und die Gesellschaft zur Abschaffung der Sclaverei sieht ihn jetzt nicht mehr in ihren Sitzungen. So sind sie fast Alle: voll Eifer und Menschenliebe, ehe sie berufen werden, dieselbe auszuüben; hernach macht die Politik sie kalt und bedächtig. Sie haben hundert Rücksichten zu nehmen, hundert Hindernisse zu beseitigen, und das Wohl der Menschheit bleibt einstweilen ausgesetzt. Auch andere Theater haben neue Stücke mit moralischer Tendenz aufzuweisen. So hat ein Herr Ducray-Duminil, welcher zuvor St. Simonist war, versucht, in einem Melodrama auf dem Theater der Porte St. Martin, betitelt le Monomane, den Richtern das Schreckliche der Todesstrafe an's Herz zu legen. Leider war der gute Wille mehr zu loben, als die Ausführung. Nun mag aber ein dramatisches Stück so moralisch seyn, als man nur wünschen kann, vermag es nicht das Publikum anzuziehen und es innig zu rühren, so verfehlt es auch die bezweckte moralische Wirkung. In einem freien Staate, wo die öffentliche Meinung eine so laute Stimme hat, wie in Frankreich, muß das Publikum zuerst von einer Sache völlig überzeugt seyn, ehe es dieselbe dringend von der Regierung verlangt. Dies können aber nur öffentliche Reden, Theater und Presse, besonders Journale bewirken; damit diese aber dahin gelangen, müssen sie selbst erst Beifall erhalten und ein zahlreiches Publikum haben. Wahrscheinlich um ein anderes Uebel, die Eifersucht, aus der Welt wegzubannen, haben die beiden Dichter Bayard und Laurencin vor einigen Tagen ein gefühlvolles Schauspiel mit Gesang in drei Aufzügen, unter dem Titel „Mathilde, oder die Eifersüchtige.“ auf dem Vaudevilletheater gegeben. Ich wohnte der dritten Vorstellung in dem von den Lampen geschwärzten Saale bei. Die Damen schluchzten bei den schrecklichen Folgen der Eifersucht der jungen Frau Mathilde, die ihren Mann mehr als ihren Augapfel liebt, ihn stets neben sich haben will, bei jedem seiner Schritte mißtrauisch wird, in ihren Anfällen von Eifersucht sich furchtbar geberdet und zwei Haushaltungen dadurch ganz unglücklich macht. Die Handlung ist romanhaft angelegt, es herrscht aber doch viel Wahrheit in diesem häuslichen Gemälde. Um dasselbe ein wenig zu erheitern, haben die Dichter einen jungen, eiteln Gecken dazwischengestellt, welcher sich einbildet, alle Frauen seyen in ihn verliebt, das Feuer der Eifersucht anfacht, ohne böse Absicht, in den Streit verwickelt wird und sich nur mit großer Mühe herauszieht. Solche jungen Gecken sind eben keine seltene Erscheinung in der großen Welt. Dg.

Karlsruhe, Juni.

(Beschluß.)

Kunstausstellung.

Außer **Weller** mag noch **Winterhalter** als Repräsentant des Genres gelten, von dem ein italienisches Landmädchen, auf ihrem Tambourine ruhend, eine Zierde der Ausstellung war. Die Krone gebührte einem Todten, Ernst **Fries**. Nil nisi bene von ihm, und doppelt, wenn er noch lebte. Eine Abendlandschaft, ein Theil von Sorrent mit der Meeresbucht, ist ein herrliches Gemälde, der Eindruck ruhig friedlich und klar, fast wehmüthig durch diesen dunkeln Frieden. **Frommel** und **Helmsdorf** bedürfen meiner Erwähnung nicht; **Weichelt** findet noch nicht hinreichende Anerkennung. **Heinlein** malt immer noch Tyroler Landschaften und Seen. **Kropmann**, der heilige Geschichte malt, wird von den Künstlern höher gestellt, als vom Publikum; jene müssen es wohl besser verstehen, aber dieses hat nun einmal auch seine eigenen Ansichten. Dagegen wendet es sich mit aller Liebe dem Bilde eines jungen Künstlers, Teodor **Dietz**, zu, das den Tod Max Piccolomini's darstellt: eine Komposition voll jugendlicher Begeisterung, genialer Kühnheit und doch durchaus edler, klarer Auffassung und Ausführung. Eine Lithographie, die der Kunstverein davon fertigen läßt, wird das Bild bald vervielfältigt den Augen der Kunstwelt vorlegen. Ich halte es für eine glückliche Idee, den Stoff zu Gemälden aus Scenen unserer besten Dichter zu entlehnen. Hier thut sich den Künstlern eine neue Welt von eigenthümlicher Art auf, die schon Kunst ist, und nun, von verwandtem Geiste durchdrungen, auf eine andere Weise zur Erscheinung gebracht, denselben Eindruck geben soll. Der marmorne Laokoon und Virgils Dichtung mögen als Vorbild dienen, und Lessings Laokoon als weise Hindeutung auf die verschiedenen Grenzen der verwandten Künste. A. Scheffer in Paris schlug diesen Weg ein in seinem Gemälde von Faust und Gretchen, und der Episode von Franceska von Rimini aus Dante's göttlichem Gedicht. Retsch hat schon länger in seinen Konturen den Geist zweier großen Dichter zur klarern Anschauung gebracht. Es ist so natürlich, daß der schwärmende Jüngling sich dem Heldentode Max Piccolomini's zuwendet. Außer diesem Bilde, das man kaum für Historie gelten lassen will, waren in diesem Fache nur noch zwei Gemälde aus der badischen Geschichte von **Gräfle** bemerkenswerth. — Von hier gingen die meisten Bilder nach Mannheim ab, und hielten dort ihre zweite Ausstellung unter der Firma des Mannheimer Kunstvereins. Eine Lotterie endlich, die sehr reichlichen Absatz hatte, kaufte viele Gemälde an und verlooste sie unter die Theilnehmer. Die Kunst weiß sich industriell zu machen.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 69 und Intelligenzbl. Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 163.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 9. Juli 1835.

Wo sind die Tempel der Götter und deine steilen Paläste,
Myriaden von Volk, Böotos altes Geschlecht?
Keine Spuren, o Arme, sind von dir übriggeblieben,
Alle vertilgete sie wüthend der grausame Krieg.

Griechische Anthologie.

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

Aufgezeichnet von Dr. L. Roß.

Zweiter Brief.

Ueber Theben, wo ich zulezt stehen geblieben, ist noch Einiges nachzutragen. — Theben erfreut sich durch seine Lage vieler natürlichen Begünstigungen, und kann sich unter einer fest geregelten und weisen Regierung leicht wieder auf einen gewissen Grad von Blüthe erheben. Es hat ein durchaus gesundes Klima, freilich einen rauheren Winter, aber auch einen kühleren Sommer, als die meisten Orte Griechenlands. Gegen Norden und Süden ist es von großen und fruchtbaren, jeder Art von Kultur fähigen Ebenen eingeschlossen, und die niedrige Hügelkette, auf der es liegt, und die sich von Thespiä bis Aulis als Grenze zwischen dem Asoposthal und der thebäischen Ebene hinzieht, eignet sich zum Weinbau, wie die vielen, Erimokastro umgebenden Weingärten beweisen. Theben selbst ist, wie seine nächste Umgegend, reichlich mit vortrefflichem Wasser versehen; der Ismenos treibt auf der Ostseite der Stadt mehrere Mühlen, und dieser Bach und die Dirke können, bei einem sorgsam gehandhabten Bewässerungssystem, die Ebene unterhalb der Kadmeia wohl eine Stunde weit hinlänglich bewässern und in blühende Gärten umschaffen. Aber bis jezt dienen sie nur, im Sommer einige Anis- und Melonenfelder zu nähren; alle höhere Kultur fehlt, und während Theben im Mittelalter durch seine Seidenzucht und Seidenwebereien blühend und berühmt war, * gibt es jezt, buchstäblich wahr gesprochen, auf zwei bis drei Stunden um die Stadt weder einen Maulbeer- noch einen andern Baum. Denn aller Boden eignete hier den Türken; selbst die wenigen Palmen, die sie des Schattens wegen hegten, sind durch den Krieg gefällt worden, und es werden keine neuen Pflanzungen irgend einer Art entstehen, als bis die wohlthätige Maßregel der Ertheilung von Eigenthum an die freigewordene Bevölkerung durchgeführt seyn wird, und der selbst besitzende Bürger und Bauer auf eigenem Boden für sich und seine Erben pflanzt.

Am 15ten September nahm Se. Majestät des Morgens die Umgegend von Theben in Augenschein: den Ort, wo der Ismenos, aus einer antiken, in den Felsen getriebenen Röhre, um die Quelle an ihrer Ader zu fassen, **

* Vergl. Zinkeisen, Gesch. v. Griechenland, 1, S. 833.

** Ein ganz ähnliches Werk war die Fassung der Enneakrunos oder Kallirrhoe, durch Peisistratos, unter dem felsigen Abhange im Bette des Ilissos.

in reicher Wasserfülle emporstrudelt; die Kirche des heil. Lukas, auf dem Platze des Tempels des ismenischen Apollon, mit dem sogenannten Grabe des heil. Lukas, einem antiken, mit drei Inschriften bedeckten Sarkophag; * endlich die Positionen, welche Demetrios Ypsilantis und die Türken bei dem Kampfe um Theben inne hatten, wobei die militärischen Begleiter, Makryjannis, Vassos und Mamuris, die Erklärer zu machen sich beeiferten. Mittags wurde wieder aufgebrochen, der Marsch ging westwärts durch die langweilige Ebene, den Helikon und Parnaß im Gesichte. Nach drittehalb Stunden blieb der nackte, graue Sphinxberg, von welchem Oedipus die grausame Räthseldichterin herabstürzte, zur Rechten liegen, und noch ein halbes Stündchen weiter führte der Weg über den niedrigen Rücken, der die Ebene gegen den kopaischen See hin begrenzt und auf dem sich, rechts über der Straße, einige geringe Spuren von Onchestos finden. Von hier erblickt der Reisende zum ersten Male den berühmten See, und der erste Anblick ist in der That überraschend: eine unübersehbare, mit saftig grünem Schilfe bewachsene Fläche, zwischen dem nur hin und wieder, namentlich gegen Nordosten, und bei günstiger Sonnenbeleuchtung sich einige Wasserblänken zeigen. Die ganze Nord- und Ostseite des Sees ist von nackten grauen Bergen eingeschlossen; längs der Südseite erhebt sich der Helikon in den schönsten Formen und reich bewaldet; gegen Westen öffnet sich die Aussicht auf die majestätischen dunkeln Massen des Parnaß.

Von Onchestos führt der Weg an einem verfallenen fränkischen Wachtthurme aus dem Mittelalter, wie sich in ganz Böotien viele finden, vorüber, in einer starken halben Stunde nach den Ruinen von Haliartos. Diese alte Feste lag auf einer niedrigen Felshöhe, die den Raum zwischen den Vorbergen des Helikon und dem See einnimmt, so daß sie den Paß sperrt, und daher immer für einen der Schlüssel des thebäischen Böotiens gegen Westen galt. Die Höhe ist mit zerstreuten Quadern übersät, und ihr steilerer Rand gegen den See hin noch mit ansehnlichen Resten der alten Mauer eingefaßt. Vor ihren Thoren fiel Lysander, der stolze Bezwinger Athens, und man kann seinen Grabhügel noch in einem zerstörten Tumulus, einige Minuten westlich von Haliartos am Wege nach Lebadeia, zu erkennen glauben. **

(Die Fortsetzung folgt.)

* Eine derselben steht bei Böckh. C. J. G. I. n. 1656; die zwei andern, unedirten, hat der Verfasser vor zwei Jahren an den obengenannten hochverdienten Gelehrten gesandt.

** Paus. 9. 33. 1. Ueber die Schlacht von Haliartos Xenoph. griech. Geschichte 3. 5. 17 folg. Plut. Lysand. 28.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Beschluß.)

Da wir uns einmal auf dem Gebiete des Magnetismus und der Elektricität befinden, so wollen wir gleich noch der, ebenfalls in dasselbe gehörigen Entdeckung einer sogenannten Blitzröhre erwähnen, welche man kürzlich im Bunzlauer Kreise Schlesiens gemacht hat. Die Blitzröhren oder Blitzsinter sind röhrenförmige Gebilde, welche der Blitz im Sande durch eine Schmelzung oder Verglasung erzeugt, und sie müssen die Aufmerksamkeit schon früh auf sich gezogen haben, da man ihrer oft in ältern Schriften erwähnt findet, ohne daß jedoch etwas Befriedigendes über ihre wahre Entstehung angeführt wäre. Der erste, dem dies gelang, war der bekannte Naturforscher Blumenbach, dem man eines dieser merkwürdigen Erzeugnisse der mächtigen Naturkraft, welches in den Sandhügeln der Senner Heide Westphalens aufgefunden worden war, vorlegte, und der dasselbe nach einer sorgfältigen Untersuchung für ein Produkt des Blitzes erklärte, eine Erklärung, welche durch alle spätern Untersuchungen bestätigt worden ist. Indem der Blitzstrahl nämlich in irgend einen Sandhaufen einschlägt, die Sandkörner auseinander treibt und schmelzt, wird in der Erde eine kleine, von einer glasartigen Röhre umgebene Höhlung gebildet. Jene Röhre ist an dem Punkte, wo der Blitzstrahl den Sandhaufen zuerst berührt hat, am weitesten und bildet gleichsam einen Stamm, welcher meistens senkrecht, seltener schief in den Boden hinab geht und sich dann, nach Maßgabe der Hindernisse, welche der Blitz bei seinem Weiterdringen angetroffen hat, in mehrere Aeste theilt, die sich in den verschiedensten Richtungen fortsetzen und endlich spitz auslaufen. Dergleichen Blitzröhren haben oft eine Länge von mehr als zwölf Fuß, und ich erinnere mich, eine vierzehn Fuß lange Blitzröhre im Dresdner Kabinet gesehen zu haben, wo dieselbe als große Merkwürdigkeit gezeigt wurde, und wahrscheinlich von vielen Lesern bewundert worden ist.

Die hier in Rede stehende Blitzröhre nun, welche sich durch eine noch bedeutendere Länge auszeichnet, wurde, wie gesagt, unfern Bunzlau in Schlesien, am Kamme des Sandrückens gefunden, welcher hier das Boberthal begrenzt. Der Stamm der Röhre, mit einer eine halbe Linie dicken, glasartigen Wand umgeben, erstreckte sich fast senkrecht gegen zwanzig Fuß in den Boden hinab, und zeigt dann zwei Aeste, welche sich gleichfalls noch mehrere Fuß tiefer erstreckten. Die innere hohle Fläche, die man, da hie und da Stücke eingebrochen sind, sehen kann, hat einen graulichweißen, emaillirten Ueberzug von mattem Glasglanze, und ist durch eingesprengte, halb geschmolzene Quarzkörner rauh und

uneben. Unter allen Verhältniſſen gehört dieſer Fund, als Beweis für die Gewalt ſelbſt der unterirdiſchen Wirkungen des Blitzes, zu den merkwürdigſten, und wahrſcheinlich wird das Stück auch an irgend ein Kabinet kommen.

Wir gehen, unſerer Gewohnheit gemäß, von dieſen phyſikaliſchen Betrachtungen auf das Feld der Gewerbskunde über, auf welchem wir diesmal beſonders die Oelſpritlampe der Gebrüder Müller in Berlin zu betrachten haben. In unſern frühern Berichten iſt nämlich, wie ſich die Leſer erinnern, von einem Vorſchlage die Rede geweſen, Oel und Weingeiſt nicht mehr unmittelbar in ihrer tropfbarflüſſigen Geſtalt als Erleuchtungsmaterial anzuwenden, ſondern durch Erhitzung ein Gas daraus zu entwickeln und dieſes Gas ſofort anzuzünden, wie Aehnliches bei der gewöhnlichen Gasbeleuchtung geſchieht, obwohl das Gas bei lezterer auch aus andern Materialien entwickelt wird. Der praktiſchen Ausführung dieſes Vorſchlags ſezten ſich aber, wie wir am angeführten Orte ebenfalls detaillirt haben, mannichfache Hinderniſſe entgegen, bis es endlich den genannten Gebrüdern Müller, akademiſchen Künſtlern zu Berlin, gelungen iſt, dieſelben zu überwinden und durch ihre Oelſpritlampe ein eben ſo einfaches, als zierliches und zweckmäßiges Erleuchtungsgeräth herzuſtellen. Daſſelbe beſteht nur aus einem Reſervoir für das Brennmaterial und einer metallenen Röhre (dem Brenner), deren unterer Theil offen iſt und faſt den Boden des Reſervoirs erreicht, während der obere, ungefähr ſechs Zoll aus dem Gefäß hervorragende Theil mit einer kleinen metallenen Kugel geſchloſſen iſt. Leztere kann man abſchrauben und dann jene Röhre zum Einfüllen des Oelſprits in das Reſervoir benuzen. Iſt dies geſchehen, ſo wird ein, den ganzen Raum der Röhre erfüllender Docht (der Sauger) ſo tief in dieſelbe eingebracht, daß oben ein leerer Raum von nur einigen Zollen frei bleibt, welcher mit zwölf kleinen Löchern durchbrochen iſt, aus denen das zu entwickelnde Gas hervorſtrömen ſoll. Um dieſe Entwicklung zu bewirken, bedarf es bloß der Erwärmung der oben beſchriebenen Metallkugel, wozu der Lampe ein eigenes kleines, bequemes Geräth beigegeben iſt: dieſe Wärme reicht hin, um den obern Theil des Oelſprits ſogleich in Gas zu verwandeln, welches nun aus den zwölf Oeffnungen hervorſtrömt und nach dem Anzünden durch ein genähertes Licht eben ſo viele zierliche Flämmchen bildet. Die der Lampe durch lezteres fortwährend zugeführte Hize reicht nun hin, um eine fortdauernde Gasentbindung zu bewirken, ſo lange nur Brennmaterial vorhanden iſt, und die Lampe brennt alſo von ſelbſt ruhig fort, bis aller Oelſprit in Gas verwandelt und lezteres verzehrt iſt. Jeder Gefahr bei dem Brennen einer ſolchen Lampe iſt durch dieſe Einrichtung vorgebeugt: um ſie auszulöſchen, braucht man ſie nur umzudrehen, und bliebe ſie ohne Aufſicht ſtehen, ſo würde ſie, nach Verzehrung des Brennmaterials, von ſelbſt erlöſchen. Der Hauptvortheil aber, den ſie gewährt, beſteht in der großen Weiße und Helligkeit der Flamme, worin ſie die der Wachskerzen übertrifft und dem brennenden Kohlengas gleichkommt. Vielleicht laſſen ſich noch kleine Verbeſſerungen anbringen, z. B. tulpenförmige Gläſer, wie bei den ſogenannten Windlichtern, um das Flackern der Flammen zu verhindern, u. ſ. w.; dann werden dieſe neuen Lampen aber auch gewiß die verdiente allgemeine Einführung erfahren.

Die diesjährige Sommerwitterung endlich anlangend, über die ich bei dem Intereſſe, welches meteorologiſche Betrachtungen jezt einflößen, denn doch auch nicht ganz ſtillſchweigend hinweggehen kann, ſo zeigt ſie dieſelbe Abnormität, die ſchon ſeit mehreren Jahren die allgemeine Aufmerkſamkeit erregt hat, nämlich den frühen Eintritt der Hize in unſern Breiten vor dem Sommerſolſtitium. In den Gegenden, wo ich lebe, d. h. etwa unter 52 Grad Norderbreite, hatten wir Anfangs Juni, alſo faſt vier Wochen vor dem Sommerſolſtitium, ſchon wieder 24 bis 25° R. Wärme, wie man ſonſt gewöhnlich nur erſt eben ſo lange nach dem Sommerſolſtitium zu haben pflegt. Diejenigen Meteorologen alſo, wie z. B. v. Braudenburg, auf deſſen Schriften ich mich in dieſen Blättern ſchon öfters bezogen habe, welche, hinſichtlich der Wärmeentwicklung, eine in der Erdökonomie vorgegangene oder vorgehende bedeutende Veränderung annehmen, haben gewiß nicht ganz Unrecht. Ich werde wahrſcheinlich nur noch zu oft Gelegenheit finden, auf dieſen wichtigen Umſtand zurückzukommen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Zuſtand der Dramatik.

Die dramatiſche Kunſt nimmt hier im Ganzen ſo ziemlich dieſelbe Richtung, wie in Paris. Im klaſſiſchen Drama der Franzoſen wurde faſt bloß geſprochen, die Handlung ſuchte man, wo es ſich nur thun ließ, in die Koulliſſen zurückzuſchieben; man ſah eine Virtuoſität darin, Alles, was unmittelbar die Sinne der Zuſchauer ergreifen konnte, von den Brettern zu verdrängen, um es in langen Reden und Tiraden zu erzählen und in endloſe Schnüre von Metaphern und Bildern auszuſpinnen, in deren ſorgfältigem Ausmalen die größte Kunſt des Dichters geſucht wurde. Eine ſchöne Maxime galt mehr als ein tiefer Charakter, und eine glückliche Periphraſe ſezte das Parterre in Entzücken; wie jubelte das Parterre des Théâtre français, als in Delavigne's Ecole des vieillards eine der Perſonen, anſtatt zu ſagen, ſie ſey in einem Fiaker gefahren, ſich der pomphaften Wendung bediente: durement cahoté sur les coussins poudreux d'un char numéroté. Ein Drama war damals eine Art Arena, wo der Dichter ſich durch fünf Akte hindurch in den ſchwierigſten

rhetorischen Evolutionen zeigen mußte. Heutzutage ist das Drama dort wie hier materialisirt, die Poesie ist Nebensache; reiche Kostüme sind eben leichter zu haben, als schöne Poesie, und während das Publikum sich an den Landschaften, Palästen, Prunksälen, Gefechten und anderm Spektakel belustigt, überhört es die Sottisen, welche vor den herrlichen Gemälden gesprochen werden, oder der Genuß, den ihm die Dekorationen gewähren, macht es wenigstens nachsichtig gegen das Stück. Darauf gründete sich z. B. das beispiellose Glück, welches Latude in Paris gemacht hat. In der That war es ein gewaltig ergreifender Anblick, wenn der Gefangene die Bastille heruntergestiegen kam; um die Wirkung zu verstärken, hatte die Administration die Leiter, deren sich Latude wirklich bedient hatte, nebst den Werkzeugen, die der berühmte Gefangene sich verfertigt, im Foyer ausstellen lassen. Und wenn nun gar zuletzt die Narrenbehälter von Bicêtre aufgeschlossen wurden und Latude's Gefährte, im ersten Akte ein junger Mann, in dem letzten als ein wahnsinniger Greis heulte, da waren die Gesichter der Zuschauer fast noch entstellter von Grauen und Entsetzen, als die Züge der Narren, die in ihren Zellen mit den Ketten rasselten. In dem originellen Stücke le Monomane ist eine Scene, wo gar kein Wort gesprochen wird; sie ist offenbar dem Auftritte nachgebildet, wo Lady Macbeth im Traume ihr Verbrechen enthüllt. Der Monomane ist ein Staatsprokurator, der von der fixen Idee, Verbrecher vor Gericht zu bringen, verfolgt wird. Ein Mörder, der seiner Strafe entgangen ist, sucht seine Zuflucht in dem Hause des Staatsprokurators; dieser ist somnambul, wie Lady Macbeth; er steht in der Nacht auf, erscheint schlafend auf der Bühne, ergreift den Mordstahl, eilt in ein Kabinet, ermordet den Mörder und kehrt dann in sein Schlafzimmer zurück; dies Alles geschieht, wie gesagt, ohne daß ein Wort gesprochen wird.

Auch die Londoner Theater nehmen längst ihre Zuflucht zum Uebernatürlichen, zum Monströsen. Das Theater von Coventgarden hat im verflossenen April ein Melodrama gegeben unter dem Titel: Carmelhan, oder die ertrunkene Schiffsmannschaft. Der Schauplatz ist in die Nähe der Scheidelandsinseln verlegt, vierzig Klafter unter dem Meeresspiegel, die Dekorationen sind Austern- und Korallenbänke, die Fische schwimmen auf und ab. Carmelhan, ein Pirat, gegen den sich die Mannschaft seines Schiffes empört, um sich zu rächen, versenkt das Fahrzeug mitten im Meere. Bald erreicht ihn die Strafe, und diese Strafe ist allerdings schrecklich genug, schade, daß sie so unsinnig ist. Der Himmel verurtheilt ihn, unter den Wellen zu leben, auf den Trümmern seines eigenen untergegangenen Schiffes. Unaufforlich grinsen ihn die Leichen seiner Gefährten an, die er dem Tode geweiht. Und damit ist es noch nicht genug: es ist nicht genug, daß die anwesenden Körper ihm die Lebensluft oder vielmehr das Lebenswasser verpesten, von Zeit zu Zeit werden sie wieder lebendig und quälen und foltern ihn auf alle mögliche Art. Die Leiden des Korsaren sollen so lange dauern, bis sich Jemand findet, der gutwillig an dessen Stelle treten wird. Es läßt sich leicht ermessen, daß es ihm schwer fällt, einen Ersatzmann aufzufinden. Ein junger Mensch, der verliebt ist und keinen Heller hat, versteht sich indessen dazu, eine Stunde lang statt des Piraten im hölli schen Schiffe zuzubringen; dafür verspricht ihm der Seeräuber alle Schätze, die das Fahrzeug enthält; der Besitz dieser Reichthümer wird ihn in den Stand setzen, seine Braut zu heirathen. Nun trifft es sich aber, daß auch der Seeräuber in diese Schöne verliebt ist; er entführt sie, da sie aber seine Leidenschaft nicht theilt, so löst er in der Verzweiflung den Zauber, der ihm sowohl, als seiner Geliebten und dem jungen Manne erlaubt, ohne Tageslicht und ohne Luft zu leben; die drei Schauspieler befinden sich nämlich unter dem Wasser. Der Seeräuber ertrinkt, die beiden Liebenden werden gerettet: das ist eine Marine, gegen welche die gräßlichsten Seestücke des Franzosen Sue Idyllen sind. — In der Oper herrscht noch größere Thätigkeit, als in Coventgarden; hier sind kurz nacheinander drei neue tolle Stücke gegeben worden. Eines derselben ist betitelt: „der Schatten an der Wand.“ Schon der Titel deutet an, daß es zur phantastischen Gattung gehört. Der Schauplatz ist ein Haus, wo es nicht geheuer ist, wo sich die Gespenster Nachts herumtummeln und unter den tollsten Orgien sich des Lebens freuen. In Drurylane ist das neueste Stück eine Bearbeitung des unter dem Titel: „les saussoires anglais“ im Jahre 1833 aufgeführten französischen Stückes; es ist ordentlich, als hätten es die Engländer den Parisern übelgenommen, daß man ihnen ihre Spitzbuben nimmt, und sich mit Patriotismus beeilt, sie auf den heimischen Boden zurückzuführen; die Allianz zwischen beiden Völkern wird augenscheinlich mit jedem Tage inniger. Das bekannte Amphitheater von Astley gibt die Belagerung von Jerusalem oder das Lager in der Wüste, eine historische Komposition und großes Spektakelstück; es ist nach dem Talisman von Walter Scott bearbeitet. Die Dekorationen sind natürlich die Hauptsache; sie haben enthusiastischen Beifall eingeerntet, und als auch noch Reiterkünste und gymnastische Exerzitien dazu kamen, war des Applaudirens kein Ende. Das kleine Theater der Königin sucht sich ebenfalls aus seinen eben nicht sehr glänzenden Verhältnissen herauszureißen. Es spielt gegenwärtig eine neue Truppe daselbst, welche sehr gelobt wird. Neulich wurden an einem Tage nicht weniger als fünf Stücke gegeben: Gabriele oder das Inkognito. Ein Roland für Einen Olivier, die gezähmten Tiger, die weiblichen Volontärs und die Wasserpartie. Ersteres Stück spielt zwar zur Zeit Heinrichs IV., die Gabriele, von welcher die Rede ist, ist indeß nicht die berüchtigte Geliebte des galanten Königs, sondern die Tochter des Gouverneurs von Alençon. Alençon hat sich gegen den König empört; der König belagert die Stadt, zwei Offiziere von der französischen Armee schleichen sich heimlich in die Stadt ein, sie heißen d'Armonville und St. Maurice. Man glaubt in ihnen Heinrich IV. und Sully zu erkennen. Auf dieser Täuschung beruht das Stück, das ziemlich muntere Scenen hat. Als Franzosen fangen sie sogleich an, den Damen den Hof zu machen, und die schöne Gabriele läßt sich von d'Armonville bethören. Ihre Verzweiflung, als sie in ihrem Geliebten den Monarchen zu entdecken glaubt, ist recht erbaulich. Indeß klärt sich bald der Irrthum auf, die Stadt Alençon kapitulirt und die beiden jungen Leute werden verbunden. Ein liberales Blatt berichtete, die Zuschauer haben vor Lachen gebrüllt. In Sadlers Wells bemerken wir für's Erste eine Neuerung, die unter den gegenwärtigen Umständen nachgeahmt zu werden verdiente. Am Tage, wo es eröffnet wurde, zeigte man nämlich in den Zwischenakten zwei Dekorationsgemälde: das eine stellte eine italienische Landschaft, das andere die Trümmer eines alten römischen Tempels vor; der Effekt ist wie bei einem Panorama. Drei Stücke wurden an diesem Tage aufgeführt, die höchst seltsame Aufschriften führen: 1) der Tempel des Todes, ein skandinavisches Drama. 2) ich habe grüne Weiden um meinen Hut geflochten. 3) Arlekin und die Hexe von Islington. Die grünen Weiden haben am meisten gefallen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 164.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 10. Juli 1835.

Willkommen, willkommen,
Du alter Patron —
Wir kennen dich schon!

Goethe.

Abbotsford.

Aus dem neuesten Werk von Washington Irving: Abbotsford und Newstead-Abbey.

Walter Scotts Privatleben.

Nach dem Essen begaben wir uns in den Salon, der zugleich als Studierzimmer und Bibliothek diente. Zu einer Seite an der Wand stand ein Schreibtisch mit Schubladen, darüber ein kleiner, reich mit Bronze verzierter Aufsatz von polirtem Holz, worin Scott seine werthvollsten Papiere verwahrte. Ueber demselben hing in einer Art Nische ein vollständiger Harnisch von blitzendem Stahl mit einem geschlossenem Helm, und zu beiden Seiten Panzerhandschuhe und Streitärte; rings umher waren Trophäen und Reliquien mancherlei Art aufgehängt: ein Säbel von Tippoo Saib, ein hochländisches Schlachtschwert von Floddenfield, ein paar Rippon-sporen von Bannockborn, * und vor allen ein Schießgewehr, das Rob Roy angehört; dieses Stück war mir damals besonders interessant, da, wie es hieß, Scott eben an einem Romane schrieb, der die Geschichte dieses berühmten Geächteten zum Thema hatte. Links und rechts standen Bücherschränke mit Werken aus dem Gebiet der romantischen Poesie in verschiedenen Sprachen, worunter manche seltene alte. Es war dies aber nur die Feldbibliothek, und er hatte seine Bücher damals größtentheils in Edinburg.

Der Abend verging sehr ergötzlich in diesem schmucken Gemach, halb Studierzimmer, halb Salon. Scott las verschiedene Stellen aus dem alten Roman vom Arthur vor, mit schöner, tiefer, wohlklingender Stimme und einem zum alten Druck vollkommen passenden Ernste. Es war ein hoher Genuß, solch ein Werk von solchem Manne und in solcher Umgebung lesen zu hören, und wie er so da saß, in einem weiten Lehnstuhl, seinen Lieblingshund Maida zu seinen Füßen, ringsum Bücher und Alterthümer und Trophäen vom Grenzland, hätte das Ganze ein herrliches, höchst charakteristisches Gemälde gegeben.

Während Scott las, hatte eine mächtige graue Katze, ein großer Liebling von Herrn und Frau vom Hause, sich auf einen Stuhl am Feuer gelegt und sah in ernster Haltung unverwandt herüber, als hörte sie dem Lesen zu. Ich äußerte gegen Scott, seine Katze scheine Geschmack an alten Pergamenten zu haben. „Ei ja," erwiderte er, „es ist ein gar mystisches Volk um diese Katzen. In ihren Köpfen geht wohl mehr vor, als

* Berühmtes Schlachtfeld; Robert Bruce schlägt hier die Engländer, 1314, Jakob III. verliert hier gegen seine rebellischen Unterthanen Schlacht und Leben, 1488.

wir gewahr werden, und dies kommt ohne Zweifel daher, daß ſie ſo viel mit Hexen und Hexenmeiſtern zu thun haben.“ Bei der Gelegenheit gab er eine kleine Geſchichte preis. Einem Manne, der in der Nacht nach Hauſe ging, begegnete einmal an einem abgelegenen Platze eine Katzenprozeſſion, die in tiefer Trauer, in einem, mit einem ſchwarzen ſammtnen Bahrtuch bedeckten Sarge ein Glied ihrer Gemeinde zu Grabe trugen. Der gute Mann, erſtaunt und halb entſezt ob ſo ſeltſamem Aufzug, eilte nach Hauſe und erzählte ſeinem Weib und ſeinen Kindern, was er geſehen. Kaum hatte er ausgeſprochen, ſo ſprang eine große ſchwarze Katze, welche am Feuer lag, auf, rief: „ſo bin ich König der Katzen!“ und fuhr den Kamin hinauf. Das Leichenbegängniß, das der Mann geſehen, hatte einem Gliede der Katzendynaſtie gegolten. „Unſer Hinze hier,“ fuhr Scott fort, „erinnert mich zuweilen durch ſeine ariſtokratiſchen Manieren an dieſe Hiſtorie, und gerne behandle ich ihn mit Achtung, weil ich mir denke, er könnte leicht ein großer Prinz incognito ſeyn und früh oder ſpät zum Thron gelangen.“ Auf dieſe Weiſe wußte Scott ſelbſt von den Sitten und Eigenthümlichkeiten der ſtummen Thiere, die ihn umgaben, Stoff zu humoriſtiſchen Bemerkungen und phantaſtiſchen Geſchichten herzunehmen.

Im Laufe des Abends erfreute uns hin und wieder Sophie Scott, auf Bitten ihres Vaters, mit einem Lied, und ſie ließ ſich nie zweimal bitten. Sie ſang lauter ſchottiſche Lieder, ohne alle Begleitung, ganz einfach, aber äußerſt lebhaft und mit großem Ausdruck, und im heimiſchen Dialekt, wodurch ſie noch anziehender wurden. Es war höchſt ergötzlich, ſie mit lebendigem Vortrag und in muntern Weiſen jene alten, begeiſterten Jakobitiſchen Lieder ſingen zu hören, wie ſie einſt unter den Anhängern des Prätendenten in Schottland, der darin nur „der junge Chevalier heißt,“ im Schwange waren. Für dieſe Lieder war Scott, trotz ſeiner Loyalität, ſehr eingenommen; denn der unglückliche Chevalier war in ſeinen Augen von jeher ein Romanheld, wie in den Augen manches ſtandhaften Anhängers vom Haus Hannover, da jezt die Stuarts aufgehört haben, furchtbar zu ſeyn. Bei dieſer Gelegenheit erwähnte Scott eines intereſſanten Umſtands: unter den Papieren des Chevaliers, welche ihm die Regierung zur Einſicht mitgetheilt, hatte er eine von mehreren ſeiner Anhänger in Amerika an ihn gerichtete und vom Jahr 1778 datirte Denkſchrift gefunden, worin der Vorſchlag gemacht wird, in den dortigen Niederlaſſungen ſein Panier aufzupflanzen . . .

(Die Fortſezung folgt.)

Erinnerungen an die Reiſe des Königs Otto durch Oſtgriechenland.

(Fortſezung.)

Mazi, ein Dorf über Haliartos, auf dem erwähnten Vorſprunge des Helikon gelegen, bot ſich nach einem Ritte durch die Ruinen als Nachtlager dar, das mit ſinkender Sonne erreicht wurde. Am folgenden Morgen wurde die Reiſe nach Lebadeia fortgeſezt. Weſtlich von Mazi iſt eine kleine, weniger als eine Stunde lange Ebene, die im Weſten durch einen gegen den See vortretenden Arm des tilphoſſiſchen Gebirgs, der mit einer, Petra genannten, ſteilen Felswand endigt, faſt ganz geſchloſſen wird. Das tilphoſſiſche Gebirge, * ein Vorberg, oder vielmehr Theil des Helikon ſelbſt, umſchließt die Ebene auf der Südſeite in einem Halbkreiſe. Seine ſteil emporſteigenden Wände ſind mit lebhaft grünen Eichen, Myrthen und andern Laubhölzern bewachſen, und mit kühn gezackten, nackten Felsgipfeln gekrönt. Um eine weitere Ausſicht auf die Umgegend zu haben, beſchloß der König, den Berg zu erſteigen. Die Pferde mußten bald im Gebüſch zurückbleiben, und es wurde zu Fuß weiter geklommen. Vom Rücken der tilphoſſiſchen Kette zeigte ſich die Kopais in ihrer ganzen Ausdehnung; am weſtlichen Ende derſelben das Akontiongebirge mit der Burg von Orchomenos, nordöſtlich das Proongebirge zwiſchen dem See und der Meerenge von Euböa, öſtlich von der Kopais der See Hylike, jezt von Theben genannt, und der von Moriki; kurz, man überſieht von hier das ganze Böotien bis auf ſeine ſüdweſtlichen Theile, welche die Hauptmaſſe des Helikon verbirgt. Dieſe Hauptmaſſe des Helikon, die größtentheils mit dunkeln Tannen bewachſen iſt, und hart unter deren Gipfel der Muſenquell Hippokrene liegt, ** iſt von dem Tilphoſſion durch ein anmuthiges, reich bewäſſertes und bebautes Bergthal geſchieden, in deſſen Mitte das Dörfchen Zagara ſeine zerſtreuten Häuſer zeigt. Dies Thal iſt einer der einladendſten Flecke, die es in Griechenland gibt, und überhaupt iſt die ganze Nordſeite der Kette des Helikon, von Theſpiä bis Lebadaia, ſo reich an Naturſchönheiten, daß den Muſen kein entſprechenderer Sitz angewieſen werden konnte.

Das Herunterſteigen war auf dem abſchüſſigen Wege ſchnell vollbracht; bei einem verfallenen fränkiſchen Thurme

---

* τὸ τιλφώσσιον ὄρος, Strabon, 9, S. 264 Tchn.; oder τιλφούσιον, Pauſan. 9, 33, 1.

** Der Verfaſſer fand dieſe Quelle, die jezt κρύο πηγάδι heißt, auf einer frühern Reiſe wieder auf. Sie liegt nur hundert Fuß unter dem Gipfel, gegen Askra und den Muſenhain hin, und iſt mit antikem polygonalem Gemäuer ausgeſezt.

am Fuße des Berges (in deſſen Nähe einige Reſte alten Gemäuers vielleicht auf Okales hindeuten) wurde wieder aufgeſeſſen, und bald war die oben erwähnte ſteile Felswand Petra erreicht. Sie nähert ſich dem See bis auf einige hundert Schritte, und auch dieſer ſchmale Raum wird durch die überfließenden Waſſer der tilphoſſiſchen Quelle, die unter dem Fuße der Felswand entſpringt, größtentheils unwegſam gemacht. An dieſer Quelle ſtarb der blinde Seher Tireſias, als er von den Argeiern und Polyneikes Söhnen, nach der Einnahme von Theben, zum Geſchenk für den Pythiſchen Gott beſtimmt, nach Delphi geführt wurde und, erhizt von dem Marſche, zu haſtig von dem kalten Waſſer trank.* Ein Haufen über einander gethürmter Steine, von wildem Feigengebüſch beſchattet, wird von Pauſanias als ſein Grab bezeichnet. — Auf der Spize der Petra, gerade über der Quelle, ſtand der Tempel des tilphoſſiſchen Apollon;** ein Mauerreſt von dem Peribolos oder dem Unterbau, von polygonaler Konſtruktion, aber ſorgfältiger Arbeit, gleich der Cella des kleineren Tempels in Rhamnus, bezeichnet den Platz. Faſt eine Stunde höher hinauf, auf dem luftigen Gipfel, wo der die Petra bildende Arm von der Hauptmaſſe des Tilphoſſion ausgeht, entdeckte ich im Sommer 1833 die bisher unbekannten Ruinen eines kleinen feſten Platzes, aus rohen Steinen augenſcheinlich in der Eile zuſammengeſezt, aber eben ſo augenſcheinlich von hohem Alter. Dies Paläokaſtron heißt bei den Hirten des Helikon, die es faſt allein kennen, Alttheben (παλαιοθήβα oder παλαιοφήβα). Der Name iſt im höchſten Grade überraſchend, wenn man ſich erinnert, daß nach der alten Sage die Thebäer, zur Zeit des Epigonenkrieges, ſich auf dieſes Gebirge geflüchtet.*** Hätten wir hier wirklich eine aus der mythiſchen Zeit durch drei Jahrtauſende fortgepflanzte Tradition? oder warum nicht vielmehr ein durch das Vorhandenſeyn der Ruinen bekräftigtes hiſtoriſches Zeugniß?

In neuern Zeiten war die tilphoſſiſche Klippe der Schauplatz eines für Griechenland wichtigen Ereigniſſes. Demetrios Ypſilantis, Georg Vajas und andere Anführer ſperrten hier einem aus Attika und Böotien nach Theſſalien zurückkehrenden türkiſchen Heere den Durchzug; nach mehrmaligen vergeblichen Stürmen auf die Verſchanzungen der Griechen mußten die Türken ſich den Rückzug durch Unterhandlungen eröffnen, und kehrten nimmer wieder, aus Furcht, ſich von Neuem wie in einem Sacke gefangen zu ſehen. Das glückliche Gefecht bei Petra blieb das lezte Kriegsereigniß im öſtlichen Griechenland.

Hinter der tilphoſſiſchen Klippe erweitert ſich die Ebene wieder, und zieht ſich ſüdlich in einem Winkel zwiſchen die Berge hinein, in deſſen Spize auf einem anſehnlichen Hügel Koroneia lag. Die Ruinen ſind unbedeutend; doch erkennt man an der Oſtſeite des Hügels das Halbrund des Theaters, und über demſelben die Ruinen eines kleinen doriſchen Tempels. Auch finden ſich mehrere Inſchriften. Auf der Weſtſeite von Koroneia fließt der Phalaros; er entſpringt faſt eine Stunde weiter ſüdlich gegen das Gebirge hinauf aus dem libethriſchen Quell, neben welchem eine faſt ganz aus Grabſteinen und andern Inſchriften gebaute Kapelle liegt. Der hohe, iſolirte Pik über dieſem Quell, jezt Paläoruma genannt, der höchſte Theil der ganzen Kette des Helikon, iſt das Libethrion.* Die Ebene nördlich unter Koroneia war der Schauplatz der zu verſchiedenen Zeiten hier gelieferten Schlachten. Hier iſt mithin auch der berühmte Tempel der iloniſchen Athene zu ſuchen, den ich auf wiederholten Reiſen aufzufinden noch nicht ſo glücklich geweſen bin, aber ihm doch auf der Spur zu ſeyn glaube.

Weſtlich von Koroneia erhebt ſich der Berg Granitza, das alte Laphyſtion;** der Weg führt längs der Nordſeite dieſes Berges in drittehalb Stunden nach Lebadeia, das an ſeinem weſtlichen Ende liegt. Die an ſich ſchlechte Straße wird an mehreren Stellen von dem Waſſer der zahlreichen, zum Theil lauwarmen Quellen, die an der Seite des Laphyſtion entſpringen, überſchwemmt. Eine halbe Stunde vor Lebadeia liegt links über dem Wege eine antike Ruine aus großen Quadern, wahrſcheinlich ein Grabmal. Durch die Beſteigung des Tilphoſſion und den Beſuch von Koroneia war es faſt Abend geworden, als der König ſeinen Einzug in Lebadeia hielt. Die Bevölkerung der Stadt und Umgegend in der maleriſchen Landestracht hatte in buntem Gewühl die kleinen Anhöhen vor dem Orte beſezt, und das Gedränge erlaubte kaum, die holprichte Brücke zu paſſiren, die am Eingange der Stadt über die rauſchende Herkyna führt. Der König ſtieg in dem wohlgebauten Hauſe des Herrn A. Georgantas ab, und der folgende Tag war, nach fünftägiger anhaltender Reiſe, ein Raſttag.

(Die Fortſezung folgt.)

---

* Pauſan. 9, 33, 1; vergl. 9, 18, 5. — Strabon 9, S. 269. Tchn.

** Strabon 9, S. 261. Tchn.

*** Strabon 9, S. 269.

* Pauſan. 9, 34, 5. Außer andern Beweiſen paßt die Entfernung (10 Stadien) von Koroneia einzig und allein auf dieſen Berg.

** Der Rücken des Berges, wo das Dorf Granitza liegt, gleicht einem eingefallenen Krater. Dazu kommen die oben erwähnten warmen Quellen, und der Name, der eigentlich einen gefräßigen Berg bedeutet. Mineralogen mögen unterſuchen, ob hier ein ausgebrannter Vulkan iſt.

Englische Aphorismen über deutsche Sprache und Poesie.

Das Deutsche iſt ärmer als das Engliſche an Wendungen zur Schilderung von Affekten, aber reicher an Wendungen zur Schilderung von ſinnlichen Gegenſtänden jeder Art.

Das Deutſche hat nicht etwa vollſtändigere Ausdrücke für die äußern Bilder; es kann aber der Seele mehr Bilder auf einmal vorführen als das Engliſche.

*

Schillers reimloſer Vers iſt ſchlecht; er bewegt ſich darin, wie eine Fliege in einer Leimflaſche. Immerhin haben ſeine Ideen Zuſammenhang und Mannichfaltigkeit, aber im Vers iſt dabei nicht Leben genug. Wie weit hat er zu Shakespeare's unendlichem Rhythmus! Alle Deutſchen haben etwas Maßloſes, Ueberſchwengliches — ihr Nationalfehler. Leſſing wußte noch am beſten mit dem reimloſen Vers umzugehen. Die trochäiſche Endung der deutſchen Worte läßt den reimloſen Vers in dieſer Sprache faſt gar nicht zu. Auch wir haben jene Endung bei unſerer eilfſylbigen dramatiſchen Strophe, behalten es aber in der Gewalt, dieſelbe ad libitum mit der jambiſchen Endung wechſeln zu laſſen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Chambery, Juni.

Miſſionsberichte aus Tong-king.

Wenn es aus unſerer Stadt und unſerm Ländchen juſt nichts zu berichten gibt, was der Rede werth iſt, ſo ergreife ich gerne die Gelegenheit, Ihren Leſern etwas von den Berichten unſerer unermüdlichen Miſſionäre mitzutheilen. Einer, der ſchon längere Zeit in Tong-king lebt und predigt, ſchrieb kürzlich unter anderm an den Biſchof von Pignerol: „Sie fragen mich, Hochwürdigſter, ob wir hier etwas dem Winter Aehnliches haben? Allerdings unterſcheiden wir auch vier Jahreszeiten, wie in Europa. Der Sommer iſt ſehr heiß und der Herbſt ſehr regnigt; der Winter aber beſteht nur in einigen ziemlich friſchen Nordwinden, die es jedoch niemals zu Eis kommen laſſen; ja, wenn der Himmel nicht umwölkt iſt und die Sonne ſcheinen kann, ſo iſt es bei uns im Winter wenigſtens eben ſo heiß, wie zur Sommerszeit in Frankreich. Der Frühling hat nur uneigentlich dieſen Namen, denn gleich nach dem Winter beginnt große Hitze. Alle Jahre, um den Oktober, iſt hier eine faſt allgemeine Ueberſchwemmung, denn nur wenige Orte ſind davon ausgenommen. In manchen Gegenden habe ich ſie bis zur Höhe von vierzehn Fuß geſehen; da man es aber weiß, ſo nimmt Jeder ſeine Maßregeln, ſo daß nur ſelten Unglück geſchieht. In den niedrigen Gegenden tritt das Waſſer in die Häuſer, und die Einwohner müſſen ſich auf die Dächer flüchten. Dieſe Ueberſchwemmung dauert höchſtens drei Tage; dann aber entſteht eine große Unbequemlichkeit, denn das Waſſer hat den Boden in den Häuſern ganz aufgeweicht, und nun bleibt für acht bis zehn Tage ein zäher Koth und beſonders eine ſehr ungeſunde Luft. Iſt die Ueberſchwemmung bedeutend und mit Sturm begleitet, ſo reißt ſie manchmal die aus Holz und Stroh gemachten Häuſer ein, und es kommen dann viele Leute um. Das Waſſer bildet auch zuweilen beim Zurückziehen einen reißenden Strom und zerknickt alle Reisähren; dann geht die Ernte des zehnten Monats verloren. Dies iſt jedoch nicht oft der Fall; häufiger kommen Rindvieh, Schweine und Geflügel in den Strömungen um. Von dieſer faſt allgemeinen Ueberſchwemmung ſind nur die hochgelegenen Orte ausgenommen. Das ganze Land gleicht dann einem Meer, und man ſieht nur Bäume und Hausdächer. Bei der letzten Ueberſchwemmung ging das Waſſer bis an die Dachſparren des Hauſes, in dem ich Ihnen jetzt ſchreibe, und dieſes Haus iſt doch eines der höchſten in der ganzen Gegend. In dieſen Fällen muß man oft gezwungen faſten, denn alles Kochen und Zubereiten der Speiſen iſt unmöglich. Sie fragen mich nach den hier herrſchenden Krankheiten. Ich weiß Ihnen aber davon nicht viel zu ſagen. Die Kinder ſterben beſonders an den Blattern, die oft entſetzliche Verheerungen anrichten, denn die Kuhpockenimpfung iſt noch unbekannt. Die Erwachſenen haben nur Eine furchtbare Krankheit, die häufig ausbricht und ganze Dörfer entvölkert, dies iſt die Cholera morbus. Auffallend iſt es, daß man hier zu Lande ſehr wenig Verſtümmelte, Ausgewachſene, Buckliche und Blinde ſieht. Ein franzöſiſcher Arzt, den ich früher einmal auf Manilla um die Urſache fragte, gab mir zur Antwort, die Kinder, welche Anlage zum Auswachſen haben, ſterben in der Kindheit, denn man bekümmere ſich nicht um ſie. Ich aber glaube, man bekümmert ſich ſo gut um ſie, daß ſie bei guter Zeit auf die Seite geſchafft werden, wenn ſie keine geraden und geſunden Körper haben. Wenn aber hier bisweilen Krankheiten herrſchen, ſo iſt wenigſtens nicht Mangel an Aerzten daran Schuld, denn ich kenne kein Land, wo es ſo davon wimmelt. Oft haben wir mehr Aerzte als Kranke, und es iſt hier ſo leicht, Arzt zu ſeyn. Ich kenne eine Menge Leute, die nicht die geringſte Kenntniß von Anatomie, von den Krankheitsurſachen und der Wirkung der Heilmittel beſitzen, ſondern nur einige mediziniſche Bücher geleſen haben, und ſich doch für Aerzte ausgeben. An eine mediziniſche oder chirurgiſche Schule iſt hier nicht zu denken. ... Der Wein, den man uns für die Meſſe ſchickt, iſt Maderawein; er iſt allen andern Arten vorzuziehen, da er nicht ſo leicht verfälſcht werden kann. Ehemals war er ſehr theuer, denn man mußte ihn mit großen Schwierigkeiten zu Land herbringen, weil unſere Küſtenmeere von Seeräubern wimmelten. Seit uns aber die Chineſen Alles von Makao her nach Tong-king bringen, den Centner zu vier Piaſtern, kommt uns dieſer Wein nicht mehr ſo hoch zu ſtehen, nämlich die Bouteille nur einen Piaſter (?). Deſſenungeachtet erhält jeder Prieſter jährlich nur vier Bouteillen, und dies reicht auch hin, denn nach einer eigenen Dispenſation des päbſtlichen Stuhls nehmen wir den Wein nur zur Konſecration; die Abſolution geſchieht mit bloßem Waſſer. Wir ſchicken faſt nie eigene Boten nach Makao, um unſere Sachen und Bedürfniſſe zu holen, wie Sie glauben, ſondern wir vertrauen unſere Effekten einem dortigen Chineſen an, mit dem wir gewöhnlich Geſchäfte machen, und mit deſſen Pünktlichkeit und Treue wir ſehr zufrieden ſind. Die gewöhnliche Ueberfahrt von Makao nach Tong-king iſt nicht lang; ein europäiſches Schiff würde ſie in zwei Tagen machen."

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 165.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 11. Juli 1835.

— Stumm iſt der Gott, und einſam liegen und öde
Längſt die Pfade, wo einſt, von Hoffnungen leiſe geleitet,
Fragend der Mann zur Stadt des reichlichen Gebers heraufſtieg.
Hölderlin.

Erinnerungen an die Reiſe des Königs Otto durch Oſtgriechenland.

(Fortſetzung.)

Lebadeia, vor der Revolution der Hauptort des ganzen öſtlichen Griechenlands, liegt noch größtentheils in Ruinen. Der größte Theil der Stadt zieht ſich auf dem linken oder ſüdlichen Ufer der Herkyna an dem Abhange eines Berges empor, deſſen Gipfel mit einem Schloſſe aus dem Mittelalter gekrönt iſt. Dieſer Schloßberg bildet mit dem ihm gegenüberliegenden Laphyſtion eine enge Schlucht, die von ſenkrechten, prächtig roth und grau gefärbten Felswänden eingeſchloſſen iſt. Hier entſpringt aus zwei reichen, ſelbſt im heißeſten Sommer eiskalten Quellen, der Mnemoſyne und der Lethe, zu denen ſich als eine dritte die Herkyna geſellt, der gleichnamige Fluß, und eilt brauſend über Felsſtücke und Klippen durch die Stadt der Ebene zu. Ueber den Quellen, unter dem Fuße des Schloßberges, iſt das berühmte unterirdiſche Orakel des Zeus Trophonios, mit jetzt verſchüttetem Eingange; man ſieht nur noch eine in den Felſen gehauene Kammer, die vielleicht die von Pauſanias erwähnte Kammer des guten Dämon und des guten Glücks iſt, in welcher die Befrager des Orakels ſich auf den Beſuch der geheimnißvollen Grotte vorbereiten mußten. Die Kammer iſt über zwölf Fuß lang, gegen eilf Fuß breit, acht bis neun Fuß hoch; an den Seiten laufen niedrige Steinbänke umher, und unter der dachförmigen Decke ein Geſims mit einer antiken Verzierung von gemalten Palmetten, von denen man aber nur die Zeichnung, leider nicht mehr die Farben erkennen kann. Alſo Spuren bemalter Architektur bis in die dunkeln Räume des Trophoniosorakels! Neben dieſem Gemach iſt die Felswand auf eine anſehnliche Strecke voll größerer und kleinerer Niſchen, um Skulpturen, Inſchriften und andere Weihgeſchenke aufzunehmen. * In derſelben Schlucht war es, wo die Bewohner von Lebadeia im erſten Jahre des Kriegs, auf die Nachricht von der Annäherung eines feindlichen Korps, die gefangenen Türken, über fünfhundert an der Zahl, ſämmtlich niedermetzelten, um ſich gegen Aufſtand und Verrath in ihrem Rücken zu ſichern. Der Drang der Umſtände und die Pflicht der Selbſterhaltung geboten und rechtfertigten dieſe grauſame Metzelei.

Weſtlich vom Schloßberge liegen auf einem höhern Gipfel, eine halbe Stunde von der Stadt, die Ruinen des Tempels der Jägerin Proſerpina und des Königs

* Ueber Lebadeia vergl. vorzüglich Pauſan. 9, 39 und 40. — Strabon 9, S. 269. Tchn.

Zeus, * die ich auf einer frühern Reise auffand. Die Lebadier hatten diesen Tempel in größeren Verhältnissen angefangen, als ihre Kräfte ihn auszuführen gestatteten, er blieb daher unvollendet. Ich fand nur Reste von dem Fußboden und der Cellamauer aus gewaltigen Blöcken. Das meiste Material ist freilich in türkischer Zeit zu Neubauten in der Stadt verwendet worden. Die heutige Stadt, die fast bis an das Orakel hinaufreicht, nimmt den Platz des heiligen Haines ein; das alte Lebadeia lag zehn Minuten weiter gegen die Ebene hin, auf einem isolirten Hügel, der jezt Trygólithari heißt, und den die Herkyna in zwei Armen umfließt. Aber auch auf diesem Hügel findet man keine Ruinen, sondern nur Fundamente und andere Spuren der Stadt.

Am 19ten September brach der König wieder von Lebadeia auf und schlug den Weg nach Orchomenos ein. Die Straße führt unter dem östlichen Ende eines Bergrückens hin, der kein anderer als das Thurion der Alten seyn kann, und läuft dann durch die hin und wieder sumpfige Ebene. Es sind fast drei Stunden bis Orchomenos (jezt Skripu). Eine Viertelstunde vor dem Orte sieht man rechts in der Ebene einen Tumulus, vielleicht das Grab des Hesiodos. ** Unmittelbar vor dem Dorfe passirt man den pholischen oder böotischen Kephissos vermittelst einer Brücke; er heißt jezt Mavronero, d. i. Schwarzwasser. Homers reiches Orchomenos ist zu einem ärmlichen Dorfe herabgesunken, welches am Fuße des Berges in einer niedrigen Ebene liegt. Das Dorf hat ein Kloster, in dessen geräumige Kirche man auf mehreren Stufen hinabsteigt (ein Beweis ihres hohen Alters, indem der Boden umher sich im Laufe der Zeit so viel erhöht hat); sie ist nach Aussage einer Inschrift von Leon, kaiserlichem Protospatharios, unter den Kaisern Konstantin und Leon und unter dem ökumenischen Patriarchen Ignatios erbaut worden. In derselben finden sich auch mehrere althellenische Inschriften und verschiedene Bruchstücke von Skulpturen. Die Wände der Kirche sind zum großen Theile aus horizontal auf einander gelegten Säulentrommeln erbaut. Vielleicht nimmt sie den Platz des alten Grazientempels ein.

Vom Kloster steigt das Akontiongebirge in einer sanften Abdachung zu einer Höhe von etwa sechshundert Fuß empor. Auf dieser Abdachung, deren nördlicher und südlicher steiler Rand noch mit ansehnlichen Resten der Ringmauer eingefaßt ist, lag Orchomenos, wenigstens der größere Theil der Stadt; und die Spitze derselben, von wo aus sich das Akontion in einem langen Rücken westlich zieht, ist mit beträchtlichen und interessanten Ruinen der Akropolis gekrönt. Das berühmte Schatzhaus des Minyas * liegt im Dorfe selbst, an oder vielmehr in dem südlichen Rande der Anhöhe; aber die Kuppel ist eingefallen und hat das Innere des Gewölbes mit Trümmern und Erde gefüllt, so daß man nur den, wie am Schatzhause des Atreus in Mykenä, ungeheuern Deckstein der Pforte sieht.

(Die Fortsezung folgt.)

---

* Κόρης καλουμένης Θήρας καὶ Διὸς βασιλέως, Paus. 9. 39, 5.

** Pausan. 9, 38, 5.

* Pausan., ebendas.

Abbotsford.

(Fortsezung.)

Nach dem Frühstück war Scott eine Zeitlang beschäftigt, Druckbogen zu korrigiren, die er mit der Post erhalten. Der Roman Rob Roy war, wie schon erwähnt, eben unter der Presse, und ich dachte mir, es werden Probebogen dieses Werks seyn. Der Ursprung der Waverleyromane war damals noch unentschieden und bestritten, wenn gleich Niemand zweifelte, daß sie, wenigstens der Hauptsache nach, von Scott herrührten. Ich meines Theils sah einen Beweis, daß er der Verfasser war, in dem Umstand, daß er ihrer niemals erwähnte. Ein Mann, den alles Schottische, Alles, was sich auf Landesgeschichte oder Lokalsagen bezog, so höchlich interessirte, konnte solche Werke, wäre ein Anderer ihr Verfasser gewesen, unmöglich unbeachtet lassen. Mit Vorliebe sprach er von den Werken seiner Zeitgenossen, in einem fort citirte er Stellen aus Nationalliedern oder erzählte Anekdoten aus der Geschichte des Grenzlandes. Aber über seine eigenen Dichtungen und jene Romane verlor er kein Wort, und auch ich beobachtete ihm gegenüber das strengste Stillschweigen über diesen Punkt. Ich muß hier eines seltsamen Umstands erwähnen, wovon ich damals noch nichts wußte, nämlich daß Scott hinsichtlich seiner eigenen Werke gegen seine Kinder sehr zurückhaltend war, und es gar nicht gerne sah, wenn sie seine romantischen Dichtungen lasen. Ich erfuhr dies später aus einem Briefe von ihm an mich, worin von einem Exemplar der Miniaturausgabe seiner Dichtungen die Rede war, die ich einer der jungen Damen übermacht hatte. „In der Eile," schreibt er, „habe ich vergessen, Ihnen in Sophiens Namen für Ihr gütiges Andenken, die amerikanischen Bücher, Dank zu sagen. Ich weiß nicht recht, ob ich dies auch in meinem Namen thun kann, da Sie ihr weit mehr von des Vaters närrischem Zeug vor Augen gebracht haben, als sonst wohl geschehen wäre; denn ich habe es mir besonders angelegen seyn lassen, daß sie in ihren jugendlichen

Jahren nichts von dieſen Sachen zu Geſicht bekommen ſollten.“ . . .

Auf einem Ausflug in's gebirgigte Land kamen wir zu einer Stelle, wo nach Scott die Reſte eines römiſchen Lagers zu ſehen ſeyn ſollten; wir ſetzten uns auf einen Erdbuckel, der einſt einen Theil des Walls gebildet; Scott zeigte mir die Spuren der Linien, der Bollwerke, des Prätoriums, und bewies ſo viel Kenntniß vom alten Lagerweſen, daß ſich der Alterthümler Oldbuck ſelbſt derſelben nicht zu ſchämen gehabt hätte. Ueberhaupt hatte mich gar Manches, was ich während meines Beſuchs an Scott beobachtet, zu der Ueberzeugung gebracht, daß viel von Monkbarns Alterthümlerhumor ſeinem eigenen vielſeitigen Charakter entnommen iſt, und daß zu mehreren Scenen und Figuren in jenem trefflichen Roman ſeine unmittelbare Umgebung den Stoff geliefert hat. Er erzählte mir verſchiedene Anekdoten von einem bekannten Landſtreicher, Namens Andrew Gemmels, der einſt an den Ufern des Galawater, Abbotsford gerade gegenüber, geblüht, und den er als Knabe gekannt und geſprochen, und im Augenblick fiel mir dabei der Spiegel philoſophiſcher Vaganten, der Bettlerneſtor Edie Ochiltree ein. Ich hatte den Namen ſchon auf der Zunge, da fiel mir Scotts Incognito ein, und ich behielt ihn für mich, es war mir aber ein neuer Beweis für ſeine Autorſchaft.

Seine Schilderung jenes Andrew Gemmels paßte vollkommen auf Edie hinſichtlich der hohen Poſtur, der Haltung, des ſoldatiſchen Weſens, ſo wie der ſchalkhaften, ſarkaſtiſchen Laune. Er zog im Lande umher und war eine Art von wandernder Chronik für die ganze Gegend, ſchleppte die Klatſchereien von Haus zu Haus, machte ſeine Bemerkungen über die Leute und ihre Angelegenheiten, und beſann ſich nie, wo er ihnen wegen Schwächen oder Narrheiten eines abgeben konnte. Ein pfiffiger Bettler, wie Andrew, bemerkte Scott, der die alten ſchottiſchen Lieder ſingen, Geſchichten und Sagen erzählen und die langen Winterabende angenehm vertreiben konnte, war keineswegs ein unwillkommener Gaſt im einſamen Gehöfte. Die Kinder liefen, ihn willkommen zu heißen und ſeinen Stuhl in den warmen Kaminwinkel zu rücken, und die Alten empfingen ihn als einen hochachtbaren Gaſt. Andrew ſeinerſeits ſah ſie an wie ein Pfarrer ſeine Pfarrkinder, und betrachtete die Almoſen, die er erhielt, als ſeine Gebühren, gerade wie jener ſeinen Zehnten. „Ja,“ äußerte Scott, „ich glaube wohl, Andrew hielt ſich mehr für einen Gentleman als die Leute, die ſich das Leben ſauer werden ließen, und ſah innerlich auf die ſich plackenden Bauern herab, die ihm Unterhalt und Obdach gaben.“ — Seine ariſtokratiſchen Begriffe rührten wohl zum Theil daher, daß manche kleine Landedelleute, wenn es ihnen an Geſellſchaft zum Tödten der Zeit gebrach, ihn gelegentlich mit ſich umgehen ließen. Er ſpielte manchmal Karten oder Würfel mit ihnen, und nie fehlte es ihm an „Silber in der Taſche“ zum Einſatz; er benahm ſich dabei ganz wie ein Mann, der wenig nach dem Gelde fragt, und kein Gentleman kann ſein Geld mit mehr Anſtand und Gleichgültigkeit verlieren. Unter andern ließ ſich auf dieſe Weiſe auch der alte John Scott von Gala, ein Mann von gutem Hauſe, der auf ſeinem väterlichen Gute Torwoodlen lebte, zu ihm herab. Dabei wurde aber doch der Unterſchied im Rang nicht außer Acht gelaſſen; denn wenn ſie Karten ſpielten, ſaß der Laird innen im Fenſter, der Bettler außen. Aber hie und da ſagte Andrew dem Laird tüchtig ſeine Meinung, ſo namentlich einmal, als dieſer mehrere Erbgüter verkauft hatte, um ſich vom Erlös ein größeres Haus zu bauen. Die Aeußerung des ehrlichen Andrew ſchmeckt ganz nach Edie Ochiltrees Bosheit: „Schon recht, Torwoodlen, ſchon recht! wer hätte aber gedacht, daß Eures Vaters Sohn zwei hübſche Güter verkaufen würde, um ein Kukuksneſt an den Berg zu bauen?“ . . .

Im Laufe unſers Spaziergangs machten wir Halt vor einem kleinen Bauerhauſe. Scott wollte hier ein Alterthum beſichtigen, das im römiſchen Lager ausgegraben worden war; er erklärte es, wenn ich nicht irre, für eine Zange. Das Bauerweib wies es vor, und wie er ſo daſtand, das Alterthum um und um betrachtete und halb ernſthaft, halb komiſch Bemerkungen darüber machte, das Landvolk um ihn her, das ſämmtlich gelegentlich ein Wort mitſprach, fiel mir wieder Monkbarns ein, die köſtliche Figur, und ich glaubte den Fürſten der Alterthümler und Humoriſten vor mir zu ſehen, wie er ſeinen ungelehrten und ungläubigen Nachbarn eine Vorleſung hält.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Chambery, Juni.

(Beſchluß.)

Miſſionsberichte aus Tong-king.

Man hält in Tong-king drei Mahlzeiten, die gewöhnlich ſehr ärmlich ſind und nur aus einer Schale in Waſſer gekochten Reißes beſtehen, den wir wie Brod eſſen; manchmal kommen noch einige in Waſſer gekochte Pflanzen oder Fiſche hinzu; Fleiſch wird nur an Feiertagen und Feſten gegeſſen. Man kennt hier nicht das Einſalzen des Fleiſches, um es einige Zeit zu erhalten. So z. B. wird heute in unſern Religionshäuſern ein Schwein getödtet, morgen aber iſt nichts mehr davon übrig. Selten wird ein Ochs oder ein Schwein getödtet, ohne daß das Thier gemeinſchaftlich von dem ganzen Dorf verzehrt würde, ſo daß Alles auf einmal aufgeht. Unſere beſte Hülfsquelle beſteht in Oel, wovon es zu allen Jahreszeiten eine Menge gibt, jedoch nicht ſo gut, als bei uns in Europa, und davon nehme ich

die ſo gerühmten Ananas nicht aus.... Das Land iſt ſehr gebirgig, und dieſe Gebirge ſind größtentheils mit Wäldern bewachſen. Ihre Bäume gehören Niemanden, und darum kann ſie fällen, wer da will. Brennholz braucht man nicht, und gekocht wird mit Stroh. Die Annamiten verſtehen es noch nicht, ſich der Pferde oder Ochſen zum Transport zu bedienen; dieſe Thiere dienen ihnen nur zum Ackerbau. Unſere Bemühungen, ſie zur Verfertigung eines Wagens, oder nur eines Karrens zu bringen, waren bisher vergeblich; ſie halten dergleichen Kunſtwerke für unmöglich.... Im Allgemeinen verheirathen ſich die Leute hier ſehr frühe. Selten findet man einen ledigen Geſellen, der älter wäre, als fünfundzwanzig Jahre, er müßte denn ſo arm ſeyn, daß er die Koſten zu einer Hochzeit nicht aufbringen könnte. Es gibt vielleicht kein Land in der Welt, wo man auf zahlreiche Familie ſo großen Werth legt, als hier. Es iſt eine entſetzliche Schande für eine Frau, keine Kinder zu haben: man kann einer Frau keine größere Beleidigung anthun, als wenn man ſie unfruchtbar nennt. Die Chriſten tröſten ſich durch die Religion, wiewohl bei Vielen auch dieſe nichts hilft und ihnen Kinder über Alles gehen; deßhalb allein vergeſſen viele chriſtliche Männer Kirche und Religion, und nehmen zwei, drei Weiber, ohne daß Geſchlechtsluſt ſie im Geringſten dazu bewegte. Wie viele Männer und Frauen verabſcheuen ſich nur deßwegen, weil ſie wenig oder gar keine Kinder haben! Wie viele Frauen ſagen wie Rachel zu ihren Männern: da mihi liberos, alioquin morior! Bei den jungen, unverheiratheten Leuten kommen freilich manchmal Unordnungen vor, aber viel ſeltener, als in Europa. Beſonders die Mädchen ſind ſehr ſittlich, und nur ſelten macht eine davon eine Ausnahme. Ich kenne eine Menge chriſtliche Gemeinden, wo ſeit Menſchengedenken kein Mädchen gefehlt hat, was unter dieſem glühenden Himmel gewiß auffallend iſt. Zu dieſer ſeltſamen Erſcheinung wirken mehrere Gründe zuſammen; zuerſt die Religion und die Furcht, eine Sünde zu begehen, dann verheirathen ſie ſich leicht und frühe; es fehlt auch den jungen Burſchen an Gelegenheit, mit den Mädchen zuſammen zu kommen, und der Gebrauch verbietet ihnen allen Umgang mit einander. Ueberdies haben ſie auch zu Zuſammenkünften und Ausſchweifungen keine Zeit. Die meiſten ſind arm und müſſen von früh bis in die ſinkende Nacht arbeiten. Wie ehemals die Juden, haben ſie keine andere Feſte und Vergnügungen, als religiöſe. Bei den Nichtchriſten fallen bei weitem mehr Unordnungen dieſer Art vor, und die Urſache davon läßt ſich leicht einſehen. Außer den öffentlichen Vergnügungen, beſonders den Luſtſpielen, die wir den Chriſten ſtreng unterſagen, ſind faſt alle religiöſen Feſte der Heiden große Beförderungsmittel der Sinnlichkeit, ungefähr wie ehemals bei den Griechen und Römern. Indeſſen kommen doch auch bei dieſen Heiden viel weniger Unordnungen vor, als bei den gebildeten Chriſten Europa's.... Bei der großen Vorliebe der Tonkinger für zahlreiche Kinder iſt ihr Gebrauch, die Kinder zu verkaufen, nicht wohl zu erklären. Indeſſen hat doch dieſe Sitte weit weniger Barbariſches an ſich, als es auf den erſten Blick ſcheint; denn vorerſt ſind es nur die ganz armen Leute, die ihre Kinder verkaufen, weil ſie ſie nicht ernähren können. Nur Reiche oder Wohlhabende, oder auch Edelleute ohne Kinder kaufen dergleichen. Die gekauften Kinder werden auch nie Sklaven, ſondern ſind Adoptivkinder, und nennen auch ihre neuen Eltern Vater und Mutter. Zwar gibt ihnen das Civilrecht keinen Anſpruch auf das Vermögen ihrer Adoptiveltern, aber bei den Chriſten herrſcht allgemein der Gebrauch, ihnen einen halben Erbtheil zu geben. So ungefähr iſt es auch bei den Nichtchriſten.... Neulich mußte ich eine gute kalte Tagereiſe machen, um einen Kranken mit den Sterbſakramenten zu verſehen, da führte mich mein Weg an der größten und berühmteſten Pagode der Provinz vorüber. Gerne hätte ich ſie genau beſehen, ich wagte es jedoch nicht, mich aufzuhalten. Dieſe Pagode iſt ſehr reich; ſie liegt auf einer ziemlich hohen Terraſſe auf dem Ufer des Fluſſes, und beſteht aus mehreren großen Gebäuden von unförmlicher Architektur. Ueber den Eingängen bemerkte ich einige Skulpturen in halberhabener Arbeit, aber ſehr roh und ohne alle Zeichnung. In dieſer Pagode wird kein Idol, ſondern nur der Schutzgeiſt angebetet. Einem jungen Mädchen iſt die Bewachung der Pagode anvertraut; ſie iſt jedoch nur für drei Jahre hier, und hernach kommt eine andere an ihre Stelle. Im äußern Vorhof ſteht Tag und Nacht ein Wachpoſten, der alle Tage abgelöst wird. Die Mädchen und die Wache leben lediglich von den Weihgeſchenken und Gaben, welche die frommen Heiden täglich der Pagode darbringen. Seit ich in Tongking bin, ſah ich nie ein ſo anſehnliches und großes Gebäude. Seine Erbauung hat gewiß ungeheure Summen gekoſtet, wiewohl man dadurch eben keine günſtige Idee von der Architektur und dem Kunſtgeſchmack der Einwohner bekommt. — So weit diesmal der Miſſionär.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 169:
Amor.

Räthſel.

An eine Braut.

„Zwei Eimer ſieht man ab und auf
In einem Brunnen ſteigen,
Und kommt der eine voll herauf,
Muß ſich der andre neigen;
Sie wandern raſtlos hin und her,
Abwechſelnd voll und wieder leer.
Und bringſt du dieſen an den Mund,
Hängt jener in dem tiefſten Grund;
Nie können ſie mit ihren Gaben
Im gleichen Augenblick dich laben.“

Es ſey denn, daß der Genius winkt
In einer guten Stunde,
Dein Mund aus ihrer einem trinkt,
Ob dir das Herz geſunde.
Der doch den Durſt nicht völlig ſtillt,
So kühl auch ſeine Welle quillt.
Und Sehnſucht nach dem andern ſiehst,
Deß Wein in ſchönem Purpur glüht:
Dann ſteht das Rad; du ſiehſt den andern
Gefüllt herauf zum erſten wandern.

Ein guter Trinker mag zugleich,
Wenn ihm zwei Becher winken,
An Bacchus edler Gabe reich,
Aus allen beiden trinken:
So nimm auch du die Eimer ſchnell
Und miſche dir den Wunderquell,
Und labe dich bei ihm zu Gaſt,
So lang du ſie beiſammen haſt,
Vom Doppelnektar dich berauſchend,
Für Wonne deinen Witz vertauſchend.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 166.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 13. Juli 1835.

Höret alle mich, ihr Götter,
Die ihr auf Verliebte schauet:
Dieses Glück, so schön gebauet,
Reiß' ich voll Verzweiflung ein.

Goethe.

Lieder von Alma.

I.

An * * * * *.

Wie der Himmel sich im Meere spiegelt,
Seinen Glanz ihm leiht, sein Lichtbewegen,
Seine Wogen farbenhell beflügelt,
Daß sie Grundentfliehend leicht sich regen:
Also ist mein äußres Seyn und Leben
Reges Bild der Kraft, die du gegeben.

In der Tiefe, wo die Wasser quellen,
Raset stumm die Macht, noch ungezügelt,
Grimme Feinde lärmen unter Wellen.
Hat das Schweigen auch mein Wort besiegelt,
Tief im Innern, wo sich Schmerzen regen,
Sind im Herzen Zorn und Qual zugegen.

II.

Abschied.

Falsch bist du nicht, nur auch nicht offen,
Und was mich kränkt, ist kein Vergehn;
Noch Manches könnt' ich von dir hoffen,
Doch treibt der Schmerz mich zum Verschmähn.

Ich hatte Alles dir gegeben,
Trug dich wie eine Welt in mir;
Du — kannst nicht ohne Wechsel leben,
Und Halbheit scheidet mich von dir.

Du hast zuweilen mich verstanden,
Und öfter wohl so ausgesehn;
Die Seligkeit, die wir empfanden,
Mußt' im Verworr'nen untergehn.

Hier hilft kein Wort und kein Versprechen,
Kein gegenseitiges Gestehn;
Es war dein Loos, mein Herz zu brechen,
Laß das Nothwend'ge stumm geschehn.

III.

Wie eine Blume der Sturm,
Hat Kummer das Herz mit entblättert,
Und das zerriss'ne Gefühl
Flattert nun irrend umher.

Ist's doch noch lange nicht Herbst,
Wohin, ihr verwehenden Blüthen?
Fruchtlos verödender Stamm,
Wurzelst umsonst du so fest?

Räthſelhaft leidiger Gram,
Suchſt du den Lenz oder Winter —
Liebesglück, tödtende Ruh,
Beide vermiſſend zugleich?

Lehrt dich nicht rings die Natur
Den Kreislauf der Zeiten erkennen,
Daß du, zu frühe erſtarrt,
Träumend des Frühlings gedenkſt?

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

(Fortſetzung.)

Bei der drückenden Hitze des Tags verweilte der König mehrere Stunden in dem Kloſter, und erſt um drei Uhr wurde wieder aufgebrochen. Der Weg führte faſt eine Stunde auf dem linken Ufer des Kephiſſos längs dem Fuße des Akontion hin; dann wurde der Fluß durch eine Furth paſſirt, und es ging in ſcharfem Trotte nach Chäroneia. Dieſe Ebene, vor Alters in wiederholten Schlachten durch das Blut vieler Tauſende gedüngt, * iſt eben ſo fruchtbar, als ſchlecht angebaut, denn der Bauer iſt ohne Eigenthum, und der Boden gehört dem Staate oder wenigen großen Grundbeſitzern in Lebadeia, denen es aber zur Zeit gänzlich an Kapitalien fehlt, um ihn kultiviren zu laſſen. Ein paar rieſige Grabhügel in der Mitte der Ebene bezeichnen die Stellen, wo Tauſende den Todesſchlaf ſchlafen.

Etwa zehn Minuten vor Chäroneia liegen an der Straße die Trümmer des koloſſalen Löwen, den die Thebäer ihren im Kampf für die Freiheit gegen Philipp gefallenen Streitern errichteten. ** Sie ſind zum Theil noch in der Erde vergraben, und es iſt zu hoffen, daß dies eben ſo ſchöne als intereſſante Monument ſich ganz wieder aufrichten läßt. — Chäroneia, jezt Kapurna, der Geburtsort des Plutarch, iſt ein noch elenderes Dorf als Skripu. Auf dem Felſen, der ſich über dem Dorfe erhebt, ſind anſehnliche Ruinen der Akropolis, und an der nördlichen Seite deſſelben, gegen die Ebene gerichtet, iſt ein kleines, in den lebenden Stein gehauenes Theater. — In einer Kirche zeigt man einen ſchlecht gearbeiteten antiken Lehnſeſſel aus Marmor, den die Gelehrten von Lebadeia den Thron des Plutarch nennen. Der alte Weiſe dürfte ſchwerlich je darauf geſeſſen haben.

Etwas mehr als eine Viertelſtunde weſtlich von Chäroneia bezeichnet ein in die Ebene vortretender erhöhter Rücken die alte Grenze zwiſchen Böotien und Phokis; und noch ein halbes Stündchen weiter liegen links auf einem ziemlich hohen Berge, über dem Dorfe h. Blaſios, die Ruinen von Panopeus oder Phanoteus, der erſten phokiſchen Stadt. Hier hatte, nach der Lokalſage, Prometheus die Menſchen aus Thon gebildet; einige übrig gebliebene Klumpen dieſes Thons, die durch die Länge der Zeit zu Stein geworden waren, zeigte man noch dem Pauſanias, und der altgläubig fromme Vater der Reiſebeſchreiber verſichert, ſie hätten faſt wie die Haut des Menſchen gerochen. * Indeß die Sonne, die ſchon hinter den Gipfeln des Parnaſſos zu verſinken im Begriff war, gebot Eile und erlaubte nicht, nach dem verſteinerten Urtheil des Menſchengeſchlechts zu ſuchen. Der Parnaß, deſſen Fuß noch eine ſtarke Stunde von Panopeus entfernt iſt, erhebt ſeine ungeheure Steinmaſſe faſt ſenkrecht aus der Ebene bis zu einer Höhe von mehr als ſechstauſend Fuß; er beſteht aus einer dunkeln, bläulichgrauen Steinart, und iſt bis auf ein ſchmales Band dunkelgrüner Tannen, das ſich an ſeinen Seiten hinzieht, faſt ganz nackt. Er ſteht dem Taygeton, dem Oeta und andern Gebirgen Griechenlands an Schönheit und Mannichfaltigkeit der Umriſſe und an Reichthum der Vegetation nach, aber er imponirt durch ſeine Maſſe.

Am Fuße des Parnaß liegt Daulis oder Daulia, das zum Nachtlager beſtimmt war, berühmt im Alterthum durch die Sage von der Philomela und Prokne und dem blutigen Mahl des Tereus. ** Die Bewohner Daulias waren in Pauſanias Tagen die größten und ſtärkſten aller Phokeer, und noch heute zeichnet ſich der hieſige Menſchenſchlag als wohlgebaut und ſtark vor den Bewohnern der eben durchmeſſenen Ebenen aus. Der Grund iſt aber zum Theil ein anderer, als zur Zeit des alten Reiſenden. Das platte Land Böotiens iſt faſt ganz mit Bauern albaneſiſcher Abſtammung bevölkert; ſie leben als eigenthumsloſe Pächter meiſtens in elenden, ungeſunden Hütten, und werden überdies häufig, wie gerade in dieſem Herbſte, durch heftige Fieber zuſammengerüttelt, die ſie der Sumpfluft des kopaiſchen See's verdanken. Daulia aber und die folgenden Orte am Parnaß haben eine faſt ungemiſchte griechiſche Bevölkerung, welche, vor dem türkiſchen Deſpotismus aus den Ebenen zurückweichend, ſich auf dieſe luftigen Höhen zurückgezogen, wo ſie die rauhen Abhänge des Gebirgs in Getreidefelder und vorzüglich in Weinberge umſchufen, und freilich ein arbeitsvolleres, aber freieres und unabhängigeres Leben auf ihrem erblichen Eigenthume und in einem geſunderen Klima lebten. Das weibliche Geſchlecht beurkundet

---

* Die blutigſte dieſer Schlachten war wohl der Sieg des Sulla über den Archelaos, Feldherrn des Mithridates: Plut. Sulla 16 — 19.

** Pauſan. 6, 40, 5.

* Derſelbe 10, 4, 5: παρέχονται ὀσμὴν ἐγγύτατα χρωτὶ ἀνθρώπου.

** Pauſan. 10, 4, 6. — Ovid. Metamorph. 6.

auch durch Eigenthümlichkeiten in der Kleidung ſeine verſchiedene Abſtammung von den Bewohnerinnen der Ebene. Die Mädchen tragen vom Alter der Mannbarkeit an einen weißen Schleier, der mehrmals um's Haupt geſchlungen wird und deſſen Ende den Rücken lang hinabwallt. Er wird unter dem Kinn durch ein metallenes Band befeſtigt, das je nach dem Wohlſtande der Schönen von Silber oder mehr oder weniger ſtark vergoldet iſt. Gürtel von verſchiedener Farbe unterſcheiden die Verheiratheten von den Unverheiratheten. Die Fußbekleidung ſind meiſtens rothe Schuhe, nur die Wohlhabenderen tragen Strümpfe.

(Schluß des zweiten Briefs.)

Abbotsford.

(Fortſetzung.)

Wenn Scott von Lokalalterthümern ſprach, oder ſich über Lokalſagen und Aberglauben vertraulich ausließ, athmete in ſeinen Reden ein feiner, leiſer Humor und ſpielte auch in ſeinen Zügen, als ſcherzte er nur mit dem Gegenſtand. Es war, als mißtraute er ſeiner eigenen Begeiſterung, und doch zeigte immer wieder ein poetiſcher Blitz aus ſeinem Auge, daß die Sache ihn höchlich intereſſirte. „Es iſt ein Jammer," äußerte er, „daß die Alterthümler meiſtens ſo trocken ſind; denn die Gegenſtände, mit denen ſie umgehen, ſind reich an hiſtoriſchen und poetiſchen Anklängen, wahre Fundgruben für maleriſche Details, für liebliche und heroiſche Charaktere, für merkwürdige alte geſellige Formen und Gebräuche aller Art. Sie haben beſtändig das ſeltenſte poetiſche Material unter den Händen, haben aber keinen Begriff davon, es poetiſch zu verarbeiten. Jedes Ueberbleibſel aus alter Zeit hat gewiſſermaßen ſeine eigene Geſchichte, oder gibt doch einen charakteriſtiſchen Anklang von dem damaligen Weſen und Seyn, und regt ſo die Einbildungskraft an." — Ich habe nie einen Alterthumsfreund kennen lernen, der in ſeinen Schriften wie im Umgang ſo liebenswürdig geweſen wäre wie Scott, und der leiſe durch ſeine Entwicklungen durchſchimmernde Humor gab denſelben für mein Gefühl einen eigenthümlichen hohen Reiz.

Wir gelangten im Gebirge zu einem hübſchen Waſſerſpiegel, Lake of Cauldſhiel genannt. Scott that ſich viel auf dieſes kleine Mittelmeer in ſeinen Beſitzungen zu gut, und hoffte, unſere großen Seen in Amerika werden mir nicht ganz den Geſchmack dafür benommen haben. Er machte den Vorſchlag, mich in die Mitte des Sees zu führen, von wo man eine ſchöne Ausſicht habe, und wir benützten dazu ein kleines Fahrzeug, das ſein Gutsnachbar, Lord Somerville, auf dem See hielt. Als ich den Fuß über Bord ſetzte, ſah ich an einer Bank des Boots mit großen Buchſtaben angeſchrieben: Search nro. 1. Ich blieb ſtehen, las die Inſchrift laut und beſann mich, wo ich etwas der Art gehört oder geleſen. „Pah!" rief Scott, „es iſt nichts als ein Narrenſtreich von Lord Somerville — gehen Sie zu!" Da fielen mir auf einmal die Auftritte aus dem Alterthümler ein, wo jenes search nro. 1. vorkommt. „Ach! jetzt weiß ich's!" rief ich und ſetzte mich lachend nieder, erwähnte aber des Umſtands nicht weiter. — Wir machten eine luſtige Fahrt um den See, der recht hübſche Landſchaftbilder darbietet. Aber das Intereſſanteſte daran war, wenn man Scott hörte, daß ein Kobold in Geſtalt eines Waſſerochſen darin hauste, der ſich in der Tiefe aufhielt und nur zuweilen an's Land kam. Dieſe Geſchichte geht in der Gegend ſeit undenklicher Zeit im Schwang; noch war ein Mann am Leben, der den Ochſen ſelbſt geſehen haben wollte, und gar viele ſeiner Nachbarn glaubten daran. „Ich mag dem Mährchen nicht widerſprechen," ſagte Scott; „denn herzlich gern will ich in meinem See Fiſch oder Fleiſch haben, was meine Nachbarn hineinſetzen mögen, und dieſe Altemeibermährchen ſind in Schottland eine Art von Eigenthum, das zum Gute gehört und am Boden haftet. Es iſt mit unſern Flüſſen und Seen wie mit denen in Deutſchland, die alle ihre Waſſernixen haben, und ich habe meine Freude an dergleichen amphibiſchen Kobolden."

Nachdem wir gelandet, ließ ſich Scott weitläuftig über die fabelhaften Weſen aus, womit der Schotte ſo gerne die Gewäſſer und Seen in ſeinem ernſten, einſamen Gebirgslande bevölkert, flocht anziehende Anekdoten ein und ſtellte Vergleichungen an mit ähnlichen Mährchen anderer nordiſchen Völker. „Aber," ſagte er, „mehr als irgendwo gedeihen dieſe wilden, mährchenhaften Kinder der Phantaſie in Schottland, und dazu trägt gar Vieles bei: der ganze Charakter der Landſchaft, die Großartigkeit, die ihr das Nebelhafte, Verſchwommene in Folge des Klima's ertheilt, die wilden, harten Züge der Landesgeſchichte, die Theilung des Volks in Clane, ſeine ganz lokalen Gefühle und Vorurtheile, die Individualität des Dialekts, die Abgeſchloſſenheit der Hochländer, die einſame Lebensweiſe der Hirten, die größtentheils am öden Berge ihre Zeit verbringen, ihre altväterlichen Lieder, in denen ſich an jeden Fels, an jedes Waſſer uralte Geſchichten knüpfen, und die ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert fortpflanzen. Im Kopfe des Schotten miſcht ſich Poeſie und geſunder Menſchenverſtand, und gerade die Tüchtigkeit des letztern verleiht der erſtern Lebenskraft und üppiges Gedeihen; es iſt ein derber, dauerhafter Boden, in dem der einmal ausgeſtreute Samen der Poeſie tiefe Wurzeln ſchlägt und reichliche Früchte trägt.

Niemals rottet man in Schottland dieſe Volksgeſchichten, Lieder und Mährchen aus. Nicht als ob das Volk eigentlich daran glaubte, nein, es hat ſeine Freude daran; ſie gehören den heimiſchen Bergen und Gewäſſern an, die ihrem Herzen nahe ſind, der Geſchichte ihrer Vorväter, auf die ſie ſtolz ſind.“

„Es würde Ihnen,“ fuhr er fort, „herzliche Freude machen, ſähen Sie, wie unſer armes Landvolk in den langen, finſtern, trübſeligen Winterabenden, um den Kamin ſitzend, der meiſt gewaltig groß iſt, einem alten Weibe zuhorcht oder einem vagirenden Bettler, wie ſie uralte Geſchichten von Kobolden und Hexenmeiſtern, oder von Streifzügen und Scharmützeln im Grenzland preisgeben, oder alte Balladen herſagen, in denen es wimmelt von jenen Heldennamen, die dem echten Schotten das Blut in Wallung bringen wie Trompetenſchall. Dieſe altväterlichen Mährchen und Balladen haben ſich durch Jahrhunderte rein von Mund zu Mund, vom Vater zum Sohn, oder vielmehr von Großmutter zu Enkel fortgepflanzt; ſie ſind eine Art Erbgut für das arme Landvolk, und es wäre hart, ſie darum zu bringen, da Bücher, und damit andere Schöpfungen der Einbildungskraft, ihnen nicht zugänglich ſind.“

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Studium des Mittelalters.

Wohl zu keiner Zeit iſt in Frankreich ſo viel für Geſchichte, Kunſt und Literatur des franzöſiſchen Mittelalters gethan worden, als jetzt. Diejenigen Staatsmänner, welche auf der Rednerbühne mehrmals den Wunſch geäußert haben, die ſtudirende Jugend möge ſich von der Tagespolitik ab- und dem Studium der Nationalgeſchichte zuwenden, müſſen recht zufrieden ſeyn; denn in der That wird dieſes Studium mit ganz beſonderm Eifer betrieben, nur wird die Tagespolitik dabei nicht ganz aus dem Sinne gelaſſen, was auch in einem Lande, wo Alles öffentlich verhandelt wird, und wo täglich die faſt alle Stände mehr oder minder berührenden Angelegenheiten zur Sprache kommen, nicht wohl möglich, auch nicht einmal wünſchenswerth iſt; denn ein Theil dieſer Jugend, die man für das Gegenwärtige ſo ganz gleichgültig ſehen möchte, iſt dazu berufen, einſt ſelbſt an den Staatsangelegenheiten als Deputirte, Redner, Beamte Theil zu nehmen, muß ſich alſo frühzeitig angewöhnen, dieſelben zu beobachten und darüber nachzudenken. Vormals, als nur Wenige am Ruder ſaßen und das ganze Schiffsvolk ſich ruhig mußte fortſteuern laſſen, war die Gleichgültigkeit der Jugend gegen politiſche Angelegenheiten eine nothwendige Folge der Staatsverfaſſung, aber jetzt iſt ſie ebenſowenig möglich, als erſprießlich. Dies ſoll aber keineswegs ernſte Studien ausſchließen, und die Regierung hat ganz Recht, wenn ſie dieſelben beſtens befördert. Uebrigens kommt der Impuls nicht ſo ſehr von der Regierung her, als von der Richtung, welche die Studien in der langen Friedenszeit genommen haben, und welche durch Mode und herrſchenden Geſchmack noch befördert wird. Romane, Poeſie, Kunſt, Alles dreht ſich um das Mittelalter, oder wenigſtens um die Vergangenheit überhaupt. In der Vorzeit ſucht Victor Hugo den Stoff zu romantiſchen Darſtellungen; der unſtete Alex. Dumas ſchweift manchmal auch in dieſe dunkle Zeit hinüber; Lacroix, oder wie er ſich ſelbſt nennt, Bibliophile Jakob, kommt faſt gar nicht aus dieſer Zeit heraus. Es iſt daher auch gar nicht zu verwundern, daß antiquariſche Sammlungen und Geſellſchaften jetzt in mehreren Provinzen Frankreichs entſtehen. Die Normandie hat ihre antiquariſche Geſellſchaft bereits ſeit mehreren Jahren. Zu Toulouſe beſteht eine, die wie jene ihre Thätigkeit durch mehrere Bände von Abhandlungen beurkundet hat. Zu Montpellier iſt kürzlich eine entſtanden, welche bereits ihren Entſchluß angekündigt hat, das Wichtigſte aus dem Departementsarchiv herauszugeben. Auch im nördlichen Frankreich, zu Cambrai, hat ſich bereits eine ähnliche Geſellſchaft gebildet. Zu Paris hat ein eifriger Sammler, du Sommerard, in dem gothiſchen Cluny-hotel, einem von den wenigen hier noch vorhandenen Privatgebäuden gothiſchen Styls, eine ſo reichhaltige Sammlung von franzöſiſchen Geräthen und Kunſtſachen aus dem Mittelalter angelegt, daß vielleicht nie eine bedeutendere hier geweſen iſt. Uebrigens verſteht man es jetzt auch recht gut, die Kunſtſachen aus dem Mittelalter zu vervielfältigen, und bereits liefern die Fabriken von ſogenanntem Cartonpierre ſchöne Abgüſſe Celliniſcher Vaſen mit erhabener Arbeit. Wer alſo jetzt in einer großen Sammlung ſeine merkwürdigen Stücke aus den vergangenen Jahrhunderten beſitzt, kann nicht für einen einſichtigen Sammler gelten. Nicht mindere Thätigkeit, vielleicht eine noch größere, herrſcht in dem Studium der Literatur des franzöſiſchen Mittelalters. Unter andern Beweiſen dafür kann man die kleinen Zwiſte und Streitigkeiten anführen, welche laut werden. Raynouard und Fauriel behaupten, Frankreich verdanke ſeine frühere Dichtkunſt meiſt den Provençalen; Abbé de la Rue dagegen vertheidigt ſeine Trouvères, und möchte uns ſogar zur Bretagne als zur Quelle der Heldengedichte des Mittelalters zurückführen; dahin folgt ihm aber Niemand. Dieſer alte Abbé de la Rue, welcher ſeine Emigrationszeit in England gut zugebracht und in den Handſchriftenſammlungen daſelbſt fleißig herumgeſtöbert hat, galt bisher für den Beſitzer der wichtigſten Materialien einer vollſtändigen Geſchichte der engliſch-franzöſiſchen Trouvères, und Jeder, der ihn kannte, fragte beſtändig: „Herr Abbé, wann werden Sie die gelehrte Welt mit Ihrer Geſchichte der Trouvères beſchenken?“ Der Abbé aber that geheim damit und gab nichts von ſich. Endlich im vorigen Jahre hieß es, er habe ſich doch endlich entſchloſſen, ſeinen Schatz der Welt nicht länger vorzuenthalten, und in der That erſchien ſeine Arbeit zu Caen, ſeinem Aufenthaltsorte, in drei Bänden. Aber ach, wie ſchmerzlich wurde die gelehrte Welt enttäuſcht! Was der Abbé lieferte, war nicht das, was man von ſeiner Gelehrſamkeit erwartet hatte. Es iſt, als ob der gute Mann dreißig Jahre lang geſchlafen habe, ſo wenig weiß er Beſcheid in den neuern Leiſtungen und dem jetzigen Zuſtande der Literatur des Mittelalters. Auch muß er wohl in England ganz Engländer geworden ſeyn, denn er wirft nur vornehme Blicke auf die in Frankreich vorhandenen Handſchriftenſammlungen und Gelehrten herab, ſpricht dagegen ſehr viel von England, und bei alle dem theilt er doch nur wenig aus den von ihm unterſuchten Handſchriften mit. Raynouard und Paulin Paris decken leiſe die Fehler dieſes Werkes auf; jetzt will der Abbé, wie es heißt, gegen ſie ſchreiben.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 167.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 14. Juli 1835.

— Es weiß der
Nicht, was es iſt, ſich verlieren in der Wonne,
Wer die Religion, begleitet
Von der gewölbten Muſik,
Und von des Pſalms heiligem Flug, nicht gefühlt hat,
Sanft nicht gebebt, wenn die Schaaren in dem Tempel
Feiernd ſangen.

Klopſtock.

Das Kölner Musikfest.

Salomo, Oratorium von Händel.

Die Menge der Fremden, welche zu dem diesjährigen Pfingstfeste auf Dampfschiffen und Nachen, in Schnellwagen, Postchaisen und Equipagen nach Köln eilten und sich durch die Thore der Stadt drängten, war zahllos, und es bedurfte noch weit mehr der sich diesmal selbst überbietenden Gastfreundschaft der Bewohner, als des Eifers der vielen Wirthshäuser, um ihnen Aufnahme zu bereiten. Die mittelalterlichen Kirchen und Häuser sahen auf ein Gewühl von Männern und Frauen, Jünglingen und Mädchen herab, die in der fröhlichsten Feststimmung die Straßen durchzogen. Die Natur hatte den düstern Winterlaunen, welchen sie diesmal über Gebühr und Maß auch in den schönen Monaten noch gefröhnt, endlich entsagt, und begrüßte die frohen Menschen mit ihrem freundlichsten Antlitz. Doch nicht das Lächeln der Natur hatte diese zur Wanderung vermocht, auch nicht das Verlangen, in Gemeinschaft mit lieben Freunden die schönen Pfingsttage zu begehen, hatte sie versammelt; es war das große Musikfest, welches diese magische Anziehungskraft übte.

Es sind nun fast zwanzig Jahre, seitdem dieses Musikfest alljährlich an den beiden Pfingstfeiertagen in einer oder der andern der größern preußischen Rheinstädte begangen wird. Werke der Tonkunst, deren Aufführung einer außerordentlichen Zahl von Musikern und Sängern bedarf, können in der Regel nur große Residenzen mit ihren eigenen Mitteln auf eine würdige Weise zur Darstellung bringen. Gerade in diesen Werken aber kann die Tonkunst erst die ganze Fülle ihrer die Gemüther beherrschenden Macht entfalten, und so war es denn ein sehr glücklicher Gedanke, das, was einzelne Städte nicht vermögen, durch das Zusammenwirken der in einer ganzen Provinz zerstreuten Talente in's Leben zu rufen. Die Schwierigkeiten, die es dabei zu überwinden gibt, sind freilich nicht gering. Die Vorübungen können nur vereinzelt von den an den verschiedenen Orten Zusammenlebenden angestellt werden, und wenige Proben an den allerletzten Tagen vor dem Feste, an welchen Alle Theil nehmen, müssen hinreichen, unter verschiedenen, schwerlich überall nach denselben Grundsätzen eingeübten Massen die nöthige Uebereinstimmung hervorzurufen. Dazu kommt der schwankende, in vieler Hinsicht verderbte Geschmack in der Musik. Manche begehren das Moderne schlechthin und einzig und allein, und Viele, welche sich der Anerkennung der großartigen alten Werke nicht erwehren können, sehnen sich im Grunde ihres Herzens nach dem Modernen, Leichten und Gefälligen. Wie schwer ist es demnach, eine Auswahl zu treffen, welche die größere

Masse der Hörer zugleich anzieht und erzieht. Wenn man jene Schwierigkeiten und diese Rücksichten in Erwägung zieht, wird man den bisherigen Früchten dieser musikalischen Festgemeinschaft seine Anerkennung nicht versagen, und sie keineswegs zu den unbedeutenden zählen können. Manches treffliche Werk ist gehört und genossen, manche Gemüther sind geöffnet und angeregt worden. Dem Eifer und der Lust der Aufführenden sind Eifer und Lust der Hörenden auf das Erfreulichste entgegengekommen und haben ihnen den schönsten Dank, den sie erwarten konnten, bereitet.

Diesmal wurden das Händel'sche Oratorium Salomo, Miltons Morgengesang von Reichhardt, eine Hymne von Cherubini, eine Symphonie und eine Ouvertüre von Beethoven, und eine Ouvertüre von K. M. v. Weber aufgeführt. Da die neuere Musik bekannter, zugänglicher und in der Regel auch durch kleinere Massen ausführbarer ist, auch zu Beethovens Anerkennung und Lob etwas sagen, Holz in den Wald tragen heißt, so sey es erlaubt, hier nur auf das Händel'sche Oratorium etwas näher einzugehen, ganz vom Standpunkte des musikalischen Laien, der, vom Esoterischen der Kunst absehend, nur die allgemeine Wirkung auf das menschliche Gemüth in Betrachtung zieht.

Händel erschuf seine außerordentlichen Werke in einer Zeit, in welcher ein trüber Nebel auf Deutschland lag, der nur, als der Meister dem Ende seiner Laufbahn nahe war, sich zu zerstreuen begann. Die Luft war dumpf und dick, alle geistigen Berührungen der Menschen unter einander nüchtern, kalt und matt; von der Last der Allongeperrücke zu Boden gedrückt, war dem Geiste kein Flug, kein freier Aufschwung möglich. So bewegten sich die Menschen in den politischen und socialen Verhältnissen, wie in den bildenden Künsten und der Poesie, und meistens auch in der Wissenschaft. Das geistige Leben der andern Völker stand im Allgemeinen auf einer nicht viel höhern Stufe; in Deutschland aber herrschte noch eine besondere peinliche Verzagtheit, und Viele hatten das Gefühl, die Verachtung, die ihre Nation von den andern treffe, sey nicht ganz unverdient. Da wählte der göttliche Kunstgeist, aus allen andern Gebieten ausgewiesen und verbannt, die Tonkunst zur Stätte einer großartigen Entfaltung. Gerade unter dem am wenigsten geachteten Volke der Deutschen erkor er zwei Jünglinge gleichen Alters, damit klar werde, nicht ohne sein besonderes Zuthun seyen sie erweckt, und flößte ihnen den Odem ein, die Offenbarungen, die er ihnen mittheilte, in der Sprache so mächtiger Töne wiederzugeben, wie es Sterblichen nur je vergönnt gewesen war. Die Richtung ihrer Zeit auf steife Regelmäßigkeit wurde in ihren Werken zu einer vollendeten Architektonik, welche den kühnsten Flug der Phantasie stets mit der Gesetzmäßigkeit des regelnden Verstandes durchdringt. Sollte es einmal dahin kommen, daß die Schöpfungen Händels und Sebastian Bachs in der Theilnahme der Menschen ganz erblaßt wären, daß sie kein Herz mehr erhöben und rührten, so würde das offenbar die Zeit der völlig eingebrochenen Barbarei in der Welt der Tonkunst seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abbotsford.

(Beschluß.)

Scott kam sofort auf die Elfen und Geister zu sprechen, die in den schottischen Legenden eine so große Rolle spielen. „Unsere Feen," bemerkte er, „obgleich sie grün gekleidet gehen und sich im Mondschein an Ufers Rand im Gebüsche umtummeln, sind nicht das lustige kleine Volk wie die englischen Feen; sie haben mehr Hexenmäßiges in ihrem Wesen und spielen einem gerne boshafte Streiche. Als ich ein Knabe war, betrachtete ich immer gar aufmerksam die grünen Hügelchen, wo die Feen gehaust haben sollten, und oft fühlte ich Lust, mich dabei niederzulegen und mich im Schlaf in's Feenland tragen zu lassen; nur die Püffe wollten mir nicht behagen, mit denen hin und wieder die Besuchenden bedient werden."

Hier erzählte nun Scott höchst dramatisch und mit vieler Laune eine kleine, in der Gegend umlaufende Geschichte von einem ehrsamen Bürger von Selkirk, der bei der Arbeit auf einem solchen Feenhügel einschlief. Als er erwachte, rieb er sich die Augen und sah sich voll Erstaunen um, denn er befand sich auf dem Markte in einer großen Stadt, und eine Menge Menschen gingen an ihm vorüber, von denen er nicht Einen kannte. Endlich redete er einen an und fragte, wie der Ort heiße. „Wie! was!" erwiderte dieser, „Ihr steht mitten in Glasgow und fragt, wie es heiße?" — Der Mann wunderte sich nicht wenig und traute Augen und Ohren nicht; er blieb dabei, er sey auf dem Peatlawberg bei Selkirk eingeschlafen, noch vor keiner halben Stunde. Man hätte ihn bald für einen Narren erklärt, da kam zum Glück ein Selkirker dazu, der ihn kannte, sich seiner annahm und ihn nach Hause brachte. Hier ging es ihm aber nicht besser, als er behauptete, er sey im Schlaf vom Peatlaw nach Glasgow entrückt worden. Am Ende aber erwies sich die Geschichte doch als wahr. Seinen Rock, den er bei der Arbeit ausgezogen, fand man neben einem Feenhügel, und seine Mütze, die er vermißte, ward zu Lanark auf dem Wetterhahn des Kirchthurms

entdeckt; und ſo war es ſonnenklar, daß ihn die Feen im Schlaf durch die Luft entführt, und er unterwegs die Mütze verloren hatte. — Ich gebe dieſes Hiſtörchen ungeſchmückt, bloß aus dem Gedächtniß. Scott erzählt es in anderem Styl in einer Anmerkung zu einem ſeiner Gedichte; aber beim Erzählen erhielten dergleichen Anekdoten ihren vornehmſten Reiz durch den leiſen, aber äußerſt ergötzlichen Humor, die Bonhommie, womit er ſie zu würzen wußte, und das ſchlaue Blitzen ſeines Auges unter den buſchigen Brauen hervor.....

So lange ich mich bei Scott aufhielt, war er in der trefflichſten Laune. Vom frühen Morgen bis zum Eſſen war er mit mir auf den Beinen, mir die Umgegend zu zeigen, und während des Eſſens und bis ſpät in die Nacht ging die Unterhaltung nicht aus. Für ſich behielt er rein keine Zeit übrig, und es war, als hätte er nichts zu thun, als mich zu unterhalten. Aber ſo war Scott überhaupt, und man begriff nicht, wo er die Zeit zu den Werken hernahm, die fortwährend unter der Preſſe hervorgingen, und die doch ſämmtlich viel Nachleſen und Studium erforderten. Während meines Aufenthalts hörte ich, daß vor mir Beſuche dageweſen, die ihn um verſchiedene Tage gebracht, und gelegentlich erfuhr ich auch, wie es ihm kurze Zeit nachher im täglichen Leben ergangen. Bald nach mir kam nämlich Wilkie, der Maler, nach Abbotsford, um die Scottiſche Familie zu malen. Er fand das Haus voll Gäſten, und Scotts ganze Zeit ging mit Fahren und Reiten in der Gegend umher, und daheim mit geſelliger Unterhaltung darauf. „Ich ſah," erzählte mir Wilkie, „Scott hatte nicht Zeit, mir zu ſitzen; ich wartete alſo, bis die Gäſte fort wären, aber wenn einer ging, kam ein anderer, und ſo ging es mehrere Tage fort. Endlich wurde es ruhig; ich dachte aber, jetzt wird ſich Scott zu ſeinen Büchern einſperren, denn er hat gewaltig viel einzubringen. Der Verwalter kam, Scott wandte ſich zu ihm, ich meinte, es ſolle von Geſchäften die Rede werden, aber es hieß: „Laidlaw, morgen früh gehen wir über das Waſſer und nehmen die Hunde mit; ich weiß einen Platz, wo wir gewiß einen Haſen finden." — „Kurz," fuhr Wilkie fort, „ich fand, daß er, ſtatt an Geſchäfte, rein an Zerſtreuung dachte, als hätte er auf der Welt nichts zu thun."

Im Geſpräch war Scott offen, herzlich, ſein Vortrag maleriſch, dramatiſch. Aus Allem ſprach der geſunde, feine Verſtand, wie aus allen ſeinen Schriften, aber Gefühl, Phantaſie und Humor brachen fortwährend zu Tage und verbreiteten Leben und Mannichfaltigkeit darüber. Niemals berechnete Scott etwas auf den Effekt, was er ſprach, war reiner Fluß des Geiſtes, Reichthum des Gedächtniſſes und Kraft der Phantaſie. Er hatte eine natürliche Anlage zum Erzählen, und ſeine Erzählungen und Beſchreibungen waren ganz anſpruchslos und doch wunderbar anſchaulich. Er ſtellte einem den Vorgang vor Augen wie ein Gemälde; er gab den Dialog jedesmal mit den entſprechenden Mundarten oder Individualitäten, und ſchilderte das Aeußere und die Charaktere der Handelnden ganz ſo geiſtreich und glücklich, wie in ſeinen Schriften. Auch ſtanden mir in der Unterhaltung mit ihm beſtändig ſeine Romane vor der Seele, und es war mir, ſo lange ich mich bei ihm aufhielt, als könnte man mit dem, was er ſprach, Bände füllen, und ich wüßte kaum, wie man ſie ergötzlicher füllen könnte. Er verſtand aber eben ſo gut zuzuhören, als zu ſprechen, und ließ Allem, was geſprochen wurde, ſeinen Werth, die Stellung des Sprechenden mochte noch ſo niedrig, ſeine Anſprüche mochten noch ſo gering ſeyn. Er machte lediglich keine Anſprüche und gab ſich mit Herz und Sinn dem Geſchäfte, der Luſt, faſt hätte ich geſagt, der Tollheit hin, wie es Zeit und Geſellſchaft mit ſich brachte. Niemandens Angelegenheiten, Niemandens Gedanken und Meinungen, Geſchmack und Luſt waren ihm zu gering. Er ging ſo ganz in der jedesmaligen Geſellſchaft auf, daß die Leute ſeine große Ueberlegenheit gänzlich vergaßen und erſt, wenn es vorüber war, ſich wunderten, auf welch vertraulichem Fuß ſie mit Scott geſtanden, und wie behaglich ſie ſich in ſeiner Geſellſchaft gefühlt.

Seine Laune in der Unterhaltung, wie in ſeinen Schriften, war gemüthlich und frei von allem Kauſtiſchen. Er hatte ein ſehr ſcharfes Auge für Fehler und Schwächen, aber die arme menſchliche Natur fand an ihm einen nachſichtigen Richter; er freute ſich deſſen, was gut und angenehm war, ertrug die Schwächen und bemitleidete die Fehler. Dieſer Geiſt des Wohlwollens iſt es, wodurch Scotts Humor in allen ſeinen Schriften den Anſtrich von Bonhommie erhält. Er ſpielte mit den Schwächen und Irrthümern ſeiner Nebenmenſchen, und ſpann ſie zu tauſenderlei charakteriſtiſchen und phantaſtiſchen Bildern aus; aber ſeine angeborne Gutmüthigkeit und Großmuth milderte die Schärfe ſeines Witzes und erlaubte ihm nicht, je Satiriker zu werden. Spott hörte ich nie aus ſeinem Munde, wie ſich denn auch in ſeinen Schriften nichts dergleichen findet.

Gedichte von Guſtav Schulz.

Die Beſcheidenheit.

Blümchen hold, Beſcheidenheit,
Deſſen Duft entzückt,
Blüht ſo lang in Heimlichkeit,
Bis es Jemand — pflückt.

Rund heraus geſagt.

Rund iſt die Welt,
Rund iſt das Geld;
Erde ſie drehet von ſelber ſich um:
Drinnen dreht Alles um's Geld ſich herum.

Aeuſſerer und innerer Werth.

Schönheit iſt wie Kupfermünze; iſt ſie neu, ſo glänzt ſie ſehr,
Aber wie die Kupfermünze glänzt ſie leider bald nicht mehr.
Doch iſt Kopf und Herz gediegen, Wahrem treu und Gutem hold,
Nimmer roſtet dann die Münze, denn ſie iſt von reinem Gold.
Schönheit, Kopf und Herz zuſammen ſind ein echter Edelſtein,
Außen leuchtet er und flimmert, innen iſt er klar und rein.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beſchluß.)

Studium des Mittelalters.

Seitdem die jetzigen Miniſter Mittel gefunden haben, ſich von der Deputirtenkammer, welche, wie Dupin ſagt, den Geldbeutel des Volkes zugeſchnürt hält, mit freigebiger Hand, ſo viel ſie wollen, darreichen zu laſſen, wird auch ſehr viel auf das Einrichten und Ordnen alter Archive und Handſchriftenſammlungen und auf die Bekanntmachung und Herausgabe alter Dokumente verwendet. Im vorigen Jahre wurden 120,000 Franken dazu bewilligt; man glaubte, dies ſey nur für ein einziges Mal verlangt worden; allein Guizot hat dieſes Jahr eben ſo viel verlangt, und die 120,000 Franken ſcheinen ein ſtehender Artikel in den Staatsausgaben werden zu wollen. Eine Kommiſſion wird beim Verwenden dieſer Gelder zu Rath gezogen; aber das Meiſte wird im Miniſterium ſelbſt angeordnet, und natürlich erſchleicht auch die Gunſt Manches; indeſſen fällt doch ein Theil dieſes Mannaregens auf Gegenden, wo man aus Mangel an Geld und ſonſtiger Unterſtützung verkümmerte. Daher denn auch die große Reaſamkeit unter den Bibliothekaren und Archivaren in den Provinzialſtädten. Dieſe Herren waren bisher beinahe ganz unbeachtet geblieben, und erſtarrten in ihrem freudeloſen Amtsgeſchäfte. Jetzt aber weht ein ſanfter und warmer Wind ſie an, und ſie regen ſich mit allen Gliedern. Daneben beſteht noch eine neue Geſellſchaft für das Studium der Geſchichte Frankreichs, deren Mitglieder einen ſtarken Beitrag zahlen und dafür merkwürdige Dokumente geſchichtlichen Inhalts drucken laſſen; dies geſchieht denn ſchon ſeit einiger Zeit; auch gibt ſie ein Bülletin ihrer Sitzungen heraus, wodurch ihre Verhandlungen alſo völlig veröffentlicht werden. Dann bildet die Ecole des chartes, eigentlich eine bloß praktiſche Anſtalt für junge Leute, welche ſich der Gelehrſamkeit widmen, jährlich einige tüchtige Forſcher im Fache handſchriftlicher Dokumente, und da ſie hernach als Archivare oder Bibliothekare angeſtellt werden, ſo befinden ſie ſich in dem beſten Elemente, um auch fernerhin etwas Nützliches leiſten zu können; daher denn auch die Techenerſche Buchhandlung, welche faſt ausſchließlich dergleichen alterthümliche Sachen bekannt macht, bereits eine Reihe von bisher ungedruckten Geiſtesprodukten des Mittelalters aufzuweiſen hat. Natürlich werden dieſe Sachen nur zu einer geringen Anzahl von Exemplaren gedruckt, und zum Theil auf Koſten der Herausgeber oder Bearbeiter. Der Buchdrucker Crapelet hatte eine bereitende Sammlung von mittelalterlichen Werken, auf's Koſtbarſte gedruckt, herausgegeben; allein kürzlich trat ein Abbé Prompſot mit einer Broſchüre auf, worin über zweitauſend Fehler in dieſer koſtbaren Sammlung nachgewieſen wurden, und zwar auf ſehr unbarmherzige Weiſe; Crapelet verlor dadurch den Muth und ließ die noch vorräthigen Exemplare verſteigern, wodurch ſie über die Hälfte im Preiſe verloren. Es iſt gut, daß Edgar Quinet nicht die fünfundzwanzig Epopöen, die er in den Bibliotheken entdeckt zu haben vorgab, herausgegeben hat, denn über ihn würde man noch unbarmherziger hergefallen ſeyn, als Abbé Prompſot über Crapelet. Uebrigens bildet die Prompſotſche Schrift eine nöthige Zugabe zu der Crapeletſchen Sammlung, und macht ſie gewiſſermaßen nützlicher. Vormals waren es nur einige Wenige, welche ſich dem Studium der mittelalterlichen Literatur widmeten, und die ſchroffen Behauptungen und fehlerhaften Ausgaben ließen wenig Gefahr, von echten Kritikern gerügt zu werden. Heutzutage aber ſind Kenner und Kritiker da, und manche Arbeiten der frühern Zeit müſſen jetzt von Neuem vorgenommen und auf ganz andere Art behandelt werden. Das Requefortſche, lange als vortrefflich angeſehene Dictionnaire de la langue romane hätte nach den jetzigen Bedürfniſſen der Wiſſenſchaft eine gänzliche Reviſion und Ueberarbeitung nöthig; freilich waren damals die Materialien bei weitem nicht ſo reichhaltig und ſo leicht zu Rathe zu ziehen, als jetzt. Bei aller erwachten Vorliebe zum Mittelalterlichen wird in Frankreich viel zerſtört, was uns aus dieſer Zeit aufbewahrt worden war, beſonders alte Kirchen und Schlöſſer. Man wendet freilich ein: was ſoll man mit dieſen Gebäuden thun, wenn ſie nicht mehr gebraucht werden? Nun iſt es allerdings wahr, daß dreimal mehr Kirchen in Frankreich vorhanden waren, als man bedurfte, und daß die großen Schlöſſer in einem Staate, wo kein Vorrecht der Erſtgeburt gilt und kein Adel mehr Anſehen hat, koſtſpielige Gebäude ſind, wegen der Unterhaltung, die ſie erfordern, und der auf ſie gelegten Steuern. Die Zeitumſtände beſchleunigen alſo das Zerſtören dieſer Gebäude. Indeſſen könnten die Munizipalräthe in den Städten und allenfalls die Bürger ſelbſt etwas zur Erhaltung einer merkwürdigen Kirche aufopfern, und die Familien ſollten die Wohnſitze ihrer Ahnherrn höher achten. Ein vom Miniſterium des Innern ernannter Generalinſpektor alter Denkmäler hat das angenehme Geſchäft, für achttauſend Franken im Reiche herumzuſpazieren und ſich nach dem Zuſtande der Denkmäler, worunter auch alte Bauten begriffen ſind, zu erkundigen. Zuvor war es Viſet und jetzt iſt es der bekannte Dichter Merimée, der dabei die hübſcheſten Dinge von der Welt dichten kann, wenn er Luſt hat; denn ſeine Arbeit iſt eben nicht ſauer. Ueberall, wo er hinkommt, boſirt man ihm, weil man von ihm erwartet, daß er von dem Goldregen aus dem Miniſterium auch eine Rinne in's Departement leiten werde. Die Leute ſagen ihm: „O, recht gern wollen wir unſere alten Gebäude, Skulpturen u. ſ. w. erhalten und wiederherſtellen; aber verſchaffen Sie uns die Mittel dazu; ſonſt müſſen wir ſie einreißen, damit ſie uns nicht über den Köpfen zuſammenfallen.“ Frankreich iſt aber ein ſehr großes Land; ſo reichlich auch die Regierung von der Deputirtenkammer mit Geld verſehen wird, ſo kann ſie doch nicht überall hin um ſich werfen, und daher fallen die alten Kirchen und Schlöſſer zuſammen, wenn nicht ein Departements- oder Munizipalrath eingreift und die Gebäude vor dem Falle ſchützt. Dg.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 168.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 15. Juli 1835.

Lumpen und Quark
Der ganze Markt! —
Weitläuftige Laffen
Feilſchen und gaffen!

Goethe.

Die Bilderläden von Martinet und Aubert in Paris.

Es gibt gegenwärtig in Paris an dreitauſend Künſtler, welche malen, lithographiren, tuſchen, zeichnen u. ſ. w. Sie ſind nicht alle Genies, indeß wollen ſie alle leben; allein weder die Civilliſte, noch das Lob in den Feuilletons, noch die Sucht, ſich abkonterfeien zu laſſen, reichen hier aus. Das Porträtmalen iſt allerdings eine ergiebige Quelle, allein auch dieſes Fach iſt dergeſtalt überſezt, daß ſehr viele Porträtmaler gezwungen ſind, im Sommer die Hauptſtadt zu verlaſſen und wie die Zahnärzte die Provinzen zu durchreiſen, um in den reichern Landſtädten ihr Talent anzubieten. Den ſchnellſten und einträglichſten Abſaz finden kleine, geiſtreiche Skizzen, welche ſich entweder auf Zeitereigniſſe beziehen, oder irgend eine drolligte Scene aus dem bürgerlichen Leben darſtellen, die Karrikaturen, die ſogenannten Chargen; leichte, flüchtige Blättchen, die oft kaum acht Zoll in der Länge haben, wo die Kunſt eigentlich Nebenſache iſt und bloß dem Witze zur Folie dient. Man kann dieſe ganz eigenthümlichen, oft ſehr ergözlichen Produkte der Pariſer Maler oder Zeichner mit den Couplets der Vaudevilles vergleichen, die nicht ſowohl geſungen, als vielmehr rhythmiſch nach der Muſik geſprochen werden, damit die Pointe nicht verloren gehe.

Mit dieſen Bildern wird ein bedeutender Handel getrieben. Man ſieht ſie an den Fenſtern der Salons de lecture angeklebt, denen ſie gute Dienſte leiſten; ſie feſſeln die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden, und ſo oft ein neues Etabliſſement der Art eröffnet wird, verſäumt der Eigenthümer nicht, es mit den allerneueſten Karrikaturen und ſonſtigen Lithographien auf's Schönſte auszuſchmücken. Die Hauptniederlagen ſind bei Martinet und Aubert. Der Kunſtladen des Erſtern befindet ſich in der Rue du Coq, einer der gangbarſten Straßen, welche aus der Rue Saint Honoré nach dem Louvre und dem Pont-des-Arts führt. Vor Martinets Fenſtern drängt ſich den ganzen Tag hindurch die Menge der Schauenden. Hier finden ſich zuerſt die allerneueſten Theaterkoſtüme. So ſieht man hier gegenwärtig die Koſtüme aus le cheval de bronze, der neueſten Oper von Scribe und Auber. Die barrocken chineſiſchen Trachten ſind etwas franzöſirt und nehmen ſich ganz artig aus; in ganz Peking dürfte ſich ſchwerlich eine Schöne finden, die ſich mit Madame Pradher als Peri meſſen könnte; ihre Coiffure beſonders iſt allerliebſt: ſie beſteht aus einer Menge goldner Glöckchen und Blumendolden von rothen Steinen; auf dem Mieder iſt ein Schmetterling mit Flügeln aus Roſen. Unter Madame Pradher ſteht

Mamsell Déjazet als Nanette in la Croix d'or, mit dem kurzen kattunenen Röckchen, den Schnallenschuhen und der hohen Caucholse auf dem Kopfe. Neben ihr figurirt eine Schauspielerin von ganz entgegengesetztem Talente: es ist die Dorval, die gewaltige Dorval, das größte tragische Talent, welches die französische Bühne gegenwärtig besitzt, so wie Mamsell Mars die größte Komikerin ist. Ich habe nie die Kunst der Mars mehr bewundert, als in ihrem Wettkampfe mit ihrer genialen Rivalin; was diese von der Natur in so reichlichem Maße erhalten, weiß die Mars durch Reflexion zu erringen, und ihre berechnete Leidenschaft wirkt nicht minder ergreifend, als die stürmische Glut, welche die Dorval unwillkührlich hinreißt; indeß wenn die Dorval arbeitet und sich daran gewöhnt, ihre Rollen mehr zu überdenken und weniger auf der Bühne zu improvisiren, so muß die alternde Mamsell Mars auf die Dauer unterliegen. Die Dorval gibt bekanntlich die Catharina, und ihr Kostüm ist sehr einfach: eine weiße Robe, auf beiden Seiten zwei schmale Streifen von himmelblauer Gaze, mit Perlenschnüren durchwunden, auf dem Kopfe ist ein großer weißer Florschleier befestigt, der in weiten Falten herabhängt bis über die Knie, aber das Gesicht völlig frei läßt. Ihr gegenüber steht die Mars als Thisbe; hier ist schon mehr Luxus: die Robe ist reicher, mit kleinen, gelben Blumen durchwirkt, um das gescheitelte Haar schlingt sich ein Turban, auf dem Busen wiegt sich eine dreifache Schnur Diamanten; die Juwelen, welche sie auf der Bühne trägt, sind echt und von großem Werthe: es sind dieselben, welche ihr vor einigen Jahren von ihrer Kammerfrau gestohlen wurden, und die ihr die unermüdliche Thätigkeit der Pariser Polizei wieder verschaffte.

Nächst den Theaterkostümen ziehen die lüsternen, schlüpfrigen Bilder die meisten Neugierigen an. Die Veranlassung dazu hat wohl Dubuffe gegeben. Dieser Mann malt fast ausschließlich Frauen, gewöhnlich in einem ziemlich freien Deshabillé. Es sind wohl schöne Frauen, allein von einer ganz gemeinen, trivialen Schönheit, volle Formen, frische Carnation, aber nichts Geistiges, große, schwarze und nichtssagende Augen, Rosenlippen mit einem stupiden Lächeln. Seine bekanntesten Bilder sind les souvenirs und les regrets; im erstern betrachtet eine zu Bette liegende Dame das Porträt ihres Liebhabers, im andern weint sie über dessen Untreue. Die rothseidnen Vorhänge, die weißen Kissen mit Spitzen, die kokett drapirten Decken, die leise verhüllten Reize, das Alles bildet ein in die Augen fallendes Ensemble. Dubuffe hat Glück, und die Damen des Mittelstandes wollen alle von ihm gemalt seyn, so daß er mit seinen Schülern die Bestellungen kaum besorgen kann. Der Typus, den Dubuffe in seinen Bildern gegeben, wird nun in unzähligen Variationen dem Publikum, vorzüglich den jungen Herrn, dargeboten. Die Künstler wählen dazu Scenen aus den intimsten Verhältnissen des Lebens. Hier sieht man eine Schöne, welche zu Bette geht, dort erwacht sie, dort schnürt sie sich vor ihrer Psyche ein; der Pinsel geht auch wohl zuweilen weiter, als unsere Feder gehen darf, indeß wird doch eigentlich die Sittlichkeit, im französischen Sinne genommen, nicht verletzt: es ist eine anständige Lüsternheit, eine gazirte Libertinage, die nur um so verderblicher ist, und welche die Polizei zurückweisen sollte. Martinet zu Ehren muß man übrigens bemerken, daß er dergleichen Bilder abgeschafft hat; sie sind besonders in den Kunsthandlungen des Palais-royal zur Schau gestellt.

Eine ganze Galerie bilden die lithographirten Porträts der Republikaner, welche man nur die Accusés d'Avril nennt; finstere, meist kräftige und drohende Gesichter, mit mächtigen Bärten und Kitteln oder Röcken, die bis oben an den Hals zugeknöpft sind. Da ist Cavaignac mit seinem kolossalen Kopfe, der drein schaut, als wolle er den ersten Besten auffressen; indeß läßt sich Willenskraft in seinen düstern, regelmäßigen Zügen nicht verkennen. Lagrange hat ein feineres, aber grämliches Gesicht; der lange Bart und das lange Haupthaar, das wild über den Bart herabhängt, fassen die spitze, sarkastische Physiognomie in einen eben nicht sehr ansprechenden Rahmen. Mehrere der ausgezeichneten Männer dieser Partei vermisse ich hier, wie Marrast, wohl der beste Kopf unter ihnen; er hat sich früher durch seine Broschüren gegen Cousin einige Celebrität erworben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Kölner Musikfest.

(Fortsetzung.)

Wenn es je Künstler gegeben hat, deren Werke uns immer wieder von Neuem mit dem Gefühle durchdringen, daß die Kunst eine eben so trostreiche als süße Himmelsgabe ist, so gehört gewiß Händel zu ihnen. Der Genuß seiner Tondichtungen theilt uns zwischen den Empfindungen der Bewunderung eines solchen Genius und der Dankbarkeit, daß es den Sterblichen gegönnt ist, ihre Seelen durch die Wirkungen dieser Harmonien zu erheben, zu reinigen und zu läutern. Sie verscheuchen den dumpfen Trübsinn nicht nur, sie lösen ihn auf und öffnen die Ohren des Geistes für Töne aus den Regionen des höhern Daseyns. Warum versenken wir uns nicht öfter in diese Tiefen? warum tauchen wir nicht öfter unter in diese Wogen? Können die Darstellungen dieser Werke nur selten mit umfassenden Mitteln zu Stande gebracht werden, so sind auch schwächere, nur

mit treuer Liebe gegebene Abbilder ſchon unendlich viel werth. Aber auf dieſem Gebiete nicht minder als auf vielen andern müſſen wir unſere Gleichgültigkeit mehr anklagen, als die Schwäche und Unzulänglichkeit der Mittel, uns zu erheben. Wie Wenige gibt es, die nicht oft, ſehr oft, in ſich gehen und ſich zurufen müßten:

Die Geiſterwelt iſt nicht verſchloſſen;
Dein Sinn iſt zu, dein Herz iſt todt!
Auf! bade, Schüler, unverdroſſen,
Die ird'ſche Bruſt im Morgenroth!

Auch hier iſt etwas von dieſem Morgenroth eines unendlichen Tages; auch hier gewahren wir die Himmelskräfte, wie ſie

Mit ſegenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen.

Es iſt ein verſchütteter Schacht, in dem nur ſelten gegraben wird, um von unendlich reichen Schätzen, die darin verborgen liegen, etwas an das Tageslicht zu ziehen. Iſt eine Zeit berechtigt, mit ihrer eigenen künſtleriſchen Produktionskraft unzufrieden zu ſeyn, ſo darf ſie ſich doch nicht beklagen, wenn ihr der Sinn geblieben iſt, die Erzeugniſſe früherer Generationen in's Leben zu rufen. Welche Fülle von Herrlichkeit haben die Genien der Vorzeit ausgeſtrömt für die Nachwelt! Sie ſind der Verweſung nur dann anheim gefallen, dieſe Werke, wenn unſere Unempfindlichkeit es zuläßt. Denn es iſt dem menſchlichen Geiſte die Macht gegeben, einem ſolchen ruhenden Leibe zu gebieten: ſtehe auf und wandle!

Man muß ſo oft die Klage hören: Händel iſt veraltet. Wenn ich nur verſtände, was damit eigentlich geſagt ſeyn ſoll! Wie können die Formen echter Kunſt jemals veralten? Iſt es denn nicht der Geiſt, der ſie gebaut hat, und zwar nach dem Geſetze der nothwendigen Uebereinſtimmung des Innern und Aeußern? und können wir denn irgend einen Künſtler, er ſey ein alter oder ein neuer, verſtehen, wenn wir dieſem Geſetze nicht nachſpüren? Niemand nennt ja Pindar und Sophokles veraltet, obſchon wir uns in die Denk- und Empfindungsweiſe dieſer Geiſter erſt zurück verſetzen müſſen, wenn wir ſie begreifen wollen. Aber wenn man jenem Worte auch dieſen Sinn unterlegen und damit auf eine der unſrigen fremd und unverſtändlich gewordene künſtleriſche Ausdrucksweiſe zielen wollte, würde es bei Händel übel angebracht ſeyn. Denn er gehört ohne Zweifel einer Entwicklungsperiode der Muſik an, die mit der gegenwärtigen in einem ununterbrochenen Zuſammenhange ſteht, wie die Friſche des Eindrucks, den namentlich ſeine Chöre noch immer auf alle Unbefangenen machen, und das unmittelbare Anſchließen ſpäterer Komponiſten an ihn beweiſen. Doch freilich erſcheinen auch dieſe, z. B. Mozart, Manchem ſchon veraltet. Bedenken wir dann, daß Viele auch Shakespeare ſo betrachten, und noch weit Mehrere eben ſo denken, und ſich nur ſchämen, es gerade heraus zu ſagen, ſo ſehen wir, daß die Klage über veraltete Formen oft nur aus der weichlichſten, ſchlaffſten Hingebung an den frivolen Modegeſchmack entſpringt. Dieſe Leute werden bald auch Schiller antiquirt finden, wenn ſie anders nicht ſchon ſo fühlen, und keinen dramatiſchen Dichter mehr erträglich finden, als Victor Hugo.

Das Händelſche Oratorium Salomo — denn es iſt wohl Zeit, daß wir zu der Veranlaſſung dieſer Betrachtungen zurückkehren — erſcheint auf den erſten Blick weniger von einem beſtimmten organiſchen Einheitspunkte auszugehen und beherrſcht zu werden, als die berühmteſten, in Deutſchland bekannteſten Werke des Komponiſten, welche bibliſch-religiöſe Stoffe behandeln. Man kann es Anfangs für eine loſe Aneinanderreihung verſchiedenartiger Situationen und Empfindungen, welche Stoff zu muſikaliſchen Effekten an die Hand geben, halten. Auch daß die Hauptperſon, König Salomo, einer Altſtimme zugetheilt iſt, erſcheint als eine ſeltſame Zufälligkeit. Wenn wir es aber mit einem Meiſter wie Händel zu thun haben, werden wir wohl thun, uns bei dieſen unſern erſten Gedanken nicht zu beruhigen. Je tiefere Intentionen wir bei einem ſolchen Genius vorausſetzen, je ſicherer werden wir gehen, ihn zu begreifen und zu erklären. Dann wird uns auch hier nicht bloß das Einzelne als meiſterhaft, tief und grandios erſcheinen, wir werden auch die Konſequenz und Weisheit der künſtleriſchen Kompoſition des Ganzen bewundern. Ich ſpreche hier immer von dem Text und der muſikaliſchen Ausführung als einer und derſelben Produktion; denn der erſtere iſt an und für ſich ganz unbedeutend, ein Schema, ein Scenarium für den Tondichter. Händel hat dem Verfaſſer deſſelben wahrſcheinlich die Hand geführt, ihm Plan, Abſicht und Zuſammenſetzung angegeben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag, Juni.

Promenaden. Literatur. Theater.

Wenn unſere Promenaden im Sommer, wo die Stadt verwaiſt iſt, der Adel und alle größern Gründelgentbümer auf ländlichen Beſitzungen leben, die reichern Privatleute die Bäder beſuchen, und faſt jede Familie der höhern Bürgerklaſſen eine Wohnung außerhalb der Stadt miethet, ſo ſchwach bevölkert erſcheinen, daß man von denſelben kaum einen richtigen Schluß auf die Einwohnerzahl Prags ziehen dürfte, ſo bildet dagegen die muntere Frühlingszeit, wo noch die geſammte Bevölkerung aller Klaſſen im Weichbilde der Stadt verſammelt iſt, zu jenem Bilde einen auffallenden Gegenſatz.

und da bei uns selbst die niedrigsten Stände gerne spazieren gehen, so findet man die Promenaden, besonders am Sonntage, zu allen Tageszeiten besucht, wozu die große Versuchung beiträgt, die der Mittagsstunde nicht wenig beiträgt. Denn was sind die Berliner Schoner und Mocker* gegen die zahllosen Varietäten des hiesigen Mittagsvolkes? Um die unwässerliche Mittagsstunde (zwölf Uhr) ist nur noch ein Theil der Gewerbsklasse, während selbst viele Handwerker und kleinere Kaufleute die Eßstunde schon auf ein Uhr hinausgerückt haben. Höhere Privatpersonen, der Handelsstand und die Mehrzahl der Beamten, so wie ein Theil der Noblesse, speist um zwei Uhr, um drei Uhr der hohe Adel, mit Ausnahme weniger Häuser, die sich die vierte Stunde zur Tafelzeit erwählt haben, und um fünf und sechs Uhr beschließen die Gesammtzahl der Prager Diners ein paar fürstliche Familien und der Exkönig von Frankreich. Da also die Vormittagspromenaden aller Stände einen Zeitraum von beinahe sechs Stunden umfassen, so ist es natürlich, daß die erste und zweite Klasse schon längst wieder spazieren geht, bevor die letztere ihre Vormittagspromenade beginnt. Im heurigen Frühjahr war vorzüglich der schöne Baumgarten so in die Mode gekommen, daß gewöhnlich auch an Wochentagen eine lange Wagenreihe sich durch eine dichte Masse von Fußgängern zu beiden Seiten dahinbewegte, und dem Spaziergänger der dritten Klasse, der sich zwischen drei und vier Uhr hinausbegab, begegneten nicht selten dieselben Herren und Damen der höchsten Gesellschaftskreise auf der Heimfahrt, die, wenn er um sechs Uhr heimkehrte, schon wieder hinausfuhren. Die jungen Herren unsers Adels haben dem Publikum — ebenfalls im Baumgarten — ein paar Mal das Schauspiel eines Pferdewettrennens gewährt, das interessant genug war, da es uns schöne Pferde und kühne und gewandte Reiter vorführte, obschon es mit den brittischen Rennen nur eine entfernte Aehnlichkeit hatte; einestheils haben die Pferdebesitzer keine englischen Jockeys, denen sie ihre kostbaren Rosse anvertrauen könnten, weßhalb sie selbst den Wettritt machen müssen, anderntheils haben auch die Pferde selbst nicht die eigentliche Dressur für diese Art von Kampfspiel, und daher ermüdeten manche sehr schnell. Die meisten Wettpreise und den größten Beifall ernteten die ausgezeichnet schönen Rosse der Fürsten Rohan und des Grafen Clam-Gallas.

Von literarischen Erscheinungen ist wenig zu sagen. Der Karlsbader Brunnenarzt, Dr. de Carro, gibt seit vier Jahren zu Nutz und Frommen der französischen Gäste jenes berühmten Kurortes einen „Almanac de Carlsbad“ im Selbstverlage heraus, welcher mitunter recht interessante Artikel enthält; leider aber scheint es ihm besonders darum zu thun, die Seitenzahl so viel als möglich zu erhöhen, weßhalb er theils Gegenstände in den Bereich seines Taschenbuches zieht, die nur mit vieler Mühe mit der eigentlichen Tendenz desselben vereinigt werden können, theils auch solche aufnimmt, die durchaus in gar keiner Berührung mit demselben stehen. Die besten Aufsätze des ganzen Jahrgangs und die einzigen von wissenschaftlichem Werth sind die Abhandlung von Aaardh über die Conferven und die von Dr. Roza über den äußerlichen Gebrauch des Bernhardbrunnens und des Säuerlings in Augenleiden. Auch ein polemischer Aufsatz ist in diesem Jahrgange enthalten, eine Beantwortung der „Blicke auf die böhmischen Bäder“ in der allgemeinen Zeitung. Dreierlei Dinge gerathen aber dem Herausgeber am wenigsten, da er wohl eine hinlängliche Dosis Scharfsinn, aber nur sehr wenig Witz besitzt. Herr de Carro nimmt es dem „jeteur de coups d'oeil“ am meisten übel, daß er seinen „Almanac de Carlsbad“ nicht kennt, und darin hat er Recht, da derselbe doch fast an allen Bäumen der Wiese angenagelt ist.

Der Verfasser des Buches: „Prag in seiner jetzigen Gestalt.“ (zugleich, nach dem Titel, Verfasser des Panorama von Pesth) scheint von dem Professor Julius Max Schottky die Kunst gelernt zu haben, ein Buch mit Citaten aus alten guten und schlechten Büchern zu schwellen, ohne eigenen großen Aufwand. Der Verfasser hat übrigens in mancher Hinsicht wohl gethan, die Maske eines Reisenden anzunehmen, da man einem solchen die zahllosen Unrichtigkeiten, Oberflächlichkeiten und ungereimten Urtheile, wovon sein Buch wimmelt, am ehesten verzeihen dürfte, wenn solche überhaupt zu vergeben wären, wo sich Jemand herausnimmt, eine Stadt zu beschreiben. Erklärt werden seine Irrthümer durch den Umstand, daß der Teufel sein Cicerone war, der ja von jeher als der Vater der Lügen bekannt ist. Um aber den Schleier — wie die großen Herrn — nicht allzu undurchsichtig zu weben, verräth der Reisende wenigstens mittelbar seinen alttestamentarischen Ursprung.

Wie gewöhnlich im Frühling und Sommer, sind jetzt im Theater die fremden Künstler an der Tagesordnung. Die vornehmste Erscheinung in Bezug auf Wirksamkeit war die neuerdings berühmt gewordene sächsische Hofschauspielerin Dem. Karoline Bauer. Wir glauben kaum, daß sie irgendwo einen größern Erfolg erwarten dürfte, als ihr bei uns zu Theil wurde. Nicht allein hat sie eine seit längerer Zeit einheimisch gewordene Kälte gegen das recitirende Schauspiel schon durch ihre erste Erscheinung besiegt, die Oberherrschaft der Oper vernichtet und trotz des schönsten Frühlingswetters fast nur vor überfülltem Hause gespielt, sie brachte auch eine wahrhaft südliche, dem böhmischen Nationalcharakter sonst ziemlich fremde Lebhaftigkeit in das Publikum, die sich durch unzählige Male wiederholtes, begeistertes Hervorrufen kund gab. Zu ihrem Benefiz sahen wir ein neues Produkt unsers weiblichen Lope de Vega, der Birch-Pfeiffer: „die Erscheinung am Grabe.“ (auf andern Bühnen „die Günstlinge“ genannt) das bei dem bescheidenen Maßstabe, den wir jetzt an Bühnenprodukte legen müssen, unter die erfreulichern Erscheinungen unserer Zeit gezählt werden darf. Es unterscheidet sich auch so sehr von ihren frühern Werken, daß wir zum ersten Male in den weitverbreiteten Zweifel einstimmten, ob sie auch ihre Stücke selbst schreibe. Das Possenspiel von Raupach: „die feindlichen Brüder, oder der Doktor und der Apotheker,“ hat hier ganz mißfallen, und es ist auch nicht zu leugnen, daß der bühnengewandte und geistreiche Dichter hier, bei dem günstigsten Lustspielstoffe, im zweiten Akte in eine Karikatur der Zeichnung verfallen ist, zu der selbst die Bezeichnung „Posse“ nicht berechtigt. Der erste Akt ist zwar arm an Handlung, aber voll Witz, wenn gleich dieser — wie öfter in Raupachschen Lustspielen — nicht ganz natürlich und nothwendig herbeigeführt wird. Ueber den dritten Akt wollen wir kein Urtheil fällen, da man hier einige Veränderungen mit demselben vorzunehmen für nöthig erachtete, welche seine Wirkung auf Null reduciren müssen.

* Es ist bekannt, daß die Besucher der Berliner Mittagspromenaden in „Schoner“ und „Mocker“ eingetheilt werden. Die ersten bestehen aus den Bürgerlichen, welche schon um zwölf Uhr gespeist haben und einen Nachmittagsspaziergang machen, während die höhern Standesklassen noch promeniren und sich erst später zur Mittagstafel begeben.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 72 und Intelligenzbl. Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 169.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 16. Juli 1835.

Ach! Liebe war doch nimmer frei
Von Schmerz und Kampf und Quälerei.

Byron.

Drei Lieder von Robert Burns.

1.

Nun holt mir eine Kanne Wein,
Und laßt den Becher seyn von Golde;
Denn einen Trunk noch will ich weihn
Vor meinem Abschied dir, o Holde!
Am Damme dorten schwankt das Boot,
Der Fährmann schilt, daß ich verziehe;
Am Baume drüben liegt das Schiff,
Und ich muß lassen dich, Marie!

Das Banner fliegt; in langer Reih'
Sieht glänzen man die blanken Speere,
Von ferne tönt das Kampfgeschrei,
Und schon begegnen sich die Heere. —
'S ist nicht der Sturmwind, nicht die See,
Daß ich am Ufer hier verziehe;
Auch nicht die laute Schlacht — 's ist nur,
Daß ich dich lassen muß, Marie!

2.

Die süße Dirn von Inverneß
Wird nun und nimmer wieder froh;
Ihr einz'ger Gang ist in die Meß,
Sie weint und seufzt, und sagt nur: o!
Drumossie Moor, Drumossie Tag,
O bittrer Tag, o blut'ges Moor!
Wo kalt und starr mein Vater lag,
Wo ich der Brüder drei verlor.

Ihr Leilach ist der blut'ge Klei,
Ihr Grab ist grün vom ersten Kraut.
Der schmuckste Bursche liegt dabei,
Den Mädchenaugen je geschaut.
Nun wehe dir, der du die Schlacht
Gewannst, und sä'test blut'ge Saat!
Manch Herz hast du betrübt gemacht,
Das dir doch nichts zu Leide that.

3.

O, säh' ich auf der Haide dort
Im Sturme dich, im Sturme dich,
Mit meinem Mantel vor dem Sturm
Beschützt' ich dich, beschützt' ich dich!
O, wär' mit seinen Stürmen dir
Das Unglück nah, das Unglück nah,
Dann wär' dies Herz dein Zufluchtsort;
Gern theilt' ich ja, gern theilt' ich ja!

O, wär' ich in der Wüste, die
So braun und dürr, so braun und dürr,
Zum Paradiese würde sie,
Wärst du bei mir, wärst du bei mir!
Und wär' ein König ich, und wär'
Die Erde mein, die Erde mein,
Du wärst an meiner Krone doch
Der schönste Stein, der schönste Stein.

F. Freiligrath.

Das Kölner Musikfest.

(Fortsetzung.)

Es ist nicht der, sich der Herrlichkeit seiner Macht, seiner Weisheit, seiner prunkenden Schätze bewußte, in der Mitte solchen Glücks mit Selbstzufriedenheit thronende König, den uns das Tongedicht darstellt. Mächtige Chöre preisen dieses Glück, diesen strahlenden Glanz in den erhabensten Tönen, er selbst, der Gepriesene, bleibt aller Hoffahrt fern. Er ist gedacht als ein zarter, bescheidener, fast schüchterner Jüngling; so ist die Altstimme, die zu seiner Darstellung gebraucht ist, natürlich, ja nothwendig. Nicht seinen Kräften und Gaben schreibt er so vieles Wohlergehen und hohes Gelingen zu, sondern einzig und allein der göttlichen Gnade, die im sichtbarsten Glanze über ihn waltet. An sie verweist er den Dank, den man ihm zollen will. Von diesem Mittelpunkte aus weht ein unaussprechlicher Geist von seligem Frieden, gepaart mit der innigsten, aufrichtigsten Demuth, über das ganze Werk hin, eine Grundstimmung, welche als der Abglanz jenes ruhigen Glücks und sichern Friedens erscheint, deren dem ganzen israelitischen Volke zugetheilten Genuß die Bibel als den bestimmten Charakter dieser Regierung darstellt. Dieser Friede war ein ungetrübter, die Störungen desselben so gering, daß sie für die poetische Auffassung unbeachtet bleiben können und müssen. Kein Schreckniß ängstete, keine Gefahr drohte, es fand kein Wechsel von Furcht und Hoffnung, Schmerz und Freude, Verzagtheit und Muth, Trübsal und Triumph Statt. Aus diesen Gegensätzen konnte daher der Komponist keinen Stoff für einen Wechsel der Empfindungen hernehmen, wenigstens keinen im Gegenstande selbst unmittelbar liegenden.

Aber Salomos Herz war auch für die Empfindungen der Liebe geöffnet, und obschon diese Neigung in der Geschichte erst in einer spätern Periode seines Lebens, bis zu welcher sich das Gedicht nicht erstreckt, bedeutsam in seine Schicksale eingreift, so waren Dichter und Tonkünstler doch vollkommen berechtigt, sie schon in den Grenzen ihres Werks hervortreten zu lassen. Händel hat der Liebe Salomos zu seiner Gemahlin einen zärtlichen, innigen Charakter gegeben, zwar ohne stürmische Leidenschaft, aber doch mit dem glühenden Hauche des orientalischen Wesens durchzogen. So fällt zwar auch dieses Element dem Frieden und dem ruhigen Genusse eines erwünschten Glücks anheim, hebt sich aber doch dem Religiösen gegenüber kontrastirend heraus. Diese beiden Stimmungen scheinen mir nun den musikalischen Hauptinhalt des Werks auszumachen, alles Andere nur accessorisch zu seyn.

Die religiöse Richtung und Stimmung spricht sich gleich im Anfange des Oratoriums in den frommen Empfindungen, mit denen der Chor es eröffnet, aus, und in kräftiger Begeisterung malt sie bald nachher eine Arie des Priesters Zadok zu den Worten:

Heil'ge Wonne füllt die Brust,
Dringt empor, strebt himmelwärts,
Freud', hoch über Erdenlust,
Füllt mein selig wallend Herz.
— — — — — —
Segensglanz, unendlich klar,
Nimmt mein innres Auge wahr.

Von ähnlichen Gefühlen durchdrungen, doch mit einem ungleich weichern und zartern Ausdruck singt Salomo:

Kennt' ich die Bäum' und Blumen all,
Wie mannichfalt sie blühn,
Und kennte nicht Jehovahs Macht,
Umsonst wär' mein Bemühn.

Gleich darauf wendet er sich zur Königin, und nun singen beide in Recitativen, Arien und einem in wunderbar treffenden Tönen dahinfließenden Duett von der Stärke ihrer Liebe und Sehnsucht. Dieser angeschlagene Ton füllt den noch übrigen Raum des ersten Theils, die Flammen eines schwärmerischen Entzückens streben empor, neigen sich zu einander und entfernen sich, um von Neuem wieder zusammenzufließen. Den Schlußchor dieser Abtheilung muß man den eigenthümlichsten des ganzen Oratoriums nennen. Der Chor fordert Winde, Blumen und Nachtigallen auf, die Liebenden schmeichelnd zu umgeben. Keine Worte sind im Stande, den Ausdruck, den Händel diesen Empfindungen zu geben gewußt hat, die Tiefe dieses in den wundersamsten Tönen durchbrechenden Naturgefühls zu schildern. Alles ist Anmuth, Liebreiz, Süßigkeit; das Kosen und Flüstern der Liebe durchschlingt sich mit diesem Reigen und Huldigen der Naturkräfte in den reizendsten, mannichfachsten Wendungen. Die orientalische Welt thut sich auf in ihrer Glut, Pracht, Fülle und schwellenden Ueppigkeit. Große Blumenkelche scheinen einen berauschenden Duft auszuathmen, wollüstig fächeln die Lüfte, die Bäche rieseln, die Quellen murmeln, Bienen summen und auf den Zweigen wiegt sich jubelnd der Chor der Vögel und strömt

die lieblichſten Melodien aus. Wogen unnennbaren Wohllauts umgeben den entzückten Hörer, der die Wunder der Natur in den Wundern des Geiſtes abgeſpiegelt erblickt. Wie verſchwindet hier das Vorurtheil, dieſe ältere Muſik könne nur Ernſt und Strenge athmen; die geſammte neuere hat gewiß — ich will mich mäßig ausdrücken — nichts Lieblicheres, Süßeres, Schmeichelnderes, als dieſer Chor.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Bilderläden von Martinet und Aubert in Paris.

(Fortſetzung.)

Am zahlreichſten und ergötzlichſten ſind die grotesken Genrebilder; darin ſind die Franzoſen Meiſter, und Charlet, Grandville, Pigale liefern täglich das närriſchſte Zeug. Grandville iſt beſonders durch ſeine Metamorphoſen bekannt geworden; Menſchen mit Thierköpfen läßt er allerlei drollige Scenen aufführen; mehrere ſind beißende Epigramme. So zeichnete er einmal einen Kranken als Heuſchrecke: mächtig lang hingen die dürren Beine unter dem Schlafrocke hervor, die ganze Geſtalt war jämmerlich vertrocknet und verſchrumpft; Broussais ſtand als Arzt mit einem Blutegelkopf vor ihm und ſprach zu ſeinen Aſſiſtenten, gleichfalls Blutegeln: „encore cent cinquante sangsues.“ Gegenwärtig finden wir von ihm einige große Blätter: les variétés des cols au 19me siècle, les variétés des chapeaux, des priseurs, des fumeurs: eine Zuſammenſtellung der frappanteſten Geſichter, jedes mit einem Col (Halskragen) von beſonderem Schnitte, in den poſſierlichſten Stellungen ſchnupfend oder rauchend. Daß Grandville eine ſo zahlreiche Galerie Raucher aufſtellen konnte, zeigt, wie ſehr dieſe Gewohnheit um ſich gegriffen. Dieſes befremdet um ſo mehr, da der Tabak in Frankreich überaus ſchlecht iſt. Vor einigen Jahren durfte vor der Rotonde im Garten des Palais-royal, wo die ſchöne Welt Kaffee zu trinken pflegt, gar nicht geraucht werden; vorigen Sommer wies man den Rauchern eine gewiſſe Zahl Tiſche an, und dieſes Jahr dampft die Cigarre an allen Tiſchen. Von Charlet ſahen wir eine Schulſcene: „commencement des tribulations de la vie.“ Ein Rudel Jungen ſteht vor dem Schulmeiſter, der die Ruthe unter dem Arme hält; der eigentliche Witz liegt aber in der Aufſchrift, die oben an der Tafel zu leſen iſt: „Mr. Jonard, instituteur, enseigne l'ortografe.“ Da fällt mir ein ähnliches Bild von Grandville ein. Der Schullehrer hat einen prächtigen Eſelskopf, die Schuljungen ſind mit Papageiköpfen ausſtaffirt; einer von ihnen ſteht vor dem Lehrer und konjugirt: „Je m'ennuie, tu nous ennuies, il m'ennuie etc.“ Eine Soldatenſcene aus den Zeiten der Republik hat Raffet dargeſtellt. Ein Bataillon Truppen ſteht in Schlachtordnung und präſentirt das Gewehr. Sie haben weder Schuhe, noch Strümpfe, der Kapitän hat ein großes Loch an dem Knie; der General lieſt den Tagsbefehl: „Le bataillon de la Loire inférieure s'étant bien comporté devant l'ennemi, il lui a été accordé une paire de sabots par homme.“ Die Soldatenſcenen aus dem Kaiſerreiche ſind abgenutzt; man iſt der Grognards mit den grauen Schnauzbärten in den ehernen Geſichtern überdrüſſig; Adler mit dem Trauerflor, Fahnen, mit Cypreſſen umwunden, können höchſtens noch einem Provinzialen Thränen entlocken. Selbſt die Trauerweiden auf Napoleons Grabe und der rothe Rock der engliſchen Schildwache ziehen keine Käufer mehr an. Charlet, der große Meiſter in dieſem Fache, der ſeine Studien lange Zeit an Ort und Stelle gemacht, ſich abſichtlich unter die Soldaten in der Kaſerne und im Wachthauſe gemiſcht, um ihnen ihre ganz originelle Sprache, ihren eigenthümlichen Witz abzulernen, hat ſich jezt erſchöpft. Auch er muß zu den Republikanern ſeine Zuflucht nehmen. Da iſt eine Skizze von ihm aus dem Feldzuge in Egypten: zwei Troupiers ſtehen vor einer verwitterten Sphinx mit abgeſtumpfter Naſe; der eine macht die Bemerkung: „Il parait que du temps des Phinx le nez aquilin n'était pas d'uniforme.“ Auf einer andern Lithographie ſieht man Infanteriſten durch einen Sumpf waten; ſie ſtehen im Waſſer bis an das Knie, und der Kapitän ſpricht: „Il est défendu de parler et de fumer; mais vous pouvez vous asseoir.“ Uebrigens verſteht man dieſe lithographirten Poſſen nicht immer, wenn man nicht die Sprache und die gleichzeitigen Lokalverhältniſſe auf's Genaueſte kennt, ſo wie denn auch die Aufſätze im Charivari und in der Karrikatur für das Ausland häufig unverſtändlich ſind.

Die politiſche Karrikatur kam nach der Julirevolution in Schwang. Man verfolgte die gefallene Königsfamilie mit unverſöhnlichem Spotte, man führte ſie in den ſeltſamſten Verkleidungen dem Volke vor. Charles X. erſchien als Kind mit einem Fallſchirme, die Dauphine als Tambourmajor führte die ganze Familie an, welche mit Heugabeln und dergl. bewaffnet auszog. Der Spuk dauerte ohngefähr vier bis ſechs Wochen, und es iſt zu verwundern, daß er ſo lange dauerte. Die franzöſiſche Nation hat zu viel Edelmuth, um ſich an einem geſtürzten Gegner zu rächen. Der hochtrabende Heroismus ihrer alten Tragödien hat einen unverkennbaren Einfluß auf ihren Charakter ausgeübt; ſo oft vor einer Verſammlung eine großſinnige Maxime ausgeſprochen wird, erſchallt ein einſtimmiges Klatſchen, und es iſt keine

rhetoriſche Prahlerei, wenn General Foy in einer ſeiner Reden ausruft: „Il y a de l'écho en France, chaque fois que l'on prononce le mot honneur.“ Seitdem die vier Miniſter zu Ham ſind, hat ſich kein feindliches Wort gegen ſie in irgend einem Journale erhoben, und ſo oft der König ſeine Miniſter entläßt, werden ſie ebenfalls von dem Charivari und der Karrikatur entlaſſen.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Mainz, Juli.

Muſikfeſt. Biſchofsweihe. Sparkaſſe. Gemäldeausſtellung.

Unſere Kunſtfreunde beſchäftigen ſich im Augenblicke mit dem großen Muſikfeſt, das, nach dem Beiſpiele anderer Städte (Köln, Heidelberg ꝛc.), Anfangs Auguſts dahier ſtattfinden wird. Die hieſige „Liedertafel,“ ein für großartige Genüſſe geſchaffenes Inſtitut, bietet Allem auf, um dieſes Feſt auf das Würdigſte auszuſtatten. Zu dieſem Behufe hat ſie ſich an ähnliche Vereine Frankfurts, Offenbachs, Darmſtadts, Wiesbadens und Mannheims gewendet, um deren Unterſtützung in Anſpruch zu nehmen, und es iſt ihr gelungen, bereits mehrere hundert aktive Theilnehmer für das Feſt zu gewinnen. Meyerbeer hat bereits mehrere Tonſchöpfungen, die bei jenem Feſte zur Aufführung kommen, gedichtet, und andere auswärtige Meiſter ſind eben beſchäftigt, ihr Scherflein dazu beizutragen. Faſt Alles nimmt Theil an dieſen Vorbereitungen, Künſtler, Dilettant und Laie; denn Jeder erkennt das Ehrende, das ein ſo großartiges Feſt für unſere Stadt hat. Nicht weniger zeigt ſich unſer Stadtrath bereitwillig, kein Opfer zu ſcheuen, und er ſoll bereits eine namhafte Summe für die koſtbaren Anordnungen und für den würdigen Empfang der auswärtigen Künſtler angewieſen haben. Der Geldertrag des Feſtes iſt für Guttenbergs Monument beſtimmt, und wahrlich, auf keine ſchönere Weiſe hätte die Kunſt dem unſterblichen Verdienſte unſers Landsmannes huldigen können.

Ein Feſt, das wir ſeit einigen Jahren leider zu oft wiederkehren ſahen, wurde dieſer Tage in unſerer Stadt gefeiert, ich meine die Konſecration und Introniſation unſers neuen Biſchofs. Nachdem uns der Tod in wenigen Jahren mehrere ausgezeichnete Biſchöfe geraubt hatte, iſt nun dieſe heilige Würde auf den Hofprediger Dr. Kaiſer aus Darmſtadt übertragen worden, und wir müſſen dieſe Wahl eine ſehr glückliche nennen, da ſie einen Mann traf, der Biederkeit, Rechtlichkeit und Frömmigkeit in hohem Grade mit umfaſſenden Kenntniſſen verbindet, einen Mann, der ſeinen Beruf verſteht und den Geiſt der Zeit, in welcher er zu wirken beſtimmt iſt. Der Kanzler Dr. Linde, der berühmte Juriſt und Staatsmann, repräſentirte bei der Weihe den Großherzog; die Weihehandlung ſelbſt aber verrichtete Dr. Johann Wilhelm Rauſch, Biſchof von Limburg. Eine ungeheure Menſchenmaſſe drängte ſich in die Kathedrale, und Keiner verließ den Dom, ohne von der Heiligkeit der Handlung ergriffen und erbaut geweſen zu ſeyn, beſonders von der vom neugewählten Biſchofe gehaltenen, höchſt anziehenden, geiſtvollen und mit frommer Salbung geſprochenen Rede.

Eine wahrhaft überraſchende Blüthe gewinnt nach und nach das Inſtitut unſerer „Sparkaſſe.“ Obgleich dieſelbe kaum einige Jahre beſteht, nehmen doch bereits 1383 Einleger daran Theil und mehr als 200,000 fl. Einlagen bilden den Beſitzthum derſelben. Aber abgeſehen von dieſem materiellen Beſtand der Anſtalt, iſt noch mehr deren moraliſches Einwirken in's Auge zu faſſen. Sie hat unſere ärmern Klaſſen gelehrt, wie es noch einen beſſern Weg gebe, als das mit Schweiß Erworbene nutzloſer und verderblicher Verſchwendung preiszugeben; der Sparpfennig wandert nun in eine Kaſſe, die eine ganze Stadt garantirt, und wird er in Zeiten der Noth wieder zurückgenommen, ſo iſt er herangewachſen, und aus etwas Unbedeutendem iſt zur Freude des Einlegers ein Bedeutendes geworden. Die ſchöne Anſtalt ſoll nur zum Wohle der Unbemittelten, der Armen dasjenige ſicher und nutzbringend bewahren, was dieſe ſelbſt auf eine andere Art nicht zu erhalten oder nützlich zu verwenden wiſſen; keineswegs aber ſoll ſie für den Wohlhabenden ein Mittel zur Hinterlegung überflüſſiger Geldvorräthe abgeben. Die einzige Ausnahme von dieſer Regel findet zu Gunſten von Kindern vermögender Eltern ſtatt, welche ihre kleinen Geſchenke in dieſer Anſtalt niederlegen wollen, damit auch dieſen die Gelegenheit nicht entgehen möge, ſich frühzeitig an die Tugend der Sparſamkeit zu gewöhnen. Ich muß noch bemerken, daß ſich dieſe Sparkaſſe der Theilnahme unſerer hieſigen Reichen ſehr zu erfreuen hat. Die Geſchenke, welche derſelben von dieſen ſehr häufig gemacht werden, bilden einen Reſervefond, der für ausgezeichnete Kinder der hieſigen Armenſchule verwendet wird.

Eine große Gemäldeausſtellung im Foyer des hieſigen Theaters gewährt im Augenblicke unſern Kunſtfreunden hohe Genüſſe; denn ſie enthält unter andern die vorzüglichſten Gemälde der Münchener und Düſſeldorfer Academie, und manch gelungenes Stück von hieſigen Meiſtern und ſolchen aus unſern Nachbarſtädten. Man verdankt dieſe in ſolcher Ausdehnung bisher einzige Ausſtellung dem Verſtande unſers Kunſtvereins. Dieſer, dem unſere Stadt die Anerkennung ſchuldig iſt, daß er den Kunſtſinn und die Liebe zum Schönen zu jeder Zeit nach Kräften belebt, hatte kaum von ähnlichen großen Ausſtellungen in Frankfurt und Darmſtadt Nachricht erhalten, als er ſich mit gewohntem Eifer bemühte, die vorzüglichſten Gemälde aus dieſen Städten wieder zu ſchaffen, und dem Publikum gegen ein ſehr unbedeutendes Eintrittsgeld drei große Gemäldeſäle zu eröffnen. Es finden ſich hier ſehr werthvolle Bilder von Schadow, Steinbrück, Odyenbergen, Vogel, Stieler, Oppenheimer aus Frankfurt, Leſſing, Knapp, Schirmer u. a.

Die Badeſaiſon hat unſerer Stadt wieder eine Lebhaftigkeit gebracht, die nirgends beſſer wahrgenommen wird, als in unſern großen Gaſthöfen. Unſer nachbarliches Wiesbaden iſt uns nahe genug, um das Füllhorn ſeines Segens bis zu der freundlichen Rheinſtadt erſtrecken zu können. Kein Kuraaſt, wenn ihn nicht gerade Krankheit an den Badeort feſſelt, verſäumt es, Mainz zu beſuchen, hier einige Tage lang zu verweilen und ſich an dem heitern Treiben der reichen Stadt zu erfreuen. Beſonders zahlreich iſt Mainz jeden Freitag von Fremden beſucht, wo ſich auf unſerer „neuen Anlage,“ dieſem unvergleichlichen Luſtorte, bei prachtvoller Militär-Harmeniemuſik die frohſinnigen Menſchen verſammeln. Das bringt denn Leben und Geld unter die Leute, und bietet eine neue Quelle des Wohlſtandes zu den vielen, die gottlob unſere Stadt ſchon beſitzt.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 170.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 17. Juli 1835.

Rom iſt mit ſeinen Ratten an einander;
Da kommt die eine Seite übel weg.

Shakespeare.
Coriolan.

Die Bilderläden von Martinet und Aubert in Paris.

(Beſchluß.)

Wie haben dieſe muthwilligen Blätter den armen d'Argout mit ſeiner Naſe gequält! Der arme Marquis, der ſonſt kein häßlicher Mann iſt, hat allerdings eine ſehr bedeutende Naſe, ſo daß ich, obgleich durch die täglichen Schnurren darauf vorbereitet, ob ihrem gewaltigen Umfange ſtuzte, da ich ſie zum erſten Male erblickte. Als d'Argout Miniſter des Innern war, gab die Karikatur kein Blatt, auf welchem er nicht paradirte: bald ſaß er in ſeinem Wagen und die Naſenſpitze ragte einige Zolle zum Kutſchenſchlag heraus, bald ſtieß er damit einem Kollegen aus großer Entfernung in die Augen, bald ritt Jemand darauf; ja einmal flüchtet ſich die ganze Familie des Marquis, die vom Regenwetter überraſcht wird, unter dieſes Schutzdach, von welchem das Waſſer in Strömen herabrauſcht. Seitdem d'Argout aus dem Kabinet getreten und Direktor der Bank iſt, läßt man ihn in Frieden, und wenn ſeine Naſe auch um ein paar Zoll gewachſen wäre, und wenn ſie am hellen Mittage die Sonne verfinſterte, der Charivari würde ſich nicht daran ſtoßen. Beim Franzoſen hat das Lachen, wie Alles, ſeinen Zweck, ſelbſt der Scherz iſt bei ihm logiſch, und ich habe mir oft vergeblich zu erklären geſucht, wie ein ſo konſequentes Volk, das in den Kriegswiſſenſchaften und in der Mathematik, welche den anhaltendſten und beſonnenſten Fleiß erfordert, ſo Großes geleiſtet, in den Ruf des frivolen Müſſiggangs und der trägen Oberflächlichkeit gekommen iſt. Wo es gilt, weiß der Franzoſe auszudauern; er bekümmert ſich wenig darum, wie viel Zwiebeln die Römer an ihre Suppe thaten, aber den Geiſt ihrer Schriften hat er aufgefaßt; anſtatt Kommentare zu den Alten zu ſchreiben, bildet er ſeinen Styl nach ihnen, und ſo iſt die franzöſiſche Proſa eine Lieblingslektüre aller Gebildeten geworden; ich glaube ſchwerlich, daß unſere Philologen es je ſo weit mit der ihrigen bringen werden.

Auch Mayeux war lange Zeit ein Typus für die Karrikatur. Anfangs hatte dieſe Figur keine politiſche Bedeutung; Mayeux wurde verſpottet, er ſpottete nicht, aber die gemeinen Späße über ſeinen Buckel und ſeine Liebesabenteuer konnten nicht lange intereſſiren. Allmählig ward Mayeux ein Mann im Staate, er ſagte ſein Wort über jedes gleichzeitige Ereigniß, er machte ſich über die Nationalgarde, über die Miniſter, über L. Philippe luſtig; dieſen beſonders verfolgte er mit den beißendſten Sarkasmen, die zuweilen aber recht denkermäßig klangen; ſo ſieht man ihn auf einem Blatte von Traviès eine Birne mit einem Meſſer durchſchneiden, indem er

ſpricht: „Coquine de Poire, que n' es-tu une vérité!“ Die groteske Geſtalt, das humoriſtiſche Lächeln mit dem weit geſpalteten Munde gab ſeinen Witzen etwas ſehr Anziehendes, er wäre eine Art Pasquino geworden, allein Mayeux ſtarb an einem Uebel, das hier Alles tödtet, was die öffentliche Aufmerkſamkeit feſſelt: es fallen gleich ſo viele darüber her, es wird gleich auf den Theatern produzirt, gemalt, in Kupfer und Stein geſtochen, von den Feuilletons täglich aufgetiſcht, von den Dichtern beſungen, und zuletzt von Bänkelſängern und Straßenfiedlern durch den Koth geſchleppt, daß man ſich mit Widerwillen davon abwendet; daran ſind Napoleons Heldenthaten zu Grunde gegangen, daran iſt die große Juliwoche geſcheitert.

Thiers und Talleyrand haben ſich bis jezt am längſten in der Gunſt des Charivari und der Karrikatur erhalten. Beide haben eine ſehr frappante Perſönlichkeit, und eignen ſich zu fratzenhaften Verzerrungen. Eine der drolligſten Karrikaturen ſtellt Thiers vor, wie er von Talleyrand zum Doktrinär getauft wird. Da der Miniſter ſehr klein von Geſtalt iſt, ſo haben ſie ein Wickelkind aus ihm gemacht: er liegt in den Windeln mit einer Brille auf der Naſe, das Journal des Débats hebt ihn aus der Taufe, und Talleyrand legt ganz ernſthaft die linke Hand auf die Stirne des Täuflings. Durch den Ernſt, der auf allen Geſichtern liegt, erhält die Scene etwas, das unwiderſtehlich zum Lachen reizt. Auf einem andern Blatte von weit größerem Umfange ſieht man Thiers als Taſchenſpieler; die Zuſchauer ſind die Miniſter und ſonſtige höhere Beamte und Deputirte vom Juſte Milieu. In der Mitte erhebt ſich ein hölzernes Gerüſte, auf einem Tiſche ſteht quelqu'un que le respect me défend de nommer, wie der Charivari ſagt, als kleine Puppe, bis an das Kinn in ein Röckchen eingehüllt. Der Taſchenſpieler deutet mit ſeinem Stabe darauf und ſpricht: „Allons, Messieurs, la main à la poche, et Jean Bonhomme va vous escamoter etc.“

Gegenwärtig haben es die Herrn mit dem Procès-Monstre zu thun, und hier, muß ich geſtehen, findet man oft mehr Beleidigendes, als Witziges. Die Karrikatur muß humoriſtiſch bleiben, ſobald ſie drohend drein ſieht, verliert ſie ihren Charakter. Die Republikaner wehren ſich; wir haben uns darauf nicht einzulaſſen, unſer Standpunkt iſt rein artiſtiſch, und von hier aus betrachtet, müſſen wir bekennen, daß, wenn mit dem Witze drein geſchlagen wird, wie mit einem Prügel, wenn durch die Epigramme Dolchſpitzen funkeln, wir nichts zu lachen finden können; wie ſoll man lachen, wenn man nichts als Ketten, Gensdarmen und Schaffote ſieht? Da erſcheint der Tod in der Pairskammer und die Pairs fallen vor ihm nieder und flehen ihn an: o mort, laisse nous le temps de guillotiner ces jeunes gens. Vom Guillotiniren iſt ohnedies keine Rede, und die Künſtler haben um ſo mehr fehlgegriffen, indem ſie den Prozeß von der ernſthaften Seite auffaſſen, da ſie ſich dadurch ohne Gewinn alles äſthetiſchen Intereſſes begeben. Ueberhaupt ſind die meiſten Aufſätze, die ſich auf den Procès-Monstre beziehen, heftig und rachedürſtend und nicht ſehr amuſant; der Scherz iſt ein leichter, funkelnder Schmetterling, mit dem leicht verwundenden Stachel der Biene; hier aber hat er Krallen und zerfleiſcht und ſchießt wie ein Raubvogel auf ſeine Beute. Ein früherer Aufſatz über das Verhör von Marraſt in der Pairskammer hätte Nachahmer finden ſollen. Marraſt kommt inmitten einer bedeutenden Kriegsmacht in den Saal gerückt: Infanterie, Huſaren, Polizeiſergeanten, Kanonen drängen ſich um ihn, aber kaum erſcheint der Angeklagte, ſo fahren die Richter zuſammen; Martin du Nord (der Staatsprokurator) bittet ſie, ſich ja nicht zu fürchten. Kaum thut Marraſt den Mund auf, ſo wollen alle Pairs davonlaufen; der Präſident Pasquier ermahnt ſie an ihre Pflichten, ſie eilen an ihre Plätze zurück, Pasquier trinkt ein Glas Zuckerwaſſer und ſagt: „nous venons de sauver la patrie.“ Das iſt luſtig, und obgleich es eben keine Schmeicheleі iſt, ſo iſt es doch nicht verletzend.

Der König figurirt perſönlich auf allen Litbographien und in allen Aufſätzen des Charivari und der Karrikatur. Das Magazin von Aubert befindet ſich in der Nähe des Palais-royal, in einer der beſuchteſten Paſſagen, in der bekannten Passage Véro-Dodat, und zum Theil in der Rue du Bouloy. Hier ſteht den ganzen Tag hindurch, vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, die dichtgedrängte Schaar der Badauds, und beluſtigt ſich an den Farcen, die ihnen Aubert an ſeinen Fenſtern zur Schau ſtellt; man muß ordentlich Queue machen, und die Gelegenheit abwarten, ſich nahe genug hervorzuarbeiten, um die Gegenſtände unterſcheiden zu können. Hier bekommt das Volk ſeinen König, le roi de son choix in allen möglichen Maskeraden zu ſehen. Anfangs waren die Geſichtszüge nicht ſichtbar; man erkannte bloß das Toupet und die birnförmige Geſtalt des Kopfs, dann kam das Profil zum Vorſchein, dann erſchien Louis Philippe en face, allein immer etwas verzerrt und unkenntlich gemacht; jezt ſteht er frei da, ohne Maske, ſo ähnlich, wie auf ſeinen beſten Porträts. Bald ſpielt er Schach mit der Freiheit, bald erſcheint er unter einer Heerde Truthühner (Dindons, bekanntlich ein Synonym von Imbécilles), welche rufen: „Vive le Roi!“ der König ſagt: „Mes bons amis, à quelle sauce voulez-vous que l'on vous mette?“ Er iſt nämlich als Koch gekleidet und hält ein Meſſer in der Hand. Bald ſteht er auf dem Balkon der Tuilerien und wirft Geld unter das haſchende Volk: „tiens, mon bon peuple, en veux-tu? en

voilà.“ Eines der lezten Blätter ſtellt Louis Philipp zur Erde liegend vor: auf der einen Seite ſizt der Charivari, auf der andern die Karrikatur; ſie ſägen ihn entzwei, was aber nicht ſo grauſig iſt, als es ausſieht: es iſt bloß die bildliche Ueberſetzung einer eigenen franzöſiſchen Redensart: „La carricature et le charivari scient le dos à Monsieur Chose.“ Scier le dos heißt bekanntlich Jemanden ärgern. Zulezt haben ſie Louis Philippe gar zum Fuhrmann gemacht; die Akten des Procès Monstre liegen in ungeheuren Stößen auf einem Wagen aufgeſchichtet, den er mit Hülfe des Hrn. Martin du Nord fortſchiebt. — Aubert, der Herausgeber der Karrikatur und des Charivari, verdient ſchwer Geld, Hauptredakteur iſt Louis Desnoyers, der jährlich 12,000 Franks Gehalt bezieht.

Das Kölner Muſikfeſt.

(Beſchluß.)

Salomo iſt nun nach allen Seiten hin glücklich, und der Herr nimmt ſein Opfer gnädig an. Ein Jubelchor, der dieſe Seligkeit preiſend beſingt, eröffnet den zweiten Theil. Salomo erſcheint nunmehr als der ſeinem Volke das Recht gewährende Fürſt. Vor ſeinen Thron treten die beiden Weiber, die um das Kind hadern. Auch in dieſem Auftritt zeigt ſich Salomo ſo ſanft und demüthig wie früher. Ernſt und ſtreng ſey das Gericht, ſo verkündet er, aber die Töne, mit welchen er dieſe Worte in einem höchſt charakteriſtiſchen Terzett in den Streit der Weiber hineinklingen läßt, verleugnen die ruhige Milde nicht, mit welcher er, der königliche Richter, über dem Ganzen ſchwebt. Jezt thut er den berühmten Ausſpruch. Die Mutter, die er in den Beſitz ihres Kindes geſezt hat, dankt ihm in begeiſterten Tönen. Gott allein gebührt die Ehre, antwortet der fromme Fürſt, und in fromme Betrachtungen, in Beruhigung, die von oben kommt, löst ſich das Duett auf. O, wohl den Gerechten, die Gott ſtill vertrauen! ſpricht das Weib, und Salomo dagegen: Er wird gnädig und hülfreich ſie tragen. Namentlich dieſen lezten Worten hat Händel einen muſikaliſchen Ausdruck geliehen, der über jede Beſchreibung hinaus geht. Sie tönen wie der ſüßeſte Troſt, der vom Himmel herab erſchallt. Nun wechſelt in Chören und Arien der übrigen Anweſenden das Lob der Weisheit des Königs mit dem Preiſe Gottes ab, und indem die Reihe der Empfindungen zum Glücke des Landlebens führt, ertönt in einer Sopranarie die lieblichſte Idylle, der herrſchenden Stimmung vollkommen angemeſſen.

Nachdem uns nun Salomos Gottergebenheit, ſein Liebesglück und ſeine Weisheit geſchildert ſind, bleibt zur Vollendung des Gemäldes noch der die Welt erfüllende Ruhm des Königs übrig, und dieſen ſchildert der dritte Theil in dem Beſuche der Königin von Saba. Hievon iſt Anlaß zu einer Epiſode genommen, aus deren Natur mannichfachere Töne, als die Einfachheit des Grundgedankens verſtattet, hervorgehen, ohne daß man ihre Herbeiführung gezwungen nennen könnte. Es iſt nämlich die Aufgabe, den durch den Glanz und die Herrlichkeit dieſes Thrones herbeigelockten Fremden ein ſtaunenswürdiges Schauſpiel zu geben, welches dieſem Ruf entſpricht, und es zugleich dem Hörer ſelbſt vorzuführen. Das Wunder muß alſo die Tonkunſt ſelbſt wirken, und wie vermöchte dieſe ihre Herrlichkeit glänzender zu entfalten, als indem ſie ſich ſelbſt zum Mittelpunkt macht, und ihre zauberiſche Gewalt über die Seelen durch die Erregung der verſchiedenſten Gemüthsbewegungen bethätigt. Der König ſtellt ſeinem Sängerchor die Aufgaben. Er ſoll zuerſt durch Wohllaut in ſüße Träume einwiegen, dann Schlacht und Kampfgewirr malen, vom wilden Streit zu der Verzweiflung hoffnungsloſer Liebe übergehen, endlich durch ſüße Tröſtung das kummervolle Herz beruhigen. Die Königin ſtaunt, und ſie ſtaunt mit Recht, denn welcher Hörer fühlte ſich nicht mit ihr hingeriſſen! Man ſieht, daß die Aufgabe mit der des Alexanderfeſtes zuſammenfällt, und doch iſt ſie ganz verſchiedenartig gelöst. Nicht nur im Beſondern iſt der muſikaliſche Ausdruck der Affekte ein anderer, ſondern es iſt auch nirgends vergeſſen, daß das, was dort die ganze Breite des Gedichts erfüllt, hier nur ein Schauſpiel im Schauſpiel iſt. Sanfte Luſt, Muth, Zorn, Siegsgefühl, Leid, Verzweiflung, Zerriſſenheit, Beruhigung, Alles geht kürzer, ſchärfer, gedrängter als dort an dem Sinn vorüber. Wie unerſchöpflich zeigt ſich hier wieder die Gedankenfülle, der Melodienſtrom des Meiſters! Das Gedicht wendet ſich ſodann zu Salomo zurück, rühmt ſeinen Tempelbau, und ſingt dann in einem der mächtigſten und tiefſten Chöre des Ganzen das Lob Gottes. Die Königin von Saba verläßt Salomo mit dem Ausdruck des Danks und der Bewunderung, und der Chor ſchließt mit der Betrachtung, daß das Böſe vergänglich, der Ruhm der Weisheit aber ewig dauernd iſt.

Die Kräfte, die ſich für die Darſtellung vereinigt hatten, waren der impoſanten Großheit eines ſolchen Kunſtwerks vollkommen angemeſſen. Man zählte mehr als ſechshundert ſpielende und ſingende Perſonen. Wenn wir ſagen, daß es gelungen war, für die Leitung des Ganzen Felix Mendelsſohn-Bartholdy zu gewinnen, ſo haben wir für Jeden, der die ausgezeichneten Muſiker Deutſchlands einigermaßen kennt, auch ſchon ausgeſprochen, daß ſie in keine beſſern Hände fallen

konnte. An Eindringen in jede Tiefe der Intentionen des Meisters und dem Talent, Sänger und Orchester zum Ausdruck derselben zu leiten, übertrifft ihn gewiß keiner der Jetztlebenden. Er war ganz Leben und Feuer, und riß Alles mit sich fort. Wenn ein scrupulöses Kennerohr vielleicht hie und da eine noch größere Verschmelzung der Massen, eine noch feinere Nüancirung in den Mittelstufen des Ausdrucks wünschenswerth gefunden haben sollte, so mag dagegen erwogen werden, was schon oben über die große Schwierigkeit gesagt ist, diese Feinheiten in zwei oder drei Proben, die von allen Mitwirkenden gemeinschaftlich gehalten wurden, zu Wege zu bringen. Die Aufführung fand streng nach Händels Partitur statt, ohne Zusätze von Blaseinstrumenten, die man öfters für nöthig gehalten hat, aber auch mit der vom Komponisten vorgeschriebenen Orgelbegleitung. Die Orgel war auf Mendelssohns Rath und Verlangen in den Konzertsaal geschafft worden, irren wir nicht, aus der Cunibertskirche, in der jetzt ihres baulichen Verfalls wegen kein Gottesdienst gehalten wird. Dies gereichte der Aufführung des Oratoriums, so wie dem Musikfeste überhaupt zu einer besondern Zierde. Es ist wohl schon lange Zeit, seitdem die Darstellungen Händelscher Werke in Deutschland dieses wesentlichen Bestandtheils entbehren müssen. Die Wirkung der begleitenden Orgel ist außerordentlich; Vieles erhält durch sie erst seine wahre Bedeutung, da der Flügel, der sie, wenn das Gewicht der Begleitung auf ihr ruht, einigermaßen ersetzen soll, mit der Schärfe seines Klanges dasjenige, was verbunden werden soll, und durch die Fülle des Orgelklangs in der That verbunden wird, eher trennt und zerschneidet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Die Eisenbahnen.

Der Sommer ist nominell dem Frühling gefolgt, noch zeigt er sich indessen selten anders, als in einem grauen Gewande; der Wind fegt Wolken und Staub über unsere Ebenen, uns gemahnend, daß noch mehr lockerer Sand vor unsern Thoren liegt, als sich für eine große Residenz schickt, in deren Innerem so viel für Verschönerung geschieht. Es geschieht auch wohl draußen etwas, aber nur im konservativen Sinn. Die Kälte mahnt uns dagegen, daß die Prophezeiung des Herrn v. Brandenburg noch vorzeitig ist. Dieser kühne Prophet hatte nämlich die Rückkehr einer goldenen Zeit für unsere nördlichen Gegenden verkündet. Auf unserm Mollardschen Weinberge sollte Ungarwein reifen und der Bernstein aus den Kiefern des Thiergartens schwitzen. Wir Nichtpropheten verspüren in keiner Art Wärme, weder moralische, noch physische. Selbst das Element, das im übrigen Deutschland jetzt die Köpfe heizt, wird bei uns wohl besprochen und erwogen, auch schon darüber gespöttelt; aber die Phantasie hat sich desselben noch nicht bemächtigt, ich meine Dampfwaagen und Eisenbahnen. Von einer Bahn nach Potsdam war freilich längst die Rede, auch ist schon mehr dafür geschehen, als geredet; allein der Impuls, durch die Leipziger Projekte angeregt, scheint diese bescheidene Unternehmung wieder verschüchtert zu haben. Es war ein annuthiger Gedanke, in Berlin behaglich ein Diner einzunehmen, sich mit Bequemlichkeit in den Dampfwaagen zu setzen, in Potsdam — wohin man ehedem eine Tagereise brauchte, und, wohlversehen mit Nahrungsmitteln und Kleidungsstücken, von Freunden und Verwandten Abschied nahm — Kaffee zu trinken und zum Theater wieder in Berlin zu seyn. Nur so, vom Gesichtspunkte des Annehmlichen aus, ließ sich der Plan realisiren; wenn nicht etwa vom militärischen aus, wie denn die Vorstellung, ein Bataillon, wo nicht gar ein Regiment, in einer Stunde oder weniger von Potsdam nach Berlin zu schicken, etwas Verführerisches haben kann. Nun verschwimmt diese kleine Luftbahn in der großen merkantilischen, die Leipzig mit Berlin, Magdeburg und Hamburg verbinden soll — wenn sie zu Stande kommt. An Kapitalien dürfte es hier nicht fehlen, aber an Zuversicht und rascher Unterstützung von oben. Den gewagten „Hochdruck“ in irgend einer Maschine mag unsere besorgte Staatskontrolle nun einmal nicht billigen und dulden, und an zweifelnden Stimmen im Publikum fehlt es auch nicht: die Mark sey nicht bevölkert genug, es werde selbst an Menschen mangeln zu den Wachposten (!), an Waaren, Passagieren, Ertrag. Als die Schnellposten eingeführt wurden, fuhr wohl eine dann und wann leer; jetzt fährt unter zehn kaum eine, die nicht einen und mehrere Beiwagen hinter sich hat. Das Bedürfniß, wo es nicht schon am Tage liegt, erwächst mit den Mitteln. Schon denken die Stettiner Kaufleute, wenn die Hamburger Eisenbahn zu Stande komme, auch von Stettin aus eine nach Berlin zu legen. Ich bin kein Prophet, und unterdrücke das kühne Bild, das mir im Traume aufstieg, wie unsere weiten Sandgefilde von einem Zickzack von Eisenstäben durchgittert waren, und auf den schmalen Rinnen blühten unsere Oranien, Granaten, Kastanien, und die bunte Seligkeit der Kultur fuhr wie ein chinesisches Feuerwerk durch die Mark Brandenburg.

Wenn aber so Alles wird durchschnitten seyn mit eisernen Rinnen, wie soll man sich dann verirren? es gehört doch auch zum Leben. Und mit den Fußreisen ist es gar vorbei, denen schon die Schnellposten so viel Abbruch thaten. Die Handwerker und Frachtfuhrleute meinen, an der Poesie sey nicht so viel gelegen, aber wie es der Staat verantworten wolle, wenn darum ein ganzes Gewerbe verhungere? Die beide Interessen vereinigen wollen, antworten: die Fuhrleute könnten sich als Aufseher anstellen lassen, ihre Pferde aber zur Veredlung den Pferdezuchtvereinen abgeben. Dieser Verein blüht hier fort; das diesjährige Wettrennen ist in hergebrachter Art gefeiert worden, der Adel der Racen wird durch genaue Stammbäume aufrecht erhalten, aber indem man vom konservativen Principe ausgeht, huldigt man doch auch dem der Bewegung, sofern man für einen zu erziehenden künftigen Adel noch mehr besorgt ist, als für die Beweise der Echtheit des existirenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 171.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 18. Juli 1835.

Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu;
Und wem ſie juſt paſſiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Heine.

Liebe. Trennung. Troſt.

1.

Ihr Bild.

Augen, die zu ſchlafen ſcheinen
Zwiſchen Träumen, zwiſchen Weinen,
Um in plötzlichem Erwachen
Morgenklar dich anzulachen;
Lippen, wie des Schweigens Schwelle,
Dem gefangnen Seufzer wehrend,
Plötzlich dann in Frühlingshelle
Lieb' und Leidenſchaft verklärend;
Stirn, ſo ſchneeig rein und klar,
Wie das Eis der Heimath war.

Mit dem goldig hellen Bogen
Iſt der Lebensquell umzogen,
Den der Wimper zarte Schatten
Hie und da zur Dämm'rung matten.
Fluthet Anmuth auf und nieder,
Allbelebend Gang und Weſen,
Kannſt im Spiel der ſchlanken Glieder
Allahs Schöpferwort du leſen,
Wie im erſten Weltenjahr,
Als die Erde Eden war.

2.

An die Geliebte.

Klar wie der Himmel
Iſt deine Seele;
Rein wie der Aether
Iſt dein Gemüth.

Reich wie die Erde
Iſt meine Liebe,
Tauſendgeſtaltig
Tritt ſie an's Licht.

Töne und Bilder,
Innere Welten,
Schafft dir dein Dichter,
Liebchen, zum Schmuck.

Blickt er in's Herz dir,
Holt er die Schätze,
Alle vervielfacht,
Wieder herauf.

Laß mich verſinken
In deinen Augen
Und all der wunder-
Lieblichen Welt.

Wie Erd' und Himmel
Düfte vereinen,
Eint Lieb' und Schönheit
Leben in uns. —

3.

Ich bat das Leben um ein freundlich Wort,
Das Kunde mir von der Geliebten brächte —
Die Tage rollen unaufhaltsam fort,
Nun wend' ich flehend mich zu euch, ihr Nächte!
Bringt, da der Sonne Glanz nichts mehr erhellt,
Was meinem Herzen innig lieb gewesen,
Im Traume das geliebte Bild, im Feld
Der Sterne laßt mich ihren Namen lesen!

4.

Trennung.

Und wieder Tag, und wieder Sonne!
Und wieder Leben ohne dich?
Dies Schattenspiel von Schmerz und Wonne,
Gigantisch noch und fürchterlich
Drängt sich's an meine wunde Seele,
Schreckt mir die geist'gen Augen blind,
Bis ich zur Anschauung sie quäle:
Daß wir getrennt — geschieden sind.

Dann dehnen endlos sich die Stunden,
Und jeder Athemzug wird Stein;
Gespenstisch dringt, was wir empfunden,
Als Lebensford'rung auf mich ein:
Begreif' ich's, daß wir uns verloren,
Daß, außer Einem, Alles wahr?
Daß, zur Vereinigung geboren,
Wir fern uns bleiben immerdar?

5.

Erinnerung.

Weihnachten wird es für die Welt,
Mir aber ist mein Lenz bestellt;
Mir ging in solcher Jahresnacht
Einst leuchtend auf der Liebe Pracht,
Und an der Kindheit Weihnachtsbaum
Stand Englein gleich der erste Traum,
Und aus dem eiskrystall'nen Schooß
Rang sich die erste Blüthe los —
Seitdem schau' ich nun jedes Jahr
Nicht was noch ist — nur was einst war!

6.

An ....

Ich weiß es wohl, du hast um mich geweint;
Es soll kein Wort, kein Hauch die Ueberzeugung nennen,
Es soll dein Wesen nur stilleuchtend in mir brennen,
Wenn Alles an mir kalt und regungslos erscheint;
Was kümmert es die Welt? du hast um mich geweint.

Du weißt es wohl, wir haben stumm geweint —
Wir tragen durch die Welt die schwere Last im Innern;
Es braucht kein flüchtig Wort zu ewigem Erinnern,
Da uns kein glückliches zu ew'gem Bund vereint —
Was böte mir die Welt? du hast um mich geweint!

Alma.

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

Aufgezeichnet von Dr. L. Roß.

Dritter Brief.

Wir sind in unserer Erzählung der Reise des Königs bis Daulis vorgerückt. Die Dämmerung brach schon ein, als der König am Fuße des Parnaß anlangte, wo links auf einer steilen, kegelförmigen Höhe das alte Daulis, rechts auf einem niedrigern Vorsprunge das heutige Dorf liegt. Hier war dem hohen Reisenden ein Empfang bereitet, der durch das Ungewöhnliche und Unerwartete eben so sehr überraschte, als durch seine naive Natürlichkeit und Herzlichkeit erfreute und rührte. Gegen hundert der jungen Dörferinnen erschienen plötzlich zu beiden Seiten des Wegs und drängten sich um den König, um ihm Sträuße von wohlriechenden Blumen und Kräutern zu überreichen; jede wollte die Erste seyn; sie fielen dem Pferde in die Zügel, sie hängten sich an seine Mähnen und an die Steigbügel, um nicht durch die Nebenbuhlerinnen von diesem Ehrenplatze verdrängt zu werden, und der König, indem er mit freundlichen Grüßen die Blumen und Sträuße entgegennahm, mit denen er überschüttet wurde, hatte vollauf zu thun, durch Worte und Zeichen die Mädchen von dem edlen Hengste zurückzuhalten, der durch diese ungewohnten Liebkosungen unruhig zu werden anfing. Dann nahmen die Mädchen, in zwei Chöre getheilt, den König in die Mitte, stimmten einen Wechselgesang zu seinem Lobe an, und geleiteten ihn so, tanzend und singend, die Höhe hinan in's Dorf, wo auf einem freien Platze die Zelte schon aufgeschlagen waren und Wachtfeuer brannten. Das Hochpoetische, ja Feenhafte dieses Empfangs wird Allen, welche den König auf dieser Reise zu begleiten

das Glück hatten, ewig unvergeßlich bleiben. Die dunkel beschatteten Massen des Parnaß bildeten den Hintergrund; an einem steilen Felsabhange wand sich der Zug empor, umringt von den singenden Mädchen, die selbst auf dem unebenen, rauhen Gestein ihre Tänze unermüdlich fortsezten, und deren weißgekleidete, von langen Schleiern umflatterte Gestalten in dem ungewissen Halbdunkel der Dämmerung verschwammen, wenn sie nicht bei einer Biegung des Wegs auf einen Augenblick von den Streiflichtern der Wachtfeuer und Fackeln beleuchtet wurden. Die Luft war mit Wohlgerüchen erfüllt von den verschwenderisch aufgerichteten Ehrenbogen aus Myrthenzweigen, und von der Höhe herab übertönten die Begrüßungsrufe der um die Wachtfeuer versammelten Menschenmenge den Gesang der Tänzerinnen. Dies war kein künstlich vorbereitetes, kein studirtes Fest; der reine, natürliche Sinn der Dorfbewohner hatte es ihnen eingegeben, und ohne es zu wissen, legten sie ein Zeugniß ab, wie der hochpoetische Sinn ihrer Ahnen noch in ihnen schlummere, und nur eines Anlasses bedürfe, um wieder geweckt zu werden.

Nach dem Abendessen wurden die Tänze und Gesänge um das Wachtfeuer fortgesezt. Mit den Mädchen wechselten die Pallikaren des Dorfes ab, und selbst die griechischen Offiziere vom Gefolge des Königs, der altgewohnten Vergnügungen in ihren Klephtenlagern gedenkend, und einst, namentlich Makryjannis, Tzavellas und Mamuris, als gewandte Tänzer berühmt, mischten sich zur großen Freude der Pallikaren unter die Reihen. Der Mond war schon längst im Osten über dem Schlachtfelde von Chäroneia aufgegangen, als der König das Zeichen zur Ruhe gab.

Die nächste Tagreise, nach Arachova, betrug nur vier Stunden. Der Weg führt Anfangs in fast südlicher Richtung zwischen den Vorbergen des Parnaß hin, und erreicht nach fast zwei Stunden eine niedrig gelegene Schlucht, wo drei Wege zusammentreffen: der von Daulis, der von Lebadeia und der von Delphi. Dies ist der sagenberühmte Dreiweg (Triodos), wo Oedipus seinen ihm begegnenden Vater Laios, ohne es zu ahnen, erschlug. Ein Steinhaufen in der Mitte der Schlucht galt den Alten für das Grab des thebäischen Königs.* Die Stelle heißt jezt Zemenó. Der Weg von hier nach Arachova (und weiter nach Delphi) liegt in einer breiten Kluft, welche nördlich die Hauptmasse des Parnaß von ihrer südlich gelegenen, sich bis an's Meer erstreckenden Fortsezung, der Kirphis, scheidet. Nach einer Stunde ist der höchste Punkt der Kluft erreicht, wo die Quellen eines Armes des Pleistos sind, und von wo sich die Aussicht nach Westen auf die Berge von Lokris und Aetolien öffnet. Von hier fängt der Weg nach Delphoi an, sich zu senken; nach Arachova aber, das zur Rechten höher am Parnaß hinauf liegt, ist noch eine Stunde beschwerlichen Steigens, über vielfach zerklüftete, mit Reben bepflanzte Abhänge, zwischen denen der Hauptarm des Pleistos vom Gebirge herabplätschert.

Arachova ist ein Dorf oder vielmehr ein Marktflecken (κωμόπολις) von vier- bis fünfhundert nach Landesart verhältnißmäßig wohlgebauten Häusern, das, ungeachtet seiner hohen Lage (bei zweitausend Fuß über dem Meeresspiegel), vorzüglich von Weinbau lebt. Die Häuser, mit einzelnen Bäumen untermischt, erheben sich terrassenweise über einander, und auf dem höchsten Punkte des Dorfes liegt die Hauptkirche. Auch hier war die Bevölkerung dem Könige über eine halbe Stunde weit entgegengeströmt, und die jungen Mädchen, zahlreicher und, wie mir schien, auch hübscher, als ihre Schwestern in Daulia, ließen sich wieder die Ehre nicht nehmen, dem König Blumensträuße und das wohlriechende Königskraut (βατιλικό) zu überreichen; ein Beginnen, welches hier auf dem schmalen, kaum für ein Pferd hinlänglich breiten Pfade am Rande jäher Abgründe wirklich gefahrdrohend schien. Dann tanzten sie wieder in langem Zuge, Wechselgesänge singend, vor dem Könige her, und führten ihn so in den Flecken ein, während Männer, Weiber und Kinder, um nicht zurückzubleiben, rechts und links vom Wege über Gebüsch und Steine fortzuklimmen sich bestrebten; das anmuthigste, belebteste Bild, welches man sich in den wunderherrlichen Rahmen dieser großartigen Gebirgsgegend gefaßt wünschen konnte.

(Die Fortsezung folgt.)

* Paus. 10, 5, 3.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Fortsezung.)

Zeitbestrebungen. Seydelmann in Berlin.

Der aus dem Hinterhalt geführte Streit über die Errichtung eines Nationalmuseums hält sich noch in gewissen Schranken. Zwar haben die dafür Stimmenden rationell gesiegt, ein Schleier ruht aber noch über den Mitteln, die Sache in's Werk zu seyen. Es ist billig, erst im Stillen die Kräfte abzuwägen, die man in's Treffen führen kann. Während Waffenruhe zwischen Homöopathen und Allopathen herrscht, erhebt sich mit Geschrei und Anhang die neue Wasserturart. Sie hat ihren Sig in Charlottenburg aufgeschlagen, und nach ihren Bülletins ist ihr Triumph sicher. Viel bescheidener — als Versuch — tritt der mineralische Magnetismus als Menschenbeglücker in die Schranken. Die betheiligten Aerzte wollen nur probiren, und protestiren im Voraus, daß es ein Universalremedium seyn solle. Aber schon zanken sich zwei nichtärztliche Entrepreneurs von dergleichen magnetischen Badestuben über die Vortheile, die sie und ihre Magnete den Leidenden gewähren können. Der Verfasser der begirenden Reisebeschreibung durch Italien.

Divisionsauditeur Nicolai, versichert in den Zeitungen, allen Recensenten zum Trotz, auf seine Ehre, er habe immer wahr gesprochen. Das sind alles Gefechte, an denen nur die Soldaten Theil nehmen, gleichwie in den südamerikanischen Republiken, wo die Revolutionen eine solche Apathie hervorgebracht, daß die Bürger nur noch aus den Fenstern sehen, wenn das Schießen losgeht, und gelegentlich fragen, für wen es denn gilt. — Unsere Soldaten denken auch nicht mehr an Krieg; wie sollte auch künftig dazu Raum seyn, wenn die Eisenbahnen, die doch natürlich völkerrechtlich für neutral erklärt werden, die Schlachtfelder und Heerstraßen durchschneiden! — Einige denken an Kalisch, wo es wenigstens einige Abwechselung, Unterhaltung und Dekorationen, vielleicht auch Beförderung gibt. Berliner Bonmots sind im Voraus fertig. Die Landwehrexerzitien, die eben beginnen, gehen ihren gewohnten exakten Weg. Es ist Alles dergestalt in der Ordnung, daß es schon als etwas Außerordentliches auffällt, wenn ein Landwehrmann, an seine Bürgerqualität denkend, vor dem Offizier nicht die schuldigen Honneurs macht, und dieser ihn dafür auf die Wache schickt.

Noch weniger kommt das Theater aus seinen Geleisen. Nur Seydelmanns Anwesenheit hatte so etwas bewirkt. Ich wollte Ihnen mehr über ihn schreiben, mag aber nicht in den alten Fehler der deutschen Korrespondenten gerathen und Eulen nach Athen bringen. Und doch wäre es bei Seydelmann und seinem Stadium hier eine andere Sache. Bei echten Künstlern gibt es Perioden, bei deren Jeder das Urtheil von vorne anfangen muß, und man wird ungerecht, wenn man es nur anknüpft an das vorige. So ist für dramatische Künstler auch die Oertlichkeit von Bedeutung, die Stadien ihrer Kunst knüpfen sich häufig an den neuen, erweiterten Wirkungskreis, an ein Publikum, welches mit andern Ohren hört, andern Augen sieht und andern Geiste urtheilt. Diese neue passive Atmosphäre wirkt auch auf die aktive Schöpfungskraft zurück; der Künstler wird unbewußt ein anderer vor einem andern Publikum. Wie mancher daheim Gedrückte erhebt sich, ungeahnte Hülfsmittel stehen ihm zu Gebote, er wird freier, wahrer, wenn ein Auditorium, dem er und seine häusliche Lage fremd, ihn mit unbewohnter Aufmerksamkeit empfängt, während umgekehrt der in seiner Heimath Vergötterte vor andern, unbefangenen Richtern selbst nur zu oft inne wird, daß seine vermeinte Größe nur das Produkt der Umstände war, und vor sich und vor seinem Publikum zurückversinkt. Seydelmann hat jene Macht der Oertlichkeit in seinen Abschiedsworten hier wohl anerkannt und gewürdigt, und deßhalb brauchte ich nicht besorgt zu seyn, in den Verwurf gewöhnlicher Klatscherei zu verfallen, wenn ich mich des Weitern nach Stuttgart über Seydelmann in Berlin ausließe. Doch er ist längst fort, längst wieder bei Ihnen, und andere Zeitschriften haben so vollständig, wenn auch im verschiedensten Sinne, über ihn geurtheilt, daß ein Theil Ihrer Leser, wenn auch nicht über die Kritik, doch über den ihr angewiesenen Raum unzufrieden seyn könnte. Seydelmanns Anwesenheit hier ist ein Stadium in seiner künstlerischen Entwickelung, von der ich, gegen andere entschiedene Verehrer desselben, der Meinung bin, daß sie noch nicht fertig ist. Er muß vorwärts, oder zurück. Letzteres kann nicht eintreten, denn sein ganzes Seyn, so wie ich ihn kennen gelernt, ist ein ruheloser Drang nach Vervollkommnung. Alle hiesigen Schauspieler räumen ein, daß viel von ihm zu lernen sey; er selbst wird aber auch gelernt haben, und wäre es auch nur das: seine eigenen Kräfte zu würdigen. Es bedarf vielleicht nicht mehr für einen so tief arbeitenden Künstler, als Seydelmann ist, um noch viel mehr von ihm zu erwarten. Günstiger aufgenommen kann nicht leicht ein Künstler werden. Die Mode mischte sich in die reine Würdigung seines Talentes. Dennoch verleiderte die gebrauchte Kritik zu seinem Preise nicht überall mit der öffentlichen Stimme. Außer Lewalds interessanter Schrift über ihn, hat auch hier in dem Rellstabschen Wochenblatt Berlin ein geistreicher Mann — man nennt den Professor Gans — es übernommen, als sein Advokat in Allem und Jedem aufzutreten. Dies war zu viel, namentlich, wenn beim Lobe des Fremden die großen Todten unserer Bühne zurückgesetzt schienen. Dafür schlugen die Tagesblätter hie und da scharf genug gegen ihn los, und auch in den angesehenen Blättern konnte er nun nicht mehr auf unbefangene Anerkennung rechnen. Den Schluß der hiesigen Kritiken machte eine im Freimüthigen, welche, die verschiedenen Urtheile resumirend, den Todten ihre Kränze wiedergab, dem Gast aber den ihm eigenthümlichen zuerkannte, und dies ist kein geringerer. In den Wunsch des Beurtheilers, daß eine Zeit kommen möge, wo die hiesigen Kunstfreunde ohne Versündigung gegen die Kunst selbst es werden wünschen dürfen, daß er wiederkomme und — bleibe, stimmen gewiß Alle, und in die Ueberzeugung, daß sein Hierbleiben, wenn es jetzt erfolgt wäre, ihm geschadet und uns nicht gefruchtet hätte, diejenigen, welche Kenntniß von dem Sachverhältniß haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 165:

Hoffnung und Genuß. Vergl. das Räthsel in Nr. 155.

Räthsel.

Wie heißt die Mutter vieler Kinderhaufen,
Wen deren Manne Niemand je gebört?
Die Kinder kennt man, die sich lieben, raufen
Und morden, wenn sich Leidenschaft empört;
Und Güte lernen könnten sie von ihr,
Denn Mutterfürsorgfalt ist, wenn irgend, hier.

Sie hat sie reich mit Allem ausgerüstet,
Was ihnen je zur Nothdurft dienen kann,
Sie nimmt's nicht übel, wenn sie auch gelüstet,
Und Leckerbissen weist sie reichlich an;
Doch zieht sie Einen Stamm den andern vor,
Obgleich in ihm sich findet mancher Thor.

Was sie verdarb, sucht dieser Stamm zu finden;
Sie kritteln oft an ihrem fadensten Schmuck,
Sie waaren, Andern ihr zu unterbinden,
Mit ihren Kleidern treiben sie viel Spuk;
Sie läßt sich viel gefallen, bis am End'
Ob all dem Treiben doch ihr Zorn entbrennt.

Und wenn die Kinder nun in ihren Banden
Sie festzuhalten glauben, bricht sie los,
Sie macht das Kinderspiel mit Macht zu Schanden,
Erstickt die Frechen oft in ihrem Schooß;
Und mancher luft'ge Sohn hat ausgelacht,
Wenn sie mit ihren Donnerbüchsen tracht.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 172.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. Juli 1835.

— Du bist jener schlaue Poltergeist,
Der auf dem Dorf die Dirnen zu erhaschen,
Zu necken pflegt, den Milchtopf zu benaschen;
Durch den der Brau mißräth, und mit Verdruß
Die Hausfrau athemlos sich buttern muß.

Shakespeare.

Skandinavische Geschichten.

Aus einer noch nicht gedruckten Erzählung: Die Brüder, von A. T. Beer.

Der Theekessel dampfte und sang sein Lied, das so traulich klingt, wie das Summen des Spinnrads an Winterabenden. Wir sprachen von skandinavischen Sagen und kamen überein, daß jedes Mitglied der Gesellschaft, wenn es ihm anders möglich wäre, etwas der Art preisgeben solle. Das Loos, anzufangen, traf Lenanora, und sie begann, wie folgt:

Die Sage von den Nissen.

In einem Halland'schen Bauerhause saß die kleine Arela und drückte das Köpfchen ängstlich an die Brust der Mutter; diese selbst saß aufhorchend neben dem ungeheuern Kachelofen, welcher das niedrige Zimmer fast reichlich erwärmte. Sie hatte Wolle gesponnen, jezt aber die Arbeit schweigend aus der Hand gelegt, denn es sang und zirpte in der Stube, als wenn ein Dutzend Heimchen ihren leisen und doch schrillen Chor anstimmten, und ein unsichtbares Heer trippelte mit niedlichen Fußtritten auf und ab. „Mutter!“ rief Arela bange, „was ist das, was wir hören und nicht sehen?“ Die Mutter rückte dem Töchterlein näher und flüsterte, als wollte sie die Geister des Hauses nicht stören: „das sind die Nissen, Arela.“ Und als die Kleine sie fragend ansah, fuhr sie fort: „Du weißt es noch nicht, mein Kind, daß jedes Haus seine Plagegeister hat, die das Licht auslöschen, wenn man Abends in die Vorrathskammer geht, oder die lezte Gluth im Ofen verlöschen, wenn man sie am liebsten wieder anfachen möchte, die den Speck aus dem Rauchfang stehlen, den Käse anfressen, die Milch gerinnen lassen, und was das Haus für Plagen der Art hat, hervorbringen. Besonders der Hausfrau machen sie viel zu schaffen, und darum singen und trippeln sie heute so unverschämt um uns herum, weil der Vater, vor dem sie ein wenig mehr Respekt haben, aus ist und die fremden Herren über das Schneefeld geleitet. Da muß man ihnen denn von Zeit zu Zeit ein Opfer bringen, und da sie heute so unbändig mahnen und poltern, so will ich es nicht länger verschieben.“ Damit ging die Mutter zu dem verschlossenen Schranke, nahm zwei süße Brodkuchen heraus und legte sie auf ein kleines Tischchen in der Ecke des Zimmers; dann holte sie noch ein paar in Zucker eingekochte Früchte, die sie ebenfalls sauber auf ein Tellerchen legte. Ein wenig frische Wurst und ein Stück Käse und frische Butter, Alles von der wackern Hausfrau selbst bereitet, vollendeten das Mahl. Auch ein ganzes Licht legte sie daneben und bemerkte: „damit sie mir die Lichter in Frieden lassen.“ — Darauf verkrochen sich Mutter und

Tochter in ihr breites Federbett, zogen die Decke über den Kopf und hüteten sich wohl, die Nissen in dem ganz besondern Festmahl dieser Nacht zu stören. Am andern Morgen war das leckere Mahl verzehrt, und die Mutter freute sich, daß die kleinen Hausteufelchen ihr Sühnopfer nicht verschmäht hatten.

Arela wuchs heran und ward eine gar reizende Tochter des Nordens. Erich, ein junger Fischer, liebte sie, und sie liebte Erich. Der sorgsame Vater wollte seine Tochter lieber einem wohlhabenden Bauer geben, als einem Jünglinge, dessen einziger Reichthum in seinen Netzen bestand. Indessen da er sah, daß die Liebe der jungen Leute treu war, und da die Mutter ihn bat, ihr einziges Kind nicht zu betrüben, willigte er in die Heirath; und ein kleines, hölzernes Haus mit einem schönen Bett, dem sonstigen nothdürftigen Hausrath und einem Gärtchen, nicht viel größer als das Häuschen selbst, war das Hochzeitgeschenk, mit dem die Eltern das junge Brautpaar beglückten. Arela war das glücklichste Weib und schon voll süßer Mutterhoffnungen, als sie eines Abends der Mutter sagte: „In unserm Häuschen sind keine Nissen, noch nie habe ich einen ihrer Chöre erlauscht, die mich als Kind so ängstigten, und auch nichts von dem Schaden verspürt, womit sie Dich so oft plagten.“ — „Gott gebe, daß sie nicht bei Dir einziehen,“ antwortete die fromme Mutter. — Arela gebar einen Knaben und hatte ihn kaum entwöhnt, als ein zweiter Säugling seine Wiege und seinen Platz an der Mutter Brust erbte. Da ward Erich ein reicher Mann; ein alter, kinderloser Oheim, der viel beim Schmuggelhandel verdient hatte, war gestorben und hatte ihn zum Erben eingesezt. Das liebe Häuschen ward erweitert, auf den Felsengrund, worauf das Gärtchen ruhte, ward Erde zu einem zweiten gefahren, die Vorrathskammern füllten sich, eine Magd half der jungen Frau in ihren Arbeiten und — die Nissen zogen ein. Früher konnte Arela jedes Geräth hinsetzen, wo sie wollte, sie war sicher, es dort wieder zu finden; jezt, wenn sie sich kaum hingesezt hatte, ein Kleidungsstück für eines der Kinder auszubessern, schrie ein zweites in der Kammer; schnell sprang sie auf, ihm die Brust zu reichen, und wenn sie wieder kam, hatten die Nissen den Fingerhut verschleppt oder das Garn in Unordnung gebracht; oder sie hatte ihre Näpfe mit süßen Beeren, deren sie jezt auch wie die Mutter einkochte, sorgsam mit Blasen verbunden und weggesezt, und wenn sie bald darauf die Näpfe untersuchte, hatten dennoch die Nissen ihren Weg hinein gefunden; oder sie hatte ein neues Stück Leinen in der Stube liegen, ein häusliches Geschäft rief sie hinaus, und wenn sie wieder kam, war das Leinenzeug in kleine Stückchen zerschnitten, und Niemand war doch in der Stube gewesen, als ihr kleiner Erich, der sie mit den unschuldigsten Augen ansah — wer sollte es da wohl sonst gethan haben, als die Nissen? Oder sie war in den Hof gegangen, um die Küchlein zu füttern, da sah sie, wie der kleine Erich sich dem Teiche nahte, und lief, um ihn zu warnen; indem rief der Mann sie in's Haus, sie folgte natürlich dem Ruf, und da sie in den Garten geht, um zu sehen, wie die jungen Erbsen sprießen, findet sie alle Küchlein im Garten und fröhlich in den Beeten scharrend und pickend; sie wußte aber so gewiß, daß sie die Thür des Hühnerhofs hinter sich geschlossen hatte, als sie zu ihrem Erich lief; wer anders sollte sie geöffnet haben, als die Nissen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

(Fortsetzung.)

Da der König beschlossen hatte, am folgenden Tage den höchsten Gipfel des Parnaß zu ersteigen, so wurde in Arachova ein halber Rasttag gehalten. Der König besuchte die Kirche und den über derselben gelegenen Felsrücken, wo Karaiskakis im Winter 1826 fünftausend Türken bei rauher Witterung und Schneegestöber mehrere Tage lang eingeschlossen hielt, bis die Verzweifelnden, von Hunger und Frost halb aufgerieben, einen Rückzug über den höhern Theil des Gebirges nach Daulia zu versuchen wagten, der das Signal zu ihrer völligen Vernichtung wurde. Mit Lebhaftigkeit wurde von den griechischen Offizieren und den Arachoviten der ganze Hergang dieses wichtigen Kampfes beschrieben, und nicht ohne eifriges Hin- und Herreden die Stellen gewiesen, wo dieser oder jener namhafte Türke, einst der Schrecken der Unterdrückten, von dem rächenden Blei oder Schwerte der Hellenen ereilt worden war. Das seltsame Monument, welches der wilde Sieger neben der Wahlstatt sich errichtet hatte, ein Thurm, aus den Köpfen der Erschlagenen regelmäßig aufgebaut, ist von den Türken später wieder zerstört worden.

Während der König auf dem Schlachtfelde war, hatte sich die weibliche Jugend unter einigen hohen Bäumen vor der Kirche versammelt und ihre Gesänge und Tänze wieder begonnen. Dieser Tanz, der, so lange die Reise durch diese fröhlichen und beglückten Gebirgsdörfer ging, den hereinbrechenden Morgen begrüßte und Abends erst mit dem lezten Glimmen des Wachtfeuers endigte, ist ein einfacher Reigentanz; die Theilnehmenden, dreißig, vierzig, fünfzig, so viele eben an der Stelle sind, reichen sich die Hände und bilden einen Kreis; die schönsten und geübtesten Mädchen tanzen, oft mit überraschender Anmuth und Gewandheit, vor, und die übrigen

folgen ihren Bewegungen; jene, die zugleich die Dichterinnen sind, singen je einen Vers oder eine zweizeilige Strophe, nach deren Takte sich der Tanz bewegt, und die Mittänzerinnen wiederholen dieselbe als Chor. Die Melodien, in denen jedoch keine große Abwechslung herrscht, sind gegeben; ebenso ist die Sprache dieser Volkspoesie in Bildern und Wendungen fest ausgeprägt, und bietet sich mit großer Leichtigkeit zur Improvisation, die noch durch das Elidiren ganzer Sylben, wie im Italienischen, begünstigt wird. Ja man hilft sich wohl durch das Herübernehmen ganzer Verse aus schon gesungenen Liedern. Auf diese Weise ist das Improvisiren nicht so gar schwer, und diese Stegreifliedchen haben dennoch, ohne sich zur eigentlichen Poesie zu erheben, in der Ursprache, vermöge der eben entwickelten Begünstigungen und der ungetrübten objektiven Anschauungsweise der Dichterinnen, einen naiv poetischen Charakter. Das Lied, welches die Tänzerinnen jezt sangen, war folgendes:

Κάτω 'ς τὸν κάμπον τὸν πολύν,
Τὸν εὔμορφον τὸν τόπον,
Ἐκεῖ βουλιῶντ' ἡ εὔμορφαις,
Νὰ στήσουν μοναστήρι. *
Ἔκτισαν κ'ἀποκτίσανε,
Γιάννουμ χορὸν χορεύουν,
Μέρια χορεύουν χωριαναῖς
Μέρια χωριατοπούλαις,
Κ'αὐτοῦ 'ς τὴν δίπλην τοῦ χοροῦ
Χορεύ' ἡ ζερβοπούλα,
Ποῦ λάμπουν τὰ μανίκια της
Κ'ἀστράφ' ἡ φορεσιά της.
Ὁ βασιλιὰς ἐξέβγαινε
Νὰ πάῃ νὰ κατερήσῃ.
Νὰ κατερήσῃ τὰ βουνὰ,
Νὰ κατερήσ' ἐυὺς κάμπους.
Χιλιάδες φέρνει τὴν στρατὰ,
Χιλιάδες 'ς τὸ πελάγο,
Καὶ χίλιους εἰς τὰ δυὸ πλευρά,
Ἐγίνηκαν τρεῖς χιλιάδες.
Τ'ἀσκέρι τὸν κοντοκρατεῖ
Καὶ τὸν χορὸν κυττάζει.

Dort unten auf dem ebnen Rund,
Dem schöngelegnen Plaze,
Dort schwingen sich die Schönen um,
Ein Kloster zu errichten.*
Sie bauten es, sie bauten's aus,
Sieh da, sie tanzen Tänze;
Die Städterinnen tanzen für sich,
Für sich die Dörferinnen,
Und in des Chores Mitte tanzt
Des Reichen schöne Tochter;
Es glänzen ihre Ermel weiß,
Es bliget ihre Kleidung.
Der König ist wohl ausgereist,
Sein Land sich zu besehen,
Die hohen Berge zu beschau'n,
Zu schau'n die weiten Ebnen.
Er bringet Tausend über Land
Und Tausend über Wasser;
Zu beiden Seiten Tausend mehr,
So werden's dreimal Tausend.
Das Gefolge drängt sich um ihn her,
Dem Tanze zuzuschauen.

Kann ein solches Liedchen auch weder auf Gedankenoch Bilderreichthum Anspruch machen, so spricht es doch als Erzeugniß des Augenblicks am Orte selbst, und, wie ich glaube, sogar in der Ferne durch seine dramatisch-plastische Wahrheit an. Die beiden lezten, gewiß höchst einfachen Zeilen zeichneten uns Alle so naiv, wie wir, um den König gereiht, dem Tanze zusahen, daß ein beifälliges Gelächter des ganzen Kreises den Sängerinnen zum Lohn wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Hergebrachte Redensart, synonym mit: *τὰ κάμουν ἐκκλησίαν*, in welcher leztern sich die erste Bedeutung von *ἐκκλησία* (Versammlung) erhalten hat. Diese zu Anfang der Tanzlieder öfter vorkommenden Phrasen bezeichnen das allmähliche Herbeiströmen der Tanzlustigen, bis die zu einem Reigentanze (*χορός*) erforderliche Anzahl da ist. Dies bedeutet das Folgende: „Sie bauten es, sie bauten's aus."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Séguin.

Für Musikliebhaber war neulich die Versteigerung der von Armand Séguin nachgelassenen Instrumenten- und Musikaliensammlung eine nicht unwichtige Begebenheit. Es waren da alte Geigen von den berühmtesten Meistern, und vortreffliche Suiten musikalischer Werke. Seitdem Choron todt ist, wüßte ich Niemand in Paris, der aus Kunstliebhaberei alte Musikalien so sorgfältig sammeln möchte, als es Séguin that. Dies war eine seiner löblichen Seiten, vielleicht die löblichste; denn im Uebrigen bemerkte man mehr Sonderbares, als Löbliches an ihm, und seine Berühmtheit verdankt er andern Umständen. Jemand, der ihn genau gekannt hätte, sollte sein Leben schreiben; es müßte ein Buch voll anziehender Anekdoten und ergötzlicher Streiche werden; denn bei Séguin fand sich Alles, Großes und Kleines, Komisches und Ernsthaftes, Oeffentliches und Häusliches, und unter den Millionärs unserer Epoche hat er gewiß eine der bedeutendsten Rollen gespielt. Mit gleicher Leidenschaftlichkeit liebte er Musik und Pferde, Geld und Ruhm;

er war ein warmer Freund, und ſteckte ſeinen innigen Freund Durand einige Jahre lang in's Schuldgefängniß; ſeinem Erfindungsgeiſte verdankte während der Revolutionszeit das republikaniſche Heer eine ſchnell hervorgeſchaffte Beſchuhung; aber er mußte ſich hernach wegen Unterſchleifs, oder wenigſtens unter dieſem Vorwande, einige Millionen abziehen laſſen. Der Mann hatte einmal 120 Pferde in ſeinem Stalle, oder vielmehr in ſeinem Hotel; denn das untere Geſchoß ſeines Hotels in Paris hatte er ſeinen lieben Pferden überlaſſen, wie auch den daran ſtoßenden großen Garten; allein wenn ſeine Frau um ein Geſpann zum Ausfahren anhielt, bewies er ihr bündig, daß es ihm dazu an guten Pferden fehle, und daß ſie weit beſſer thun würde, wenn ſie eine Miethkutſche nähme. Zwar hatte er durch ſeine ſchnelle Lederbereitung und als Lieferant für die Truppen mehrere Millionen gewonnen; er meinte aber, auch ein reicher Mann könne der Bedienung Anderer recht wohl entbehren, und ſchnitt ſogar ſeiner Frau ihre einzige Kammerjungfer ab. Die Frau hatte Juwelengeſchmeide, wie manche Fürſtinnen ſie nicht beſitzen, mußte ſich jedoch ſelbſt bedienen, weil ihr Mann behauptete, dies ſey die beſte Art, in der Welt fortzukommen und ſich manchen Verdruß zu erſparen, worin er denn freilich nicht ganz Unrecht haben mochte. Wenn er übrigens ſeiner Frau keine Pferde lieh, ſo war er gegen den Beherrſcher Frankreichs nicht gefälliger; denn bekannt iſt es, daß, als einſt Napoleon, damaliger erſter Konſul, in der Nähe des Landhauſes Séguins auf der Jagd war und ſeine Pferde zufällig ausblieben, die Hofleute zu Ségnin gingen und Pferde von ihm leihen wollten. Ein Anderer würde ſeinen ganzen Stall ausgeleert haben, um ſich bei dem erſten Konſul in Gunſt zu ſetzen; Séguin aber hatte vor Bonaparte's Emporkommen eine große, oder wenigſtens anſehnliche Rolle in der Republik geſpielt; er bedurfte der Hofgunſt nicht und antwortete trotzig, ſeine Pferde ſeyen für ihn, nicht für Andere. Von Seiten eines Lieferanten war dies eine höchſt unvorſichtige Antwort; denn nun ſah man ſeine Rechnungen nach, und fand gewaltige Uebertreibungen in den Angaben. Natürlich wurde Séguin dadurch nicht bonapartiſtiſch geſinnt, und blieb ſeinen Pferden inniger zugethan, als dem erſten Konſul. Deßhalb ließ er ſie nach ihrem Willen in ſeinem Eigenthum hauſen; da er jedoch manchmal in große Finanzberechnungen vertieft war, ſo vergaß er zuweilen, daß ſeine Lieblingsthiere Futter nöthig hatten, nachdem ſie bereits ſeinen kleinen Park ganz abgefreſſen; ſie ſollen ſich daher zuweilen fürchterlich gezerret haben, und man ſagt, es ſey beinahe eben ſo gefährlich geweſen, dieſen Park zu betreten, als ſich auf den Platz eines Stier- oder Bärengefechts zu wagen. Ein guter Pferdehändler war ein Mann nach Séguins Herz. Einmal wurde er von den großen Eigenſchaften eines der bekannteſten Pferdehändler in Paris ſo gerührt, daß er ſeine Tochter holte und ſie dem Manne mit einer Million Ausſteuer zur Frau gab. Bei all dieſer Pferdeliebhaberei vergaß er doch die ſanftern Empfindungen nicht, und ließ oft Tonkünſtler kommen, um mit ihnen zu muſiciren. Auch liebte er Geſellſchaft und geſellige Freuden, und gab zuweilen Feſte, wozu 6 bis 800 Perſonen eingeladen wurden, und die an Pracht nichts zu wünſchen übrig ließen. Dies verhinderte ihn aber nicht, eine Menge von Prozeſſen zu führen, wenn er ſein Recht gefährdet glaubte; denn Niemand hatte den Begriff des Eigenthumsrechts ſeit der Wiedereinſetzung der droits de l'homme ſo tief aufgefaßt, als er. Er wollte Herr und Meiſter auf ſeinem Boden ſeyn und ſich von Niemand beeinträchtigen laſſen, und wenn es auch der Staat ſelbſt wäre.

(Der Beſchluß folgt.)

Berlin, Juli.

(Fortſetzung.)

Theater. Neue Raupachſche Stücke.

Sonſt kann ich Ihnen von den hieſigen Theatern nur Namen nennen; aber der Schiffskatalog gehört ja auch zur Ilias. Der Sänger Hoffmann iſt abgegangen, vom Schauſpieler Grun und dem Sänger Hammermeiſter heißt es, daß ſie abgehen werden. Außer den beiden Töchtern unſerer Kretlinger iſt die Schweſter unſerer Hugo engagirt. Es ſoll aber künftig geſetzlich beſtimmt werden, wie weit bei den Engagements auf Verwandtſchaftsgrade Rückſicht genommen werden muß. Das Kapitel von den Rothberden nach unſerm Landrechte dürfte dabei zum Grunde gelegt werden. Mit dem Schauſpieler Karl Devrient, zuletzt in Petersburg, iſt man in Unterhandlung. Unter den Gaſtirenden fand die Sängerin, ehemals Betty Vio, jetzt Wittwe Spitzeder aus München, welche früher Mitglied des Königsſtädtiſchen Theaters war, bei den Kennern den meiſten Beifall. Aufgebracht waren Einige, daß die franzöſiſche Truppe mit der Benefizvorſtellung eines ihrer Mitglieder eine kleine Lotterie verbunden hatte. Die Attropen, ein Glas Zuckerwaſſer, ein Schöps, ein Bund alte Theaterzettel u. ſ. w., waren freilich nicht die Ausgeburten des größten Witzes; aber eine Entwürdigung des Theaters, wie es iſt, läßt ſich nicht füglich darin erkennen. Auf dem Königsſtädtiſchen Theater entzückt die Turiner Sängerin Vial das italieniſch geſinnte Publikum, während die Freunde der ernſteren Schule bei ihrer Häynel feſthalten. Es gibt auch Kämpfe, die aber nicht aus jener angegebenen Kategorie herausfallen.

Beachtenswerthe Novitäten des Theaters ſind zwei Raupachſche Schauſpiele, eines nach einem alten Mährchen: „die Schule des Lebens,“ und eines zur Füllung des Hohenſtaufencyclus: „Friedrich und Alexander.“ Jenes, ein intereſſantes, ſpannendes und befriedigendes Intriguen- und Theaterſtück, möchte auf den deutſchen Bühnen die gewöhnliche Runde machen, trotz aller Unwahrſcheinlichkeiten, die ihm aus ſeiner mährchenhaften, nicht ganz abgewiſchten Herkunft ankleben. Es ſpricht Gefühl und Neugier auf gleiche Weiſe an, obgleich der Verſtand viel daran auszuſetzen hätte. Beliebten Schauſpielern gibt es dankbare Rollen, die aber auch von Routiniers abgeſpielt werden können. Friedrich und Alexander verſteigt ſich in die höchſten Regionen der welthiſtoriſchen Tragödie, und wird nur da Anklang finden, wo ein Publikum dem Autor in ſeiner theatraliſchen Auffaſſung der deutſchen Heroengeſchichte gefolgt iſt. Wie es da iſt, iſt es Stückwerk, mehr als die andern hiſtoriſchen Schauſpiele deſſelben Verfaſſers; aber der verſöhnende Schluß und einige erhebende Momente, die das allgemein Menſchliche anſprechen, weiſen ihm einen höhern Kreis der Bedeutung an. Die römiſche Kirche erſcheint hier zum erſten Male als eine wirkliche Größe, während Raupach ſie bisher, als guter Proteſtant von ehedem, in dem bekannten Pfaffenhabite auftreten ließ. Kaiſer und Pabſt verſöhnen ſich, ſie ſprechen ſich von Herzen aus, und der Geiſt erhebt ſich mit dem Gefühle zu der idealen Vorſtellung, welch ein Heil über der Menſchheit ſchweben könnte, ſobald alle geiſtigen Großmächte in ſolchem Verein und in ſolcher gegenſeitigen Verſtändigung wirkten.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 173.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 21. Juli 1835.

Ich fleh' euch, Grazien, hört!
Denn nur durch euch wird, was den Sterblichen lieblich
Und süß ist. Wer ein weiser, wer ein schöner,
Wer ein glänzender Mann ward, ward's durch Euch!

Pindar.

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

(Fortsetzung.)

Auch der Politik blieben die Mädchen nicht fremd. Der Anblick der griechischen Kapitäne, welche den König umgaben, und von denen mehrere vor nicht langer Zeit der Haft entlassen worden waren, und die Kunde von dem eben erst gedämpften Aufstande im südlichen Peloponnes, gaben ihnen folgendes Lied ein:

Ν βασιλία αμε! 'ω βασιλιᾶ ανδρεῖε,
Ποῦ μάζωξες τους αρχιγους και τους καπεταναίους.
„Και 'σαν γυιὰ σοις ἔχθρες, μέσα εἰς τὸ μπουδρούμι,
Δεν φθαίν' * αὐτοὶ οἱ ἀρχηγοὶ μήθ' οἱ καπεταναῖοι,
Μόν' φθαίν' τῆς Μάνης τὰ γυναῖκα, οἱ Σκυλομυταῖτσαις,
Διότι καὶ συνήθισαν καὶ ἐπι τῆς τουρκίας
Τὸ ὅμοιον ἐκάμανε καὶ ἰις τὸν κυβερνήτην.

O tapfrer Herr und König mein, o muthiger Gebieter,
Da fingst die Kapitäne all' und die Soldatenführer,
Und warfest sie in enge Haft und in den finstern Kerker.
Nicht tragen Schuld die Kapitän' und nicht die tapfern Führer,
Die Hunde vor Maina tragen Schuld, die schlechten Moraiten!
Denn also sind sie es gewohnt; sie übten gleiche Bosheit
Zur Zeit der Türkenherrschaft und auch an dem Präsidenten. **

* φθαίνε, statt πταίουσι, d. i. πταίουσι.

** Der Präsident ist Johann Capodistrias.

Die Abneigung der Rumelioten gegen die Peloponnesier spricht sich hierin derb genug aus. Abwechselnd mit diesen Improvisationen wurden auch Lieder aus dem herkömmlichen Kreise von Volksliedern gesungen: die Klage um Markos Bozaris, der Streit der Berge Olymp und Ossa, und kleine Romanzen, wie die nachstehende.

Κάτω 'στὴν 'Ρόϊδο καὶ 'στὴν 'Ροϊδοπούλα *
Τοῦρκος ἀγάπησε μιὰ 'Ρωμαιοπούλα.
Κι' ἡ 'Ρωμαιοπούλα δὲν τὸν ἐθέλει.
Κι' ἡ πούλα ἡ μάννα της τὴν προτρέπει.
„Πάρ' τόνε, κόρη μου, τὸν λεβεντάκη,
Νὰ σοῦ κόψῃ βοῦχα καὶ ἄσπρο φουστάνι.“
— Μάννα μου, σπάζομαι, τὰ ὄρη πάρετε.
Τὸν Τοῦρκον ἄνδρα μου δὲν τὸν ἐθέλω.

Unten auf Rhodos und auf Rhodopula
Liebte ein Türke eine Griechentochter.
Die Griechentochter mag ihn nicht, aber
Ihre Mutter, die Hündin, will sie vertuppeln:
„Nimm ihn, mein Töchterlein, nimm den hübschen Burschen,
Daß er ein Kleid Dir geb' und ein weißes Röckchen.“
— Mutter, eh' sterbe ich, fleh' auf die Berge;
Den Türken nehme ich nimmer zum Manne. —

Als die Sängerinnen hörten, daß der König beabsichtigte, am folgenden Tage den Parnaß zu ersteigen, improvisirten sie eine Warnung vor der großen Beschwerlichkeit des Marsches.

* Das Volk spricht Rhoidos statt Rhodos, wahrscheinlich weil es den Namen von ῥόϊδι, einem Granatapfel (ῥοιά) ableitet.

Ὄμορφα καλή σου, βασιλιά, ὄμορφα καλή σου, ὑθέντη!
Αὐτοῦ ποῦ βούλεσαι νὰ πᾷς, ὑστὴ λιάκουρα ν' ἀναίβῃς,
Νὰ πᾷς καὶ δῇς τὸν Παρνασσόν, τὸν εὔμορφον τὸν τόπον,
Ποπῶχει * τὸ ψηλὸ βουνό, ψηλότερο ἀπ' ὅλα.
Περπαλῶ ** σε, βασιλιά, περπαλῶ σ' αὐθέντη,
Ἀγάλλι, ἀγάλλια νἄρχεσαι, ἀγάλλια νὰ διαβαίνῃς.
Μὴν ἀποζάβῃς, βασιλιά, μὴν ἀποζάβῃς, ῥῆγα, ***
Γιατί 'ν' ὁ τόπος ζαβωτός, καβάλλα δὲν διαβαίνεις.
Μπροθὰ πηγαίνουν οἱ ὁπλοφόροι, πίσω καπεταναῖοι.
Στὴ μέση παῖ ὁ βασιλιάς, παρατηρεῖ τὸν τόπον.

Ich wage keine Ueberſetzung dieſes Liedchens, welches ohne poetiſchen Gedankenflug, nur durch die naive Einfalt ſeines Volksdialekts und den beſorgten Eifer, womit der König gebeten wird, bei der Wanderung auf das unwegſame Gebirge ſich nicht zu ſehr anzuſtrengen, gefällt und anſpricht. Was kann natürlicher ſeyn, als dieſe Anrede.

Ich bitte Dich, mein Fürſt und Herr, ich bitte Dich, mein König.
Geh nur hübſch langſam, langſam nur, und langſam mußt Du ſteigen.
Ermüde nicht, ermatte nicht, mein König, von dem Marſche;
Denn rauh und ſchwierig iſt der Pfad. Du kommſt nicht durch zu Pferde.

Ungeachtet dieſer wohlgemeinten Warnungen, wurde am folgenden Tage vor Sonnenaufgang nach dem Gipfel des Parnaſſes aufgebrochen. Eine Abtheilung Pallikaren eröffnete als Guiden den Zug; die nöthigen Mundvorräthe und Mäntel wurden von Mauleſeln getragen. Auch die griechiſchen Oberſten ließen ſich ihre Pferde nachführen, um gelegentlich auf den ebenern Strecken ein wenig reiten zu können, obgleich der König beſtimmt erklärt hatte, die ganze Wanderung zu Fuß machen zu wollen. Um den Weg etwas abzukürzen, ſchlugen die Führer einen ſogenannten Ziegenpfad (γιδόζωστα) ein, der ſich gleich über Arachova an der ſteilen Felswand emporwindet. Die Witterung war Anfangs günſtig, aber ſchon nach einigen Stunden fing ein ſtarker Nordoſt an, Wolken herbeizuführen, und als der Rücken des Bergs erreicht war, zeigten ſich ſowohl der Gipfel als die Thäler und Ebenen in Schleier gehüllt. Dennoch wurde weiter gegangen, da zu hoffen ſtand, daß ſich um die Mittagszeit die Ausſicht wieder öffne. Allein je näher man dem Gipfel kam, deſto kälter wurde die mit feuchten Dünſten geſchwängerte Luft, und deſto dichter zogen ſich die Nebelſchleier zuſammen. Nach fünf beſchwerlichen Stunden war der Greiſenfels (γεροντόβραχος) erreicht, eine ſteile, dem höchſten Gipfel gegenüber gelegene Felswand, die ihren Namen von der Volksſage erhalten hat, daß hier die Alten ihre greiſen Väter, wenn ſie zur Arbeit unfähig geworden waren und ſich nicht mehr ſelbſt zu ernähren vermochten, in die furchtbare Schlucht hinunter zu ſtürzen pflegten. Liegt vielleicht auch dieſer Sage ein in vorhiſtoriſche Zeit hinaufreichendes Faktum zu Grunde? Wem fällt nicht hiebei τὸ κείων νόμιμον ein?

(Die Fortſetzung folgt.)

* Ποπῶχει, kontrahirt aus τοποῦ ἔχει.
** Περπαλῶ, vulgär ſtatt παρακαλῶ.
*** Ῥῆγας, König, von rex, wie δοῦκας von dux.

Skandinaviſche Geſchichten.

(Fortſetzung.)

So ging es Tag für Tag; zuletzt ward Arela ganz traurig und ſagte ihrem Erich: „Ach, wie ſchlimm geht es mir mit den böſen Niſſen! ſie verbittern mir das Leben.“ — „Das iſt wirklich ſchlimm,“ meinte Erich; „weißt Du was? wir wollen meinen alten Pathen, den weiſen Ulph, um Rath fragen.“ Und beide warfen ihre Mäntel um, vertrauten die Kinder der treuen Magd, und gingen zum weiſen Ulph. Der aber ſagte mit verſtändiger Miene: „Wenn die Niſſen einmal im Beſitz eines Hauſes ſind, ſo kann ſie Niemand mehr daraus vertreiben. Ihr müßt umziehen, lieben Kinder, um den böſen Geiſterchen zu entgehen.“ — Arela und Erich ſeufzten ſchwer, denn ſie hatten ihr Häuschen gar lieb, weil ihre Kinder das Licht des Tags darin geſehen hatten; indeſſen der weiſe Ulph hatte es einmal geſagt, und ſo ward beſchloſſen, den alten, lieben Aufenthalt gelegentlich zu verkaufen, baldigſt aber in ein anderes Haus zu ziehen, das ebenfalls Erich gehörte, ihnen jedoch gar nicht heimiſch vorkam. Ach! und die Sträucher, die ſie ſelbſt gepflanzt hatten, waren ſo ſchön heran gewachſen, der neue Hühnerhof war ſo hübſch und zweckmäßig eingerichtet, die Zimmer trugen ſchon die Farbe der Behaglichkeit, und die Kinder ſahen ſo gern aus den Fenſtern auf das Meer, wo tief unten die Schiffe ſegelten. Alle weinten, daß das liebe Haus verlaſſen werden ſollte; aber die Niſſen! wer konnte es mit denen aushalten! — Der große Wagen war bepackt, der das beſte Hausgeräth enthielt; Arela und Erich gingen daneben, die Kinder wurden von der Magd auf einem kleinen Wagen hinterdrein gefahren. Nachdem ſie eine kleine Strecke Wegs zurückgelegt hatten, bemerkten ſie ein ſonderbares Gewimmel auf dem hochgethürmten Wagen; die Matten, die darüber gehängt waren, bewegten ſich, kleine Geſtalten, die man nicht deutlich in der Höhe, auf der ſie ſtanden, unterſcheiden konnten, ſchlüpften hin und her und ſummten leiſe Lieder, wie die ſchwärmender Bienen. Arela fuhr bange zuſammen, wie damals, als ſie neben der Mutter vor dem großen Ofen ſaß; aber Erich ging muthig an den Wagen hinan und rief hinauf: „Was wollt ihr da oben, ihr kleinen Unholde?“ — Wir ſind die Niſſen, tönte es herunter. „Aber was thut ihr da oben?“ fragte er wieder, und ein leiſes Stimmchen antwortete: Wi flygta! (Wir

ziehen um.) Axela und Erich ſahen ſich ſtumm an. „O ſo laß uns im alten Hauſe bleiben!“ rief ſie endlich, heiter lächelnd. „Sieh, die Niſſen werden wir doch nicht los, und ich trage ihre Neckereien lieber in der gewohnten lieben Heimath, als wo anders.“ Die Pferde wurden gewendet, und Vater, Mutter, Kinder, Magd und Niſſen zogen fröhlich wieder ein. — Je mehr aber die Kleinen heranwuchſen, je ſeltener zeigten ſich die Niſſen; die nach und nach eingetretene häusliche Ordnung und Sicherheit verwies ſie zur Ruhe und ließ ihnen nur ſo viel Recht, als in allen Wohnungen Schwedens ein uraltes Herkommen ihnen gönnt. Ich weiß nicht, ob ſie im Süden ſeltener ſind.“

Lenanores Erzählung hatte uns Alle in die fröhlichſte Laune verſetzt. Nun war meine Reihe gekommen. Ich ſagte: „Aus Schweden weiß ich Ihnen wahrhaftig nichts zu erzählen, und auch von däniſchen Sagen iſt mir in dieſem Augenblicke keine ſo gegenwärtig, daß ich es wagen möchte, ſie mündlich vorzutragen. Erlauben Sie mir daher, Ihnen etwas aus meinem Leben mitzutheilen, und zwar die Schilderung einiger ſchönen Stunden, die ich bei einem echten deutſchen Ritter, einem Ueberbleibſel aus alter guter Zeit, verlebt habe.

Die Bettenburg.

Sie wiſſen, daß ich vor nicht gar langer Zeit die Univerſität verlaſſen habe. Als ich in Jena ſtudirte, machte ich die Bekanntſchaft eines Herrn v. Z., der mir von der Bettenburg und ihrem ehrwürdigen Beſitzer, dem alten Freiherrn v. Truchſeß, eine ſo anziehende Beſchreibung machte, daß ich beſchloß, in den erſten Sommerferien eine Fußtour in das freundliche Frankenland zu machen und den alten Herrn ſelbſt aufzuſuchen. In meinen leichten Sommerkleidern von ungebleichter Leinwand, ein Ränzel mit Rock und Wäſche auf den Schultern und einen tüchtigen Stock in der Hand, war der Thüringer Wald bald überſtiegen. Nun ward mir die Gegend unbekannt, ich mußte manchmal fragen. Wer kannte aber den alten Truchſeß nicht? So oft ich ſeinen Namen nannte, wurden die finſterſten Züge freundlich, und Alles war ſeines Lobes voll. Es ward mir daher nicht ſchwer, den Weg zu der alten Burg zu finden, die recht eigentlich dieſen Namen verdient. Achthundert Jahre im Beſitz derſelben Familie, ſteht ſie noch in ihrer Geſtalt vollkommen erhalten da; nur im Innern haben die wachſenden Bedürfniſſe der neuern Zeit manche Aenderung hervorgerufen. Das alterthümlich gothiſche Gebäude, deſſen Dach ſich in zwei hohe Gibel theilt, ſteht auf einer mit Gebüſch bewachſenen Anhöhe, welche das nördliche Gebirg mit dem Thalgelände des ſchönen Mainſtroms verbindet, das ſich von hier an in ſanftern Linien bis zu deſſen Ufern neigt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beſchluß.)

Séguin.

Séguin hatte eine Inſel in der Seine, neben dem Dorfe Sèvres, angekauft, und da er hörte, daß das Projekt einer Eiſenbahn zwiſchen Paris und Verſailles im Werke ſey, und daß nach dem Plane der Weg über ſeine Inſel vermittelſt einer Brücke führen ſolle, baute er ſchnell ein Schloß oder großes Haus quer durch die Inſel, um dadurch den Unternehmern der Eiſenbahn die Luſt zu benehmen, die Straße über ſeine Inſel zu verlegen. Außerdem hatte der Mann viel mit Finanzſachen zu thun. Als ehemaliger Lieferant wußte er recht gut im Finanzminiſterium Beſcheid, und hatte auch über die Finanzoperationen des Staates viel nachgedacht. Als daher zur Reſtaurationszeit die Preſſe frei wurde, als wenigſtens Jeder ſeine Gedanken über ſo unverſtändliche Sachen, als die großen Finanzgeſchäfte in einem Staate wie Frankreich zu ſeyn pflegen, äußern konnte, trat Armand Séguin als publiziſtiſcher Schriftſteller auf, und von nun an konnte faſt keine Geldoperation von der Regierung unternommen werden, ohne daß Séguin ſie in einer Broſchüre unterſucht hätte. Ich möchte gerne ſagen, er habe ſie beleuchtet; allein er hatte die Gabe nicht, ſehr deutlich ſich in ſolchen Sachen auszudrücken, und der Tadel klärte die Leute oft nicht beſſer auf, als die weitläufigen Expoſés der Miniſter. Dieſe Broſchüren mußten ihm jedoch viele Mühe gekoſtet haben; denn ſie waren oft voll von Berechnungen, die ihm aber freilich leichter von der Hand gehen mußten, als einem, der ſich nicht täglich in die Millionen verſteigt. Den Miniſtern mochte indeſſen dieſer ſtets fertige Tadler und Unterſucher ein ſehr läſtiger Mann ſeyn; wenn er auch die Leute nicht unterrichtete, ſo bewies er ihnen doch manchmal, daß man ſie zum Beſten habe und ihnen blauen Dunſt vormache, was in Finanzſachen, wo das Zutrauen zuweilen Wunder wirken muß, ein ſehr unangenehmer Zuſtand für die Schatzkämmerer iſt. Allein jene mit Zahlen angefüllten Broſchüren, welche zu ihrer Zeit einiges Aufſehen erregten, ſind in den Strom der Vergeſſenheit verſunken, und man kann ſie ſpottwohlfeil bei den Bücherträdlern bekommen. Es mag indeſſen manches Gute in denſelben ſtecken; denn Séguin war im Grunde ein ſcharfſinniger Kopf. Er hatte ſich ſelbſt durch geſchickte Benützung der Zeitumſtände zu bereichern gewußt, warum hätte er alſo nicht auch gute Ideen über die Kunſt, den Staat zu bereichern, haben können? Vielleicht hätte er ſelbſt einen nicht übeln Finanzminiſter abgeben, vorausgeſetzt, daß er ſeine lieben Pferde vergeſſen und nicht, wie bei den Lieferungen, auf ſchnelle Privatbereicherung gedacht hätte. Jedenfalls werden diejenigen, welche ſich zu Schatzkammergeſchäften gewachſen fühlen, nicht übel thun, Séguins jetzt verſchmähte Broſchüren wieder aufzuſuchen und zu ſtudiren. Dieſer Millionär hatte eine Seeinſel zu St. Cloud in einen reizenden Garten verwandelt; dies gehört mit zu dem Beſten, was er gethan hat; denn daß er ſeinen ehemaligen Handels- und Spekulationskollegen Ouvrard zwei oder drei Jahre in St. Pélagie auf ſeine Koſten hat ſitzen laſſen, iſt vielleicht nicht ſo ſchön, obſchon Ouvrard ſich dieſes Einſperren nicht ſehr zu Herzen hat gehen laſſen. Wer ſich unter dieſer Gefangenſchaft eines großen Schuldners ein „Schmachten im Kerker“ vorſtellte, würde ſehr irren. Ouvrards Aufenthalt in St. Pélagie war nichts weniger als dieſes. Er hatte ein ganzes Appartement gemiethet, hatte Morgens in ſeinem

Vorzimmer allerlei Leute, die ihm ihre Aufwartung machten, dann gute Tafel, lustige Gesellschaft, und wahrscheinlich pflog er auch dann und wann wohl ein wenig aus; denn mit den Schuldnern, besonders wenn sie Kredit und Geld haben, nimmt man es nicht so genau. Auch hatte Ouvrard an seinem Widersacher ein Muster des einem großen Schuldner geziemenden Betragens; denn als ihn der erste Konsul als Staatsschuldner hatte einstecken lassen, äußerte Séguin, vor der Schuldhaft sey ihm gar nicht bange, und er bleibe lieber im Gefängnisse, als Millionen zu zahlen, die er nicht schuldig sey. Ich glaube, er wurde mehrmals eingesperrt; wie man ihm zuletzt die Millionen abzwackte, weiß ich nicht; wahrscheinlich hatte der Staat noch Geld von ihm in Händen und zahlte von der rechten zur linken. Um auf's Endresultat zu kommen, so staken in Armand Séguin drei oder vier ganz verschiedene Leute. Erstlich ein Chemiker, der mehrere nützliche Erfindungen gemacht, und dessen schnelle Gerberei dem Staate außerordentlich nützlich gewesen ist; zweitens ein Finanzmann, der als Millionär praktisch bewies, was er als Schriftsteller in einem Dutzend Flugschriften zu erörtern versucht hat; drittens einer der größten Stutereiinhaber Frankreichs, der auch Einiges über Stuterei und Pferderennen hat drucken lassen, und dann noch ein Musikdilettant, eine Art von Mäzenas der Tonkünstler. Ueber all dieses ragte dann der sonderbare Mann hervor, oder entstand aus der Vereinigung dieser ganz verschiedenen Eigenschaften. Seine Salons zu Paris, worin die Pferde hausten, sahen erbärmlich aus, obschon es darin an großen Spiegeln nicht fehlte; aber seine Seineinsel macht ihm Ehre; auch nennt man sie Ile de Séguin. Man sieht es ihr nicht an, daß hier das Leder zu den Schuhen der Republikaner bereitet worden ist; sie sieht aus wie eine Insel im Komersee.

Dg.

Berlin, Juli.

(Beschluß.)

Persönliches.

Zur Personalchronik unserer Residenz gehört der Besuch des vor sechzehn Jahren von hier — ausgewanderten Professors de Wette. Mit welchen Gefühlen mag er in die Thore der Stadt getreten seyn, die ihm einst sehr werth war, und die er nicht freiwillig verließ! Die Parteien, die damals kämpften, sind milder geworden, gleichwie die Ansichten schärfer, ausgeprägter, sicherer in sich. Auch er würde hoffentlich heute nicht mehr jenen Brief schreiben, der ihn von den Ufern der Spree nach der Schwelle des Schweizerlandes verschlug, wo er umsonst nach der geistigen Freiheit suchte, die er hier verließ. Nur im Kreise seiner nähern Freunde lebend, hat sein Besuch nicht im Entferntesten den Charakter der Oeffentlichkeit angenommen. — Man will behaupten, daß der berühmte Verfasser der Briefe eines Verstorbenen sich freiwillig expatriirt habe, ob nach Algier, Frankreich oder Amerika, ist ungewiß. Nach seinen Gütern, behaupten Unterrichtete, dürfte er in keinem Falle zurückkehren, da hier bereits andere Verwalter eingesetzt seyen. In Voraussicht dieser Trennung habe er seine reizenden Gärten zu Papier gebracht, um wenigstens etwas von seiner Schöpfung mitzunehmen. Es wurde dadurch ein kleiner geistiger Hof, der sich in Muskau um den Fürsten Pückler sammelte, zerstört. Verlautet es doch, daß Leopold Schefer, der diesem Hofe dauernd angehörte, auch die ernste Absicht hege, nach Amerika zu gehen; gewiß ein arges Mißkennen dessen, wozu er berufen ist. — Dr. Theodor Mundts Habilitirung an hiesiger Universität ist noch immer ausgesetzt. Es ist gewiß, daß es nur in Folge seiner Schrift: Madonna, oder Bekenntnisse einer Heiligen, geschehen, und die Motive nicht politische, sondern religiöse Scrupel sind. Mundt gehört einer Schule an; diese Schule ist noch von Einfluß, er dürfte daher, wenn auch sein Buch verboten bliebe, nicht lange in diesem Zustande verharren, sondern auf eine oder die andere Weise wieder in Thätigkeit kommen, obschon Berlin nicht der Centralpunkt ist, von wo aus ein junges Deutschland, welcher Nüance der Bewegung zwischen Fleisch und Geist es auch huldige, seine Radien ausschießen kann. — Professor Gabler aus Baireuth ist nun endlich definitiv an Hegels Stelle als Professor der Philosophie installirt; noch verlautet indessen wenig davon, in welche Stellung er sich zur Schule und zur Universität gesetzt hat. — Friedrich v. Raumer ist noch immer in England, und seine historische Ausbeute dürfte, eben wie die aus dem staatsbürgerlichen Leben der Gegenwart Englands, weit reichhaltiger ausfallen, als die seines letzten Pariser Aufenthalts. Er verkehrt mit Männern jeder Partei, mit dem Herzog von Cumberland und dem von Sussex, mit Peel und Oconnel, mit Lord Russel und dem Radikalen Roebuck, und mit den todten Staatsmännern in den Archiven nicht minder, als mit den lebendigen. Seine Theilnahme an der Gebung unserer Städteverordnung bringt ihn überdies mit den englischen Staatsmännern, in diesem Augenblick, wo die Korporationsreform vorliegt, in die nächste Berührung. Wenn er Schottland und Irland kennen gelernt, wird er, doch erst im Spätherbste, wiederkehren. Im Austausch sähen auch England an, uns namhafte Gäste zu senden. Der berühmte arktische Reisende Sir John Roß verweilte hier längere Zeit mit seiner schönen jungen Gattin. Beide Prädikate treffen auf ihn nicht zu; dafür liefert er das Bild eines echten Engländers, wie wir es aus Karrikaturen vielfach kennen, immer lächelnd und sich sonnend an dem, freilich theuer erkauften europäischen Rufe. Er war der Magnet für viele Gesellschaften, wo er indessen die Erwartung häufig mit englischer Indifference täuschte. Auch bei Hofe hat er eine sehr ehrenvolle Aufnahme gefunden. Jetzt wird Lord Stanhope angekündigt, aus einer Familie, die dem Sonderbaren ihren reichen Tribut gebracht hat. Er dürfte hier nicht überall finden, was er sucht. Belege und Beistimmung dafür, daß sein Schützling und Pflegesohn doch ein Betrüger gewesen, wenn gleich der Polizeirath Merker in Berlin wohnt. — Raupach hat, wie gewöhnlich, Berlin für den ganzen Sommer verlassen, um nach Süddeutschland oder Italien zu gehen. Doch hat er, schon von Schlesien aus, ein neues Drama eingesandt.

Der Staat bedauert den Verlust zweier ausgezeichneten Männer, ausgezeichnet, weil sie nicht über ihren Wirkungskreis hinausgingen, sondern in der treuesten, abgemessensten Pflichterfüllung ihren Beruf suchten, den des Oberlandesgerichtspräsidenten Gerhardt und des geheimen Kabinetsraths Albrecht. Letzterer stand durch eine lange Reihe von Jahren vermöge seines Amtes der Person unsers Königs am nächsten, und nie in der langen Zeit hat sich auch nur Eine Stimme vernehmen lassen, daß dieser gewissenhafte Beamte zu Gunsten oder Ungunsten eines Freundes oder Nichtfreundes ein Wort gesprochen hätte, was nicht von seiner strengsten, mit aller Humanität geübten Dienstpflicht ihm geboten worden. Ein seltenes Lob in einer so einflußreichen Stellung. Solche Männer sind das unumgängliche Bedürfniß, und vielleicht auch nur möglich in einer nicht-konstitutionellen Monarchie.

Beilage: Kunstblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 174.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 22. Juli 1835.

Hier wird man mit Begier und großer Wollust lesen,
O ritterlicher Held, dich und dein ganzes Wesen,
Das nichts vom Tode weiß. —

Martin Opitz.

Skandinavische Geschichten.

(Fortsetzung.)

Mir schlug das Herz vor ungeduldiger Erwartung, als ich die kleine Anhöhe erstieg und nun in den Hofraum trat, wo Alles an die solide Bauart des Mittelalters erinnerte. Man sagte mir, der Freiherr sey zu Hause; ich ging daher in die hohe Pforte hinein und stieg ungehindert und unbefragt die breite, steinerne Treppe hinan, als mir ein alter Mann entgegentrat, dessen gerade, hohe Haltung und silberweißes Haar mir auffiel. Ich fragte nach dem Freiherrn. In der angenehmsten Baßstimme antwortete er: „Der bin ich selbst; was steht zu Ihren Diensten?“ Ich sagte, der Wunsch, ihn kennen zu lernen, habe mich von Jena hergeführt. Er trat mir näher und mochte bei seiner Kurzsichtigkeit jezt erst meinen Anzug gewahren, der eben nicht auf Ueberfluß an weltlichen Gütern schließen ließ. Eine Weile sah er mich prüfend und leise lächelnd an, dann sagte er: „Wollen Sie wirklich weiter nichts von mir, als mich ansehen? Sonst sprechen Sie frei heraus.“ — Schon in dieser Anrede war der Mann verschieden von den meisten seines Gleichen, die gewiß das Geständniß eines Anliegens, wie es mein Reisekostüm ihn vermuthen ließ, eher zurückzuhalten, als herauszupressen gesucht hätten. Ich erwiderte: „Ein wenig mehr möchte ich mir doch von Ihnen erbitten; das bloße Ansehen würde mir, nach dem, was Herr v. Z. mir von Ihnen gesagt hat, nicht genügen. Ich möchte Sie kennen lernen.“ — „Und deßhalb,“ sagte er freundlich, „sind Sie wirklich von Jena hergekommen?“ — „Gerades Wegs.“ — „Dann seyn Sie mir willkommen! — Sie finden in mir einen Jüngling im Greisenalter; wenn Ihnen das recht ist, wollen wir schon mit einander fertig werden.“ Und nun führte er mich die Treppe vollends hinan und dann in einen großen, in gothischem Geschmack möblirten Saal, wo eben ein derber Eichentisch mit einem nicht weniger soliden Frühstück besezt war. Weiterhin in einer der tiefen Fensternischen saß eine Dame, und vor ihr standen zwei Herrn, und sechs verwunderte Augen waren auf mich gerichtet, daß ich mich der bestaubten Kleider schämte. Aber davon nahm der Alte keine Notiz, ich mußte mich mit ihm an den Tisch setzen und frühstücken und erzählen, wer ich sey, was ich treibe, wie es in Jena und Weimar aussehe, was Herr v. Z. mache, kurz, es war des Fragens kein Ende. Dann aber meinte er, wir könnten, wenn ich nicht müde wäre, vor dem Essen noch einen Spaziergang machen; denn wenn ich ihn kennen lernen wolle, da müsse ich vor allen Dingen seine Anlagen sehen.

Die Anhöhe, auf welcher die Bettenburg liegt, iſt auf drei Seiten von dicht bewachſenen Waldbergen umgeben, zwiſchen welche ſich eine Menge tiefer und enger Schluchten weit hinein ziehen. Der alte Freiherr hatte dieſe von Natur ſehr günſtigen Umgebungen, durch zweckmäßiges Hinzupflanzen und Aushauen, zu einer großartigen, maleriſchen Anlage verbunden, deren Charakter ſo vollkommen zu dem der alten Burg paßt, daß man wähnt, beide ſeyen Schöpfungen einer und derſelben Zeit. Es war kein Garten, in dem wir wandelten, aber die ganze Landſchaft war ein Garten, denn überall, wo der Wald ſich öffnet, ſieht man hinab in das weite Thal und auf die fruchtbaren Felder und Weiden des ſchönen Frankenlandes. Auf den Bergen und in den Schluchten war übrigens wenig von augenfälliger Kunſt zu bemerken, nur die wohlerhaltenen und mit Umſicht angelegten Wege, und hin und wieder eine maſſive Steinbank oder ein Obdach gegen die Sonnenſtrahlen erinnerten an das Werk der Menſchenhand. Bei jeder Wendung des Wegs, wo eine neue Ausſicht ſich darbot, blieb der Alte ſtehen und deutete mit ſeinem Spazierſtock genau die Richtung an, wo ein ferner Kirchthum oder irgend etwas Bemerkenswerthes zu erblicken war; ſo genau kannte er ſeine Anlagen und die ganze Gegend, denn ſein alterſchwaches Auge konnte die fernen Gegenſtände durchaus nicht mehr erkennen. — Jezt kamen wir auf den höchſten Punkt, den breiten Kulm eines Berges, rings von dichtem Wald umkränzt, ſelbſt aber von allem Baumwerk entblößt. Auf dieſem freien Platze hatte der Truchſeß eine Art von Flügelſchirm von gothiſchem Mauerwerk errichten laſſen, in deſſen Mittelwand ein großes Basrelief eingelaſſen iſt. Da ſieht man Götz von Berlichingen mit ſeinen Freunden die mächtigen Humpen erheben, und darunter zwei andere Sandſteintafeln, auf der einen des alten Truchſeß Trinkſpruch:

„Jung waren wir, jung ſind wir, jung bleiben wir,
zur ewigen Jugend erwachen wir;“

auf der andern folgenden Vers:

„Kehrſt du nimmer wieder,
Alte, deutſche Zeit,
Zeit der Minnelieder,
Zeit der Biederkeit? —
Wollt nur, deutſche Brüder,
Und ſie wird erneut!“

Um die Bedeutung dieſes einfachen Spruches zu würdigen, muß man die darüber ſtehende Jahrszahl beachten; — 1810 war es, da für das unterjochte Deutſchland die Freiheitshoffnung ſo gänzlich erloſchen war, daß ſie nur an dem heißen Durſte darnach ſich entzünden konnte; damals ließ der edle Truchſeß dieſe Worte des unerſchütterlichen Vertrauens in Stein graben, neben jenem Trinkſpruch, unter jenem Bild des Götz. Und zwiſchen den drei Wänden der Schirmmauer ſtand ein ungeheurer ſteinerner Tiſch, von ſteinernen Sitzen umgeben. Da ließ er ſich nieder, der blühende Greis, und zog mich an ſeine Seite. Mir war das Herz ſo voll, daß ich nicht ſprechen konnte; er ſah mir's an und nach einer Weile nahm er das Wort: „Sehen Sie hinab in dieſes Thal voll ſchweren Segens, auf jenes Korn, das ſeine Aehren ſchon neigt, auf meine ſchönen Kirſchen dort, die ich, beiläufig geſagt, alle ſelbſt gepfropft habe, über vierhundert Sorten; ſo gewiß all dieſer Segen reif zur Ernte iſt und entweder gepflückt oder mit Füßen getreten werden muß, ſo gewiß iſt das deutſche Volk reif zur Rache und wird ſeine Ketten abſchütteln, wenn man ſeine Stimmung nicht muthwillig verkennen will. — Könnte ich es noch erleben!“ ſezte er hinzu und wiegte freundlich ſein Haupt; „doch, was heißt es, etwas erleben wollen? Erleb' ich's denn weniger, wenn ich aus einer beſſern Welt auf die ſchöne Heimath hienieden, auf das liebe Mainthal und auf meine alte Burg herabſehe?“

(Die Fortſezung folgt.)

Erinnerungen an die Reiſe des Königs Otto durch Oſtgriechenland.

(Fortſezung.)

Auf einer ebenen Fläche zwiſchen dem Greifenfels und dem höchſten Gipfel wurde, da der leztere eben mit dichten Wolken umzogen war, Halt gemacht und dejeunirt, und dann die lezte Höhe erſtiegen. Dieſer Gipfel liegt ganz auf der Nordoſtſeite des Gebirgs, über Tithorea (Velitzi), und ſchaut unmittelbar in die nördliche phokiſche Ebene hinab. Hier war es, wo, nach der Sage von der griechiſchen Sündfluth, Deukalion und Pyrrha ſich vor der Ueberſchwemmung retteten; * ein Umſtand, der die Hellenen in dem Parnaſſos gleichſam ihre Wiege, ihren heiligen Berg Ararat verehren ließ. Aber dieſer Ausgangspunkt des Menſchengeſchlechts, dieſer geweihte Gipfel des Apollon und der Muſen war heute ein gar unfreundlicher Aufenthalt. Dickes Gewölk hing gegen Norden und Oſten unter dem Gipfel, das nur einen kurzen Augenblick ſich theilte und nur einen Theil des Kephiſſosthales bis Elatea und bis an den Fuß des Oeta erſcheinen ließ; und auch gegen Süden und Weſten blieben Fetzen der grauen Wolken, die der Wind beſtändig über das Gebirge hintrieb, an ſeinen übrigen Gipfeln hängen, und verſperrten nach dieſen Seiten die Ausſicht über den Rücken des Gebirgs.

Dieſer höchſte nordöſtliche Theil des Parnaß iſt durchaus unbewaldet, und beſteht aus einem nackten,

* Ovid. Metamorph. 1, 318. folg.

ſchwarzgrauen Geſtein, zwiſchen dem nur ein dürftiges Grün hervorſprießt. Bis zur Mitte des Sommers iſt er mit Schnee bedeckt, der erſt gegen Ende des Juli, ja mitunter erſt zu Anfang des Auguſt ganz verſchwindet, und ſchon im Oktober oder November wieder liegen bleibt. Die Flora des Berges, wenn auch dürftig an Arten, dürfte für den Botaniker intereſſant ſeyn; die griechiſchen Landärzte — die heutigen Asklepiaden — holen hier zum großen Theil ihre Heilkräuter, und die würzige Beſchaffenheit ſeiner Weidekräuter gibt dem Käſe von Liakura,* trotz der ſchlechten Bereitungsart, einen Wohlgeſchmack, der ihn über ganz Griechenland geſucht macht. Die gewöhnliche, allerdings auf den Alten beruhende Meinung, als zeige der Parnaß zwei impoſante Gipfel, erweiſt ſich als durchaus falſch; vielmehr beſteht ſein Rücken, wie ſchon oben bemerkt worden iſt, aus vielen, an Höhe einander nicht viel nachſtehenden Gipfeln, und die ihm einſtimmig von den Alten gegebene Benennung des doppelhäuptigen (biceps, δικόρυφος) kann nur von den beiden herrlichen Felswänden über Delphi hergenommen ſeyn, als welche ſeinen berühmteſten, eigentlich poetiſchen Theil bilden.

Vergebens harrte der König über eine Stunde auf dem Gipfel einer günſtigen Veränderung des Wetters, eine Zeit, die wir zu Errichtung einer kleinen Steinpyramide mit einer flüchtig eingeritzten Inſchrift benuzten; es erhoben ſich im Oſten immer neue Wolken, und ſo mußte der Rückweg angetreten werden. Am Fuße des Gipfels fand man die Nationalgarde, ungeachtet des beſchwerlichen Marſches, im lebhafteſten Tanze; ein europäiſcher Soldat, bepackt mit Patrontaſche, Torniſter und Mantel und allenfalls noch einem Feldkeſſel, hätte nach einem ſolchen Spaziergange über unwegſames Geſtein wenigſtens einen vollen Raſttag bedurft. Die Rückkehr wurde, da es jezt bergab ging, auf einem bedeutend weitern, aber bequemern und zum Theil durch anſehnliche Tannenwälder führenden Wege in etwa ſechs Stunden vollbracht. Der König wie ſein ganzes deutſches Gefolge machte den ganzen weiten Weg zu Fuße, faſt ohne zu ruhen, zur nicht geringen Bewunderung und Freude der Pallikaren, welche die Kraft und Ausdauer des Königs nicht genug preiſen konnten; die griechiſchen Begleiter, bis auf den einzigen Lieutenant Botzaris, ſezten ſich dann und wann eine Stunde auf ihre Pferde. Die Sonne war ſchon untergegangen, als endlich Arachova wieder erreicht wurde.

Eine ſo außerordentliche Begebenheit in den Annalen des Parnaſſes, die Beſteigung ſeines Gipfels durch den erſten König der Geſammthellenen, den vielleicht ſeit Deukalion kein helleniſcher Herrſcher wieder betreten hatte, konnte nicht ohne ihre poetiſche Feier bleiben. Kaum war der König nach der Abendtafel in den Hof des Hauſes an das Wachtfeuer getreten, als ihn die unermüdlichen Tänzerinnen mit folgendem Liede begrüßten:

Καλὸ 'στὸν βασιλέα μας,
Πῶχεται 'π' τὸ λιβάδι,
Πῶχεται ἀπ' τὸν Παρνασσὸν,
Ἀπὸ μιὸ' ἀπ' τὸ Σαραντάυλι.
Καὶ πῶς ἐκαλοπέρασες
Σήμερα 'στὸ λιβάδι;
Μάζωσε τοῦ Μαΐου τὴν δροσιὰ
Καὶ φλιάσ' τήνε μενδέρι, **
Τὶ θὰ διαβῇ ὁ βασιλιὰς,
Νὰ κάμῃ μεσημέρι.
Μάτια μιγδαλοαχισμένα
Κι' ἀπ' τὸν κόπον 'ντραλωμένα.
Τὸ τὶ τραγούδι νὰ σοῦ 'πῶ,
Βασιλιὰ, νὰ σ' ἀρέσῃ;
Πῶχεις ἀγγελικὸ κορμὶ
Καὶ δαντελίδι μέσῃ.
Τὰ δυὸ σου μαῦρα μάτια
Μ'ἐκάμανε κομμάτια. ***
Τὸ μπόγι σου τὸ τέρμασα
Σὰν μιὰ μηλιὰ 'στὴν πόλη,
Ποπού τὴν ἔχ' ὁ βασιλιὰς
Μέσα 'στὸ κιοσκάλι.

Hell über unſern König, Heil,
Der von der Alpe kommet,
Der vom Parnaß herunterkommt,
Aus Sarantavli's Grotte.
Und wie iſt's Dir ergangen heut'
Wohl auf der hohen Alpe?
„Sammle vom Mai den Morgenthau,
Und flicht draus eine Laube,
Denn unſer König kommt dahin,
Den Mittag dort zu halten.“
Lang und fein geſchlizt ſind ſeine
Augen, wie die Frucht der Mandel,
Doch ermattet von dem Marſche.
Und welches Lied ſing' ich Dir jezt,
König, das Dir gefalle?
Dein Leib iſt wie ein Engelsleib,
Schlank wie ein Ring die Mitte,
Und Deine braunen Augen,
Sie haben mich gefangen.
Dein Wuchs, er gleicht dem Blüthenbaum,
Der in des Sultans Garten ſteht,
Wohl in Konſtantinopel;

* Ἡ Λιάκουρα oder τὰ Λιάκουρα iſt der jetzige Name des Parnaſſes.
** μενδέρι, türkiſches Wort; eine Laube, ein Zelt.
*** Wörtlich: ſie haben mich zu Stücken gemacht, mich zermalmt.

Βέργα μου ἁπηλόβεργα,
Κυπαρισσοῦ φουντάνι,
Νὰ ζῇ ὁ βασιλέας μας
Κι' ἐμεῖς ἂς πᾶμε κορμπάνι.
Τὸ κυπαρισσοκλάρο,
Τὰ μυρισμένο ξύλο,
Ν'ὄρτε κι' ὁ βασιλέας μας
Στὸ κάλλο καὶ στὸ ψήλο.
Τὸ κυπαρίσσι τὸ ψηλὸ,
Ἐκεῖ νὰ 'σαι Ἁγία Μαύρα,
Ἔτζι κ' ἡ μέση σου λιανὴ
Καὶ τὰ μαλλιὰ σου μαῦρα.

Er gleicht dem ſchlanken Silberſtab,
Dem Wipfel der Cypreſſe.
Lang lebe unſer König, lang,
Und müßten wir uns auch opfern.
Gleich der Cypreſſe ranken Zweig,
Dem lieblich duft'gen Holze,
So ragt auch unſer König ſchön
An Bilde und an Wuchſe.
Gleich der Cypreſſe hohem Baum,
Dort auf Hagia Mavra,
So iſt auch Deine Mitte ſchlank
Und braun ſind Deine Augen.

Solche und ähnliche Lieder tönten noch lange, nachdem der König und ſeine ermüdeten Begleiter ſich zur Ruhe begeben, von einem unten im Dorfe gelegenen freien Platze durch die laue Septembernacht hin, indem die Pallikaren des Dorfes mit den Mädchen abwechſelten, und das Lob des Markos Bozaris, des Am[illegible]itzos, des Panurias und des Karaiskakis erſchallen ließen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Lablache's Benefiz an der italieniſchen Oper.

Wenn mir recht iſt, habe ich in Bezug auf die hieſige italieniſche Oper bereits erwähnt, daß Lablache ſeine alten Anſprüche auf den Beifall des Londoner Publikums friſch und ſich in deſſen Gunſt erhalten hat, und daß Jeder, der in der italieniſchen Oper nicht bloß hören, ſondern auch ſehen, und zwar nicht bloß während der Akte auf die Bühne, ſondern auch in den Zwiſchenakten nach den Logen ſehen und hier, vorausgeſetzt, daß er freien Herzens und ſeines Herzens Herr iſt, wahrhaft weibliche, mit Einem Worte, engliſche Schönheiten ſehen will, die italieniſche Oper an den Tagen beſuchen muß, an welchen die Königin ihr drawing-room hält. Beide Umſtände, Lablache's Gunſt und der Königin drawing-room, würden daher, da Lablache ſo klug geweſen war, einen Tag der letztern Art zu ſeiner Benefizvorſtellung zu wählen, ſchon allein hingereicht haben, das Haus an dem dazu beſtimmten Abende glänzend zu füllen. Lablache hatte jedoch, um des Erfolgs ganz gewiß zu ſeyn, noch einen dritten Hebel in Bewegung geſetzt: er hatte ſich vertragsmäßig von Laporte die erſte Vorſtellung von Donizetti's neuer Oper, Marino Faliero, zu ſeinem Benefiz ausbedungen, und ſo konnte es nicht fehlen, daß am Morgen jenes Tages kein Billet an der Kaſſe mehr zu bekommen, lange vor Oeffnen der Thüren jeder Eingang des Hauſes belagert und, ehe der Vorhang aufging, das Haus in allen ſeinen Theilen, der Geräumigkeit ungeachtet, überfüllt war; eine für Lablache unſtreitig um ſo angenehmere Sache, je gewiſſer die Geldeinnahme ein Hauptzweck der Benefizvorſtellungen im Allgemeinen, und je gefährlicher insbeſondere das Mißlingen einer Benefizvorſtellung auf der hieſigen italieniſchen Oper für den Geldbeutel des betreffenden Künſtlers iſt. Bei ſtehenden Theatern in andern civiliſirten Ländern, wo die Kunſt aus der großen Taſche des Publikums bezahlt wird, läuft der Geber einer Benefizvorſtellung im Fall geringen Billetabſatzes höchſtens Gefahr, unter der Erwartung wenig oder gar nichts zu gewinnen. Ich ſage, höchſtens, denn es gibt auch gutmüthige Hoftheaterdirektionen, welche den Ertrag einer Benefizvorſtellung, anſtatt ihn, wie Rechtens, von der öffentlichen Gunſt abhängig und daher zur Richtſchnur des eigenen Verhaltens zu machen, mit einer namhaften Summe aſſekuriren, dergeſtalt, daß das betreffende Individuum, mag das Urtheil der Theatergänger ſeyn, welches es wolle, wohl mehr, aber nie weniger als die zugeſicherte Summe erhalten kann. Das iſt zum Beiſpiel, und dieſes eine Beiſpiel wird zur Erläuterung genügen, bei der Hofbühne in Dresden mit der Dame Schröder-Devrient der Fall: bei ihrer Benefizvorſtellung ſind ihr eintauſend Thaler zugeſichert. Von einem ſolchen Löwenkontrakte zwiſchen dem Engagirenden und den Engagirten weiß man in England deshalb nichts, weil es hier keine Hofbühne gibt, hier jeder Unternehmer mit dem öffentlichen Beifalle ſteigt oder fällt, und deshalb jeder Engagirte hinſichtlich der Extraeinnahme an das Publikum gewieſen wird. Nun mag er ſelbſt dafür ſorgen, ſich in deſſen Gunſt und dadurch in pekuniären Vortheil zu bringen. Bei der italieniſchen Oper handelt es ſich jedoch nicht bloß darum, bei ungünſtigem Erfolge wenig oder nichts zu gewinnen, hier handelt es ſich um die Gefahr effektiven Verluſtes. Laporte bewilligt, indem er eine Benefizvorſtellung zugeſteht, nichts weiter, als die Benutzung des Hauſes, und auch dieſe oft nicht einmal unentgeldlich, ſondern gegen Bezahlung des betreffenden Miethzinſes. Wo aber auf drei bis vier Monate ſiebzig- bis achtzigtauſend Thaler Miethe entrichtet werden, da kommt ſchon auf jeden einzelnen Abend eine ganz hübſche Summe. Das iſt indeſſen nur das kleinere Riſiko; wer den Gewinn ſeiner Vorſtellung haben will, muß alle damit verbundenen Koſten tragen, und weil daher die Fälle nicht ſelten geweſen ſind, wo das Benefiz zum Maleſiz geworden iſt, ſo ſetzen viele Künſtler ſich dieſer unangenehmen Chance lieber nicht aus, und verzichten um der Möglichkeit des Verluſtes willen auf die Möglichkeit des Gewinns. Lablache wußte aus mehrjähriger Erfahrung, daß er die Chance wagen dürfe, wagte ſie und war an dem Abende des Wagniſſes glücklicher als Mancher, der für ſein ſchweres Geld in einen unbequemen Winkel gedrängt wurde, und als Manche und Viele, die gekommen waren, um zu ſehen und um geſehen zu werden, und, obgleich auf den bequemſten Plätzen und in den vorderſten Reihenlogen ſitzend, doch das Eine wie das Andere nur mangelhaft zu bewerkſtelligen vermochten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 175.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 23. Juli 1835.

Die Grotte der Korykia scheint mir unter allen, die ich gesehen, die herrlichste. — Sie ist auch größer als alle andern, und man kann fast überall ohne Fackel umhergehen.

Pausanias.

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

(Fortsetzung.)

Am Morgen des $^{22}/_{10}$ Septembers sollte nach Delphi aufgebrochen werden, welches auf dem nächsten Wege nur anderthalb Stunden von Arachova entfernt liegt. Der König war aber von dem gestrigen starken Marsche so wenig ermüdet, daß er den Weg über die korykische Grotte zu nehmen beschloß, zum leisen Verdrusse der griechischen Obersten, die sich diese neue Strapaze gern erspart hätten, aber doch den Spott fürchteten, wenn sie sich die Erlaubniß erbeten hätten, geradezu nach Delphi zu gehen. Es wurde also derselbe Weg, über den man gestern herabgekommen war, jedoch dies Mal zu Pferde, wieder eingeschlagen. Nach einem Stündchen war der obere Rand der steil aufsteigenden Bergwand erreicht, und der Ritt ging jetzt über die Hochebene, in welcher die Kalybia von Arachova liegen, nach einem westlich über der Ebene sich erhebenden Felsgipfel. Die Wasser, welche sich im Winter in dieser Ebene sammeln, fließen durch ein paar, am südlichen Rande derselben gelegene Katavothren * ab, und kommen unterhalb Delphi wieder zum Vorschein, wo sie den Pleistos verstärken helfen. Am Fuße jenes Felsrückens, dessen oberer Theil mit Tannen bewaldet ist, wurde abgesessen und nach der Grotte emporgeklommen. Der Eingang derselben, sechs bis acht Schuh hoch und fast doppelt so breit, ist gegen Süden gerichtet. Neben demselben sieht man eine Nische, für eine Votivtafel oder ein anderes Weihgeschenk. Durch diesen Eingang tritt man in ein ungeheures Gewölbe ein, das gegen hundert Schritt Länge, fast eben so viel Breite und etwa achtzig Fuß Höhe hat. Das Auge muß sich erst an das hier herrschende Dämmerlicht gewöhnen, um den ganzen Raum übersehen zu können. Die Wände zunächst dem Eingange und zum Theil die Decke sind von Rauch schwärzlich angeflogen; denn dies Heiligthum der Nymphen war während des Kriegs, so oft der Feind in die Gegend kam, der Zufluchtsort von vielen hundert Familien, die hier Wochenlang auf dem harten Felsboden schliefen, von Kräutern und was sonst das Gebirge gewähren konnte, sich nährend. Damals soll auch eine Inschrift zerstört worden seyn, welche frühere Reisende hier sahen, * und welche ich sowohl jetzt als auf einer frühern Reise vergebens suchte.

* ἡ καταβόθρα, bei den Alten βάραθρον, oder Arkadisch ζέρυθρον, ein Schlund, durch welchen Gebirgswasser einen unterirdischen Abfluß finden, wie sie vorzüglich in Arkadien häufig sind.

* Gell, Itiner. of Greece, p. 191.

Am innern Ende ist diese große Vorhalle durch eine etwa vierzig Fuß hohe Wand oder, wenn man will, einen Hügel von Tropfstein geschlossen, der zum Theil durch seltsam gestaltete Säulen und Pfeiler die Decke des Gewölbes zu stützen scheint. Um ihn zu übersteigen, wurden die mitgenommenen Kerzen angezündet, und nun nicht ohne Mühe und Gefahr die steile und von dem hier beständig herabtröpfelnden Wasser höchst schlüpfrige Wand erklommen. Das Hinabsteigen auf der andern Seite ist leichter, und nun befindet man sich in einer zweiten, weniger großen, aber mit seltsamen Tropfsteinbildungen abenteuerlich ausgeschmückten Kammer. Von dieser Kammer scheinen viele enge Gänge weiter in den Felsen zu führen; nach der Sage der Griechen sind ihrer vierzig, * und es sollen einst vierzig Priester mit Fackeln in dieselben gegangen seyn, um sie zu untersuchen, und sie sind bis heute nicht zurückgekehrt. Aber vierzig ist die von den Orientalen entlehnte poetische Uebertreibungszahl; gewiß ist, daß ich bei einem frühern Besuche, trotz aller meiner Bemühungen, keinen einzigen praktikabel fand, es müßte denn der zur Rechten im obersten Winkel des Gewölbes seyn, zu dem man ohne eine Leiter nicht gelangen kann. — In dieser innern Kammer haben frühere Reisende antike Vasen gefunden; ich habe im vorigen Jahre, bei dem sorgsamsten Nachsuchen, nur ein Bruchstück einer allerdings großen und schönen Vase entdecken können. Knochen, die auf dem Boden liegen, rühren wohl aus späterer Zeit her.

Nachdem der König die merkwürdige Grotte genau besehen, wurde der Rückweg angetreten, zu dem die fast herabgebrannten Kerzen schon gebieterisch antrieben. Wenn man aus diesem dunkeln Gemache über die oben erwähnte Wand wieder herabsteigt, zeigt sich die vordere Halle, von dem durch den Eingang hereinbrechenden Tageslichte magisch beleuchtet, erst in ihrer ganzen Schönheit. Die Alten scheinen keine großartigere Grotte gekannt zu haben, als dies Heiligthum der korykischen Nymphen, und Pausanias spricht mit unbedingter Bewunderung davon; ** doch ist sie mit der Adelsberger Höhle nicht zu vergleichen. Vom Eingange der Höhle übersieht man deutlich den Rücken der Kirphis, und auf demselben das Dorf Djesphina, rechts davon den krissäischen Meerbusen mit dem Städtchen Galaxidi, und über dem Meere bei heller Luft die gesammten Bergketten des nördlichen Peloponnes, von der Kyllene bis zum Erymanthos.

Am Fuße der Höhe wurde ein wenig gerastet, und da kein Frühstück mitgenommen worden war, so gewährten Brod und Milch, was einige Hirten bieten konnten, eine erwünschte Erquickung. Von hier führt ein rauher Pfad über den Rücken des Gebirgs in zwei Stunden nach Delphi; die lezte Strecke windet sich wieder, wie bei Arachova, im Zickzack an einer steilen Felswand hinunter. Kaum war aufgesessen und ein Viertelstündchen fortgeritten, so erschienen der Nomarch, der Kreisoberst und viele andere Offiziere und Beamte von Amphissa (Salona), welche in Delphi erfahren hatten, daß der König über das Gebirge komme, und sich beeilt hatten, heraufzureiten, um Se. Majestät hier zu empfangen. Beim Eintritte in Delphi, in welches man auf diesem Wege oberhalb des Stadiums kommt, wurde der König wieder von den Frauen und Mädchen des Orts begrüßt, diesmal aber auf eine so nachdrückliche Weise, indem sie mit ungeheuren Sträußen von wohlriechenden Kräutern auf den König losschlugen (eine landesübliche Höflichkeitsbezeugung), daß wir uns genöthigt sahen, hinzuzuspringen, um den König vor den gar zu fühlbaren Freudenbezeugungen der pythischen Schönen zu beschirmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Daher Σαράνταύλαις (ℵ l. σαράντα αὐλαί), oder die vierzig Hallen genannt.

** Pausan. 10, 32. 5.

Skandinavische Geschichten.

(Fortsetzung.)

Ich konnte es nicht lassen, dem herrlichen Alten meine innige Freude zu erkennen zu geben über diese wahre Lebensansicht, die im Erdendaseyn nur den Anfang des ewigen Seelenlebens gewahrt. Er drückte mir die Hand und sah mich dabei mit einer Zuversicht an, wie ich sie noch in keines Menschen Antlitz gelesen hatte, wie nur blaue deutsche Augen sie ausdrücken können. Dann fuhr er fort: „Den körperlichen Schmerz abgerechnet, junger Freund, betrachte ich den Gang hinüber wie einen Gang in's andere Zimmer — hier ein Kabinet, hinter der Thüre der Saal, hier die Erde, hinter dem Grabe der Himmel. Ja, wenn es nicht so wäre," sagte er wehmüthig, „was sollte uns dann für das in dieser Welt versäumte Glück entschädigen? dann thäte ja Goethe, einst mein Goethe, wohl daran, den Becher des Genusses zu leeren und die Freude für das höchste Lebensziel zu achten."

Es that mir leid, auch von diesem Trefflichen das kleine Maaß des gewöhnlichen Lebens an den größten Dichter legen zu sehen; doch schien es mir besser, dies Gefühl nicht laut werden zu lassen, um seinen Gedankengang nicht störend zu durchkreuzen. Ich fragte nur: „So haben Sie Goethe früher gekannt?" — „Sehr genau," erwiderte er; „lassen Sie sich erzählen, wie unsere Bekanntschaft anhub. Ich hatte Goethe noch nie gesehen, als sein Götz von Berlichingen erschien; aber dieses Werk begeisterte mich für den Dichter, und ich halte es noch jezt für sein größtes Meisterstück; in keiner andern seiner

Dichtungen feiert die Tugend einen Sieg über Laster und Erbärmlichkeit, wie in diesem. Sie unterliegt auf Erden, aber sie schwingt sich siegend in ihre Heimath zurück. Ich lebte damals in Kassel, und, Sie mögen mir's glauben, ich war ein ganzer Kerl, ein Vierziger, und so viel meine alte Bettenburg deutscher und stämmiger ist, als unsere jetzigen papiernen Häuser, um so viel mochte ich im Aeußern meinen Ahnen ähnlicher seyn, als es die Söhne unsrer Zeit gewöhnlich ihren Voreltern sind. Kurz, meine Freunde, mit denen ich an demselben Gasttische zu speisen pflegte, meinten, ich sähe aus wie der Götz, und gewöhnten sich bald, mich kurzweg so zu nennen. Es schmeichelte mir doch ein wenig, wenn ich schon weiß, daß ich kein Götz bin. Eines Tags nun kam Goethe nach Kassel und aß an demselben Tische zu Mittag, ohne von irgend einem der Gäste gekannt zu seyn. Da ruft sein Nachbar zu mir hinüber: „Götz! wann sitzest Du auf, um nach der Burg zu reiten?" — „Heißt der Herr da Götz?" fragte Goethe. „Nein," antwortete mein Freund, „er heißt nicht so, aber er sieht so aus, darum nennen wir ihn so." — „Wie so?" — „Kennen Sie denn nicht Goethe's Götz von Berlichingen?" — „Meinen Sie den!" rief Goethe, „da haben Sie recht, so sah er wirklich aus." — „Sind Sie der Graf Saint-Germain," sagte mein Freund lachend, „daß Sie ihn persönlich gekannt haben?" — „Wie sollte ich ihn nicht gekannt haben?" sagte Goethe, „habe ich ihn doch gemacht." Mein Freund prallte ein wenig zurück, denn er hätte sich's eher einfallen lassen, daß es bei dem fremden Herrn rapple, als daß es Goethe selbst sey. Als es aber endlich an den Tag kam, da führte er ihn jubelnd zu mir und sagte: „Ihr beide müßt Euch lieben." — O hätten Sie Goethe damals gekannt! das frohe, frische Leben in schönster Form, unerstarrt vom Frost der Welt, hinreißend geistreich, nicht eingezwängt in die lähmenden Bande des Hoflebens, unbesudelt vom Schlamm der Gemeinheit!"

Dieser harte Tadel schmerzte mich zu tief, ich konnte mein Gefühl nicht länger unterdrücken. „Richten Sie nicht zu strenge," sagte ich; „ihm macht doch Keiner, seit Schillers Tode, die deutsche Dichterkrone streitig, und er gehört ganz und gar nicht in das gewöhnliche Maß." — „Lassen Sie uns darüber nicht streiten," sagte der Freiherr; „Ihnen, dem er ein Gott in unerreichbarer Ferne steht, ziemt es, so zu sprechen. Aber sehen Sie, ich habe ihn geliebt, und das ist ein Anderes." — Es flog bei diesen Worten ein Schleier über sein blaues Auge. — „Nun ja," fuhr er nach kurzer Pause fort, „das ist nun aus, und mir ist noch viel geblieben, weil mir die Zuversicht auf ein Jenseits nicht genommen ist. Sonst bin ich wohl in mancher Hinsicht ärmer, als mein alter Tagelöhner, der dort vorbeigeht. Guten Morgen, Kunz!" unterbrach er sich hier; „hast Du's versucht, den Blumenkohl auf frischen Kuhmist zu setzen?" — „Ja, gnädiger Herr," sagte Kunz, „und er gedeiht herrlich." — „Nun, so lese nur die Raupen fleißig ab, und Du wirst einen artigen Groschen aus den Pflanzen lösen. — Dies war nur eine Parenthese," fuhr der Freiherr, zu mir gewendet, fort. „Der Kunz hat Weib und Kinder, ich stehe allein, ein kahler Stamm, und die alte Burg wird der Vetter erben."

Ich sah ihn fragend an; er ließ mich nicht lange harren. „Ich will Ihnen sagen, wie das kam," sagte er. „Ich war in österreichischen Diensten, in kaiserlichen Diensten, und befand mich wohl dabei; es ist ein behagliches Gefühl, einem großen Staatskörper anzugehören, uns Deutschen wird es nicht oft so gut. Es waren auch damals schöne Tage in Wien; Maria Theresia war die wahre Isis unserer Zeit, an deren Brust ihr Volk wie am warmen Mutterbusen lag. Ihr Osiris war auch ein stattlicher Herr, unter dem ich gerne diente. Da wußte ein schönes Fräulein mein Herz zu fesseln, und ich glaube, daß sie mir auch von Herzen gut war; damals war ich dessen gewiß, und auf meiner Bettenburg hätte ich ihr einen schönen Wohnsitz bieten können. Aber der Krieg brach aus, da wollte ich mich nicht binden, wollte sie nicht binden, bis ich den Feldzug hinter mir hätte. Sie war mir auch dann noch gewiß, dachte ich; denn als die Stunde des Scheidens nahte, härmte sie sich ab und schenkte mir ein Angedenken, obgleich kein Wort von Liebe zwischen uns gewechselt ward. Ich ging in den Krieg, und glücklicher als Leonorens Wilhelm, kehrte ich mit Sing und Sang, mit Paukenschlag und Klirr und Klang, geschmückt mit grünen Reisern, in meine Heimath zurück. Aber mein Schicksal war auch hier anders, als Wilhelms gewesen wäre: keine Leonore harrte meiner Heimkehr. Ach! die ganze Welt hätte mir den Rücken wenden mögen, ich hätte es eben hingenommen; von Einer, von meiner Einen that mir's weh. Ich fand sie für mich nicht wieder: sie war eines Andern geworden. Vielleicht habe ich's mir mehr zu Herzen genommen, als ich gesollt hätte; aber ich konnte nicht anders. Meine Linie stirbt mit mir aus, die Bettenburg, achthundert Jahre von Vater auf Sohn vererbt, geht an eine Seitenlinie über, weil der alte Truchseß ein Thor war." — Er wischte sich eine Thräne aus den Augen und schwieg. Nach kurzer Pause erhob er sich und sprach: „Kommen Sie weiter, Sie müssen noch meine Todtenkapelle sehen, wo ich jeden Morgen der Andacht und der Erinnerung ein Stündchen weihe." — Wir stiegen auf einem andern Weg von der Höhe hinab, immer tiefer zu Thal, immer tiefer in den Wald, und immer dichter wölbten sich die Zweige über uns, bis zuletzt im düstern Schatten einer engen

Bergſchlucht eine kleine gothiſche Kapelle vor uns lag mit einem von vier einfachen Säulen getragenen Vorſprung. Hier war die Eingangsthür und zu jeder Seite derſelben eine hohe ſchwarze Tafel, auf der einen ein weißgezeichnetes Todtengerippe, auf der andern aus Schillers Göttern Griechenlands die Verſe:

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett der Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel ſenkt ein Genius ꝛc.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Fortſetzung.)

Marino Faliero von Donizetti.

Es war in der That, und ganz ernſthaft geſprochen, ein großes Unglück, das an jenem Abend den neugierigen Männeraugen und den ſchöngeſchmückten Frauen widerfuhr. Das Haus, ſonſt eine Gluth von Licht, in welcher man von oben bis unten jede falſche Locke, jeden falſchen Zahn und jede Sommerſproſſe erkennen würde, wenn die Engländerinnen nicht von all dieſen Unzierlichkeiten ziemlich frei wären, dieſes Haus war verhältnißmäßig dunkel. Der Kronleuchter hing unangezündet, ſtatt der Gasflammen brannten vereinzelte Wachskerzen und düſtere Oellampen, gerade nur ſo viel Licht verbreitend, um ſehen zu laſſen, wie Vieles unſichtbar war. Weiße Federn winkten aus den Logen, und hie und da blitzte der Strahl eines Diamants auf. Von welchem Haupte aber die Federn wehten und durch welche Locken ſich die Diamanten ſchlangen, das ſchärfſte Auge konnte das nicht erkennen, wie viele Opernguläſer auch in Bewegung geſetzt wurden, und wie viele Falken und Geier ſich unter den Anweſenden befanden. Man fragte rechts und links nach der Urſache dieſer ſtörenden und unerhörten Dunkelheit. Niemand wußte ſie, und weil jeder Beſucher der italieniſchen Oper ſeinem guten Anzuge Ehre machen und ſich als gebildeten Menſchen beweiſen will, lautes Lärmen aber in guter engliſcher Geſellſchaft ebenſo verpönt iſt, wie dahin nicht gehörende Engländer den Leuten auf dem Kontinente einreden wollen, daß es nicht ſey, ſo verging Minute auf Minute, ohne daß eine laute Frage erfolgte. Alles hat jedoch ſeine Grenze, auch die Geduld der anſtändigſten Menſchen. Man erlebte dies an jenem Abend im dieſigen italieniſchen Opernhauſe. Man hatte ſich den Mantel an Licht gefallen laſſen, kaum war aber die letzte, zum Beginn der Oper beſtimmte Minute vorüber und der Vorhang noch unbeweglich, ſo wollte Keiner ſolche Vernachläſſigung ruhig hinnehmen, und uniſono donnerte das lauteſte Mißfallen. Da trat ein Mann vor und meldete den Ladies und Gentlemen, daß das Regenwaſſer ſich ungebührlicherweiſe in die Gasröhren verlaufen habe, daß dies die Urſache der kaum moderirten Finſterniß und die Abſtellung des Ungebührniſſes der Grund des momentanen Verzugs ſey. In einer Viertelſtunde, meinte er, werde Alles beſeitigt ſeyn. Das wurde jedoch nur theilweiſe wahr, denn nach einer Viertelſtunde ging zwar der Vorhang, aber das Gaslicht ging erſt zu Anfang des Ballets auf. Bis dahin blieb alſo die Verſammlung in der moderirten Finſterniß. Von dieſem Uebelſtande abgeſehen, gewährte der Abend den vollen Genuß, den Donizetti's Marino Faliero möglicherweiſe bieten kann. Der Leſer weiß oder weiß vielleicht auch nicht, daß dieſe Oper für das italieniſche Theater in Paris komponirt worden iſt, wo ſie — wenn ich nicht irre — im letzten Februar zum erſten Male über die Bühne und durch das Orcheſter ging, daß Donizetti einigermaßen für einen Schüler Roſſini's gilt, an deſſen muſikaliſche Schule er von ſeinem erſten Lehrer, dem ehrwürdigen Tonſetzer Mayer, kurz vor deſſen Tode abgegeben wurde, daß daher Donizetti's Styl etwas von dem in Mayers Kompoſitionen vorherrſchenden melodramatiſchen Charakter und zugleich Roſſiniſche Anklänge hat, daß er aber übrigens ein Anhänger des ſogenannten neuen Syſtems iſt, zu deſſen Eigenthümlichkeiten die Weglaſſung der Ouverture gehört. Demnach fehlt eine ſolche auch dem Marino Faliero, denn die zwei oder drei Duzend dem Orcheſter als Introduktion vorgeſchriebenen Noten können doch vernünftigerweiſe nicht eine Ouverture genannt werden. Die Pariſer Kunſtrichter erklärten ſich in der Mehrzahl mit dieſer Eigenthümlichkeit des neuen Syſtems unzufrieden. Sie verlangten die proſcribirte Ouverture zurück, und ich meine, wie oft auch die Pariſer unrecht haben mögen, in vorliegendem Falle haben ſie recht. Die ganze Welt wird faul und träge, und ich geſtehe aufrichtig, daß, wenn ich nicht in der Untüchtigkeit des Tonſetzers den Grund für Weglaſſung der Ouverture finden ſoll, ich mir keinen andern zu erdenken vermag, als den der allgemein um ſich greifenden Faulheit. Die Rollen waren trefflich vertheilt, auch darf man wohl behaupten, daß die gute Aufnahme der Oper lediglich dieſer Rollenvertheilung und nebenbei den Verdienſten der Tragödie zuzuſchreiben iſt, aus welcher die dramatiſchen Momente entlehnt worden ſind. Wer kennt nicht Byrons Marino Faliero? Donizetti mag es daher nicht übel nehmen, wenn wir die gute Aufnahme ſeiner Oper mehr in der nationalen Vorliebe für Byron, mehr in dem, dem Geſchmacke der Zeit gefallenden Sujet und mehr in der guten Rollenbeſetzung finden, als in ſeiner Muſik; denn als muſikaliſches Kunſtwerk dürfte Marino Faliero mit dem kleinſten Lobe zufrieden ſeyn müſſen. Das Orcheſter iſt dem Geſange aufgeopfert, und der Geſang iſt zu eng und ängſtlich dem Drama angepaßt. Davon iſt die natürliche Folge, daß in dieſer Oper die Muſik kaum die zweite Rolle ſpielt, und das Ganze mehr den Charakter eines Melodrama, als einer Oper hat. Die Fülle, ja, die Ueberfülle von Chören trägt dazu das Ihrige bei, und wenn nur dieſe Chöre ſchön wären; aber keiner zeichnet ſich durch etwas Anderes, als durch ungeheuern Lärm aus. Da wird getrommelt und getrompetet, daß einem die Ohren gellen, und man noch am folgenden Morgen in Berlin oder München zu ſeyn glaubt. Mit Ausnahme der Arie, welche Fernando in der fünften Scene zu ſingen hat — in terra straniera — gibt es eigentlich in dem ganzen erſten Akte nicht ein einziges Sangſtück, woran der Freund wahrer Melodie Freude finden könnte, und wer weiß, ob ſelbſt jene Arie den geernteten Beifall gewonnen und ein Dacapo erlebt haben würde, wenn nicht Rubini durch die eigenthümliche, angewandte Art ſeines Vortrags ihr einen eigenen Zauberreiz verliehen und dadurch ſich einen Triumph bereitet hätte. Das Finale des erſten Akts iſt ein Konglomerat von Lärm und Unfug; eine dem Anſcheine nach keineswegs nervenſchwache Dame, die mir zur Seite ſaß, hielt ſich mit beiden Händen beide Ohren zu, und horribly strepitoso war der Ausruf, in welchem ſie nach dem Verſtummen der Trommeln und Trompeten ihr Urtheil niederlegte.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 176.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 24. Juli 1835.

— Sanfterer Tage Sohn,
Und selbst als Greis noch liebetändelnd,
Wußt' er die mächtige Brust zu zähmen.

Platen.

Skandinavische Geschichten.

(Fortsetzung.)

Ehe wir in die Kapelle eintraten, machte mich mein Führer auf diesen Vers besonders aufmerksam; er sollte gewissermaßen zur Entschuldigung dienen, daß in der gothischen Kapelle ein griechischer Todesengel stand. „Diesseits des Eingangs," sagte der Greis, „grinzt uns der Tod wohl so entgegen, wie er hier auf der Tafel steht, jenseits denke ich mir ihn so." Und mit diesem Worte zeigte er eintretend auf einen Altar in der Mitte der Kapelle, auf dem die Marmorstatue eines Jünglings, nicht mit gesenkter, verlöschender, sondern mit geschwungener, hochlodernder Fackel stand. „Jenseits wird sich die Flamme erst zur schönsten Klarheit läutern, deßhalb muß die Fackel des Lebens in der Hand des Todes himmelan streben." Hinter dem Altar waren in drei Nischen eben so viele schwarze Marmortafeln eingelassen, und in diese hatte der Freiherr der Reihe nach die Namen seiner verstorbenen Freunde eingegraben. Ich trat hinan und las: Ernst Wagner, und dicht darunter Bernhard Freund, Herzog zu Sachsen-Meinungen. „Halten Sie es nicht für Anmaßung," sagte der Alte, „daß ich den Namen eines Fürsten unter jenen anspruchsloseren gesetzt habe. Wenn ich auch keine besondere Veranlassung dazu gehabt hätte, mochte ich mich wohl berechtigt halten, es zu thun, denn wenn man einen Fürsten menschlich geliebt hat, warum soll man es nicht auch menschlich an den Tag legen? Bernhard Freund ist einer von den Vielen, die mich dort erwarten und mir fröhlich entgegen kommen werden. Mit dem Namen hier verhält sich's aber so. Als der Edle gestorben war, begab ich mich zur Herzogin; ich fühlte, daß es ihr wohlthun müsse, einen wahrhaft Mitfühlenden und Mittrauernden zu sehen. Nachdem die Wellen ihres Herzens wieder ruhiger flossen, fragte ich, ob es mir vergönnt wäre, ihrem hochseligen Herrn ein Denkmal in meinem Garten zu errichten? — Sie reichte mir die Hand und sagte: „Ein Denkmal? — ja, schreiben Sie seinen Namen auf die Tafel in Ihrer Kapelle, zu den Freunden, die Ihrem Herzen am theuersten sind." Und so steht er denn hier, ein Andenken an den Freund, ein Pfand der Huld seiner edlen Wittwe."

Mich erfüllten immer weichere Gefühle, je mehr ich in das innere Leben dieses seltnen Mannes einging. Mit ihm und den Wenigen, die sich seines Gleichen nennen dürfen, wird eine Zeit begraben, die viel Schönes an's Licht gerufen hat: die Zeit der Ideale, die ihre Gefühle in äußern Zeichen kund zu geben liebte, weil sie rein und schön waren. Unsere Söhne, dachte ich mir, werden keine Inschriften in ihre Gärten setzen, unsere Enkel werden vielleicht nicht mehr darauf achten, wo das Grab

ihrer Väter iſt; und doch liegt etwas ſo Schönes in den ſichtlichen Spuren eines liebend-ſorgenden Daſeyns. Aber das Einzelne geht immer mehr unter im ungeheuren Ganzen unſerer Zukunft. Etwas Aehnliches mochte ich damals äußern, denn der alte Truchſeß ſagte auf dem Heimwege: „Sorgen Sie nicht, junger Mann, das Gemüth wird bei den Deutſchen immer vorherrſchend bleiben, es iſt ihr eigentliches Element, und ſchlimm iſt es für unſere Literatur, daß ſie nicht mehr aus den Quellen ſchöpft, die ſeine Beobachtung eröffnet; denn der Deutſche bewundert den Witz, dringt ein in die tiefſten Spekulationen, aber warm wird er nur, wenn zu ſeinem Herzen geſprochen wird, dann iſt er zu Hauſe. Ich ſehe eben in dieſer Zeit einen jungen Dichteradler recht oft bei mir, der ſchon flügge geworden iſt, ſeinen höchſten Schwung aber wohl erſt erreichen wird, wenn ich ſeine Worte nicht mehr vernehmen kann. Er heißt Friedrich Rückert und wird der Nachwelt manches ſchöne Lied ſingen, denn er glüht von den reinſten Gefühlen und echter Dichterweihe.“ Unter ſolchen und ähnlichen Geſprächen ging der ſchöne Tag zu Ende; ich nahm noch deſſelben Abends Abſchied, ſchlief die Nacht in den Mauern der Bettenburg, die nicht feſter ſtehen, als deutſche Treue und Gottesfurcht in der Bruſt des edlen, mir unvergeßlichen Freiherrn v. Truchſeß, und trat mit Tagesanbruch den Rückweg an.

Nach einem kurzen Schweigen, das dem Schluſſe meiner Erzählung folgte, ſprach Lenanora: „Der arme, herrliche alte Herr! daß er ſich in der Liebe ſeiner Jugend doch ſo bitter getäuſcht ſehen mußte! Warum hat er auch nicht mit ihr geſprochen, ehe er in den Krieg zog, und ſo ſein Glück an ſich gekettet, das er ohne ſie in ſeinen weiten, fruchtbaren Auen doch nicht finden konnte?“ — „Und was ſollte er denn mit der Liebe eines Mädchens,“ fiel Wattſon lebhaft ein, „das ihm ohne Schwur ihr Herz nicht zu bewahren verſtand? — Wenn zwei Seelen ſich gefunden haben, was ſind dann ſieben Jahre Trennung, was iſt dann der Tod? gehören ſie ſich nicht für alle Ewigkeit? könnte der Ueberlebende einem andern Weſen ſich hingeben, das ihm doch nie werden kann, was das erſte geliebte Herz ihm war? — Nein, der alte Freiherr hat ſehr wohl gethan; wenn mich das Schickſal von dem Weibe meiner Liebe hinweg riefe, ehe wir den Bund geſchloſſen, ich würde nie eilen, mir durch Zwang ihren Beſitz zu ſichern; Freiheit iſt das Element der Liebe, ich würde feſt an ihre Treue glauben, an ihre Liebe diesſeits und jenſeits des Grabes.“ — „O!“ rief Lenanora, „da würden Sie thöricht handeln! Das Mädchen, deſſen Seele der Ihren am nächſten wäre, deſſen ganzes Herz Sie gewonnen hätten, könnte dennoch durch dieſes kalte Verlaſſen von Ihnen entfernt werden, die Zeit könnte ihre Gefühle beruhigen, die Liebe eines Andern könnte ſie rühren, ſie könnte ſich ihm hingeben, und dann vielleicht zu ſpät erfahren, wie glücklich ſie hätte werden können. Wer wäre dann Schuld an dem verfehlten Daſeyn zweier Menſchen, an dem zerriſſenen Lebensglück eines Dritten? Die Menſchen ſollten nie zu viel von ihrer Standhaftigkeit verlangen. Wir ſind alleſammt ſchwache Geſchöpfe, unſer Wille kann rein und gut, und unſere Handlungsweiſe doch grenzenlos ſchwach ſeyn. — Lieber,“ fuhr ſie fort, indem ſie beide Händchen inbrünſtig faltete, „verſprechen Sie mir in dieſer trauten, freundſchaftlichen Stunde, daß Sie nie ein Mädchen, welches Sie lieben, von dem Sie ſich wieder geliebt glauben, in der peinlichen Ungewißheit über ihr Schickſal verlaſſen wollen. Sie freveln wahrlich, wenn Sie es thun.“ — Victoire ſprach nicht ein Wort; ſie ſaß im Sopha zurückgelehnt, die Augen geſchloſſen, als ſchlummere ſie; aber der Wechſel der Farbe in ihrem Geſicht verrieth den faſt ſchmerzlichen Antheil, den ſie an dem Geſpräche nahm.

(Die Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen an die Reiſe des Königs Otto durch Oſtgriechenland.

(Fortſetzung.)

Ueber Delphi erheben ſich ſchroff und ſteil die zwei rieſigen Felswände, die Phädriaden, welche zu einander einen Winkel von etwa ſiebzig Graden bilden, in deſſen Spitze und am Fuße der Felſen der kaſtaliſche Quell entſpringt, der dann in einer ſchmalen Schlucht nach dem Bette des Pleiſtos hinunterplätſchert. Die Höhe der Phädriaden mag gegen ſiebenhundert Fuß betragen; ihre Wände, von der ſchönſten rothgrauen Farbe, ſind ganz nackt; nur einzelne Sträucher und Kräuter haben in den Spalten der Felſen Wurzel faſſen können. In den Klüften unter ihren unzugänglichen Gipfeln horſten Adler und Geier, die ſich bisweilen mit Geſchrei in die Luft erheben und wie ſchwarze Punkte über Delphi ſchweben. Vom Fuße dieſer Felswände ſenkt ſich ein gleichfalls ſehr jäher Abhang gegen das Pleiſtosthal hinunter, zu ſteil, um menſchliche Wohnungen zu tragen, wenn die Kunſt hier nicht nachgeholfen hätte. Der Abhang iſt vielleicht in mehr als dreißig Terraſſen umgeſtaltet — ich vergaß ſie zu zählen — welche, geſtützt von ſehr ſtarken, antiken Mauern, meiſt von polygonaler Konſtruktion, ſich wie die Sitzreihen eines Theaters über einander erheben. Dieſe Terraſſen ſind in einem leichten Bogen nach Innen ausgeſchweift, wodurch die ausgeſprochene Aehnlichkeit mit einem Theater, die ſchon Strabon hervorhebt, noch vollkommener wird. Dem Abhange gegenüber erhebt ſich auf der Südſeite der Schlucht des Pleiſtos

die Kirphis mit ſteilen Wänden, und auch gegen Weſten iſt die Ausſicht durch einen niedrigen Felsrücken größtentheils geſchloſſen, über den nur die Gipfel der ätoliſchen und lokriſchen Berge hervorblicken. Dieſe abgeſchloſſene Lage inmitten einer großartigen Gebirgsumgebung gibt Delphi jenen eigenthümlichen, feierlich ernſten Charakter, von dem noch der heutige Beſucher ſich ergriffen fühlt, und der gewiß nicht wenig beitrug, die gläubigen Pilger in alter Zeit mit heiligem Schauer zu erfüllen.

Auf den oberſten ſechs oder acht der obenerwähnten Terraſſen liegt das Dörfchen Kaſtri, das heutige Delphi, um den kaſſotiſchen Quell, der in der Mitte des Dorfs unter einem großen Felſen entſpringt. Da der Tag ſich ſchon zu Ende neigte, ging der König, ohne ſich im Dorfe aufzuhalten, nach der Kaſtalia, und nahm die enge Kluft über derſelben, in welche einige in den Felſen gehauene Stufen hinaufführen, ſo wie das gleichfalls in den Felſen gehauene Baſſin, durch welches die Quelle fließt, und welches — ſchwerlich ganz mit Recht — das Bad der Pythia genannt wird, in Augenſchein. Von hier ging es in das auf der Oſtſeite des Ravins, in welchem das Waſſer der Kaſtalia hinunterfließt, gelegene Kloſter, das auf alten Subſtruktionen, wahrſcheinlich auf dem Platze des Gymnaſiums * ſteht. Oberhalb des Kloſters liegen am Fuße der Felswand, wo von dieſer Seite der einzige Zugang nach Delphi führt, einige große Steinmaſſen, unter denen nach der Erzählung des Herodotos ** viele Perſer erſchlagen wurden, als der Gott ſein von den Barbaren bedrohtes Heiligthum durch Wunder zu vertheidigen genöthigt war. Etwas weiter öſtlich vom Kloſter ſieht man einige erſt vor wenigen Jahren zum Vorſchein gekommene Reſte eines Doriſchen Tempels, ſey es der Athene Pronäa oder eines andern der am Eingange der Stadt gelegenen Heiligthümer. *** Noch zehn Minuten weiter öſtlich iſt zur Rechten unterhalb des Wegs nach Arachova eine ziemlich ebene Fläche, die Nekropolis von Delphi, wo die alten Delphier in kühlen Felſengräbern ſchlummern. Die Gräber ſind theils mit dem Boden gleich, mit Felsplatten und Erde bedeckt, ſo daß man ſie erſt durch Nachgrabung findet, theils iſt der Eingang zu ihnen mit Kammern aus großen Quadern überbaut. Nur ſind die wenigen Monumente dieſer Art, von denen das anſehnlichſte hart am Wege nach Arachova ſteht, ſchon größtentheils zerſtört. Viele der Gräber ſind in früherer Zeit geöffnet und ihr Inhalt iſt verſchleppt worden. Ein zur Zeit des Grafen Kapodiſtrias gefundener, mit hübſchen Reliefs verzierter Sarkophag, den aber rohe Hände barbariſch verſtümmelt haben, ſteht noch am Platze.

Ueberhaupt verſpricht der Ort für Nachgrabungen eine reiche Ausbeute.

Bei der Rückkehr in's Dorf mußte, nach zehnſtündiger ununterbrochener Bewegung, meiſtens zu Fuße, ein Stündchen der Erholung gewidmet werden, und unterdeß brach die Dämmerung ein, ehe der König das eigentliche Delphi durchwandert hatte. Da Chryſo, noch eine Stunde von Delphi entfernt, zum Nachtlager beſtimmt und das Gepäck dahin vorausgegangen war, ſo war es zu ſpät, eine Abänderung zu treffen. Es war bereits völlig finſter, als der König zu Pferde ſtieg, und die merkwürdige Grabkammer in dem Felsrücken, welcher Delphi weſtlich abgrenzt, mußte bei Fackellicht beſehen werden. Der Weg von hier nach Chryſo führt über Klippen und Geſtein beſtändig bergab, ein rauher, beſchwerlicher Pfad, der in ſolcher Finſterniß, beim Scheine weniger Leuchten, ſey es zu Pferde oder zu Fuß, nicht ohne Gefahr zu paſſiren war. Kaum aber war der Zug an die gefährlichen Stellen gekommen, als ein Pallikar von der Nationalgarde den glücklichen Einfall hatte, das am Wege ſtehende, von der Hitze des Sommers ausgedörrte Geſtrüpp anzuzünden. Sein Beiſpiel wurde ſogleich von Andern aus der begleitenden Volksmaſſe befolgt, und mit Blitzesſchnelle war der Weg zu beiden Seiten von praſſelnd emporlodernden Feuermaſſen erleuchtet, welche, an einem milden, windſtillen Sommerabende, der die Rauchſäulen ruhig emporſteigen ließ, eine ſolche Helle verbreiteten, daß man wohl eine Viertelſtunde weit die umgebenden Klippen und Felsmaſſen deutlich erkennen konnte. Mochte man hinunter in's Thal oder zurück die Höhe hinaufblicken, ſo war der Anblick großartig und unvergleichlich; ein Flammenſtrom ſchien ſich den Berg herabzuwälzen, und mitten in den Flammen ſchwammen hundert und aber hundert Geſtalten von Reitern und Fußgängern, von Männern und Weibern in maleriſchen Trachten, die ihre Nationalgeſänge dazu erſchallen ließen. Inmitten dieſer herrlichen Beleuchtung, an der nur das auszuſetzen war, daß ſie eine läſtige Hitze verbreitete, gelangte der König Abends um acht Uhr nach Chryſo.

Chryſo iſt ein anſehnliches, auf dem lezten Vorſprunge des Parnaß, nur einige hundert Fuß über der kriſſäiſchen Ebene, ſchön und günſtig gelegenes Dorf, mit Orangen- und andern Fruchtbäumen geziert. Am Fuße des Felſen, auf dem es liegt, war im Thale des Pleiſtos der Platz, wo die pythiſchen Spiele gefeiert wurden, und über den herrlichen Oelwald, der die kriſſäiſche Ebene bedeckt, gleitet der Blick auf den gleichnamigen Meerbuſen, und darüber hinaus auf die Nordküſten des Peloponneſes hin. Daß Chryſo Kriſſa ſey, und daß dieſes von Kirrha verſchieden ſey, iſt ein ziemlich verbreiteter Irrthum, den nur der konfuſe Kompilator

* Pauſan. 10, 8. 4.
** Herod. 8. 37 und 39.
*** Herod. und Pauſ. a. a. O.

Strabon verschuldet hat, dessen Entwirrung aber hier zu weit führen würde.* Am folgenden Morgen wurde nach Amphissa aufgebrochen, wieder, wie in allen Ortschaften am Parnaß, unter einem Geleit tanzender und singender Mädchenchöre, die erst unten in der Ebene zurückkehrten. Ist dies nicht wie der Chor im alten Drama, der, ohne Theil an der Handlung, die Handlung begleitet, und in Tanz und Gesang die freudigen oder traurigen Eindrücke darstellt, welche die Handlung in ihm hervorbringt?

In drittehalb Stunden war Amphissa erreicht, das heutige Salona, das im obersten nördlichsten Winkel der Ebene, am Fuß der ätolisch-lokrischen Gebirgskette liegt, der wohl kein alter Name mit Sicherheit anzupassen ist, obgleich sie an Höhe dem Parnassos nicht nachsteht. Ueber der Stadt erhebt sich auf einem Felsen das verfallene mittelalterliche Schloß, dessen Thürme und Mauern auf ansehnlichen Resten der alten Mauern der Akropolis, von sehenswerther polygonaler Konstruktion, ruhen. Außer diesen Mauerresten aber sind von der alten Hauptstadt der hesperischen oder übelriechenden Lokrer kaum einige Spuren geblieben. Heute ist Amphissa die Hauptstadt des Kreises Phokis und Lokris, der auch Doris und das ganze Spercheiosthal mit einem Theile von Phthiotis einschließt.

(Schluß des dritten Briefs.)

* Vergl. meine Inscr. Gr. Ined., Fascic. 1. p. 27, 28.

Korrespondenz-Nachrichten.

London. Juli.

(Beschluß.)

Marino Faliero. Charles Mathews.

Der zweite Akt ist besser; da ist wirklich etwas von angenehmer Musik. Der Gondelführer singt aus der Entfernung eine Barcarole, und Joanhoff sang sie in schmelzender, zum Herzen dringender Weise. Ebenso lieblich ist Fernando's Arie, mi tornano presenti, und Rubini's Stimme zog im süßesten Wohllaut durch das lauschende Haus. Seine ganze Stärke entwickelte Lablache in der Schlußscene, wo er den Tod des im Kampfe mit Steno gefallenen Fernando beklagt und das Geschick verflucht, und wenn hiemit der zweite Akt endigt, so bedauert man nur, daß er ebenso kurz ist, wie der erste lang und langweilig. Fräulein Grisi hat in beiden Akten sehr wenig zu thun; ihre Aufgabe beginnt mit dem dritten, wo Elena der Rückkehr des Dogen harrt, und es ist nicht zu leugnen, Fräulein Grisi versteht, ihre Aufgabe zu lösen. Wie hinreißend und rührend sang sie in der fünften Scene das Dio clemente, oh mi perdona! Doch ist diese Arie auch unstreitig, in Bezug auf Melodie, das beste Sangstück der ganzen Oper. Daß die Grisi nicht blos singen, sondern auch spielen kann, bewies sie in der Abschiedsscene vom Dogen. Hier war Kraft und Weichheit wunderbar vereint, und manches Auge vergaß, daß das Spiel der Grisi nur Spiel und die vorgeführte Dichtung keine Wirklichkeit war. Von Lablache zu bemerken, daß er im Gesange wie im Spiele Treffliches leistete, hieße, Bekanntes wiederholen, und wenn es daher nicht, im Ganzen genommen, eine abgedroschene Affenzerei wäre, den Künstlern Blumenkränze zuzuwerfen, so könnte man wohl sagen, daß Lablache und Grisi die Immortellen verdienten, welche auf die stürmisch Gerufenen niederregneten. Ein dickes Bündel flog der Grisi sehr unartig an den Kopf; doch besaß sie die Geistesgegenwart, den ungeschickten Werfer für das Spottgelächter mit einem allerliebsten Blicke zu entschädigen. Daß Ihro Majestät die Königin im Theater gewesen war, erfuhr ich, und wahrscheinlich ich nicht allein, erst am folgenden Morgen aus den Zeitungen. Es wurde da mit größter Umständlichkeit in den Worten gemeldet: the Queen was present.

Charles Mathews ist todt. Er starb, wie Shakespeare gestorben ist, an seinem Geburtstage, den siebenundzwanzigsten vorigen Monats, nur wenige Stunden, nachdem er das sechzigste Jahr angetreten hatte. Kein Freund des Theaters und kein Kenner der Bühnenkoryphäen wird fragen, wer Charles Mathews war, und wer ihn je gesehen, kann den Verlust berechnen, den sein Tod der englischen Bühne gebracht hat. Sein Name ist gekannt und sein Ruhm begründet, obgleich von Beidem im Brockhausschen Konversationslexikon nichts steht. Er begann seine künstlerische Laufbahn zu Richmond, und gleich Liston und vielen der besten Komiker, trat er zuerst in der Tragödie auf. Später spielte er in Dublin und York, und im Jahre 1803 debütirte er in London auf dem Haymarkettheater als Jubal in Cumberlands Juden. Viele Jahre lang war er sowohl hier, als in Coventgarden und Drurylane, die Freude und Lust des das Lustspiel liebenden Publikums. Er zeigte sich in einer ununterbrochenen Reihe komischer Charaktere, und in allen so gut, daß er bald der allgemeine Liebling wurde. Endlich vertrieben, wie er sich auszudrücken pflegte, vom gesetzmäßigen Drama — obschon er richtiger hätte sagen sollen, daß die Regie das gesetzmäßige Drama von ihm weggetrieben habe — und geleitet von seinem glücklichen Sterne, traf er ein Abkommen mit Arnold, dem Eigenthümer des englischen Opernhauses, und begann daselbst unter dem Titel, Herr Mathews zu Hause, seine unübertroffenen sogenannten Unterhaltungen. In ihnen entwickelte sich seine Beobachtungsgabe, seine schnelle Auffassungskraft und seine Bühnengewandtheit in sich immer vergrößerndem Umfange, und daß der Quell sich nicht erschöpfte, war der schlagendste Beweis seiner Unerschöpflichkeit. Jetzt begriffen die Bühnendirektionen, welchen Schatz sie sich hatten entgehen lassen; aber sie begriffen es zu spät. Mathews sammelte nun in seinen eigenen Seckel. Er konnte sicher seine Selbstständigkeit seinem innern Reichthume anvertrauen, und wenn je mit Recht von einer gestorbenen Zierde des Theaters gesagt werden durfte, sie wird nie wiederkommen, so läßt sich das wohl von Mathews behaupten. Sein Talent war eigenthümlich und einzig, und Mehrere haben geglänzt, weil sie sich ihm auf verschiedene Art näherten. Als ein abgeschlossenes Ganze gibt es Keinen, der ihm gleicht. In der Nachahmung war er Meister, vielleicht der größte Meister dieser Kunst; denn er ahmte nicht bloß das Gesicht, die Stimme, die Gesten, die Art sich auszudrücken, und andere Eigenthümlichkeiten der ihm sitzenden Originale nach, sondern auch ihren Charakter, ihre Gesinnungen, ihre Ansichten, ihre Denkweise. Wie ein guter Dichter, anstatt die in seinen Stücken auftretenden Personen zu beschreiben, der Reihe nach selbst in der Rolle jedes Einzelnen auftritt, so verwandelte sich Mathews mit täuschender Aehnlichkeit in alle die verschiedenen Personen, deren Porträts er geben wollte: er war eine Polyglotte von Menschen. W. S.

Beilage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 177.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 25. Juli 1835.

Maria. — Das Aergſte weiß die Welt von mir und ich
Kann ſagen, ich bin beſſer als mein Ruf;
Weh Euch, wenn ſie von Euern Thaten einſt
Den Ehrenmantel zieht.

Schiller.

Neuentdeckte Aktenſtücke über den Prozeſs der Maria Stuart.

Die Geſchichte keines Volks kennt einen durch Jahrhunderte volksthümlicher getragenen Namen, als die Geſchichte Englands in Königin Eliſabeths Namen. Es mag in England arme Leute genug geben, die nie einen unter der jetzigen Regierung geprägten halben oder ganzen Sovereign geſehen haben, und daher auch nicht verſucht worden ſind, nach dem Namen des darauf in Gold glänzenden Kopfes zu fragen, denen beim Empfange eines Schillings die Zeit zur Betrachtung fehlt, und die deßhalb nur die Britannia auf den Kupferſtücken, nicht aber den Namen des jetzigen Herrſchers, des vierten Wilhelm, kennen. Allein der Aermſte unter ihnen weiß gewiß von einer Königin Beß, die einmal über England regiert, eine ſpaniſche Flotte geſchlagen und eine ſchottiſche Königin auf den Block gebracht hat, und der Aermſte unter ihnen ſpricht mit eben ſo viel Stolz und mit beſſerem Rechte von ſeiner Königin Beß, als ein Schweizer von dem Schützen Tell. Gleichwohl, was hat die hochgefeierte, im Munde ihres Volks jugendlich fortlebende Eliſabeth ſich ſeit ihrem Tode gefallen laſſen müſſen! Gibt es wohl einen Fluch, der ihr nicht in die Gruft nachgeſchleudert, eine Schmach, die nicht an ihr Andenken gehängt, einen Flecken, mit dem nicht ihre jungfräuliche Ehre beſudelt, einen Schimpf, der nicht dem Glanze ihres Throns zugefügt worden iſt? Zu ihrem wahren Glücke war das Für und Wider ſie bis jezt noch immer ſo ziemlich getheilt. Weil eigentlich Niemand wußte, wer recht hatte, ſo lag es auf der Hand, daß Jeder recht haben konnte, und ſeit es nicht einmal Schiller gelungen war, die Königin Eliſabeth in der allgemeinen Meinung völlig ſchwarz zu färben, ſo würde ſie noch lange in ihrem weiß und ſchwarz ſchillernden Kleide einhergegangen ſeyn, ohne einen jüngſt erſtandenen Sir William Leigh aus Bandon in der Nähe von Taunton. Er hat den Stab über die jungfräuliche Königin gebrochen, und ſobald der Setzer die lezte Sylbe der von Sir William aufgefundenen Urkunden geſezt, der Preßbengel den Satz gedruckt und der Verleger die Druckſchrift verſendet haben wird, muß es um den Ruhm der Königin gethan und es Jedem klar ſeyn, daß die gefeierte Beß nichts geweſen iſt, als ein gewöhnliches Menſchenkind, oder vielmehr etwas Schlimmeres. Ich würde allerdings verſtummen, wenn mir die Frage vorgelegt würde, wer jener Entdecker ſey. Allein darauf kömmt ja das Wenigſte, Alles auf ſeine neuentdeckten Urkunden an. Und von dieſen behaupten mehrere engliſche öffentliche Blätter, ſie enthalten Data, über welche Eliſabeths Vertheidiger erſchrecken, ihre Gegner ſich freuen und alle Freunde der

engliſchen Geſchichte in beträchtliches Staunen gerathen werden. Der Ausſpruch der engliſchen Blätter gründet ſich auf Mittheilungen derer, die perſönlich anweſend waren, als Sir William Leigh, Esquire, vor ganz Kurzem in dem neuen London-Hotel zu Exeter ſeinen merkwürdigen Schatz der öffentlichen Prüfung vorlegte, und ich ſelbſt habe einen Augen- und Ohrenzeugen geſprochen. Die vorgelegten Papiere beſtanden aber erſtens in beglaubigten Abſchriften der meiſten, im Prozeſſe gegen die Königin Maria von Schottland vorgekommenen Dokumente, und zweitens in ſechs eigenhändigen Briefen des Lord Treaſurer Burleigh an Sir Chriſtopher Hatton.

Daß dieſe Papiere, wenn ſie echt ſind, ein helles Licht werfen müſſen auf denjenigen Abſchnitt in der Regierungsgeſchichte der Königin Eliſabeth, der vorzugsweiſe ihren perſönlichen Charakter, ihren Sinn für Aufrichtigkeit und Menſchlichkeit beſpricht, unterliegt keinem Zweifel. Denn gerade ihre Beweggründe zu dem Prozeſſe gegen die unglückliche Maria und der perſönliche Antheil, den ſie am Fortgange deſſelben und an der endlichen Vollſtreckung des blutigen Urtheils genommen hat, gerade das ſind die Punkte des Zweifels und Widerſpruchs unter den Geſchichtſchreibern. Während einige behaupten, Maria habe wirklich einen Anſchlag gegen Eliſabeths Leben beabſichtigt oder mindeſtens unterſtützt, um nach ihrem Tode ſich mit der Krone von England zu ſchmücken, fehlt es nicht an Andern, und ich möchte faſt glauben, daß ſie die Mehrzahl ausmachen, welche in der Anklage gegen Maria nur einen geſchickten Vorwand finden, ſie aus dem Wege zu räumen, und nach deren Anſicht Maria's Haupt- und eigentliches Verbrechen darin beſtanden hat, daß ſie zur römiſch-katholiſchen Kirche gehörte, daß Eliſabeths Räthe befürchteten, ihre Thronbeſteigung werde England unter die Botmäßigkeit des Pabſtes zurückbringen, und daß Maria hübſcher war als Eliſabeth. Bis jezt waren die Meinungen hierüber, wie geſagt, getheilt, und trotz ungleicher Theilung, konnte doch jede die richtige ſeyn. Nun aber — arme Eliſabeth, oder beſſer, entſchleierte, überführte Königin, entſchleiert und überführt durch die von Sir William Leigh aufgefundenen Papiere, welche ſich für die leztere Anſicht ausſprechen und daher, wenn ſie vollen Glauben verdienen, ein ſchweres Gewicht in die Schale der königlichen Schuld, der ſchuldigen Königin werfen! Es erhellt nämlich aus dieſen Papieren, daß Eliſabeth ſelbſt die Anklage, auf deren Grund Maria zum Tode verurtheilt wurde, mit größter Sorgfalt durchleſen, erwogen und ſogar ſtyliſirt, und daß ſie ſchon vor Anfang der Unterſuchung ihren Willen kund gethan hat, welchen Inhalts das Urtheil ſeyn und in welcher Form es abgefaßt werden ſolle. Außerdem beſtätigen Burleighs eigenhändige Briefe die bereits ziemlich allgemein geglaubte Thatſache von Eliſabeths deſpotiſcher Herrſchaft über ihre Miniſter; ſie mußten thun, wie und was die Königin wollte. Der große Burleigh iſt ſtets mit einer Artigkeit gegen die Perſon, ſtets mit einem Beweiſe blinder Ergebung in den Willen der Königin bei der Hand, ſo oft er ihren Namen, ſelbſt in Bezug auf dritte Perſonen erwähnt. Spricht er von der Enthauptung der Königin von Schottland, ſo möchte man ihn beinahe witzig nennen, obgleich er es allem Anſcheine nach iſt, der Eliſabeths Abſicht, die arme Maria einer ſchmerzlichern Todesart zu unterwerfen, entgegen gewirkt hat. Und wenn das wahr iſt, wenn Eliſabeth wirklich die Abſicht gehabt haben ſollte, Marien, ihr, die das Leben ſo innig liebte, das Scheiden vom Leben, von dieſer ſüßen Gewohnheit des Daſeyns, ſchmerzlicher zu machen — welcher teufliſche Zug im Charakter der jungfräulichen Königin! Dagegen werfen jene Briefe auf Burleigh keinen nachträglichen Schatten. Er ſcheint von Maria's Schuld, von ihrem Anſchlage gegen das Leben ſeiner Gebieterin vollſtändig überzeugt geweſen zu ſeyn, und war er das, ſo mußte er Maria des Todes ſchuldig finden. Doch ich vergeſſe, daß Sir William Leigh im Begriffe ſteht, ſämmtliche Aktenſtücke durch den Druck bekannt zu machen, und daß über ein Kleines dem deutſchen Publikum aus ſeinen Ueberſetzungsfabriken gleichzeitig mit dem Original wenigſtens drei Verdeutſchungen werden vorgelegt werden. Dann leſe man, prüfe und urtheile.

Skandinaviſche Geſchichten.

(Fortſetzung.)

„Theuerſte Frau,“ ſagte Wattſon, „ich kann Ihnen ein ſolches Verſprechen nicht geben. Ich begehre nur das Mädchen, dem mein Bild und mein ganzes Weſen ſo feſt im Herzen eingeprägt iſt, daß nicht Trennung, nicht Tod es daraus verwiſchen kann. Sterbe ich fern von ihr, ſo iſt unſer Bund vertagt — und wird im Himmel um ſo ſeliger geſchloſſen. Laſſen Sie mich die Erzählung, die ich Ihnen ſchuldig bin, mit Beziehung auf dieſe meine Herzensmeinung wählen. Sie werden in

Ingveldens Sage

ein Beiſpiel von Treue aufgeſtellt ſehen, wie es keine Erzählung aus dem Süden aufzuweiſen hat, obgleich dort die Liebe oft mit weit reizenderen Farben geſchildert wird.

Ungeachtet der geringen Bevölkerung der Inſel Island, haben doch mehr ſtarke Herzen dort geſchlagen, als in manchem großen Lande. Schon die Natur hat dieſes Eiland auf ſich ſelbſt beſchränkt, hat ihm die Freude der ſanftern Lüfte verſagt, aber es dafür auch

vor der Erschlaffung milderer Himmelsstriche bewahrt. Stark und groß, ja unbändig und riesenmäßig wuchsen seine Söhne heran, keusch und treu schmiegten sich die isländischen Jungfrauen an sie. — Als König Harald Harfager (Schönhaar) in Norwegen mit Eifer das Christenthum einzuführen strebte, ward manchem edlen Recken, dessen treues Gemüth noch an den alten Asen hing, der Aufenthalt dort verleidet, und eine Schaar kraftvoller, trefflicher Männer nahm ihre Zuflucht nach Island, wo ihnen zwar kein Ueberfluß an reichen Ernten, kein Bergwerk mit kostbaren Metallen winkte, aber die köstlicheren Schätze: Bürgerfreiheit, Religionsfreiheit und Sicherheit. Die Geschlechtsregister Islands sind bekanntlich bis zu einer gewissen Epoche mit großer Genauigkeit geführt, und ich glaube mit Bestimmtheit nachweisen zu können, daß Thorstein Svarfade, einer der kampftüchtigsten Helden jener Zeit, zu meinen Vorfahren gehört. Auch er zog, aus gleichen Ursachen, wie viele seiner Zeitgenossen, auf die Insel, die durch ihn das Vaterland meiner Familie geworden ist. Ehe er Norwegen verließ, stahl ihm Snäkol, ein Sohn Liot, des Bleichen, den er erschlagen hatte, seine Tochter Gudrune, und Thorstein Svarfade mußte ohne sie in Begleitung seines Sohnes, Karls des Rothen, in die Fremde wandern. Kaum angekommen, gerieth er mit Liotolf, einem reichen Manne, der vor ihm gelandet war, über einige Grundstücke in Streit. Diese Zwistigkeiten pflanzten sich von Jahr zu Jahr fort und waren der Ursprung der Begebenheiten, die ich erzählen will.

Liotolf feierte einige Zeit nach Thorsteins Niederlassung das Jahresfest der Geburt seiner einzigen Tochter, die den Namen Ingvelde, und, weil schon in der Wiege ihre kleine Wange so sammten wie eine reife Pfirsche anzufühlen war, den Beinamen Schönwange erhielt. Die lange, räuchrige Halle des Hauses faßte eine große Anzahl von Gästen, so wie deren Dienerschaft. An dem Sitze, der für das Kind bereitet war, stand Gest, ein achtjähriger Knabe, und wachte sorgsam über jede Bewegung der Kleinen, die der Mutter schon entbehrte, und wenn sie mit schwankenden Schritten unter den Gästen hin und her lief, breitete er die Arme um sie aus, daß sie nicht fallen konnte, und wenn sie des Gehens müde war, trug er sie zu ihrem Sitze zurück. Gest war schön und gelenkig von Wuchs; sein feuriges, großmüthiges Auge sprach von künftigen Thaten, aber zweierlei stand ihm im Wege: er war unfrei geboren, und eine Spalte entstellte seine Oberlippe, so daß sein Gesicht nur von der einen Seite ein Muster von Schönheit war. Wild und unbändig war er auf den nackten Felsen und schwarzgebrannten Lavafeldern umhergestreift, ehe die Geburt der kleinen Ingvelde seinen Sinn zähmte. Jezt stand er wie angewurzelt, wenn er ihren Spielen zusah, und sie blickte ihn mit klugen Augen an, und sein Name war das erste Wort, das sie stammeln lernte. Je mehr Gest und Ingvelde heranwuchsen, desto mehr verschmolzen sich ihre Neigungen. Liotolf liebte ihn und sah es gern, wenn die Tochter ihn auf seinen Jagdzügen begleitete, und freute sich, daß sie bald den Wurfspieß eben so geschickt schwingen lernte, wie das Weberschiff. Gest war ein kühner Mann geworden, als Ingvelde zur Jungfrau heranreifte und schlank wie eine Tanne ward. Wohl fühlten Beide das Feuer gegenseitiger Liebe in der Brust, aber Gest bekämpfte es muthig, und Ingvelde verbarg die Gluth ihres Herzens unter dem Eise ihrer Blicke, daß sie, fast wie ihre eigene Insel, aus Eis und Feuer bestand. Indessen lehrte Gest seine Herrin schöne Sagen, und machte sie auch mit den vielen Unbilden bekannt, die ihr Vater Liotolf von Thorstein und dessen Sohn zu erdulden gehabt hatte, und entflammte durch seine schönen Lieder das Gefühl der Kriegslust und der Rache in ihrer Brust, die bei seinen Weisen erzitterte.

Thorsteins Sohn, Karl der Rothe, hatte sich zwar ein Weib genommen, war aber in See gegangen, um im Kampfe mit Elementen und Feinden Körper und Muth zu stählen. Des Vaters Haus war darum nicht verödet, denn ein Verwandter Liotolfs, Namens Gris, trat plötzlich als Bote seiner Tochter Gudrune zu ihm, die ihm zwei Kinder zur Pflege und Aufsicht schickte, weil sie sich sterbend fühlte. Ein hölzernes Stäbchen, auf dem nur ihm und ihr bekannte Runen eingegraben waren, verbürgte die Wahrheit der Botschaft. Thorstein aber war zu alt und zu rauh, um sich mit der Erziehung der Kleinen zu befassen, weßhalb er die Sorge dem Gris, auf dessen Vorschlag, überließ. Es war ein Mädchen und ein Knabe, Sigride und Klauffe mit Namen. Der Leztere wuchs rasch heran und ward ein gewaltiger, aber wilder Recke, der fünf Ellen hoch gewesen seyn soll; schon als Knabe schlug er unversehens mehrere Gespielen todt, was dem armen Gris schwere Geldbuße kostete. Doch die sanfte Pflegetochter Sigride entschädigte ihn für die Rauhheit des Bruders, und als dieser vollends eine Meerfahrt unternahm, kehrte der Friede in Grisens Haus ein. Nach mehreren Monaten kam Klauffe mit seinem Oheim, Karl dem Rothen, den er aus Feindes Hand errettet hatte, zurück, und gerade zeitig genug, um die Hochzeit seiner Schwester mit Gris feiern zu helfen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Juni.

Die Struve'schen Trink- und Badeanstalten.

Struve's Entdeckung oder Erfindung — wie soll man sagen? Beides möchte hier richtig seyn — Mineralwasser zu

bereiten, hat ſich als eine wohlgelungene und wohlthätige bewährt; glücklich hat ſie die Vorurtheile beſiegt, die ſich jedem neuen Unternehmen entgegenſtellen, gegen das ſeinige aber oft noch aus beſonderem materiellen Intereſſe genährt und geſteigert wurden. Daß ſich die von ihm 1821 in Dresden, alſo gerade in der Nähe der beſuchteſten Heilquellen, wie Karlsbad, Eger, Marienbad u. a., und zwar in der Badezeit angelegte Anſtalt zum Trinken künſtlicher Mineralwaſſer nicht nur halten konnte, ſondern ſich mit jedem Jahre einer größern Theilnahme erfreute, ſprach für dieſelbe, nicht weniger, daß auch in vielen andern, von Badeorten nicht fern gelegenen Städten, wie Berlin, Leipzig, Lauchſtädt, Königsberg, ähnliche mit günſtigem Erfolg errichtet wurden. Allmählich verhallten die myſtiſchen Orakelſprüche, in denen ſich einige Prieſter des Aeskulap gar ſehr gefallen, wenn von Heilquellen und ihrer Beſchaffenheit die Rede iſt, mit denen ſie aber vollends die künſtlichen Heilwaſſer zu verſchreien ſuchten, und ſogar gegen dieſe von tiefverborgenen Lagerſtätten einen eigenthümlichen Erdgeiſt als wahren Schutzgeiſt der natürlichen, von ihm durchdrungenen und belebten Mineralwaſſer hervorriefen. Vollwichtiger und entſcheidender war dagegen das Fürwort namhafter praktiſcher Aerzte für die Struve'ſchen Mineralwaſſer, deren Heilkraft und Güte ſie nach genauen Prüfungen und vielfachen, zum Theil an ſich ſelbſt gemachten Erfahrungen bezeugten. Ihrem Urtheil nach genügten dieſelben den ſtrengſten Anforderungen der Phyſik und Chemie und den kühnſten Erwartungen der Heilkunde. Wir nennen unter dieſen Aerzten nur den Profeſſor Horn zu Berlin und den königlichen Leibarzt Kreyſig zu Dresden, und verweiſen dabei noch den Leſer auf Struve's Werk: „Ueber die Nachbildung der natürlichen Heilquellen. 1ſtes Heft. Dresden 1824. 2tes Heft. Dresden und Leipzig 1826.“ Kreyſig hält es ſogar für nicht unwahrſcheinlich, daß die Kunſt ſelbſt noch wirkſamere Mineralwaſſer liefern werde, als die Natur. Unterdeſſen haben Tauſende die künſtlichen Heilwaſſer gebraucht, unter ihnen Hunderte, die zum Oeftern ſchon von den natürlichen Gebrauch machten; dieſe haben von beiden die gleichen Wirkungen gefühlt, dieſelben Vortheile und Erleichterungen, bisweilen dieſelben Nachtheile und Beſchwerden. Es liegen daher überzeugende Beweiſe, vielfache Thatſachen dafür vor, daß die Kunſt durch Struve der Natur ihre Geheimniſſe entlockt hat. Niemand wird es beſtreiten, daß eine Anſtalt höchſt gemeinnützig und wohlthätig ſeyn muß, die dort künſtliche Heilwaſſer bietet, wo die Natur die übrigen verſagt, von gleicher Wirkſamkeit, aber ohne Gefahr, daß durch weites Verführen mehr oder weniger von dieſer verloren geht, wie es bei den echten Quellwaſſern der Fall iſt, ja, wie man behauptet, in gleichbleibender Kälte, Wärme, Miſchung, Friſche, wie nur dieſe aus der verborgenen Werkſtatt der Natur zunächſt hervorgehen können, wohl noch gleichmäßiger. Man hat zwar ſolches bezweifeln, und gerade von dieſer Seite die nachgebildeten Mineralwaſſer in Verruf bringen wollen; allein wo iſt der Badeort, an welchem die Quelle ohne allen Einfluß der Witterung, ohne zufälliges Beimiſchen, ohne längeres oder kürzeres Erwärmen oder Abkühlen, ohne mehr oder weniger Zerſetzen und Verändern — der von den Aerzten verordneten Zumiſchungen gar nicht zu gedenken — immer gleichmäßig und unverändert gebraucht wird? Man verlange hier nicht mehr von der Kunſt, als die Natur zu leiſten vermag, und doch wird ſie auch das vielleicht noch können. Wie bedeutend iſt aber nicht der Gewinn für den leidenden Theil der Menſchheit, daß die Kunſt an einer und derſelben Stätte, gerade wo die Natur ihre Wohlthat entzieht, gleichſam mit einem Zauberſchlage die verſchiedenartigſten Quellen hervorruft, die des Taunus, wie des Kaukaſus, die aus Böhmens Gebirgen und von den Ufern des Rheins. Hier eröffnet die Kunſt den Kranken ein großes Magazin verſchiedenartiger Arzneien, bei denen ſie von einer zur andern nach Erfordern übergehen können, eine ganze Waſſerapotheke. Reiſen von einem Badeort zum andern, Koſten, Beſchwerden werden ihnen dadurch erſpart; ſie haben Alles zur Stelle.

Der Struve'ſchen Trink- und Badeanſtalten werden daher mit jedem Jahre immer mehr, und dadurch iſt der Gebrauch der Mineralwaſſer allen Kranken, denen körperliche Leiden, Lebens- oder Vermögensverhältniſſe weite, koſtſpielige Reiſen nicht geſtatten, insbeſondere Beamten und Armen, gar ſehr erleichtert, ja oft einzig und allein nur möglich gemacht, und dabei ihren Familien ſo manche ſchmerzhafte, Sorgen erregende Trennung erlaſſen. Fürwahr kein geringer Gewinn, zumal wenn wir noch die großen Summen in Anſchlag bringen, welche der theure Aufenthalt der Kranken und Geſunden an den Badeorten des Auslandes zu Waſſer werden läßt, und die nun im Inlande verbleiben. Aus allen dieſen Gründen iſt es daher erfreulich, daß auch bereits in Rußland mehrere Struve'ſche Anſtalten errichtet worden ſind, zu Moskau, Odeſſa, Helſingfors, Warſchau, ſeit 1834 auch zu St. Petersburg. In Riga tritt eben jetzt für ein ſolches Unternehmen eine Aktiengeſellſchaft zuſammen, desgleichen in Kiew.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 171:

Die Erde.

Räthſel.

Ein feiner Mann, in groben Rock
Verhüllt, man nennt ihn einen Stock;
Auch ſchläft er lang und rührt ſich nicht,
Und macht ein grämliches Geſicht.

Doch wenn die Augen ihm aufgehn,
Sehen iſt er ſchöner anzuſehn.
Sein grünes Wammes zieht er dann
Zur heißen Tagesarbeit an.

Er ſchafft und kocht den ganzen Tag,
So viel ſein Feuer nur vermag,
Und daß er ſeine Frucht verſpricht,
Man merkt es wohl, doch ſieht man's nicht.

Denn zarte Geiſter in die Luft
Ausſtreut er, ſie verräth ihr Duft,
Und außen glänzt und innen ſchafft
Der Sonne Strahl, die kleine Kraft.

Nun hat er ſein Geſchäft gethan,
Fängt ſeinen Feierabend an,
Verſchenket ſeiner Arbeit Frucht,
Wie ſchmeckt ſie dem, der ſie verſucht!

Die Enkel noch erfreut ihr Geiſt,
Wenn du von Manchem nichts mehr weißt,
Der ſolche ſüße Frucht verſäumt
Und von Unſterblichkeit geträumt.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 178.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. Juli 1835.

Alles prüfe der Mensch, sagen die Himmlischen,
Daß er, kräftig genährt, danken für Alles lern'.

Hölderlin.

Aus Erik Gustav Geijers Erinnerungen. (Minnen utdrag af bref och dagböcker.)

(s. Nr. 151. 152.)

Die folgenden Auszüge aus Geijers „Minnen" betreffen England. Einige Vorbemerkungen werden ihr Verständniß erleichtern. Wir haben besonders Deutsche und Franzosen über England gehört. Es ist natürlich, daß jeder Reisende seine Nationalität in der Beurtheilung einer andern Nation nicht verleugnen kann, wenigstens nicht in den Augenblicken des ersten, frischen Eindrucks vor der Reflexion. Und eben die Darstellung dieses ersten Eindrucks ist angenehm, und wir finden es ganz in der Ordnung, daß die Reisenden verschiedener Nationen bei den Fremden vorzugsweise die Abweichungen von dem, was bei ihnen Sitte und Herkommen ist, bemerken. Wenn man noch von philosophischen Beobachtern der Menschheit reden dürfte, so würde ich sagen, daß sich einem solchen Beobachter aus der Vergleichung dieser Verschiedenheiten das Bild des beschriebenen Volks deutlich herausstelle. Jedenfalls muß es besonders interessant seyn, einen Schweden über England zu hören, und die Gründe liegen nicht fern. Schweden und Engländer haben bei großer Verschiedenheit doch auch wieder manche Aehnlichkeit. Die Verschiedenheit liegt in der Kultur des Landes, in dem Betrieb der Gewerbe, im Handel, in der verschiedenen Richtung der Bildung, in dem Verhältnisse der Stände. Der Schwede kommt aus einem weit ausgedehnten Lande, in dem die Massen des Urgesteins die Kultur beschränken; eine kleine Anzahl von Menschen wohnt auf diesen weiten Strecken, die Kommunikationen sind spärlich, der eigentlichen Städte wenige, die Bildung der deutschen Bildung analog, die auch ihre Entwicklung meist bestimmt, und in der die Philosophie eine bedeutende Stelle einnimmt, der Handel auf wenige Produkte beschränkt; der Ton der Gesellschaft erinnert an französische Feinheit (die sich von Gustav III. datirt), eine besondere Vorliebe für geräumige Wohnungen und für werthvolles, silbernes oder goldenes Geräthe läßt sich überall bemerken. Für große Unternehmungen fehlt nicht der Sinn, aber oft das Kapital. Dem Schweden also muß die Beschränkung seines Vaterlands in den erwähnten Beziehungen besonders in den Sinn kommen, wenn er England sieht. Aber er findet doch eine verwandte Nation, germanische und normännische Elemente im Charakter; die seemännische Art und Weise ist einem Volke nicht fremd, das die trefflichsten Seeleute und Matrosen hat; er findet eine freie Verfassung, ein protestantisches Land mit einer bischöflichen Kirche; die nordische Tapferkeit hat sich hier wie dort erhalten, hier wie dort glüht ein vaterländisches Gefühl. Was er vermißt,

ist das Verständniß der Kunst. Der Schwede ist musikalisch und poetisch, er neigt sich zum Gefühl, er liebt das Romantische und das Sentimentale mit einem Zusatz von Geist, er liebt und übt die bildende Kunst; der Geschmack, der Ton, die Anmuth, die Gewandtheit des gesellschaftlichen Lebens gilt ihm viel; er ist ein leidenschaftlicher und vortrefflicher Tänzer. Von dem Allem vermißt er in England Manches, und viele seiner Urtheile werden sich daraus erklären, daß er ein Schwede ist, daß er Schwedisches als Maßstab anlegt.

Yarmouth, den 12ten Aug. 1809.

Wir sind am 6ten August von Gothenburg ausgelaufen, am schönsten Morgen. Ein schöner Morgen aber ist mir immer wie ein Frühling im Kleinen vorgekommen. Alles erwacht, regt sich und empfindet die ganze Frische des Lebens, das man neugeboren aus den Armen des Schlafs empfängt. Gegen Mittag ist das Leben wirklich schon etwas zu alt. Von der ganzen großen Menge von Fahrzeugen, die uns auf allen Seiten umgaben, hörte man das Geräusch frischer, arbeitender Menschen; Boote eilten an uns vorüber, eine Menge von Menschen bewegte sich am Ufer, alle beschäftigt, jeder in Eile, ein Stück Weges vor seinem Tode zurückzulegen. Elfsborg vorbei, erweitert sich die Aussicht und nimmt einen andern Charakter an, die Ufer ziehen sich zu beiden Seiten immer mehr zurück. Noch strecken sich Spitzen vor, man sieht Inseln in den Scheeren und zwischen ihnen die offene See, über welche die entferntesten blauen Felsen in der Luft zu hängen scheinen. Man kennt das Wasser nicht, bevor man dieses Element in seiner Macht und Herrlichkeit gesehen hat. Wir sind gewohnt, es in Ufer eingeschlossen zu sehen, gleichsam aus Gnaden von seinem Bruder, dem Lande, gehalten, gegen die Verpflichtung, den grünen Teppich des Landes bei frischer Farbe und Schönheit zu erhalten. Hier muß man es sehen, diese Ufer, diese Scheeren, die ich, da das Schiff anhielt, näher betrachten konnte. Ich stieg an's Land. Das Ufer besteht bloß aus ungeheuren kahlen Felsen; kein Baum ist zu sehen, so weit dein Auge reicht, ist die Erde weggespült. Bloß in den tiefern Schluchten wächst etwas Gras, und dorthin treiben die Uferbewohner ihr Vieh. Ich sah um Mittag weit von mir ein Pferd allein auf einem Felsen; es stand und sah nach dem Meere zu. Da ich nach einer Weile zurückkam, stand es noch da, es hatte sich bloß umgekehrt: es sah sonderbar aus. Vermuthlich sind seine Betrachtungen dahin gegangen, daß hier mehr Aussicht als Weide zu haben sey. — Häuser sieht man sehr selten, sie sind von Lootsen bewohnt; am Ufer standen ein paar ziemlich wohlgebaute, weiterhin aber sieht man erbärmliche Hütten, als hätte das Meer sich zurückgezogen und Wracke hinter sich gelassen. So ist diese Küste, und doch hat zwischen diesen Felsenmauern Bohuslän weiter hinein schöne, grasreiche, fruchtbare Thäler. Am Ufer aber vermißt man nicht bloß Erde und Kultur; das furchtbare Element hat seine Spuren auch den Felsen selbst eingedrückt. Die Woge hat einmal über diesen Steinmassen gebraust, hat sie zerklüftet, durchpflügt und ihre Spur hinterlassen, ehe sie in die Tiefe zurücksank, aus welcher sie sich nun gegen des uralten Schwedens tiefste Grundfesten bricht. Stelle dir eine grenzenlose Wasserfläche vor, nach welcher das Land mit seinen Steinarmen vergebens greift, und diese Fläche von einem sanften Winde gekräuselt und fast besät mit Fahrzeugen groß und klein, dazu den Glanz eines reinen Himmels im herrlichsten Sonnenschein, und wir selbst in unserem kleinen Fahrzeuge langsam dahingleitend, von einigen angesprochen, mit andern uns unterhaltend, Briefe und Nachrichten empfangend, sprechend mit Engländern, Amerikanern, Deutschen, Holländern; hier die Menge von Fahrzeugen, die mit den Früchten der Industrie und des Friedens beladen sind, dort ein englisches Kriegsschiff, das eben aus dem Gefechte mit einem dänischen kommt und noch die Spuren der Kugeln in seinen Wänden hat. Seine Flagge ist gesenkt, zum Zeichen, daß sein Kapitän im Gefecht geblieben ist. — Stelle dir das Alles vor, und du hast eine Welt im Kleinen um dich, mit allen ihren Wechseln, und vor dir ein Bild der Unendlichkeit, in der alle Geschicke des schwachen Menschen verschwinden, und die er denn doch in seinem Herzen empfindet und mit seinem Geiste zu erforschen strebt. Mitten in dieser Scene warfen wir Anker. Die Dunkelheit bedeckte sie bald und die Sterne spiegelten ihre strahlenden Häupter in den Wellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skandinavische Geschichten.

(Fortsetzung.)

Wieder waren in der Halle des Hauses viele Gäste versammelt, wie bei Ingveldens Geburtsfest; zu oberst an der langen Tafel saß die holdselige Braut, die mit kindlicher und bräutlicher Liebe zugleich nach ihrem Gemahle blickte. Klauffe und Karl der Rothe saßen ihr zur Seite. Als der aus Birkenholz geschnitzte Humpen wieder und wieder den Kreis der Gäste durchlaufen hatte, schlug der wilde Karl vor, daß jeder am heutigen Tage das Gelübde einer gefahrvollen That ablegen sollte. — Weinend schmiegte sich seine Gemahlin an ihn und bat ihn, endlich an ihrer Seite der langentbehrten Ruhe zu genießen; aber ihre Einrede wurde von dem Beifallsruf

der Gäste überläubt. — Von den Gelübden und Thaten der Meisten habe ich keine Kunde; Karl aber rief aus: „Ich mache mich anheischig, Liotolf, den hartnäckigen Widersacher meines alten Vaters, der Feigheit zu bezüchtigen.“ Gris sprach: „Mich verlangt es, meine Kraft mit der seines Knechts zu messen, der für den gewaltigsten Kämpfer der Insel gilt.“ Und Klauffe sagte: „Ich habe nur einmal Ingvelde Schönwange gesehen, aber ihre göttergleiche Schönheit nicht vergessen; die will ich mir zum Weibe holen, und sollte ich's mit allen Tingmännern ihres Vaters aufnehmen müssen.“

Gris, dem weder Karls noch Klauffes Vorschlag gefiel, weil er Liotolfs Verwandter war, beschloß, ihn von dem zu benachrichtigen, was gegen ihn im Werke war, und ließ sich von Schwager und Oheim das Versprechen geben, den heutigen Tag nur der Freude zu widmen. Als sie am andern Morgen zum Kampf auszogen, kam ihnen Liotolf mit seinen Tingmännern entgegen. Gris forderte, seinem Versprechen gemäß, Gest zum Zweikampf auf, und nachdem dieser solchergestalt außer dem Kampf war, warfen sich Karl der Rothe und Klauffe, kampfstark und gewaltig, wie sie waren, auf Liotolf und seine Mannen. Karl hatte hier schon Gelegenheit, sein Gelübde zu erfüllen, denn als der schon alternde Liotolf sich weigerte, den Zweikampf zu bestehen, zieh ihn Karl wiederholt der Feigheit. Sie nahten sich dann Ingveldens Gemach, die verzweifelnd um Hülfe schrie. Ihr Rufen zog Gest herbei, und Gris freute sich, auf diese Art den Kampf für sich beendigt zu sehen. Durch Gests Theilnahme an dem Kampfe nahm dieser bald eine andere Wendung. Bald fiel Klauffe leblos zu Boden, zugleich aber sank Gest schwerverwundet nieder. Vor Wuth schäumend, riß Karl der Rothe die unglückliche Ingvelde zu Klauffe's Leichnam, und zwang sie, dem Todten ihre Treue zu geloben. Kaum hatte sie die Worte über ihre Lippen gebracht, als Klauffe frisch und gesund aufsprang und sie in seinen Armen davon trug. Liotolf war gezwungen, dem Schauspiel mit gebundenen Händen zuzusehen, und blieb in trostlosem Schmerz zurück, als die Sieger heimzogen. Ingvelde aber, also gewaltsam von der Liebe ihrer Jugend gerissen, war dadurch zur Tigerin umgeschaffen. Sie lockte Klauffe nach kurzer Ehe, unter dem Vorwand der Versöhnung, in ihres Vaters Haus, und dieser erschlug den Gast mit seinem eigenen Schwert. Bleich, aber entschlossen sah Ingvelde diese Rache vollziehen. Karl der Rothe aber suchte wiederum seinen Neffen zu rächen, und Klauffe selbst erschreckte seine Mörder durch seine tägliche blutige Erscheinung; auch Karl erschien das Gespenst, so oft er in seinen Racheplänen nachließ. Einst stand er neben seinem greisen Vater und stierte in die kalte Luft. Plötzlich sah ihn Thorstein die Farbe verändern und fragte: „Was ist Dir, mein Sohn?“ — „Vater,“ erwiderte Karl, „mir war es, als sähe ich Klauffe auf einem grauen Pferde durch die Luft reiten und einen Schlitten nach sich ziehen, worin wir beide saßen.“ — Thorstein sprach: „Sieh, Deine Glieder sind stark und meine von Alter schwach; ich sah eben das, was Du sahst, aber hast Du bemerkt, daß ich die Farbe änderte?“ — Karl sammelte seines Vaters Tingmänner, um den Mörder auf seinem Hofe zu erschlagen, oder wenigstens sich seiner Tochter zu bemeistern; allein er traf weder ihn, noch Ingvelde. Nur Gest stand ruhig auf dem Hofe und gab vor, nichts vom Aufenthalt seines Herrn zu wissen. Keine Bestechung, keine Bitte, keine Drohung half. Zuletzt ließ Karl ein wildes Roß herbeiführen und band Gest daran; da sprach dieser: „Zwanzig Mann können den Einen wohl bezwingen, aber sie können die Zunge nicht lösen, die meine Treue bindet.“ — Solcher Edelmuth entwaffnete Karl den Rothen; er band ihn mit eigener Hand los und drückte ihn an sein Herz. Als die Feinde den Hof verlassen hatten, kamen Vater und Tochter aus ihrem Versteck hervor, und Liotolf sprach zu Gest: „Wo könnt' ich wohl auf der weiten Welt einen freien Mann finden, der Dir gleich wäre, o mein Knecht! So sey denn von heute an frei, und willst Du meine Tochter zum Weibe nehmen, so ehrst Du sie und mich.“ — Ingvelde aber sprach, als Gest sich ihr zu Füßen warf: „Ei, wie sollt' ich denn einen Mann mit einer gespaltenen Lippe heirathen? Aber Du hast mit Deiner Tapferkeit und Treue die Spalte verdeckt, und nur wenn Du aufhörtest, der kühne Mann zu seyn, den ich in Dir liebe, würde sie meinen Augen wieder sichtbar werden.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Lieder eines Autodidakten.

Grabbild.

Rauschend rollt der Sarg zu Grabe,
Trauernd steht der Leichenchor,
Und der Greis am Bettelstabe
Sitzet an des Kirchhofs Thor.

Hoch in blauen Himmelslüften
Singt die Lerche hell und frei,
Auf den Grabeshügeln düften
Süßer Blumen mancherlei.

Müde sinkt der Leib zur Erde,
In die stille Grabesruh',
Frei von Sorgen und Beschwerde,
Fliegt der Geist dem Himmel zu.

Nic. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Juni.

(Beſchluß.)

Die Struve'ſchen Trink- und Badeanſtalten.

Die Errichtung einer Struve'ſchen Bade- und Trinkanſtalt zu St. Petersburg auf Aktien ging 1833 von dem Finanzminiſter, Grafen Cancrin, aus. Der Kaiſer genehmigte den Vorſchlag, und nahm ſelbſt hundert Aktien, deren Ertrag zur Kur mittelloſer Kronbeamten in der Anſtalt verwandt werden ſoll, verlieh ihr auch noch ein Schutzprivilegium auf zwanzig Jahre. Bis zum Mai waren gegen zwei Millionen Rubel B. unterzeichnet, allein nur der dritte Theil erforderlich, und ſo wurden 1400 Aktien zu 500 Rubel B. ausgegeben. Im Auguſt begann der Bau. Das Ganze, aus mehreren Gebäuden beſtehend, liegt zwiſchen dem Strogonowſchen Garten und Nowaja-Derewnja auf einem auf dreißig Jahre gepachteten Grundſtück, nicht fern von den reizenden Inſeln, zu Waſſer und zu Lande zugänglich, theils von einem Garten und Wäldchen, theils von freundlichen Landhäuſern umgeben. Das Kurhaus enthält einige mit Geſchmack, aber in edler Einfachheit für die kaiſerlichen Herrſchaften eingerichtete Gemächer, einen bedeckten Spaziersaal von 1656 Quadratſaſchinen Flächeninhalt, mit einem Säulengang und vielen Blumenkaſten an beiden Seiten, mit großen, lichten Fenſtern in der Vorderwand, einem Springbrunnen in der Mitte, Muſikchor und mehreren Nebenzimmern, unter denen Referent jedoch ein Leſezimmer mit Zeitſchriften, wenn auch nicht für die der Körperbewegung bedürftigen Kranken, ſo doch für deren geſunde Begleiter vermißte. Die eigentliche Trinkhalle, gewölbt, von Säulen getragen, reich ausgemalt, hat 810 Quadratſaſchinen Flächeninhalt. Hier werden an einem weiß mit Gold verzierten Buffet von zwölf ſauber gekleideten Knaben die beliebigen Mineralwaſſer verabreicht. Es ſtehen kalte und warme Quellen zu Gebot: von erſtern ſchleſiſcher Oberſalzbrunn, Eger Salz- und Franzensbrunn, Marienbader Kreuzbrunn, Ferdinandsbrunn, Kiſſinger Rakoczy, Spaa, Pyrmont, Kudowa, kaukaſiſcher Narſann, die Bitterwaſſer von Pülna und Saydſchütz, Selters, Vilin, Sodawaſſer; von letztern, den warmen Quellen, Emſer Kränchen und Keſſelbrunn, Karlsbader Thereſienbrunn, Karlsbader Mühlenbrunn, Neubrunn, Sprudel, Wiesbadner Kochbrunn, die Nachner Kaiſerquelle, kaukaſiſche Alexanders- und Eliſabethquelle. Dieſe Waſſer werden in einem durch die Buffetwand verdeckten und nur mit Erlaubniß zugänglichen Lokale von dem Dr. Friyſche, einem von Dr. Struve ſelbſt gebildeten Chemiker, und mit einem ſehr künſtlichen, unter Angabe und Aufſicht des Erfinders angefertigten Apparat bereitet. Bei jedem einzelnen Behälter iſt ein Wärmemeſſer; nach dem Schenktiſch zu ſteht über jedem Behälter der Name des Waſſers, den er in ſich ſchließt, auf einem eleganten Schilde; ein ſilberner Pfeil darüber deutet ſtets durch ſeine Stellung an, ob derſelbe gefüllt oder leer iſt. Kredenzt wird der Trank in ſchmalen Bechern von Porzellan; jeder Trinkgaſt hat ſeinen eigenen mit einer Nummer, und erhält ihn als Andenken. Monatlich zahlt die Perſon für das Trinken warmer Waſſer hundert Rubel B., der kalten achtzig Rbl.; für jedes einzelne Mineralbad zehn Rbl. Dieſes bekommt man in einem beſondern Badehauſe. Es hat getrennte Eingänge für Männer und Frauen, für jene zehn, für dieſe ſechs Badelokale. Jedes derſelben beſteht aus einem Vorzimmer, Badekabinet und Ruhegemach. Mehrere Zimmer ſind zu Douchen, Dampfbädern und von den übrigen abgeſchloſſenen Schwefelbädern beſtimmt. Die geräumigen Wannen ſind von Granit, füllen und leeren ſich von unten. Die Badewannen ſind nach einer ganz neuen Methode eingerichtet, durch die es möglich wird, dem Bade alle Eigenſchaften der natürlichen Heilquellen zu geben. Durch eine beſondere Vorkehrung wird das mineraliſche Gemiſch dergeſtalt in die Wanne geleitet, daß ſich dort die Temperatur während des Gebrauchs immer gleich bleibt, aber auch nach Belieben geſteigert oder herabgeſetzt werden kann. Um ſie mit Sicherheit zu beſtimmen, iſt dem Badenden ſtets ein Thermometer vor Augen. Ueberhaupt wurde für Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit auf alle und jede Weiſe geſorgt. Man fand im vorigen Jahre die künſtlichen Mineralwaſſer dieſer Anſtalt kräftiger, herzhafter, als die natürlichen, und daher auch ſchon das nachgebildete Selterswaſſer auf den Tafeln der Feinſchmecker. Die Beſorgniß, daß ſie, ſchon durch ihre geringern Preiſe, die natürlichen mit der Zeit verdrängen und deren gewinnreichem Verkauf Abbruch thun werden, befehdete die Anſtalt mit nachtheiligen Gerüchten. So hatte ſich außer Manchem gegen die Wirkung dieſer künſtlichen Mineralwaſſer auch noch die Sage ſelbſt bis in das Innere des Landes verbreitet, man könne wegen der allerhöchſten Anweſenden nur in vollem Staat wie bei Hofe erſcheinen, man müſſe zu jeder Zeit dort ſehr koſtbare Toilette machen, ſich läſtigen Zwang und dadurch der Geneſung Feſſeln anlegen; das Getränk werde von betreßten Hofbienern auf Silber und in Kryſtall, und zwar nach dem Range, den Gäſten gereicht, alſo vielen ſpät und verdunſtet, und dergleichen Unwahrheiten mehr. Nichts von alledem! Die Humanität des erhabenen Kaiſerpaares hatte die vollſte Badefreiheit geſtattet; auch in ſeinem Beiſeyn erſchien und that ein Jeder, wie und was er wollte. Beamte und Offiziere wandelten in Ueberröcken, ſogar bedeckten Hauptes, in allen Salons ſo zwanglos auf und ab, wie an irgend einem Badeort des Auslandes. Die völlige Eröffnung der Anſtalt hatte ſich im vorigen Jahre verzögert; dennoch waren 244 Badegäſte verzeichnet. Unter ihnen ſtanden oben an der Kaiſer, die Kaiſerin, der Thronfolger, der Großfürſt Michael und deſſen Gemahlin. Auch der Kronprinz von Preußen und der Prinz Friedrich Wilhelm Heinrich der Niederlande beehrten mehrere Male die Anſtalt mit ihrer Gegenwart. Um und neben dieſen hohen Herrſchaften ſah man ſehr dürftige Perſonen der niedern Stände; denn auch dieſen wird, und zwar unentgeldlich, die Benutzung bewilligt. Wie geſagt, nirgends war der mindeſte Zwang ſichtbar. Zum Schluß hier noch das Ergebniß, das ſich aus der Jahresrechenſchaft vom 26ſten Februar 1835 herausſtellt. Eingenommen wurde für Mineralwaſſer in und außerhalb der Anſtalt und für Bäder 43.208 Rbl. 91 Kop., an Zinſen für das Anfangskapital in Bankſcheinen 10.693 Rbl. 36 Kop., in Allem 53.902 Rbl. 27 Kop. B. Dagegen verausgabt für das Material zur Bereitung der Waſſer 23.587 Rbl. 63 Kop., für die Unterhaltung und Verſicherung der Gebäude, die Beſoldungen u. ſ. w., 50.454 Rbl. 15 Kop., in Allem 74.041 Rbl. 66 Kop. B.; dazu die Baukoſten im Ganzen mit 552.361 Rbl. 74 Kop., und für das Inventarium und die Errichtung eines Laboratoriums 185.075 Rbl. 49 Kop. für die Anlegung eines Gartens und einer Orangerie 25.820 Rbl. 5 Kop., an einmaligen Verwendungen 45.600 Rbl. Man ſieht, daß die Anlage wirklich großartig iſt; um ſo mehr wollen wir ihr ein glückliches Gedeihen wünſchen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 179.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 28. Juli 1835.

— Wollust und Rache
Sind lautern Ohrs als Ottern.

Shakespeare.
Troilus und Cressida.

Skandinavische Geschichten.

(Fortsetzung.)

Ingvelde ward nun Gest's liebendes, sanftes Weib; nur eine Wunde wollte nicht heilen, die Erinnerung an ihre schreckliche Vermählung mit Klauffe, und der Vollzieher jener ruchlosen That war der Gegenstand ihres blutigsten Hasses. Gest hätte sich gern mit ihm versöhnt, aber Ingvelde sagte: „Gieb Acht, daß sich die Spalte Deiner Lippe nicht vor meinen Augen aufthue.“ Der Kampf begann auf's Neue; Karl der Rothe ward von Gest überfallen und erschlagen. Als der alte Thorstein diese Nachricht erhielt, starb er jählings, die unglückliche Wittwe des Erschlagenen aber gebar nach seinem Tode noch einen Sohn, den sie nach ihm nannte. Dieser jüngere Karl war ein stiller Knabe und, wie es schien, einfältigen Gemüths; statt sich, wie seine Brüder, auf Land und Meer herumzutummeln, lag er vom Morgen bis zum Abend an den Pfeilern des Herdes, die Füße gegen den Aschenhaufen gekehrt, und stierte in die Flamme. Vergebens rüttelten ihn die Brüder auf; nur wenn vom erschlagenen Vater die Rede war, rollten seine Augen wild umher. Einmal ließ er sich dennoch bewegen, einen Zug in die entlegeneren Theile der Insel mitzumachen. In einem engen Hohlwege begegnete ihnen ein Wagen, von zwei milchweißen Zeltern gezogen; neben dem Wagen schritt ein starker, schöner Mann, den jedoch eine gespaltene Lippe entstellte; dieser leitete sorgsam die Pferde am Zügel, denn auf dem Wagen saß sein Theuerstes, ein Weib, nicht mehr in der ersten Jugend, aber dennoch von unbeschreiblicher Schönheit, und durch vier holde, spätgeborne Kinder, die sie umgaben, noch verklärter erscheinend. Das jüngste lag auf ihrem Arme, sie sprach sanft spielend mit dem Kleinen, der sie nicht verstand, aber zum Oeftern laut aufjauchzte. Als Karls des Rothen Söhne sichtbar wurden, zogen sich die Knechte, die bewaffnet den Wagen begleiteten, dichter zusammen und sahen drohend nach ihnen hin; der Herr grüßte sie wehmüthig und freundlich; das schöne Weib aber war wie verwandelt, als sie die fünf Brüder gewahrte; ihre hohe Stirn zog sich in Falten, die Augen blitzten und die Röthe des Zorns überflog ihr Gesicht; unwillig wandte sie den Kopf ab und drückte den Kleinen fester an sich. Der Wagen verschwand hinter einem Felsen, und die Brüder wollten weiter ziehen, aber Karl stand regungslos, mit starren Augen und offenem Munde da und schien zu einer Bildsäule verwandelt; sie mußten ihn gewaltsam aus seiner Betäubung rütteln. „Wer war sie?“ rief er wie ein Verzückter. „Ingvelde Schönwang,“ antworteten die Brüder, „noch jetzt die Schönste des Landes, aber falsch, wie schön, denn sie ist die Mörderin

unſeres Vaters!“ Ein Blitz ſchien Karl zu durchzucken, es war ihm unmöglich, den Zug fortzuſetzen, und ſeine Brüder, ob ſeiner ſichtlichen Bewegung erſtaunt, begleiteten ihn auf den Hof zurück.

Von Stund an war er nicht mehr derſelbe; raſtlos eilte er umher, als triebe ihn ein wichtiger Beruf, und wenn er über die Felſen ſtieg, des Vaters Tingmänner in ihren Häuſern zu beſuchen, ſtarrte er trübe vor ſich hin und ſang Kriegslieder. Manchmal übermannte ihn auch eine unſägliche Rührung, heiße Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, und Viele meinten, ein Wahnſinn wolle ſich ſeiner bemächtigen. Jezt kam die Zeit, da des Vaters Schätze unter die Söhne vertheilt werden ſollten. Sie legten Alles auseinander und fingen an, fünf gleiche Theile zu bilden; Karl ſah ihnen eine Weile zu, dann ſtieß er ſtillſchweigend die Sachen mit dem Fuße untereinander. Geduldig wiederholten ſie ihr Werk, denn ſie liebten den Jüngſten, Nachgebornen, der den Namen des Vaters trug, und hatten alle ſeine Sonderbarkeiten von Kindheit an mit Ruhe getragen. Doch abermals ſtieß er die Sachen untereinander, und als ihn nun die Brüder verwundert anſahen, brach er los: „In des Vaters Schätze wollt ihr euch theilen und ſeinen Tod ungerochen laſſen? Nicht ſo! entweder behalte derjenige von euch das Ganze, der die Rache übernehmen will, oder gebt mir das Gut insgeſammt und alle Gefahr der Rache dazu!“ Die Brüder hielten ihn für einen von den Göttern Begeiſterten, und überließen ihm die Schätze und die That. Und noch deſſelben Tags erſchienen achtzehn ſtarke Tingmänner, die Karl ſchon im Voraus für achtzehn Mark Silber gedungen hatte, daß ſie ihm einen Tag lang in Allem behülflich wären. Jezt kündigte er ihnen an, daß hier von keiner Arbeit des Feldes, ſondern von einem ernſtern, blutigen Werke die Rede ſey. Als die Nacht einbrach, überfiel er Geſt's Haus und band ihn im Schlaf. Dann ließ er auch die Kinder binden und hinausführen auf ein nahgelegenes wüſtes Feld. Er ſelbſt aber ging in Ingveldens Gemach und war nicht mehr der wilde Krieger, wie zuvor, da er mit ſeinen Mannen das Haus ſtürmte. Ingvelde lag ſtumm auf dem Boden, und bei ſeinem Eintritt zerraufte ſie verzweifelnd ihr langes, blondes Haar. Er warf ſich zu ihr nieder und konnte lange nicht ſprechen, endlich hob er an: „Schönes Weib, ich habe Dich nur zweimal erblickt, einmal im Glück, und jezt in Deinem Schmerz, aber dennoch habe ich feſt beſchloſſen, Dich zu der Meinigen zu machen. Sage Dich los von Deinem alternden Manne, der von luechtiſcher Herkunft und noch dazu allen Menſchen ein Grauen iſt, weil ihn eine Spalte in der Lippe entſtellt.“ — „Ich ſehe keine Spalte in ſeiner Lippe,“ erwiderte Ingvelde; „für mich iſt er ein Jüngling und der ſchönſte Mann auf Erden.“ Da entbrannte Karls Zorn von Neuem; er führte ſie auf das Feld, wo Geſt und die vier ſchönen Kinder gebunden ſtanden. Grimmig ſah er die Gatten an, weil in beider Augen ein Strahl der Freude leuchtete, als ſie ſich wieder ſahen.

(Der Beſchluß folgt.)

Aus Erik Guſtav Geijers Erinnerungen.

(Fortſetzung.)

Yarmouth, den 1sten Auguſt.

Der erſte Anblick der engliſchen Küſte war einnehmend. Keine ſchwediſchen Felſen mehr, ein Streif weißen Sandes und gleich darüber das herrlichſte Grün. Sanft und flach hebt ſich dieſes geſegnete Eiland aus dem Schooße des Meers, ſo weit das Auge reicht von flaggenden Schiffen umgeben, welche des ſtolzen Albions Reichthum und Schutzmauern ſind. Es war eben der Geburtstag des Prinzen von Wales; das Wetter war ſchön, am Ufer wimmelte es von wohlgekleideten Menſchen. Die weißen, flatternden Kleider der Engländerinnen ſchimmerten im Sonnenſchein, und wir konnten uns die Engländerinnen ſelbſt ſo ſchön vorſtellen, als wir wollten.

Yarmouth iſt eine artige Stadt, alle Häuſer nett von Backſteinen aufgebaut, keine großen, keine zierlichen darunter. Die Zierlichkeit, als ſolche, ſcheinen die Engländer nicht im Auge zu haben. Man hat im Allgemeinen bei Weitem nicht ſo viel Raum, als in Schweden, bloß was man nothwendig braucht, aber Alles im höchſten Grade bequem, nett, ordentlich, behaglich. Für dieſe Zwecke wird jeder Raum benuzt, und wenn ſich ein paar Quadratellen freier Platz zwiſchen Haus und Thor finden, ſo kann man ſicher ſeyn, auf dieſem Platze ſo viele Blumen und ſo viele kleine, nette Gänge zwiſchen den Blumenbeeten zu ſehen, als ſich nur anbringen laſſen. Viele Häuſer ſind von außen mit Epheu und ähnlichen Gewächſen geſchmückt. Die Leute in Schweden haben zu viel Raum, und fragen nicht darnach, ob außer dem Thore eine Oede iſt; dieſe iſt an ſo vielen Orten der nächſte Nachbar, daß man ſich daran gewöhnt hat. — Ich habe keinen einzigen Bettler geſehen, mit einem Wort, Alles gibt den Begriff von Gedeihen und Wohlſtand. Dem ſcheint auch das Ausſehen der Leute zu entſprechen. Sie ſind wohlgebildet und haben den Ausdruck eines behaglichen, etwas trotzigen Wohlbefindens. Die Frauenzimmer ſehen aus, als müßten ſie recht gute, artige Hausmütter in dieſen kleinen, ordentlichen Häuſern ſeyn. Ich habe keine ſchöne, aber nirgends ſo viele ſchmucke, nette Geſchöpfe geſehen. Ihr Anzug iſt mehr gut und fein, als geſchmackvoll. Man ſieht Mütter ſelbſt von der ſogenannten beſſern Klaſſe mit dem

Kind auf dem Arme auf öffentlichen Spaziergängen. Mitten unter diesen idyllischen Betrachtungen werde ich an die Zerstörungen des Kriegs erinnert. Die Trümmer von dem Korps des Herzogs Wilhelm von Braunschweig-Oels sind zum Theil zugleich mit uns hier angekommen, schwarze, von Pulver und Rauch gefärbte Gesichter mit ungeheuren Schnurrbärten und großen Tabakspfeifen im Munde. So gehen sie herum und machen sich in den Wirthshäusern sehr laut. Die Leute betrachten sie mit Theilnahme; sie haben sich aus dem Innern von Deutschland wie aus einem brennenden Hause herausgeschlagen, kaum 1500 Mann, von Napoleons Schaaren verfolgt, und doch glückte es ihnen durch ihre eigene und ihres Anführers Unerschrockenheit, die Küste der Nordsee zu erreichen und von Helgoland aus nach England zu kommen.

London, den 19ten September.

Die Engländer sind sicherlich eines der verständigsten Völker auf der Erde. Das ist meine volle Ueberzeugung, und daß ich nach einem so kurzen Aufenthalte unter ihnen dies finden konnte, wäre kein kleines Kompliment für meinen eigenen Verstand, wenn ich nicht an deinem Lächeln merkte, was du meinst, nämlich, daß ich vielleicht den Verstand, wie gewisse Thiere ihre Feinde, durch den Instinkt entdecke. Es mag seyn; vielleicht lege ich überhaupt zu viel Werth auf den ersten Eindruck, obwohl hier der Eindruck der englischen Geschichte mitwirkt; aber mit der Sache selbst hat es ohne Zweifel seine Richtigkeit. Du siehst hier ein bewunderuswürdiges Bild einer anhaltenden, glücklichen Industrie, die Alles, was zur Ordnung und Bequemlichkeit des Lebens gehört, auf's Höchste getrieben hat. Du findest Kaufleute ohne Ostentation und Rangsucht, reich und mächtig, wie Fürsten, und liberaler, überall mehr Gehalt, als Schein, Pracht nur in öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten. In Umgang und Lebensart findest du das Gefühl gegenseitiger Rechte, und dein Bedienter beträgt sich, als ob er Ansprüche auf deine Höflichkeit hätte. Endlich bemerkst du die höchste Freiheit und Ungezwungenheit in den Sitten, vereint mit einer fast pedantischen Verehrung vor Allem, was Gesetz oder auch Brauch ist. Dieses Volk ist so lange frei gewesen, daß das Gesetz sein Ansehen nicht von äußerer Hoheit oder Macht zu entlehnen nöthig hat. Es hat für den Verstand und für das Gefühl des echten Engländers seine eigene Majestät. Du siehst, ich bin nicht karg mit Lobeserhebungen, und, was mehr ist, sie gehen mir von Herzen. Mehr als irgend anderswo scheint sich hier das Bild einer wohlgeordneten Gesellschaft darzustellen, und ich will es ihr nicht zur Last legen, daß sie dem Fremden nicht behaglich ist. Es verhält sich überall so, wo Ursprünglichkeit in Sitten und Verfassung das Band der Gesellschaft fester geknüpft hat. Die Gesellschaft ist nicht für das Vergnügen des Fremden gemacht.

Da ich nun Gerechtigkeit geübt habe, kann ich auch mit gutem Gewissen meine Klagen vorbringen. Dies Volk, das in einem so hohen Grade das, was man das Reele, das Solide im Leben nennt, hat und schätzt, versteht nicht, es zu schmücken. Ja, ich will das harte Wort nur heraussagen, es ist ein Volk ohne Schönheitssinn, ohne Geschmack. Diese Ueberzeugung hat sich mir überall aufgedrängt, und ich könnte den Beweis dafür von den Gebäuden ihrer Hauptstadt an bis zu ihren Kleidern führen. Alles ist hier so ordentlich, wohlberechnet und nützlich, daß es jedes Opfer für den äußern Schein verschmäht; der Geschmack, der zu nichts zu brauchen ist, verdrängt vom Nutzen, unwerth geachtet vom Verstande, hat hier nicht einmal bei der Thorheit eine Freistätte gefunden. Nicht als ob die Thorheit selbst hier nicht zu finden wäre, aber sie ist ganz einfach ungereimt, und geht eben so nackt als Klugheit und Gewinn, Ausnahmen immer zugegeben, die verstehen sich überall von selbst. Ich habe Menschen gekannt mit noch ungebildetem Geschmacke; hier scheint das eigene feinere Organ dafür im Allgemeinen zu fehlen, und die herrschende Ungebildetheit in dieser Hinsicht sticht gegen die sonst hohe Bildung sehr ab. Doch schätzen sie die schöne Kunst und wiegen sie mit Gold auf; es ist eine Tradition unter ihnen, daß dergleichen auch Werth hat, oder durch den hohen Preis Werth erhält, wie sie denn auch eine fast abgöttische Verehrung für ihre alten großen Geister haben. Sie betrachten sie als das Eigenthum von Altengland, und alles Eigenthum ist hier heilig.

Einen schönen und hohen Eindruck haben nur zwei Gegenstände auf mich gemacht, die Paulskirche und das Hospital von Greenwich. Gehe in die Paulskirche, es war einer meiner ersten Gänge, und du bist in der tiefen Stille dieses majestätischen Gebäudes wirklich in einer andern Welt. Ich könnte dir die Weite und Höhe dieser Masse angeben, die erstaunlich sind; aber das würde dich das Gefühl nicht ahnen lassen, das einen unter dem kühnen Schwunge dieses feierlichen Gewölbes durchdringt. Mitten in der Kirche öffnet sich eine runde Kuppel. Du siehst sie hoch über dir, und unter deinem Anschauen scheint sie höher und höher zu steigen. Es ist doch eigen, daß der in schönen und großen Proportionen begrenzte Raum, eine zusammengezogene Unendlichkeit gleichsam, diese Unendlichkeit auf eine viel wohlthätigere Weise zur Vorstellung bringt, als das bloß Grenzenlose. Mit Recht hat man auf das Grabmal des Baumeisters dieser Kirche, Sir Christopher Wren, der hier ruht, die Aufschrift gesetzt: Monumentum quaeris, circumspice! In dieser Kirche hat die Dankbarkeit der

Nation den um ſie Verdienten Denkmale geſezt, dem Menſchenfreunde Howard, dem Dr. Johnſon, dem Sir William Jones, mehreren Kriegern. Das iſt, wenigſtens hinſichtlich des Orts, etwas anderes, als der ſo berühmte Poetenwinkel (der Name iſt bezeichnend) in der Weſtminſterabtei.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Der Maler Gros.

Wer hätte es erwarten ſollen, daß ein ſo berühmter und talentvoller Künſtler, wie der Baron Gros war, ſein Leben mit einem Selbſtmorde beſchließen würde, er, dem Ehre, Vermögen, Anſehen, kurz Alles, was das Leben eines Künſtlers in Paris angenehm machen kann, zugefallen war? Aber es greifen hier in das Leben eines durch ſeine Kunſt berühmt gewordenen Mannes manche kleine Widerwärtigkeiten ein, die zulezt, wenn er ſich ihnen zu ſehr hingibt, ſehr leicht völligen Ekel hervorbringen, und dieſer kann, wenn man lange trübe Gedanken nährt, zu einem verzweifelten Entſchluſſe führen. Auf ſolche Art läßt ſich auch das traurige Ende des Baron Gros, zwar nicht rechtfertigen, wohl aber erklären. Seine glänzendſte Epoche war zur Zeit, da er die großen Schlachten Napoleons malte. Damals ſtand er mit David an der Spize der Maler Frankreichs, und man kann ſagen, der vorzüglichſten Schlachtenmaler Europa's. Auch die Reſtaurationszeit, welche ſeinem Gefährten David ſeine Stellung und ſein Vaterland raubte, war ihm günſtig; denn obgleich er nun keine Schlachten mehr zu malen hatte, ſo blieb er doch an der Spize der franzöſiſchen Geſchichtsmaler, und bekam einen Auftrag, auf den er mit Recht ſtolz ſeyn konnte, nämlich das Innere der Kuppel des wieder zur Genovefenkirche umgeſchaffenen Pantheons zu bemalen. Dieſe Kuppel war die einzige in Paris vorhandene, woran ſich ein großer Maler einen dauernden Ruf erwerben konnte. Schwerlich hätte er irgendwo einen größern Raum zu bemalen finden können. Jahrhunderte lang konnte ein ſolches Werk die Bewunderung der Pariſer und der Fremden erregen. Auch wurde er ganz von der Arbeit begeiſtert; aber ach! was hatte er darzuſtellen? die heilige Genovefa, den heiligen Ludwig, und daneben den dicken, ſchwerfälligen Ludwig XVIII. und die Herzogin von Angoulême! Dennoch gelang die ungeheure Arbeit ſehr wohl, und Ludwig XVIII., der ſich ſo ſchön oben an der Kuppel dargeſtellt ſah, überreichte Gros das Baronsdiplom und legte den bedungenen 50,000 Franken noch eben ſo viel bei. Man ſollte glauben, der Maler habe nun nichts mehr zu wünſchen gehabt; allein wenn die Begeiſterung einmal in den Künſtler gefahren iſt, ſo erregt ſie in ihm auch hohe Erwartungen, und werden dieſe getäuſcht, ſo fühlt ſich ſein Genius bitter gekränkt. Es trat etwas ein, was weder Ludwig XVIII., noch Baron Gros erwartet hatten — die Julirevolution, welche den Stamm der ältern Bourbonen aus Frankreich vertrieb und die Genovefenkirche wieder in ein Pantheon umſchuf. Von nun an waren Ludwig XVIII. und die Herzogin von Angoulême an der Kuppel des herrlichen Gebäudes eine lächerliche Erſcheinung, ein Widerſpruch mit der Beſtimmung des großen Denkmals. Einmal wurde im Beiſeyn Ludwig Philipps eine Todtenfeier für diejenigen, welche im Kampfe wider die Bourbonen gefallen waren, unter dieſer Kuppel gefeiert. Unten verherrlichte man die Volkshelden als Vertreiber des Stammes Ludwigs XVIII., und darüber ſchwebten die von Gros gemalten royaliſtiſchen Figuren; läßt ſich ein größerer Spott denken? Gros konnte ſich nun nicht verhehlen, daß ſein großes, früher ſo gerühmtes und ausposaunies Meiſterſtück jezt nur noch eine lächerliche Bedeutung habe. Auch hatte der Geſchmack des Publikums eine andere Richtung bekommen. Junge Maler wurden berühmt und die alten mußten zurücktreten. Es fand ſich wieder eine ſchöne Gelegenheit, ſich durch ein Meiſterſtück zu verewigen: das Innere der neuerrichteten Magdalenenkirche ſollte bemalt werden. Man dachte nicht an Baron Gros, ſondern übertrug die Arbeit dem ſich ſchnell emporſchwingenden Laroche. Sogar das, was noch im Pantheon zu bemalen übrig blieb, wurde einem Andern zugeſagt. Gros wollte wahrſcheinlich zeigen, daß ſein Talent noch nicht abgeſtorben ſey, und trat bei der lezten Ausſtellung mit einem großen mythologiſchen Bilde auf, das allgemein als ein ſehr mittelmäßiges Stück beurtheilt wurde. Diejenigen Kritiker in den Tageblättern, welche ſchonend gegen den Künſtler verfahren wollten, halfen ſich damit durch, daß ſie ſeine ehemaligen großen und ſchönen Malereien beſprachen. Der Künſtler, ſagten ſie, hat ehemals Großes geleiſtet. Vielleicht war ihm jenes Produkt ſeines Alters das Liebſte von Allem, was er hervorgebracht hatte, und Niemand wollte es für etwas Gutes anerkennen. Der arme Mann mußte dadurch ganz muthlos werden. Er wußte, daß ſich bei Thiers, dem Miniſter des Innern, die jungen Künſtler einander den Rang ablaufen, und daß alſo für einen alten Maler keine große Arbeit mehr zu hoffen ſey; für ſeinen Unterhalt hatte er zwar keine Arbeit nöthig; allein er mochte ſie für ſeinen Ruhm nothwendig erachten, und die Zurückſezung mußte ihn ſchmerzen, noch mehr aber die anſcheinende Gleichgültigkeit des Publikums. Nun hatte er zwar Beſchäftigung in dem hiſtoriſchen Muſeum zu Verſailles; dieſe Arbeit mußte ihm aber gering erſcheinen im Vergleich mit den großartigen Arbeiten, welche er zuvor ausgeführt hatte. So wenigſtens erkläre ich mir, was in der Seele des Künſtlers vorgegangen iſt und in ihm den Entſchluß, in der Seine ſein Leben zu endigen, zur Reife gebracht hat. Vielleicht hat er vormals nicht bedacht, daß der Künſtler, welcher Ereigniſſe ſeiner Zeit ſchildert und auf dieſelben ſeine ganze Kunſt verwendet, ſich der Unannehmlichkeit ausſezt, wenn jene Ereigniſſe ihre Wichtigkeit verloren haben, auch ſeine Darſtellungen etwas vernachläſſigt zu ſehen. Auch ſollte er nicht alles Lob, was ihm Anfangs geſpendet wird, für baare Münze annehmen, ſondern bedenken, daß ein Theil davon auf Rechnung der mächtigen Perſonen kommt, die er dargeſtellt hat; in dem Künſtler will man noch dem Fürſten ſchmeicheln, dem man ſchon außerdem genug geſchmeichelt hat. Ferner hat ſich Gros darin getäuſcht, daß er ſich eingebildet, das Publikum verkenne ſein Talent; gewiß hat man ihn ſtets als einen der erſten Geſchichts- und beſonders Schlachtenmaler jezziger Zeit angeſehen; aber man war auch überzeugt, daß die blühendſte Epoche ſeiner Kunſt vorüber ſey, und natürlich wandte ſich die Gunſt des Publikums jüngern, vielverſprechenden Künſtlern zu. Er hätte, wie ſeine klügern alten Kollegen in der Akademie, ſich nicht mehr auf den Tummelplaz der öffentlichen Ausſtellung begeben, ſondern dieſes Feld ſeinen Schülern und ihren Nebenbuhlern überlaſſen ſollen. So hätte er ſeine Ruhe und vermuthlich auch ſein Leben erhalten. Dg.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 180.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 29. Juli 1835.

Du Land der Majestät und Sitz des Mars,
Du zweites Eden, halbes Paradies,
Du Kleinod, in die Silberfee gefaßt,
Die ihr den Dienst von einer Mauer leistet,
Von einem Graben, der das Haus vertheidigt
Vor weniger beglückter Länder Neid.

Shakespeare.

Aus Erik Gustav Geijers Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

Zu den prächtigsten Hospitälern in der Welt gehört wohl das Hospital für invalide Seeleute in Greenwich. Es befindet sich in der Stadt Greenwich, etwa eine schwedische Meile von London. Von allen Gebäuden, die ich in England sah, ist dieses als Pallast das herrlichste, seinem Zwecke vollkommen entsprechend, würdig eines mächtigen und hochsinnigen Volks. Das Ganze besteht aus vier getrennten Gebäuden. Zwei derselben zeichnen sich durch gewölbte Säulengänge aus. Man hat eine schöne Aussicht auf die Themse und auf London. Die Kapelle und die Säle sind herrlich, die Invaliden wohnen vortrefflich, die vornehmsten und ältesten wirklich prächtig, in großen Sälen, wo jeder einen kleinen, abgesonderten Raum für sein Bett und seine Sachen hat. Diese Abtheilungen heißen Kajüten. Sie sind alle von Eichenholz, gebohnt und glänzend, daß man sich darin spiegeln kann. Es war feierlich und rührend, die alten Seeleute, welche die Spuren des Kriegs und der Anstrengungen tragen, unter den Gewölben dieser Säulengänge wandeln, oder plaudernd am Ufer des schiffbedeckten Flusses sitzen zu sehen, der ihnen ihres Vaterlands Reichthum und Ruhm zeigt. Es war Sonntag, alle hatten ihre Festkleider an. Viele Beine und Arme fehlten, viele Gesichter waren pulververbrannt, alle braun wie Mahagoni von der Luft aller Himmelsstriche. Behagen und eine trotzige Ehrlichkeit blickten aus ihren Augen. — Das Land, welches den tapfern Seemann auf diese Weise lohnt, verdient es, die erste Seemacht der Welt zu seyn, und hier würde ich von Herzen in das englische Nationallied mit seiner herrlichen Melodie, rule, Britannia, rule the waves, eingestimmt haben.

Stoke Newington, 1ten Nov.

Ich bin auf dem Lande eine halbe schwedische Meile von London und erfreue mich da eines etwas reinern, schönern Himmels. London ist eine nebligte, rauchigte Höhle, ein passender Aufenthaltsort für den Gott des Reichthums, der da, vor dem Tageslichte geschützt, beim Lampenschein seine Schätze zählt. Aber alle Arme seit Diogenes Zeit haben etwas Sonnenschein geliebt, und das ist auch der Fall bei mir. Wir sind vor einigen Wochen hieher gezogen. Es ist ein artiges Dorf, das man in Schweden eine Stadt nennen würde. Wir wohnen bei wackern Pfarrersleuten, die für zwanzig bis dreißig kleine Knaben Schule halten und auch erwachsene Ausländer aufnehmen, um sie zu anglisiren. Gegenwärtig befinden sich hier außer uns noch vier Spanier, die englisch reden lernen sollen, meistens aber auf

spanisch schweigen. Der Pfarrer, ein sogenannter dissenting minister, seinem Glaubensbekenntnisse nach ein Unitarier, steht hier einer kleinen Kapelle (meeting-house) vor, die seine Glaubensverwandten unterhalten, und ist ein ruhiger Engländer, wortkarg, Politik ausgenommen. Ueber diesen Punkt allein habe ich einige Lebhaftigkeit an ihm bemerkt, einen Zufall abgerechnet, da seine Frau einen Fisch nicht zu seiner Zufriedenheit zubereitet hatte. Die Frau ist liebenswürdig, wohlmeinend, gebildeter als ihr Mann und hat eine wirklich mütterliche Sorge für Alle, die ihr Brod essen, und die sie oft ihre Kinder nennt. Die Eintheilung des Tags ist hier ganz nach einfacher, schwedischer Weise gemacht. Um neun Uhr Morgens versammelt sich die Familie zum Frühstück, d. h. um den Theetisch. Nach dem Frühstück geht Jeder auf sein Zimmer. Wir beschäftigen uns da gewöhnlich mit Uebungen im englisch schreiben, die dann der Pfarrer nothdürftig korrigirt. Von eins bis zwei Uhr wird zu Mittag gegessen. Ein gewaltiger Rindsbraten thront majestätisch auf dem Tisch. Das ist ein Nationalgericht, das von den Augen eines Engländers nicht bloß mit Behagen, sondern auch mit einer Art Ehrfurcht betrachtet wird. Ein Engländer ist Patriot nicht bloß im Herzen, sondern im ganzen Leibe. Selbst der Magen scheint hier für das Vaterland zu fühlen, und ich habe Engländer mit ihrem Roastbeef in so stillem, hohen Behagen beschäftigt gesehen, als ob sie den ganzen Werth ihrer gesegneten Insel auf der Zunge schmeckten. Alles, was man mit Einem Worte Comfort heißt — es gibt kein Wort in den andern Sprachen, das den ganzen Sinn dieses Comfort erschöpfte, wenn nicht etwa das schwedische trefnad — ist hier etwas Heiliges. Nach der Politik gibt dies den reichsten Stoff für die Unterhaltung. Die Genauigkeit und Gründlichkeit, womit Alles dahin Gehörige abgehandelt wird, sind interessant. Gute Laune und anspruchloser Verstand herrscht in diesen kleinen Untersuchungen, zugleich aber Ernst. Es ist, wenn ich so sagen darf, eine Art Andacht in der Betrachtung des gesammten menschlichen Wohlstands bis in seine kleinsten Theile. Mit welcher wohlmeinenden Wichtigkeit erkundigt sich nicht die Wirthin darnach, welches Stück vom Braten jeder wünsche. Jemanden in seinem ruhigen Essen zu stören, ist die größte Sünde gegen englische Sitte und eine wahre Gewissenssache. Das Kamin, um das man sich an den Abenden versammelt, gehört gleichfalls unter die hochgeachtetsten Dinge. Man bietet sorgfältig einen Platz bei demselben an. Sich davor zu stellen und es zu verdecken, gilt für die größte Unhöflichkeit. Bloß der Wirth oder die Wirthin dürfen das Feuer besorgen, und nach einem englischen Sprüchworte muß man sieben Jahre in einem Hause gewesen seyn, ehe man das Recht erhält, an's Feuer zu rühren. Dann trinkt man wieder seinen Thee, und das ist die eigentliche Zeit für die Unterhaltung. Zulezt nimmt man ein frugales Abendessen ein, schüttelt sich die Hände — denn hier zu Lande küßt man nur des Königs und der Geliebten Hand, und beides ist Gnade — sagt sich gute Nacht, und um eilf Uhr geht Jeder auf sein Zimmer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skandinavische Geschichten.

(Beschluß.)

Nach langem, furchtbarem Schweigen trat Karl Ingvelden näher und fragte: „Siehst Du eine Spalte in seiner Lippe?“ — „Nein!“ rief sie, „für mich hat er eine Lippe so ganz und schön wie die Deinige.“ — Karl erhob die Keule und — o Entsetzen! mit einem Schlage lag das älteste Kind todt auf dem Blachfelde. Jammernd stürzte die Mutter zur Erde, und Karl warf sich neben sie und fragte wieder mit herzzerschneidender Stimme: „Siehst Du eine Spalte in seiner Lippe?“ — „Ich sehe keine!“ rief Ingvelde und sprang in die Höhe. Ein zweiter gräßlicher Schlag zerschmetterte das zweite Kind. — Keine Bewegung im marmorbleichen Antlitz, stierte die Mutter auf die kleine Leiche. Aber den armen, starken Gest hatte wohlthätige Betäubung befallen; er lag bewußtlos in den Armen der Tingmänner, die ihn hielten. Und mit wahnwitzigem Blicke fragte Karl zum dritten Mal: „Siehst Du eine Spalte in seiner Lippe?“ — „Keine!“ sprach Ingvelde und hielt beide Hände vor die starren Augen, die sie nicht schließen konnte. Da fiel das dritte Kind, und gleich darauf erscholl mit dumpfer Stimme zum vierten Mal dieselbe Frage, und Ingvelde stöhnte: „Keine!“ — Schon schwang der furchtbare Rächer die Keule über des vierten und lezten Kindes Haupt, da übermannte ihn ein menschliches Gefühl; er hob den Knaben auf und legte ihn in des Vaters Arm und ließ beide unverzüglich an Bord eines Schiffs bringen, das sie nach Irland trug. Ingvelde behielt er bei sich, und Tag und Nacht flehte und beschwor er sie um Liebe, aber sie antwortete nicht, sie sah ihn kaum, denn sie gedachte nur ihrer Kinder. Und bald fühlte Karl ein unnennbares Grauen, das Gespenst seiner eigenen That verfolgte ihn, wo er ging und stand, er konnte es in Island nicht länger aushalten. So verließ er Hab und Gut und ging zur See; Ingvelde mußte ihn begleiten. In Dänemark ward ihr die Kunde, daß das Schiff, worauf Gest und ihr Jüngster sich befunden hatten, gescheitert. Und von Neuem trat Karl mit der furchtbaren Frage

vor ſie und drohte mit dem Schwerte, wenn ſie noch widerſtände; ſie hing aber an dem Todten mit derſelben Treue, wie an dem Lebenden. Karl, ihres Starrſinns müde, verkaufte ſie als Sklavin auf offenem Markte, und Ingvelde ſtand ruhig, mit Stricken gebunden, da und ließ es geſchehen. Als aber ihr neuer Herr ſie zur Arbeit zwingen wollte, ſcheiterten alle ſeine Bemühungen, Drohungen und Verſprechungen an ihrem unbeugſamen Willen; ſie brauchte die Hände nur, um ſie in Schmerzen wund zu ringen. Nach einigen Monden brachte der Käufer ſie zurück an Karl, indem er ſich über ihre Unbrauchbarkeit beſchwerte. Und nochmals verſuchte der junge Mann alle ihm zu Gebot ſtehenden Mittel, um ihr ſtarkes Herz zu bezwingen; er kleidete ſie wie eine Königin, daß ſie ſchier wie ein Marmorbild vor ihm ſtand, denn Farbe kam nie mehr in ihre Wangen ſeit der ſchauerlichen Nacht, in der ſie das Blut ihrer Kinder fließen ſah. Aber Alles war vergebens, und Karl fühlte einen doppelten Stachel in ſeinem Herzen, den der bittern Reue und den der unbefriedigten Liebe. Denn, ſo gern er wollte, er konnte ſie nicht haſſen, ihr Heldenmuth ließ ihn immer heißer für ſie entbrennen. Zwar loderte ſein Zorn oft höher als ſeine Liebe, und einſt, in einem Anfall von Raſerei, verkaufte er ſie zum zweiten Mal in Drontheim und verließ gleich darauf Norwegen mit dem feſten Vorſatz, ſich nicht mehr um ſie zu bekümmern. Doch ſchon im nächſten Sommer rief ihn die Sorge um ſie dahin zurück. Dem harten Manne, der ſie gekauft hatte, war es trotz allen Mißhandlungen nicht möglich geweſen, etwas anderes als Thränen von ihr zu erlangen, und abgehärmt, kaum kenntlich, ward das ſchöne, unglückliche Weib dem ängſtlich Fragenden vorgeführt. Der Anblick brach Karl das Herz, und nun war endlich das Maaß ihrer Leiden voll. Ehrerbietig ſtürzte er ihr zu Füßen und bat, ihm zu vergeben; zugleich geſtand er ihr, daß Geſt nicht todt, ſondern friſch und geſund ſey, und verſprach, ein Schiff auszurüſten, um ihn zu ihr bringen zu laſſen. „Auch für mich," ſagte Karl, „iſt nun die Spalte in ſeiner Lippe geheilt, denn der Mann, der ſo heiß und treu geliebt wird, vor dem müſſen ſich alle Andern beugen." — Geſt und ſein jüngſter Sohn langten an, ehe der Winter wieder kehrte, und Karl ward ſein wärmſter Freund bis in den Tod.

*

Ich finde in Deiner Erzählung, ſagte ich, den Charakter des Nordens treffend abgedrückt: ſeine eiſige Härte und Barbarei, aber auch ſeine ſchönen Seiten: Treue, Standhaftigkeit und Kraft. Von den zarten Gefühlen des Südens iſt freilich keine Spur darin; ſeine Weiber ſind ſtämmige, grobknochige Heldinnen, achtungswerthe Ehefrauen, aber wie man es wagen kann, einen Liebeshandel mit einer von ihnen anzuſpinnen, das verſtehe ich nicht. — „Ergebenſten Dank für Victoire und mich," lachte Lenanora, und ſie war ordentlich ein wenig kokett, als ſie wiederholte: „ſtämmige, grobknochige Heldinnen," und dabei auf ihre kleinen Mondſcheinhändchen ſah und ihre blonden, ſeidenen Locken aus dem Geſichte ſtrich, als wollte ſie mir mit ihrer Heroengeſtalt imponiren. Ich lachte über meinen Verſtoß, und freute mich, daß er die beiden anweſenden Damen auf keine Weiſe verletzen konnte. Während dieſes kleinen Zwiegeſprächs nahm Wattſon, verſtohlen, wie er meinte, Victoirens Hand und küßte ſie leiſe und innig. Sie ließ es ſtill geſchehen und wiſchte ſich mit der andern eine Thräne aus den Augen.

An meinen Bruder Wilhelm.

Fühl', Geliebter, fühl' im Druck der Hand,
Lies in Blick und Ton der Bruſt Empfinden.
Ob es auch die Lippen nicht verkünden,
Wiſſen wir doch doppelt uns verwandt!

Treues Herz, mit männlichem Gefühl
Für das Große, für das Rechte ſchlagend,
Schlechte fliehend, Schwache leicht ertragend,
Wahr und feſt im ſchwanken Zeitgewühl!

Wer einmal in's Inn're dir geſchaut,
Deinen Sinn erkannt, dein edles Trachten,
Wenn er würdig fühlt, er muß dich achten,
Lieben muß dich, wer ſich dir vertraut.

Einen Freund, der innig mich umfaßt,
Hab' in dir, im Bruder, ich gefunden,
Welcher mitfühlt meine heitern Stunden,
Welcher mitträgt meiner Tage Laſt.

Und nach dir, als einem hellen Stern,
Seh' ich aufwärts in des Lebens Irre;
Löſung bringſt du mir in das Gewirre,
Deinem heitern Rufe folg' ich gern.

Heilig Band, das hier uns eng vereint —
Aber mag die Erde uns entſchwinden,
Ewig muß es, ewig uns verbinden,
Durch Aeonen Bruder du und Freund!

Erlangen, im April 1835.

Gottl. Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden. Juli.

Die Antonsstadt. Der große Garten. Maulbeer- und Seidenkultur. Weinbau.

Die ungemeine Regsamkeit in Herstellung neuer Gebäude, welche fortdauernd wahrzunehmen ist, macht einen besonders erfreulichen Eindruck. Aus dem vor zwanzig Jahren nur noch mit wenigen ansehnlichen Häusern vor den Bauzner und Leipziger Thoren gelegenen, sogenannten neuen Anbau, vormals der Sand geheißen, ist allmählich eine, großentheils recht fein und zweckmäßig erbaute Stadt emporgewachsen, der, auf den allgemein ausgesprochenen Wunsch der Einwohner, König Anton die Führung seines Namens zugestanden hat. Am 15ten vorigen Monats, dem Antonstage, widmeten sie dem Ereignisse ein frohes Fest. Allenthalben in der neuen Antonsstadt Musik und Tanz; an einer beim Linke'schen Bade errichteten Ehrenpforte wurde der ehrwürdige Königsgreis auf seiner alle Sonnabende (jedoch sonst gewöhnlich auf dem jenseitigen Elbufer) erfolgenden Rückkehr von seinem Sommeraufenthalte Pillnitz nach der Residenz, nebst der Familie, durch eine besondere Deputation feierlich und unter herzlichem Zujauchzen des Volkes empfangen. Bis tief in die Nacht erscholl die Freude aus vielen Häusern, die insgesammt (und zwar ohne Geheiß oder auch nur Andeutung) durch helle Erleuchtung die Gesinnungen ihrer Bewohner freundlich aussprachen. Auch an der entgegengesetzten Seite von Dresden steigt ein neues Haus, ein neuer Garten nach dem andern empor. Vorzügliche Erwähnung verdient, daß so eben auch auf einer Anhöhe in der Nähe des Falkenschlages für das hiesige Blindeninstitut ein eigenes, ansehnliches Gebäude mit Garten im Werden begriffen ist. Zu einem besonders angenehmen Aufenthalte ist neuerlich der große Garten geworden. Vormals ein aus höchst langweiligen Alleen und unzugänglichem, zur Fasanenzucht ausschließend benutzten Buschwerk bestehendes Stück Land, ist er, seitdem die Fasanengeschlechter, in Folge des Krieges im Jahre 1813, daraus verschwanden, zu einem höchst anmuthigen, Jedermann allenthalben offen stehenden Park umgeschaffen, und die darin befindlichen, zum Theil ausgezeichnet schönen Bäume und Baumgruppen hier zu erquickenden, schattigen Ruhesitzen, dort zu heitern Aus- und Aussichten mit vielem Geschmacke benutzt worden. Unter der besondern Vorsorge des Straßenbaukommissärs von Carlowitz ist in einem Quartier des Gartens eine sehr ansehnliche Baumschule zu Stande gekommen, deren vielfacher Nutzen sich besonders auch dadurch bewährt, daß die Bäume, absichtlich in kargem Boden auferzogen, eine Festigkeit gewinnen, die ihnen bei der nachherigen Verpflanzung überall Fortkommen und Gedeihen verbürgt. Mehrere Jahre schon erstreckt v. Carlowitz seine für die Baumpflege seit langer Zeit bewiesene, gemeinnützige Thätigkeit vorzüglich auf die Maulbeerbaumkultur und den damit in Verbindung stehenden Seidenbau. Nach sorgfältigen Studien der neuerlich in Theorie und Praxis anderwärts gemachten Fortschritte, ist von ihm, unter Genehmigung und Mitwirkung der Regierung, eine Anstalt zu Abhaspelung und Zubereitung der Seide errichtet worden, worin jeder inländische Seidenbauer sich mit dem dabei zu beobachtenden Verfahren bekannt machen kann. Herr von Carlowitz, der bereits im vorigen Jahre mancherlei vorzügliche Fabrikate aus selbst gewonnener Seide zur hiesigen Gewerbsausstellung brachte, soll sich hinsichtlich seiner verdienstvollen Bestrebungen im jetzigen Jahre eines besonders günstigen Erfolges erfreuen. Nach vieljährigen nutzlosen Versuchen, in der Fabrikation seidener Waaren mit dem Auslande zu wetteifern, gelang es erst vor ungefähr zehn Jahren der zum Theil mit Unterstützung des Staats errichteten Thilo-Röhligschen Seidenwaarenfabrik zu Annaberg, diesen Zweck vollkommen zu erreichen. Um so wünschenswerther daher, wenn die Kultur des dazu nöthigen Materials, welche ebenfalls gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, obschon durch Beihülfe der Regierung begünstigt, das beabsichtigte Ziel nicht zu erreichen vermochte, nunmehr auch demselben glücklich zugeführt würde. Die größte Wahrscheinlichkeit dazu ist vorhanden; denn erstens findet die durch Prämienaussetzung und unentgeldliche Austheilung von Maulbeerpflanzen vom Ministerium des Innern aufgemunterte Sache weit wärmere Theilnahme, als in früherer Zeit, und zweitens scheint sie auch mit größerer Intelligenz und Kenntniß als vormals geleitet zu werden.

Ein anderer Kulturzweig, zu dessen Vervollkommnung die Regierung ebenfalls schon vor mehreren Jahren durch Preisaufgaben zu wirken suchte, hat offenbar in Folge einiger, seitdem hinzugekommener Umstände größere Aufmerksamkeit als jemals auf sich gezogen. Es ist dies der hiesige Weinbau. Ich schlage beim Aussprechen des Worts die Augen nieder, keineswegs aber aus Mangel an gutem Gewissen; nur die sarkastischen Gesichter will ich nicht sehen, die mich in meiner Rede irre machen könnten. Ganz gelassen versichere ich aber, daß schon vor langer, langer Zeit anerkannt gute Weinkenner den Meißner weißen Wein, von günstigen Jahren herrührend, manchem weit berühmtern ausländischen Rebensafte gleichschätzten, und daß vielleicht noch bessere Kenner neuerlich anriethen, den weißen Wein künftig bei neuen Anpflanzungen weniger zu berücksichtigen, weil der hiesige Rothwein verhältnißmäßig von noch weit besserem Gehalte sey und daher seinen Platz in den Weinbergen vorzugsweise verdiene. Es sind auch schon dieserhalb vor vielen Jahrzehnten Pflanzen blauer Trauben aus Burgund verschrieben und ganze Weinberge, namentlich in der Loschwitzer Flur, damit angefüllt worden. Eine vorzügliche Sorgfalt und Aufmerksamkeit in Ansehung der Veredlung des hiesigen Rebensaftes überhaupt, hauptsächlich aber des Rothweins, verdankt man einem vor nicht langer Zeit verewigten Arzte, dem durch seine im Jahre 1852 zum zweiten Male aufgelegte Schrift: Versuch einer rationellen Anleitung zum Weinbau, auch der literarischen Welt empfohlenen Hofrathe Dr. Röder, so wie einem vormaligen Oberlandweinmeister, Namens Fleischmann, und später dem ebenfalls der Weinkultur sich mit größtem Eifer widmenden, im vorigen Jahre erst gestorbenen Oberforstmeister von Bredow. Die Weinbaugesellschaft, ein sehr altes Institut, welches unter des Letztern Vorsitze zu Verbesserung des inländischen Weingewächses wesentlich beitrug, führt auch nach dessen Tode noch immer fort, sich der wahrhaft guten Sache mit lobenswerthem Eifer anzunehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 181.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 30. Juli 1835.

Dem längſt der Gram des Heimwehs ward geheilt,
Ihm gönnt es, über Delphis Höh'n zu wallen,
Die Flur zu ſehn, wo Griech' und Perſer einſt gefallen.

Byron.
Childe Harold.

Erinnerungen an die Reiſe des Königs Otto durch Oſtgriechenland.

Aufgezeichnet von Dr. L. Roß.

Vierter Brief.

In Amphiſſa wurde der König von einer Deputation Galaridioten erwartet, welche ihn im Namen ihrer Mitbürger um die Gnade erſuchten, auch ihrer Stadt einen Beſuch zu ſchenken. Die Einladung wurde angenommen, und ſo am folgenden Tage frühmorgens wieder aufgeſeſſen, um nach der Skala oder dem Hafen von Amphiſſa, σκάλα τῶν Σαλώνων genannt, hinunter zu reiten. Die Entfernung beträgt etwa drei Stunden; der Weg, der immer in der Ebene fortläuft, iſt höchſt anmuthig. Er führt über eine Stunde lang durch den reichen Oelwald von Amphiſſa, der größtentheils Staatseigenthum iſt, und deſſen Oliven, als Speiſe eingemacht, über ganz Griechenland das Lob der Vortrefflichkeit haben. Das vorgeſtrige Nachtlager Chryſo blieb eine halbe Stunde zur Linken; über ihm thürmt ſich der Parnaß empor, auf deſſen Abhängen hoch über Chryſo man die weiße Kirche von Arachova erblickt. Dann wendet ſich der Weg mehr rechts nach der Skala hinunter, die nur durch wenige Häuſer und Magazine bezeichnet iſt. Eine halbe Stunde weiter links mündet ſich das verſandete Bett des Pleiſtos in das Meer; der Fluß ſelbſt erreicht nur bei ſehr ſtarkem Regen im Winter ſeine Mündung. Gleich über dem Flußbette, zwiſchen demſelben und dem Fuße der Kirphis, liegen am Strande die unſcheinbaren Ruinen von Kriſſa oder Kirrha. Im Alterthum führte ein Kanal aus dem Pleiſtos durch die Stadt, * in deren Ruinen ſich freilich hart am Geſtade ein Brunnen ziemlich trinkbaren Waſſers findet, der aber für die Bedürfniſſe der geſammten Bevölkerung nicht genügen konnte.

Am Strande bei Skala harrten ein Dutzend Barken und Boote von Galaridi, hübſch mit Flaggen geziert und mit den beſten Ruderern bemannt. Der König beſtieg die größte, welche der Hafenkapitän führte, das Gefolge vertheilte ſich in die übrigen. Die Entfernung von der Skala nach Galaridi beträgt bei gewöhnlicher Fahrt zwei Stunden; aber die rüſtigen Galaridioten glaubten es ihrer Ehre ſchuldig zu ſeyn, ſie in einer Stunde zurückzulegen. Das Wetter war günſtig, die See ſpiegelglatt, die Ausſicht auf das Meer und ſeine Küſten entzückend. Pfeilſchnell glitten die Barken dahin, mit aller Anſtrengung unter ſich wetteifernd, indem ſie dem königlichen Nachen den gebührenden, und vermittelſt ſeiner ſtärkern

* Pauſan. 10, 37, 5. — Polyänos drückt ſich ſchlecht aus oder iſt im Irrthum, wenn er den Fluß ſelbſt durch die Stadt fließen läßt.

Bemannung leicht behaupteten Vorsprung ließen. Das Boot, in welchem ich mich mit dem Obersten Brandt und Oberstlieutenant Mamuris befand, war für seine vier Ruderer zu schwer; dennoch wollten sie nicht zurückbleiben und überboten ihre Kräfte in dem Maße, daß nach einer halben Stunde einer von ihnen bewußtlos zu Boden sank und uns, da er den Geist aufzugeben drohte, in die größte Bestürzung versezte. Mit Mühe konnten wir seine Gefährten bereden, ihren Eifer jezt etwas zu mäßigen. Wirklich war Galaridi in einer Stunde erreicht. Das Städtchen liegt am westlichen Ufer des krissäischen Busens auf einem niedrigen Vorgebirge und hat einen kleinen, aber guten Hafen, der durch eine mehr vortretende Felsspitze und ein paar Klippeninseln geschüzt ist. Der Hafen war mit Schiffen gefüllt, die sich mit Flaggen bedeckt hatten und Begrüßungssalven feuerten. Die betriebsame Bevölkerung des kleinen Orts empfing mit unbeschreiblichem Jubel den König am Ufer und geleitete ihn in die Kirche, dann in das recht wohlgebaute Haus eines der wohlhabenderen Schiffsrheder. Der König geruhte, die Einladung des Hausherrn und eines andern Kaufmanns anzunehmen, ein paar ihnen gehörige, neugebaute Schiffe vom Stapel laufen zu sehen und Taufzeuge dabei zu seyn. Leicht und sicher glitten die stattlichen Handelsbriggs in's Meer und wurden das eine Therese, das andere Mathilde getauft. Eine ganze Reihe anderer, die halbfertig auf dem Stapel lagen, gaben ein erfreuliches Zeugniß von dem wieder erblühenden Handel und der erfolgreichen Thätigkeit der Galaridioten.

Galaridi liegt auf dem Emplacement einer alten Stadt, von der aber wenige Reste übrig sind. Sie beschränken sich auf einige Mauerreste von guter hellenischer Konstruktion, einige durch die Stadt zerstreute Architekturstücke, und eine in einer Kirche eingemauerte Grabschrift,* die aber den Namen der Stadt nicht enthält. Das westliche Griechenland, von Amphissa an, ist so wenig bereist, und die Nachrichten der Alten über die Geographie desselben sind so dürftig, daß es schwer ist, vor genauerer Untersuchung des Landes hier etwas Bestimmtes auszusprechen. Gewöhnlich und nicht ohne Wahrscheinlichkeit wird Galaridi für Oeanthea gehalten.**

Nach einem Aufenthalte von einigen Stunden schiffte der König sich wieder ein, und ein günstiger Wind, der die Ruderer unterstüzte, führte die Barken schnell wieder nach dem Hafen von Amphissa. Auch unser Mann, der am Morgen dem Sterben nahe geschienen hatte, ließ es sich nicht nehmen, obgleich noch todtbleich, das Ruder wieder zu führen, und verdoppelte seine Anstrengungen, um, wie er meinte, die Schmach der Ohnmacht wieder auszuwetzen. Kaum waren die Pferde wieder bestiegen, als ein starker Gewitterregen sich zu ergießen anfing, so daß der König wie das Gefolge ganz durchnäßt in Amphissa ankamen. Eine lustige Figur machte dabei ein alter, fränkisch gekleideter Herr aus Amphissa, der sich dem Zuge angeschlossen hatte und mit der größten Beharrlichkeit im stärksten Trott einen ganz durchlöcherten Regenschirm über sich hielt, welcher ihn eben so naß werden ließ, wie jeden andern.

Am $^{25}/_{13}$ September wurde die Reise nach Norden fortgesezt. Die erste Tagreise ging nur bis Gravia, sechs Stunden von Amphissa. Der Weg führt durch eine reizende Gebirgsgegend, über die Höhen und Bergrücken, welche den Parnaß mit dem ätolischen Gebirge verbinden. Eine Menge ehemaliger Pallikarenchefs aus Amphissa begleiteten den König bis Amblena, unter ihnen Pappa Kostas, ein Geistlicher, der sich durch Tapferkeit, wie der berühmte Diakos, zu dem Range eines angesehenen Kapitanos aufgeschwungen. Er trug die gewöhnliche reiche Kriegertracht, dazu aber einen langen, schwarzen Bart, welchen die einmal geweihten Priester nie wieder ablegen. Amblena ist der Name eines Defilés auf dem höchsten Punkte dieses Wegs, wo im Jahre 1826 ein glückliches Gefecht gegen die Türken geliefert wurde. Hier wurde gelagert und dejeunirt, während Tzavellas, Pappa Kostas und andere der Offizier, die Helden jenes Tags, dem Könige die nähern Umstände des Gefechts erklärten. Beim Aufstehen wurde als ein glückliches Omen fröhlich bemerkt, daß der König zufällig gerade auf dem Grabe eines tapfern Beis, der in dem Gefechte gefallen war, gesessen hatte; nur einer der Kapitäns meinte murrend, daß dies noch zu viel Ehre für den alten Ungläubigen sey.

(Die Fortsezung folgt.)

* Sie steht im C. J. Gr. I., 1764.

** Pausan. 10, 38, 5.

Aus Erik Gustav Geijers Erinnerungen.

(Fortsezung.)

Stoke Newington, 20ten Nov.

Heute kommt mir die Lust, dir einige Worte über die englische Höflichkeit zu sagen. — Es gibt eine natürliche und eine erworbene Höflichkeit. Die erstere ist die Höflichkeit des Herzens, entspringt aus Wohlwollen, braucht nicht gelehrt zu werden und ist recht und gut, wenn sie auch nicht mit den angenommenen Formen stimmt. Sie verbindet die Menschen und hat das Gesellschaftsleben erst möglich gemacht. Da dieses Gesellschaftsleben aber immer verwickelter wird, so entsteht die Nothwendigkeit, von den Leuten loszukommen, ohne anzustoßen, und man macht aus der Höflichkeit eine Kunst. Es ist eine Art Scheidemünze im allgemeinen Zusammenleben, die man mit sich führt. In England ist die allgemeine Höflichkeit in hohem Grade defensiv.

Die engliſche Sitte ſteht um Jeden wie ein Ring, innerhalb deſſen er gefeit iſt. Mein Platz in einer Geſellſchaft, meine Rede und Antwort, mein Schweigen, mit Einem Worte, mein Behagen, in ſo fern es Andern nicht zu nahe tritt, wird hier in demſelben Grade geachtet, wie jedes andere Recht, und Niemand wundert ſich, wenn ich mich dieſes Rechts bediene, um zu reden oder zu ſchweigen. Deßhalb iſt der engliſche Ausdruck für Behagen „ſich ſelbſt genießen“ (to enjoy one's self.), wie langweilig ein ſolcher Genuß auch demjenigen vorkommen mag, für welchen das Geſellſchaftsleben das Leben in Geſellſchaft iſt. Das allgemeine Loſungswort bei dem gegenſeitigen Zuſammentreffen in engliſchen Cirkeln iſt: how do you do? und das iſt ungefähr Alles, was ich hier zu Lande zu ſagen brauche, um für einen ordentlichen, artigen Mann zu gelten. Bei den Frauenzimmern habe ich hiebei keinen andern Unterſchied bemerkt, als daß ihnen die Frage etwas zu kurz vorkommt, und daß ſie ſie deßhalb ſechs, ſieben Mal in einem Athem wiederholen. Will man ausführlicher ſeyn, ſo braucht man ſich bloß zu erinnern, welche Tageszeit es iſt, und ſagt dann: how do you do this morning, this evening, tonight? Dieſe Fragen hört man hier, ſo oft man ſich begegnet, zuweilen noch mit dem Zuſatze: I am glad to see you. Die körperlichen Höflichkeitsbezeugungen ſind eben ſo einfach. Nur vor Frauenzimmern bückt man ſich und zieht den Hut. Männer grüßen ſich mit Kopfnicken, oder einer Handbewegung, oder einem Handſchlag. Der Handſchlag wird hier heiliger gehalten, als anderwärts. Es gilt als Zeichen der Verſöhnung, wenn man einem Feinde die Hand ſchüttelt.

Uebrigens hat dieſe zurückhaltende engliſche Höflichkeit ihre ſchöne Seite, und bei näherer Bekanntſchaft verliert ſich die Steifheit. Sie iſt in vielen Hinſichten mit einer wirklichen Zartheit und Milde verbunden. Good nature, Wohlwollen, Treuherzigkeit werden von dem wahren Engländer an einem Manne am höchſten geachtet. Und da hier in der That weniger Affektation und mehr Selbſtſtändigkeit als an vielen andern Orten gefunden wird, ſo iſt dieſe Zurückhaltung hier ſeltener bloße Schwäche. Ueberhaupt herrſcht in den Sitten der Mittelklaſſe eine Milde, die jeden Charakter ehren und alle löblichen menſchlichen Gefühle ſchonen lehrt. Sie äußert ſich auf rein menſchliche Weiſe, ohne Rückſicht auf die Ungleichheit des Standes. Mit welchem Gefühle ſpricht meine Wirthin von ihrer Magd, die aus Kummer milzſüchtig geworden iſt. Sie fürchtet, daß ihr Herz gebrochen ſeyn möge (a broken heart), einer von den vielen bezeichnenden Ausdrücken für Gefühle und Leidenſchaften, an denen die engliſche Sprache ſo reich iſt. Deßhalb gebrauchen ſie auch das Wort kindness (Güte, Wohlwollen) im höhern Sinne für Höflichkeit. Deßhalb gehört auch, was man Malice nennt, nicht zum engliſchen Ton, eben ſo wenig, als der aus Malice und Koketterie zuſammengeſezte Jargon, der anderswo zwiſchen den beiden Geſchlechtern üblich iſt und ſich auf Weiberverachtung gründet. Ich rede immer von dem, was ich für den Ton der Mittelklaſſe halte. Wie oft habe ich bei meinen kleinen bisherigen Ausflügen die Achtung zu bemerken Gelegenheit gehabt, die der Engländer, auch der ungebildete, im Allgemeinen den Frauen erweiſt! Dieſe Achtung zeigt ſich nicht in Geſprächigkeit oder Komplimenten, ſondern in mancherlei kleinen Dienſten, die unbedeutend, aber doch wirkliche Dienſte ſind, z. B. den Frauenzimmern ſorgfältig den nächſten Platz am Feuer anzubieten, ihnen einen Platz im Innern des Wagens zu geben u. ſ. w. Und dieſe Aufmerkſamkeit beweiſen ſie bloß dem Geſchlechte, ohne daß eine Bekanntſchaft nöthig wäre, und mit weniger Rückſicht auf den Stand. Die geringſte perſönliche Gewaltthätigkeit, um die Zudringlichkeit jener niedrigen Geſchöpfe abzuwehren, die durch die Straßen und Gaſſen von London ſchwärmen, iſt ſchon deßhalb gefährlich, weil jeder Mann es für ſeine Schuldigkeit hält, die Partei eines mißhandelten Frauenzimmers zu nehmen.

Das Wort Gentleman begreift alle Eigenſchaften engliſcher Bildung, und iſt ſchwer zu überſetzen. Es iſt ein Charakter, und zwar der höchſte. Man hat das Wort eines Königs zum Beweiſe dafür. In dem Parlamente, welches dem ſogenannten langen Parlamente voranging, verſprach Karl der Erſte dem Unterhauſe: „nicht bloß auf ſein Fürſtenwort, ſondern auf Gentlemanswort,“ daß es ſeine Berathungen frei ſolle fortſetzen dürfen, wenn es nur Subſidien votiren wolle. — Johnſon ſagt, Gentleman bezeichne einen Mann von Geburt, obwohl nicht von hohem Adel (noble), einen durch ſeinen Charakter oder ſeine Stellung über die Menge erhabenen Mann. In dieſer Definition iſt ſchon einiges eigenthümlich Engliſche und macht eine Erklärung nothwendig, z. B., daß das Wort Edler, Edelmann (noble, nobleman) bloß vom höhern Adel gebraucht wird. Außerdem hat das Wort „Charakter“ hier eine eigene Bedeutung. Es bezeichnet nicht bloß den innern Werth, ſondern ſeinen Abdruck im Aeußern, in der Umgebung, der Meinung, dem Anſehen. Das Alles gehört zum Charakter eines Mannes. Ein Gentleman iſt nicht bloß ein Mann, dem Vermögen oder geſellſchaftliche Stellung Unabhängigkeit und einen gewiſſen Ueberfluß in ſeiner Lebensweiſe gewähren, ſondern dieſer Name begreift auch gute Erziehung, Selbſtſtändigkeit und Freiſinnigkeit in Sitten und Denkart, mit einem Worte, alle Vortheile, die eine höhere Bildung begleiten. Reichthum und Geburt geben dieſen Titel nicht, aber ſie verſtärken ihn. Man ſagt von einem reichen, ja ſogar von einem vornehmen Mann, wenn er ungebildet

iſt: er iſt kein Gentleman (he is not a gentleman). Ein Muſter von Lebensart iſt ein vollkommener Gentleman. Von den Beſchäftigungen und Gewerben in der Geſellſchaft ſtempeln bloß diejenigen zum Gentleman, welche Erziehung und Bildung erfordern. Man gehört dann zur Klaſſe, kann aber perſönlich eine Ausnahme machen, und umgekehrt. Der Kaufmann (merchant) gehört durch ſein Geſchäft dazu, der Krämer (tradesman) nicht; aber Erziehung und Sitten können in beiden Fällen Ausnahmen begründen. Ueberhaupt iſt es leichter zu ſagen, was ein Gentleman nicht iſt, als was er iſt. Es iſt z. B. nicht ein Mann, der immer und überall die Wahrheit ſagt, aber ein Mann, der ſich nie zu einer Unwahrheit erniedrigt, nicht ein Mann, der jederzeit ſeine Ueberzeugung ausſpricht, aber ein Mann, der ſie nie verläugnet. Du weißt nicht, ob er ein warmer Freund iſt, aber du kannſt darauf rechnen, daß er ein edelmüthiger Feind ſeyn werde. Ja, Edelmuth gegen den Feind iſt vorzugsweiſe gentlemanly, was wir ritterlich heißen. Uebrigens kenne ich keine Sprache, in welcher das bloße Wort „männlich“ (manly) eine ſo ſchöne Bedeutung hätte. Es begreift nicht bloß Aufrichtigkeit, ſondern alles Aufrichtige, Offene, Wohlwollende. Einen Fehler erkennen z. B. iſt im Engliſchen männlich. Die Bedeutung dieſes Wortes iſt eine Ehre für den engliſchen Charakter.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

(Beſchluß.)

Weinbau. Theater.

Einer der Umſtände, durch welche ſo eben die allgemeine Aufmerkſamkeit der Weinbauer beſonders angeregt worden, iſt der jetzt auf den franzöſiſchen Weinen liegende hohe Zoll. Das zuvor größtentheils aus Frankreich befriedigte Bedürfniß rothen Weins wird durch ihn dergeſtalt beläſtigt, daß immer mehr Rothweintrinker veranlaßt werden, zur Fahne des in den Zollvereinsſtaaten wachſenden trefflichen weißen Weins überzugehen. Es wird daher, wenn das mit Rothwein ſo ungemein geſegnete Frankreich den ſehr anſehnlich geweſenen Vertrieb deſſelben nach Deutſchland nicht großentheils verlieren, oder doch immer mehr vermindert ſehen will, von ſeiner Seite bohe Zeit, dem, ohnehin mit den gerechten Forderungen des Tages in vollkommenem Widerſpruche ſtehenden Geſchrei der dortigen Fabrikanten gegen die Handelserleichterungen das Ohr beſſer als ſeither zu verſchließen, und dagegen auf die gegründeten Klagen ſeiner nothleidenden Weinproducenten zu merken und einen zweckmäßigen Handelsvertrag mit den deutſchen Zollvereinsſtaaten zu bewirken, ehe man ſich die rothen Weine ganz abgewöhnt, oder für ſolche andere Quellen eröffnet. Die bequemſten letztern ſind ohne Zweifel der vermehrte Anbau dieſer Weine in den Zollvereinsſtaaten. Darum hat denn auch derſelbe während der letzten Jahre in Sachſen außerordentlich zugenommen. Auch ſpricht die Wahrſcheinlichkeit dafür, daß anderwärts, wo die nämlichen Gründe vorhanden ſind, die nämliche Idee ebenfalls aufgeſtiegen und zur Ausführung gebracht worden. Einen neuen Antrieb dazu gewährt dem hieſigen Weingärtner die ſo überaus reichlich ausgefallene, köſtliche Weinernte des vorigen Jahres. Beſonders ſein Rothwein iſt von ausgezeichneter Stärke und Annehmlichkeit, und feuert um ſo mehr den Eifer zu neuen Anlagen rothen Weins an, da auch im jetzigen Jahre die Berge eine ſeltene Fülle ungemein großer Trauben zur Schau legen, und, was Dresden und Meißen anlangt, die Blüthe durch ein ſehr ſchönes, warmes Wetter befördert wurde, ſo daß der nächſte Herbſt bereits wieder zu gar erfreulichen Hoffnungen berechtigt.

Unſere Bühne fängt langſam an, von ihrer Sommermittagsruhe ſich zu ermuntern. Immer mehrere ihrer reiſenden Virtuoſen kommen zurück, ſo daß wieder manches erſehnte Hauptſtück ſtort geworden iſt; zugleich flattern die leichten, lockern dramatiſchen Sommerſcherze immer noch wohlgemuth über die Bretter, welche, wie überall, ſo auch im Linkeſchen Bade, die Welt bedeuten. Ein neues dergleichen nach Art der Burleske: „Dresden in einem andern Welttheile,“ die im vergangenen Sommer furore machte, iſt bereits einige Mal viel beklatſcht und noch mehr belacht worden. Es heißt: „das Geſpenſt auf der Terraſſe.“ Das populäre Sprüchwort: wer gern tanzt, dem iſt leicht gepfiffen, findet auch bei den gerne Lachenden ſeine Anwendung. Unter lachluſtigen Menſchen kann allenfalls die Kunſt, oder was höflicherweiſe ſo titulirt wird, ſich dehnen, ſo lang und breit als ſie will, ſie darf doch immer auf Beifall rechnen. Ihr klarer, olympiſcher Nektar ſoll zwar auch in dieſem Geſpenſte mitunter an einem ſtarken Erdgeſchmacke laboriren; der Freund des Scherzes ſieht aber gerne darüber weg. Lokalwitze, oder wenigſtens Worte ſind die beſten Aufrechterhalter und Beförderer ſolcher Stücke, ſo wie Schauſpieler, die in den oft etwas moraſtigen Tiefen, wo dergleichen Witze oder Worte „gerüſſen“ zu werden pflegen, das Gleichgewicht, wie die hieſigen gemeiniglich, zu behaupten verſtehen. Die Terraſſe iſt übrigens keine andere, als die Brühliſche, welche, ihres europäiſchen Rufes halber, dieſer Lokalpoſſe unſtreitig auch viele Durchreiſende zu Zuſchauern gewinnt. Fremde Schauſpieler beider Geſchlechter überfluthen uns, nur iſt, leider, Seydelmann noch immer nicht darunter geweſen. Zuweilen wird zu Befriedigung des Gelüſtes reiſender Bühnenheroen nach dieſer und jener Rolle tief in dem Moder der Gräber gewühlt, wie denn noch neulich Babo's alter Kaisermörder Otto von Wittelsbach aus ihnen heraufgezogen wurde.

Neben Enslens, unter der Firma einer maleriſchen Reiſe auf dem Zimmer wieder der öffentlichen Schau dargebotenen ſchönen Proſpekten, gewähren die ähnlichen mit der Aufſchrift: maleriſche Reiſe um die Welt, von Suhr aus Hamburg, darum ein beſonderes Intereſſe, weil ſie, unter mehreren anziehenden Anſichten, den fortdauernden Geſprächen über Eiſenbahnen durch die Darſtellungen der Eiſenbahn zwiſchen Liverpool und Manchester und der Abfahrt auf der Eiſenbahn von Liverpool zu neuem Stoffe verhelfen. — Den Zufluß von fremden Beſuchern vermehrt jede Stunde. Die bereits erwähnte, ſeit einigen Jahren durch zwei Reſtaurants der eleganten Welt noch intereſſanter gewordene Brühliſche Terraſſe iſt, wie gewöhnlich, ihr Hauptverſammlungsplatz.

Die mehrjährige Arbeit an einem arreſtiſchen Brunnen mitten auf dem mit anſehnlichen, die neuen Kaufhallen enthaltenden Gebäuden umgebenen Platze, deſſen Gelingen von der Ungeduld des großen Publikums immer ſtärker bezweifelt zu werden anfing, ſoll nunmehr, dem Vernehmen nach, ihr Ziel glücklich erreicht haben, und der hervorſpringende Waſſerſtrahl dem Auge der Schauluſtigen nächſtens zum Beſten gegeben werden.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 182.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 31. Juli 1835.

Ennui ist britisch Kraut, das darf man sagen,
Wenn's auch der Sprach' am Worte fehlen muß.

Byron.
Don Juan.

Aus Erik Gustav Geijers Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

Stok Newington, 16ten Dec.

Ich habe von Vielen, auch von Engländern, die lange auf dem Kontinente lebten, die Bemerkung gehört, daß das Leben da heiterer, lebhafter, die Vergnügungen mannichfaltiger seyen, als bei den Insulanern. Ich habe diese auf dem Festlande naturalisirten Engländer sich über Langeweile in ihrem eigenen Lande beklagen hören, und viele Ausländer haben die Bemerkung gemacht, daß sie ihre englischen Freunde, was Munterkeit und Geselligkeit betrifft, nicht wieder erkennen, wenn sie dieselben zu Hause unter den andern Engländern treffen. Diese Nation hat keine Erfindungsgabe für Vergnügungen und Lustbarkeiten. Der gewöhnliche Gang der englischen Art zu seyn macht dieses Land auch nicht zu einem Schauplatz der Societät, die in der alten französischen Bedeutung auch eine allgemeine Vergnügung war, allgemein nämlich im Gegensatz gegen den vertraulichen Umgang mit Einzelnen, der sein Behagen gerade darin findet, daß Jeder seiner individuellen Laune Freiheit läßt. In der Societät dagegen stellt man sich nicht selbst vor, sondern vielmehr eine allgemeine Person, die Mode im Anzug, den guten Ton in Manier und Sprache; man bildet sich nach einem Muster. Die höheren Kreise, die einander in Europa jezt überall gleichen, mögen eine ähnliche Societät auch hier haben. Ich kenne sie nicht, und die Nation scheint mir wenig Neigung für sie zu fühlen. Auch das zeugt für einen Mangel an Geschmack für Vergnügung und Erfindungsgabe in dieser Beziehung, daß man hier den Luxus in seiner rohesten Nacktheit sieht, wo er bloß darin besteht, Geld hinauszuwerfen, z. B. in Wetten, die man hier auch ein Nationalvergnügen heißen kann. Andere Nationen verstehen es, eine Art Maß in dem Unvernünftigen zu bewahren; für den geraden Verstand des Engländers ist dies ein Widerspruch. Sein entschiedener Charakter führt ihn überall auf dem Weg fort, den er einmal eingeschlagen hat, so weit er geht. Und in der That, wenn man über die Grenze des Maßes hinaus ist und nicht in dieselbe zurückkehren will, welche menschliche Vernunft kann Maß setzen in Maßlosigkeit, und Gereimtheit in Ungereimtheit? — Gerade darin aber besteht die allgemeinste Verbildung der Civilisation, und ihre Vernunft ist mir deßhalb noch widerwärtiger, als ihre Unvernunft.

Der Theil des Sommers und der Herbst, die ich hier verlebte, sind überdies in Hinsicht auf Vergnügungen eine unfruchtbare Jahrszeit. Der Winter, der

in allen nordiſchen Ländern die größern Städte zu Sammelplätzen für Vergnügungen, Pracht und Zerſtreuungen macht, hat dieſe Wirkung viel zu ſpät in London. Die vornehme, reiche und unbeſchäftigte Welt bringt, ſonderbar genug, den Herbſt und Winter auf dem Lande zu. Daß dies die Jagdzeit iſt, kann nur für die Männer ein Grund ſeyn; ſonſt fährt man da in den Bädern umher bis zum April, zum Mai. Erſt wenn andere Leute froh ſeyn würden, das Land wieder zu ſehen, erſcheint die ſchöne Welt wieder in London, und erſt wenn der natürliche Winter zu Ende iſt, beginnt hier der Winter des guten Tons. Von dieſem Tone, oder was man hier Faſhion nennt, habe ich wenig Kunde, aber nach dem zu ſchließen, was Jeder finden muß, der einige Zeit hier lebt, iſt dieſe Welt der Mode und der Caprice nirgends ſo abgeſchloſſen, ſo exkluſiv, als hier. Sie ſcheint eine beſondere Menſchenklaſſe auszumachen. In der Mode zu ſeyn, iſt ein Titel, der dem Namen anhängt. Man lieſt in den Zeitungen von dem und jenem Gentleman of faſhion, von der und jener Lady of faſhion, als ob das eine Profeſſion wäre, und man weiß da gleich, daß dieſer Gentleman, daß dieſe Lady in allen Einzelheiten ihres Anzugs mit den neueſten Modejournalen übereinſtimmt; man weiß gleich, daß ſie zu Mittag eſſen, kurz zuvor, ehe andere Leute zu Bette gehen, daß ſie zu Bette gehen, kurz zuvor, ehe andere Leute aufſtehen, daß es ihre Schuldigkeit iſt, im Winter die Freuden des Landes, und im Sommer die der Stadt zu genießen, und daß ſie von alle dem nicht abweichen können, ohne Gefahr zu laufen, ihre Reputation zu verlieren, oder ſo angeſehen zu werden, als ob ſie ihr Geſchäft aufgegeben hätten. O, hier herrſcht eine ausbündige Ordnung in allen Dingen! Man braucht nicht zu fürchten, daß man in einem Handwerker, oder einem Kaufmann, oder in irgend Jemanden, der ein Geſchäft hat, einen petit-maitre finde. Denn der petit-maitre hat auf ſeinem Wege ſo viel zu berückſichtigen, ſo viele wichtige Pflichten zu erfüllen, daß er unmöglich an etwas anderes denken kann. Hier pfuſcht man einander nicht in's Handwerk, wie in Schweden. Man iſt, man thut nichts halb in England. Was nicht zuſammen beſtehen kann, iſt hier auch wirklich geſchieden. Das iſt recht und gehört ſich, und ich möchte à propos von Thorheit wiederholen, daß in den Sitten dieſes Landes eine bewundernswürdige geſunde Vernunft herrſcht. Uebrigens paßt der altfranzöſiſche Begriff eines petit-maitre nicht auf einen engliſchen Faſhionable. Dieſer iſt ſo ſchwer und nonchalant, als man ſich jenen lebhaft und fein denkt. Solch ein Faſhionable ſieht aus, als ob er ſchon alle ſieben Wunder der Welt geſehen hätte, und nun in der Ueberzeugung, daß von menſchlichen Dingen nichts ſeiner Aufmerkſamkeit würdig ſey, als eine lebendige Erklärung des Salomoniſchen Wortes herumwandelt: Alles iſt eitel unter der Sonne. Kurz, auch die Mode, die eigentlich nichts anderes iſt, als Methode in der Langeweile, gibt in England dem, der ſich mit ihr befaßt, einen ausſchließenden Charakter.

Erinnerungen an die Reiſe des Königs Otto durch Oſtgriechenland.

(Fortſetzung.)

Die Lage von Amblena iſt ſehr ſchön, nur trübte das unfreundliche Wetter, das ſich mit dem geſtrigen Gewitter noch nicht wieder geſetzt hatte, und mehrmals leichte Regenſchauer ſandte, die Freude an dem Genuß der Gegend. Links, gegen Weſten, blickt man in eine tiefe Schlucht hinunter, an deren Abhängen einige kleine Dörfer liegen, und über welcher die ätoliſchen Gebirge emporſteigen; rechts, gegen Oſten, thürmt ſich der Parnaß empor, der hier mit Eichen und mächtigen Tannen ſtattlich bewaldet iſt. Gegen Norden ſenkt ſich von Amblena eine zwei Stunden lange Schlucht hinab, welche ſich bei Gravià in das Kephiſſosthal mündet, und in welcher ein hier entſpringendes Flüßchen, unterwegs durch mehrere Quellen verſtärkt, dem Kephiſſos zufließt; rieſige Platanen, von dem klaren Bergwaſſer üppig genährt, beſchatten ſeinen Lauf. In dieſer Schlucht, größtentheils auf der linken Seite des Flüßchens, läuft der Weg nach Gravià, das etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang erreicht ward. Das elende Dörfchen liegt rechts vom Ausgange des Wegs, am Fuße des Parnaß, unter den Ruinen eines alten, feſten Orts, denen ich keinen Namen zu geben wage; links, ſchon in der Ebene, liegt ein Khan, und einige hundert Schritte weiter vor einer Kapelle und neben ihr die Ruinen eines früheren Khans. In dieſem Gebäude hielt Odyſſeus mit hundert und ſiebenzehn Tapfern in den erſten Tagen des Aufſtandes ein feindliches Heer einen ganzen Tag auf; die Türken, welche die kaum vierzig Schritte entfernte Kapelle beſetzt hatten, machten von hier aus wiederholte Stürme auf das nur mit einer elenden Mauer eingeſchloſſene Gehöfte, allein ſie wurden jedesmal zurückgeſchlagen; faſt alle ihre Fahnenträger (Vairaktars) und mehrere hundert Türken blieben auf dem Platz. Als es Nacht geworden, ſchlugen ſich die Griechen, Odyſſeus und Mamuris an der Spitze, glücklich durch die Belagerer durch, und gewannen das Gebirge; die eingeſchüchterten Türken aber gaben den Verſuch auf, durch das Defilé von Amblena zu dringen, und wandten ſich öſtlich das Kephiſſosthal hinunter.

Die Nacht in Gravià war ſtürmiſch, der Regen ergoß ſich ſtromweiſe, und noch am folgenden Morgen hingen ſo ſchwere Wolken an den Gipfeln des Parnaß und des Oeta, daß die Ausſicht auf eine lange und beſchwerliche Tagreiſe über das Gebirge nach Neupatras oder Patradzik höchſt unerfreulich war. Deſto früher wurde aufgebrochen; der Gendarmeriehauptmann verſprach einen nähern Weg nachzuweiſen. Eine Viertelſtunde nördlich von Gravià paſſirt man den Kephiſſos, der weſtlich im oberſten Winkel der langen phokiſchen Ebene entſpringt. Sein Bett iſt mit Pappeln, Platanen und wildem Geſträuch eingefaßt, in welchem die Windhunde (λαγωνικά, d. i. Haſenhunde, nicht λακωνικά), die weſentlich zum Geleite eines griechiſchen Gentlemankapitäns gehören, einen Haſen aufjagten. Mit frohem Jagdruf ſprengten die eifrigen Jäger hinterdrein; aber in wenigen Augenblicken hatten die Hunde den Unglücklichen ereilt und abgefangen. Die Haſenhetze iſt ein Leibvergnügen der Pallikarenchefs, wie der Türken, aber ſie erfordert gute Pferde und gewandte Reiter. Eüb-Effendi, ein türkiſcher Reiteroberſt, mit dem ich während meines erſten Aufenthalts in Athen befreundet war, brachte, wenn er glücklich war, wohl zehn Haſen von einer ſolchen Jagd nach Hauſe.

Die phokiſche Ebene iſt hier kaum eine Stunde breit, und wird gegen Norden von verſchiedenen Ketten mittlerer Höhe begrenzt, welche die über den Thermopylen gelegene Maſſe des Oeta mit dem ätoliſchen Gebirge und dem Hauptſtamm des Oeta über Neupatras verbinden. Die nächſtvorliegenden Hügel und Höhen, über welche der Weg jezt führte, ſind auf eine weite Strecke mit junger Eichenwaldung bedeckt, die bei gehöriger Pflege der griechiſchen Flotte einſt bedeutendes Material liefern kann. Nach etwa zwei Stunden ſenkte ſich die Straße oder vielmehr der Pfad in ein enges Thal, nach dem Dörfchen Elevtherochori hinunter, über welchem links oder weſtlich auf einem hohen und ſchroffen, nur von einer Seite zugänglichen Felſen eine alte Ruine liegt. Dieſe rauhen und unwegſamen Thäler, oder vielmehr Klüfte, welche dies Zwiſchengebirge durchſchneiden, ſind das alte Doris, und ich zweifle nicht, daß jene Ruine die Lage einer der doriſchen Vierſtätte bezeichnet. Gern hätte ich dieſelbe, die gewiß noch kein Reiſender betrat, erſtiegen und unterſucht; aber ohne Verluſt von einigen Stunden war nicht hinaufzukommen, und die Länge des heutigen Tagemarſches erlaubte ſolchen Aufenthalt nicht. — Unterdeß hatte ſich das Wetter ein wenig erheitert, und die Wolken, die des Morgens ſchwer und drohend am Himmel hingen, ſandten nur von Zeit zu Zeit einige leichte Tropfen; aber von dem nächtlichen Wolkenbruche war die Erde in den Thälern ſo erweicht, und die Bergpfade ſo ſchlüpfrig geworden, daß die Pferde kaum fortkonnten. Endlich, nach einem ſechsſtündigen Marſche, war der Rücken des lezten Höhenzuges erklommen, der Phokis und Doris vom Sperchiosthal ſcheidet; die weite Ebene lag zu unſern Füßen; nördlich, um ein paar Stunden entfernt, zeigte ſich Lamia (Zeituni) und darüber die Kette des Othrys, weiter rechts der maliſche Meerbuſen und die Nordſpitze von Euböa. Die Ausſicht war ſchön und überraſchend; aber ein unangenehmer Irrthum des wegweiſenden Offiziers hatte dazu geführt. Denn jezt fehlte, nach ſo langem, beſchwerlichen Marſche, das Frühſtück; es war, nebſt dem ſämmtlichen Gepäck, die rechte Straße vorausgegangen und nicht mehr einzuholen. In ſolcher Noth kam es erwünſcht, daß einer der griechiſchen Oberſten die gute alte Kriegsgewohnheit hatte, ſein Handpferd immer mit anſehnlichen Mundvorräthen zu bepacken. Einem gewaltigen ledernen Querſacke entwand ſich ein gebratener Truthahn, ein halbes Lamm, einige Brode und eine große Flaſche Wein; und als auch der König geruhte, am Frühſtücke Theil zu nehmen, war die Freude des alten Kriegers ſo groß, daß er ſchwur, nie wieder ohne ſolche Vorräthe auszureiten, wie viel man ihn auch damit verlachen möchte.

Nach dieſem echt militäriſchen Imbiß wurde wieder aufgebrochen, und nach einer Stunde war ein kleines Dorf am Fuß der Höhe erreicht, wo der Eparch von Phthiotis und eine Anzahl Bürger von Lamia und Hygata den König empfingen. Der Weg lief von hier immer weſtlich am Fuß der Berge und am Rande des höchſt fruchtbaren, aber verödeten und ſchlecht bebauten Thales hin; ein dunkler, grüner Streifen von Bäumen und Gebüſch in der Mitte der Ebene bezeichnet den Lauf des Sperchios. Bei einer Gruppe rieſiger Platanen, neben einer Quelle, noch einige Stunden vor Hygata, erwarteten der Oberſtlieutenant Chriſtodulos Hadſchi-Petru und eine Anzahl anderer Offiziere den König, ſchöne Männergeſtalten in prächtiger makedoniſcher Waffenkleidung und auf muthigen theſſaliſchen Rennern, ſo daß hier auf theſſaliſchem Boden die Erinnerung an jene altberühmten Reitergeſchwader verwirklicht ſchien. Die Dämmerung brach ſchon herein, als der lange Zug Hygata (Patradzik) erreichte, wo eben Meſſe war; eine unüberſehliche Volksmenge, unter ihr viele Türken, hatte die Seiten des Weges beſezt, der ſich im Zickzack an einer Höhe emporwindet, und die ſchöngeformten zackigten Gipfel des rieſigen Oeta, der ſteil wie eine Wand über der Stadt emporſteigt, ſchienen neugierig zuzuſehen, wie nach Jahrtauſenden wieder der erſte helleniſche König unter dem Jubel des Volkes den Boden betrat, der die eigentliche Wiege des helleniſchen Stammes und Namens war.

(Schluß des vierten Briefs.)

Vor meinem Ofen.

Und ich ſitze vor dem Ofen
Schaue ſinnend in die Glut,
Und ich ſeh' die muntre Flamme
Hüpfen, wie ein junges Blut.

Und ſie küßt und herzt und tändelt
Luſtig mit dem ſpröden Holz,
Und bezwingt die Kraft der Eiche,
Und zerknickt der Fichte Stolz.

Ach! ſo haſt auch mich bezwungen,
Grauſam-luſt'ges Element,
Und es glüht in meinem Herzen,
Wie's in meinem Ofen brennt.

Adolph Zeiſing.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Preisſchriften über die Mittel, dem Volkselend abzuhelfen.

Durch welche Mittel kann man dem Elende der arbeitenden Klaſſen abhelfen und ihren Wohlſtand befördern? dies hatte die hieſige Geſellſchaft zur Beförderung der chriſtlichen Moral (société de la morale chrétienne) als Preisaufgabe geſtellt. Am 3ten Mai wurde ein öffentlicher Bericht über die eingegangenen Preisſchriften von H. Carnot im Namen einer Kommiſſion abgeſtattet, und Emile Béres, bereits Verfaſſer einer von der Induſtriegeſellſchaft zu Mühlhauſen gekrönten Abhandlung über die Urſachen des Uebelſtandes der Gewerbs- und Handelsleute in Frankreich, der Preis zuerkannt. Dieſer gehaltreiche Bericht iſt ſo eben im Drucke erſchienen. Daß die arbeitenden Klaſſen in ganz Europa unglücklich ſind, ſagt der Berichterſtatter, iſt leider nur zu ſichtbar, die Journale, die Verhandlungen der Volksvertreter und einige Empörungen beweiſen es zur Genüge. Wie furchtbar die Zahl der Armen in Paris angewachſen iſt, erhellt aus wenigen authentiſchen Angaben: 115,500 Menſchen haben Antheil an den milden Gaben der Bureaux de charité; außerdem gibt es noch 90,000 andere Arme; alſo in Summa 284,500 Hülfsbedürftige bei einer Bevölkerung von nicht völlig 800,000 Seelen. Von 24 bis 26,000 Sterbefällen kommen 13 bis 14,000 in den Hoſpitälern und Armenhäuſern vor, und 6 bis 7000 in ihren Wohnungen ſterbende Menſchen hinterlaſſen kaum den Betrag der Begräbnißkoſten. (Dieſe Koſten ſind aber ſehr beträchtlich in Paris.) Dann iſt es erwieſen, daß mehr als $^2/_3$ der Pariſer Bevölkerung außer Stande ſind, ſich länger als acht Tage ohne Arbeit zu ernähren. Das Elend iſt alſo augenſcheinlich; wie hilft man demſelben ab? Die chriſtliche Moralgeſellſchaft hat zehn Antworten erhalten, worunter zwei von Verfaſſern herrühren, die ſelbſt zur arbeitenden Klaſſe gehören. Einer meint, die Arbeiter müſſen Antheil an dem Gewinne nehmen, den der Kaufmann aus den von ihnen gelieferten Waaren zieht; ein Anderer wünſcht eine Aſſociation zwiſchen Fabrikanten und Handelsleuten, welch letztere nach Ablieferung der Waare mit Papiergeld zahlen ſollten, womit die Arbeiter ihre Lebensbedürfniſſe bei den aſſocirten Handelsleuten einkaufen könnten. Ein Dritter ſchlägt einen Wohlthätigkeitsverein vor, welcher die verſchiedenen Armenhäuſer und die Werkſtätten zur Beſchäftigung der arbeitsloſen Menſchen unter ſeiner Aufſicht haben ſollte. Ein Vierter hat ebenfalls an Aſſociationen gedacht (ein Mittel, das in jetziger Zeit natürlich ſich ſogleich dem Nachdenkenden darbietet); ſie ſollen große Unternehmungen, als Wegbau, Kanalgraben u. ſ. w., zum Zwecke haben, auch Werkſtätten anlegen, um in Zeiten des Stillſtandes des Handels die unbeſchäftigten Arbeiter aufzunehmen. Zwei andere Konkurrenten machen den Regierungen den Vorwurf, daß ſie, ſtatt durch zweckmäßige, menſchenfreundliche Mittel dem Elende zuvorzukommen, nur Gewalt gebrauchen, wenn endlich dies Elend in Verzweiflung ausbricht. Sie ſchlagen deßhalb die Anſtellung von Magiſtratsperſonen vor, deren einziger Beruf ſeyn ſoll, ſich der Sache des Volks anzunehmen und ſeine Angelegenheiten im Staate zu verfechten; natürlich müßten ſie Leute ſeyn, die mit dem Volke leben, ſeine Wünſche kennen und kein anderes Intereſſe haben, als das ihres Amts. Von all dieſen Konkurrenten hat kein einziger das Elend in ſeinem ganzen Umfange aufgefaßt und dargeſtellt. Die gekrönte Abhandlung hat daher auch einen großen Vorzug vor denſelben; denn ſie betrachtet zuerſt die Hülfsbedürftigen in den Städten und dann die auf dem Lande; letztere werden von den andern Konkurrenten überſehen. Der Verfaſſer, E. Béres, unterſucht auch den Zuſtand der Volkserziehung, und weiſt auf die Nothwendigkeit hin, dieſe durchaus zu verbeſſern, und da die Geſtraften in den Zuchthäuſern oft ſchlimmer werden, ſtatt ſich zu beſſern, ſo zeigt er die dringende Nothwendigkeit, dieſe Häuſer zweckmäßiger einzurichten. Der Staat ſoll ernſtlich auf die gewöhnlichen Volkslaſter, Faulheit, Trunkenheit, Spielwuth, hinwirken, und den Leuten die Vorurtheile zu benehmen ſuchen, wodurch ſich die Unwiſſenheit äußert (z. B. in dem Zerſchlagen der Maſchinen). Die Regierung ſoll die Steuern möglichſt vermindern, um nicht die Aermern zu erdrücken, Ackerbaukolonien anlegen und zur Begründung von Sparkaſſen aufmuntern; die Fabrikanten ſollen in einem wechſelſeitig vortheilhaften Verhältniſſe zu ihren Arbeitern ſtehen, für die Geſundheit derſelben ſorgen u. ſ. w. Die Abhandlung iſt zwar nicht vollkommen, hat aber der Geſellſchaft des Preiſes werth geſchienen. Der Berichterſtatter wundert ſich, daß keiner der Konkurrenten den Einfluß der Politik auf die Lage des Volks geſchildert hat. Wird die Nation unzufrieden mit der Regierung und äußert ſich dieſe Unzufriedenheit thätlich, ſo will die arbeitende Klaſſe Theil daran nehmen, verläßt ihre Werkſtätten und verfällt in's Elend. Die heilige Pflicht der Regierung iſt es, frühzeitig auf die Urſachen allgemeiner Unzufriedenheit aufmerkſam zu werden, und ſtatt eigenſinnig und halsſtarrig auf ihrem Willen zu beharren, dem Uebel abzuhelfen, wenn es wirklich gegründet iſt. Um dies zu erfahren, muß ſie aber nicht einige Hofleute zu Rathe ziehen, ſondern diejenigen, welche die Bedürfniſſe und Wünſche der Nation genau kennen und denen die Wahrheit ehrwürdig iſt.

Dg.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 177:

Der Weinſtock.

Beilagen:
Literaturblatt Nr. 77 u. Monatsregiſter Juli.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 183.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 1. August 1835.

Seine Feuermuse, die hinan
Den hellsten Himmel der Erfindung fliegt!

Shakespeare.

Der Autor und die Musen.

Von A. v. Sternberg.

Beklagt den Dichter, schöne Frauen, er ist das unglücklichste Geschöpf unserer Zeit. Er kommt in eine Welt, die ihn nicht braucht, er ist da, man gibt ihm deutliche Zeichen, daß er gehen könne, aber er bleibt; er nimmt den Platz weg, man stolpert über ihn, und er wird Jedem herzlich langweilig. Wie kann man aber auch so eigensinnig seyn! wie kann man so wenig Stolz besitzen, und doch zugleich so eitel seyn! —

Diese Gedanken plagten mich, als ich, in die Ecke des Sophas gedrückt, unmuthig den Blick vor mich hin richtete, die zahlreichen Bände eines bekannten Schriftstellers ansah und zugleich hörte, wie der Herbstwind die Bäume des Parks schüttelte. Ich weiß nicht, welche Betrachtungen mir noch über den bändereichen Dichter durch den Kopf gingen, ich weiß nur, daß mein letztes Bewußtseyn ein ehrfurchtsvolles Staunen war über so viel Gelehrsamkeit, so viel Menschenkenntniß, so viel Studium — darüber schlummerte ich ein. Im Traume erschien mir jener menschenkenntnißreiche Dichter, er trat zornig auf mich zu und forderte mich auf, ihn in der Kunst des Erzählens zu übertreffen, wenn ich es wagen wollte, ihn zu tadeln. Ich erschrack heftig, plötzlich fühlte ich die volle Last einer grausamen Pflicht auf mir liegen; in der Eile rief ich mir die Muster verschiedener Zeiten in's Gedächtniß, ich bedachte, selbst ängstlich und bekümmert, was zerstreuen und erheitern könne, und rief endlich die Musen an, ohne den Glauben zu haben, daß sie wirklich erscheinen könnten. Da hörte ich ein leises Lachen neben mir; ich blickte auf und sah zu meiner Verwunderung, daß der Platz in der Ecke mir gegenüber nicht mehr unbesetzt war. Eine junge Dame in einem wunderlichen Putze lag in nachlässiger Stellung da und las in einem Buche. Sie war in dem überladenen und kostbaren Geschmacke des Zeitalters Ludwig des Fünfzehnten gekleidet: eine hohe Frisur, darauf zwei schwankende Federn und eine Brillantrose, um die weißen, runden Schultern eine schwarze Spitzenmantille, die schlanke Taille in ein Korsett von Atlas geschnürt, ein Reifrock, und Schuhe mit hohen Absätzen. In ihrem Gesicht lag eine unendlich liebenswürdige Schalkheit, um die weichen Lippen übermüthiger Spott, auf der hohen Stirn vornehme Ueberlegenheit. Obgleich noch jung, fehlte ihr doch alle Jugendfrische, und auf den Wangen lag ein erkünsteltes Roth. Sie las in dem Buche fort und schien sich damit trefflich zu unterhalten, indeß ich nicht müde wurde, ihre reizende Gestalt zu betrachten, endlich rief sie ganz laut: „O, das ist köstlich, das macht Effekt! — das muß gefallen!“ Sie blickte auf und sah in

meine verwunderten Augen. „Nun!“ rief ſie, „Du erſtaunſt, mich hier zu ſehen, und doch haſt Du mich gerufen? Erkennſt Du mich nicht? Wenn Du wiſſen willſt, was gefallen hat, wo der beſte Geſchmack zu finden iſt, ſo frage nur mich. Ich habe an einem frivolen und prächtigen Hofe geherrſcht, ich habe das alte, verderbte Frankreich jung erhalten; mit einem Worte, ich bin die Muſe des jüngern Crébillon; nenne mich Zeneis.

Der Dichter. Wie, ſchöne Zeneis —

Zeneis. Still, laß mich ungeſtört in dieſem amuſanten Buche weiter leſen.

Sie las, und ich konnte mit meinem Erſtaunen nicht fertig werden, die Muſe des Crébillon vor mir zu ſehen. Jezt betrachtete ich das reizende Mädchen mit ganz anderem Auge. Himmel! rief ich bei mir ſelbſt, kann man ſo ſchön, ſo jung, und ſchon ſo verdorben ſeyn? Ja, ja, in dieſen dunkeln Augen iſt keine Spur von Tugend, bis zu dieſer ſchönen Stirn hat ſich kein einziger ſtrenger Grundſatz verirrt, und auf dieſen Lippen liegt unendlich viel mehr, als eine ſchüchterne Feder zu beſchreiben vermag.

Zeneis. Ich wünſche Dir Glück, mein Freund, wenn ihr Dichter habt, die ſo ſchreiben, wie dieſer; was fehlt euch dann noch? — Sie zeigte mir das Buch, es war Thümmels Wilhelmine. —

Der Dichter. Schöne Muſe, wie leid thut es mir, Dich eines Irrthums zu überführen. Der Autor dieſes Werkchens iſt kein Mann unſerer Tage, er blühte im vorigen Jahrhundert.

Zeneis. Da beklage ich euch.

Der Dichter. Von ſeinem Kanapee herab richtete er ſpöttiſche Blicke auf die Welt. Gleichgültig gegen das Urtheil der Menge, ſchrieb er, um ſeiner Dame ein heiteres Lächeln zu entlocken, dieſes war ſein Lohn.

Zeneis. Er gefällt mir darum.

Der Dichter. Heitere Sarkasmen, feine Scherze, und die beſte Laune eines Weltmanns, der den Philoſophen ſpielt, machen ſeine Werke köſtlich; doch wehe, wenn ſie einer Frau, oder gar einem jungen Mädchen in die Hände fielen!

Zeneis. Und eben ſagteſt Du, dieſes Gedicht ſey für eine Dame geſchrieben.

Der Dichter. Ganz recht, ſchöne Muſe, allein für eine Dame aus jener Zeit.

Zeneis. Du ſpotteſt; wie, die Damen Deiner Zeit liebten alſo nicht den Scherz, die friſche Laune, die graziöſe Ungebundenheit? —

Der Dichter. Leider nicht. —

Zeneis. Du ſagſt mit Recht, leider!

Der Dichter. Mißverſteh mich nicht. Jenes kleine Gedicht — es iſt das ſchönſte, das jener Autor geſchaffen — zähle ich zwar zu meinen Lieblingen, doch möchte ich es nicht als Muſter, wie man dichten ſoll, aufſtellen. Es iſt wahr, das ſchönſte Juwel iſt es aus jener prächtigen, eitlen Zeit, ein Meiſterſtück iſt es, zuſammengeſezt aus unerſchöpflicher Laune, eleganter Form und ſprühendem Geiſte, der vornehme Muthwille hat ſich nirgends kecker und ausgelaſſener getummelt, die komiſche Muſe nie feiner, aber auch nie verführender geſcherzt. Es iſt ein brauſendes Champagnerglas, geſchlürft von den begehrenden Lippen eines ſechzehnjährigen verwöhnten Mädchens.

Zeneis. So dichtete auch mein Liebling. Ewig trunken von dem Glanze des Hofs, in ſpäte Träume gewiegt von den Liebkoſungen ſchöner Frauen, malte er erwachend die Säle des Louvre, die Baumgänge des Hirſchparks, wie ein ſchwärmender Haufen von Damen und Herrn ihn durchzog, und tauſend Liebesnetze den Unbefangenen umſtellten.

Der Dichter. Ich will unſern Autor nicht den deutſchen Crébillon nennen, er tritt in weit edlerer Geſtalt auf. Doch auch das heutige Frankreich denkt anders, es verwirft jene weichlichen Motive, die damals die Welt zuſammenhielten.

Zeneis. Laß Dir doch nichts weiß machen! Wann wäre denn die Welt jemals eine andere geworden?

Der Dichter. Schöne und leichtſinnige Muſe, ach! Du biſt leider unfähig, unſere Zeit zu beurtheilen.

Zeneis. Himmel, wie finſter! wenn Du in dieſer Laune Bücher ſchreibſt, mein Freund, ſie müßten zum Sterben langweilig ſeyn. Doch laß uns ernſthaft ſprechen: was verlangt denn Deine Zeit von ihren Dichtern, wenn jene gefeierten Namen ihr nicht genügen? Ich will nicht von den großen, ſchwerfälligen und tiefſinnigen Dichtern ſprechen, nein, von denen, die nach keinem andern Ruhm trachten, als ihre Zeit geiſtreich zu beluſtigen und zu beleben.

Der Dichter. In der That, es iſt ſehr ſchwer, dieſes in der Kürze zu ſagen; wir haben ſo verſchiedene Weiſen, ſo abweichende Manieren. —

(Die Fortſezung folgt.)

Aus Erik Guſtav Geijers Erinnerungen.

Bath, Neujahrstag 1810.

Von London hieher ſind es ungefähr 18 ſchwediſche Meilen. Ich bin am Neujahrsabend hier angekommen. Wir fuhren in einer ſogenannten Stage-coach mit vier Pferden. Der Wagen hatte innen bloß vier Plätze, und wir drei hatten ſie alle bezahlt, um ungeſtört zu ſeyn. Ein Frauenzimmer, das deßhalb einen Sitz auf der Außenſeite des Wagens hatte nehmen müſſen, äußerte den Wunſch, den verfügbaren Platz im Wagen zu erhalten, welchem

Wunsche wir endlich nachgaben, nachdem wir unser Gepäck beseitigt hatten. Wir fanden in ihr eine sehr angenehme Reisegesellschafterin. Sie sagte uns, bei der Gesellschaft auf der Außenseite sey das Gespräch auf die Gesellschaft im Wagen gekommen; einer habe vermuthet, wir seyen Irländer; sie aber habe das für unmöglich erklärt, denn sie sey gewiß, daß, wenn auch fünf Irländer im Wagen gewesen wären, sie einem Frauenzimmer Platz gemacht hätten. Wir suchten auf alle Weise unsere Versäumniß gut zu machen. Sie nahm unsere Entschuldigung an und sprach mit Verstand und Lebhaftigkeit. Sie war auf dem Kontinente, auch viel zur See gewesen, woraus wir schlossen, daß sie die Frau eines Seeoffiziers seyn möchte. Mit Enthusiasmus sprach sie von Englands Seemacht. Sie war gerade an Bord, da eine englische Flotte auf der holländischen Küste sich zur Schlacht anschickte (es kam nicht dazu, weil die signalisirten Schiffe sich als befreundete auswiesen). In zehn Minuten, sagte sie, war Alles zum Gefechte geordnet, und ich habe mir nie eine solche Kampflust, einen solchen Muth vorstellen können, wie der ist, der in einem solchen Augenblick einen englischen Seemann belebt. Es ist erhebend, Zeuge einer Gesinnung zu seyn, die denkt, nichts sey unmöglich zu wagen und zu gewinnen, der Wahlspruch für alles Große. Wir fragten, ob sie sich nicht gefürchtet habe. Sie sagte, der Muth steckt eine Engländerin leicht an. Ihrer Lebhaftigkeit nach hielten wir sie für eine Irländerin; sie war es nicht, schien aber unsere Vermuthung für ein Kompliment anzusehen. Nichts kann angenehmer seyn, sagte sie, als ein wohlerzogener Irländer. Er vereinigt die Liberalität und Aufrichtigkeit des Engländers mit der Lebhaftigkeit des Franzosen, mit einer fast orientalischen Phantasie und einem eigenen nationalen Witze und Scherzhaftigkeit. Ueber die Schotten urtheilte sie nicht so vortheilhaft. Ihr Charakter scheint im Allgemeinen in dem Urtheile der Engländer niedriger zu stehen, als der der Irländer. Inzwischen machen sie in England Glück durch Raffinement, Sparsamkeit und Industrie. Man gibt ihnen Schuld, sie seyen listig. Die Laufbahn, die ein Schotte in England vom Knecht zum Herrn macht, sieht man oft in Karrikaturen vorgestellt.

Die Saison ist jezt auf ihrer Höhe; das Wetter ist ungewöhnlich mild (12° nach Celsius). Neujahr ist in England kein Feiertag, wenn es nicht auf einen Sonntag fällt. Deßhalb ist auch heute Ball, was an einem Sonntage nicht zugelassen würde. Er wird aber wenig besucht werden, weil Lady N. gerade heute einen Rout gibt. — Die Nationen des Festlands haben Religion und Vergnügen vereinigt, die größern Kirchenfeste sind Volksfeste; der Sonntag ist zugleich für die Andacht, die Ruhe und die Erholung bestimmt; hier ist das nicht so. In diesem Lande ist selbst die Freude eine Parteisache geworden. Karl I. erneuerte 1633 das Edikt seines Vaters, welches Spiele und Lustbarkeiten am Sonntag für alle die erlaubte, welche den Gottesdienst besucht hatten. Die puritanischen Geistlichen weigerten sich, das Edikt abzulesen, und wurden abgesezt. Diejenigen Geistlichen aber, die es abgelesen hatten, wurden später vom langen Parlamente abgesezt. So muß man sich an diesem Tage an die Bürgerkriege in England erinnern, und seine strenge äußerliche Feier ist für ein englisches Publikum noch das vorzugsweise bezeichnende Merkmal eines Christen. Nichts ist stiller und trauriger, als ein englischer Sonntag. Die erste tadelnde Erinnerung, die mir in diesem Lande gegeben wurde, war die, daß es sich nicht schicke, am Sonntag Klavier zu spielen. Der Besuch der Kirche und Spaziergänge füllen diesen Tag aus. Die Sprache der englischen Prediger ist ungekünstelt und durchaus abhandelnd und belehrend. Rhetorik in Styl und Vortrag wird für profan gehalten, vielleicht eben deßwegen, weil die Engländer wirklich eine weltliche Beredsamkeit haben, und durch eine größere Einfachheit die geistliche davon trennen wollen. Deßhalb liest der englische Prediger seine Predigt ab, was bei weltlichen Reden nicht erlaubt ist. Die verschiedenen Sekten in diesem Lande dagegen, nämlich die predigenden (denn man hat auch schweigende, wie die Quaker, bei deren Gottesdienst ich während zwei Stunden keinen andern Laut hörte, als ein Niesen), nähern sich in Wärme und Vortrag der weltlichen Redekunst.

Bath, den 9ten Januar.

Heute war Ball beim master of ceremonies, zu dem, wie man mir sagte, über zweitausend Billette verkauft worden sind. Er war höchst glänzend; denn der Glanz eines Balls, wie eines Rout, besteht darin, daß man sich vor Gedränge nicht rühren kann. Man geht bloß hin, um sich einige Male durch den Saal zu drängen, ein Dutzend Bekannte zu fragen, wie sie sich befinden, und ob sie ein Dutzend andere Bekannte gesehen haben, mit dem Zusatze: das ist eine furchtbare Hitze! welches fürchterliche Gedränge! Ich könnte eine Liste von dergleichen Fragen machen, die ich von hundert Frauenzimmern hörte. Und mit welcher affektirten Lebhaftigkeit, mit welchem importanten Accente werden diese unbedeutenden Worte ausgesprochen! Oft wendet man schnell den Schwanenhals, um sie zu wiederholen, als hätte man etwas vergessen; und wenn man das bezaubernde Lächeln sieht, das die schönen Zähne weist (einer der Reize der Engländerinnen), und den scharfen, lebhaften Blick, so könnte man denken, der geistreichste Einfall sey ausgesprochen worden. Das ganze Fest war eine Ausstellung; kaum habe ich je eine so unverschleierte Koketterie, eine so offene Affektation, eine solche Minauderie, solche

ausgeglättete Affengesichter gesehen. Ich fand mich in meiner Idee von der englischen Ehrlichkeit bestärkt, die nicht anders kann, sie muß Eitelkeit als Eitelkeit, Thorheit rein als Thorheit geben; an dergleichen eine Apparence, einen Ton zu wenden, kann sie sich nicht entschließen. Die schönen Illusionen sind hier rein fort aus dem Leben. Ich kann mich nicht mit der Kleidung dieser Frauenzimmer, eben so wenig mit ihren langen Schritten befreunden. Meine schönen Landsmänninen verstehen mit unendlich geringerem Reichthum, sich besser zu putzen. Eine hübsche Schwedin zieht kein Stück an, das nicht dazu beiträgt, sie vortheilhaft aussehen zu machen. Keine läßt sich von der Mode so tyranniſiren, daß sie die Mode nicht nach eigenem Bedürfniß modificirte. Hier sieht man diese abgeschmackte Tyrannei auf ihrem Gipfel. Diese Fashion ist bloß ein Schnitt und überall derselbe Schnitt. Im Allgemeinen wird erstaunlich schlecht getanzt. Die jungen Engländer sind im Tanze wie junge Bären, Bilder einer wohlgelaunten Unbehülflichkeit. Ich höre, daß es sich für einen Gentleman nicht schickt, gut zu tanzen, weil das nach Profession schmeckt.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Die Expedition nach dem Euphrat.

Wir erfahren so eben einige Details über die neuerlich nach dem Euphrat abgesendete englische Expedition. Einige englische Journale haben es sich angelegen seyn lassen, bedeutende Besorgnisse in Betreff dieses Gegenstandes zu erwecken, und diese Besorgnisse haben wohl auch ihren Weg über den Kanal gefunden. Nach den neuesten Berichten hatte der Fortgang der Expedition in Folge neuer Mißverständnisse zwischen dem Pascha von Egypten und der hohen Pforte sehr große, von Ersterm herrührende Hemmungen erfahren, und selbst die besser Unterrichteten, welche die Gediegenheit dieses Grundes in Zweifel zogen, glaubten gerne, daß Mehemet Ali ihn zum Vorwande gebraucht haben könne, einer Expedition Schwierigkeiten entgegen zu werfen, die allerdings einen seiner Lieblingspläne mit der Gefahr der Vernichtung bedrohte. Denn wie es ihr Zweck ist, Syrien mit Europa zu verknüpfen, so ist es bekanntlich seit lange sein Herzenswunsch, durch Wiedereröffnen der alten Kommunikationslinie zwischen der südlichen Levante und dem rothen Meer Egypten abermals zum Stapelplatze des europäischen und asiatischen Handels zu machen, und es begreift sich daher von selbst, daß er einem Unternehmen nicht hold seyn kann, welches die für Egypten beabsichtigten Vortheile auf Syrien übertrügt. Um so willkommener müssen wir die Nachrichten heißen, durch welche jene Besorgnisse gehoben und die betreffenden Journalartikel widerlegt werden. Ich entnehme sie zum Theil der Malteer Zeitung, zum Theil einem Privatschreiben. Jene wurde durch das dortige Einlaufen der Kolumbine in den Stand gesetzt, genaue Details bis zum 5ten Mai zu liefern, und dieses, vom 23sten Mai datirt und von Kapitän Murphy an Kapitän Rose gerichtet, dürfte das Neueste und Letzte enthalten, was in Betreff der Expedition verlautet hat. Die Malta Gazette gibt Folgendes: „Durch Sr. Majestät Brigg, Kolumbine, kommandirt von Henderson und direkt vom Orontes kommend, haben wir Nachricht von der Euphrat-Expedition und ihren ersten Unternehmungen erhalten. Oberst Chesney, das ganze Offizierkorps und sämmtliche Mannschaft waren bis zum 3ten Mai vollkommen wohl. Sie hatten nahe an der Mündung des Flusses auf einer Stelle, welche sie Amalieninsel genannt, ein Lager bezogen. Fast den ganzen Weg von Malta bis nach der Bai am Orontes, wo die Expedition am 3ten April vor Anker ging, hat die Kolumbine den George Canning im Schlepptau gehabt. Am sechsten wurde in einer Entfernung von ungefähr dreitausend Fuß vom Ufer mit dem Landen des Gepäcks und der Vorräthe der Anfang gemacht. Gleichzeitig wurden Lieutenant Thompson und Herr Pritchard mit fünfundzwanzig Mann in das am Ufer geschlagene Lager postirt, und hierauf während der ersten Woche von den acht, zu beiden Schiffen gehörigen Booten ungefähr zwei Drittel der ganzen Ausrüstung an's Land geschafft. Alles ging vollkommen glücklich ab; denn obgleich eine, mit den Klappen und andern Theilen der Dampfmaschinen gefüllte Kiste in Folge des Reißens der Stricke in's Wasser fiel, so wurde sie doch, vorzüglich mittelst Anwendung der Taucherglocke, bald wieder herausgeholt. Die Aufmerksamkeit der Offiziere richtete sich nun auf andere Gegenstände. Kapitän Estcourt erhielt den Auftrag, die Straße nach dem Euphrat in Stand zu setzen; Lieutenant Murphy ging mit einer Abtheilung zu Untersuchung der Bucht des Issus, Lieutenant Staveland beaufsichtigte das fortdauernde Landen der Vorräthe und die Zurüstung der Karavanen, und Oberst Chesney und Lieutenant Lynch, Beide von der indischen Marine (Beide hatten seit einiger Zeit in Syrien auf die Expedition gewartet und Vorbereitungen für sie getroffen), übernahmen es, die Landesautoritäten zur Hülfeleistung zu vermögen und mit den Arabern nahe bei Bir am Euphrat sich zu verständigen. Dorthin verfügte sich auch Lieutenant Lynch, um die erste Lieferung Feuermaterial in Empfang zu nehmen, welche ungefähr den siebzehnten daselbst angekommen seyn würde, wenn es möglich gewesen wäre, die benöthigten Kameele zu erlangen. In der zweiten Woche war das Wetter so stürmisch, daß dadurch das Landen bedeutend verzögert wurde. Dessenungeachtet war am ein-und-zwanzigsten Alles, bis auf einen kleinen Kohlenüberrest, ausgeschifft.

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

Wie heißt die Maske, überall
Im Brauch, nicht nur im Karneval,
Stets aufgestützt von Jung und Alt,
Bei Tag und Nacht, bei warm und kalt;
Bald rauh und rauch und herb und hart,
Bald schmeidig und ätherisch zart;
Nothwendig von Gewerk und Stand,
Oft nur vom Anstand so genannt;
Die plumpste Sorte, stabilimbeat,
Hat längst Kultur hinausgefegt;
Die feinste, Küsse drauf zu hauchen,
Wird nie im Strome untertauchen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 134.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 3. August 1835.

Hamlet. — Er gräbt ein Grab und singt dazu!

Shakespeare.

Lieder eines Autodidakten.

Frühlingslied des Todtengräbers.

Nun grünet Wald und Wiese,
Die Blumen alle sind erwacht,
Mein Todtengarten steht in Pracht
Gleich einem Paradiese;
Nur unten in der Erde Schoß
Da schlummern Alle, Klein und Groß,
In Dunkel noch geborgen,
Bis an den großen Morgen.

Wie freu' ich mich der Wonne,
Wann einst die Saat, die ich gesät,
Zu neuem Leben aufersteht
In ew'ger Frühlingssonne!
Bald sink' auch ich in's kühle Grab
Zu meinen Leichen all hinab;
Der Rasen grün mich decket,
Bis Gottes Ruf mich wecket.

Hier, diese Trauerweiden,
Mit jungem Grün belaubet zart,
Und lichte Blumen mancher Art,
Sie pflanzte zartes Leiden.
Die Bäume schwanken ohne Noth,
Die Blumen lächeln, weiß und roth,
Als wollten traut sie sagen:
O Mensch, du mußt nicht klagen!

Was sind das für Gefühle!
Ich schaufle Erde mir zu Hauf,
Und aus dem Boden tief herauf
Steigt neue, frische Kühle.
O Mensch, sey nicht zu sterben bang,
Hier kannst du dich erholen lang
In deiner engen Truhe,
Mit ungestörter Ruhe.

Das Grab ist nun gegraben;
Früh hab' ich mich zu Weg gemacht
Und meine Arbeit schon vollbracht,
Nun soll mich Ruhe laben.
O reine, blaue Himmelsluft!
O frischer Erd- und Blumenduft,
Mein Herz, von euch durchdrungen,
Hat schon dies Lied gesungen.

Abendlied.

Weit über alles Land erhoben,
Steh' ich auf hohem Berge droben,
Es zittert unter mir das Thal,
Durchglüht vom Mittagssonnenstrahl.

Ich lasse meine Blicke schweifen,
Bis an die Purpurwolkenstreifen,
Bis wo der fernsten Berge Grau
Zerfließet in des Himmels Blau.

Es schleicht des Stromes Silberschlange
Mit ruhigleisem Wellengange
Durch dorfbesäte Fluren dort,
Verzögernd nach dem Meere fort.

Die Sonne sinkt den Berg hinunter,
Die Lerche singt in Lüften munter,
Und aus der Tiefe steigt ein Drang
Von wirrem Summen, voll Gesang.

Geist, wo sind deines Liedes Schwingen,
Um deinem Schöpfer Lob zu singen?
„Die ganze Schöpfung singt ja Lob,
Mein Herz schweigt still und freut sich drob.“

Lieblingsplatz.

In des kühlen Baches Frische
Sitz' ich gern auf grünem Gras,
Wo die flinken Silberfische
Spielen in belebtem Glas;
Wo die Bachstelz auf dem Kiese
Nickend auf und nieder geht,
Und auf blumenreicher Wiese
Lauer Frühlingsodem weht.

Blumentrauer.

Ein Blümlein welkt im Garten
In stiller Traurigkeit,
Wer will ihm sorgsam warten
In dieser rauhen Zeit?

Komm, Blümlein, laß dich pflücken;
Eh' noch dein Glanz verdirbt,
Sollst du das Herz mir schmücken,
Das bald, wie Du, erstirbt.

Bald stirbt an unserm Leide
Die letzte Wurzel ab,
Dann leget man uns Beide
In ein gemeinsam Grab.

Waldgeheimniss.

Eschenbaum, dein scheues Wehen,
Wenn sich deine Blätter drehen,
Und dein furchtsam Flüstern
Kann ich nicht verstehen;
Lange sitz' ich schon im Düstern,
Deinen Sinn zu deuten lüstern.

Waldschauer.

Wie des fernen Stromes Brausen,
Hör' ich hier den Waldgeist sausen
Unter hohen Bäumen,
Und ein leises Grausen
Jagt mich aus den dunkeln Räumen,
Wo die Tannen ängstlich träumen.

Nic. Müller.

Der Autor und die Musen.

(Fortsetzung.)

Zeneis. Es gibt nur Eine Weise, die Weise zu gefallen, die Manier dabei ist im Grunde gleichgültig.

Der Dichter. Nun denn, wir verlangen, daß, wenn uns ein Gegenstand gefallen soll, er eine gewisse Würde, einen Ernst an sich trage, den am besten geschichtliche Stoffe verleihen. Doch freilich ist diese Quelle schon getrübt worden, wir sind überschüttet worden mit nüchternen Erzählungen, welche mit großen Namen der Vorzeit prahlen, und uns dennoch völlig gleichgültig lassen. Darauf haben wir den Ernst in uns selbst und in unserer Zeit gesucht, und dabei sind wir, es ist nicht zu leugnen, übellaunig und zänkisch geworden.

Zeneis. Werdet ihr es denn nicht endlich müde, immerfort zu klagen, zu winseln, euch zu ärgern?

Der Dichter. Ja, wer nur den göttlichen Leichtsinn eurer Tage sich aneignen dürfte! Ihr habt geschmaust, und wir müssen die Zeche bezahlen. O, ihr hattet gut scherzen!

Zeneis. Thörichte Einbildungen! Es kostet euch nur ein Wort und die alte Zeit ist wieder neu. Freilich verstanden wir es zu leben; doch ist diese Kunst verloren gegangen, so sind die Dichter die ersten, die sie wieder aufsuchen müssen.

Sie erhob sich mit diesen Worten, rauschte vor den Spiegel, und schien Lust zu haben, sich weder mit mir noch meiner Zeit, sondern nur mit ihrer eigenen niedlichen Person zu beschäftigen. Indem ging die Thüre auf, und eine hohe Gestalt, in dreifache Schleier gehüllt, trat herein. Sie nahte sich mit feierlichem Schritte, grüßte auf eben die Weise und ließ sich dann mit untergeschlagenen Füßen auf den Teppich des Bodens nieder; die schöne Zeneis fixirte sie von oben herab und warf mir dann hinter ihrem Fächer muthwillige und spottende Blicke zu. Die Dame auf dem Teppich löste unterdessen langsam ihre Schleier, und wir sahen ein schöngeformtes Antlitz erscheinen, in dem zwei orientalisch dunkle, ernste Augen glühten. „Kennst Du mich nicht?“ rief

sie mir zu. „Ich bin die Sultanin Scheherezade.“ — Dieselbe, fragte ich eilig, die die Geschichten der tausend und eine Nacht erzählte?

Sultanin. Dieselbe. (Auf Zeneis zeigend) Wer ist diese sonderbare Person? — unstreitig eine Tänzerin aus einem entlegenen Stadtviertel.

Der Dichter. Achtung, Frau Sultanin! es ist Frankreichs schöne Muse. — Die Sultanin blieb sitzen und machte nur eine leise, hochmüthige Begrüßung, die die Französin lachend und mit dem Fächer spielend erwiderte.

Sultanin. Mein Stolz hat sich so weit herabgelassen, bei Dir zu erscheinen. Du bist ein Autor, ich komme in der Eigenschaft einer Muse, Dich zu besuchen, und will so gütig seyn, Dich zu begeistern. Nun, Du antwortest nicht? sollte es möglich seyn, daß Du meine Erzählungen nicht gelesen hättest?

Der Dichter. Doch, Madame, allein vor langer Zeit.

Sultanin. Nun wohl, ich will Dir die Gabe mittheilen, Geschichten zu erzählen, ähnlich denen der tausend und eine Nacht. Komm, empfange die Begeisterung.

Der Dichter. Halten Sie ein, ich bitte; da ist eine Muse, die mich ebenfalls begeistern will.

Sultanin. Was kann sie Dir bieten wollen? (Zu Zeneis) Schöne Sklavin, hast Du unter dem Schatze Deiner Geschichten eine einzige, die dem Abenteuer mit den Pantoffeln des Abu-Kasem gleicht?

Die schöne Zeneis lachte wie toll; sie drehte sich auf dem hohen Absatz ihres Schuhes herum, so daß der majestätische Reifrock rauschte und die Federn der hohen Frisur wie im Sturmwind schwankten. Die Sultanin blickte sie an, wie man Jemanden anblickt, der plötzlich von Sinnen kommt; dann wandte sie sich zu mir.

Sultanin. Ohne Zweifel ist Dir die höchst merkwürdige Geschichte der Pantoffeln des Abu-Kasem nicht erinnerlich; ich will sie Dir erzählen.

Indeß sie sich in die gehörige Positur brachte, verwünschte ich sie heimlich. Was zum Teufel mußte mir gerade eine plauderhafte Sultanin in den Weg bringen, da ich so gerne mit einer jungen, schönen und muthwilligen Muse allein geblieben wäre! Doch mein Zorn half mir zu nichts; wohl oder übel, ich mußte die Geschichte der Pantoffeln des Abu-Kasem anhören. Als sie zu Ende war, rief ich: Beherrscherin der Gläubigen, Deine Geschichte ist vortrefflich; allein gestehe mir, daß es Leute geben kann, die in diesem Punkte anders denken.

Sultanin. Du bemerkst sehr richtig, man könnte es für unmöglich halten, daß die Pantoffeln wiedergefunden werden, nachdem sie zum sechsten Male verloren waren.

Der Dichter. Das meine ich nicht.

Sultanin. So ziehst Du vielleicht die Geschichte von den drei Vessiren vor?

Der Dichter. Sie sind mir alle gleich. So viel ich mich besinnen kann, trägt die ganze Sammlung so ziemlich einen und denselben Charakter an sich, und der ist es eben, fürchte ich, der unserer Zeit nicht zusagt.

Sultanin. Nimm mir's nicht übel, Fremdling, allein Du zeigst einen nur wenig gebildeten Geschmack. Bedenke, daß ich diese Geschichten dem mächtigsten Beherrscher der Erde erzählte, und daß sie sich seines gnädigsten Beifalls zu erfreuen hatten.

Der Dichter. Ach, Madame, das will wenig sagen. Ihr Sultan war ein harmloser Mann, ein Mann, der wenig oder gar nichts gelesen hatte, und dem daher, nach Weise der Kinder, jede wohl oder übelerfundene Geschichte gefiel. Sie hatten gut erzählen! —

Sultanin. Du irrst, ich erzählte in fortwährender Todesangst. Der nächste Morgen hätte mir den Kopf vor die Füße gelegt, wenn ich es nicht verstanden, die Neugierde des Tyrannen immer wieder zu spannen. Versuche es einmal bei euren Erzählern, drohe ihnen die Häupter abschlagen zu lassen, wenn sie ihre Pflicht nicht erfüllen, und Du wirst sehen, wie ganz anders sie sich anstrengen werden, belustigend und unterhaltend zu seyn.

Zeneis (lachend). Ein allerliebstes Mittel, den Leuten Geist und Laune einzuflößen! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Die Pflanzenausstellung.

Diesmal hat die Gesellschaft zur Vervollkommnung des Gartenbaus ihre öffentliche Pflanzenausstellung früher als in den vorigen Jahren veranstaltet. Ihre Absicht ist, mit der Ausstellungszeit jedes Jahr zu wechseln, damit die Gärtner nach und nach alle ihre Schätze in ihrer größten Pracht zur Schau stellen können. Diesen Frühling fand die Pflanzenschau in der ersten Woche des Juni statt und war sehr glänzend. Auf einen langen, aber gelinden Winter war ein sehr nasser, aber mit warmen, ja einigen heißen Tagen vermischter Frühling eingetreten. Die Blumen hatten sich frei und schön entfalten können, und auch die fremden Stauden, freilich meistens Treibhausprodukte, waren üppig emporgeschossen. Durch die häufigen Weltumseglungen und den vermehrten Verkehr mit fremden Erdstrichen ist die uns bekannte Zahl schöner, aber seltsamer Pflanzen so bedeutend vermehrt worden, daß ein Gärtner heutzutage schon sehr gelehrt seyn muß, wenn er sie alle kennen und botanisch benennen soll. Auch begnügt sich der üppige Stadtbewohner nicht mehr mit den Pflanzen und Blumen, welche ihm die einheimische Natur so reichlich spendet; diese überläßt er den

Minderbegüterten: für ihn müssen die fremden Welttheile ihre Produkte liefern; Rosen, Nelken, Tulpen sind allzugewöhnlich für seinen Garten und seine Gewächssammlung; er muß Dahlias, Geranien, Cactus haben, und wird eine fremde Blume zu gemein, wie es mit der Hortensia in Paris der Fall gewesen ist, so vernachlässigt er auch diese und hält sich an die seltenern. Die vorzüglichsten Blumengärtner in Paris beschäftigen sich daher auch ganz besonders mit dem Anbau und dem Klimatisiren fremder Pflanzen und Stauden, und überlassen die gewöhnlichen Pflanzengattungen denjenigen Gärtnern, die ihren Absatz auf dem Blumenmarkte haben. Da nun bei der Pflanzenausstellung in Paris hauptsächlich nur Gärtner von Profession etwas ausstellen, so bekommt man auf derselben auch vorzüglich nur fremde Pflanzen und Stauden zu sehen. Das Ganze hat daher ein fremdartiges, aber eben deßhalb höchst reizendes Ansehen. Ein eigenthümlicher Geruch erfüllt die Luft, man erblickt überall eine üppige Vegetation, sonderbare Gestalten, unbekannte Früchte; man sollte meinen, unter einen fremden Himmelsstrich versetzt zu seyn, wenn das Kostüm der umherwandelnden Zuschauer nicht zu lebhaft an Paris erinnerte. Zu beiden Seiten blühten die schönsten Blumen aus Amerika, Asien, Australien; in der Mitte der großen Orangerie, in welcher die Ausstellung statt fand, erhob sich eine prächtige Strelitzia regia, im Hintergrunde erblickte man Fächerpalmen und einen kleinen Brodfruchtbaum, der Cactus war ohnehin eine Menge. Ein Gärtner hatte ein kleines Gebüsch von Orangenbäumen, mit Blüthen und Früchten prangend, ausgestellt. Von reifen Weintrauben, Birnen und Aepfeln war auch schon ein Vorrath zu schauen. Der bekannte Gärtner Cels hatte sich diesmal wieder durch die Mannichfaltigkeit seiner schönen Pflanzen hervorgethan; jedoch standen ihm einige andere wenig nach. Minder berühmte Gärtner hatten wenigstens durch sinnreiche oder geschmackvolle Anordnung der von ihnen gelieferten Sachen die Aufmerksamkeit des Publikums anzuziehen gewußt. So hatte einer eine Art von Mosaik von mehr als fünfzig Arten oder Abarten von Rosen auf einem runden Tische angebracht, was sich sehr schön ausnahm. Wahrscheinlich hatte er durch darunter gelegte feuchte Erde ein Mittel gefunden, diese gedrängt aneinander gereihten Rosen die ganze Woche hindurch frisch zu erhalten. Ein anderer hatte seine Blumen mitten um einen schön gearbeiteten Vogelbauer gepflanzt, der sich wie ein kleiner Thurm oder Pavillon erhob. Auch elegant gearbeitete Gartenstühle und Bänke waren da zu sehen, und allerlei sauber verfertigtes Gartengeräthe, wobei es auch nicht an neuen Erfindungen oder doch neuen Kombinationen fehlte. So hatte einer einen Schiebkarren gemacht, der, anders gedreht oder gestellt, als kleine Doppelleiter dienen konnte. In dergleichen sind die französischen Arbeiter sehr erfinderisch.

(Der Beschluß folgt.)

London, Juli.

(Beschluß.)

Die Expedition nach dem Euphrat.

„Jezt erhob sich für den Oberst Chesney ein Kampf mit ganz unerwarteten Hindernissen. Die Expedition hatte England in der vollsten Ueberzeugung verlassen, daß die der brittischen Regierung geschehenen Zusagen von Unterstützung und Mitwirkung von Seiten der höchsten Landesbehörden treu erfüllt werden würden. Man besaß ja einen von der hohen Pforte erlassenen Firman, welcher die Schifffahrt auf dem Euphrat autorisirte, und keinenfalls würde man ohne hinzugekommene Genehmigung des Pascha's von Egypten eine so kostspielige Unternehmung nach den Gestaden von Syrien abgesendet haben. Gleichwohl konnten die Eingebornen durch nichts, selbst nicht durch bedeutende Geldanerbietungen vermocht werden, hülfreiche Hand zu leisten oder Transportmittel zu gewähren. Es lag daher deutlich vor, daß die betreffenden Befehle nicht erfolgt waren, und Oberst Chesney sah sich dadurch zu einer Reise nach Tripolis genöthigt, woselbst Ibrahim Pascha eben aus Egypten angekommen war. Doch auch dieser konnte oder wollte ihm nicht helfen. Er erklärte sich außer Stand, bevor er nicht weitere Verhaltungsbefehle von Mehemet Ali erhalten, seinen Einfluß geltend zu machen. Als jedoch die Kolumbine die Küste von Syrien verließ, war Oberst Chesney bemüht, Stiere in hinreichender Zahl aufzukaufen, um die erste Abtheilung des Gepäcks nach dem Euphrat zu bringen. — Die Mündung des Orontes scheint zur Ausschiffung der Expedition glücklich gewählt zu seyn, und der gute Erfolg, mit welchem solche bewirkt worden ist, darf für den fernern Fortgang als ein günstiges Zeichen gelten. Die Amalieninsel soll der Beschreibung nach einen höchst interessanten Anblick gewähren. Die Einwohner der umliegenden Ortschaften kamen unaufhörlich in's Lager und staunten mit charakteristischer Bewunderung die Thätigkeit unserer Matrosen und die Wirkungen unserer Mechanik an. Als die Kessel und großen Stücke der eisernen Dampfboote und der dazu gehörigen Maschinen gelandet, und als vollends die schwere, in's Wasser gefallene Kiste vom Meeresgrunde heraufgebracht wurde, erreichte ihre Ueberraschung den höchsten Grad. Rechne man dazu die verschiedenen Kleidungen, das sonderbare Gemisch der Vorräthe, die stete Bewegung zwischen den Schiffen und dem Ufer, die wunderschöne Scenerie des Landes, mit dem im Hintergrunde zu einer Höhe von 5618 Fuß emporragenden Gipfel des Kassius, und man wird sich ungefähr einen Begriff von dem Gemälde auf Syriens alterthümlicher Küste machen können.“ — Der Brief des Kapitän Murphy lautet in der Uebersezung folgendermaßen: „Orontes-Lager auf Amalieninsel, den 25sten Mai. Ich schrieb Ihnen unterm zweiten dieses durch Sr. Majestät Brig Kolumbine. Wir haben seitdem den Tigris zusammengebaut. Wir fingen am sechsten damit an und konnten ihn am einundzwanzigsten, folglich nach dreizehntägiger Arbeit, von Stapel lassen. Er ging mit all seinem Inhalte auf flachem Kiele sechs und einen halben Zoll tief. Die Ursache, warum wir ihn jezt zusammengebaut haben, ist die Hoffnung, daß wir auf ihm das andere Boot, die schweren Frachten u. s. w., den Orontes hinauf bis nach Antiochien, ungefähr zwanzig Meilen weit, werden bringen können. Wir würden dadurch eine Bergkette und folglich eine Landfahrt umgehen. Später gedenken wir ihn zum weitern Transporte nach Bir in acht Stücke zu zerlegen. Die ganze Mannschaft ist gesund und wohlauf.“ — Dies unterstützt die aus Oberst Chesneys gemeldeter Anstalt zu Fortschaffung des Geräths sich rechtfertigende Vermuthung, daß Mehemet Ali's Befehle entweder in dem gewünschten Maße bereits eingetroffen, oder den Zwecken der Expedition günstig mit Gewißheit zu erwarten waren. W. S.

Beilage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 185.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 4. August 1835.

— Wohl mag man bekennen,
Es sey nichts schrecklichers, als dieses Berges Brennen,
Das Schüttern weit und breit und heißer Schwefel Fluß.

Martin Opitz.

Der Aetna und der Montblanc.

Erster Artikel.

Man hat den Franzosen lange und gewiß nicht mit Unrecht vorgeworfen, daß sie wenig reisen, um Menschen und Sitten außerhalb des Bannkreises ihrer Sociétés zu erforschen, daß sie sich wenig um die Welt außer ihrer belle France bekümmern, das Ausland selten kennen lernen und es noch seltener mit ihrer Heimath vergleichen, daß sie daher eine Menge Vorurtheile über beide festhalten. Dem ist allerdings so. Haben doch die vielen tausend Franzosen, die in der Revolutions- und Napoleonschen Zeit Deutschland fast zwanzig Jahre lang nach allen Richtungen durchzogen, nur sehr dürftige, oft ganz schiefe und irrige Kenntniß dieses Landes mit in ihre Heimath gebracht, Irrthümer, an denen viele, sonst unterrichtete Franzosen noch laboriren. In Europa selbst, in den Frankreich am nächsten gelegenen Ländern, in Deutschland, Italien, Spanien und England, reisen noch immer viel weniger Franzosen, als Engländer, Deutsche, Russen und Nordamerikaner. Wir sprechen hier nicht von Reisenden in Geschäften, von wissenschaftlichen Forschern, Künstlern, Diplomaten, Kaufleuten und dergleichen, sondern von denen, die nur reisen, um Länder, Menschen, Sitten und Civilisation anzuschauen, kennen zu lernen, zu prüfen, zu vergleichen.

So ist es denn gekommen, daß wir auch unter den Reisenden in Sicilien und auf den Aetna nur sehr wenige Franzosen finden. Nicht etwa, als ob es ihnen an Muth gebräche — wer thäte es darin den Franzosen zuvor? — es fehlt ihnen nur am Interesse für Alles, was nicht französisch ist. Indessen gestaltet sich auch in dieser Hinsicht Manches besser und weniger abgeschlossen in Frankreich. Chateaubriand und neuerdings Lamartine sind darin beispielgebend vorangegangen.

Eine merkwürdige Ausnahme in dieser Beziehung ist auch der Graf Tilly aus der Vendée, ein Nachkomme des aus Lüttich stammenden Ligageneral Graf Joh. Tzerklas Tilly. Wir sehen in ihm einen ehemaligen Dragonerofizier und sehr warmen Anhänger der vertriebenen Bourbonen, einen Mann, den man wegen seines kräftigen Willens achten muß, wenn auch in seinen Aeußerungen französische Manier und Vorurtheile nicht zu verkennen sind.

In seiner nächstens zu Genf erscheinenden Beschreibung zweier merkwürdigen Ascensionen, den 23sten und 24sten Mai auf den Aetna, und den 8ten, 9ten und 10ten Oktober vorigen Jahrs auf den Montblanc, beginnt Graf Tilly mit einer Vergleichung beider Berge.

„Der Aetna ist leichter zu besteigen, ist öfter bestiegen worden, und daher bekannter als der Montblanc,

aber gewiß nicht nach Verdienst geschäzt. Ich habe nun beide bestiegen, aber es wäre mir schwer, einen über den andern zu stellen. Jeder ist reich an Eigenthümlichkeiten, an großartigen und herrlichen, wie an schrecklichen; indeß glaube ich, im Schrecklichen und Grausenhaften steht der Aetna oben an. Der Montblanc ist freilich der Bergkönig in Europa, herrlich allerdings, aber machtlos; der Aetna hingegen steht da wie ein furchtbarer Revolutionär, der weithin in die Runde Alles erschüttert und stürzt, Städte zertrümmert, wie Messina und Reggio, herrliche Landschaften unter Asche oder Lava begräbt, dieses Glutgestein aber nach Jahrhunderten wieder zu herrlicher, fruchtbarer Erde werden und gleichsam zum Scherz Inseln entstehen und verschwinden läßt, wie Stromboli und Sciacca.* Am Fuße dieses furchtbaren Bergs liegt das herrliche Catanea, die dreimal von ihm zerstörte Stadt, die immer schöner aus ihren Ruinen hervorging, und sich mit ihren eigenen Trümmern, mit alter Lava, wieder aufbaute; Catanea, dessen Straßen, Plätze und öffentliche Gebäude dem Herrlichsten in Italien an die Seite gesezt werden müssen; Catanea, das hier wie gebannt liegt unter dem Gluthauch eines bösen Geistes, wo alles glüht und sprüht in unbändigen Leidenschaften, wo Alles aus Lava gebaut ist, wo der Fuß auf Lava wandelt, und wo der Boden unter ihm brennt, wo kein kühles Lüftchen erfrischt, sondern nur heißer Scirocco noch heißer wird durch die dicken Schwefeldämpfe, die überall aus der Erde dringen; Catanea, dessen schönste, zum dritten Mal aufgebaute Straße gerade auf den Aetna gerichtet ist, als wolle sie ihrem alten Erzfeind trotzen, der alles Gebild der Menschenhand haßt, oder als wolle sie sich an dem Anblick der Zerstörung weiden, wenn er sein altes Haupt mit der Feuermähne schüttelt, von furchtbaren innern Zuckungen geplagt ist und endlich in schrecklicher Angst und Zittern den Tod ausspeit. Da liegt Catanea am Fuß des Monte-Gibello und wartet, bis die Reihe der Zerstörung wieder an es komme, bis dahin aber sieht es seinen Feind keck an, wiewohl er nur zu schlafen scheint, und es läßt sich in seinen Vergnügungen und Genüssen nicht stören. Von Catanea geht man gewöhnlich aus, wenn man den Aetna besteigen will. Als ich hinauf wollte, herrschten oben Sturm, Schnee und Wetter. In diesen heißen Ländern hat der Schnee etwas Unheimliches, Entmuthigendes, und man fürchtet sich vor Kälte, Wind und Stürmen, ja, wenn der Himmel einmal nicht mehr tiefblau und sonnig ist, wenn Wolken heranziehen, so wird man schon unruhig. Es fehlte daher nicht an Leuten, die mir unter solchen Aspekten den Gang auf den Aetna abriethen. Ich ließ mich aber nicht irre machen und that wohl daran, denn ehe ich hinauf kam, hatten Wind und Sturm in der Höhe aufgehört, der Schnee war hart geworden und hinderte mich nicht.

Umsonst suchte ich auf dem Wege nach Nicolosi die so berühmte Vegetation des Aetna. Auf meinem Weg hat die schreckliche Eruption von 1669 Alles verwüstet und zerstört; ihre Lava aber ist noch lange nicht zu guter Erde geworden. Alle Kultur beschränkt sich hier auf einige schlecht besäte Felder, zwischen denen häufig schwarze Felsen stehen, Lava, die noch immer hart wie Glas ist. Um diese Felder ziehen sich niedrige Mauern, gleichfalls aus schwarzer Lava, die die traurige Landschaft in allen Richtungen mit schwarzen Linien durchschneiden. Nur hier und da standen einige Mandelbäume und melancholische Oliven, und zwischen ihnen hindurch sah ich mehrere schwarze, halb zerbrochene Dächer. Es war Nicolosi. Ich trat in diese elende, düstere, vulkanische Stadt, wo Alles an Zerstörung und Graus erinnert. Man geht da auf Asche, man tritt in Lavahäuser. Die Sicilianer haben sonst eine braune, gesunde Gesichtsfarbe, sprühende Augen, kräftige Muskeln und sind überaus geschwäzig. Hier aber in Nicolosi sehen die Leute so bleich aus, sind so abgestorben und stumm wie in einem fernen, fernen Lande. Trauriges Nicolosi! und nur wenige Miglien davon liegt das üppig blühende, geräuschvolle und wollüstige Catanea, das sich nichts aus der drohenden Nachbarschaft des Aetna macht.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Sciacca, die Insel, welche an der Südküste Siciliens entstanden war, verschwand vor ungefähr zwei Jahren wieder. Walter Scott war der lezte Mensch, der ihren Boden betreten hat, denn er stieg zulezt in das Boot, das ihn dahin geführt hatte. Schon nach einigen Tagen versank die Insel wieder acht bis zehn Fuß tief unter das Meer und vereitelte so die Besitznahme der Engländer, die sich eilig dieser vulkanischen Insel bemächtigt hatten.

Der Autor und die Musen.

(Fortsezung.)

Sultanin. Allah sey gedankt, ich habe mein Leben zu retten gewußt. Durch die Art, wie ich eine Geschichte geschickt in die andere einschachtelte, machte ich den erhabenen Beherrscher der Gläubigen immerdar begierig, das Ende zu vernehmen, welches ich jedoch stets weiter schob.

Der Dichter. Sie setzen mich in Verwunderung. Ich habe jene Einkleidung nur für einen ziemlich einförmigen Scherz späterer Sammler gehalten; überhaupt war ich nahe daran, Ihre ganze Person, Gnädige, für eine poetische Figur zu nehmen, die nie gelebt hat.

Zeneis (halblaut). Madame mußte wohl Geschichtchen erzählen, da ihre Schönheit allein den Sultan schwerlich bewogen hätte, ihr das Leben zu schenken.

Sultanin (zu mir). Was spricht die Sklavin?

Zeneis. Ich sage, daß Ihre Mährchen, Madame, sämmtlich vergessen seyn würden, wenn nicht mein Crébillon und Andere einige davon zugestuzt und genießbar gemacht hätten.

Sultanin (leise zu mir). Laß doch diese freche Tänzerin sich entfernen, sie ist mir durchaus zuwider. Wir können kein ruhiges Wort mit einander wechseln.

Diese Beschwerde sezte mich in Verlegenheit, ich mußte einen ernstlichen Streit zwischen den zwei Musen erwarten, und dennoch konnte ich nicht gebieten, daß eine von ihnen freiwillig das Feld räumte. Schon verwünschte ich meinen voreiligen Aufruf an die Musen, als zu meinem Glück die Thüre sich nochmals öffnete und ein neuer Gegenstand die Aufmerksamkeit fesselte. Es war eine Frauengestalt von ungewöhnlicher Größe. Das Haar hing ihr ziemlich nachläßig um die Schultern, sie trug ein bauschigtes Gewand, ihr Blick hatte etwas Wildes, doch die Züge ihres ernsten Antlitzes waren nicht ohne großartige Schönheit. Sie schritt auf mich zu mit tönenden Schritten; indem sie die Begrüßungen der Damen erwiderte, warf sie durch eine ungeschickte Wendung ein paar Vasen vom Kamin herab und trat der noch immer auf dem Boden sitzenden Sultanin auf den Fuß. Zeneis raunte mir in's Ohr: Sey nicht böse, allein ich muß Dir gestehen, Du hast seltsame Bekanntschaften; sieh nur, da tritt ein drittes, wunderliches Wesen herein; doch das ist, näher besehen, nicht so übel, ja es ist sogar ein recht niedliches Kind.

Ich wandte neugierig meine Blicke dorthin und sah hinter der kriegerischen Erscheinung ein artiges Bauermädchen hervortreten, in der zierlichen toskanischen Tracht. Ihre dunkeln Augen blizten Schalkheit, die vollen Lippen athmeten Frische, ein lebendiges Lächeln rundete die Wange. Sie besaß natürliche Anmuth, doch vermißte das Auge gefällige Form und feine Grazie.

Nach einer Pause trat jezt die kriegerische Erscheinung hervor und rief: Ich bin Chriemhild, die Muse des Mittelalters. Wundere Dich nicht, mich hier zu erblicken; von Zeit zu Zeit erscheine ich, um mir einen Liebling auszuersehen, den ich besonders in Schutz nehme. Ich könnte mich wohl willig finden, Dich dieser Gnade theilhaftig werden zu lassen.

Und in mir, nahm das schöne Landmädchen das Wort, meinst Du wohl kaum eine Muse zu sehen; dennoch bin ich eine, und zwar eine hochgefeierte. Oft hast Du bei den Erzählungen meines Lieblings die Langeweile unerträglicher Winterabende angenehm verträumt, oft die Zerrbilder moderner Unnatur über dem Zauber meiner frischen Schalkheit vergessen. Erräthst Du nun, wer ich bin?

Der Dichter. Ich errathe: die Tracht, die Deinen schlanken Körper ziert, das muthwillige Lächeln Deines Auges — ja, Du bist die Muse des alten Spötters und Schalks, die Muse des —

Muse. Boccacio! Du hast's getroffen. Nenne mich Fiametta, das Landmädchen. Ich komme, Dir einen Theil der Gaben mitzutheilen, mit denen ich einst in Italiens goldener Zeit meinen Liebling überschüttete; das heißt, wenn Du würdig bist, sie zu empfangen.

Zeneis. Das Mädchen ist nicht uninteressant, mein Crébillon hat mir oft und viel von ihr erzählt; er fand sie nur zu bäurisch.

Sie ging hin und machte der schönen Fiametta die elegante, nachläßige Verbeugung einer Weltdame, die jene mit einem bäurischen Lächeln erwiderte. Unterdessen wandte sich die Sultanin zur altdeutschen Muse, indem sie nach den ersten Begrüßungen Gelegenheit nahm, ihr die Geschichte der Pantoffeln des Abu-Kasem zu erzählen, worauf ihr jene in der Kürze den Uebergang Dietrichs des Langhaarigen über den Rhein mittheilte. Da Beide zugleich das Wort führen wollten, so sprachen sie zusammen, und Keine verstand die Andere. Zwischendurch hörte man die schöne Zeneis lachen und mit dem Fächer klatschen, indeß das Landmädchen eine komische Geschichte aus dem Dekamerone erzählte. Endlich entstand ein solcher Lärm, daß keine der vier Musen ihr eigenes Wort verstand, und alle wie auf ein gegebenes Zeichen sich plözlich zu mir wendeten und riefen: Nun, bist Du bereit, die Begeisterung zu empfangen? Ich erschrack heftig; vier Musen, und zwar jede von völlig verschiedener Eigenthümlichkeit, was mußte das für ein seltsames Gemisch werden, wenn ich von Allen etwas erhielt! Ach, meine Damen, rief ich, verschwenden Sie Ihre köstlichen Geschenke an keinen Unwürdigen; lassen Sie uns für's Erste wenigstens untersuchen, was wohl gerade für unsere Zeit passen möchte.

Zeneis (die bei dem Worte Untersuchung schon das Gähnen anwandelt). Nun so sprich denn, mein Freund.

Der Dichter. Was wäre also wohl das Haupterforderniß? Was verlangten Sie zuerst und vor allen Dingen von dem Manne Ihrer Wahl?

Alle vier Musen. Er muß zu unterhalten verstehen.

Der Dichter. Wohl, darüber sind wir einig; doch jede von Ihnen, meine Musen, würde diesen Zweck auf verschiedenem Wege verfolgen. Zum Beispiel Sie, strenge Scheherezade?

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Die Pflanzenausstellung.

Der Chemiker Payen hatte einen überzeugenden Beweis von der Kraft seines neuen Düngers geliefert; denn auch in

Hinsicht der Zusammensetzung des Düngers hat man eine Menge von Erfindungen und gelebrten Namen. Payen macht aus dem abscheulichsten Kothe in wenigen Minuten eine schwarze Erde, die ganz reinlich anzufühlen und anzusehen ist, und das Wachsthum der Saat gewaltig befördern soll. Dies konnte man an dem buschigten Wesen des von ihm ausgestellten Klees erkennen. Freilich wuchs dieser Klee nur in einem Topfe, und auf dem Felde ist der Erfolg vielleicht nicht so bedeutend, wie in einem Topfe oder einem Kasten. Indeß heißt es doch, daß von diesem künstlichen Dünger, aus dessen Zubereitung der Erfinder gewissermaßen noch ein Geheimniß macht, viel in der Umgegend von Paris verbraucht wird, wenigstens in den Gärten. Auf den Feldern ist so etwas Künstliches vielleicht zu kostbar. Payen behauptet zwar das Gegentheil; hier müssen aber die Landleute entscheiden. Um Paris herum verstehen sie vortrefflich aus Allem Nutzen zu ziehen; ist also der neue Dünger eine gute Erfindung, so werden sie sicher nicht ermangeln, sich mit Payenscher Erde zu versehen und dieselbe zum Anbau der Vegetabilien anzuwenden, die sie auf den Pariser Märkten so leicht absetzen, und die wenigen Pariser, welche so glücklich sind, ein Gärtchen zu besitzen (freilich ein seltenes Glück, außer in den Vorstädten), werden sicher diese Payensche Erde allem andern Dünger vorziehen, so sauber und reinlich sieht sie aus. Einer der Kommissarien, welche von der Ackerbaugesellschaft hingesandt werden waren, um dem Verwandlungsprozesse des ärgsten Kothes in Payensche schwarze Erde beizuwohnen, hat sogar die Selbstverleugnung so weit getrieben, daß er letztere, nach ihrer Metamorphose, gekostet hat, wie Desgenettes sich einmal in Egypten die Pest einimpfte. Ein Pariser Blumenliebhaber, wie man deren in den höhern Stockwerken eine Menge findet, und deren Blumisterei sich auf einige Töpfe, zuweilen nur auf einen beschränkt, wird sich den Payenschen Dünger auf einem Teller können präsentiren lassen, um damit seinen sechs Zoll im Durchmesser haltenden Garten zu düngen. Nach Verlauf der zur Pflanzenausstellung anberaumten Zeit wurde in derselben Orangerie eine öffentliche Sitzung gehalten, um die Berichte über die Arbeiten der Gärtnereigesellschaft abzustatten und Preise unter die Gärtner zu vertheilen. Die Reden einer Gärtnereigesellschaft sind aber immer etwas Unbedeutendes in Vergleich mit den schönen, von ihr gelieferten Pflanzen und Blumen, und der Theil der Orangerie, wo die Strelitzia prangt und der Pisangbaum seine breiten Blätter entfaltet, zeugt weit besser von dem Schaffen und Treiben der Gesellschaft, als die Phrasen des Sekretärs oder anderer Mitglieder, es wäre denn, daß sie über neuerfundene Methoden belehrenden Aufschluß gäben. In Paris kann übrigens eine Gärtnereigesellschaft nur ein Gegenstand des Luxus, nicht des Bedürfnisses seyn. Es fehlt hier an Gärten, folglich auch an Gärtnerei. Zwar gibt es in den Vorstädten und um die Stadt herum große Gemüsegärten, sie dienen aber bloß dazu, für die Pariser Märkte den täglichen Bedarf zu liefern, daher sie alles Ueberflüssige, alle Verzierung und Verschönerung ausschließen. Die Gärtner, welche sie bebauen, führen ein mühsames, beinahe elendes Leben; sie wohnen, meistens mit einer zahlreichen Familie, in elenden Hütten mitten in ihren Gemüsefeldern; denn was sie bebauen, ist viel mehr Feld, als Garten; selten gewährt ein Baum Schatten auf diesen weiten Flächen, weil der Schatten den Gemüsepflanzen Abbruch thun würde. Die Obstzucht ist daher von dieser Gärtnerei beinahe ganz ausgeschlossen, die Blumenzucht noch viel mehr, ebenso die Waldbaumzucht. Dagegen gibt es Dörfer um Paris, deren Bewohner sich durch besondere Arten von Obstzucht einen großen Ruf erworben haben; so z. B. Montreuil, das wegen seiner Pfirsichen weit und breit bekannt ist. Aber auch in diesen Obstgärten ist Alles nur auf den Gewinn berechnet; Angenehmes und Schönes ist dort nichts zu sehen, das Reizende hat dem Nützlichen weichen müssen. Am interessantesten sind noch die Gärten der jardiniers-fleuristes, das heißt, der eigentlichen Blumengärtner, die sich auch mit dem Pflanzen fremder Stauden und Bäume abgeben, aber vorzugsweise Blumenzucht betreiben, wobei einige noch in's Spezielle gehen und gewissen Blumengattungen, als Rosen, Tulpen, Dahlias, ihre Hauptaufmerksamkeit widmen. Wenn auch ihre Gärten nicht schön angelegt sind, so enthalten sie doch einen solchen Reichthum an Pflanzen und Abarten, daß sie nicht allein für Blumenfreunde, sondern auch für eigentliche Botaniker viel Anziehendes haben. Den Handel mit Sämereien betreibt wiederum eine andere Gattung von Professionisten, Leute, die keine Gärten haben und sich um Gärten wenig kümmern, die sogenannten Herboristes, deren einige bis an die Apotheker grenzen. Die einzigen Gärten in Paris, welche durch Schönheit der Anlage und Mannichfaltigkeit der Gewächse interessiren, sind die öffentlichen Gärten, nämlich der Tuilerien, der Luxemburger Garten und dann der eigentliche Pflanzengarten; zu diesen gesellt sich jetzt noch ein vierter, nämlich der Garten für medizinische Pflanzenzucht, der jedoch auf Schönheit keinen Anspruch machen kann. Es wäre vielleicht nützlich, wenn die Gärtnereigesellschaft einen Mustergarten anlegte, wie es die Londoner Gesellschaft gethan hat, obschon es nicht in dem Geschmacke wissenschaftlicher Gesellschaften des Kontinents liegt, kaufmännische Spekulationen zu betreiben. Allenfalls könnte auch der Garten des Sekretärs der Gärtnereigesellschaft, Soulange Bodin, zu Ris neben Versailles zum Muster dienen, wiewohl auch hier das Schöne dem Nützlichen zum Theil aufgeopfert ist. Ueberhaupt werden die Blumengärten in der Umgegend von Paris sehr kostspielig, wegen der beständigen Nothwendigkeit des Bewässerns. Die echten Gartenfreunde und Blumenerzieher muß man im nördlichen Frankreich suchen; dort haben sie Wasser und fürchten die versengende Sonne nicht so sehr, wie in Paris. Zu Lille, Valenciennes, Cambrai, Douay hat man Ausstellungen von Blumen und Pflanzen, die wohl nicht den Pariser Reichthum an fremden Gewächsen darbieten, aber dagegen reicher an europäischen Blumen und Pflanzen sind. — Es ist, als es man in Paris lange nicht gewußt hätte, wie man sich vor der Sonnenhitze schützen solle, so arm ist man hier an Bäumen. Erst vor Kurzem hat der jetzige Seinepräfekt den klugen Einfall gehabt, längs der Seinekays eine Reihe von Bäumen pflanzen zu lassen. Dies ist eine gewaltige Neuerung; denn so lange die Kays vorhanden sind, das heißt, seit sechs Jahrhunderten, hat keine Magistratsperson einen ähnlichen Einfall gehabt, und wahrscheinlich würden auch die Boulevards keine Bäume haben, wenn sie nicht ehemals bloße Wälle gewesen wären, so daß die Häuser auf beiden Seiten erst nach den Bäumen erschienen sind. Der jetzige Präfekt, Graf von Rambuteau, muß wohl irgend eine holländische Stadt gesehen haben, um den Entschluß zu fassen, die Kays ein wenig zu beschatten, oder wenigstens die Nachkommenschaft beschatten zu lassen; denn vor der Hand sind die Bäume da, aber noch ohne Schatten. Vielleicht vergeht nun wieder ein Jahrhundert, ehe es einem andern Stadtbeamten in den Sinn kommt, auch auf den öffentlichen Plätzen von Paris etwas Grünes keimen zu lassen.

Ds.

Beilage: Kunstblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 186.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 5. August 1835.

Willst du dich als Dichter beweisen,
So mußt du nicht Helden, noch Hirten preisen.
Hier ist Rhodus! tanze, du Wicht,
Und der Gelegenheit schaff' ein Gedicht!

Goethe.

Der Autor und die Musen.

(Fortsetzung.)

Sultanin. Kann man hier noch fragen? Was die Menschen belustigt und unterhält, es bleibt sich ewig gleich und ist das Wunderbare.

Fiametta. O, keineswegs! gerade das Natürliche ist es, der Scherz, der Spott über jedes Wunder.

Zeneis. Ach pfui doch! da fielen wir ja in's Gemeine! Nein, im Gegentheil, Entfernung von allem sogenannten Natürlichen. Nur das Kunstschöne, das Raffinement muß gefallen.

Chriemhild. Wehe über eine so weichliche Entartung! Nur das Wirkliche kann begeistern und unterhalten, und hierin überflügelt das unbedeutendste Blatt aus den Büchern der Geschichte die reichsten und mannichfaltigsten Erfindungen eines müssigen Kopfs.

Sultanin. Du hast nicht Unrecht, kriegerische Sklavin; allein bedenke, daß eine Begebenheit, schlechthin erzählt, ohne dabei den Anforderungen der Phantasie ihre Rechte einzuräumen, nur sehr wenig interessiren kann.

Chriemhild. Entweihe nicht den heiligen Stoff der Geschichte.

Zeneis. Ich sehe hier nichts Heiliges. Die Geschichte ist nur eine große Klatscherei; mit Medisance und pikant zusammengestellt, kann sie viel Interesse gewähren, sonst bleibt sie ein Konvolut trockener Vorfälle, die in die Stube des Gelehrten gehören.

Chriemhild. Heilige Genofeva! denkt so das entartete Geschlecht eurer Tage?

Zeneis. So denken alle Leute, die nicht Pedanten heißen wollen. Der Zweck aller Geschichtserzählung ist, den Großen zu schmeicheln und die Kleinen zu amusiren; das Erste erreicht man, indem man die großen Helden citirt, das Zweite, indem man lustige Anekdoten zusammensezt, und ergötzliche neue dazu erfindet.

Chriemhild. Das ist nicht der Geist, der die großen romantischen Sagen meiner Lieblinge schuf! aus diesem Sinne wurden der Parcival, Titurel, die Genossenschaft der Nibelungen nicht geboren. Selbst mein leichtfertiger Sohn Arioft dachte ernster und würdiger.

Zeneis. Kennst du die Henriade?

Chriemhild. Nein, doch es ist unnütz, daß ich mich streite, Dein ganzes Wesen ist dem meinigen entgegen, auch fühle ich, daß Du trotz Deiner Jugend veraltet bist; (sich zu mir wendend) sprich, hat man sich mir in der neuesten Zeit genähert?

Der Dichter. Das hat man, und mit bedeutendem Erfolg. Außer daß wir die alten, glänzenden Muster Deiner schönsten Zeit neu aus dem Staube hervorgezogen, sie erläutert, erklärt und unzählige Male

wieder aufgelegt haben, ist auch fast eine Legion selbstschöpferischer großer und kleiner Erzähler erstanden, die alle in Deinem Sinne dichten.

Chriemhild. Nenne mir sie.

Ich nannte einige der gefeiertsten Namen; Chriemhild kannte sie nicht; ich nannte noch einige, doch sie schüttelte abermals das Haupt; ich erwähnte der neuen französischen mittelalterlichen Schule, sie wandte sich ab. Nach einer Pause sagte sie: Freund, Du machst mir bange; es ist gut, daß ich Dich nicht begeistert habe, denn eure Zeit scheint mir fast unfähig, mich zu verstehen. Einige jener Dichter, die Du mir vorgeführt, sind mir allerdings flüchtig genannt worden. Jetzt besinne ich mich: der Eine, und er ist mir fast der Fremdeste, obgleich sein Name weit her über's Meer erschollen ist, gibt nur das Aeußere der alten Helden. Wir sehen aus ihm, wie die Schnallen an ihren Stiefeln saßen und welche Farben die Wappenherolde der verschiedenen Familien trugen.

Zeneis (lachend). Bei den Stiefeln komme ich auf die Strümpfe, und bei diesen fällt mir eine lustige Geschichte ein, die Ihr mir erlauben müßt, in Euern ernsthaften Dialog einzuschieben. Ein altes Mährchen erzählt, daß in der Picardie bei Gelegenheit eines großen Kirchenfestes der Teufel auf den Gedanken gerathen sey, zur Förderung seiner Zwecke eine in ganz Frankreich berühmte Klausnerin auftreten zu lassen; er vermochte seine Großmutter, die Rolle zu übernehmen, er selbst maskirte sich in den Esel, der sie trug, und mischte sich in feierlichem Schritte unter das Volk. Alles ging gut, das Volk lief in Schaaren herbei, Niemand zweifelte im Mindesten, daß es der hochgefeierten Barbara gefallen habe, die Stadt mit ihrer Gegenwart und ihren Wundern zu beglücken. Man kam, sich ihr zu Füßen zu werfen, aber bei dieser Gelegenheit ergab sich eine verdrießliche Entdeckung, man sah nämlich, daß nicht Alles richtig sey, daß die Gefeierte seidene Strümpfe anhabe. Wie war es denkbar, daß eine Klausnerin seidene Strümpfe trage? nothwendig mußte also ein Betrug, ein Blendwerk des Bösen dahinter stecken, und siehe da, man hatte richtig gerathen. Sogleich erhob sich ein beispielloser Lärm, der Teufel konnte dem Andrange nur entgehen, indem er eilig bei Seite schlüpfte und sich in einem Gehölze verbarg. Hier machte er nun der Großmutter die heftigsten Vorwürfe. Was zum Kuckuck, schrie er, habt Ihr da angerichtet mit Euren verdammten seidenen Strümpfen? — Monseigneur, erwiderte die Großmutter, das versteht Ihr nicht; wenn ich auch meine volle Toilette änderte, so konnte ich doch unmöglich die seidenen Strümpfe ablegen, denn ich bin eine geborne Prinzessin, und wo habt Ihr wohl jemals eine Prinzessin gesehen, die da wollene oder leinene Strümpfe trug? — So mißglückte des Teufels Anschlag, und so mißglücken auch wohl die Erzählungen eurer Historiendichter, wenn man nachweisen kann, daß eine Person im Roman seidene Strümpfe trägt, da sie doch in der Wirklichkeit wollene getragen hat.

Der Dichter. Es kommt beinahe so heraus.

Zeneis. Nun denn, seyd ihr nicht wahre Kinder? Es handelt sich also nur um ein paar Strümpfe oder Schuhe. Da ihr das Wesen, worauf es eigentlich ankommt, nicht erfassen könnt, so laßt nun auch das Uebrige fahren und verlegt den Schauplatz, wenn durchaus ein fremder nöthig ist, nach Ormus oder Samarcand, oder nach dem Reiche Schechinan, oder nach dem Monde. Es ist ja gleichviel, wo etwas geschieht, wenn das, was geschieht, nur belustigend und anziehend ist.

Der Dichter. Doch beschäftigt nur eine große That, das Wirkliche, würdig den Geist der Menschen.

Zeneis. Ist das Spiel der Leidenschaften nichts Wirkliches? O, mein Freund, ihr könnt doch nicht über eure Zeit hinaus; die bunte Jacke, die ihr euren Figuren überziebt, ist nichts Wesentliches; es ist ja lächerlich, anzunehmen, daß sie gerade aus Stücken einer antiquarischen Rumpelkammer zusammengesetzt seyn müsse. Ist nun euer Karl der Große, euer Gengischan weniger das Kind eurer Tage, weil er statt des Ueberrocks einen Panzerrock von Stahlmaschen, eine Feldbinde von rother Seide und einen Helm mit einem an der Spitze roth gefärbten Reiherbusch trägt? Oder glaubt ihr wirklich, eine heilige Genofeva schaffen zu können, die, wenn man sie bei Lichte besieht, auf's Haar jener Operntänzerin nachgebildet ist, die euch in einer decenten Attitüde besonders gefallen hat, wo sie mit wenig mehr als einer durchlöcherten Thierhaut bekleidet erscheint?

Der Dichter. Der Götz von Berlichingen trat nicht auf diese Weise in's Leben.

Chriemhild. Der Genius macht oft glückliche Würfe, doch wird auch ihm nicht selten sichtbar genug die Hand gelenkt. Von solchen Werken ist hier auch nicht die Rede.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Aetna und der Montblanc.

(Fortsetzung.)

Bei diesem traurigen, schwarzen Häuserhaufen, Stadt genannt, übersieht man die weite Ebene, die nördlich nur von der Basis des Kegels beschränkt wird und eine Ausdehnung von fünfzig Meilen in der Länge hat. Mehrere kleine Flüße strömen hindurch. Auf der

äußersten Küste, wo hier, wie fast in ganz Sicilien, der Weg hinläuft, sieht man deutlich gegen Mittag die Halbinsel Agosta und weiterhin Epipoli di Siragosa, links das Meer.

Es war zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags, und ich hatte die zehn Miglien von Catanea, wiewohl immer steigend, in drei Stunden zurückgelegt. Hier in den Straßen von Nicolosi, zwischen den schwarzen Lavamauern, war eine entsetzliche Hitze; und doch hatte ich noch einige Zeit hier zu verweilen, denn ich konnte meine Zeit nicht, wie andere Aetnabesteiger, eintheilen, die gewöhnlich drei Tage dazu verwenden. Den ersten Tag gehen sie bis zum Haus der Engländer. Dieses war mir jedoch unzugänglich, denn jezt, im Mai, war es noch unter dem Schnee vergraben. Ich mußte also von der gewöhnlichen Reiseordnung abweichen und bei Nacht marschiren. Von Nicolosi sind aber noch achtzehn Miglien bis auf den Gipfel des Bergs, zu denen man wenigstens sieben Stunden braucht. — Gemellaro empfing mich mit vieler Höflichkeit und Herzlichkeit, und sprach gar freimüthig mit mir. Er wohnt immer in Nicolosi, in dieser Oede, wo er auf weit und breit der einzige gebildete und unterrichtete Mann ist. Das gründliche Studium seines Bergs verschafft ihm aber eine Menge immer neuer Genüsse. Er zeigte mir seine selbstgefertigte Karte des Aetna, auf der er mit verschiedenen Farben alle bisher bekannten Eruptionen und ihre Lavaströme, deßgleichen die vier Regionen des Berges bezeichnet hat, nämlich die angebaute Region, die bis Nicolosi geht, die waldige Region (del bosco), die Schneeregion und endlich die kleine Region des Feuers und der Asche. So zeigte mir der freundliche Mann auch den Plan des berühmten Kastanienbaums, der wahrscheinlich seines Gleichen nicht mehr auf der Erde hat. Dieser castagno di cento cavalli ist jezt fast ganz abgestorben, und es sind von ihm nur fünf Stücke übrig, auf denen einige Zweige mit etwas Laub wachsen. Sein ganzer Umfang ist hundert und achtzig Fuß. Nahe dabei stehen noch ähnliche Riesenbäume, der eine von siebenzig, der andere von sechzig Fuß Umfang. Ich habe keinen selbst gesehen, denn sie liegen auf der nordöstlichen Seite des Bergs, nach Aci-Reale hin. Gemellaro, dieser Alte des Bergs, zeigte mir, was ich schon zu Catanea in dem naturhistorischen Kabinet und im Museum des Fürsten Biscari bewundert hatte, eine Menge mineralogischer Curiosa. Es gibt nicht leicht etwas Merkwürdigeres, als diese so mannichfaltigen Produkte der Naturchemie, die ein inneres Feuer flüssig gemacht hat, oder die in den verschiedensten Formen erstarrt sind, die bei jedem Stücke wechseln, sich aber in seinen Theilen auf's Genaueste wiederholen. Gemellaro machte mich mit dem Berg bekannt, dessen Einsiedler er gleichsam ist. Die Basis des Aetna hat achtzig neapolitanische Meilen im Umfang und fünf-und-dreißig im Durchmesser; er ist demnach so groß, wie zwanzig Fürstenthümer Monaco. Gewöhnlich vergehen zwei bis fünf Jahre bei ihm ohne Eruption, und auch darin ist er ganz verschieden vom Vesuv, dessen engere und dünnere Wände keine so große Masse vulkanischer Materie in Fluß halten können, und daher das Ueberflüssige öfter auswerfen müssen. Wenn aber der Aetna einmal aus seiner Ruhe kommt, wüthet er furchtbar. Sein Schweigen ist immer der Vorläufer eines Ausbruchs. Kommt er einmal in's Wüthen, so droht er ganze Städte zu verschlingen, und seine entsetzlichen Flammen verbreiten über ganz Sicilien Helluug. Die dunkelste Nacht wird für Augenblicke zum Tag, so daß man in der Entfernung von einigen Meilen lesen kann. Ungeheure Blöcke glühender Lava schleudert er mehrere tausend Fuß hoch, und sie fallen als Feuerregen herab, wie die Funken einer ungeheuern Garbe von Raketen. Die Lavaströme verwüsten ganze Länder. Manche flossen schon eilf Miglien weit, z. B. die, welche sich gegen Taormina wälzte. Die einzelnen Stöße folgen schnell, aber so gleichförmig aufeinander, daß man sie genau angeben und vorausberechnen kann. Die Feuergarbe spiegelt sich unendlich weit über den Golf von Messina und das tyrrhenische Meer hin, über ganz Sicilien aber verbreitet sie eine bleiche Todtenfarbe. In dem Schauspiel, das der Aetna der Welt gibt, ist Alles bedeutend, groß und majestätisch, ja fast übernatürlich. Sein Feuerbruder Vesuv ist nur ein Zwerg gegen ihn.

Erst Abends um acht Uhr verließ ich Nicolosi, um meinen Weg weiter zu verfolgen. Bald trat ich in die Waldregion, in das Bosco, dessen dichtes Laub mich an die Wälder meiner Heimath erinnerte. Die Bewohner des Aetna auf der Seite nach Catanea hin haben einen Theil des Bosco ausgeschlagen, und sie rollen noch immer seine schönsten Bäume mit Hebeln den Berg hinunter; so pflegen sie auch die Bäume zu verstümmeln, die sie noch stehen lassen, denn sie hauen den obern Theil der Stämme ab. Aber doch sah ich da noch viele hundertjährige Eichen, Buchen, Ulmen und Espen. Durch die ausgeschlagenen Zwischenräume sah ich den Mond, dessen Silberstrahl sich weithin über's Meer zog. Die Hügel des Bosco waren in eine so weiche, balsamische Luft gehüllt, der Himmel war so azurblau und sternengedrängt, es athmete sich zwischen diesen Bäumen und wohlriechenden Pflanzen so leicht und wohlig, und die Nachtigallen schlugen so sehnsüchtig ihr süßes Liebeslied, daß ich die ganze Nacht hätte hier bleiben mögen. So Vieles erinnerte mich hier an mein Vaterland, daß mich nur manchmal die Asche, auf der ich wandelte, oder ein schwarzer, wie ein Gespenst durch die Bäume

starrender Lavablock daran erinnerte, ich sey nicht in Frankreich, sondern in Sicilien, auf dem Aetna.

Man braucht gute zwei Stunden, um durch die Waldregion zu kommen. Auf ihrer obern Grenze, da, wo sie an die Schneeregion stößt, sind die Bäume selten und ihre Blätter waren noch nicht heraus; es fing an, kalt zu werden. Wie sich hier Alles schnell ändert! Bevor man auf den Schnee kommt, muß man über Berge von Lavablöcken, treffende Bilder der sich hier in allen Formen offenbarenden Zerstörung. Diese Lava hat die sonderbarsten, barocksten Gestalten: Königshäupter mit Kronen, Schiffe, Drachen, Zwerge u. s. w. Schreitet man nun auf diesem brüchigen, scharfen Gestein, so weicht und rollt es einem unter den Füßen und gibt einen hohlen Ton von sich, wie die nassen Kiesel, die die Meereswelle bei ihrem Zurücktreten rollt, oder wie hohle Gebeine.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aachen, Juli.

Sonst und jetzt.

Aachen, einst die Hauptstadt eines Weltreichs, versank im Laufe der Jahrhunderte unter dem Fluche einer eben so abgeschmackten, als kleinlichen Munizipalregierung so tief, daß sie zur Zeit der Eroberung durch die Franzosen 1794 ein wahres Bild der wildesten Barbarei darstellte. Die französische Regierung wurde sehr wohlthätig für Aachen; sie befreite es von seinen Mönchen, weckte die Industrie, führte die Autorität des Gesetzes ein, die hier seit einem halben Jahrtausend unerhört gewesen war, und als es zum Sitz des Präfekten des Roerdepartements und des Bischofs erhoben wurde, gewann es unendlich. Gleichwohl konnten alle diese Wohlthaten die Aachner nicht in Franzosen verwandeln. Die gewohnte Anhänglichkeit an die Priester, der Unterschied der Sprache, die Ungewohntheit des Kriegsdienstes hinderten die Popularität der Regierung, und selbst die höhern Klassen nahmen weder an der geistigen Erhebung und wissenschaftlichen Kultur der Franzosen rechten Antheil, noch hatte Deutschlands Fortschritt auf der Bahn geistiger Entwickelung hier, als im fremd gewordenen Lande, bedeutenden Einfluß. Die Siege von Leipzig, Paris und Waterloo machten Aachen zur äußersten Grenzstadt des preußischen Reichs, zwar insofern naturgemäß, als die deutsche Sprache, in ein unverständliches Gemisch von Flamändisch und Plattdeutsch verwandelt, hier wirklich aufhört, allein zugleich mit großer Erschütterung aller bisherigen Erwerbsquellen, da die Industrie von nun an eine der vorigen entgegengesetzte Richtung nehmen mußte. Rechnet man hinzu, daß der Name Preußen weder vor, noch nach der französischen Eroberung hier einen guten Klang gehabt, daß es für den Centralpunkt der protestantischen Macht in Deutschland gegolten hatte, daß weder Einquartirung von Soldaten aus den alten Provinzen, noch ein Heer von eben daher kommenden Beamten geeignet waren, die Einwohner zu gewinnen, so wird die Frage unnöthig, ob diese Folgen der deutschen Siege hier willkommen waren.

Die preußische Regierung strebte nicht nach Popularität, aber sie wurde für Aachen noch viel wohlthätiger, als die französische je gewesen war. Sie ließ der Rheinprovinz mit großer Weisheit und Mäßigung die französischen Gesetze und Gerichtsformen, die den Bewohnern um so theurer seyn mußten, je fürchterlicher vor der französischen Occupation hier der Mangel, oder, welches dasselbe ist, der Ueberfluß an Gesetzen und die Willkühr der Advokaten gewesen war. Von den großen Summen, die sie auf Festungs- und Straßenbau verwandte, floß auch Vieles nach Aachen. Sie begünstigte die Industrie, so gut sie nur konnte, und es gelang ihr. Aber die Hauptwohlthat, welche sie der ganzen Provinz erwies, war ihre Sorge für die Erziehung und Bildung der Jugend; die überall eröffneten, trefflich eingerichteten Schulen verbreiteten nicht nur unmittelbar eine Menge nützlicher Kenntnisse, sondern sie arbeiteten einer bessern Zukunft durch die Erhebung der heranwachsenden Generation vor. Bald wird in den preußischen Rheinprovinzen kein Mensch leben, der, wo nicht von der Natur selbst verabsäumt, nicht wenigstens lesen und schreiben kann.

Aachen besonders wurde immer blühender und reicher; die Regierung errichtete Prachtgebäude, die es sehr verschönern, noch mehr that der blühende Wohlstand der Einwohner. Neue Straßen entstanden, nicht mehr krumm und winkelig, eng und von abscheulicher Bauart, wie die in den alten Theilen der Stadt. Auch in den alten Straßen sanken die häßlichen Hütten und wurden durch schöne Gebäude ersetzt. Wie in allen Fabrikstädten fand sich hier neben Wohlhabenheit, ja Reichthum, auch eine Menge von Armen; der Wechsel des Geschäftsbetriebs hatte die, hier wie überall, unvermeidliche Folge, daß zuweilen fleißige Arbeiter auf einige Zeit außer Erwerb kamen; allein im Ganzen blieb der Fall doch sehr selten, daß Menschen, die Arbeit suchten und zu fördern fähig und geneigt waren, ohne Arbeit blieben. Zwanzig verflossene Friedensjahre haben allmählich die preußische Regierung als wohlthätig ansehen gelehrt. Zweimal hat die Cholera, im vorigen Jahre das Wechselfieber die Gesundheit der Einwohner gefährdet und die väterliche Sorge der Regierung in ein schönes Licht gestellt. Die Julitage von Paris stürzten Belgien in ein Unheil, dessen Ende kein Palmerston herbeiführen kann: Englands Schutz droht dem unglücklichen Lande den Untergang seiner Erwerbsquellen, und Frankreichs Absichten müssen endlich die Schwere der Waffen Europa's auf dasselbe werfen; ein Versuch der Pariser Propaganda, Aachen und die Rheinprovinz in gleiches Verderben zu reißen, fand wenig Anklang, außer bei einem schwachen und verächtlichen Pöbelhaufen; und die Regierung war weise genug, diesen Pöbel für allein schuldig zu erkennen. Als Aachen 1794 in Frankreichs Hände fiel, hatte es 12,000 Einwohner, die Hälfte Bettler und ein Drittel der andern Hälfte Mönche. Jetzt zählt es, mit Burtscheid, nahe an 50,000 Einwohner. Seine Umgebung ist ein Garten, seine neuen Straßen würden in Berlin selbst zu den schönern gehören, verfallene Ruinen sind entfernt, die Spuren der alten Barbarei verschwinden, Prachtgebäude stehen, wo einst ekelhafte Sümpfe waren, Fleiß und Ordnungsliebe finden Aufmunterung und Lohn. Die Geistlichkeit ist zwar in hohem Ansehen, aber auf ihre Pflichten beschränkt, und keine stolze Aristokratie tritt dem Verdienst und dem persönlichen Werth in den Weg.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 187.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 6. August 1835.

— Mir ist so wohl
Und leicht hier oben, wo den Feuerkelch,
Mit Geist gefüllt bis an den Rand, bekränzt
Mit Blumen, die er selber sich erzog,
Gastfreundlich mir der Vater Aetna beut.

Hölderlin.

Der Aetna und der Montblanc.

(Fortsetzung.)

Wir mußten durch mehrere Schneethäler und ließen endlich unsere Maulesel am Fuß eines großen Steinhaufen, der in dieser Wüste zum Schutz dient. Hier lagen einige Gerippe von Pferden, die vor Kälte umgekommen waren. Hier begann der Schnee, den man nicht mehr verläßt bis zum Haus der Engländer. Diese Casa, die nahe am Fuß des eigentlichen Aschenkegels liegt, dient den Reisenden im Sommer zum Schutz. In der großen Hitze kommen die Maulesel bis hieher, wo dann die Reisenden nur noch anderthalb Stunden bis auf den Gipfel zu machen haben. In dieser Zeit ist der Schnee fast ganz geschmolzen; ich aber fand ihn gegen Ende Mai's noch vier bis sieben Fuß hoch mit wellenförmiger Oberfläche, wie die eines See's. Im Anfang waren mir diese Wellen sehr nützlich, denn sie erleichterten mir das Steigen, später aber wurden sie zu Wogen und hinderten mich sehr am Fortschreiten.

Gegen zwei Uhr Morgens kam ich bei den Buchi oder Löchern an. Diese Buchi, sieben an der Zahl, liegen am Fuß und an den Seiten des Aschenkegels, wahre Luftlöcher, aus denen die im Innern des großen Schmelzofens erzeugten Gase mit großem Geräusch wie bei einer mächtigen Feuersbrunst herausdringen. Wirft man einen Stein mit Gewalt hinein, so wird er sogleich wie die Kugel aus einer Kanone herausgeschleudert und erhebt sich ziemlich hoch. Ich machte diesen interessanten Versuch mehrmals und betrachtete diese Löcher so gut wie möglich, dann legte ich mich nahe dabei nieder auf der warmen Asche, aus der von Zeit zu Zeit heißer Dunst drang. Auf diesem weichen, warmen Bette schlief ich eine gute Stunde, unbekümmert um meine gefährlichen Nachbarn, oder um den furchtbaren Schmelzofen, von dem mich nur eine dünne, hohlklingende Wand schied. Nach meinem Erwachen nahm ich einige Nahrung zu mir und erfrischte mich mit Orangen, dann begann ich die steile Kegelwand hinauf zu steigen, hinter der der Krater liegt. Bald fand ich dies unsäglich mühsam und schwer; das Athmen war so beschleunigt und so beengt, daß ich deutlich mein Herz schlagen hörte; so schwer aufathmend, nach Luft schnappend, die Brust durch Hitze, Rauch, Schwefeldampf und dünne Luft furchtbar gereizt und angegriffen, mußte ich alle Augenblicke stille stehen, und wenn ich endlich wieder gehen konnte, kam ich doch nur wenig vorwärts, denn in der tiefen, beweglichen Asche sank ich fast immer wieder so weit zurück, als ich vorgeschritten war. Endlich, nach unendlicher Anstrengung, gelangte ich gegen vier Uhr auf den Gipfel des Aetna.

Sauſſure ſagt, der Aetna liege 10,965′ über der Meeresfläche, Gemellaro aber gibt ihm nur 10,500′. Dieſe Verſchiedenheit kommt wahrſcheinlich von der immer wechſelnden Geſtaltung, von der Erhebung und Erniedrigung des Bergs. Er ſinkt bedeutend ein, wenn im Innern nach mehreren ſtarken Eruptionen die Höhlungen zu weit und die Wände zu dünn geworden ſind. Zwiſchen der Höhe des Aetna über Catanea und der des Montblanc über Chamouni iſt nur ein geringer Unterſchied, denn lezterer Ort liegt ſchon 3,144′ über der Meeresfläche, und man gelangt zu dieſer Höhe, ohne es zu merken. Erſt von Chamouni an beginnt das Steigen 11,616′ hoch bis zum Gipfel. Der Aetna aber mit ſeiner Höhe von 10,965′ berührt bei Catanea das Meer, und es geht von da immer bergauf. Hiernach ſteigt man von Chamouni nur 651′ höher auf den Gipfel des Montblanc, als von Catanea auf den Gipfel des Aetna.

Hier glaubt Graf Tilly entſchieden allen den Reiſenden widerſprechen zu müſſen, die ſich auf dem Gipfel des Aetna für ihre Mühe nicht belohnt gefunden und ſich in dieſem Sinne ausgeſprochen haben. Das Gemüth, ſagt er, muß ganz abgeſtumpft ſeyn, wenn es nicht vor Freude und Entzücken bebt bei dem Anblick des zauberiſchen Gemäldes, das hier vor den Augen liegt. Man verſtummt vor Bewunderung über dies herrliche Bild voll Wechſel, Mannichfaltigkeit und Kontraſt. — Auch ich, der ich dieſes ſchreibe, bin zwei Mal auf dem Aetna geweſen, und gehörte das erſte Mal zu denen, die ſich gar nicht für die große Anſtrengung belohnt fühlten, denn ein ſtarkes Schneegeſtöber und ein heftiger Sturm machten es mir unmöglich, mich auf dem Gipfel zu halten, ich ſah rein nichts. Bei der zweiten Aſcenſion war ich zwar glücklicher, aber doch nicht ſo von heiterem Himmel und ruhiger Luft begünſtigt, wie Tilly. Ich gehöre daher zu den Aetnäiſten, die behaupten, es ſey nur ſelten der großen Anſtrengung werth, dieſen Berg bis zum Gipfel zu beſteigen.

Einige Augenblicke nach meiner Ankunft, fährt Tilly fort, erhob ſich die Sonne ruckweiſe über den Horizont und ſtieg majeſtätiſch in der Gegend der Küſten Griechenlands und Albaniens empor, erleuchtend das ſüdöſtliche Italien und den Aetnagipfel. Calabrien und die lipariſchen Inſeln lagen noch in Dämmerung, die Spitze von Trapani aber gar in dunkler Nacht. Die Hellung rückte auf dem Meer ganz ſo vor, wie es bei der Rundung der Erde geſchehen muß. Auf der andern Seite, gegen Weſten, warf der Aetna einen langen, in eine Spitze ausgehenden Schatten bis gegen Marſala hin, fünfzig Lieues weit. Auf der andern Seite des Kraters, der zu meinen Füßen hinter mir lag, zeichnete ſich mein und meines Führers Schattenbild an der innern Kraterwand, in der Richtung des Schattenkegels aber waren ſie ganz unbeſtimmt. Nach und nach traten die höchſten Punkte Siciliens und des Königreichs Neapel aus der Dunkelheit. Dieſer Lichteffekt zeigte deutlich ihre verſchiedene Höhe, denn vorher ſchien mir alles Land flach und eben: ſo klein erſchienen alle Berge neben dem Aetna. Endlich umfaßte ich mit einem Blick das ganze Dreieck Siciliens, von Meſſina nach Trapani, von Trapani nach dem Kap Paſſaro, den ganzen Stiefelfuß Italiens, den Golf von Tarent, den Archipel der lipariſchen Inſeln und das vulkaniſche Stromboli, eines der Aetnakinder; endlich Malta, das am Rand des Horizonts auf dem Meer ſchwamm. Am Fuß des Berges lag Catanea, deſſen Lichter ich in der Nacht wie ein zitterndes phosphoriſches Leuchten geſehen hatte, faſt wie Irrlichter, die in der Ebene hin und her laufen; dies Catanea glänzte nun herrlich im Purpurſchein des Morgenroths zu mir herauf, aber alle Einzelnheiten verloren ſich.

Ich wandte mich nun zu dem Krater, aus dem eine ungeheure Säule ſchwarzen und gelblichen Rauchs heraus kam; er war ſo dick, daß er mich kaum gewahren ließ, die innern Wände des Kraters ſeyen untergraben und der Krater habe nicht die gewöhnliche Geſtalt, d. h. die eines Trichters oder umgeſtürzten Conus, ſondern vielmehr die eines aufrechtſtehenden, ſo daß ein vermehrter Druck auf das Aſchengewölbe, wo ich ging, leicht deſſen Einſturz hätte bewirken können. Die Rauchwirbel erhoben ſich ſehr hoch, und zwiſchen ihnen durch blickte manchmal der Mond, der mir weiter unten am Berg ſo hell, glänzend und ſilbern entgegen geleuchtet hatte; hier oben war er trüb, orangefarb, und als ob ein blutiger Schleier vor ihn gezogen wäre.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Autor und die Muſen.

(Fortſetzung.)

Der Dichter. Du biſt zu ſtrenge, romantiſche Muſe. Erwecke das alte, kräftige Geſchlecht, ſtelle es neu vor uns hin, und dann ſoll es an würdigen Schilderungen nicht fehlen. Bis jezt haben wir uns nur an gemaltem Feuer wärmen müſſen. Ach, ich merke, die Franzöſin hat gewiſſermaßen Recht: man kann keine Literatur erſchaffen, wenn man nicht zugleich eine Zeit erſchaffen kann. Ich muß Dich, ſtrenge Muſe, auf unſere Geſchichtſchreiber verweiſen.

Zeneis. Und die gehören nicht hieher.

Ein Diener brachte Erfriſchungen, auch Muſen bedürfen deren. Die ſchöne Zeneis griff nach einem Gläschen Liqueur, indeß die ſtrenge Chriemhild die Chokoladekanne anſezte, indem ſie ſie für einen alten Humpen

hielt. Die Sultanin, die unterdeſſen der kleinen Fiametta die Geſchichte der Pantoffeln des Abu-Kaſem erzählt hatte, griff nach einer Taſſe Moccakaffee. Nun, rief ſie mir mit einer triumphirenden Stimme zu, biſt Du nun endlich überzeugt, daß Du mir allein folgen mußt?

Der Dichter. Noch nicht ſo ganz.

Sultanin. Wie? Du ſchwankſt noch?

Der Dichter. Der Sultan, Verehrte, mit dem Sie zu thun hatten, iſt, gegen den meinigen gehalten, ein höchſt gefälliger, freiſinniger Mann. O, wenn Sie wüßten, ſtolze Scheherezade, was mein Sultan, das Publikum, für Launen hat! Allein wir müſſen billig ſeyn, im Grunde kann man ſie ihm nicht übel nehmen. Er hat ſo viel zu thun, an ſo mancherlei ernſte Dinge zu denken, der arme Sultan, und legt er ſich dann am Abend müde auf's Kanapee, ſo will er unterhalten, beluſtigt ſeyn, und nimmt es gewaltig übel, wenn man ihm von einem Paar alten Pantoffeln erzählt, die auf eine elende Weiſe verunglückten, oder von einer verroſteten Lampe, die gerieben werden mußte, um ihren Eigenthümer in Beſitz großer Schätze zu ſetzen.

Sultanin. Ich beklage euch; ſo fehlt es euch an dem wahren poetiſchen Sinn, der das Wunderbarſte natürlich findet, und in ihm wie in ſeinem Elemente ſich bewegt.

Der Dichter. Du thuſt uns Unrecht, wir haben die reizendſten Mährchen. Noch bis auf dieſe Stunde graben eine Menge geſchickter Hände in den Fundgruben des Orients, in den alten Demantenhöhlen eurer Poeſie; doch was ſie finden, bleibt das Eigenthum einer geſchloſſenen Geſellſchaft, die mit den gewonnenen Schätzen neue Arbeiter miethet und bezahlt.

Sultanin. So ſollte man es dieſen eigennützigen Bergleuten entreißen, ja es käme nur darauf an, daß ein tüchtiges Talent ſich daran machte und dieſe Literatur zur herrſchenden erhöhe.

Der Dichter. Es ſind Verſuche gemacht worden, doch zweifle ich, daß ſie jemals gelingen werden. Bei euch iſt das Wunderbare Sache der Religion, bei uns nur ein poetiſcher Schnörkel, eine Arabeske.

Zeneis. Schön, bleiben wir bei dieſem Vergleich: wähle irgend eine zärtliche Intrigue aus der Gegenwart, verlege ſie in eine ungewiſſe Zeit, befeſtige jene Arabesken herum, und ich will große Dinge verwetten, wenn Du nicht eine höchſt amuſante Geſchichte zu Stande bringſt. Iſt nicht der Oberon von eurem Wieland ſo entſtanden? hat nicht Voltaire in ſeiner Prinzeſſin von Babylon etwas Aehnliches gegeben? —

Der Dichter. Alſo zurück in jene Zeit willſt Du uns führen, ſchöne Zeneis, die wir mit Recht einer erſchlaffenden Weichlichkeit, eines charakterloſen, ſpielenden Witzes zeihen? Sind unſer Wieland, Dein Voltaire und Crébillon Muſter, denen wir folgen dürfen und ſollen? Mich dünkt, es hat uns genugſam Mühe gekoſtet, uns von ihren Bahnen los zu machen.

Zeneis. Wohl, ich gebe es zu, jene Leute haben ihre Fehler; allein müßt ihr denn das Kind mit dem Bade ausſchütten? und müßt ihr nicht zugeben, daß ihr nichts Beſſeres an die Stelle geſetzt habt?

Ich wollte etwas erwidern, als wir ein lautes Gelächter hörten, das die altdeutſche Muſe aufſchlug. Sie ſtand am Bücherſchranke und blätterte in einem Buche, das ſie ſo lebhaft zu amüſiren ſchien. Wer iſt dieſer ſpaßhafte Mann? fragte ſie mich, indem ſie mir einen bekannten Autor vorhielt; gewiß eine Art von Schalksnarren, der ſich über die alte Zeit und ihre Helden luſtig macht.

Der Dichter. O, durchaus nicht; es iſt der Baron de la Motte-Fouqué. Er hat eine große Anzahl Romane geſchrieben, die ſämmtlich das Ritterthum verherrlichen.

Chriemhild. Ich zweifle, daß ihm das gelungen iſt. — Sie las mir jezt die Stelle aus dem Zauberring vor, wo der ſiegkühne Held Otto von Trautwangen ſich an den finniſchen Grenzmarken mit dem Recken Othur über eine mächtige Felſenſpalte herüber in Zweikampf begibt, indeß Frau Minnetroſt mit Mondſcheinaugen von ihrer Warte herüberſchaut. Kaum hatte ſie die Schilderung dieſes Kampfes geleſen, als ſie von Neuem in ein Gelächter verfiel, das ſo ſtark war, daß die kleine Zeneis ſich ängſtlich in die Sophaecke warf und beide Ohren zuhielt, indeß ſich die Sultanin und Fiametta ſcheue Blicke zuwarfen. Mit dieſem Gelächter ſchritt ſie zur Thüre hinaus, ohne uns weiter eines Blickes oder Grußes zu würdigen. Zeneis ſprang vom Sopha auf, indem ſie rief: Wie gut, daß ſie endlich einmal geht, die Unerträgliche! ſie iſt mir äußerſt zuwider mit ihrer plumpen Rohheit, ihrem lächerlichen Dünkel.

Der Dichter. Schilt ſie nicht; ſie iſt vielleicht zu groß für unſere kleine Zeit.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Mainz, Juli.

Das Inſtitut für Stammelnde. Herbſtausſichten.

Merkwürdig ſind die Reſultate, die unſer Mitbürger Hellermann mit ſeiner Methode, Stammelnde und Stotternde zu heilen, erzielt; aber die Ausdauer iſt auch bewunderungswürdig, die derſelbe bei dieſen Heilungen an den Tag legt. Das hiebei zu verwendende Inſtrument (Zungenbeber) thut bei weitem nicht Alles; es iſt nur gegen das mechaniſche Hinderniß gerichtet, welches das unregelmäßige Muskelſpiel der Zunge der Sprache entgegenſetzt.

Immer ist zur Kur eine systematische Redeübung erforderlich, bei welcher in der ersten Zeit die Sylben durch Scandiren und Taktschlag, dann später bloß durch Taktschlag, und endlich ohne Beides ausgesprochen werden. Der Kranke, welcher diese drei Uebungsgrade mit Fleiß und Aufmerksamkeit auf sich selbst durchgegangen hat, besitzt dann aber auch den ungehinderten Gebrauch seiner Sprache, ja man findet dann oft in seiner Sprache mehr Ausdruck, als man vermöge seines intellektuellen Standpunktes erwarten sollte, und er, der früher nur mit Qualen ein Wort herausstoßen konnte, ist nach der Heilung häufig ungemein beredt. Man sieht daraus, daß die Heilung in einigen Tagen keineswegs zu erzielen ist; vielmehr hat der Erwachsene, Verständige einen Monat, bis sechs Wochen nöthig; Individuen unter dreizehn Jahren bedürfen aber mehr Zeit, wohl vier bis sechs Monate, um ihre Sprache zu erlangen. Interessant ist auch das wohlthuende Gefühl von Leichtigkeit in der Brust, welches die geheilten Stammler empfinden, während, nach ihrer Aussage, vor der Heilung eine Schwere, ein Druck auf der Brust lag, ein Gefühl, das sie sehr unglücklich machte. — Hellermanns Institut ist nun bereits im Gang; derselbe hat ein prachtvolles Lokal nebst Garten dazu gemiethet, so daß die Kranken sich beständig unter seinen Augen befinden und bei ihm verköstigt werden. Dies hat den Vortheil, daß er selbst die Redeübungen leiten kann. Bisher hat der junge Mann Alles aus seinen eigenen Mitteln bestritten, und das Institut ist, wie seine Erfindung, so auch seine Schöpfung. Es wäre zu wünschen, daß der Staat dem Gedeihen dieses Instituts unter die Arme griffe, und es wenigstens in gleiche Kategorie mit den Blinden- und Taubstummeninstituten setzte, da es in der Zukunft nicht weniger wohlthätig auf die Menschheit einwirken dürfte, als diese. Bedenkt man, daß allein in Deutschland nach einer ungefähren Berechnung 30,000 Stammler sich befinden, so wird man leicht einsehen, daß eine Methode, welche so sichere Heilung erzielt, wohl jeder Beachtung werth ist.

Unser diesjähriger Sommer erregt hier und in der ganzen Rheinprovinz die schönsten Hoffnungen in Bezug auf die zu erwartende Weinernte. Man ist übereinstimmend, daß die Blüthe des Weinstocks glücklich von statten ging, daß die darauf eingetretene kühlere Witterung ohne Einfluß auf diese Blüthe war, und daß das Gerede von ungleicher Blüthe unwahr und nur durch Spekulanten entstanden ist, welche gar nicht gerne sehen, wenn das Jahr 1835 ein quantitativ und qualitativ glückliches Weinjahr würde, weil dann die Kapitalien, die für den vorjährigen, allerdings trefflichen Wein verwendet wurden, nicht die reichsten Zinsen tragen dürften. Wirklich sind bei uns die einzelnen Beeren bereits so dick, wie man es um diese Jahrszeit nicht erwarten sollte. Selbst das weite Auseinanderhängen der einzelnen Beeren, das anerkannte Zeichen eines qualitativ guten Weins, fehlt nicht. Das Einzige, was man befürchtet, ist, daß, in unserer Gegend wenigstens, die Fässer theurer werden dürften, als selbst der Wein; denn es fehlt außerordentlich an Faßholz, und dürfte auch bei dem gegenwärtigen Wasserstand des Rheins und des Mains noch lange daran fehlen. Somit kann es nicht wundern, daß hier und in der Umgegend die Weine der letzten Jahrgänge, selbst der des vorigen Jahres, in ihrem Preise sehr sinken. — Auch in anderer Beziehung steht unserer glückseligen Gegend ein vortrefflicher Herbst bevor: die Getreideernte ist vor der Thüre und läßt nichts zu wünschen übrig; Alles in reicher Fülle und Güte.

Noch einige Wochen, und Melpomene kehrt wieder in ihren schönen Tempel zurück. Der Mangel an Theater, den wir jedes Jahr drei Monate lang empfinden müssen, wird gegen das Ende dieser Frist doch jedesmal sehr fühlbar, und wir haben dann eine gewisse Sehnsucht nach unsern alten Bekannten in Wiesbaden. Neben einer reizenden Natur müssen wir uns daher in dieser Zeit mit Kunstausstellungen und Konzerten behelfen.

Aachen, Juli.

(Beschluß.)

Sonst und jetzt.

So vielem Licht fehlt nicht der Schatten. Die Spuren der alten Barbarei sind noch nicht alle getilgt; die Jugend derer, die jetzt noch wirken, fiel in eine Zeit, in welcher die Erziehung noch nicht so sorgfältig war, als sie jetzt ist, in welcher Vorurtheile genährt und Kenntnisse gefürchtet wurden. Kann es da Wunder nehmen, wenn es nicht an Menschen fehlt, die nicht mehr als zweierlei Geist kennen, eine Sorte, von der die Geistlichkeit den Dispens hat, und eine zweite, die man auf Flaschen zieht? Daher die große Kühle für alle Genüsse, welche Literatur und Kunst bieten, allein die Musik ausgenommen. Zuverlässig gibt es keine zweite Stadt von ähnlichem Umfang in Deutschland, in welcher weniger literarischer Verkehr ist, als in Aachen. Diesem Mangel an Sinn für die Meisterstücke der Dichtkunst ist der spärliche Besuch des Theaters zuzuschreiben, das hier den Winter durch feiert und den Sommer durch von den Schauspielern und dem Orchester, zuweilen auch von einigen Zuschauern besucht wird. Der Theaterunternehmer hat Alles aufgeboten, zahlreichern Besuch anzulocken — vergeblich! Nicht weil das Publikum an bessere Kunstgenüsse gewöhnt war, wie vor Kurzem in einem öffentlichen Blatte (der Zeitung für die elegante Welt) behauptet wurde, sondern weil es sich aus Kunstgenüssen, die der Kochkunst und Tonkunst ausgenommen, nichts macht, bleibt das Haus leer.

Glücklicherweise war im Sommer 1834 die Zahl der die hiesigen Thermen benutzenden Fremden, die der Verfasser des oben erwähnten Berichts auf 1800 angibt, mehr als drei Mal so groß. Aachens Thermen sind ein Naturgeschenk von dem höchsten Werthe: sie sind die reichsten und kräftigsten Schwefelquellen auf dem Festlande von Europa, und die dicht daneben befindlichen Eisenquellen, die reichen Kochsalzquellen, die noch weit heißer sind, als die Aachener Schwefelquellen, bieten einen Reichthum von verschiedenartigen Mineralwassern innerhalb eines so kleinen Raums dar, wie vielleicht die ganze Erde nicht aufzuweisen hat. Rechnet man hiezu die Annehmlichkeit einer herrlichen, fruchtbaren, an Abwechselung reichen Gegend, wie man sie fern von Stromufern nur höchst selten findet, so darf man mit Recht behaupten, daß Aachen ohne Widerspruch eine der ersten Heilquellen auf Erden sey. Diese große Wohlthat der Natur ist jedoch nicht ohne Nachtheil für die Einwohner geblieben; denn sie haben, wie alle Bewohner von Fremden häufig besuchter Orte, sich zum Princip gemacht, so viel von diesen zu gewinnen, als möglich, was nicht ohne schädliche Wirkung für die Sittlichkeit bleiben kann, zumal da manche Fremde nicht ohne ihre Laster und nicht ohne Geld hieher kommen. Ferner entsteht gewöhnlich bei den Einwohnern solcher Orte ein Dünkel, der das Aufstreben zum Bessern gewaltig hindert. Ueberschätzung des eigenen Werthes ist immer das sicherste Mittel, viel von demselben zu verlieren.

Beilage: Kunstblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 188.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 7. August 1835.

Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden,
Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist,
Des falschen Anstands pruntende Geberden
Verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preist,
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden. (?)

Schiller.

Der Autor und die Musen.

(Beschluß.)

Zeneis. Ich lasse mir ihre Erscheinung gefallen zur Zeit des Königs Arthur und seiner runden Tafel, heutzutage erscheinen dergleichen Bestrebungen nur als Grimasse. Nimm einzelne gelungene Schöpfungen aus der Menge heraus, das Uebrige ist wahrhaftig nicht werth, daß es die Laune eines Tags überdauert. Darum fort mit allem mittelalterlichen Spuk; verweiset die alten Helden wieder in ihre Gräber, aus denen ihr sie sehr zur Unzeit heraufbeschworen habt, und schließt euch wieder an die Interessen eurer Zeit an.

Der Dichter. Was sagst Du, schöne Fiametta? schon zu lange hast Du zu unsern Untersuchungen geschwiegen.

Fiametta. Ich muß Dir offen bekennen, das Philosophiren ist nicht meine Sache; überhaupt seyd ihr mir Alle viel zu ernst und zu weitläufig. Was gibt's hier viel zu fragen? Erzählt irgend ein lustiges Geschichtchen, oder ein ernstes, das Bedeutung hat, nur macht es kurz, raisonnirt nicht dabei in die Ewigkeit hinein, und ihr werdet gefallen.

Der Dichter. Und unsere mühsam erworbene Lebensweisheit, unser geistreiches Raisonnement, das sollen wir wieder fallen lassen?

Fiametta. Verarbeitet es für's Leben; handelt mehr, schreibt weniger, was ihr aber schreibt zur Belustigung Anderer, muß wirklich belustigen. Nehmt das Leben, wie ihr es lebt; ihr habt noch Thoren, schildert sie, ihr habt Weise, schildert auch diese, ihr habt Verliebte, sie begehen dumme und ergötzliche Streiche, schildert sie. Die Welt hört nie auf, an sich selber Gefallen zu finden.

Der Dichter. So stimmst Du also in die Meinung der schönen Zeneis? —

Fiametta. Mißverstehe mich nicht. Die vornehme, raffinirte Literatur ist nicht meine Sache. Die Dichter jener Muse schreiben nur für einen unendlich verfeinerten Geschmack, der Alles schon gekostet hat. Mir dagegen ist Alles recht, ich halte es mit einer gesunden Küche und einem gesunden Magen. Schreibe für das Volk im edlern Sinn, das immerdar eine gewisse Gesundheit auch bei dem größtmöglichen herrschenden Luxus beibehält.

Zeneis. Die feine Gesellschaft ist die tonangebende; ihr Beifall ist allein der Zweck, weßhalb ein Dichter es der Mühe werth achtet, die Feder anzusetzen.

Der Dichter. Ach, wir leben nicht mehr in den Zeiten des vierzehnten und fünfzehnten Ludwigs! —

Zeneis. Es kommt nur auf die Dichter an, sie wieder hervorzurufen.

Fiametta. Nur das Volk, die Masse einer Zeit, bewahrt das wahre Leben der Dichter.

Zeneis. Fürwahr, das hieße einem Tauben die zarten Melodien eines Lulli, Pacchiarotti vortragen und ihn dann um sein Urtheil fragen.

Fiametta. So behalte Deinen Lulli und Pacchiarotti, ich behalte den Gesang des freien Waldvogels, das lustige Lied auf der Schalmei des Hirten, die alte Fidel des betrunkenen Spielmanns.

Mit diesen Worten ging sie zur Thüre hinaus, und Zeneis sah ihr spottend nach. Gottlob, sagte sie zu mir, da wären wir die zweite Ueberlästige los! Das Volk, das Volk, und immer wieder das Volk, was ist das für ein Gespenst, das heutzutage spuken geht? — Ihr Blick fiel, indem sie dieses sprach, zufällig auf ein Bild, das an der gegenüberstehenden Wand hing und die Hinrichtung Ludwigs XVI. darstellte; sie schrack zusammen, ich sah sie unter der Schminke erbleichen, und sie verstummte.

Durch die Stille, die hiedurch eintrat, erwachte die Sultanin aus den Träumen, denen sie sich überlassen hatte, und richtete sich langsam auf. Mein Geist, rief sie in einem prophetischen Ton, trug mich eben in die unermeßliche Wüste, ich befand mich zwischen den heiligen Städten Mecca und Medina, dort sah ich langsam eine Karavane dahinziehen, die Führer erzählten sich die merkwürdige Geschichte von dem Vessir, der in einen Papagai verwandelt worden; ich eile zu ihnen, um unsichtbar ihren gläubigen Erzählungen zu horchen. Ich verlasse euch, ihr Glaubenlosen, Zweifelsüchtigen, Zerrissenen, Frivolen.

Sie verdeckte sich wiederum mit ihrem dreifachen Schleier und schritt langsam hinaus. Das lezte Wort, das über ihre Lippen glitt, hatte die schöne Zeneis aus ihrer Erstarrung erweckt. Sie richtete sich auf, und mit bittendem, ängstlichem Ausdruck fragte sie: Meinte sie mich? — ist ihre Stimme die Stimme des entsetzlichen Volks? kommt sie, um uns zu würgen? — Ach, mir ist so weh, ich habe meinen Frohsinn, meinen Stolz verloren! Fort mit diesem leichtsinnigen Gedanken, diesem losen Putze, mit dieser Lüge und Falschheit! — Ja, ich will Buße thun, die Weiße dieser Haut soll sich verdunkeln, die Stimme rauh werden, der Glanz dieses Auges verlöschen! —

Schon hatte sie Hand an sich gelegt, die Federn vom Haupt gerissen, die Perlenschnüre auf dem Boden zerstreut, die Schminke von der Wange gestreift; jezt wollte sie auch die frischen Blumen am Busen fortschleudern, da fiel ich ihr in den Arm. Schöne Muse, rief ich, Du bist eben so grausam als ungerecht gegen Dich selbst. Weßhalb die geschonten und seltenen Reize seiner Kultur, die Dich schmücken, im Unmuth aufopfern? die frischen Blüthen zerstören, mit denen die Poesie selbst Dich geziert hat? Es ist genug, wenn wir den falschen Putz, die Uebertreibung, die Schminke entfernen, sie sind nur da, um die Schönheit zu verbergen, nicht sie in's Licht zu stellen. So, in *diesen dunkeln*, schönen Haar, das in einfachen Locken Deine hohe Stirne kränzt, in dem Glanze dieses geistreichen, dunkeln Auges, in dem stolzen, anmuthigen Lächeln dieser Lippen, siehst Du viel eigenthümlicher und reizender da — so verdienst Du die Muse unserer Zeit zu seyn.

Die schöne Zeneis wandte sich ab, in ihrem Auge glänzte eine Thräne, und diese Thräne schmückte sie mehr als das frühere Lächeln. — Aber zu welchen Untersuchungen, Streitigkeiten, Bekanntschaften und Träumereien hatte mich der bändereiche Schriftsteller veranlaßt!

Der Aetna und der Montblanc.

(Fortsezung.)

Ich umging den Krater und suchte mit günstigem Wind in ihn einzudringen. Nördlich fand ich einen Einschnitt, und er schien mir zum Hinabsteigen der rechte Weg. Hier litt ich gar nicht vom Rauch, denn der heftig durch den Einschnitt hereinwehende Nordwind jagte ihn weit weg. Dieser erste Krater war nur fünfzig Schritte breit, dann kamen lockerhängende Lavablöcke. Mein Führer wollte durchaus nicht in diese Casa del Diavolo hinabsteigen, ich ging also allein hinunter bis zum Aschenschlund eines zweiten Kraters, der mir unter allen am tiefsten schien; es waren ihrer fünf bis sechs, jeder mit besondern Naturerscheinungen.

In dem, wo ich hinuntergestiegen war, fand ich eine Schneebank, die wahrscheinlich auf einer dicken Schwefelschichte aufsaß und durch diese vor der starken Hitze geschüzt wurde, an der untern Fläche aber immer mehr schmolz und ein Gewölbe bildete. Ich ging darüber hinweg und näherte mich einem mächtigen Lavablock, der wie eine Zwischenmauer in den Krater hineinragte. Dann kam ich an einen dritten Krater, wo auf Lavagrund Säulen natürlichen Schwefels standen. Sie waren fünf bis sechs Fuß hoch, sechs bis acht Zoll im Durchmesser. Ich hatte große Lust, eine abzubrechen und mitzunehmen, unterließ es aber doch, denn es war zu fürchten, daß die Erschütterung die poröse Lavamasse, aus der die Säulen gleichsam hervorwachsen, zum Einsturz bringen möchte. Links lag ein unermeßlicher Abgrund, aus dem eine dicke Säule von Feuer und schwefligem Rauch heraufqualmte und recht gut zum Ganzen des furchtbaren Zaubers paßte. In diesem Krater ließ sich nichts

unterscheiden, ich sezte mich also neben die Schneebank, mit dem Rücken gegen den Lavafelsen, und zeichnete die sichtbaren Kraterabstufungen, so gut es die dichten Dämpfe erlaubten, die überall hervorqualmten und die Gegenstände mehr oder minder verhüllten. Hierauf sang ich ein Lied aus meinem Vaterlande, aus der Vendée.

Allermittelst stand mein Führer unbeweglich oben, wie ein zur Bewachung des Todtenreichs hingestelltes Gespenst. So war ich denn ungefähr zweihundert und fünfzig Fuß in die Tiefe des Aetna hinabgestiegen. Da bebte das Gewölbe von Asche und Lava, auf dem ich ruhte. Vier Stöße erschütterten den Vulkan bis in sein Innerstes, und es war, als wolle Alles unter mir einstürzen; aus dem innersten, tiefen Schlund brüllte es satanisch herauf. Es war der Aetnadämon, der, sich in seinem Schlaf regend oder sich umwendend, an seinen schweren Ketten rüttelte, aber doch nicht erwachte. Ich sammelte noch einige merkwürdige Steine hier, wo selten welche aufgelesen werden, dann stieg ich im Zickzack wieder hinauf und kam auf die Stelle, wo einmal sieben Engländer nach lang ausgestandener Todesangst doch umkamen. Nicht ein Mal hatte ich den Muth auch nur auf einen Augenblick verloren; als ich aber oben wieder am Rand des Ausschnitts ankam, als ich den vollen Tag wieder sah, und mich die belebende, strahlende Sonne wieder erfreute, so war es mir doch, als lebe ich ein neues Leben.

Noch einmal bewunderte ich die reizende Aussicht auf Land und Meer, da bemerkte ich, wie sich am Abhang des Berges Wolken bildeten und sich langsam heraufzogen; auf einer gewissen Höhe aber zerstreuten sie sich spurlos wieder, wahrscheinlich wegen der aus den Spalten des obern Berges herausströmenden Hitze. Nur mit Mühe riß ich mich von der bezaubernden Stelle, von dem Gipfel dieses hochpoetischen Berges los; ich mußte aber wieder hinab zu den Menschen, von denen nur Wenige die Magie hier oben begreifen.

So verließ ich denn den Aschenkegel und besuchte das Bovethal, eine gar sonderbare vulkanische Produktion. Dieses Thal gleicht einem länglichten Trichter, den hohe Lavamassen umgeben. Es enthält nichts als vulkanische Produkte. Von hier übersieht man die ganze Ostküste Siciliens. — Bevor ich wieder an die Waldregion kam, fiel mir ein balsamischer Blumengeruch auf. Die durch den geschmolzenen Schnee fortgeschwemmte Asche hatte kleine Hügel gebildet, auf denen eine Menge Veilchen wuchsen, die jezt mit Morgenthau bedeckt waren und herrlich dufteten. Während ich durch den Bosco hinabging, bildete sich schnell ein fürchterliches Wetter auf dem Gipfel des Aetna. Es war, als wolle er mir all seine Schönheiten zeigen. Gar wohl stand ihm diese Begleitung von Donner und Blitzen an, die wie goldene Schlangen sein Haupt bekränzten.

So lebe denn wohl, schrecklicher, wunderreicher, schöner Aetna, du Geber edler Gefühle und chimärischer Gedanken, du unerschöpflicher Gegenstand für alle Wissenschaft, du Vulkankönig inmitten von achtzig kleinen Vulkanen, die dich umgeben, wie den Vater zahlreiche Söhne. Als ich wieder durch Nicolosi kam, besuchte ich abermals Gemellaro, der mir sagte, seit langen Jahren sey Niemand in den Krater hinabgestiegen. Ich habe also den Neugierigen einen neuen Weg eröffnet, und dies macht mir Freude. Gegen drei Uhr Nachmittags kam ich wieder in Catanea an. Ich war sieben-und-zwanzig Stunden unterwegs und zwei-und-zwanzig auf den Beinen gewesen. Dies hinderte mich jedoch nicht, in der Nacht vom 21sten auf den 25sten August einem Balle des Intendanten in Catanea beizuwohnen. Ich habe also meine Zeit in Sicilien nicht verloren.

(Die Fortsezung folgt.)

Lieder eines Autodidakten.

Die Nacht.

Der Tag mit gold'ner Leucht' ist schon entflohn
Wohl über Land und Meere weit davon,
Die Nacht eilt zitternd nach und rühret kaum
Noch seines blauen Mantels rothen Saum;
Die Abenddämm'rung weht um ihr Gesicht,
Auf ihren Armen glänzt ein falbes Licht.

Zu Füßen wallt ihr dunkeles Gewand,
Den Mond, als Leuchte, nimmt sie in die Hand,
Den Sternenschleier um das Haupt sie nimmt,
Auf Bergen wandelt und durch Meere schwimmt,
Dem Tag zu kommen auf die lichte Spur,
Doch unerreichbar ferner flieht er nur.

Doch Morgens früh, wenn sie ihn bald erreicht,
Erröthet sie und wieder schnell entweicht,
Von ihren Liebesthränen sind noch naß
Die Blumen in den Gärten und das Gras.
Der Tag erscheint; nichts wissend von der Pein,
Saugt seine Leuchte ihre Thränen ein.

Neue Lust.

Hinweg, du Ach, verschwinde, du Schmerzgestöhn,
Es blüht mir die Lust des Lebens wieder schön.
Auf, Herz, ermunt're dich zur seligen Lust,
Zieht ein, Gefühle, in die zitternde Brust.

Wie lächelt die Freude lieblich hold mir zu,
Der stürmende Busen wiegt sich ein in Ruh.
O stiller Hafen, ruhige Meeresbucht,
Wie hat das irrende Schifflein dich gesucht!

Nic. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, Juli.

Der Hardtwald.

Eine der größten Zierden von Karlsruhe ist der Hardtwald. Vor zweihundert Jahren, wenn ein Wanderer, von der Bergstraße kommend, nach Rastadt reiste, oder als Markgraf Wilhelm aus seinem Schlosse von Baden nach Durlach zog, um seines Vetters Eigenthum, die Markgrafschaft Baden-Durlach, in Besitz zu nehmen, da lag ein großer Wald auf ihrem Wege, der sich vom Rhein bis gegen die Berge des Schwarzwalds ausdehnte; und wenn fünfzig Jahre später der Markgraf Friedrich Magnus, um sein Auge abzuwenden von den Brandstätten seiner getreuen Stadt Durlach, von den geschwärzten Mauern seiner Karlsburg und den Greuelthaten Melacs, zur Jagd ritt, so bot ihm dieser Forst ein reiches Revier dar. Markgraf Karl Wilhelm jagte viel im Hardtwald. Einstmals zog er im Unmuth aus, denn die Bürger von Durlach hatten ihm die Abtretung eines Stück Landes verweigert, das er zur Vergrößerung und Verschönerung seines Schlosses wünschte. Müde vom Jagen, setzte er sich auf einen Baumstamm, und mit der Unbilligkeit der Durlacher beschäftigt, schlief er ein. Als er erwachte, hatte seine Seele die alte Spannkraft wieder erhalten, er schüttelte Müdigkeit und Unmuth ab, rief: „Durlach muß es nicht seyn!“ und in raschem Entschlusse gelobte er, hier ein Schloß, hier eine Stadt zu bauen. Und weil Karl hier so erquicklich geruht hatte, sollte sie Karlsruhe heißen. Da lichtete die Axt den dichten Forst, die grüne Eiche wurde zum Bauholz, das Haus des Bürgers verdrängte das Lager des Hirsches, und aus dem Walde hervor wuchs eine Stadt. Der Markgraf hatte selbst den Plan dazu entworfen. Der Platz, wo er geruht, wurde der Mittelpunkt, der Thurm des Schlosses, und von ihm aus zogen sich nach der südlichen Hälfte die Straßen als Strahlen oder Radien nach dem Umkreis des Cirkels hinaus. Die Stadt erhielt dadurch die Gestalt eines Fächers. Nach der nördlichen Seite vollendeten von demselben Mittelpunkte ausgehende, in den Wald gebauene Alleen die Rundung des Cirkels und die Symmetrie seiner Radien. Dies geschah im Sommer vor 120 Jahren. Das Schloß machte den Anfang, viel Volk strömte herbei, um sich anzubauen und der versprochenen Vortheile oder der „sonderbaren Begnadigungen,“ wie das markgräfliche Ausschreiben sich ausdrückt, zu genießen, und bald stand die Idee des Fürsten verwirklicht da — eine waldgeborne Stadt.

Die alten Eichen des Hardtwaldes sind seitdem hundert Jahre älter geworden, das hölzerne Residenzschloß steht von Stein da, die kleinen, einstöckigen Häuser sind gewachsen, die Straßen haben sich gedehnt, und immer noch ist der Hardtwald die größte Zierde der Stadt. Er ist das Nest, worin sie sich warm gebettet, der mütterliche Schooß, der sie getragen, seine friedliche, zur Ruhe einladende Stille legte den ersten Keim zu ihrer Begründung. Aber wenn der Vogel flügge ist, vergißt er das Nest, wenn das Mädchen groß geworden, verläßt es die Mutter, und wer fest zu stehen glaubt, wirft die Leiter weg, die ihm in diese Stellung hinaufhalf. Die Doktrinärs schützen sich mit Sonnenschirmen gegen die Julissonne, die sie ausgebrütet hat, und wärmen sich lieber an den alten Kaminen von Versailles — und Karlsruhe vernachlässigt den Hardtwald.

Was mein Lehrer oft als eine gütige Versehung Gottes rühmte, daß er an großen Städten auch meist große Ströme vorüberfließen lasse, trifft bei Karlsruhe nicht ein; Karlsruhe hat kein Wasser, es hat keine Berge, es hat nur Sand, Kartoffeln und Wald. Dieser Wald legt sich von Norden her unmittelbar an die Stadt an; der Schloßgarten und manche Gärten der Stadt sind jünger als die Bäume, die darin stehen, diese sind wie wilde Pferde aus der großen Heerde genommen und an's Haus gewöhnt worden. Seine Ausdehnung reicht gegen Nordosten vier Stunden weit mit einer Breite von zwei Stunden. Den Grundcharakter bildet die Eiche, hohe, alte, ehrwürdige Stämme, zwischendurch erquickt unser Auge das freundliche Grün der lieblich gestalteten Buche, dann kommen ganze Strecken eines hohen, balsamisch duftenden Tannenwaldes, ernster als die Eiche, doch weniger kräftig, und dichte Schläge, von niedrigem Gesträpp durchzogen, setzen der Durchsicht Grenzen, und lassen oft nur von ferne den weißen Stamm einer geschmeidigen Birke durchblicken. Der rüstige Wanderer stößt alle zehn Minuten auf eine lichte Straße, die ihm die Aussicht auf den Schloßthurm eröffnet, nach dem sie alle strahlenförmig hingezogen sind. Zahllose kleinere Fußpfade durchkreuzen den Wald nach allen Richtungen, die sich der heimkehrende Landmann oder der regellose Spaziergänger gebildet. Gegen das westliche Ende zu liegt ein freier Platz von der Größe des Pariser Marsfeldes, mit derselben Bestimmung, wie dieses, zu Truppenmusterungen, Manövern und militärischen Uebungen, und wenn es Gelegenheit gibt, auch wohl zu einem Volksfeste.

Der Hardtwald hat eine vielfache Bedeutung für die Stadt und die verschiedenen Klassen ihrer Einwohner. In den Erinnerungen der Knabenjahre unserer jetzigen Generation spielt der Hardtwald eine Hauptrolle. Da war kein Samstag Nachmittag, der die Schüler des Lyceums nicht dort versammelte, sey es zu Ball- und andern Spielen, sey es, um den römischen Phalanx und seine Kampfesweise, wie wir ihn Morgens im Cäsar gelesen, praktisch auszuführen, oder sey es zu echt deutschen Schlachten nach eigenen Plänen und freier Improvisation. Der Ernst und Eifer, womit diese Kraftübungen betrieben wurden, war noch ein ganz anderer, als der zum Griechischen. Der Schauplatz all dieser ernsten Spiele oder dieses spielenden Ernstes, den Mancher von uns vielleicht nicht in sein Geschäftsleben hinübergenommen, war stets die Hirschgrube, eine Vertiefung mit aufgeworfenem Rande, auf dem sich malerisch Eichen und Tannen gruppiren. Die Hirschgrube stand in bösem Rufe bei den Eltern, denn wenn der Junge eine Beule am Kopf, oder ein blaues Mal, oder eine zerrissene Hose nach Hause brachte, so war das Unglück gewiß in der Hirschgrube geschehen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 189.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 8. August 1835.

— Es flogen ihre Mützen,
Als sollten sie am Horn des Mondes hängen,
Und Jubel brüllte nach.

Shakespeare.
Coriolan.

Eine Parlamentswahl.

Erzählung von W. Alexis.

Der Redner hatte geendet, der Sherif erhob sich und stellte die Fragen. Ein unermeßliches Meer von Händen erhob sich zu Gunsten des Whigkandidaten. So weit man den Markt übersehen konnte, nichts als ausgestreckte Arme. Einen Augenblick Todtenstille, dann wie aus Einem Munde ein Jubel, daß die Erde zu beben, die Luft zu zittern schien. Die Fensterflügel klirrten, die ausgehängten Gewerbsschilde flatterten von dem einen Namen: „Lord Bramfield für immer!“

Noch einmal, wie um sich selbst zu überzeugen, daß es keine Täuschung sey, reckten sich die Arme, die Finger spreizten sich; man stand auf den Zehen, sprang, und der stehende, körperliche Beweis, daß die Grafschaft sich für den liberalen Kandidaten entscheide, dauerte über eine Minute. „Haben die Torys keine Arme?“ flüsterte es erst noch bang; sie konnten noch aus einem Winkel hervorschießen, aus der Erde wachsen. Dann aber, als die Gegenprobe dargethan, daß die Besorgniß ohne Grund, und ihre Arme nicht mit ihren Zungen Schritt hielten, löste sich die Dröhnung in einen Guß und Strom, der, widerstandlos hinfluthend, zur Ausgelassenheit der Gefühle wurde. Die Mützen und Hüte flogen, die Tücher und Fahnen flatterten aus allen Fenstern, man sprang, tanzte, jauchzte. Auf allen erhabenen Orten blähten sich die Bänder, Farben, Standarten des Siegers; eine mächtige Fahne entfaltete sich vom Balkon des Hauses, wo das Whigkomité residirte, und Trompeten und Pauken schmetterten und wirbelten. Selbst die Zeichen der unterliegenden Partei, welche so stolz und drohend geprangt während der anscheinend erfolgreichen Reden ihrer Sprecher, mußten sich allmählich senken, oder ganz eingezogen werden, denn der Pöbel fing hie und da schon an, drohende Miene gegen die Häuser zu machen, wo man nicht in den Jubel einstimmte, und die Tücher der Damen dem Sieger auf den Hustings nicht beständig zuwehten.

Dieser, eine hohe Figur von feinem Anstande, konnte nicht genug Hände schütteln Allen, die zu ihm heraufkamen, um Glück zu wünschen. Der satirische Mund, die schlauen Augen in dem blassen, länglichen Gesichte verriethen indessen eine Freude, die von der des Volks verschieden war; etwa wie ein geschickter Theaterdirigent lächelt, wenn ein Schauspiel, auf das er kein volles Vertrauen gesetzt, doch reussirt. Desto beredter ging es in den einzelnen Gruppen her. „Das ist das erste Mal, daß die Torys in unserer Grafschaft unterliegen. Der Tag wird für alle Zeiten ein Fest bleiben.“ — „Es leben

die wackern Freeholders!“ — „Reform für immer!“ — „So handgreiflich fiel noch keine Wahlschlacht aus!“ — „Wie in die Erde versunken stehen die Großmäuler.“ — „Sie trauen noch ihren Augen und Ohren nicht.“ — „Wie stolz kamen sie angefahren, und wie demüthig werden sie abziehen!“ — „Die Pferde schämen sich ihrer Herrn; man sollte sie ihnen ausspannen, damit die Aristokraten lernen, was zu Fuß gehen heißt.“

Der dicke Wirth zur fliegenden Schnepfe, der thätig beim Komité an den Hustings gestanden, arbeitete sich jezt mächtig und mit schreiender Stimme durch die Massen. „Hussah, ihr Jungen, munter! — Seyd ihr Maulwürfe, oder freie Engländer? Reißt die Mäuler auf! die Stimme eines echten Reformers muß lauter klingen, als die Glocke auf der Kathedrale. Lord Bramfield für immer! Reform für immer! Nieder mit den Aristokraten! Nieder mit den Privilegien! Zum Kehraus mit den Hochkirchlern! — Die Pest auf Peel und Wellington! Trinkt, singt, springt! Altengland ist frei. Sara! Ale heraus, Porter, Branntwein! Schenk' Grog und Whisky den guten Leuten; im Himmel wird's angeschrieben. Lord Bramfield soll leben und die wahre Liberalität! Schnell! siehst Du nicht, die Gentlemen sind durstig und die Aristokratie steckt die Köpfe zusammen. Lauter, lauter geschrien, daß ihnen der Sitz wackelt; sie denken sonst, wir sind lau geworden.“

Die Aufforderung blieb nicht ohne Erfolg. Sara schenkte ein, die Leute, die schon getrunken hatten, tranken noch immer mehr, und ein Dutzend Arbeitsleute, meist Irländer, erhoben ein Geschrei, daß der Wirth sein eigenes Wort nicht hörte und kaum sich mit dem wirklichen Gentleman, der sein zahlender Gast war, verständigen konnte. „Sollten sie wirklich noch überlegen können?“ fragte ihn dieser. „Das rothe Gesicht des Baronet wurde ja beim Handaufheben blaß wie der leibhaftige Tod. Er wäre eingeknickt, wenn ihn seine Freunde nicht gehalten hätten. Sollte er noch auf dem Poll zu bestehen wagen?“ — „Er wagt nichts,“ sprach ein anderer Gentleman; „Er besteht auf nichts, Er will nichts, und Er ist nichts. Aber eben darum ist er der brauchbarste Kandidat für die Torys.“ — „Zerschlagt ihnen ihre Fenster, ihre Kutschen und ihre Hirnschädel, und schreit mit tausendmal tausend Stimmen: wir wollen Brod und nicht Euch! was gilt's, sie hören: wir wollen Euch und kein Brod! Aber wenn ihnen ihr Lord Eldon in's Ohr salbadert: „Das Volk von England ist gut, und will lieber verhungern, als daß euch eine einzige Pfründe in Irland um ein einziges Pfund gekürzt wird,“ sie glauben's.“ — „Sie glauben's!“ wiederholte der dicke Wirth die Worte des magern Schulmeisters, und drehte sich wie ein Kreisel umher, zum Beweise, daß seine Peripherie im rechten Schwerpunkt ruhte. „Keine Vernunft mit ihnen, keine Gründe! schreit, schreit! das ist die einzige Raison, die durchdringt.“

Aber ein gellender Schrei anderer Art unterbrach den Wirth und seine Gäste. Er kam von den Hustings. Ehe man ein Wort verstand, wußten Alle, was es galt. Sie verlangen den Poll! die Gesichter der Reformer erblaßten auf einen Augenblick. Auch war für einen Augenblick ein, gegen den vorigen Lärm tiefes Schweigen eingetreten; denn die Ueberraschung, daß die Gegenpartei nach der so entschiedenen Wahlschlacht noch auf Stimmenzählen bestehen konnte, war größer noch, als die über den unerwarteten Sieg. Aber um so lauter tobte jezt die Wuth. Ein Zischen, Pfeifen, Heulen begrüßte die auf einen Fleck zusammengedrängte Aristokratie von Seiten ihrer nächsten Umgebung, die ihnen doch noch ein willkommener Schutz war gegen den dahinter rasenden Pöbel, der schon nicht mehr Mützen und Hüte in die Luft schleuderte, sondern mit Scherben und Koth warf. Die Torypredner hatten sich mit ihrem Kandidaten von den Gerüsten flüchten müssen, die einige betrunkene Irländer erkletterten, die blauschwarzen Fahnen des Baronet niederrissen, beschmuzten, mit Füßen traten, und die abgebrochnen Latten zu Waffen umschufen. „Nieder mit den Aristokraten!“ — „Tod den verstockten Geldbeuteln!“ tobte ein Keil wüthender Leute, von der Mitte des Marktes herdrängend. Besonders trafen ihre Drohungen den unglücklichen Kandidaten der Torys, den ehrenwerthen Sir Nathanael Butterblossom, der aber glücklicherweise nichts davon hörte. Denn seine Freunde hatten den halb Ohnmächtigen bereits durch ein Haus in eine andere Straße geleitet, von wo seine Equipage ihn aus dem Marktflecken und einem Lärmen, dem er nicht gewachsen war, entführt hatte.

(Die Fortsezung folgt.)

Der Aetna und der Montblanc.

(Fortsezung.)

So weit Graf Tilly über den Aetna. „Als ich in der ersten Woche des Oktobers nach Chamouni kam,“ fährt er fort, „war ich noch gar nicht zur Ascension des Montblanc entschieden. Ich kannte die Gletscher noch nicht, und wußte nicht, ob ich die Furcht überwinden könnte, die oft nicht zu bewältigen ist; ich wußte auch nicht, ob ich in Chamouni in einer so vorgerückten Jahrszeit noch Führer zu dieser Ascension finden würde. Lauter Schwierigkeiten, an denen auch mein Ringen nach Ruhm und meine Begeisterung für große Naturscenen, für die Ansicht großer Meisterwerke der Natur hätten scheitern können.

Ich kam den 5ten Oktober in Chamouni an und stieg im Hotel de l'Union ab, das einen europäischen Ruf hat und verdient, den auch ich bekräftigen muß, besonders wegen der Sorge und Aufmerksamkeit, die man mir da nach meiner Rückkehr vom Montblanc erwiesen hat. Ich verlangte sogleich einen kühnen und kräftigen Führer, worauf Michel Desvouassons erschien. Am folgenden Tag war ich krank, unternahm aber doch den mühseligen Gang nach dem Jardin, oder dem kleinen duftenden Garten mitten im Gletschereis. Ich that es besonders, um zu erproben, was ich auf den Gletschern vermöchte. Als wir über das Mer de Glace und den Talèfre gingen, wo so schöne weiße Rebhühner nisten, fragte ich meinen Führer, der 1825 bei der glücklichen Ascension des Kapitäns Sherwill gewesen war, und er versicherte mich, wenn ich einmal auf den Couvercle gestiegen sey, ohne daß mich der Schwindel ergreife, so könne ich keck den Montblanc attakiren. Dies entschied mich. Der Couvercle ist ein fast perpendikulärer Felsen, den man hinan muß, wenn man von der Mer de Glace auf den Talèfre will. Er ist ungefähr tausend Fuß hoch.

Der 7te Oktober verging mit Vorbereitungen. Viele ermuthigten mich in meinem Unternehmen, Andere aber suchten mich davon abzubringen. Lezteres war jedoch umsonst, denn die Vorstellung der Schwierigkeiten schreckte mich nicht; ich war einmal fest entschlossen. Eine Ascension hat etwas Ernstes, Wichtiges, Feierliches. Alle diese Vorbereitungen, dies viele Geräthe aller Art, die Lebensmittel, Kohlen, Stricke und Leitern lassen auf eine bedeutende Unternehmung, auf lange Abwesenheit schließen. Alles dies ist aber unvermeidlich, denn ist man einmal da oben zwischen Schnee und Eis, so gibt es keine Berührung mehr mit der Welt im Thal, man kann nur auf das rechnen, was man selbst mitgebracht hat, man muß also in der Vorsicht eher zu weit gehen; besonders thut man wohl, auf das Verderben oder den Verlust von Lebensmitteln zu rechnen, da Unfälle fast ganz unvermeidlich sind. Welche entsetzliche Vorwürfe hätte man sich nicht in der Angst eines durch Nachlässigkeit oder Mangel an Vorsicht verursachten Todes zu machen! So ging es vor vierzig Jahren mehreren Personen, die über den Col du Bonhomme gehen wollten, sie wurden von Sturm und Gewitter da oben überfallen, konnten nicht herunter und starben Hungers, weil sie keine Nahrungsmittel mitgenommen hatten.

Mit mir waren sechs Führer: Franz Desplaud, 38 Jahre alt; er war schon bei fünf Ascensionen, und darunter drei Mal auf dem Gipfel des Montblanc gewesen, zulezt (am 16ten September 1834) mit dem Dr. Barry; Desplaud ist unstreitig einer der unerschrockensten Gemsjäger weit und breit. David Simon, 38 Jahre alt. Julien Desvouassons, 43 Jahre alt; er hatte drei Ascensionen gemacht, und darunter zwei Mal auf den Gipfel. Er war bei der traurigen Expedition des Dr. Hamel, bei der drei Führer um's Leben kamen; er und noch ein Guide retteten sich wie durch ein Wunder. Jean Michel Tairraz, 55 Jahre alt. Michel Desvouassons, 34 Jahre alt; er war 1825 auf dem Gipfel des Montblanc gewesen. Mathieu Simon, 38 Jahre alt. Alle verheirathet und glückliche Familienväter.

Ich hatte unsern Aufbruch auf sechs Uhr Morgens festgesezt, und um diese Zeit waren Alle fertig und bereit. Es gab weder Thränen, noch Seufzer, wie manche Reisende behaupten, allerdings aber war man wegen der vorgerückten Jahreszeit um uns besorgt. Ich aber dachte stets daran, daß die Einbildungskraft, wenn nicht immer, doch sehr häufig am meisten zu fürchten ist. Die Vorbereitungen und Zurüstungen zu dieser Bergreise, die Befürchtungen der Leute, die Erzählungen und Uebertreibungen drücken den Geist nieder und lähmen den Muth. Wer den Montblanc besteigen will, verwahre sich gegen alle diese Einflüsse; die Wahrheit bleibt unendlich unter der Vorstellung oder Befürchtung. Als wir abgingen, waren viele Leute vor dem Hotel versammelt, die uns alle glückliche Reise wünschten.

Wir marschirten in folgender Ordnung: zuerst kamen die Träger mit den Bedürfnissen, darauf ich, auf meinem Maulesel, mit dem Hauptführer des Zugs, zulezt die fünf andern Guides. In dieser Ordnung kamen wir zum Weiler des Pelerins, dem Wohnort Coutets, eines der berühmtesten Führer von Chamouni; er war aber nicht zu Hause. Dessenungeachtet trat ich bei ihm ein, um meine Instrumente mit den seinigen zu vergleichen. Da ich nicht mit dem bestimmten Entschluß zur Ascension nach Chamouni gekommen war, so hatte ich mich nicht vorher mit Instrumenten versehen, und an diesem Ort hatte ich mir nur mit großer Mühe einige verschaffen können, denn hier gab sich ein Mann alle Mühe, meine Reise zu vereiteln, und die wenigen Instrumente, die ich hatte, wurden zerbrochen, ehe ich noch zu den Grands-Mulets kam, so daß ich in dieser Beziehung mit den größten Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, Juli.

(Beschluß.)

Der Hardtwald.

Der Hardtwald — ich sage es mit schmerzlichem Gefühle — ist nicht mehr, was er war. Er verliert Schönheit, Frische und Bedeutung; die Stadt wächst durch seinen Fall; ihre Behaglichkeit und Verschönerung lichtet den Wald und

drängt ihn immer weiter zurück; es sind die Urvölker von Amerika, die der vorschreitenden Civilisation weichen müssen bis zum stillen Ozean und zur Vernichtung; dann ist die neue Welt befreit von wilden Menschen und Thieren; Eisenbahnen und Yankee's, so weit das Auge reicht. Dann schreibt aber auch Irving seine Tour durch die Prairien mehr, und Cooper entbehrt der dunkeln Folie, auf der seine nationalen Gebilde sich hervorheben. Und Karlsruhe ohne den Hardtwald ist eine im Unmuth auf Sand gebaute Stadt, an der die Weisheit Gottes nicht einmal einen Fluß vorbeigeführt hat. Statt des üppigen Grüns, das sonst in weichem Moos und saftigem Grase unter dem Fuße hinglitt, ist der Boden öde, versandet, staubig, ohne Vegetation, der ganze Wald wird zur Straße. Wagen und Fußgänger ersticken die Pflanzenwelt, Kompagnien exerzirender Rekruten lassen keinen Halm aufkommen, und wenn ein grünes Plätzchen sich erhalten will, so wühlen es die Schweine um. Eine neu angelegte breite Chaussee hellt das Waldduntel mit einem Male. In gerader Richtung durchschneidet sie quer und unbarmherzig Strahlen und Alleen, und wird künftig vielleicht noch auf ihrer Eisenbahn einen Dampfwagen zum Dampfschiff an den Rhein führen. Die Dryaden fliehen in die dichtern Räume, dem Geräusch und Staub entlegen; die von ihren Göttinnen verlassenen Eichen sterben ab und strecken wehmüthig die kahlen Wipfel wie jammernde Arme in die Lüfte. Immer heller, gewühlreicher und pflanzenarmer wird der Wald. Der Städter zieht seine geradlinigten Spaziergänge schonungslos in das heilige Dunkel des Hains und verjagt die Eingeweihten. Hirsch, Reh und Wildschwein sind längst geflüchtet, erlegt oder im Parke eingehegt, einer großen Strecke des Waldes, die stundenlang mit hohen Planken eingezäunt ist. Selbst die Vögel sind im freien Walde verstummt, und höchstens läuft ein Hase dem Spaziergänger über den Weg. Sein Verfall ist gewiß, denn der Keim der künftigen Generation, die Schuljugend, hat ihn verlassen. Keine Spiele, keine Schlachten zwischen den Bäumen, keine schreienden Kehlen, Alles öde und stumm. Die Hirschgrube, voll von den Jugenderinnerungen und Knabenfreuden ganzer Geschlechter, steht wüste und leer; ein Brunnen ist in ihrer Tiefe gegraben, und ein liegender, ausgehöhlter Baumstamm bietet dem Vieh einen Trog zur Tränke; statt Moos nur Sand und Staub, und die losgewühlten Wurzeln halten die stolzen Tannen nicht mehr lange, die der nächste Windstoß in die versandete Grube werfen wird. O, die vernünftige Jugend, die jetzt so viel zu lernen hat, sitzt auf von Dinte geschwärzten Subsellien hinter einem Haufen von Büchern, und hat nicht Zeit, sich einen frischen Sinn für die Natur zu erhalten, den Körper zu stärken im Sprung und Schlag und sich das Gefühl der Kraft zu verschaffen zur spätern That. Statt griechisch zu leben, lernt sie griechisch, und wenn sie dann etwas weiß, hat sie nicht die Kraft, es anzuwenden. Unsere ganze Erziehung läuft auf das Wissen hinaus, und an das Können denken wir gar nicht; wir erziehen nur Männer der Wissenschaft und keine der That, und die Welt hat der That so nöthig. Die Turnstangen stehen verlassen, die Spielplätze sind still und öde. Drei Viertheile der konscriptionspflichtigen Städter werden jährlich vom Militärdienst als untauglich zurückgewiesen, aber in der Grammatik, da sind sie fest. Lese ich nicht das ganze System der Erziehung in diesen alten Eichen des Hardtwaldes? und wenn ich noch lange darin verweile, so handle ich am Ende noch alle socialen Verhältnisse bei Gelegenheit einer versäumten Forstkultur ab. — In einiger Entfernung von der Stadt zieht sich quer durch eine Strecke des Waldes, dem Nahenden lange versteckt, ein Laubgang. In dieser Stille durchwandelst du ihn, in ein magisches Halbdunkel eingehüllt, geschützt vor den Strahlen der Sonne, die das Laubdach der lichtgrünen Buchen nur erhellen, ohne es zu durchdringen, wie sie auf den gemalten Scheiben des gothischen Doms aufliegen, nur um diese zu verschönern, nicht der Kirche ihr andächtiges Dunkel zu rauben. Dann wechselt die Einfassung, und du gehst zwischen hochgestreckten Tannen hin, die nur so viel über sich durchblicken lassen, um ihre finstern Nadeln durch das sanfte Blau des Himmels zu mildern; ein balsamischer, wohlthuender Geruch umfängt dich, bis du wieder heraustrittst in den offenen Wald. Das ist das Waldsträßchen, auch der Stallmeisterweg, oder in neuerer Zeit der Ministersweg genannt, weil es manchem Minister einen lieblichen Spaziergang bietet, um von dem Gewühl und der Hitze der Staatsgeschäfte sich zu erholen. Aber bisweilen wendet auch ein unbestellter und unbetitelter Spaziergänger seine Schritte diesem kühlen Laubgange zu und findet hier, was der Erbauer seiner Vaterstadt einst fand, Erquickung und Ruhe. Darum halten wir den Hardtwald in Ehren! Er bietet auch jetzt noch jedem Stande das Seinige dar: dem Jäger hie und da einen Hasen, dem Soldaten kriegerische Spiele, der Arme stiehlt sich Holz und Laub darin, dem Wandelnden gibt er Raum und Kühlung, und wenn auch der Jugend keinen Platz zu Thaten mehr, doch den Kindern Erdbeeren und Christbäume.

Auflösung des Räthsels in Nr. 185:

Der Handschuh.

Räthsel.

Ein wogend Meer, deß grüne Wellen
Der Sonne warmer Strahl durchdringt,
Bis sie an Gold sich gleich zu stellen,
Ihm langsam, doch beinah' gelingt;
Ein Meer, das oft ein Sturm zernichtet,
Der seine Wogen wild durchwühlt,
Eh' seine Wellen, goldgelichtet,
Der Morgenthau noch abgekühlt.

Doch wenn im Golde seine Wogen
Erst prangen, leicht vom Wind bewegt,
So kommt ein Heer verheerzogen,
Das scharfe Todeswaffe trägt;
Es läßt sie auf dem Grund des Meeres
Hinstreichen, wo sie tödtlich blinkt,
Bis vor der Wuth des wilden Heeres
In Tod hin jede Woge sinkt.

Das Heer kommt lustig heimgezogen,
Führt den errung'nen Schatz nach Haus,
Sie klopfen aus den todten Wogen
Des Meeres Perlen sich heraus;
Dann geben sie dem alten Grunde
Wohl manche Perle noch zurück,
Draus wächst für sie zur rechten Stunde
Das neue Meer, das neue Glück.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 190.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 10. August 1835.

Kalt weh'n des Grabes Schrecken,
Wo dräuend der Granit,
In kühn gethürmten Blöcken,
Den Abgrund übersteht.
Dumpf donnernd, wie die Hölle
In Aetnas Tiefen rast,
Kracht an des Bergstroms Quelle
Des Gletschers Eispalast."

Matthisson.

Der Aetna und der Montblanc.

(Fortsetzung.)

Hier meint Graf Tilly wahrscheinlich den Advokaten Ehenal und seinen Begleiter Viallet aus Savoyen, die am 19ten Juli eine wenig vom Wetter begünstigte Ascension auf den Montblanc unternommen hatten und auch bis zum Gipfel gelangt waren, ihn aber wegen anziehenden Sturms schnell wieder verlassen mußten. Tilly legt aber seiner eigenen Ascension eine viel zu große Wichtigkeit bei, wenn er glaubt, irgend Jemand habe sie hindern wollen. Und wer nur ein wenig die Verhältnisse und Einrichtungen in Chamouni kennt, weiß, daß es reiner Unsinn wäre, die dortigen Besitzer der Naturalienkabinette oder andere Personen hindern zu wollen, Jemanden Instrumente oder etwas dergleichen zu leihen oder zu verkaufen.

„Gleich nach Coutets Wohnung," fährt Tilly fort, „begannen wir die Südwestseite des Montanverts durch das Gehölz des Pélerins hinaufzusteigen. Ueberall Spuren der Zerstörung. Daran sind die oft in wenigen Stunden wüthend anschwellenden Waldströme Schuld, sie graben tiefe Schlünde und stürzen ungeheure Granitmassen hinein, die dann Jahrhunderte lang liegen bleiben, deßgleichen ungeheure Baumstämme. Alle Fichten, die noch aufrecht stehen, sind an den Wurzeln ganz von Erde entblößt und liegen fast ganz nackt da. Da, wo die Wasser nicht genug Kraft zum Zerstören haben, begnügen sie sich damit, die Bäume zu untergraben, dadurch zu schwächen und ihren Sturz vorzubereiten. Bei alle dem ist die Vegetation sehr kräftig. Sie nimmt aber immer mehr ab, je näher man an die Sennhütte la Para, den lezten bewohnten Ort auf diesem Abhange, kommt. Bei dieser malerischen Hütte ist die Quelle gleiches Namens, mit herrlichem Wasser. Hierauf kommt man durch ein kleines Gehölz, dessen Bäume schon die veränderte Vegetation zeigen. Hier stehen keine Fichten mehr, sondern nur Lärchen, und auch diese nur klein und kümmerlich. Gleichfalls stehen hier einige ärmliche Birken und zitternde Espen.

Weiter hinauf kommt noch eine Sennhütte, die aber nicht bewohnt ist. Sie lehnt sich an einen Felsen in gar romantischer Lage und dient den Hirten nur zur Zuflucht, wenn sie oben von Ungewittern und Stürmen überfallen werden. Gleich darauf wird der Boden unfruchtbar und felsig. Ein Fußpfad, den die Ziegen gebildet haben, führt zur Pierre pointue, wo man die Maulesel verlassen muß. Wer diese Thiere nicht kennt, glaubt kaum, daß sie bis hierher gehen und dabei eine bedeutende Last tragen könnten; denn sie mußten über

glatte, ſchlüpfrige und wankende Steine, deßgleichen über Stufen, die faſt perpendikulär in den Felſen gehauen ſind, und dies an einem ſo ſteilen Abhang, daß ſein Grund das Chamounithal zu ſeyn ſcheint.

Wir ſtiegen hierauf an dem Walddach Mimont hinan, der noch gefährlicher iſt, als der Pras, von dem Sherwill in der Beſchreibung ſeiner Aſcenſion ſpricht; die geblätterten Felſen oberhalb dieſes Waldſtroms laſſen kaum den nöthigen, einige Zoll breiten Raum, um den Fuß zu ſetzen, und für einen Schwindlichen wäre dies ſchon eine gefährliche Stelle. Die perpendikuläre Höhe iſt unermeßlich, während bei dem Pras der Pfad bei Weitem nicht ſo ſteil iſt, auch große Steine da liegen, die einen beim Fallen wohl aufhalten könnten. Dies habe ich ſelbſt erfahren, denn der Fuß glitſchte mir auf einem naſſen Felſen aus und ich fiel, konnte mich aber anhalten und rollte nicht weiter. Kurz vor der Pierre de l'Echelle fanden wir einen großen Baumſtamm, den meine Führer gleich mit ihren kleinen Aexten in Stücke zerhieben und ſie unter ſich zum Tragen vertheilten; ein überflüſſiger Reichthum, denn die mitgenommenen Kohlen mußten hinreichen. Dieſe große Tanne, hier, wo ſchon lange alle Baumvegetation aufgehört hatte, ſchien mir ein Räthſel. Die Führer erklärten es mir. In den tiefen Schluchten der Aiguille du midi, wo einiges Erdreich vor Wind und Wetter geſchützt iſt, wachſen manchmal Tannen, dieſe werden aber von Lawinen ausgeriſſen und in die Tiefe geführt, wo ſie dann wüthende Gebirgswaſſer ergreifen und noch tiefer hinabſchwemmen. Hier ſah ich die erſte Lawine fallen, ſie ging nahe an mir vorüber, denn nur der Waldſtrom trennte uns von dem Gletſcher, von dem ſie niederging. Es war uns faſt gegenüber, und der Staub hätte bis zu uns dringen können. Als ſich das Krachen bei ihrem Losreißen hören ließ, ſtand unſer ganzer Zug ſtill, Niemand gab den leiſeſten Ton von ſich, bis die Lawine ihren Lauf vollendet hatte; erſt dann wurden die Leute wieder heiter."

(Schluß des erſten Abſchnitts.)

Eine Parlamentswahl.

(Fortſetzung.)

Die Lage der Torys wurde immer mißlicher. Eine Magiſtratsperſon konferirte mit den Häuptern der Ariſtokratie, ob man Anſtalt machen ſolle, die Aufruhrakte zu verleſen. Eine junge Dame zu Pferde, deren Blicke und Worte von Einfluß auf die Partei ſchienen, war dagegen. „Laßt ſie doch toben; etwas Schmutz und Ziegelſteine laſſen ſich doch um Altengland ertragen." — „Die Aufruhrakte!" brüllte ein baumſtarker Kerl aus dem Gedränge, der die Scene belauſcht; „ſie wollen die Aufruhrakte leſen. Heran, brave Burſchen, daß wir auch davon was hören. Heran! heran!" — „Sie wollen gezählt ſeyn, Kopf für Kopf, wir wollen ihre vorher markiren, daß keiner doppelt zählt!" rief ein Anderer. „Sie möchten die Huſaren von Mancheſter auf uns losſaſſen," haranguirte der Vorige, auf den Schultern von ein paar Kameraden emporgehoben, das Volk. „Sie weinen, daß die Zeiten von Lord Caſtlereagh vorüber ſind; der aß ſieben Schotten zum Frühſtück, drei Engliſche zu Mittag, und unter einem Dutzend Irländer jeden Abend konnte er nicht ruhig einſchlafen, aber bloß gemeines Volk, wie ihr und ich. Das thut nicht Noth für's Gemeinwohl, will nur eſſen, trinken und Luft ſchnappen. Die Luft iſt für die Torys allein, Brod und Roaſtbeef für die Reichen, und Grog und Claret für die Kirche. Hört doch, wie ihnen die Zähne vor Wuth klappern, daß ihr davon was abhaben wollt."

Der tobende Haufen, der, ſeinem Redner Daniel folgend, mit Gewalt herandrängte, ſchien in dem berauſchten Zuſtande, in dem die meiſten ſich befanden, zu allen Thätlichkeiten aufgelegt, und die blaſſen Geſichter der Gentry verriethen ihre diesmal wohlbegründete Furcht den hohnlachenden Geguern. Aber eine andere Strömung brachte ihnen unerwartete Rettung. „Platz! Platz!" riefen kräftige engliſche Stimmen, von noch konſiſtentern Fäuſten und Leibern unterſtützt, und der wildanbrauſende Bergſtrom des aufgehetzten Pöbels prallte ab vor dem gewaltigen Strome der Bürger, welche im Triumphzug ihres Kandidaten ſich zwiſchen Radikale und Torys ſchoben. Läufer, Reiter voran, bunt befiedert mit Fähnlein, die, in die Luft geſchleudert, wieder gefangen wurden, Zunftgenoſſen ſchnell geordnet folgten, und ein vielfach verſchlungenes Geſpann wohlbeleibter zweibeiniger Roſſe zog den Wagen des Triumphators. Wer nur einen Zipfel der Riemen und Stricke faſſen konnte, ſchien glücklich, in ihrer Mitte aber an der Deichſel ſelbſt war der Glücklichſte, der Wirth zur fliegenden Schnepfe, deſſen glutrothes Geſicht und glänzende Augen viel eher einem Triumphator angehörten, als das halb ſchüchterne, halb lächelnde Antlitz, und die feinen, runden, prüfenden Augen deſſen, der auf dem Wagen ſtand. Und mit Recht, denn der Wirth zur fliegenden Schnepfe zog den Wagen, und der Lord wurde gezogen, und vom Wirthe war dieſer hier ungewohnte Aufzug in raſchem Impulſe veranſtaltet und ſiegreich durchgeſetzt worden, während der Lord ſich nur ungern und auf die Vorſtellung ſeiner Freunde, daß es nothwendig ſey, den Seinigen Muth zu geben und den der Gegner niederzuſchlagen, dazu hergegeben hatte.

Dem eleganten Nobleman, der sich mit aller Grazie auf getäfeltem Boden bewegen mochte, sah ein scharfes Auge das Unbehagliche seiner Stellung auf dem schwerfälligen Wagen an, welcher mit Blumen, Guirlanden, Bändern und Fahnen unförmlich überdeckt war. Mochte doch auch das Lächeln auf seiner blassen Lippe nur zur Hälfte der Siegesfreude, zur andern aber dem Vergleiche gelten, den er selbst zwischen sich und einem Pfingstochsen anstellte. „Wir bringen ihn!“ donnerten die Blicke des Wirths zur fliegenden Schnepfe die Aristokratie an, und die Musik und tausend trunkene Stimmen brüllten das rule Britannia dazu, während der Gefeierte, auf einen jüngern Mann gestützt, mit der andern Hand dankte, und zugleich mit feiner Sitte die Häupter seiner Gegner grüßte, eine Höflichkeit, die, angesehen ihre bedrängte Stellung, auch als Persifflage gelten konnte.

„Lord Bramfield für immer!“ in diesen Ruf löste sich Freude, Haß, Hohn und Wuth auf. Dem Zuge, dem zu widerstehen keine Möglichkeit war, schlossen sich Furcht und Wuth unwillkührlich an, nämlich der tobende Haufe sowohl, als die Meisten von der bedrohten Gegenpartei, die am sichersten auf diese Weise den Augen ihrer aufgeregten Feinde zu entgehen meinten. Noch einmal schien Alles, was auf dem Markte, in den Straßen, in den Fenstern und auf den Dächern athmete, eines Sinnes und ein und dasselbe Fest zu begehen. Fußgänger, Reiter, Equipagen, Trunkene und Nüchterne, Alles folgte in endlosem Gewühl dem Whigkandidaten und hörte, wo der Zug hielt, den Worten des Mannes jauchzend zu, der schwur, daß sein Herz, seit es geschlagen, das eines Whigs gewesen, daß es geblutet bei den Leiden des Volkes, daß er für die Reform zu leben und zu sterben entschlossen sey.

Nur die junge Reiterin, welche vorhin gegen das Einschreiten des Magistrats gestimmt, hatte sich dem Zuge nicht angeschlossen, sondern unerschrocken ihren Weg mitten durch das Volk in entgegengesezter Richtung eingeschlagen. Auf ihrer stolzen Stirne stand ihr Glaubensbekenntniß, ja etwas von spöttischer Nichtachtung gegen die Menge schwebte unverkennbar über den Lippen, und doch flog weder ein Stein gegen diese stolze Stirne, noch griff eine rohe Faust ihr in die Zügel, obgleich kein schützender Ritter ihr zur Seite war, und die Jockeys nur mit Mühe der Gebieterin sich nachdrängten. Es war ihr siegendes Auge, welches im Zaum hielt. Ja, es schien, als suche sie muthwillig ihren Weg durch die dichtesten, tobendsten Haufen, und ihr aristokratischer Blick schoß auf die lautesten Schreier, und brachte sie in der That zum Schweigen, so lange er traf. Als sie vor der Stadt rasch aus dem Sattel gesprungen und sich in den Rücksitz der vierspännigen Kutsche geworfen, die hier auf sie wartete, brach ein unwillkührliches Gelächter aus dem schönen Munde. „Dünkt Sie jezt der Auftritt lächerlich?“ fragte die verwunderte Begleiterin. „Ja, gewiß,“ sagte die Lady. — „Vorhin schien es mir doch nicht,“ erwiderte die Begleiterin. „Als die hunderttausend Hände aufschossen, wie eben so viel Feenköniginnen aus einem Aehrenfelde, und selbst das kupferrothe Gesicht des guten Sir Nathanael blaß wurde — “ — „Saben Sie mich auch blaß werden,“ fiel die Dame ein; „das war nur das Unerwartete. Weßhalb erschrecken wir vor Gespenstern? Weil wir nicht an sie glauben. Die Gewohnheit thut Alles; da glauben die guten Bürger auch, sie seyen mit einem Male unabhängig von denen, die Jahrhunderte lang für sie dachten, sorgten, sprachen, wachten; ich glaubte es auch auf einen Augenblick, aber es sind die guten, alten Engländer, so abhängig, so fügsam, so gehorsam unter der Macht der Gewohnheit, als Sie, liebe Miß Wilson, und ich und wir Alle.“ — „Wahrhaftig, Mylady, darnach sah es nicht aus, als ihr Gebrüll uns den Tod schwor.“ — „Die guten Leute sind gewohnt, zu gehorchen, und sie thaten nichts, als was ihre neuen Herrn ihnen befohlen hatten.“ — „Aber diese neuen Herrn haben über uns gesiegt.“ — „Weil sie allen Trumpf auf einmal ausspielten. Um ein verlornes Spiel gibt man die Partie nicht hin. Erinnern Sie sich noch unserer Diana? Wenn sie sich auch noch so lange verlaufen hatte, sie kehrte immer wieder zurück, wenn mein Vater mit der Peitsche knallte; denn sie fand es nirgends so gut, oder sie hatte sich an uns gewöhnt, oder, wenn Sie wollen, an die Peitsche meines Vaters.“ — „Die gute Diana ist nun todt!“ — „Aber das gute Volk von England lebt noch und wird so zu uns zurückkehren, wie die gute Diana.“ — „Beim Himmel, Mylady, es ist gut, daß uns das gute Volk nicht zuhört, sondern nur das widerwärtige Schneegestöber.“ — „Sehen Sie, wie der Schnee in meiner warmen Hand schmilzt, so werden ihre Stimmen zusammenschmelzen, wenn wir mit rechter Wärme zugreifen.“ — „Ach, Mylady, wie viel Schnee bleibt außer Ihrer Hand liegen! Außerdem, was wollen Sie thun, wenn nun unser guter Sir Nathanael absolut nicht mehr will?“ — „Er muß.“ — „Nein, nein! Der Friedensrichter und der Major Warburton sagten vorhin, er habe hoch und theuer geschworen, kein Teufel solle ihn mehr in die Wahlschlacht bringen, und wenn das Parlament darüber untergehen sollte. Er ist nach Butterblossom-Hall zurück. Mylady, was wollen Sie thun?“ — „Wenn es kein Teufel soll, so wird ihn ein Engel wieder in's Gefecht führen, wie er mich nennt,“ antwortete die Lady, an der Schnur ziehend, und befahl dem Kutscher, auf der Stelle umzuwenden und nach dem Landsitze des Baronets zu fahren. „Mylady! jezt — in der Nacht — im Schneetreiben

— es sind an zwanzig Meilen!“ — „Und wären es hundert. Wir haben nur Einen Sir Nathanael, und keinen Kandidaten mehr, der so viel Aussicht hätte.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Der späte Flug.

Vöglein, das auf matten Schwingen
Noch am späten Himmel zieht,
Nach den Abendwolken fliegt,
Wirst die Heimath nicht erringen.

Oft ist mir's wie dir ergangen:
Wann erlosch der Sonne Schein,
Und das Dunkel brach herein,
Faßt' auch mich ein tief Verlangen.

Nach der Heimath trachtet' ich,
Und begann noch spät den Flug,
Abendroth sah froh ich winken.

Doch die Nacht kam über mich,
Und vom Land, zu dem mich's trug,
Ferne mußt' ich niedersinken.

E. Rapp.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bad Ischel, Juli.

Das Bad und die Natur.

Wenn der Reisende ein paar Stunden am südwestlichen Ufer des idyllischen Wolfgangssees zurückgelegt hat, gelangt er zur Stelle, wo dessen besonders im Frühjahr überströmende Wassermasse sich einen Ausfluß aus dem rings geschlossenen Alpenkessel gebahnt hat; noch heute heißt der Punkt des einstigen Durchbruchs der Strobel, und das so entstandene Flüßchen, Ischel genannt, zieht sich durch eine Thalschlucht, die eben nur noch für die Straße Raum läßt, und an deren Wänden im Juli noch Schneepartien hafteten, nach dem Orte gleichen Namens, wo es in die Traun fällt. Man hatte uns mit Recht vor der Theuerung in Ischel bange gemacht; zum Glücke fanden wir noch leidliche Unterkunft in einem Wirthshause zweiten Ranges.

Ischel, in einem sehr engen Alpenkessel gelegen, ursprünglich ein gewöhnlicher Gebirgsmarktflecken, durch den Betrieb eines Salzwerkes belebt, zeigt noch eine Mischung dieses alten Gepräges mit dem eines Badeortes für die elegante Welt. Mehrere neue, geschmackvolle Bauten sind entstanden, und viele der ältern Häuser an der Außenseite auf das Thunlichste erneuert und aufgeputzt. Er wird von der schnellen Traun durchströmt, in deren linkes Ufer die Ischel, in deren rechtes, am Ende des Fleckens, der Floßbach Rettelbach sich ergießt. Ueber den mittelst seines Durchgangs durch einen See glasrein gewaschenen Fluß führt eine schöne hölzerne Brücke, und eine Promenade ist längs desselben angelegt, welche schön zu werden verspricht. Das große Badehaus für die hier üblichen Solenbäder ist ein hölzernes, steinartig angestrichenes Gebäude in gutem Geschmacke, ein Oblongum, rings umher von einer Kolonnade umgeben, welche einen schönen Spaziergang bildet; das Innere enthält außer den Bädern, zu welchen der Eingang von der Kolonnade aus führt, einen Saal für Musik und einen für Spiel. Es hat 26,000 Kaiserguldeu zu bauen gekostet. Außerdem gibt es noch ein einfacher gebautes Badehaus zu geringern Preisen, dem es aber auch nicht an Reinlichkeit und Gemächlichkeit gebricht. Die Post, zugleich das erste Gasthaus, ist ein imposantes, großes Gebäude im neuesten Styl, die Wirthstafel theuer und nicht sonderlich preiswürdig; gegenüber ein elegantes Kaffeehaus mit anstoßendem schönen Garten, auf Spekulation gebaut und verpachtet; doch kann sich kein Pächter halten, da es von Herrschaften nicht besucht wird und für die Dienerschaft zu theuer ist. Auch geht diese lieber in die kleinern Kneipen, wo sie ungenirt ist, wobei indessen die Sittlichkeit der Bewohner eben nicht gewinnen soll. Wo man geht und steht oder zum Fenster hinaussieht, hat man eine Aussicht auf nahestehende hohe Felsenzacken, mit Schneeresten bedeckt, oder auf eine Alpenschlucht, deren Durchsicht auf andere Alpenkegel in der Entfernung von etlichen Stunden hinweist. So ragen in dem engen, einzig vom Flusse und der Chaussee ausgefüllten Traunthale abwärts einige Kolossen aus der Nachbarschaft des Grundner Sees hervor; im Hintergrunde der Schlucht, aus welcher der Rettelbach bricht, zeigt sich der Hohenstein und der Gschwend, deren südliche Seite man, wenn man auf der Poststraße nach Rottenmann zu von Ischel sich zwei Stationen entfernt hat, als Hinterwand des Altmannssees und des Grundlsees erblickt; gegen Süden, die Traun aufwärts, sieht man einen Theil des hohen Ramsaugebirgs am Hallstattersee und einen Theil des riesigen Thor- oder Dachsteins mit seinem ewigen Schneefelde, so daß man also bei städtischer Bequemlichkeit sich der erhabenen Alpennatur ganz in der Nähe freuen kann. In der nächsten Umgebung des Fleckens, auf den ersten sanften Anhöhen, oft auch etwas weiter, sind auf passenden Punkten Ruheplätzchen bei schönen Aussichten angelegt, die den Namen ihrer Stifter tragen, als: Karolinens Panorama, Sophiens Lust, Malfatti's Himmel, Gustavs Ruhe, und weiß Gott, wessen Ruhe noch mehr; es sind deren über zwanzig. Der schönste Fleck ist meines Dünkens die Bank unter einem großen Birnbaume, die Traun abwärts an einer mäßigen Anhöhe gelegen, am Fuße eines ungeheuern Felszacken; sie trägt die Aufschrift: Antoinettens und Elisens Ruhe. Hier überschaut man die Schlucht des Rettelbach aufwärts mit den Alpenkegeln im Hintergrunde, den östlichen Theil des Fleckens mit den Bergen dahinter, gegen Süden ragt der Kirchthurm des Dorfes Lausen aus verschlungenen, waldbedeckten Bergschluchten, und im Hintergrunde ruht der Blick auf dem Schneefelde des Thorsteins. Indessen erblickte ich während vieler Tage nur ein einziges Mal Jemanden auf einem dieser schönen Plätzchen; die Wiener hohe Welt, aus der die Mehrzahl der hiesigen Badegäste besteht, scheint, in ihre Zimmer eingeschlossen, die alten Koterien fortzusetzen; man sieht sie nur Morgens neun Uhr, wenn sie aus dem Bade kommt, die Damen in den großgeblümten Modestoffen prangend, als gingen sie zu den Michaelern in die Zwölfuhrmesse, die geschnürten Herren nebenhertrippelnd. Der Zufluß von Badegästen ist bereits sehr stark, und mehrere noch wurden in den bestellten Quartieren erwartet.

Beilage: Literaturblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 191.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 11. August 1835.

Wald, Hügel, Flächen, Wiesen, Feld,
Zum Garten prächtig umbestellt;
Cascadenflur, durch Fels zu Fels gepaart,
Und Wasserstrahlen aller Art;
Ehrwürdig steigt es dort, doch an den Seiten,
Da zischt's und pfeift's in tausend Kleinigkeiten.
Goethe.

Aus dem Schwetzinger Garten.

Der Garten.

Leis und lind
Weht der Wind
Um den Sitz am Tannenhaine,
Schattenkühl im Sonnenscheine.

Frischen Duft
Haucht die Luft
Von des Sees grünem Strande,
Mit dem bunten Blumenrande.

Schmuck und leicht
Hingeneigt,
Ist der schlanke Brückenbogen
Ueber'n Arm des Sees gezogen.

Schattig, feucht
Hingebeugt
Zu dem Kuß der feuchten Wangen,
Strebt der Trauerweiden Hangen.

Dort im Kreis,
Roth und weiß,
Blühen reich Springenbäume
Und Jasmin und Rosensäume.

Wo zum See,
Als Allee,
Hohe Lindenhallen grenzen
Prangt der Götterbilder Glänzen.

Ruhmgewöhnt,
Weingekrönt,
Ruht Gott Rhein mit seinen Gaben,
Neben sich den Neckarknaben.

Im Bedacht
Seiner Macht
Liegt der Schutzgott der Danube,
Ihm zur Seite Inn, der Bube.

Neben schwankt,
Wiegt und wankt
Eine Gondel an dem Strande,
Möchte fliehen von dem Lande.

Wo im See
Die Moschee
Ihre schlanken Minarete
Spiegelt auf der Silberglätte,

Ragen ſtolz
Aus dem Holz
Hoher Pappeln ſchmucke Wipfel,
Schwankend mit dem luft'gen Gipfel.

Tief getaucht,
Wie gehaucht,
Spiegeln ſich die Wolkenbilder
Und die Himmelsbläue milder.

So erſcheint,
Rings vereint,
Dies in mannichfachem Glanze
Als das maleriſche Ganze.

Am Apollotempel.

Es ragt der Tempel
Im Hain hervor;
Durch Felſen ſteigen
Die Stufen empor;
Mit ſchlanken Säulen ſchwingt er ſich auf,
Die Kuppel, geſtützt auf der Säulen Knauf,
Hoch wölbt ſie den glänzenden Bogen.

Und innen waltet
In ſtrahlender Pracht
Des Pythonbezwingers
Gefeierte Macht;
Die Lyra, geſpannt von der Meiſterhand,
Er hält ſie, der Muſen Beſchützer genannt,
Sie klingt den Sieger Apollo.

Einſt ſtand der Herrſcher,
So männlich und ſchön,
In griechiſchen Hainen,
An griechiſchen Höhn,
Des Göttervaters geprieſener Sohn,
Und völkergebietend vom Strahlenthron,
Umwand er die Schläfe mit Lorbeer. —

Am Fuß des Tempels
Entſprudelt es hell,
Da gießen die Nymphen
Den ſilbernen Quell;
Er rieſelt und rauſcht mit freundlichem Schall,
Er plätſchert und braust im ſchäumenden Fall
Herab vom mooſigen Felſen.

Tief unten in's Becken
Entrauſcht er mit Luſt,
Da küßt er den Sphinxen
Die Löwenbruſt,
Und rings um des Beckens mooſigen Rand
Umwölbt der Hain die zierliche Wand,
Und winden ſich ſchattige Pfade.

Was ſah ich verwundert
Im Tannengebüſch?
Dort lockt die Ruhbank,
So kühlend und friſch,
Und innen, im heimlich dämmernden Licht,
Erblickt' ich ein Mädchen, ein Schaugedicht,
So hatt' ich noch keines geſehen.

Ein ſchelmiſches Röschen,
Vom Zephyr gewiegt,
War ſanft an das Hütchen
Von Seide geſchmiegt.
Hier quoll das dunkle, lockige Haar
Und milderte ſchattig dem Blick die Gefahr
Der ſchwarzen, blitzenden Augen.

Vom zarten Schleier,
Erſchimmernd in Grün,
Schien mitten im Winter
Ein Mai zu erblühn;
So lenzig vermählte ſein Grün ſich dem Schnee
Des Buſengewandes der lieblichen Fee,
So floß er herab von dem Hütchen.

Und hell umglänzte
Die niedliche Hand
In leuchtendem Golde
Der edle Demant;
Vom Gürtel entwallte das Purpurkleid;
Auf ſchattigem Boden leuchtet es weit,
Er küßt ihm die wallende Säumung.

Und tauſend Blumen,
In freundlichem Gruß,
Die ſchienen zu ſproſſen
Um ihren Fuß,
Die ſchienen zu blühen um ihre Geſtalt:
So mächtig iſt immer der Schönheit Gewalt,
Wenn Anmuth und Würde ſie adelt.

Ja, wär' ich ein Grieche
In griechiſchem Hain,
Ich ſchwüre, es müßte
Die Artemis ſeyn,
Jungfräulich die Schweſter im göttlichen Paar,
Das Letho, die ſterbliche Mutter, gebar,
Und baute den Artemistempel.

G. Schulz.

Eine Parlamentswahl.

(Fortſetzung.)

Die Geſellſchafterin und die Dienerſchaft kannten zu gut den Charakter der Lady, um noch eine Vorſtellung

zu wagen. Der Schnee war beim Umwenden des Wagens dermaßen durch das offen gelassene Fenster eingedrungen, daß sie ihre Kleider abschütteln mußten. Selbst die Pelze, in die sie sich jezt erst zur Nachtfahrt einhüllten, waren feucht, und der Boden so naß geworden, daß sie in unbequemer Stellung sitzen mußten. Die Lady lachte über die Anstrengungen ihrer schaudernden Gefährtin, es sich bequemer zu machen, ohne die warme Verhüllung aufzuopfern. „Sie bedenken nicht, Mylady," entgegnete diese, „daß mich kein patriotisches Feuer, wie Sie, erwärmt, und die Aussicht auf die geistreiche Unterhaltung morgen früh am Kamin in der Butterblossom-Halle nicht eben trösten kann für eine schlaflose Winternacht auf der Landstraße. Wäre es noch ein galanter Lord Bramfield, um den zwei Damen sich Mühe geben; aber um einen podagraischen Sir Nathanael, der, wie ich glaube, in seinem Leben keiner Dame ein artiges Wort gesagt hat! Es ist ordentlich lächerlich, daß die Torys keinen bessern Kandidaten auftreiben können, und der noch dazu um Gotteswillen gebeten werden muß." — „Ist der eitle, alte Fat drüben nicht noch viel lächerlicher," entgegnete die Lady, „der von Pariser Wassern duftet, und nichts weiß, als den Damen Süßes zu sagen? dieser mit Einemmale ein Held der Freiheit und Vertreter der Volksrechte! Sahen Sie nicht, wie es ihn schmerzte, als die guten Leute ihm die zarte Hand so herzhaft drückten?" — „Ich begreife auch nicht," sagte die Gesellschafterin, „weßhalb die Whigs nicht lieber seinen jungen, hübschen Neffen, den Sir Edward, wählten. Ich gäbe ihm viel lieber meine Stimme." — „Ich nicht," fiel die Lady scharf und rasch ein. „Ueberdies sahen Sie ja, daß der junge, hübsche Neffe lieber Figuranteurollen spielt. Er nahm sich sehr hübsch aus als Wappenhalter, oder Herold, oder was er da auf dem Triumphkarren vorstellen sollte." — „Mylady haben ihn ja nicht angesehen. Sie wandten ihm so rasch den Rücken, daß Sie nicht einmal seinen Gruß bemerkten." — „Abgewandt, ich? — Mir ist er ganz gleichgültig; er kann gehen, kommen, da seyn, oder fort seyn. Meinethalben können sie ihn auch zum Parlamentsgliede wählen. Er wird so gut als ein Anderer auf den leeren Bänken schlafen. Aber das will ich jezt auch. Gute Nacht!" Die Gesellschafterin drückte sich lächelnd in ihre Ecke und versuchte dem Beispiel ihrer Lady zu folgen.

Indessen war es im Städtchen munter hergegangen. Die Wahlschlacht hatte sich in eine patriotische Mahlzeit verwandelt, von der man jezt viele schwer Getroffene über die Rudera der Wahlstatt, zerschlagenes Geschirr, Bänke, Flaschen und Gläser, stolpern und auf dem Heimwege den unsichtbaren Sternen am Horizont, oder den sichtbaren, die sich in Form von Schneeflocken zur Erde herabließen, patriotische Toasts zurufen sah. Der Wirth zur fliegenden Schnepfe leuchtete in seiner Begeisterung eigenhändig den lezten Gästen mit der großen Stallaterne bis auf die Mitte des Marktes. Ralph Digby galt für einen stolzen Mann, und einen, den zwei, drei, auch mehr Flaschen in seinen Prinzipien nicht wankend machen konnten. Heute waren Stolz, Grundsätze, Festigkeit und Charakter hin mit der Uebermacht der Torys. Auf sein baares Haupt, den kahlen Scheitel, die Vollmondswangen und das Doppelkinn träufte, lindernd die innere Glut, der kalte Schnee, und lockte, was sonst nur der Rauch aus seinem Kamin vermochte, Thränen in seine Augen. „Da standen sie," lallte seine gerührte Stimme, und er zeigte mit der Laterne nach dem Ort, „da standen sie, Roß und Wagen, Wagen und Rosse, und unter ihren Füßen wollten sie uns zertreten. Und wo sind sie nun hin, die uns untertreten wollten, Wagen und Rosse? und wir, meine Freunde, stehen und wanken nicht."

Aber schon im nächsten Augenblick war das nicht mehr der Fall, denn er lag, indem ihm zwar nicht die Torys, aber Einer, der aus seinem eigenen Keller für dieselbe Sache Begeisterung getrunken, heimlich ein Bein unterschlagen hatte. Noch zwei Gäste, an denen er sich halten wollte, lagen mit ihm, und der lange Daniel, der Volksredner, lamentirte hinter ihm: „Da standen sie, und wo liegen sie nun!" Und dabei wußte er geschickt, indem er um Beistand für die Gefallenen rief, die Herantaumelnden auch fallen zu machen, und die da versuchten, sich aufzurichten, auf's Neue in den Schnee zu stoßen, ohne daß einer der Trunkenen seine Bosheit merkte. „Einer muß den Andern halten, ohne Einigkeit fallen wir Alle!" rief er, mit ausgebreiteten Armen auf einen schwerfälligen Aldermann fallend, und schlug, statt ihn zu halten, mit ihm nieder, doch so, daß der Aldermann unten, und er über ihm zu liegen kam. Der Aldermann fand, daß er unbequem lag; aber seine Stöße trafen nicht den langen Daniel, sondern fuhren einem Dritten in die Rippen. Ein Vierter, der etwas von der Erwiderung des Dritten abbekam, stieß ärgerlich rechts und links um sich, und selbst der Wirth zur fliegenden Schnepfe erwachte aus seiner sentimentalen Stimmung, um die Equipagen der Aristokratie, die nicht mehr vor seinem Hause standen, über den Fäusten der Commoners, die über seinem Kopfe schwirrten, zu vergessen. „Licht her!" schrie er, als mit Einemmale die große Laterne klirrend gegen die Pflastersteine schlug. „Licht her!" wiederholte der Irländer; „zu Hülfe guten Engländern, die untergehen in Finsterniß und Aberglauben!" — Es war ein allgemeines Stoßen und Schlagen geworden, ein Handgemenge, in das die Ersten, welche Hülfe zu leisten herbei kamen, unwillkührlich mit hinein geriethen, und der immer dichter fallende Schnee verdeckte und beleuchtete die wüthenden Gruppen

der Kämpfer, die verwirrten Knäuel der Liegenden, Ringenden, Anprallenden. Außer Perrücken, Hüten, Stöcken, die weit umher flogen, ging in diesem Gefechte, von dem nachher Niemand die Ursache und den Zweck wußte, noch Vieles verloren, was sich nie wieder fand, und die halbe Bevölkerung des Marktes und die ganze an den Fenstern mußte mit Licht, Geschrei und Armen beispringen, um dem Tumult ein Ende zu machen. Dem sehr zerschlagenen Wirth zur fliegenden Schnepfe half der dienstfertige Daniel endlich nach Haus, und er versicherte ihn, kein Anderer als die heimlichen Torys haben das angestiftet, um Uneinigkeit unter die Whigs zu bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Luftschifffahrt.

Man nimmt jezt kein hiesiges Zeitungsblatt in die Hand, ohne auf eine Bekanntmachung folgenden Inhalts zu treffen: „Europäisch-Aerenautische Gesellschaft. Das erste Luftschiff, der Adler, 160 Fuß lang, 50 Fuß hoch und 40 Fuß weit, auf 17 Personen eingerichtet und zu dem Zwecke erbaut, zwischen den verschiedenen Hauptstädten Europa's eine direkte Verbindung zu eröffnen. Der erste Versuch dieses neuen Systems der Luftschifffahrt soll von London nach Paris und zurück stattfinden. Täglich, Sonntag nach dem Gottesdienste nicht ausgenommen, von früh sechs Uhr bis zur Dämmerung zu sehen. Eintritt ein Schilling die Person u. s. w.“ Nun frage ich, wer sollte seinen lezten Schilling so lieb haben, daß er ihn nicht mit Freuden in die Gegend von Kensington-Garten trüge, wo dieses Wunderwerk von Schiff, diese Realisirung eines der kühnsten Plane zu schauen ist? Auch mich trieb die Neugierde in das „Arsenal,“ wie man den Ort getauft hat, wo der künftige Rival des fliegenden Holländers vor Anker liegt, und hier das Resultat meines Schauens mit einem kurzen, unumgänglich nöthigen Vorworte. Flugversuche sind ziemlich von gleichem Alter mit dem Menschengeschlechte, und obwohl die lezten sechzig oder siebzig Jahre Mittel haben aufsinden lassen, durch welche der Mensch in die Luft steigen kann, so ist man doch noch nicht weiter, und namentlich noch nicht dahin gelangt, einen Ballon nach einer bestimmten Richtung mit Sicherheit zu steuern. Dieses Ziel aber muß unstreitig erreicht werden, wenn die Luftschifffahrt nicht eine Spielerei und ihr praktischer Nutzen nicht ein todter Buchstabe bleiben soll. Bis jezt ist man an zwei Klippen gescheitert; die eine ist die, daß man einen von der Luft getragenen Ballon mit einem vom Wasser getragenen Schiffe verglich, und demgemäß versuchte, den Ballon nach denselben Grundsäzen zu steuern, wie ein Schiff, die andere die, daß der Ballon einer beständigen Kreisbewegung von Seiten der Luft ausgesezt ist. Die erste Klippe hat man offenbar um deßwillen nicht gesehen, weil man außer Acht ließ, daß das Schiff sich gleichzeitig in zwei Elementen bewegt, im Wasser und in der Luft, und die zweite hat man nicht zu sprengen vermocht, eben weil man bei der ersten vorbeisah. Es ist kaum zu begreifen, wie das möglich war, denn gewiß sieht jeder Mensch ein, daß auf die Segel, welche das Schiff fortdrücken, nicht das Wasser, sondern die Luft, und auf das Ruder, welches das Schiff lenkt, nicht die Luft, sondern das Wasser einwirkt, und daß folglich ein in der Luft schwimmender Ballon nicht von einem auf das Wasser berechneten Ruder gesteuert werden kann. Dieser Gesichtspunkt ist nun bei dem neuen Luftschiffe festgehalten, beim Baue desselben zum Grunde gelegt worden. Die Unternehmer verglichen ihr, nur im Elemente der Luft treibendes Schiff mit einem, nur im Elemente des Wassers schwimmenden Fische, und haben sich daher bemüht, die Eigenthümlichkeit des lezteren so viel als möglich nachzuahmen. Demgemäß haben sie, um die erforderliche Schwimmkraft zu erhalten, ihrem Ballon die Form eines horizontalen, an jeder Seite in einen Kegel auslaufenden Cylinders gegeben, dessen Dimension wohl im Stande ist, 200,000 Kubikfuß Gas zu fassen. Der Ballon gleicht hiedurch ziemlich einem großen Wallfisch. An dem Ballon hängt die Gondel; diese ist zwar noch nicht ganz, jedoch bereits so weit fertig, um darüber urtheilen zu können. Sie ist 75 Fuß lang, hat vollkommen die Gestalt eines aus einem Kartenblatte gebogenen Schiffchens, und trägt in der Mitte eine mit getheerter Leinwand überspannte Kajüte, in welcher zwanzig Personen bequem stehen oder sizen können. Wie nun der Fisch mittelst eines ihm eigenen Organs, der Luft- oder Schwimmblase, die er zusammendrückt oder gefüllt läßt, je nachdem er abwärts oder aufwärts steigen will, sich in seinem hymischen Elemente herauf oder hinunter bewegt, so hat das Schiff eine Vorrichtung erhalten, durch welche ein Theil des Gases dem Cylinder entzogen und in zwei eiserne Röhren verschlossen wird, die außen um die Gondel laufen. Die auf solche Art vermehrte spezifische Schwere des Ballons macht das Ganze fallen. Wird dagegen die eingeschlossene Kraft frei gelassen, so dehnt sich das Gas aus, tritt in den Ballon und das Ganze steigt. Somit kann man nach Belieben steigen und fallen. Dies gewonnen, galt es die Ermöglichung horizontaler Fortbewegung, und diese glauben die Unternehmer durch die Nachbildung des Schwanzes, so wie der Brust- und Bauchflossen eines Fisches bewirken zu können, weßhalb sie vier Paare, zwei auf jeder Seite, an ein mit der Gondel verbundenes Räderwerk angebracht haben, welches durch eine von den Matrosen gedrehte Winde in Bewegung gesezt werden soll. Dem zweiten Hindernisse, der erwähnten Rotation der Luft, will man durch die Gestalt der Maschine begegnet seyn, indem man diese so eingerichtet zu haben versichert, daß ihre Spize sich stets dem Winde zukehre: eines von den Dingen, die ich bezweifle. Die Unternehmer sind bescheiden genug, einzugestehen, daß sie keinen Kampf mit der Natur versuchen, nicht gegen den Wind steuern und gleich dem Seemanne immer auf günstiges Wetter warten wollen. Aber jeder Mensch, sagen sie, muß die einander oft geradezu entgegenlaufenden Luftströmungen wahrnehmen, wie der Wind auf der Oberfläche der Erde in der einen Richtung weht und die Wolken nach einer andern ziehen. Haben wir daher Grund zu vermuthen, fahren sie fort, daß, wenn wir im Begriff sind, nach Paris abzugehen, der Wind in einer gewissen Höhe aus Norden bläst, so werden wir, weil dies der uns nöthige Wind ist, dadurch, daß er weiter unten aus Süden weht, uns vom Aufsteigen nicht abhalten lassen. So weit nimmt sich das Alles im Arsenale und allenfalls auch in Worten ganz artig aus; wie wird es sich aber in der Praxis ausnehmen?

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 192.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 12. August 1835.

Wie das Sonnenlicht erst am planetarisch Leiblichen sichtbar, das Bewegen des Sturmwinds erst am starren Felsen hörbar wird: so das Sausen des von ebender den Leib durchwehenden Lebensstroms erst am Ausgeschiedenen, Starren, am Knochen.

Schubert.

Ueber das Hören vermittelst des Tastsinns.

Von Dr. Friedrich Fischer, Professor der Philosophie an der Universität Basel.

Daß noch andere Körpertheile, außer dem Ohr, welche sonst bloße Tastwahrnehmungen geben, für den Schall zugänglich sind, ist eine längst und oft beobachtete Thatsache, welche jedoch noch lange nicht gehörig gewürdigt und erklärt zu seyn scheint. Sie ist indessen eben so allgemein interessant, als physiologisch wichtig. Es dürfte sich darin auch für die ärztliche Kunst ein noch lange nicht genug benützter Weg eröffnen, um der Taubheit und Schwerhörigkeit zu Hülfe zu kommen; was um so wohlthätiger wäre, da für die Taubheit ungleich weniger geschieht, als für die Blindheit und Schwachsichtigkeit, ungeachtet das Gehör, als der Hauptweg der Gedankenmittheilung, ein ebenso edler und werthvoller Sinn ist, als das Gesicht, auch der Unglücklichen, welche für das Gehör Hülfe bedürfen, nicht weniger sind, als der Augenkranken. Diese verhältnißmäßige Vernachlässigung der Taubheit kommt wohl daher, daß die unmittelbaren und direkten Hülfsmittel, welche angewendet werden können, viel unwirksamer sind, als bei der Blindheit; denn die Perforation des Trommelfells hilft viel seltener, als der Staarstich, und Hörröhren sind viel unpraktikabler als Brillen. Nun scheint aber wirklich die Natur bei der Taubheit noch für einen Nebenweg gesorgt zu haben, worauf, wenn der Hauptweg verschlossen ist, Hülfe gebracht werden kann, nämlich durch andere, dem Schalle zugängliche Organe.

In wissenschaftlicher Beziehung wäre ein Hören vermittelst des Tastsinns eine um so interessantere Erscheinung, als sie ganz isolirt und einzig in ihrer Art dastände; denn sonst vernimmt kein Sinnorgan die Wahrnehmungen des andern ganz auf die gleiche Weise. Es können wohl zwei Sinne dasselbe wahrnehmen, aber es geschieht immer auf ganz verschiedene Weise. So nehmen z. B. das Gesicht und der Tastsinn die Ausdehnung und die Figur gemeinsam wahr, allein das Sehen der Ausdehnung bleibt nichts desto weniger etwas ganz anderes, als das Tasten derselben. Diese Sinne können vermöge ihrer gemeinschaftlichen Wahrnehmungen einander ersetzen: der Blinde findet vermittelst Hand und Stock Wege und Stege; allein es ist durchaus nur ein Surrogat, es geht ihm nie durch den Tastsinn das Reich des Lichtes auf, wie dem Tauben in und durch den Tastsinn das Reich der Töne sich zu eröffnen scheint. Nur Geruch und Geschmack reichen so nahe an einander, daß mancher Geschmack zugleich Geruch zu seyn scheint, und mancher Geruch nicht bloß an einen Geschmack erinnert, sondern in Geschmack übergeht, was sich jedoch

vielleicht durch die Nachbarschaft und offene Kommunikation der Organe erklärt. Auf den oberflächlichen Anblick hin sollte man freilich Tasten und Hören nicht für so besonders verwandt halten, daß gerade sie in einander übergehen und das Hören in den Tastsinn hinunter reichen sollte. Denn es scheint doch z. B. das zitternde Gefühl von einem erschütterten Stocke noch himmelweit von einem musikalischen Ohrenschmauße entfernt zu seyn, und doch kann jenes sich in dieses verwandeln, wenn man den Stock, der auf einem Resonanzboden aufsteht, zwischen die Zähne nimmt.

Ein wirkliches Hören vermittelst des Tastsinns, wenn es uns gelänge, ein solches außer Zweifel zu setzen, müßte die bisherige Theorie der Sinnenwahrnehmung wesentlich modificiren. Diese geht, wie sie überhaupt das Geheimniß der Sinnenwahrnehmung nicht in den äußern Organen, sondern in den Nerven und dem Gehirn sucht, allgemein darauf aus, die Verschiedenheit der fünf Sinne aus einer verschiedenen Organisation, oder wenigstens aus einer verschiedenen Funktion der Sinnnerven zu erklären, ungeachtet die Anatomie sehr wenig Unterschied in der Textur und Materie der verschiedenen Sinnnerven zu entdecken vermag. Ein Hören durch Tastnerven würde dagegen beweisen, daß die Verschiedenheit der Sinnenwahrnehmung nicht von einer verschiedenen Natur der Nerven abhängt, sondern von der Eigenthümlichkeit der äußern, nichtnervösen Sinnorgane, welche nur gewisse Eindrücke und Einwirkungen der Außenwelt zulassen, alle übrigen dagegen ausschließen; so daß am Ende vielleicht alle Nerven zu allen Sinnenwahrnehmungen taugten, wenn sie nicht in Folge der besondern Einrichtung der äußern Sinnorgane nur für gewisse Einwirkungen zugänglich wären.

Ehe wir die Thatsachen vorlegen, müssen wir auf einen Hauptpunkt aufmerksam machen, von welchem die größere oder geringere Wunderbarkeit, wie der richtige Begriff der Erscheinung abhängt. Daß taube, oder auch hörende Personen mit hermetisch verschlossenen Ohren Töne und Klänge, welche an die Zähne, auf den Scheitel, an die Stirne und andere nichtfleischigte Punkte des Kopfes geleitet werden, hören, ist allgemein bekannt, und es findet somit, da diese Körpertheile sonst nur zu Tastwahrnehmungen dienen, immerhin ein Hören vermittelst des Tastsinns Statt. Allein es fragt sich, ob in jenen Fällen mit oder ohne Beihülfe des eigentlichen Gehörnervens gehört wird? Es sind nämlich zwei Wege denkbar, auf welchen jene Schallschwingungen der festen Schädeltheile gehört werden: entweder unmittelbar vermittelst des Gehirns und der an jene festen Theile verzweigten Nerven, wobei also anderweitige Nerven die Funktion des Gehörnerven übernähmen; oder aber läßt sich denken, jene festen Schädeltheile pflanzen die Schallschwingungen zu dem Gehörnerven fort, und das Hören selbst geschehe an dem gewöhnlichen Orte und durch das wesentliche Organ. Bei dem erstern Prozesse fände eine eigentliche Stellvertretung des Tastsinns für das Gehör Statt, und es würde ganz eigentlich durch den Tastsinn gehört, in dem leztern Falle dagegen würden die Tastorgane nicht eigentlich zum Hören, sondern bloß zur Leitung der Schallschwingungen dienen, und der Tastsinn würde nicht das ganze Gehör, sondern bloß den Gehörgang und die Trommelhöhle, mit einem Worte, die Schalleiter des Ohrs vertreten.

Daß man durch Mund und Nase hört, ist sprichwörtlich geworden, und man glaubte mannichfach, in der eustachischen Röhre, durch welche die Luft der Trommelhöhle mit der Mundhöhle kommunizirt, eine leichte Erklärung dieser Erscheinung gefunden zu haben. Die schon im vorigen Jahrhundert vom Franzosen Perolle angestellten Versuche haben jedoch den völligen Ungrund dieser Erklärung erwiesen. Er brachte eine Taschenuhr in den Mund, hörte aber durchaus nichts von ihrem Schlage, so lange dieselbe keine feste Partie der Mundhöhle berührte; so wie er sie dagegen zwischen die Zähne nahm, so hörte er ihren Schlag bei verstopften Ohren deutlicher, als wenn er sie, ohne indeß das Ohr zu berühren, vor das offene Ohr gehalten hätte. Ganz eben so deutlich finde ich die Schläge nicht; Perolle zog vielleicht die Tastempfindung des Anschlagens mit zur Gehörwahrnehmung. Man hört hiebei deutlich durch die Zähne und in den Zähnen, so jedoch, daß sich der Schall bis in's innere Ohr fortzupflanzen scheint. Ohne die Ohren zu verstopfen, finde ich, hört man schwächere Schälle nicht; auch dauert es nach Verstopfung der Ohren einige Sekunden, bis man in den Zähnen zu hören beginnt. Verstopft man bloß ein Ohr, so hört man nur auf dieser Seite der Zähne, so wie nach dem Innern jenes Ohrs. Unter den Theilen des Mundes geben die Zähne die deutlichste Gehörwahrnehmung, besonders die Schneidezähne; indessen auch der Gaumen scheint empfindlich zu seyn, die Zunge aber nicht. Stärkere, durchdringende Schälle hört man nicht selten bei offenen Ohren durch die Zähne, wenn man z. B. auf ein Sandkorn beißt, oder Glas mit den Zähnen zermalmt.

(Die Fortsezung folgt.)

Eine Parlamentswahl.

(Fortsezung.)

Sara empfing den zerschlagenen Sieger mit einem Donnerwetter, und man sagt, daß es sich späterhin in

der Schlafkammer noch thätlicher entladen habe, dermaßen, daß der Wirth zur fliegenden Schnepfe noch in derselben Nacht zur Besinnung und Ueberzeugung gekommen, daß es nicht die Torys, sondern der schädige Irländer gewesen, der ihn zu Fall gebracht. Diesen selbst aber jagte Sara, als er um eine Erkenntlichkeit für den christlichen Liebesdienst, den angetrunkenen Gatten nach Hause geführt zu haben, anhielt, mit einer Ladung Schimpfworte, denen sie die Feuerzange und selbst die Pantoffeln nachzuschleudern entschlossen schien, von der Schwelle: Gentlemen, die bezahlen, könnten in ihrem Hause so whigistisch und reformistisch seyn und schreien, als es ihnen Vergnügen machte; aber wenn solch ein bettelnder Hungerleider aus Irland liberal seyn und mit seiner Katzenstimme die Gentry, Noblemen und Ladys von ihrer Thüre fortscheuche, so wolle sie keine ehrliche Landlady seyn, die ihr Stuhl in der Kathedrale jährlich siebzehn Schillinge koste, oder ihm solle auf sein blatternarbiges Gesicht mit siedender Lauge geschrieben werden, was Ordnung in Altengland sey. Damit flog die Thüre hinter ihm zu, daß selbst das zahlende Whigkomité, das sie in ihrer Eckstube duldete, die Wirkungen spürte.

In diesem Komité, wo sehr ansehnliche Mitglieder zu Gericht und Tisch saßen, war man über die eine Frage, ob die Torys noch die Möglichkeit eines Erfolgs hätten, längst einig. Aber so oft sich auch das Votum einstimmig dahin aussprach, es sey unmöglich, wiederholte sich der Zweifel: weßhalb fordern sie noch das Stimmenzählen? Ein Redner erhob sich: „Gentlemen, wenn ein Geschäftsmann am Bankerott ist, so gibt er Gelage und Bälle, um seine Gläubiger zu täuschen und seinen Kredit zu erhalten. Darin ist Vernunft. In der Religion eines Hochtory ist nur Unvernunft, deren Kennzeichen ist, daß sie sich selbst betrügt. Andere können sie nicht mehr täuschen, darum täuschen sie sich, und lügen sich vor, was außer ihnen Niemand glauben kann, nämlich, daß sie noch fest stehen, nachdem sie keinen Boden mehr haben. Gegen den Sturm drücken sie die Augen, gegen den Donner die Ohren zu. Die Hände, die man ihnen entgegenstreckte, haben sie zurückgestoßen. Nun, da ihr Schiff vom Anker gerissen, freuen sie sich noch, wenn es auf der Spitze einer Welle schwebt, weil sie einen Augenblick hoch stehen, ehe sie im nächsten in den Abgrund schießen. Ehe sie von ihrem Hochmuth lassen und zu uns herabsteigen, halten sie sich an Spinnweben, Wolken, Schatten. Was wundern wir uns denn, daß sie in dieser unserer Grafschaft das Nothwendige noch für unmöglich, und das Unmögliche noch für ausführbar halten, wo sie noch ehegestern durch ganz England schrien: die Reform ist unmöglich? Was wundern wir uns, daß sie Stimmenzählen fordern, wo alle Stimmen gegen sie sind? Mir ist es lieb, Gentlemen, daß sie den Poll fordern, sonst würden sie nachher zischeln, sie hätten aus Liebe zur Ruhe dem Ungestüm nachgegeben; es sey noch gar nicht ausgemacht, ob die Grafschaft uns wolle, und wenn der Sturm der Leidenschaften sich gelegt, werde die alte Anhänglichkeit wieder vortreten, und wie ihre Ammenlieder lauten, mit denen sie ein freies, verständiges Volk einlullen. Gentlemen! es sind nicht mehr die alten Zeiten, wo zwei Parteien um die Herrschaft kabalirten. Das neue, seiner Kraft und seines Werthes bewußte England fordert von jedem Bürger, daß er sich entscheide: für Palliative gegen das alte Uebel, oder für eine rasche Radikalkur. Dank ihnen, daß sie selbst die Frage auf die Messerschneide brachten. Wenn Menschen Vernunft beizubringen ist, die von der Verstocktheit geboren, vom Aberglauben gesäugt, von der Blindheit unterrichtet wurden und vom Vorurtheile leben, dann wird die nächste Wahlschlacht wie ein Blitz aus heiterm Himmel ihnen den Abgrund ihrer Unvernunft zeigen, und wenn sie heute schon verlassen standen, wo nur die Hände aufgehoben wurden, werden sie dastehen wie Ausgestoßene und Abgestorbene, wo die Köpfe zählen."

Obgleich die Anwesenden Master Murphy's Rede Beifall zollten, sah man doch Andere emsig auf einer langen Namensliste nachrechnen, auf welche Stimmen man beim Poll zählen könne, und wo es unbestimmt bleibe. „Die Vernunft ist so klar," nickte ein dicker Mann mit blinzelnden Augen, die breiten Hände auf sein Goldrohr gestützt und das breite Kinn auf den breiten Händen, dem jüngern Manne zu, der ihn in die Gesellschaft geführt, „daß ich eigentlich nicht begreife, wozu noch Stimmen nöthig sind. Nach dem Vortrag des ehrenwerthen Herrn macht sich ja die Sache von selbst." — „Meint Ihr, Sir Jedediah?" erhob sich ein stattlicher Mann mit gebogener Nase und militärischem Blicke; „ich meine, wenn die Whigs sich auf die Vernunft verlassen und nicht auf ihre Geschicklichkeit, so schickt die Grafschaft noch dreihundert Jahre die Butterblossoms in's Parlament, und wenn sie mit jeder Generation noch alberner werden, als sie jezt sind. Die Vernunft ist eine freie Waare, die aber erst Werth bekommt, wie der Wein im Faß und das Getreide im Sack, wenn man sie zu seinen Zwecken verarbeitet. Und doch bleibt sie nur ein Schreckschuß, womit man Gimpel verscheucht. Diese Rhinocerosse, die Eure Reisfelder abweiden und Euch dabei Thränen der Rührung vorweinen, daß man ihr altes Recht stören will und sie von denselben Feldern fortjagen, auf denen ihre herrlichen Väter und Großväter die Früchte zertraten und zerstampften, sie wollt Ihr mit Vernunft scheuchen? Nur die Gewalt thut's. Wodurch ertrozte England die

Reform? Etwa durch den sonnenhellen Beweis der schreienden Ungerechtigkeit? Der Schein prallte von der dicken Haut ab, ihre Krokodillaugen triefsten und ihre Uhustimme krächzte: „Unsere Väter waren beim Alten glücklich, warum wollen wir es nicht seyn!“ Allein die geschickte Drohung, unser wohlangebrachtes Geschrei setzte es durch; nicht aus Vernunft, aus Furcht sagten sie endlich ja. Und nach diesem Beispiel glaubt Ihr von unsern Torys, den blindesten vom Lands-End bis zum Tweed, daß sie nachgeben, daß es sich von selbst machen wird? So lange drei Hände sich für sie erheben, sage ich Euch, werden sie intriguiren, und wenn der Poll für uns dreitausend und für sie drei steht, werden sie noch hoffen und auf einen Umschlag rechnen. Keinen Augenblick dürfen wir die Hände in den Schoos legen, keinen Moment verstummen. Unsere Feuerwerke müssen prasseln und ihre Augen blenden, unser Geschrei sie keine Minute schlafen lassen; imponiren müssen wir ihnen bis zum lezten Augenblicke, und triumphiren erst, wenn die lezte Stimme abgegeben ist.“

Tumultuarischer Beifall belohnte den Obristen. Ein Advokat von den Freunden des Kandidaten ergänzte die Rede, indem er, die Genealogie der Bramfields und ihre Thaten für die Freiheit seit der glorwürdigen Revolution vorausschickend, andeutete, daß jenes vom Obristen anempfohlene Einschüchterungsmanöver nur durch den Einfluß dieser Familie, und indem sich Whigs und Radikale eng an sie anschlössen, durchgeführt werden könne. Nur die Macht der Bramfields könne den Butterblossoms das Gegengewicht halten. Während alle Freunde des wankenden Gegners jezt sich bemühten, ihn muthig zu erhalten, werde es Pflicht aller Freunde der Reform, durch eine Adresse ihre volle Anhänglichkeit und ihr unbegrenztes Vertrauen dem Lord zu erkennen zu geben. Der Antrag wurde unterstüzt und angenommen, obgleich die Beistimmung lauer ausfiel, als bei der vorigen Rede.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Beschluß.)

Luftschifffahrt.

Ich hatte gehört, die Luftschifffahrt solle nächsten Monat August vor sich gehen, und nicht übel Willens, die Partie mitzumachen, fragte ich, welcher Tag vorläufig bestimmt sey. Darauf bekam ich jedoch eine dergestalt complicirte Antwort, daß ich nicht bloß den anberaumten Tag nicht weiß, sondern überhaupt vermuthe, die Herren Unternehmer beabsichtigen lediglich eine Fahrt mit der „Luftkutsche.“ Meine Gründe sind folgende. Der Eintrittspreis von einem Schilling die Person, um dafür ein Ballonungethüm zu sehen und die Eigenthümlichkeiten desselben sich erklären zu lassen, ist offenbar billig. Was meinen aber die Unternehmer mit dem Offert einer Eintrittskarte auf ein ganzes Jahr für zwei Guineen? Scheint das nicht anzudeuten, daß der Ballon wenigstens neun zwölf volle Monate vor Anker liegen soll? Verträgt sich das mit der Erklärung eines baldigen Aufsteigens, in unsern Tagen, wo bald nicht über zwölf Stunden heißt? Demnächst ist es bekannt, daß die Gebrüder Montgolfier Ballons bauten, fähig, 1200 Personen zu tragen; aber sie stiegen nie, und doch waren die Gebrüder Montgolfier tüchtige Luftfahrer. Ferner haben die Herren Unternehmer mit der Geschichte vom Winde sich ein allerliebstes, bequemes Hinterthürchen geöffnet. Ist der Wind auf der Oberfläche der Erde günstig, so behaupten sie, er sey weiter hinauf ungünstig, und stellen die Fahrt ein; ist er unten ungünstig, so muthet ihnen Niemand das Aufsteigen zu; bläst er von der Seite, dann räumt man unbedingt die Unmöglichkeit der Auffahrt ein, und ist er sehr heftig — in einem Augenblicke würde ja ein Sturm das seidene Gebäude zertrümmern, da muß man hübsch auf sicherm Boden bleiben. Endlich steht ihrem Unternehmen eine an ihm selbst vor Jahresfrist in Paris gemachte Erfahrung entgegen. Der Vorfall erregte damals bekanntlich viel Aufsehen. Ein außerordentlich großer, auf siebzehn Personen angeblich berechneter Ballon sollte von Paris nach London fliegen, und daselbst gerade an einem schönen Sonntagnachmittage sich in Hydepark niederlassen. Die Entrepreneurs nannten sich Mitglieder der äronautischen Gesellschaft, und alle Badauds in Paris hielten es für eine ausgemachte Sache, daß man künftig, um nach England zu kommen, die Seekrankheit werde vermeiden und den Weg von Paris nach London in wenigen Stunden zurücklegen können. Tausende wollten mitfahren, die siebzehn, die das Glück gehabt hatten, Plätze zu erhalten, waren Gegenstand des allgemeinen Neides; sie hätten den bezahlten Preis von hundert Franken für den Platz hundertfach gewinnen können; aber welcher Franzose achtet auf Geld, wenn l'honneur et la gloire im Spiele sind! Endlich brach der schöne Sonntag an; mehr als fünfzigtausend Menschen füllten das Marsfeld und jeder hatte einen Frank erlegt. Die Stunde der Abfahrt schlug, die kühnen Glücklichen stiegen ein, der Ballon bog sich und Jubelruf zerriß die Luft. Aber hundert Ellen hoch hemmte der Ballon seinen Flug, stand still und sank. Ein um einen Frank geprellter Franzose ist die personifizirte Wuth, und hier waren mindestens fünfzigtausend geprellt. Also galt keine Entschuldigung, keine Erklärung, kein Versprechen. Die Unternehmer ergriffen die Flucht, der Ballon blieb zurück, wenige Augenblicke, und er war vernichtet. Jene Unternehmer aber sind dieselben, welche jezt in London das äronautische Schiff zeigen. Dürften sie nicht die Absicht haben, für den Verlust in Paris sich an John Bull zu erholen? — Sollten meine Zweifel ungegründet seyn, so datire ich meinen nächsten Bericht aus den Wolken.

W. E.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 193.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 13. August 1835.

Die Namen herrschen in der Welt,
Wie sehr man auch gering sie hält.
Moore.

Eine Parlamentswahl.

(Fortsetzung.)

Nachdem der Advokat mit einem Theile der Versammlung sich entfernt, und nur ein kleineres Komité von größtentheils jüngern Leuten zurück geblieben war, die munter der Flasche zusprachen, sagte jener erste Redner, der die Vernunft angerufen, um die Torys zu besiegen: „Was das wieder für eine Rede war, von whigistischem Dünkel duftend! Als ob das wiedergeborne England noch wie zu den Zeiten von Fox und Pitt sich einreden ließe, sein Wohl hänge von ein paar Familien ab, welche die Gefälligkeit haben, für uns das große Wort zu führen, und, weil sie's thun und gethan, der Meinung sind, ein Privilegium darauf zu besitzen!“ — „Sünde und Schande,“ fuhr ein Dritter auf, „daß wir uns abermals die Frucht, die wir abschlugen, vom Munde sollen wegreißen lassen.“ — „Und wir sollen ihnen noch dafür danken!“ sagte Master Murphy. „Da wird schon wieder,“ fuhr der Vernunftredner fort, „das herrliche alte Lied intonirt von den Russels und Sidneys und Hambdens, als ob wir's den verbleichten Bildern der Vorzeit, und nicht unsern kräftigen Stimmen und Armen verdankten. Bange möchten sie uns machen, wenn wir uns nicht an ihre Rockzipfel klammern und ihre hochtönenden Namen ausschreien.“

Der Oberst lachte laut auf. „Und ist es etwa anders? Glaubt Ihr, daß die Grafschaft Euch, Master Limestone, weil Ihr die liberale Fistel eine Oktave höher singt, zum Parlament schicken wird, oder weil Eure Fabriken fünftausend Menschen ernähren? Eure Stahlwaaren klingen gut, Euer Geld noch besser, Euer Name hat in allen Handelsstädten und Häfen einen wunderschönen Klang; aber dem Volke klingt der Name Bramfield gegen den Namen Limestone wie eine Sturmglocke gegen eine Armesünderschelle. — Verzieht nur nicht zu sehr das Gesicht! Ein Feldherr muß profitiren von jeder Gelegenheit und seine Soldaten nicht nach ihrem Glauben katechisiren. Wenn Euch gerade der Name Bramfield wie Hecheln und Hülsen in der Kehle sticht, denkt doch, die drüben müssen auch schlucken. Den Wollenwebersohn Peel zum Premierminister — glaubt mir, das ist eine Pille für einen aristokratischen Magen.“ — „Es ist betrübend,“ rief Sir William Murphy, „einen Repräsentanten zu haben, dessen Charakter nicht voller Achtung genießt. Aber gerade durch seinen Sieg beweisen wir, wie unerschütterlich unsere Sache ist und wie die Person gegen sie nichts bedeutet. Ich habe manchen Wortwechsel darüber mit meinem ehrenwerthen Verwandten hier gehabt, der, so lange abwesend, noch immer an jene alten Zeiten

denkt, wo es nur große Whigs und Torys gab, und die Grundsätze Spielbälle in ihren Händen waren.“

Sir Jedediah drückte freundlich die Hand des Sir William und hörte mit großer Aufmerksamkeit jenem ersten Redner zu, der mit einem vornehmen Lächeln auf den alten Herrn es wiederholte, jene Zeit sey nun vorbei, der Mensch, als solcher, gelte, der Name sey ein Schall; aber auch der ausgezeichnetste Mensch verliere seine Bedeutung im Konflikt mit den Verhältnissen, wenn er sich von dem Marsche der Intelligenz entferne. Während Sir Jedediah zu alle dem aufmerksam nickte, ergriff der Oberst mit spöttischer Miene Hut und Stock und empfahl sich mit den Worten: „Wenn die Herrn meinen, ein Parlament aus Grundsätzen machen zu können, ohne Menschen nöthig zu haben, gelingt es ihnen auch vielleicht, Wähler ohne Geld zu schaffen, eine Marine ohne Matrosen, und eine Armee ohne Knochen und Blut; nur bitte ich, nicht auf mich zu rechnen.“ Man rügte die militärische Schärfe, die immer etwas voraus haben wolle. „Dennoch darf man ihn nicht erzürnen,“ sagte der Fabrikbesitzer; „durch sein altes Liebesverhältniß mit Mistreß Baverly hat er auf die reiche Familie der Haveden Einfluß.“ — „Und die Freeholders aus dem Cumberdale sind von seiner Tante abhängig,“ sagte Sir William.

Die Anwesenden waren einig, daß ihre gefährlichste Gegnerin die wüthende Lady Judith sey, gefährlicher als die Butterblossoms, die Brightenel, die Ermingfield, die Almonburys. „In ihrer Schwärmerei für das Alte,“ hieß es, „wird sie Alles daran setzen, Alles bieten.“ — „Bei Gott! für ihr Alles,“ lachte der junge Lord Allborough, „hat sie meine Stimme!“ Die jungen Männer stimmten jubelnd bei. Selbst der verdrießliche Murphy mußte mitlächeln, hielt es aber für besser, wenn Einer von denen, die noch Milch und Blut auf den Wangen hätten, statt sich von der Zauberin verführen zu lassen, es sich zum Geschäft machte, sie selbst zu sich zu verführen. Einige erklärten das für unmöglich, Andere, man griffe dadurch in die Rechte des Sir Edward, Lord Bramfields Neffen. „Was Rechte, wo es eine solche Eroberung gilt, und dazu die gute Sache!“ rief Jemand, und ein Anderer bestritt, daß Murphy recht habe: „sie führt ihn am Narrenseil.“ Ein Dritter meinte, sie habe es längst abgeschnitten und ihn laufen lassen. „Desto besser,“ sprach Murphy, „so gehört er uns ganz an.“ Sir William nickte dabei seinem wohlbeleibten Vetter, Sir Jedediah, zu, und man erinnerte sich, daß der Ritter in enger Freundschaft mit Sir Edward gestanden. Aber er weigerte sich mit ängstlicher Bescheidenheit, etwas davon zu wissen; er sey ein zu alter Mann, zu sehr zurückgeblieben, besonders seit seinen Reisen nach Canada, um noch mit seinen eingerosteten Empfindungen Anspruch auf das Vertrauen der Jugend zu haben. In dem neuen England, wo seitdem so Außerordentliches geschehen, komme ihm alten Manne von Ehedem nichts zu, als aufmerksam zuzuhören und sich im Stillen mitzufreuen über den außerordentlichen Umschwung der Zeit. Man wollte das nicht gelten lassen, und Master Murphy erklärte, ein Herz unter weißem Haare, das für die junge Zeit schlage, solle doppelt willkommen seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das Hören vermittelst des Tastsinns.

(Fortsetzung.)

Die Beobachtung über die Empfindlichkeit der Zähne für Schälle ist übrigens schon älter. Schon Boerhave hat ihrer erwähnt, und Jorissen und Winkler haben eigens Versuche darüber angestellt. Jorissens Vater, ein Kaufmann in Wesel, ward schwerhörend; Hörröhren waren von wenig Nutzen, da fand er, daß er die Töne eines Klaviers durch einen an den Resonanzboden gestemmten und zwischen den Zähnen gehaltenen thönernen Tabakspfeifenstiel vernehmen konnte. Hierauf versuchte er, ob er nicht vermittelst der Zähne auch Worte vernehmen könnte; auch hiezu leistete ihm eine thönerne Tabakspfeife treffliche Dienste. Auch vermittelst eines Trinkglases bezog er Mittheilungen, indem er den Rand des Glases an die Zähne hielt und in das Glas hineinsprechen ließ. Diese Versuche wurden auf hölzerne Stäbe (einen Zoll breit, Messerrücken dick, sechs Fuß lang) ausgedehnt, vermittelst deren er, indem mehrere mit einander verbunden wurden, auf beträchtliche Weite die Worte verstand, indem er den Stab, woran sie gesprochen wurden, leicht an die obern Zähne anstemmte. Durch die obern Zähne hörte er besser, als durch die untern, und durch feststehende besser, als durch lockere. Jenen Unterschied zwischen obern und untern Zähnen fand Winkler bei seinen Versuchen nicht.

Ein Musiklehrer Vidron in Paris, welcher im Jahr 1800 die Methode, durch Stahlstäbe, welche auf dem Resonanzboden eines Instruments aufgesetzt und zwischen die Zähne genommen wurden, Tauben Musik hörbar zu machen, neu erfunden haben wollte, gab Veranlassung, daß von Seiten des Nationalinstituts eine Kommission aus Haüy, Lacépède und Cuvier niedergesetzt wurde. Sie selbst hörten, indem sie sich die Ohren verstopften, mittelst des Stahlstabes völlig deutlich, und es schienen die Töne aus dem Stabe heraus und nicht von der wahren Stelle zu kommen. Auf wirkliche Taube wirkte das Mittel auf mannichfache Weise. Einige hörten dadurch offenbar, die meisten aber schienen nur ein Zittern zu empfinden. Was artikulirte Töne und Sprache

betrifft, so gab die Kommission alle Hoffnung auf, daß es möglich seyn möchte, sie Tauben auf solche Art mitzutheilen. Jenen Unterschied, daß nur einige Taube durch die Zähne hörten, andere nicht, erklärte die Kommission dahin, daß, um durch die Zähne zu hören, der Gehörnerve und das innere Ohr gesund seyn und die Taubheit nur in Verstopfung der äußern Gehörgänge bestehen müsse.

Bei dem Hören durch die Zähne scheint, wie aus den Untersuchungen der Kommission des Nationalinstituts hervorgeht, der Gehörnerve wesentlich mitzuwirken; denn es zeigte sich bei allen Versuchen, daß, während innerlich gesunde und bloß äußerlich verstopfte Ohren nicht bloß Musik, sondern auch Worte deutlich hörten, von den Taubstummen die Mehrzahl nichts hörte, sondern bloß Erschütterungen vernahm, oder höchstens ganz undeutlich hörte. Diese Erfahrung wurde durch Versuche, welche auf meine Veranlassung an tauben Kindern in Beuggen angestellt wurden, vollkommen bestätigt. Durch die Zähne, vermittelst eines hölzernen Stabes, hörten sie nichts deutlich, während dieselben Kinder durch den Scheitel und die Halswirbel die Vokale ganz deutlich vernahmen.

Ohne Zweifel rührt in allen den Fällen, wo der Taube durch die Zähne nichts oder nur undeutlich hört, der Gehörmangel von Krankheit des innern Gehörorgans, und namentlich des Gehörnervens her, und es könnte in dieser Beziehung der Versuch von Wichtigkeit werden, um die wahre Ursache und den speziellen Sitz der Taubheit zu ermitteln und die Kur darnach zu modifiziren. Hört der Taube durch die Zähne, so dürfte geschlossen werden, daß seine Krankheit in Verstopfung oder Untauglichkeit der äußern Gehörorgane besteht, wobei denn noch Hülfe möglich ist, sey's durch Perforation des Trommelfells, sey's durch anderweitige Entfernung der hemmenden Umstände; hört der Taube dagegen durch die Zähne nichts, oder undeutlich, so müßte wohl auf Wiederherstellung des Gehörs verzichtet werden.

Die wesentliche Mitwirkung des Gehörnervens zu dem Hören durch die Zähne beweist der Umstand, daß bei offenen Ohren schwächere Schälle nicht durch die Zähne gehört werden, indem die Mitwirkung des anderweitig beschäftigten Gehörnervens fehlt. Auch daß durch die obern Zähne besser gehört wird, als durch die untern, spricht für jene Annahme, denn jene stehen dem innern Ohr näher und in unmittelbarerer fester Verbindung. Uebrigens möchte ich nicht annehmen, daß ausschließlich nur durch den Gehörnerven und nicht auch zugleich unmittelbar durch die Zahnnerven und das Gehirn gehört werde; denn man hört deutlich an Ort und Stelle in den Zähnen, wobei sich der Schall allerdings zugleich bis in's Ohr fortzupflanzen scheint. Diese ausgesprochene Oertlichkeit der Schallempfindung hat auch Winkler beobachtet; denn es erschien ihm der Schlag einer an einem sieben Fuß langen Stabe angebrachten Taschenuhr so, als ob er an dem Ende des Stabes hervorgebracht würde. Auch Chladni fand die Empfindung so, als ob der Schall aus dem Stabe käme.

Perolle hatte den glücklichen Gedanken, seine Versuche auf andere Theile des Kopfes auszudehnen: er führte mit verschlossenen Ohren die Uhr über das ganze Gesicht und fand, daß die fleischigten Theile immer verhältnißmäßig unempfindlicher waren für die Schallempfindung, als diejenigen, wo die Knochen weniger tief liegen. Indessen gab nur der fleischigte und knorpligte Theil der Nase gar keine Spur von Gehörempfindung. Am empfindlichsten erschien ihm der vordere und untere Winkel des Vorderhauptbeins; auch das Stirnbein, das Hinterhaupt und die Schläfe gaben deutliche Schläge. Nun führte er die Uhr hinten an dem Halse hinab bis zum vierten oder fünften Halswirbel, und hörte auch da noch immer, doch je weiter er abwärts fuhr, desto undeutlicher.

Auch diese Thatsache der Empfindlichkeit jener Kopftheile für den Schall war schon längere Zeit bekannt. Schon im Corpus juris (Codd. Lib. 6. Tit. 22. const. 10) wird auf die Autorität eines Juventius Celsus hin bemerkt: es gebe keinen Tauben, der gar nichts höre, wenn man gegen sein Gehirn spreche (si quis supra cerebrum loquatur). Samuel Strock (in seinem tractatus de jure sensuum, diss. 4) führt, nach dem Zeugniß Kaspar Schotts, das Sprechen gegen den Scheitel als ein Mittel an, dessen ein Priester sich bediente, um noch zu Sterbenden, denen bereits das Gehör vergangen, zu reden. Aegidius Menage bemerkt zu jener Stelle des Corpus juris: ich kenne einen Pariser Kanonikus, Leonhard Labardius, welcher schwerhörig ist, aber viel leichter hört, wenn man über dem Scheitel zu ihm spricht. Ja, fügt er bei, ich habe von einem glaubwürdigen Manne gehört, er habe einen Tauben gekannt, welcher, so lange man nicht so (über den Scheitel) zu ihm spricht, gar nicht hört. — J. J. Scheuchzer, der Aeltere, der sich durch jene Stelle des Corpus juris veranlaßt fand, eine Dissertatio de surdo audiente, Utrecht 1694, zu schreiben, erzählt den Fall von einem Knaben, der, obgleich in Folge kranker Gehörgänge so taub, daß er gar nichts von dem neben ihm Gesprochenen verstand, sogleich Alles hörte und beantwortete, wenn es ihm oben auf den Kopf gesprochen wurde. Scheuchzer beruft sich ferner auf Versuche, welche Guthörende mit verstopften Ohren anstellen können, und versichert, man vernehme das gegen den Scheitel Gesprochene. Chladni will bei fest verstopften Ohren stärkere Schälle selbst in einiger Entfernung durch den Schädel hören, z. B. das Anschlagen einer Uhrglocke, das laute Sprechen.

In viel höherem Grade wird der Schädel für Gehöreindrücke zugänglich, wenn die Kopfhaut durchgehende Narben hat. Diese Erfahrung wurde in dem Invalidenspital zu Paris von Penier in Verbindung mit Savart in Larreys Klinik an einigen Soldaten gemacht, welche Narben von Trepanwunden hatten. Unter den Folgewirkungen der Trepanation beobachtete nämlich Penier eine Empfindung von ungewöhnlichem Geräusch an der Stelle der Narben. Diese Beobachtung gab ihm Veranlassung, akustische Versuche anzustellen. Wenn auch die Ohren hermetisch verschlossen waren, aber der Umkreis des Schädels frei, so vernahm der Kranke die Töne, und zwar um so besser, je perpendikulärer die Schallwellen auf die Trepannarbe auffielen. Vermittelst dieser Narbe hörte der Kranke die Stimme ganz rein, so daß innerhalb gewisser Grenzen zwischen ihm und dem Experimentator ein Gespräch geführt werden konnte. Ebenso hörte der Kranke das Schlagen einer Taschenuhr, welche mehrere Zolle weit von ihm gehalten wurde. Wenn man dagegen bei verschlossenen Ohren die Handfläche stark auf die Narbe drückte, so daß diese ganz damit verdeckt wurde, so hörte der Kranke nichts.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juli.

Oeffentliches Leben. Theater.

Wer Handelsstädte im ganzen Zusammenhange des geistigen, artistischen und materiellen Lebens genauer kennen lernen will, darf sie ja nicht im Frühling, Sommer oder Herbst besuchen; in diesen drei Jahreszeiten ist der innere Cement gewaltsam zerrissen und zerstückelt, jedes Element des socialen Lebens tritt aus dem Ganzen heraus und sucht sich seine eigene Bahn; man wird solchen Phasen stets wohl eine oder die andere einzelne anmuthige Erinnerung abgewinnen, nie aber den Eindruck und die Erkenntniß eines vollständigen, plastischen Charakters davon nach Hause tragen, wofür natürlich nicht die Ansicht dieses oder jenes Profits allein genügt. So geht es mir denn auch mit Frankfurt, dessen Leben und Treiben ich zu lange mit ansah, als daß es für mich noch den Reiz des Neuen und Fremdartigen hätte, und doch wieder nicht lange genug, als daß ich geradezu ein Buch darüber zu schreiben wagte, wie z. B. die „Frankfurter Bilder," welche wenigstr durch die vielen einzelnen Bizarrerien und durch das vorherrschende Talent des Verfassers für Satire hier Sensation machten, als vorzugsweise deßhalb, weil sich Mancher darin getroffen fühlte, und das Theil, das er abbekam, seinem Nachbar zuschob, der seinerseits wieder dagegen protestirte. — Sie werden sonach von mir nicht erwarten, daß ich Ihnen ein Register der Frankfurter Sommerfreuden entwerfe, sonst müßte ich die Wallfahrten nach Ober- und Niederrad, Königsstein, Kronberg und Soden, die Mc . nach Homburg in's Bad zu reisen, die Scenen beim nationalen Apfelwein in Bockenheim, Ginnheim, Hausen und auf den verschiedenen Höfen vor der Stadt, und Skizzen zu Genrebildern entwerfen, welche, ohne den Beischmack des Frankfurter und Sachsenhauser Dialekts, die auffallendste Familienähnlichkeit mit hundert ähnlichen süddeutschen haben; und wenden wir uns von den Vergnügungsorten eines gemischten Publikums ab, um uns in die der höhern Gesellschaft zu begeben, so gerathen wir eben in das unvermeidliche Centrum der Mainlust, welche einen Wiener, freilich nur in sehr verjüngtem Maßstabe, an das öffentliche Leben in der Kaiserstadt, namentlich an das sogenannte „Wasserglacis vor dem Karolinenthore" erinnern kann, weil es auch auf der Mainlust eine dichte Menge fröhlicher Menschen, erleuchtete Alleen und ein, übrigens höchst mittelmäßiges Orchester gibt, welches die Reminiscenz an Wien jezuweilen durch einen Strauß'schen Walzer lebhafter auffrischt. Die Mainlust ist nun aber auch so ziemlich der einzige Ort in Frankfurt, wo man während der Sommermonate einem öffentlichen Leben begegnet, und dies hat jeden Tag so ganz und gar dieselbe Farbe, denselben Klang, dreht sich jeden Tag so ganz in derselben Spirale, daß es nicht schwer fällt und nicht lange braucht, um zu dem Resultate zu gelangen: Frankfurt ist die Stadt des Individualismus, denn es ist der Markt der Speculation. Das öffentliche Leben ist hier also nur insofern ein solches, als Jeder darin noch seinen besondern Kreis ziehen kann, in welchen ihm Niemand kommt, als wen er selbst hineinruft. Es lebt sich hier allerdings ein öffentliches Leben, aber in den reizenden, geschlossenen Privatgärten, wo man seinen eigenen Comfort genießen kann unter freiem Himmel, mit der Aussicht auf die Straße, auf die Promenade, auf die Menschen draußen.

Man sollte meinen, das Theater würde für jenen von Vielen oder Wenigen gefühlten Mangel gewissermaßen Ersaz leisten und müßte es auch, weil auch das Museum, welches im Winter den Sammelplaz der gebildeten Welt darstelle, im Sommer geschlossen ist. Mit dem Theater hat es nun aber eine eigene Bewandtniß. Es befindet sich in einem Zustande, wie man ihn in Frankfurt kaum erwarten sollte. Die Tragödie, das Drama, das Lustspiel haben bloß den Veteranen Weidner, den rüstigen Meck, die klassische Lindner; die Oper besizt bloß die Fischer-Achten und Schmezer als Künstler, welche diesen Namen verdienen; alle übrigen Mitglieder sind theils invalid, wie Leißri[illegible] oder Anfänger, oder noch weniger als mittelmäßig. Die Regie des Schauspiels besorgt ein alter Mann, Fuchs, der weder Energie, noch Autorität besizt, um die wenigen vorhandenen Kräfte zusammenzuhalten; daher das Herrschenwollen der Einzelnen, Begabteren und Verdienstvollen, wie Unbedeutenden, daher die gänzliche Zerstörung aller Poesie, daher das sogenannte bloße Komödienspielen. In der Oper hat der treffliche Guhr zu walten, der jedoch auch nicht gegen den Strom schwimmen kann. Das Hauptgebrechen, der eigentliche Grund des Siechthums, woran die hiesige Bühne leidet, ist jedoch der Umstand, daß die artistische Leitung allzusehr in die kommerzielle hineinverwickelt ist, und daß weder an der Spize der einen, noch der andern ein Mann steht, der die Anforderungen der Zeit, des Geschmacks, des Publikums und der Schauspieler in Einklang zu bringen versteht. Gräner ist Intendant, hat aber nichts zu intendiren. Die vielen Aktionäre, welche jährlich ihre bedeutenden Zuschüsse leisten, wollen dafür doch mindestens das Vergnügen einer Art von Bühnenherrschaft genießen, und so kommt es, daß man am Ende kaum mehr weiß, wer in Sachen des guten Geschmacks und der Kasse zu sprechen, zu schaffen und zu walten hat. Die neuere dramatische Literatur vollends existirt für die Frankfurter Bühne nur als Tradition.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 194.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 14. August 1835.

Die Wirksamkeit der Elastizität in der unorganischen Natur ist mit den Tönen nahe verwandt; sie kann unter günstigen Umständen als Ton hörbar, so wie andere Male bloß als ein Gegen- und Nebeneinanderbewegen der Theile sichtbar werden.

Schubert.

Ueber das Hören vermittelst des Tastsinns.

(Fortsetzung.)

Ohne Zweifel wird die vernarbte Haut elastischer und leitet daher die Schallwellen leichter und vollständiger an das Schädelgewölbe. Sollte nicht einer hartnäckigen Taubheit durch Einschneidung von Kopfnarben geholfen werden können? Die eigentliche Trepanation, welche Penier vorschlägt, scheint überflüssig zu seyn. Daß in allen aufgezählten Fällen vermittelst der bis zum Schädelknochen eindringenden Schallschwingungen gehört wird, ist klar; eben darum darf auch nur eine der wenigst fleischigen Stellen gewählt werden. Ob hingegen unmittelbar durch das Gehirn, oder aber vermittelst des Gehörnervens, bis zu welchem die einmal auf den Schädelknochen eingedrungenen Schallschwingungen leicht fortgeleitet werden können, gehört wird, verdient nähere Untersuchung.

Hierüber geben vielleicht die Versuche an den Taubstummen von Beuggen einigen Aufschluß. Diese Versuche wurden im August 1834 an drei völlig tauben Knaben angestellt, und zwar so, daß die Töne der Reihe nach an vier Punkte geleitet wurden: an die Zähne, den Scheitel, die Halswirbel und den Ellenbogen. Die Versuche wurden mit einzelnen Buchstaben oder Lauten angestellt, weil bei Tauben, welche noch keine Ahnung von einem Worte hatten, nicht zu erwarten war, daß sie ganze Worte hätten reproduciren, oder auch nur vernehmen können. Denn um ein Wort auch nur zu hören, ist viele Uebung und nach und nach erworbenes Verständniß erforderlich, weßwegen überhaupt taub Gewordene, oder Guthörende mit verstopften Ohren viel leichter und mehr durch den Tastsinn zu hören scheinen. Der erste Knabe vernahm wohl zuweilen durch den Ellenbogen, Nacken und Scheitel einen Laut, aber so undeutlich, daß er immer nur einen fast unartikulirten Ton von sich gab, der sich dem i am meisten näherte. Der zweite Knabe vernahm durch den Ellenbogen wenig und gab, wenn er etwas vernahm, nur ein i von sich, namentlich bei dem R-Laute; durch die Halswirbel hingegen und durch den Scheitel vernahm er alle Vokale, das r aber erschien ihm auch hier wie ein i. Der dritte Knabe vernahm durch den Ellenbogen etwas mehr, als der vorige, deutlich jedoch auch nur durch die Halswirbel und den Scheitel die Vokale und das r, und zwar so, daß ihm im Gegensatze zu dem vorigen auch das i wie ein r erschien. — Die Versuche wurden öfters und zu verschiedenen Zeiten angestellt und ergaben immer dasselbe Resultat, ausgenommen namentlich bei dem dritten Knaben, wenn er nach starkem Laufen erhizt war, in welchem Zustande er nichts hörte.

Merkwürdig beſonders für die oben aufgeworfene Frage, ob die Töne unmittelbar durch's Gehirn, oder mittelbar durch den Gehörnerven vernommen werden, iſt der Umſtand, daß alle drei Knaben durch die Zähne, vermittelſt eines Stabes, durchaus nichts deutlich vernahmen. Nun aber hört man, wie Perolle gefunden und angemerkt, ſo lange der Gehörnerve noch mithilft, durch die Zähne bei Weitem am deutlichſten, und es darf die Unempfindlichkeit der Zähne gegen den Schall als ein ſicheres Zeichen von der Abgeſtorbenheit oder Untauglichkeit des innern Ohrs betrachtet werden. Die Taubheit der drei Knaben von Beuggen ſcheint alſo auf Unfähigkeit des innern Ohrs und des Gehörnervens beruht zu haben, und dennoch hörten zwei von ihn ſämmtliche Vokale ſo deutlich, daß ſie dieſelben nachſprechen konnten. Es ſcheint ſomit, daß ſie die Schallſchwingung in den Knochen unmittelbar durch das Gehirn und andere daran verzweigte Nerven vernommen. Daß dieſe Tauben bloß die Vokale und nicht auch Konſonanten gehört, liegt in der Natur der Konſonanten.

Merkwürdiger noch als die Gehörempfindung der Schädeltheile und Halswirbel ſcheint das Hören vermittelſt des Arms oder anderer entfernterer Körpertheile, wovon ich jedoch nur wenige Beiſpiele gefunden habe. Einer der Beuggener Knaben vernahm etwas durch den Ellenbogen, jedoch nur undeutlich. Einige Thatſachen ſind von Muncke in dem Gehlerſchen Lexikon angeführt. Nach Bouviers-des-Mortiers (Mémoire sur les sourds-muets, Paris, an 8.) ſollen völlig taube Perſonen nicht ſelten in der Gegend der Herzgrube empfindlich ſeyn gegen ſtarkes Geräuſch. Nach Pfingſten (vieljährige Erfahrungen über die Gehörfehler der Taubſtummen, Kiel, 1802) ſoll der Fall von einer Frau genügend konſtatirt ſeyn, welche bei völliger Taubheit ſich mit ihrer Magd recht gut unterhalten konnte, und Alles verſtand, wenn ſie derſelben die Hand auf die Bruſt legte. Reimarus, über die Triebe der Thiere, erzählt von dem Oberhofarzt Kerſting zu Hannover, welcher in Folge einer Gehirnerſchütterung taub geworden war, daß er, was gegen ſeine Hand geſprochen worden, empfunden, ja ſogar im Stande geweſen, Buchſtaben und Sylben zu unterſcheiden. Seine Empfindungen hiebei verglich er mit Bebungen und Stößen, welche ihm beſonders bei dem Buchſtaben r bis zur Beängſtigung empfindlich geweſen, ſo daß ſeine Frau, wenn ſie ſich durch die Hand oder den Ellenbogen mit ihm unterhielt, das r möglichſt vermied. Eine angebliche Empfindlichkeit der Herzgrube für Muſik trug vor einigen Jahren ein herumziehender tauber Guitarreſpieler in Baſel zur Schau. Es war in der Meſſe von 1832. Er nannte ſich Sylvain Dubois von Fort Louis, gab ſich für taubſtumm aus, zog aber dennoch mit einer Guitarre umher, die er nicht übel ſpielte, und mit einem, indeß völlig unartikulirten Geſange begleitete. Der Verdacht eines Gelddiebſtahls, wovon er jedoch ſpäter freigeſprochen wurde, gab Veranlaſſung, auch ſeine Taubſtummheit in Verdacht zu ziehen und ihn überhaupt für einen Betrüger zu halten; er wurde demnach eingezogen, da er ſehr gut franzöſiſch und deutſch ſchrieb, verhört und Erkundigung über ihn eingeholt. Dieſe fiel dahin aus: Dubois iſt ein Soldatenkind, wurde 1813 in der Schlacht bei Leipzig von den Ruſſen gefangen und nach Aſtrachan geſchleppt, kehrte von dort mit andern Kriegsgefangenen wieder zurück und hielt ſich bis 1831 in einem Militärſpitale auf. Seit ſeiner Rückkehr aus Rußland war er allerdings ſtumm und harthörig. Er ſelbſt ſchrieb ſolches dem Umſtand zu, daß in gedachter Schlacht zwei Kugeln vor ihm aneinander geprallt ſeyen, wovon er ohnmächtig niedergefallen und Gehör und Sprache verloren habe. Dubois wurde von dem Phyſikate in Baſel mehrmals unterſucht und gefunden, daß ſeine Zunge ungewöhnlich klein, gleichſam zuſammengefallen ſey, wie bei den an Zungenlähmung Leidenden. Auch wurden mehrere Verſuche angeſtellt, aus denen ſich zu ergeben ſchien, daß er wirklich auch das Gehör verloren. Artikulirte Töne wußte er durchaus nicht von ſich zu geben, wohl aber ſeine Guitarre mit einem Geſumme, das nicht unangenehm war, zu begleiten. Er hielt beim Spielen ſein Inſtrument auf die Herzgrube und behauptete, daß er durch die Vibrationen deſſelben, welche ſich ſeinen Eingeweiden bis zu den Kopfnerven mittheilen, die verſchiedenen Töne empfinde, und zwar ſo deutlich, daß er z. B. beurtheilen könne, ob ſein Inſtrument recht geſtimmt ſey oder nicht. Nachrichten über dieſen tauben Guitarreſpieler findet man in dem Spectateur, einer Pariſer Zeitſchrift, vom Jahrgang 1828.

Indeſſen iſt nach meiner eigenen Erfahrung das Hören durch Extremitäten und andere Körpertheile ungleich häufiger, als man bei dem gewöhnlich einzig auf das Ohr achtenden Gehörſinn weiß. Ich höre z. B. den Ton einer ſtark vibrirenden Saite, wenn ich den Finger auflege, deutlich den ganzen Arm entlang, ich empfinde das Kritzeln auf Schiefertafeln, auf Glas ꝛc. ganz als den angreifenden Ton in den Nerven des Arms; beſonders empfindlich für Geräuſch und Getöſe ſcheint mir der Bruſtkaſten zu ſeyn.

(Der Beſchluß folgt.)

Eine Parlamentswahl.

(Fortſetzung.)

„Vom Haare iſt nicht mehr viel da,“ lächelte Sir Jedediah, indem er über ſeinen kahlen Scheitel ſtrich;

„und was das Herz anlangt, ſo war das ſonſt ein ganz eigenes Ding, nämlich unſer ſogenanntes altbrittiſches. Was ſaß das von Vorurtheilen voll! Das Blut hatte nicht Platz, durch alle Kämmerchen und Abſchläge zu ſtrömen, und während das Herz jezt für die ganze Menſchheit fühlt, ſo waren es damals zehn, zwanzig Menſchen, höchſtens die paar Millionen, welche zwiſchen dem Kanal und dem Granplans wohnen, für die es ſchlagen durfte. — Da bin ich kaum zehn Jahre fort, aber ſeit ich wiedergekehrt bin, kommt es mir vor, als ſey ich ein Jahrhundert entfernt geweſen. Reform war damals ein Wort, wofür man in anſtändiger Geſellſchaft hinausgeworfen wurde, und heute ſchwärmen die Torys dafür. An Diſſenterrechte hätte kein Menſch gedacht, und heute ſind unſere Neger freie Gentlemen, und die Katholiken geben uns im Parlament Geſetze. Wenn ſich die Welt ſo auf den Kopf ſtellt, und ſich das Alles ſo rein aus ſich ſelbſt macht, da vergebt einem alten Kopfe, wenn ihn die neue Herrlichkeit ordentlich ſchwindlig macht.“ — „Die Perſonen ſind Ameiſen geworden gegen den Elephanten Grundſatz,“ ſprach Maſter Murphy. — „Hört es ſich doch ordentlich ſchauerlich an,“ ſagte der Ritter, bedenklich den Kopf wiegend, „für uns, die wir uns aus der alten, abgelebten Zeit die Menſchen nicht anders denken, als mit Leidenſchaften und Grillen, junge Leute auflodernd um ein raſches Wort, oder ein hübſches Geſicht, Alte habſüchtig, raffinirend und kabalirend, und erſt an ſich denkend, dann an andere, daß es nun nichts gilt, reich zu ſeyn, beredt, gewandt, Familieneinfluß zu haben, Verwandte, Kunden, die für einen etwas durchſetzen, nichts als die Sache ſelbſt!“ — „Der ehrenwerthe Ritter wird noch größere Wunder erfahren,“ ſagte wohlgefällig der Vorige. — „Wenn man's nur noch der Mühe werth hält, mich zu unterrichten,“ ſagte Sir Jedediah, ihm freundlich zunickend. „In jener alten Zeit, wo ich jung war, waren die Leute ſo närriſch, auf alter Leute Meinung etwas zu geben; ſie nannten's Reſpekt vor der Erfahrung, und man horchte auf einen Alten, als ob der einen jungen Menſchen etwas lehren könnte. Und jezt kann mir, wenn ich nur anfange zu reden und mich mir ſelbſt noch nicht explicirt habe, jeder Engländer, der kaum ausgewachſen iſt, in's Wort fallen, und weiß voraus, was ich hatte ſagen wollen.“ — „Das könnte klingen, als wolltet Ihr Euch über das zum Bewußtſeyn gekommene England luſtig machen.“ — „Ich, und mich luſtig machen!“ rief der Ritter. „Ei, liebe, junge Leute, 's iſt nur, daß der alte Kopf nicht ſo viel jungen Wein verträgt. Ein junger Magen leert das mit dem Bodenſatz aus und bleibt nüchtern, während wir alten Leute ſchon vom Rippen — Ei, Sir William, mein lieber Vetter, Ihr ſchenkt zu viel ein.“ — „Es gilt dem jungen England, als deſſen Bürger wir den ehrenwerthen Sir Jedediah Cleishbothem aufnehmen!“ ſprach der junge Lord und nickte ſeinem Nachbar zu: „der Alte lallt ſchon; laßt ſtarken Punſch bringen.“ — „Es wäre ein köſtlicher Schluß, wenn wir das alte England unter den Tiſch brächten,“ ſezte ein Anderer hinzu. — „Liebe, junge Leute!“ ſprach Sir Jedediah gerührt, „erlaubt mir ſchon, euch ſo zu tituliren; denn was iſt jezt ein ſchöneres Lob, als jung ſeyn! ſo berufen, die Welt zur Vollkommenheit zu bringen! Wenn der alte Jedediah vorhin ſtill ſchwieg, Gott, dachte ich, wie war dein ganzes, langes Leben doch nichts, als eine wüſte Straße, wo du rechts und links nichts ſahe‌ſt, als was deine Väter ſchon kannten, und wie biſt du ſelbſt nun in dieſer jungen Frühlingszeit nichts, als ein morſcher Rumpelkaſten mit abgelegten Ideen, deren Albernheit jeder Schuljunge einſieht. Es iſt eigentlich hübſch von euch, daß ihr ſolchen Krüppel von ehemals unter euch duldet und auch ein Wort ſchwatzen laßt. Gebt mir Eure Hände.“

Man gab die Hände, man ſchüttelte ſie, lachte, winkte ſich und trank dem Ritter zu. Als ſchon bei der dritten dampfenden Bowle mancher Knopf geſprungen und manches Wort entfallen war, das mehr zur Politik der Nacht, als des Tages gehörte, erhob Sir Jedediah ſein Glas gegen den Vollmond, welcher über die beſchneiten Dächer von dem jezt heitern Nachthimmel durch die Fenſter ſchien. „Was! der alten, verſchimmelten Laterne ein friſches Glas!“ rief Einer, der ſchon mit den Beinen auf drei Stühlen lag. — „Ein Vollmond bringt's dem andern!“ lachte der Zweite.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

Die unterbrochene Julifeier.

Wer hätte vorherſehen können, daß die fünfte Jahresfeier der drei merkwürdigen Julitage auf eine ſo traurige Weiſe unterbrochen werden würde? Freilich, daß ſie ganz ſo fröhlich werde begangen werden, wie in den erſten Jahren, durfte man nicht erwarten. Es iſt ſo Manches vorgefallen, was einen Theil der Nation zum Unmuthe ſtimmt, und dann der langwierige Kriminalprozeß vor der Pairskammer, mit dem man Anfangs ſo großen Lärm machte, und der zulezt nur Langeweile und Mißmuth erregte u. ſ. w. Indeſſen ſehen die Pariſer doch immer gern die drei Tage wiederkommen, die ihnen ſo wichtige, folgenreiche Thaten wieder lebhaft in's Gedächtniß rufen. Die Regierung hatte mit ziemlichem Aufwande die Vorbereitungen zu den Feſten getroffen. In den architektoniſchen Verzierungen war diesmal der orientaliſche Styl vorherrſchend, wahrſcheinlich weil der junge Miniſter Thiers und ſeine jungen Architekten es für

gut befunden hatten, den Parisern etwas Neues zu geben. So nahm sich der zur Orchestermusik in dem Tuileriengarten bestimmte Pavillon in chinesischem Geschmacke sonderbar aus; in dem vergoldeten Geländer umher waren rothe und gelbe Kugeln angebracht, und Guirlanden von Papierlampen zogen sich oben rund um den Pavillon herum. Das Ganze sah phantastisch aus, wie wenn es zu einer Spielerei bestimmt wäre. In einem ähnlichen Geschmacke war ein großes Gerüste mitten auf dem Platze Ludwigs XV. errichtet, auf welchem bekanntlich Ludwig XVI. den Tod erlitten hat. Weder der Pavillon, noch das große Gerüste sollten diesmal zu etwas dienen. Die frömmelnde Gazette de France behauptet, die Vorsehung habe nicht dulden können, daß man auf eben dem Platze, wo ein König unschuldigerweise sein Blut habe vergießen müssen, ein Lustfeuer abbrenne und über die Vertreibung der Nachfolger dieses Königs frohlocke. Allein schon lange brennt man die Feuerwerke, zwar nicht auf dem Platze, aber doch daneben, am Eingange der elysäischen Gefilde, oder auf der Brücke Ludwigs XVI. ab. Doch so viel ist gewiß, daß das Feuerwerk nie mitten auf dem Platze, wo das Blutgerüste Ludwigs XVI. stand, abgebrannt worden ist, und auch diesmal hat dies nicht stattgefunden, obschon Alles dazu vorbereitet war. Es sollte nun einmal nicht so seyn. Am ersten Tage, dem Trauertage für die im Jahr 1830 Gefallenen, waren, wie bei den frühern Jahresfeiern, die Gräber derselben reichlich verziert, aber diesmal kostbarer und nach andern Planen, als in den vorigen Jahren; besonders bemerkte man auf den Gräbern vor dem Louvre, wo die meisten Geldbeiten liegen, ein Castrum doloris, welches inwendig mit vielen Wachskerzen erleuchtet war, woran man die vorigen Male nicht gedacht hatte. In den Kirchen wurde ein Seelenamt gehalten; übrigens wurde dieser Tag wenig gefeiert. Die Laden und Werkstätten waren alle offen, und am Abend wurde auch in einigen Theatern gespielt. Diese Feier könnte wegfallen, denn je mehr man sich von dem verhängnißvollen Jahr 1830 entfernt, desto geringere Theilnahme erregt das Schicksal der damals Umgekommenen, da die Regierung nichts zu dieser Feier veranstaltet, als einige Trauerverzierungen. Ich habe mich im vorigen Jahre über die Art geäußert, wie ein solcher Tag nach meiner Meinung zu einer Nationaltrauer hätte umgeschaffen werden können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., Juli.

(Beschluß.)

Kunst. Literarisches Leben.

Ungemeine Sensation erregte in der musikalischen Welt der Violinspieler Haumann aus Paris, welcher einmal im Theater, und ein zweites Mal im Saale des Weidenbusches bei einem Deklamatorium, welches Herr Kiesewetter gab, nicht bloß eine bewundernswerthe Geschicklichkeit, sondern auch die poetische Bedeutung seiner Virtuosität so glänzend entwickelte, daß Musikverständige, und zwar solche, die mit ihrem Enthusiasmus sonst ziemlich haushalten, keinen Anstand nahmen, ihn neben Paganini zu stellen. — Seit die außerordentliche Ausstellung, die erste, welche der hiesige Kunstverein veranstaltet hatte, und wobei zu bemerken, daß kein einziges Bild von Privaten gekauft wurde, vorüber ist, gab es im Gebiet der bildenden Kunst wenig Neues von Belang zu beschauen und zu beurtheilen. Das Erheblichste waren zwei im Lokale des Kunstvereins aufgestellte Zeichnungen des genialen Lessing: Huß vor dem Concil in Kostnitz, und: die Predigt eines Hussitenanführers, welche ich jedoch, so enthusiastisch ich auch für Lessing eingenommen bin, dessen „Räuberneste“ und „Viatikum“ auf der Ausstellung Jung und Alt mit vollem Fug und Recht entzückten, nicht zu seinen reinst gelungenen und absolut trefflichen Arbeiten zählen möchte, da ich mit einer gewissen Manier, die mehr oder weniger in beiden anklingt, und fast an eine höhere poetische Ausbildung des historischen Styls niederländischer Meister erinnert, mich nicht befreunden kann. Interessant war eine Reihe von Handzeichnungen aus dem Nachlaß eines in diesem Monat verstorbenen, von hier gebürtigen, sehr talentvollen Malers, Peter Vogel, welcher erst spät Gelegenheit gefunden hatte, die Kunst zur Lebensfrage zu machen und sich dann derselben mit so vieler Kraft und Herzinnigkeit hingab, daß er im eigentlichsten Sinne an den Folgen übermäßigen, andauernden Kunsteifers starb. Nächstens finde ich Gelegenheit, über die neuen Fresken Veits und vielleicht auch schon über dessen neue Cartons ausführlicher zu berichten. Der treffliche Kupferstecher Eduard Schäffer, beim Städelschen Institut angestellt, beschäftigt sich mit dem Stich einer in der Kunstwelt bisher noch unbekannten Raphaelischen Madonna. Unter den hier lebenden Porträtmalern nimmt Joseph Binder (jezt gleichfalls am Städelschen Institut angestellt) den ersten Platz ein. Unter den neuen Ankäufen des Städelschen Instituts, dessen Direktor bekanntlich Phil. Veit ist, sind ein großes Bild von Moretto und ein Bild aus Raphaels erster Epoche höchst bemerkenswerth.

Ueber das literarische Leben in Frankfurt lassen Sie mich lieber schweigen. Hier äußert sich, obwohl die hier lebenden Schriftsteller meistens Fremde sind, der Individualismus beinahe noch stärker, als sonst im Allgemeinen; jeder lebt in seinem eigenen, enggezogenen Kreise, keiner kümmert sich um den andern, keiner sucht den andern, es ist keine Freude, keine Erquickung. Fast möchte man auch hier, wo die Grenzen doch so kleinmeisterlich gezogen sind, einen Kastengeist, eine ältere und jüngste Literaturaristokratie einerseits, eine gewisse Unbeugsamkeit und Meinungsstörrigkeit anderseits voraussetzen, welche freundlichen Berührungen hemmend in den Weg treten. Hofrath Ronsseau hat sich ganz in die katholische Büchermacherei versenkt, der geistreiche Carové steht der jüngern Literatur ferne, Hofrath Berly schreibt unverdrossen seine leading articles für die Ober-Post-Amts-Zeitung. Die Redaktionen der Didaskalia und des Frankfurter Konversationsblattes bekämpfen sich wechselseitig mit so großer Erbitterung, als Obermayd und Abriman, daß die Sache wirklich bis zum Aergerniß herabsinkt. Den Stoff gab der wechselseitige Vorwurf des Nachdrucks, den ersten Anlaß eine Kontroverse zwischen Gutzkow und Professor Jakob in Schulpforta, von denen der Erstere dem Lezteru vorgeworfen hatte, dieser habe im literarischen Zodiakus an seinen (Gutzkows) Napoleoniden ein Plagiat begangen. — Seit einiger Zeit ist auch Wienbarg hier, ist aber bis jezt für Jedermann unsichtbar. Er soll sich damit beschäftigen, eine „belgische Reise“ zu beschreiben. — Im Anfang dieses Monats nahm die Feier des Dienstjubiläums Sr. Excellenz des Freiherrn v. Brinks-Berberich, eines allgemein geachteten und verehrten Mannes, die Konversation der Stadt in Anspruch; zwei Festmahle wurden veranstaltet, eine herrliche Medaille, ein Meisterstück der Prägekunst, ein halbes Dutzend Gedichte und Musik verherrlichten den Tag.

Beilage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 195.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 15. August 1835.

Bacchus, feister Fürst des Weins,
Komm' mit Aeuglein muntern Scheins!
Alle Sorge scheucht dein Spund;
Füll' uns, bis die Welt geht rund!

Shakespeare.
Antonius und Cleopatra.

Eine Parlamentswahl.

(Fortsetzung.)

„Unsere Mitbürger, unsere Mitmenschen da oben!“ rief ein junger Mann; „wenn das Herz einem für die allgemeinen Leiden springt, warum soll's denn bei unserer miserabeln Erde stehen bleiben! — Meint ihr, daß sie da oben nicht unterm Druck stehen, keinen Zehnten zahlen müssen an die Kirche, die dafür Maulaffen feil hat, keine Armensteuern von den Armen einfordern, wißt ihr, ob die Mondquäker Baccalaureen und Doktoren werden können an den Monduniversitäten, und die Mondsoldaten keine Peitsche kriegen?“ — „Und die blassen Neger emancipirt sind!“ jauchzte Lord Allborough. „Auf die Freiheit der Mondneger!“ schrie Sir William. „Schenkt ihm ein, dem alten Herrn!“ winkte der Fabrikherr, und die Kelle füllte die übervollen Gläser, während der Tisch bereits troff vom Ueberfluß. „Alle Mondbürger sind Leidensbrüder!“ — „Auf ihre Emancipation!“ — „Alle Leidenschaften, die uns Fesseln anlegen, abgestreift, was uns hindert am Fluge!“ trumpfte der Lord, und der Fabrikherr lallte: „Mehr eingeschenkt dem alten Ritter, immer mehr!“ — „Es wird zu viel!“ sprach Master Murphy, der sich erhoben, um wieder in den Stuhl zurückzusinken; „das erinnert an die alten Whiggelage.“ — „Umgekehrt!“ schrie Sir Jedediah, „wir können nicht genug trinken. Beweisen müssen wir, daß die Zeit vorüber ist, wo liberale Männer sich betranken. Wir müssen trinken, um zu zeigen, daß wir immer nüchtern bleiben! Eine neue Bowle! — Auf das seiner selbst bewußte junge England!“

Der neuen Bowle war noch eine neuere gefolgt, die aber jezt, ein umgeworfenes Wrack, auf dem Tische lag, während ihr halber Inhalt sich quer durch das Zimmer nach der Thür einen Ausweg bahnte unter Hüten, Perrücken und Röcken weg, einzelne Füße, die nicht mehr Kraft hatten, sich auf einen Stuhl zu heben, umspülend. Aus dem allgemeinen Schiffbruch, wo nur noch Master Murphy, mit der Punschkelle in der Hand, der Wand vordocirte, daß reformiren nicht destruiren sey, rettete sich Sir Jedediah mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit. Er stand vollkommen aufrecht, als er draußen seine schiefe Weste gerade zog, und als er dem rothbackigen Küchenmädchen, das er beim Lauschen am Schlüsselloch überrascht, zur Strafe in die Wangen kniff, daß sie laut kicherte, hätte ihm Niemand die Jahre angesehen, über die er vorhin klagte. Die Wirthin, die ihn fragte, was denn daraus werden sollte, bat er, für seinen jungen Verwandten, Sir William, zu sorgen, daß er in ein Bett gebracht werde, das andere junge England aber dem lieben Gott zu überlassen und dem heiligen

Georg, welche über das alte, wie über das neue England Wacht hielten. „Ach, Sir Jedediah,“ sagte Sara, „was soll das mit unserer Jugend werden! die Gentlemen sonst vertrugen mehr und tranken doch ganz anders. Das wird jezt Alles recht armselig.“ — „Meine werthe Mistreß Digby,“ entgegnete der Ritter, „alle echte Betrunkenheit kommt entweder von der Beschaffenheit des Getränkes, oder des Trinkers her. Entweder ist der Wein jung, oder die Köpfe sind jung. Angenommen nun, daß dies hier mit Beidem der Fall ist, so wird sich das Beides mit jedem Jahre bessern, und wenn dieser junge, gährende Wein eine alte, abgestandene Sache ist, so versichere ich euch, werden diese jungen Leute auch alt und abgestanden seyn.“

„Ein charmanter Ritter aus der alten Zeit, der einen Spaß versteht und seine Worte zu setzen weiß,“ sprach Sara an der Thürschwelle, als Sir Jedediah mit seinem Diener langsam über den Markt ritt, nicht ohne zuvor noch vom Pferde herab vor der Dame des Hauses den Hut gezogen zu haben. „Mit Jedem weiß er zu reden und verträgt was, wie es eines Gentlemans Pflicht ist, derweil das junge Volk, das von Egalität redet, Zeug schwazt, was keiner versteht, und sich Wunders was dünkt, wenn es einem auf seine Rede Antwort gibt. Den hätten sie sollen in's Parlament schicken, damit die Andern von ihm lernen, was feine Sitte ist.“ Aus der Dunkelheit schallte noch eine Weile Sir Jedediahs Stimme zu ihrer Freude:

Altenglands ist ein Edelstein
Inmitten Meereswogen,
Die Sonne scheinet nicht so rein
Am blauen Himmelsbogen.

Erhalt' uns nur in Einigkeit,
Schirm uns vor bösen Lüsten,
Und alle gute Christenheit
Vor'm Wüthen des Papisten.

Schenk unsern Schiffen guten Wind,
Daß sie den Lauf nicht ändern,
Wenn Korn und Vieh gerathen sind,
Was fehlt noch den Engländern!

Wie Mistreß Digby ihre Gäste nach Hause geschafft, hat der Chronicle von Turningtime nicht berichtet. Aber noch am selbigen Morgen, wo die Whigs ihren Sieg oder ihren Rausch ausschliefen, hat man die glänzende Equipage der Lady Judith vor dem Wirthshaus zur fliegenden Schnepfe wieder halten und die Lady selbst im eifrigsten Gespräch mit der Wirthin gesehen. Ob die liebliche Judith, der man die schlaflos zugebrachte Nacht kaum ansah, bei Sara angesprochen, um die Niederlage ihrer Feinde zu betrachten, wurde eben so wenig bekannt, als worüber die Lady mit der Wirthin einig geworden, als Leztere jener die Hand drückte und sprach: „Auf mich können Mylady sich wie auf Gold verlassen!“ Darauf gingen beide, Mylady zu Fuß und ohne Bedienten, durch die Hinterthüre weg, und wieder durch Hinterthüren und Gartenpforten traten sie in dieses und jenes Bürgerhaus. Auch was hier vorgefallen, verschweigt der Chronicle. Aus der Art aber, wie fast an jeder Thüre der ehrenwerthe Hausbesitzer und Bürger von der Dame Abschied nahm, wollen ehrenwerthe Zeugen schließen, daß beide Theile mit dem abgeschlossenen Geschäft zufrieden waren. Hier betrachtete nachher ein Familienvater mit Stolz den Platz auf dem Sopha, wo die Lady gesessen, und ein Anderer sezte das Glas, aus dem sie genippt, in den Schrank, damit die Stelle, die ihre Lippen berührt, nie gewaschen würde. Eine Mutter hielt es sogar für Unrecht, ihrem ungezogenen und nicht übermäßig reinen Jungen mit dem Säuberungstuche zu Hülfe zu kommen, weil die Lady vorhin ihn auf dem Schoße gewiegt und geküßt und versichert, das sey das artigste Kind, das sie je gesehen.

Als die Lady in der Beedle-Bowdle-Halle am späten Nachmittage vorfuhr, erschrack der wohlbeleibte Portier nicht sowohl über die verspätete Rückkehr, als über die Unmasse von Spielzeug, Stoffen und Geräthschaften, welche aus dem Wagen ihm entgegen flogen. Er meinte bei sich, die Lady müsse alle Ladenhüter des Marktfleckens aufgekauft haben, obgleich Miß Wilson einem Vertrauten verrieth, daß Judith in ihrer übermüthigen Laune schon unterwegs einen guten Theil den Bettlern auf der Straße zugeworfen habe. Dennoch mußte sie mit dem Kauf zufrieden seyn, denn nie hatte sie der Portier so frohen Muths aus dem Wagen springen sehen.

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber das Hören vermittelst des Tastsinns.

(Beschluß.)

Versuche mit solchen, vom Kopfe entferntern Theilen wären aus dem Grunde um so interessanter und instruktiver, da sich bei größerer Entfernung von dem Ohre deutlicher unterscheiden läßt, ob man unmittelbar in jenen Gliedern, also vermittelst der Tastnerven, oder aber im Ohre und vermittelst des Gehörnervens hört. Noch entscheidender aber sind Versuche mit Tauben, deren Gehörnerve sich durch die geringe Schallempfindung in den Zähnen als abgestorben erweist, und es wäre daher sehr zu wünschen, daß genaue Beobachtungen mit solchen angestellt würden.

Ein Hören vermittelst des Tastsinns ist übrigens so wunderbar und unerklärlich nicht, denn so verschieden auch die Gehör- und Tastempfindung erscheint, so

verwandt sind die durch beide Sinne vernommenen Einwirkungen der Außenwelt, beiderseits nämlich mechanischer Eindruck, Stoßbewegung. Der Unterschied ist bloß graduell und beruht auf der verschiedenen Geschwindigkeit, indem die mechanischen Eindrücke eine Geschwindigkeit von wenigstens 32 Schwingungen in der Sekunde erreichen müssen, wenn sie als Schälle vernommen werden sollen, während sie unter diesem Grade von Geschwindigkeit bloß als zitternde Bewegungen, bei noch geringerer Geschwindigkeit als Stöße, und endlich bei dem Minimum von Geschwindigkeit als bloßer Druck getastet werden. Das Gehör steht in dieser (der objektiven) Beziehung dem Tasten viel näher, als jedem andern Sinne, denn während es mit ihm dieselbe Art der äußern Einwirkung theilt, ist das Auge auf die dynamische Einwirkung des Lichts, der Geruch und Geschmack auf die chemischen Einwirkungen der auflöslichen Stoffe angewiesen. Das Gehör steht ungefähr in demselben Verhältnisse zum Tastsinn, wie der Geruch zum Geschmack; es ist ein feineres Tasten, wie dieser ein feineres Schmecken ist.

Da zwischen den hörbaren und den tastbaren mechanischen Einwirkungen ein bloßer Graduntekschied der Geschwindigkeit stattfindet, so ist zum Voraus keine scharf abgeschnittene Grenzlinie zwischen beiderlei Sinnwahrnehmungen zu erwarten. Diese Erwartung von Uebergängen zwischen beiden Sinnen wird sich indessen durch die Ansicht der beiderseitigen Sinnorgane noch mehr steigern. Die wesentliche Einrichtung des Ohrs besteht darin, daß ein Nerve den feinern und geschwindern mechanischen Eindrücken, den Vibrationen, auf unverletzliche Weise bloßgelegt ist; dieser Zweck wurde durch elastische Bedeckungen, hinter welchen der Gehörnerve geschützt liegt, erreicht. Die Luft des äußern Gehörgangs und der Trommelhöhle, das Trommelfell und die Membranen des runden und ovalen Fensters, das Wasser des innern Ohrs, sammt dem knöchernen Gehäuse leiten die feinern vibrirenden Einwirkungen der Außenwelt, die schwächeren selbst verstärkt, an den Gehörnerven, während die gröbern mechanischen Impulse abgehalten sind und die zu starken Schallschwingungen gedämpft werden. Die Tastnerven, welche den hörbaren Vibrationen verschlossen werden sollten, verzweigen sich dagegen an der innern Fläche weicher, unelastischer Häute, und pflanzen darum nur die gröberen, tastbaren mechanischen Impulse bis zu den Nerven fort. In der Regel ersticken nun in diesen unelastischen, die Tastnerven bedeckenden Häuten die feineren, hörbaren Vibrationen, oder sinken wenigstens unter den zum Tone erforderlichen Grad der Geschwindigkeit herunter. Allein es ist begreiflich, daß dies nicht immer und überall geschieht. Namentlich werden an Stellen, wo die Haut dünner und durch keine fleischigte Unterlage von dem Knochen geschieden ist, die Schallvibrationen immer noch mit der zum Tone erforderlichen Geschwindigkeit auf die Nerven einzudringen vermögen und Gehörempfindungen hervorbringen. Insbesondere werden die Zähne, da sie selbst aus elastischer Substanz bestehen und mit dem Knochensysteme des Kopfes in fester Verbindung sind, am besten zu dieser außerordentlichen Schalleitung sich eignen.

Vermöge dieser, den voranstehenden Erscheinungen angemessenen Erklärung, reducirt sich der wesentliche Unterschied zwischen dem Gehör- und Tastorgan darauf, daß dort Nerven unter elastischen, hier unter unelastischen Hüllen sich verbreiten. Der Unterschied liegt also nicht in den Nerven, sondern in dem äußern Organe. Jeder Tastnerve könnte vielmehr auch zum Hören dienen, wenn und so weit sein äußeres Organ, namentlich die ihn bedeckende Haut, elastisch und den geschwinderen Vibrationen zugänglich ist.

Ueberhaupt dürfte wohl der wesentliche Unterschied zwischen den verschiedenen Sinnen mit Unrecht in den Nerven und einer verschiedenen Organisation und Funktion derselben, wovon die anatomische Ansicht so wenig zu entdecken vermag, gesucht werden. Ohne Zweifel tritt das Bewußtseyn durch alle Nerven gleichmäßig und gleich geschickt zu allen möglichen Wahrnehmungen an die äußern Sinnorgane heraus, und der Unterschied der fünf Sinne entsteht erst dadurch, daß durch das äußere Sinnorgan bloß gewisse Einwirkungen der Außenwelt zugeleitet, alle übrigen dagegen ausgeschlossen werden. So ist das Auge der einzige Punkt des Körpers, wo ein Nerve unter durchsichtigen Hüllen der unmittelbaren Einwirkung des Lichtes bloßgelegt ist, und es erklärt sich wohl die dem Auge eigenthümliche Empfindung der Helligkeit vollständig aus obigem Umstand, ohne daß noch eine eigenthümliche Organisation des Sehnervens zu Hülfe zu rufen wäre. Der Geruch- und Geschmacksinn unterscheiden sich von dem Tastsinn wesentlich dadurch, daß ihre Nerven sich unter Schleimhäuten verbreiten, welche durch die von ihnen ausgeschiedenen Flüssigkeiten die schmeckbaren und riechbaren Stoffe auflösen und sich mit ihnen in chemische Wechselwirkung setzen. Der Unterschied reducirt sich so sehr nur auf diese Funktion der Schleimhäute, daß die Geruchs- und Geschmacksorgane bei einer Störung derselben bloß noch zum Tasten dienen. — Indessen mögen diese Bemerkungen, welche keineswegs auf den Titel einer erschöpfenden Erklärung Anspruch machen, bloß dazu dienen, den Schein des Wunderbaren, welcher vielleicht der genauern Beobachtung der akustischen Nebenfunktion des Tastsinns im Wege steht, zu zerstören.

Philosophische Studien.

Der Philosophie Systeme
Sind mir alle nun bekannt;
Keines findet mein Verstand,
Dem er gänzlich sich bequeme.

Zwar die neuesten Ideen
Schienen mir vor allen faktisch,
Doch ich fand auch sie nicht praktisch,
Als mein Kind ich angesehen.

Eines leben wir im Andern,
Und so kommt es gar nun, daß
Ich, wie einst Pythagoras,
Glaube, daß die Seelen wandern.

C. Rapp.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Die unterbrochene Julifeier.

Der zweite Tag sollte feierlicher werden, und der dritte noch mehr; es war aber im Verhängnisse bestimmt, daß diesmal kein dritter Tag kommen sollte. Am zweiten hatte die große Revue auf den Boulevards statt, eine Feierlichkeit, an welcher, weil sie nur einmal im Jahre stattfindet, fast ganz Paris Theil zu nehmen pflegt, entweder als Nationalgarde, oder als Zuschauer, weßhalb denn auch die Alleen der Boulevards und alle Häuser zu beiden Seiten gedrängt voll sind. Bis um zwölf Uhr ging Alles still und ruhig ab, und der königliche Zug war bis zu dem Boulevard du Temple gelangt; aber hier entlud sich die abscheuliche Mordmaschine des Gérard, oder vielmehr des Korsen Fieschi; ich glaube, in den ersten Minuten wußte Niemand, daß sie eine so schreckliche Verheerung angerichtet hatte, denn da der Boulevard sehr breit ist und der Menschen so viele waren, so konnte man die Wirkungen der Maschine nicht übersehen; erst als der Zug vorübergezogen war und man nun überall verwundete oder getödtete Menschen und auch einige Reitpferde liegen sah, hatte man einen Begriff von dem abscheulichen Unternehmen jenes Korsen, und von der Gefahr, welcher der König mit seinen Söhnen auf fast unbegreifliche Weise entgangen war. Der Anblick dieser Leichenstätte soll fürchterlich gewesen seyn. Nun konnte von keiner Lustbarkeit zur Feier der Julitage mehr die Rede seyn. In Paris hat aber oft eine Gegend ein ganz ruhiges Ansehen, während in einer andern Trauer und Verwirrung herrscht. So gingen um vier Uhr die Leute ganz ruhig im Tuileriengarten und in den elysäischen Gefilden spazieren, und man war im erstern noch damit beschäftigt, die papiernen Lampen im chinesischen Pavillon einzuhängen, als ob um Mittag nicht der schreckliche Auftritt auf dem Boulevard du Temple vorgefallen wäre; ja, manche Leute wußten gar nichts davon. Erst am andern Tage erfuhr die Hälfte von Paris durch die Zeitungen, wie viele Familien durch das Verbrechen eines Einzigen unglücklich geworden waren. Die Regierung hatte alsbald beschlossen, alle diejenigen, welche durch die Höllenmaschine (denn so wurde sie in den ministeriellen Blättern genannt) umgekommen waren, auf Kosten des Staats feierlich begraben zu lassen, und hatte, sonderbar genug, die unterirdischen Gewölbe der Kirche des Invalidenhotels, wo sonst nur ausgezeichnete Krieger beigesetzt werden, zu ihrer Begräbnißstätte gewählt. Heute fand diese feierliche Beisetzung mit einem Pompe statt, wie er kaum bei dem Leichenbegängnisse der Könige Frankreichs ersehen wird. Diese Pracht, dieser Aufwand hatte nichts Rührendes, ja nicht einmal etwas Erbauliches; aber jammervoll war der Anblick der vierzehn Leichenwagen, mit erschossenen Kindern, Frauen, Bürgern, Offizieren und einem der Marschälle Napoleons. Wenn mit diesem Leichenbegängnisse nur nicht auch die öffentliche Freiheit zu Grabe getragen wird! denn leider folgt auf so schreckliche Verbrechen stets eine Einschränkung der erworbenen Rechte, und die ganze Nation muß für die Verschwörung Weniger büßen. Für die Familien der Getödteten wäre eine stille Trauer angemessener gewesen; aber die Regierung hielt es nicht allein für billig, sondern auch für staatsklug, das prunkende Leichenbegängniß von 80.000 Bewaffneten begleiten zu lassen und die Schlachtopfer des Korsen allen Parisern zu zeigen. Wenn dieses herzzerreißende Schauspiel nur nicht zur Rache entflammt und die Herzen gegen Menschen oder Parteien empört, die vielleicht nicht den mindesten Antheil an der Verschwörung gehabt haben!

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 189:
Das Saatfeld.

Räthsel.

Das Klösterlein.

(Vergl. die beiden Räthsel in Nr. 249 von 1829.)

Ich weiß ein drittes Klösterlein,
's hat mehr als hundert Brüder.
Die Brüder gehen aus und ein
Und plündern hin und wieder;
Zum Fasten haben sie nicht Muth,
Ihr Tisch ist reich besetzt und gut.
Doch sind sie sonst ein fleiß'ger Chor.
Die Frau Aebtissin steht ihm vor,
Ein großes, königliches Weib,
Doch nicht mit unfruchtbarem Leib;
Ja, daß es nie an Kindern fehle,
Dafür sorgt sie mit Leib und Seele,
Und mancher tücht'ge Kavalier
Macht ihr den Hof und weiht sich ihr,
Und büßt die Liebe mit dem Tode:
Das ist im Klösterlein so Mode. —
Die Klosterbrüder schickt sie aus,
Erst Abends kommen sie nach Haus,
Und suchen nach der Blumenuhr
Die enge, zierliche Klausur,
Die Wohnungs- und die Speisezellen,
Gar fein gemauert ohne Kellen,
Mit selbstgemachtem, feinem Leim,
Und bringen frische Speise heim.
Das Kloster haben sie gemacht.
Doch nicht bethört, nicht überdacht:
Nun rathet auf, und rathet nieder,
Bewehrt mit Dolchen sind die Brüder.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 196.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 17. August 1835.

Wenn ich mich nicht meiner Soldaten schäme, so bin ich ein Seehund.
Kein menschlich Auge hat solche Vogelscheuchen gesehen.

Shakespeare.
Heinrich IV.

Eine sibirische Bärenjagd.

Die Cholera-Quarantäne des Gouvernements Perm verhinderte mich, auf die große Tobolsker Straße zu kommen, da ich mich zuletzt im Orenburger Gouvernement aufgehalten hatte, und ich war genöthigt, auf einem einzelnen Grubengebäude, Soyminowsky Rudnik (Grube), zu bleiben, um wenigstens meine schwere Bagage so verpacken zu können, daß sie nach den Vorschriften der Quarantäne die Grenze passiren konnte, und ich sie also nicht tiefer nach Sibirien mitzunehmen brauchte. Soyminowsky Rudnik liegt in einer wilden, waldigen Gegend; die hiesigen Goldwäschereien waren bald besehen, so wie ein kleiner Kupferbergbau, der, als die Sohle der Alluvion frei gemacht war, entdeckt wurde. Meine Bagage war auch bald geordnet, gleichwohl mußte ich auf die Ankunft eines Verwalters, der sie übernehmen sollte, einige Tage warten; wie war daher die Zeit am besten zu benutzen? Den ersten Tag sorgte ich für meine Küche, und schoß so viel Birkhühner, daß ich mich und meine Leute nicht nur auf mehrere Tage versorgt sah, sondern auch zuletzt keine Lust mehr hatte, immer dasselbe zu schießen. Den zweiten Tag besuchte ich in der Nähe wohnende Baschkiren, ließ sie mit Bogen schießen, sah das Wenige, was sie noch Eigenthümliches beibehalten haben, und wurde mit Pferdefleisch regalirt. Da erzählte mir der, welcher unter ihnen am meisten in Ansehen stand, Kazim Bash, daß er in der Gegend Bären wisse; Schnee sey kürzlich gefallen, jezt sey die beste Zeit, sie im Winterlager aufzusuchen, jezt seyen sie am fettesten und das Fell am schönsten. Ich bekam Lust zu einer solchen Jagd und bestellte Kazim Bash nebst seinen besten Jägern. Den nächsten Tag erschienen sechs Baschkiren in wunderlichem Aufzug: spitze Filtrirmützen von Filz oder Dachshaut, kurze Schafpelze, mit farbigem Shawl gegürtet, ein großes Messer in hölzerner Scheide an der Seite, auf dem Rücken eine ziemlich lange Büchse (Windowke) mit einer Gabel, deren zwei Spitzen noch über den aufwärtsstehenden Kolben wie Stacheln emporstarrten. Ueber den Kolben und bis über das Schloß herunterreichend, hatten sie wasserdicht zusammengenähte Dachshäute als Futteral gestreift, um das Schloß trocken zu erhalten. Die spitzen Mützen auf den braunen, breiten Gesichtern, mit lang geschlitzten, nach den Schläfen hinaufgezogenen Augen, die im Rücken emporstehenden Gabelspitzen, die langen Futterale von Dachsfell, die wilde Pelzkleidung mit dem darum hängenden Jagdapparat, die dürren Pferde mit langgestrecktem Halse und fast niedergesenktem Kopfe — eine originelle Gruppe, und diese Burschen waren jezt mein Jägerkorps. Mein Bedienter war leider seit ein paar Tagen so geistvoll, daß er mich auch diesmal nicht begleiten konnte; um daher nicht

allein mit diesen Asiaten zu seyn, von denen ich im Fall der Noth keinen großen Beistand zu erwarten hatte, ließ ich mich von einem russischen Jäger, der gerade in den Goldwäschereien arbeitete, begleiten; er hatte schon drei Bären geschossen, und bat mich um ein gutes Gewehr und ein großes Messer.

Ich muß hier Einiges über das Feuergewehr der Baschkiren sagen, weil es manches Eigenthümliche hat. Ihre Büchsen sind gezogen und schießen ein kleines Blei, theils wie eine gewöhnliche Erbse, theils wie eine Zuckererbse groß; die Röhren werden in der Gewehrfabrik zu Tula vorzüglich gut gefertigt. Eine ganze solche Büchse kostet mit Schaft und Schloß fünf Rubel B.A. Die Landbewohner kaufen sie, nehmen Schloß und Schaft ab und machen sich beides selbst nach ihrer Weise; der Schaft ist flach und unzweckmäßig, das Schloß zeigt seinen ganzen Mechanismus auswärts, und ein großer Hahn beschreibt beinahe einen Halbzirkel gegen eine gut verstählte Batterie, die selten versagen wird. Das Pulver fällt aus der schlecht schließenden Pfanne leicht heraus, daher legen sie ein Stückchen Hasenfell, von welchem die Haare kurz abgeschnitten sind, so daß nur ein leichter Flaum sitzen bleibt, über das Pulver, von welchem es dann natürlich, ehe man schießen will, abgenommen wird. Etwa unter dem zweiten Drittheil der Länge des Laufes befestigen sie eine hölzerne Gabel, welche oft noch mit eisernen Spitzen versehen wird; sie spannt ein paar Schube auseinander, ist um einen Bolzen beweglich und wird senkrecht auf die Erde aufgesetzt; der Schütze kniet nieder und zielt ein paar Minuten lang, schießt aber auch dann auf 100, ja auf 150 Schritte ein Haselhuhn herab, oder das auf den Gipfel der höchsten Fichten vor den kleinen Spürhunden geflüchtete graue Eichhorn (Weeh), aber stets nur durch den Kopf, um den Balg nicht zu verderben. Aus freier Hand oder gar im Fluge zu schließen, sind sie nicht geübt, und halten es für Unrecht, Pulver und Blei zu riskiren, da sie aufgelegt selten ihr Ziel fehlen. Viele Jäger haben keine Kugelform zu ihren Büchsen, sondern sie gießen das Blei als ein langes, dünnes Stäbchen, wovon sie, wenn sie es brauchen, ein Stückchen abbeißen und schnell zwischen den Backzähnen rundlich kauen. Der Jäger legt es ohne Pflaster auf die Mündung, setzt einen hölzernen Stampfer auf, schlägt es mit einem kleinen hölzernen Hammer in den Lauf und stößt es mit dem eisernen Ladstock auf das Pulver nieder. Ein kleines ledernes Säckchen für Blei oder Kugeln, der hölzerne Stampfer und Hammer, ein eisernes Pulvermaaß wie eine kleine Düte, ein rundes, flaches, hölzernes Pulverhorn mit kupferner Spitze, nebst einer leinwandnen Tasche und einem Messer in hölzerner Scheide machen den Jagdapparat eines sibirischen Jägers aus, hängen an Schnüren und Riemen um ihn herum und geben demselben ein abenteuerliches Ansehen. Außer dem Vortheil, daß eine solche Büchse (Windowko, bei uns Auerbahnsbüchse, Teschinken) wenig des oft seltenen Pulvers braucht, hat sie den noch größern, wenig Lärm zu machen; ist der Jäger gut versteckt und er schießt von einem Baume, auf welchem mehrere Stück Federwild sitzen, das unterste weg, so machen die darüber sitzenden einen langen Hals und schauen herab, was da vorgefallen sey. Der Jäger muß trachten, unbemerkt wieder zu laden, und schießt von demselben Baum ein zweites Stück, ja es behaupten Jäger, man könne so den ganzen Baum leeren. So viel ist gewiß, daß, wenn er das erste geschossen hat, die andern nicht weit fliegen, und er mit einiger Vorsicht sicher zum zweiten Male zum Schuß kommt, während der Schall meines Jagdgewehrs, gleich einer Lärmkanone, den ganzen Flug, der aus 50 bis 100 Stück besteht, verscheuchte. Ich erlaube mir hier eine Eigenheit des sibirischen Federwildes anzuführen: in Deutschland sind nur zur Falzzeit mehrere Hähne beisammen, in Sibirien kann man oft mehrere Meilen Waldung durchstreifen, ohne ein lebendes Wesen zu finden, weil es an Nahrung fehlt, und dann findet man plötzlich ganze Heerden von 100 und mehr Stück beisammen, und zwar sind dann bei dem einen Fluge fast lauter Hähne, bei dem andern fast lauter Hennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Parlamentswahl.

(Fortsetzung.)

War schon vor der ersten Wahl in dem so einsam gelegenen Herrenhause ein ungewöhnlicher Verkehr, so war jezt von den alten Thürmen bis zu dem griechischen Portal kein Fleckchen, wo nicht der Staub ausgekehrt wurde durch die Zugluft der auf- und zuschlagenden Thüren. Denn die Briefe und Boten stürmten an den Klingeln, und das Pflaster des Vorhofs kam nicht aus dem Dröhnen von den Hufschlägen der Kutschen- und Reitpferde. Die gefühlvolle Miß Wilson beklagte die armen Spinnen, die aus ihren geheiligten hundertjährigen Sitzen fortkrochen, die Lady aber meinte, wer jezt seinen alten Platz erhalten wolle, müsse sich aus seinem Schlafe regen. Noch unzufriedener als die Spinnen schien der alte Haushofmeister, der, während die Lady mit vollen Händen die Banknoten weggab und Päckchen mit Sovereigns selbst einsiegelte, ihr nie Geld genug anschaffen konnte. Auch schüttelte eine gewichtige Person, welche mit den Gästen zu dem großen Banket,

das heute gegeben werden ſollte, eintraf, Judiths geweſener Vormund, bedenklich den Kopf, als er die Rechnungen und Briefſchaften durchblätterte, welche in ihrer Arbeitsſtube, die zu einer großen Regiſtratur geworden, umherlagen. „Meine theure Lady, Sie ſetzen mehr als eine Jahreseinnahme auf einen zweifelhaften Erfolg.“ Aber Judith entgegnete: „Und wäre die Einnahme eines ganzen Lebens zu viel, wo Jahrhunderte auf dem Spiele ſtehen?“ Der Oberſt lächelte und meinte, man könne durch Drohungen wohlfeiler dazu kommen, und wenn man den Pächtern kündige, ſo wirke das wenigſtens eben ſo viel, als wenn man ihnen für ihre Stimme die große Wieſe von Heathenbroke, um deren Nutzung die Beedle-Bawdies mit den Earls von Allmondbury blutige Fehden geführt, für einen Schilling verpachte. „Und der Thor drüben,“ rief die Lady ärgerlich, „will doch noch nicht! Er trotzt darauf, daß ſeine erſte Frau meine Amme war. Aber er ſoll es büßen —“ und ein raſcher Federzug ſetzte ihren Namen unter ein Papier. Und wie ſie aufſah, ſtand derſelbe Mann, den ihr Federzug aus Haus und Hof treiben ſollte, vor ihr. Sie erröthete, wie er ſie aus ſeinem geſcheitelten Haar mit den großen, blauen Augen anſah.

„Jenkinſon, Ihr trotzt noch immer?“ — „Es ſteht geſchrieben, Mylady, daß die Wahlen frei ſeyn ſollen in England, und Jeder, der Beſtechung nimmt, der Strafe verfällt.“ — „Es ſteht aber auch geſchrieben, und Ihr wißt es beſſer, als ich, daß unſere Familie ihre Pächter gut hielt, daß wir die Pacht ſeit einem Jahrhundert nicht erhöhten, und daß es den Freeholdern nie in den Sinn kam, anders zu ſtimmen, als ihre Herrſchaft. Wodurch habt Ihr Euch beſtechen laſſen für die Feinde unſers Vaterlandes?“ — „Ich könnte fragen, Mylady, wodurch ließen Sie ſich beſtechen, gegen das zu ſtimmen, was dem Lande noth thut?“ — „Seit wann ſeyd Ihr ein Reformer?“ — „Seit ich einſah, daß Reform nothwendig iſt und kommen muß, hielt ich auch dafür, daß es beſſer ſey, zeitig anzufangen, als nachher über Hals und Kopf das Verſäumte nachzuholen.“ — „Ich ſcherze nicht, Jenkinſon, es gilt hier keinen Spaß.“ — „Das weiß ich, Mylady, denn gält' es das nicht, was es gilt, ſo wüßte ich nicht, warum ich nicht meiner gnädigen Lady zu Gefallen lieber für den alten, tauben Baronet, als für den ſpitzen Lord ſtimmen ſollte.“ — „Ihr pocht auf unſere Güte, auf unſere lange Nachſicht, aber wahrhaftig, die Geduld hat ein Ende. Jenkinſon, Ihr habt eine junge Frau, ſechs Kinder. Wie hübſch das Haus dort ſteht, mit dem Erker, der auf meine Fenſter ſieht; mein Vater ließ es Euch auf Euern Wunſch ſchmuck ausbauen. Wird es Euch ſo leicht, dem den Rücken zu kehren?“ — „Gewiß nicht, Mylady. Es ruht Gottes Segen auf dem Haus, in dem, wie wir aus unſerer Bibel wiſſen, ſchon unſer Urgroßvater geboren wurde. Aber auch Euer Haus ſteht nicht feſt, wenn der Boden wankt. — Ich komme, Abſchied zu nehmen, Mylady, und will Ihnen recht herzlich danken für das Gute, was ich, wir Alle, von Ihnen und Ihren Vätern genoſſen.“ — „So eilig? — Wo findet Ihr wieder einen Pacht?“ — „Lord Bramfield hat uns Hoffnung gemacht.“ — „Hoffnung! Und von Lord Bramfield! Und das nennt Ihr nicht Beſtechung? Glaubt Ihr dem glattzüngigen Lord, der für keine Seele auf der Welt ein Herz hat, der in ſeinem Hauſe ein widerwärtiger Tyrann iſt?“ — „Mylady, wenn ich zu wählen hätte zwiſchen Ihnen und dem Lord, ſo traute ich Ihrem Worte mehr, als ſeinen verbrieften Dokumenten; aber darauf kommt es nun hier nicht an. Ueberdem habe ich die Zuſicherung ſeines Neffen, und der junge Sir Edward iſt ein Edelmann, der noch keinen Menſchen betrog. Wollte Gott, es gäbe Viele in unſerer Grafſchaft, die es ſo redlich meinen, und ihr Alles, was ſie haben und hoffen, hingeben für's allgemeine Beſte. Ja, gnädigſte Lady, es thut nicht um Almoſen Noth, ſondern um die Sorge dafür, daß ihrer nicht immer mehr werden, die Almoſen bedürfen; derer, die Almoſen gerne geben, ſind noch genug in Altengland; aber es thut um die Noth, die dem Armen aufhelfen, daß er nicht mehr zu betteln braucht. Wenn es mir ſchlimm gehen ſollte — das weiß ich, ich könnte hier wieder um einen Schilling anklopfen, und Sie ſchenkten mir wohl ein Pfund, auch wenn ich für Lord Bramfield ſtimme; aber es ſind Hunderttauſende, die die Ausſicht haben, Bettler zu werden, wenn wir nur Butterbloſſoms in's Parlament ſchicken, und um deßhalb, Lady, und wenn Sie mir tauſend Guineen böten, kann ich nicht für Sie ſtimmen. Gott erhalte Ihr Haus; meine Frau und meine ſechs Kinder laſſen ſich Ihnen unterthänig empfehlen, und ſie werden, wo uns auch das Schickſal hin verſchlägt, für Ihr Wohlergehen beten.“

Als der Pachter fort war, zerriß die Lady den Bogen, auf den ſie vorhin ihren Namen geſchrieben, in viele kleine Stücke. Der Obriſt ſchloß ſie unwillkührlich in ſeine Arme und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. Sie ſagte, ſich ſanft losmachend: „Das eben iſt unſer Unglück, daß wir ſchwach ſind, wenn es zu handeln gilt!“

Seit lange war im Herrenhauſe kein ſo belebtes Feſt gefeiert worden, und doch war es nur der Deckmantel eines großen Geſchäftverkehrs. Auf der einen Seite galt es, einem Feldherrn, der verzagte, Muth einzuflößen, was durch Liebkoſungen, Ströme duftenden Weins aus Portugals und Spaniens Reben, und Pauken und Trompetenſtöße geſchah, welche den ehrenwerthen Baronet aus Butterbloſſom empfingen, und bei jedem ſeiner Worte, als wären es Orakelſprüche, begleiteten; auf der andern Seite handelte es ſich darum, noch mehr

Beisteuern zum großen Wahlgeschäft den Gästen zu entlocken, und Judith, erklärten die alten Herren, sey diesmal unwiderstehlich in ihren Bitten um ein paar Guineen gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Kriminalprozesse.

Wenn wir, von den unmittelbaren Tagesbegebenheiten uns abwendend, in der Zeit rückwärts blicken, so brauchen wir uns leider nicht lange nach Gegenständen umzusehen, welche mit dem Entsetzen, das so eben die Stadt und Frankreich erfüllte, keinen zu grellen Kontrast bilden. Der Juli war sehr fruchtbar an merkwürdigen Kriminalprozessen. Zuerst der nun schon Monate lang dauernde und mit vornehmer Behaglichkeit langsam fortgeführte Prozeß wegen des Aufruhrs zu Lyon, Paris und andern Orten, den die Herren Pairs, die den schönen Sommer gar nicht haben genießen können, zuletzt doch in mehrere Theile haben schneiden müssen, um wenigstens irgend ein Ende davon zu sehen. Glücklicherweise für sie ist ein Theil der Angeklagten seitdem entwischt, und dadurch wird das harte Tages- und Monatswerk der Pairs bedeutend abgekürzt werden. Dazwischen kam nun der Kriminalprozeß am Assisenhofe wider den Lieutenant la Roncière, wegen grausamer, an der Tochter des Generals Morel bei nächtlichem Einbruche verübten Gewaltthätigkeiten; ein Prozeß, welchen die Damen nicht weniger als die Männer in den Gerichtssaal zog, und den Advokaten Odilon Barrot, Berryer und Choix d'Estange zu rührenden Reden Anlaß gab. Zudem hatte dieser Prozeß manche Nebenumstände, welche ganz dazu geeignet waren, den Sitzungen des Assisenhofs ein besonderes Ansehen zu geben, z. B. die Anwesenheit zweier angesehenen Generalsfamilien, von denen die eine der klagenden Parthei, die andere der angeklagten angehörte; dann das nächtliche Verhör des jungen Mädchens, das nur zur Nachtzeit wieder zur Vernunft kommt, seitdem sie das Opfer jener Gewaltthätigkeiten geworden ist; dann alle die bedenklichen Fragen, welche bei diesem Prozesse zur Sprache kommen mußten, und wovon manche das weibliche Geschlecht, besonders den zartfühlenden Theil desselben, eigentlich hätten bewegen sollen, den Verhören nicht beizuwohnen. Die Entscheidung des Geschwornengerichts war sonderbar. Es erkannte den Lieutenant la Roncière für schuldig, fügte aber hinzu, es seyen mildernde Umstände vorhanden, und deßhalb wurde er zu keiner sogenannten infamirenden Strafe, sondern bloß zu zehnjährigem Verhafte verurtheilt. Es ist zu bedauern, daß das Geschwornengericht nicht verpflichtet ist, solche „mildernde Umstände" näher anzugeben. Hier hätte Niemand dergleichen erwartet; alle Umstände waren im Gegentheil höchst empörend, und sobald die Geschwornen den Beklagten für schuldig hielten, so mußten sie ihm auch alle die grausamen und kaltblütig ersonnenen Handlungen beimessen, welche in der Anklageakte vorkamen. Wahrscheinlich ist es, daß diese „mildernden Umstände" bloß angegeben wurden, um die ehrwürdige Familie des Beklagten vor der Schande zu bewahren, einen nichtswürdigen Sohn auf den Galeeren zu haben. Jedoch ist noch nicht Jedermann von der Schuld des Verurtheilten überzeugt, und der rührige und vielschreibende Charles Nodier hat in einer Zeitschrift an die sonderbaren Erscheinungen erinnert, welche die weibliche Einbildungskraft hervorzubringen im Stande sey, womit er zu verstehen gab, das Mädchen könne alle Gewaltthätigkeiten, weßhalb sie den Lieutenant anklage, selbst an sich begangen haben, ohne es zu wissen und auch nur zu ahnen. Dies war auch ungefähr die Behauptung, worauf sich die Vertheidigung des Anwalts des Beklagten stützte: Alles rühre von dem Mädchen her, sogar die schrecklichen anonymen Drohbriefe, womit die Familie so lange beunruhigt worden war. Dieser Kriminalprozeß war kaum vorüber, als ein nicht weniger merkwürdiger vor Gericht kam, nämlich der des Marinewundarztes Bancal, welcher seine Geliebten, einer verheiratheten Frau, mit der er den gemeinschaftlichen Tod beschlossen, den Todesstoß gegeben hatte, worauf er versucht, sich selbst zu entleiben. Er hatte ihr Anfangs die Ader geöffnet, dann hatten Beide Gift genommen, und als auch dieses nicht sogleich wirken wollte, hatte er, auf ihr Bitten, ihr ein chirurgisches Instrument in's Herz gestoßen und dann sich selbst einen tödtlichen Stich zu versetzen gesucht, was ihm aber nicht geglückt war, so daß man am andern Morgen die junge Frau todt, ihn aber noch lebend fand. Der königliche Anwalt stellte ihn, nachdem er geheilt war, vor Gericht, unter der Beschuldigung, den Tod der jungen Frau verursacht zu haben, wobei er denn die Behauptung aufstellte, Niemand habe das Recht, über das Leben seines Nebenmenschen zu verfügen und ihm den Tod zu geben, auch wenn dieser einwilligte. In moralischer Hinsicht ist dieses nun allerdings wahr, aber die Gesetze verfügen über einen so seltsamen Fall nichts. Daher bemühte sich sein Anwalt auch nur zu zeigen, daß die Frau wirklich den Tod verlangt habe, und daß der Beklagte selbst fest entschlossen gewesen sey, mit ihr zu sterben. Nun suchte zwar der königliche Anwalt den Geschwornen darzuthun, der Beklagte sey insofern strafbar, als er die junge Frau verführt und sie um ihre Vernunft und Fassung gebracht habe. Dies wollte der Beklagte aber nicht gelten lassen, und zeigte oder behauptete wenigstens, der Gedanke des Selbstmordes sey von der jungen Frau, nicht von ihm ausgegangen. Die Geschwornen hatten mit ja oder nein auf die Frage zu antworten, ob der Angeklagte wirklich mit Recht der Tödtung eines menschlichen Wesens beschuldigt werden könne. Im Französischen heißt das Vergehen homicide im Gegensatze von meurtre oder assassinat, indem ein homicide auch durch Unvorsichtigkeit, der Mord aber nur vorsätzlich geschehen kann. Sie antworteten verneinend, und alsbald wurde der Beschuldigte in Freiheit gesetzt. Es ist möglich, daß, wenn sie sich an den Buchstaben des Gesetzes gehalten haben, ihr Urtheil recht ausgefallen ist; aber in den Geist des Gesetzes und in die Untersuchung der Umstände können sie unmöglich tief eingedrungen seyn. Der Angeklagte war der Stärkere, der Unbefangenere von Beiden. Warum wollte seine Geliebte den Tod? weil sie, von ehelichen Banden zurückgehalten, als Gattin und Mutter, nimmer die Seinige werden konnte; es war die Verzweiflung einer verirrten Liebe. Bancal, ihr Geliebter, hätte sie von dem Abgrunde, in den sie sich stürzen wollte, zurückhalten sollen; er that es nicht und willigte bloß ein, mit ihr zu sterben, wodurch er sie noch mehr in ihrem schrecklichen Vorsatze bestärkte. Er half zu allen Vorbereitungen des entsetzlichen Selbstmordes, ja er sollte ihn eigentlich vollenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 197.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 18. August 1835.

— Nisi quae terris semota suisque
Temporibus defuncta videt, fastidit et odit.
Horat.

Eine Parlamentswahl.

(Fortsetzung.)

Die Freudenthränen perlten in Aller Augen, als der Baronet dem Toaste auf König Wilhelms Wohl den hochherzigen Nationalwunsch folgen ließ: „Keine Theorien in England!“ Der Jubel scheuchte die Krähen auf dem Hofe auf. Keine Theorien in England! hallte, schallte und lallte es minutenlang wider von altbrittischen Stentamen und altbrittischen Pauken, die Schneewolken durchschütternd, daß es zweifelhaft wurde, ob der Wonnerausch, der zu den Zeiten der guten Königin Elisabeth Londons Straßen durchtobte, als die katholische Armada gesunken, stärker gewesen. Sir Jedediah Cleishbothem, den wir auch hier unter den Gästen finden, ließ noch einmal den Toast in stillem Entzücken über die Lippen gleiten, gleich wie man von einem Glase feinern Weins den wohlthuenden Nachgeschmack festhält, als schon ein Zweiter den Wunsch kommentirte: „Untergang allen Theoretikern!“ und ein Dritter: „Tod allen Neuerern am alten England!“ Wie man nun aber unbarmherzig berühmte Namen schlachtete, steigerte sich nur das blutige Verlangen, und als ein Gentleman das Glas auf Robert Peels Wohl erhob, forderte schon ein anderer Paladin den gefeierten Namen für die Proscriptionsliste: „Denn wer kann es rein mit der guten Sache meinen, und den Feinden zugeben, daß Aenderungen zulässig sind?“ — „Nichts zugegeben!“ rief ein erhitzter Chorus. „Was auch erwarten vom Sohn eines Wollenwebers!“ rief Sir Jedediah dazwischen. „Von Leuten, die Industrie treiben, ist im Leben nichts als Neuerung abzusehen. Als wir noch ungeschoren gingen, nämlich in Bärten, wurden wir auch nicht geschoren.“ — „Ei, Sie wollen uns doch nicht in die Eichenwälder unserer sächsischen Vorfahren zurückführen?“ sagte lächelnd die Lady, über deren Gesicht bei der Wendung des Gesprächs einige Schatten geflogen; „ich halte es mit dem guten und klugen Sir Robert.“ — „Warum nicht in die Eichenwälder?“ entgegnete der Ritter. „Robin Hood verstand sich besser auf die englische Verfassung, als Robert Peel. Als die Schäfer und Schweinehirten noch eiserne Ringe um den Hals trugen, blieben ihnen die revolutionären Gedanken, buchstäblich leibeigen, im Magen sitzen. Da wurde nicht raisonnirt, ob Stallfütterung besser ist, oder freie Weide, ob die Schweine auf freie Mastung gehen, oder im Koben eingeschlossen seyn sollen. Herr und Knecht, und Knecht und Thier lebten zusammen; die Ställe, wie sie waren, gingen vom Vater auf den Sohn über, und man riß nützliche, erprobte Schweinställe nicht ein, wie hier, um einer freundlichen Aussicht willen, oder was es sonst für moderne Motive sind.“ Die Lady

drohte ihm mit dem Finger. „Das dünkt unſerer ſchönen Wirthin geringfügig,“ fuhr er fort, „und iſt doch im Grunde eine ſo ernſte Sache. Wer auch nur am Kleinſten rückt, verliert ſein Recht gegen die großen Agitatoren.“ — „Man muß aber doch auch etwas mit der Zeit gehen, Sir Jedediah,“ ſagte die Lady. „Meine Gäſte fanden den Anblick anſtößig.“ — „Das iſt ein häßlich Wort, Mylady, und hat keinen engliſchen Klang. Haben nicht Ihre Väter und Großväter den Anblick geduldet, und fanden keinen Anſtoß daran? War es etwa ein Uebelſtand, der die Straße unſicher machte? — Gott bewahre! friedliche, nützliche Hausthiere, die dort ſeit Jahrhunderten gefüttert wurden; und Ihre großen, ehrenfeſten Ahnen, die ſie fütterten und dann ſchlachteten und Würſte daraus machten und Schinken, ſaßen darum nicht weniger im Parlamente und ſangen nicht ſchwächer ihr God save the king, und aßen nicht weniger Plumpudding, und tranken nicht weniger Porter, zum Beſten der allgemeinen Konſumtion. Als ich auf dem Kontinent war, hielten ſich die Leute, die dort von Theorien leben, über die Perrücken unſerer Richter auf. Ich fragte: Schaden uns die Perrücken? Antwort: Nein. Alſo warum die Perrücken abſchaffen, unter denen ſich's warm ſitzt, und an die ſich unſer gutes Volk gewöhnt hat? Was ſchaden nun die armen Schweine am Wege? Wenn ich vorüber ritt und von fern das Grunzen und Treiben hörte, und dann ſo ein borſtiger Kopf mit einem Male aus dem Koben vorſchoß und mich gemüthlich anſchnopperte, und dann wieder zurückſchoß, weil er merkte, daß es nichts für ihn war — ich konnte mich einer wehmüthigen Stimmung nicht erwehren. So hat Alles ſeinen fixen Stand und ſeine beſondern Rechte im glücklichen England, dachte ich, Schweine, Hunde, Menſchen, und es möchte keiner mit dem andern tauſchen. Der Menſch wohnt in großen Steinhäuſern, der Hund im Freien, und ſie ſind zufrieden, und keiner wollte in das ſchmutzige, enge Bretterhaus kriechen, wo es doch wiederum den Schweinen, vermöge ihrer Eigenthümlichkeit, ſo, was man nennt, kannibaliſch wohl iſt, daß ſie nicht mit vergoldeten Marmorſälen rauſchten. Was würde nun daraus werden, wenn gleiche Rechte proklamirt würden zwiſchen dieſen, mit verſchiedenartigen Intereſſen ausgeſtatteten Gattungen, die Alle am Gemeinwohl Theil nehmen? das dachte ich jedesmal, wenn ich an der Stelle vorbei ritt, lüftete dann meinen Hut, faltete meine Hände und betete, daß die Neuerer nicht Alles zuſammen ſchmeißen möchten, was auseinander gehört. Sehen Sie, Mylady, das kann ich nun nicht mehr, ſeit Sie den Koben abbrechen ließen, und ich fühle jezt an der Stelle eine gewiſſe Leere in mir, und die Raſenbank, die Sie ſtatt deſſen für Jedermann anlegen ließen, ſpricht noch immer zu mir: hier wohnten ehedem friedliche Thiere, glücklich ſeit Jahrhunderten. Ob ſie jezt glücklich ſind, weiß man nicht; aber ich, die Bank, fühle mich unglücklich, weil ich die Beſtimmung, meinen Mitmenſchen zu dienen, verfehle; denn voll Staub und von der Sonne verbrannt, ſezt ſich kein reputirlicher Menſch auf mich.“

(Die Fortſeyung folgt.)

Eine ſibiriſche Bärenjagd.

(Fortſeyung.)

Wir vertieften uns nordweſtlich in die Wälder des Urals, ritten Mittags über einen gefrornen, ziemlich großen See, ſpürten einen Vielfraß (Ursus Gulo), und viele Wölfe und Füchſe, ohne jedoch irgend ein lebendes Weſen zu erblicken; die Natur ſchien erſtarrt, die Luft war klar und ganz ſtill, kein Laut zu hören, der ſchwarze Wald hing voll Schnee. Jenſeits des Sees wurde die Gegend wilder und wilder, enge Schluchten, Granitblöcke, dichter Wald, umgeſtürzte Baumſtämme machten das Reiten ſehr ſchwierig; ich hatte bis jezt geglaubt, ich könne im Wald reiten, aber hier ſah ich, daß ich noch von meinen baſchkiriſchen Jägern lernen mußte; hätten ſie fortreiten wollen, ich hätte ihnen nicht folgen können und ſie bald aus dem Geſicht verloren. Wir ritten z. B. auf einer Anhöhe eine Strecke weit in jungem Stangenholze, das ſo dicht ſtand, daß das Pferd nicht mit der Bruſt durch konnte; der Reiter bog mit der einen oder der andern Hand den jungen Stamm zur Seite, das Pferd ſchritt hindurch, man mußte nun bald das eine, bald das andere Bein heben, mit dem Gewehr den Baumſtämmen, mit dem Kopfe den Aeſten ausweichen, ſo daß es großer Aufmerkſamkeit bedurfte, ſonſt kam die Strafe gleich, und von allen Seiten gab es Stöße. Geſprochen durfte die ganze Zeit hindurch nicht werden, um die Stille der Wildniß nicht zu brechen und kein Wild zu verſcheuchen.

Plötzlich hielt die lautloſe Jägertruppe ſtill, man machte Zeichen, ſich ein wenig zurückzuziehen, nur Einer näherte ſich ein Paar großen Granitblöcken mit der größten Vorſicht, ſchlich näher und näher, aber der Schwarze war nicht zu Hauſe. Die Bärenhöhle (perlok) ging zwiſchen zwei Felsblöcken etwa ein Klafter tief ſchräg zur Seite hinein; ſie war innen ſchön glatt und ſo geräumig, daß man ſich ziemlich gut darin bewegen konnte. So ſuchten wir dieſen Tag, mit demſelben Erfolg, noch drei andere Höhlen auf, welche die Jäger mit großer Lokalkenntniß aufzufinden wußten. Der Abend trat ein, wir fanden eine gute Stelle zum Uebernachten.

Alsbald ſuchten ein paar Baſchkiren ſorgfältig unter einem alten, umgefallenen Baumſtamme trockene, verfaulte Holzerde zum Feueranmachen, ſchlugen Feuer hinein und wickelten das glimmende, faule Holz in feines, trockenes Gras, wie es das Waſſer der Bäche, wenn es angeſchwollen war, an den Büſchen hängen läßt. Dies reibt man zwiſchen den Händen, ſo wird es weich wie Werg und fängt leicht Feuer, wenn das Büſchel in der Luft geſchwungen wird. Auf dieſe Weiſe wird ſorgfältig aller Schwefel zum Feueranzünden vermieden, weil ſie behaupten, daß durch ihn das Wild auf den Umkreis einer Stunde vertrieben werde. Ich wollte ihnen Feuer geben, als ſie aber ſahen, daß an den Zündhölzchen Schwefel war, baten ſie mich ſehr, ja keines anzuzünden. Die dürren zuſammengeſuchten Aeſte ſtellten ſie an dem alten Baumſtamme wie in ihren Oefen aufrecht, und hockten dicht um das Feuer herum, wunderten ſich aber ſehr, als ich einige gipfeldürre Bäume durch meinen Jäger fällen ließ, der ſie mit großer Fertigkeit ſchnell in Klafter lange Stücke trennte; dann ließ ich ein Feuer nach meiner Weiſe aus dieſen Holzſtücken machen, das Mannshoch flammte und allgemeinen Beifall fand.

Das Abendeſſen war fertig, und ich trank, wie es vor jeder Mahlzeit üblich iſt, einen kleinen Becher Branntwein, gab meinem Jäger, und wollte den Baſchkiren ebenfalls zu trinken reichen, aber Kazim Baſh erklärte, ſie dürften als Mahometaner nicht aus dem Gefäß eines Chriſten trinken; ich erzählte ihnen, wie der Mufti bei einer tatariſchen Hochzeit gleich nach mir getrunken und die Schale dann im Kreiſe herumgegeben habe, aber vergebens; endlich beſann ſich einer, daß er einen alten ledernen Handſchuh bei ſich habe; dieſer wurde wie ein Düte zuſammengebrochen, und nun tranken alle mit Vergnügen von dem beliebten Feuerwaſſer. Wir brachten die Nacht warm und bequem zu, und brachen, als der Morgen graute, wieder auf. Die Pferde, für welche die Aſiaten niemals Heu machen, ſcharrten verdorrtes Gras unter dem Schnee hervor. In der weitern Gegend waren die Jäger weniger bekannt, und zerſtreuten ſich daher in den Schluchten, um Alles durchzuſpüren, und ein dumpfes Huh Huh, in die hohlen Hände gerufen, brachte uns von Zeit zu Zeit zuſammen.

So ritten wir am Abhange eines mit Felsblöcken beſäten Hügels dahin, da bellten die Hunde heftig zwiſchen ein paar Felsſtücken, im Nu ſtäubte mein Jägertroß auseinander, ein dumpfes Gebrumm erſcholl aus der Schlucht wenige Schritte vor mir; ich ſah mich allein, verlaſſen, zum Fliehen war es zu ſpät, es rieſelte mir kalt durch die Adern, ich ſprang vom Pferd, um ſichern Schuß zu haben; ſchon bewegte ſich durch die Kluft ein ſchwarzer Kopf mit zornig blinkenden kleinen Augen, zwei große Tatzen krallten hervor, und das Thier zwängte die Bruſt heraus. Ich ſchoß, ein furchtbares Gebrüll war die Antwort, und der gräßliche Höhlenbewohner war beinahe der Spalte entſtiegen, als mein zweiter Schuß ſein Hervorbrechen hemmte; er ſtürzte in der Spalte zuſammen, die zum Glück für mich ſehr eng war. Die innere Höhle dagegen war geräumig und voll trockenen Geſtrüpps, womit er den Eingang zu verſtopfen pflegt. Jezt erſt konnte ich um mich blicken; etwa vierzig Schritte von mir kniete der älteſte der Baſchkiren, mit auf die Gabel geſtellter Büchſe; er war nur da geblieben, weil er mit dem Pferde geſtürzt und dieſes ihm weggelaufen war; die andern waren verſchwunden. Mein ruſſiſcher Jäger war zurückgeblieben, um den zerriſſenen Bauchgurt ſeines Pferdes wieder zu befeſtigen; er eilte mir zu Hülfe, als er den erſten Schuß hörte. Bald wurden im Dickicht wieder Jäger ſichtbar und kamen heran, um ſich zu freuen; ich konnte mir aber nicht helfen, den Glückwunſch des Erſten mit dem Kolben zu erwidern. Der Bär lebte noch; es brauchte noch ein paar ſtarke Schläge auf die Schnauze, um ihm ein Ende zu machen; nun erſt konnte man ihn vollends hervorziehen. Die erſte Kugel hatte den Bruſtknochen zerſchmettert und war neben dem Rückgrat durchgegangen, und doch fiel er nicht; die zweite Kugel hatte den Lungenflügel durchbohrt und war bei der ſchrägen Lage des Körpers bis in die Eingeweide gedrungen; dies erſt war hinreichend. Die Tatzen wurden Abends in glühend heiße Aſche gelegt, mit dem ganzen Fell; als ſie wieder hervorgezogen wurden, ſah man einen Klumpen Kohle; ich war ärgerlich, daß man ſie mir ſo verdorben habe, der alte Baſchkir nahm aber ſein ſpitziges Meſſer, ſtieß es hinein, ſchlizte die verkohlte Kruſte auf und legte ſie vorſichtig zur Seite; da lag die Tatze darin, herrlich in eigener Kruſte gedünſtet; etwas Salz hineingeſtreut, gibt dies eine Mahlzeit, die für die Mühe, einen Bären zu ſchießen, reichlich lohnt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Sonnenaufgang.

Die Sonne ſchien in eine Zelle,
Ein Reicher lag zu Bett noch hier.
Dem reichen Mann mißfiel die Helle,
Er ſchloß die Laden zu vor ihr.

Nun ſchien ſie Lazarus in's Zimmer,
Da gingen froh die Fenſter auf.
O Sonne! willſt du Dank, nimm immer
In's Lazareth den erſten Lauf!

A. Hoch.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Kriminalprozesse und Duelle.

Schon frühzeitig hatte sich Vancal mit Gift versehen; er öffnete kaltblütig die Adern an den Füßen seiner Geliebten, und als zwar starke Erschöpfung, aber kein Tod eintrat, gab er ihr das in Bereitschaft gehaltene Gift, oder theilte es mit ihr. Auch auf diese Art wollte der Tod nicht kommen; die Geliebte, welche zuvor jedes Mordwerkzeug verschmäht hatte, bittet ihn nun, sein chirurgisches Messer zu nehmen, wovon er ihr bereits gesprochen; und dieser Mensch, anstatt von der Verirrung einer Unglücklichen und von ihren Qualen gerührt zu werden, anstatt dem unglücklichen Weibe zu Füßen zu fallen und sie zu beschwören, von ihrem Vorsatze abzustehen, ergreift sein Messer, durchbohrt das Herz derjenigen, die er seine Geliebte nennt, die ihm Alles aufgeopfert hat, Ehre, Ruhe und Gewissen, und die nun auch noch ihr Leben aufopfern will; dann, nachdem seine Geliebte durch seine Hand ermordet worden ist, wendet er das Messer gegen sein eigenes Herz und sucht sich das Leben zu nehmen, was ihm aber nicht gelingt. Und solch ein Mensch sollte vor dem Gerichte nicht strafbar seyn? Wie viele zu harter Arbeit verurtheilte Verbrecher haben sich weit weniger vorzuwerfen, als er, der es über sich vermocht hat, einem Gatten seine Frau, einem Kinde seine Mutter zu rauben? Gewiß haben die Geschwornen den Geist des Kriminalgesetzbuchs nicht verstanden. Freilich könnte man einwenden, daß Duelle, die doch auch ein mit Einwilligung geschehener Mord sind, ebenfalls von dem französischen Gesetzbuche nicht bestraft werden; sie werden geduldet, gleichsam um den herrschenden Vorurtheilen hinsichtlich der Ehre und des guten Rufs nachzugeben. Es ist aber ein großer Unterschied zwischen diesem allerdings frevelhaften Aufspielen seines Lebens und der martervollen Art, wie jener Vancal ein schwaches und verirrtes Weib um's Leben gebracht hat. Glücklicherweise sind dergleichen schreckliche Vorfälle selten; jedoch hat sich ein ähnlicher vor wenigen Jahren zu Montmorency ereignet, wie ich damals berichtet habe. Hier war der Mann verheirathet, und da die Geliebte nicht die seinige werden konnte, so hatten sie Beide beschlossen, durch einen Selbstmord ihr Leben zu endigen. Er tödtete seine Geliebte zuerst und sich hernach; jedoch scheint es, daß er sie einige Stunden überlebt und wahrscheinlich ein qualvolles Ende gehabt hat. Am andern Morgen fand man sie Beide todt. Die Geschichte dieses Selbstmordes soll der Geliebten des Wundarztes vor dem Gedächtnisse geschwebt und ihr den entsetzlichen Vorsatz eingegeben haben, jenem Beispiele zu folgen; so leicht finden verirrte und exaltirte Menschen Nachahmer ihrer verzweifelten Handlungen. Bald ist es ein eben vorgekommener Fall, bald ein schreckliches Schauspiel, bald ein Roman, bald irgend eine andere Schilderung, die sie verleitet, in einem Ausbruche wilder Leidenschaft etwas Schreckliches zu unternehmen. Daraus schließen einige ängstliche Leute, man sollte alle solche grausende Bilder wegschaffen, damit sie den Leuten keine tollen Ideen in den Kopf setzen. Wie ist dies aber möglich? Man müßte Geschichte, Chroniken, Biographien, Malerei und Dichtkunst abschaffen, und auch dann würde man noch nicht sicher seyn, ob nicht durch irgend eine äußere Veranlassung der Gedanke einer gewaltsamen Selbstzerstörung in der Seele eines lebhaft aufgeregten, geistesschwachen Menschen aufgekeimt sey. Freilich kann dieser Gedanke leichter entstehen, wenn Vieles von außen auf das Gemüth einwirkt. Leider sind grausende Schauspiele, Romane, Gemälde u. dgl. gerade das, was ein großer Theil des Publikums vorzüglich sucht und liebt. Diese Vorliebe wird daher stets eine Aufmunterung für Dichter und Künstler seyn, dergleichen Gegenstände zu behandeln, besonders wenn es ihnen darum zu thun ist, Volksgunst zu erwerben, und die vielen Ausfälle wider die verderbliche Tendenz der Boulevardsmelodramen und der Romane werden wenig fruchten. Man sucht dagegen dem Kunstsinne des Volkes eine bessere Richtung zu geben und seinen ästhetischen Geschmack zu vervollkommnen. — Man erzählte in diesen Tagen eine Geschichte, die sich neulich zu Paris oder in der Umgebung zugetragen hat, und beweisen kann, welch fürchterliche Folgen die Duellwuth in jetziger Zeit nach sich zieht. Ein junger Mensch hatte die Liebe der Tochter eines angesehenen Mannes sich zu erwerben oder zu erschleichen gewußt, und da der Vater, wahrscheinlich aus guten Gründen, sich geweigert, sie ihm zur Ehe zu geben, hatte er das Mädchen verredet, mit ihm zu entfliehen. An einem bestimmten Abend wollte er mit einem leichten Wagen in der Nähe ihrer Wohnung halten; sie sollte dann in seine Arme fliegen. Da jedoch, wie es scheint, einige materielle Hindernisse zu beseitigen waren, so fühlte der Verführer, daß er einen Gehülfen nöthig habe. Er vertraute sich daher einem intimen Freunde, Namens Mal°, an, und bat ihn, bei der Entführung behülflich zu seyn. Dieser fand das Unternehmen unerlaubt, und schlug seine Hülfe aus. Nun bat ihn der Verführer inständig, er möchte ihm doch wenigstens den Gefallen thun und in einiger Entfernung den angespannten Wagen bewachen. Der junge Freund glaubte diesen sogenannten Liebesdienst nicht abschlagen zu dürfen, und versprach es, ohne zu bedenken, welch ernsthafte Folgen dieser anscheinend unbedeutende Schritt für ihn haben würde. Unterdessen war der wachsame Vater von dem feindseligen Vorhaben des Verführers, ich weiß nicht wie, benachrichtigt worden und hatte seine Maßregeln getroffen. Als daher an dem bestimmten Abend der Liebhaber erschien, in der Ueberzeugung, seine Geliebte werde ihm in die Arme fliegen, fand er unversehens den Vater und dessen Sohn vor sich. Beide mit Knitteln bewaffnet, und wurde von denselben so derb begrüßt, daß er es für's Beste hielt, schleunig die Flucht zu ergreifen. Vater und Sohn verfolgten ihn bis auf die Landstraße, und da sie hier den Wagen still halten sahen, fielen sie auch über den Freund her, welcher in demselben saß, und behandelten ihn nicht besser, als den Verführer. Dieser verhielt sich seitdem ganz still, und von ihm ist keine Rede mehr gewesen, so daß man nicht einmal seinen Namen erfahren hat. Der junge Mal° aber war auf's Aeußerste über die erlittene schimpfliche Behandlung entrüstet, die er nicht verdient zu haben glaubte, und forderte daher den Sohn der beleidigten Familie. Dieser nahm die Herausforderung an, sie schlugen sich, und der Sohn fiel, vom Pistolenschusse seines Gegners getroffen, und starb. Der über diesen Verlust erbitterte Vater schrieb sogleich an seinen andern Sohn, der in einem entfernten Regimente diente, er solle kommen und den Tod seines Bruders rächen. Der Offizier gehorchte; er kam nach Paris und forderte seinerseits den jungen Mal° heraus. Es sollte ein Kampf auf Leben und Tod seyn, wie es in der Duellsprache heißt; es wurden daher zwei Pistolen genommen, eine geladene und eine ungeladene, man loosete darum und trat dann vier Schritte auseinander. Auch diesmal begünstigte das Schicksal den jungen Mal°, die geladene Pistole fiel ihm zu, und sein Gegner ward erschossen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 198.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 19. August 1835.

Braun, wie steht es? — Küstenviel kommt und will Euch bewirthen.

Reinecke Fuchs.

Eine sibirische Bärenjagd.

(Fortsetzung.)

Ich will nun die Art beschreiben, wie die Baschkiren den Bären in seinem Winterlager bekämpfen. Sie suchen seine Höhle auf und spüren aus, ob er drinnen ist; denn wenn der erste Schnee fällt, begibt er sich zwar in seine Höhle, geht aber, wenn der Schnee nicht hoch fiel und die Witterung mild ist (d. h. hier 16 bis 20° R.) meist noch einmal aus, und sucht sich zuweilen sogar noch eine andere Höhle, wenn ihm etwas in der Nachbarschaft der ersten verdächtig scheint; ist er aber einmal zum Winterschlaf gegangen, so verschließt er den Eingang mit trockenem Gestrüpp; auf dieses fällt der Schnee, und so liegt er warm und ruhig, bis mildere Luft ihn aus dem Schlafe weckt. Der rauhe, harte Winter ist dann still und unbemerkt verflossen, und er geht nun einer bessern Zeit, einem frohen Waldleben entgegen. Haben nun die Baschkiren ausgemittelt, daß sich der Bär im Winterlager befindet, so ist dies die beste Zeit, ihn zu erlegen; er ist dann am fettesten und sein Fell am schönsten, er hat dann eben seinen neuen Winterpelz angethan. Sie hauen ein paar Holzstämme von sechs bis acht Zoll Durchmesser, geben mit dem Stammende voraus auf die Höhle los und verrammeln plötzlich den Eingang; der Bär, der zu dieser Zeit noch leise schläft, kommt sogleich und will heraus, und würde Alles niederreißen, was er vor seiner Höhle fände. Er sucht sich durch die eingespreizten Stämme zu arbeiten, doch man begrüßt ihn mit der Art auf den Schädel, oder noch besser, auf die Schnauze, oder schießt ihn mit der Büchse hinter das Ohr. Oft aber geht der Bär sogleich zurück; er kennt eine schwache Seite seiner Höhle, wo er sich durch die Erde ungemein schnell durcharbeitet, und man muß dann genau aufmerken, wo er erscheint, denn sein Austritt ist sehr rasch. Stellt man sich ihm da nicht entgegen, oder hat er noch keinen schmerzlichen Schlag bekommen, oder ist er noch gar nicht verwundet, so sucht er sich meist bloß zu retten, und entflieht so schnell als möglich; ist er aber schon in voller Ruhe gewesen, oder gar verwundet, so fällt er wüthend über die Ruhestörer her, und eine Partie muß dann unterliegen, denn der Bär ist ein Kämpe, der keine Furcht kennt und bis zum lezten Athemzug kämpft.

Zwei Baschkiren hatten einem Bären seine Höhle gut verrammelt, er kroch zurück und brach plötzlich auf einer Seite heraus; der Eine wollte ihn mit der Schärfe der Art schlagen, der Andere bemerkte es und schrie, das Fell werde verdorben, und hieß ihn mit dem Rücken der Art schlagen; jener aber hielt die Art nach wie vor, und paßte seinen Schlag ab; der andere fiel ihm in den Arm,

da brach der Bär faſt unter ihren Füßen hervor, warf ſie etwas unſanft auf die Seite und entfloh; ſie rafften ſich auf und ſahen ihre ſichere Beute entwiſchen, und werden noch heute von den andern Jägern ausgelacht, daß ſie ihm das Fell gar nicht beſchädigt haben.

Es gibt noch manche andere Arten, die Bären zu fangen und zu erlegen, und mehrere dieſer Methoden ſind ganz artig in den Naturgeſchichten beſchrieben, in welchen ſich jedoch folgende Geſchichten nicht finden, die mir intereſſant ſcheinen, und die ich daher der Beſchreibung meines eigenen Abenteuers folgen laſſe:

Der muſikaliſche Bär. Südlich von Jekatherinburg ging im Walde der ruſſiſche Forſtmeiſter, ein wackerer Weidmann; er hatte ein Doppelgewehr, mit Hühnerſchrot geladen, um Birk- oder Haſelhühner zu ſchießen. Die Gegend war wild, Alles ſtill, da hört er auf einmal eine eigene Muſik: zwei Töne wiederholen ſich im Accord in kurzen Pauſen; verwundert geht er dem Schalle nach, und gewahrt einen Bären, der einen vom Wind abgebrochenen Lerchenſtamm mit einer Tatze umfaßt hält, und mit der andern bald einen langen, bald den daneben befindlichen kurzen Span des zerſplitterten Holzes anzieht und wieder abſchnellen läßt. Nachdem der Jäger eine Weile zugeſehen, zog er ſich behutſam zurück, weil es doch wohl der ſchwarze Muſikant mit Grobheiten erwidert haben würde, wenn man ihn in ſeinem Spiel geſtört hätte.

Der treue Bär. Es wunderte mich anfänglich, in Gegenden, wo die Bären zu Hauſe ſind, Bären herumführen und in den Dörfern tanzen zu ſehen; ich ſah dergleichen bei Jekatherinburg, bei Werchoturie und Bereſowsk. Die Bauern hatten überall viel Spaß daran, und Jeder ſpendete gern ein paar Kupferſtücke. In der Gegend von Schatrinks wurde ein Bärenführer, der ſich in den Dörfern mit ſeinem Bären etwas Geld erworben hatte, im Walde, wo er übernachtet, erſchlagen gefunden; der Bär war daneben angekettet. Der Dorfrichter nahm ihn mit in's benachbarte Dorf, und der Bär führte ſich ſo manierlich auf, daß der Richter ihn mit ſich im Dorfe herumlaufen ließ. So begleitete er ihn auch an dem Tage, wo die Gemeine zuſammen berufen war, um zu ſehen, ob man über den Mord keine Nachrichten einziehen könne. Auf einmal richtet ſich der bisher ruhige Bär auf, packt einen Bauern und wirft ihn nieder. Der Richter war gewandt genug, den Niedergeworfenen gleich anzurufen: „Du haſt alſo den Mann ermordet!“ Erſchrocken bekannte er es und bat nur, ihn von dem fürchterlichen Gensdarmen los zu machen. Der Bär wurde forthin im Dorfe mit ganz beſonderem Reſpekt behandelt.

(Der Beſchluß folgt.)

Eine Parlamentswahl.

(Fortſetzung.)

Die Lady lachte ſo hell auf, daß auch einige aus der Geſellſchaft Argwohn gegen die ehrbare Miene des Ritters ſchöpften. Ein Gentleman aus der Nachbarſchaft vertheidigte die Lady, denn der Koben ſey längſt baufällig geweſen. „Muß man Alles niederreißen, was baufällig iſt!“ ſprach Sir Jedediah, ohne aus ſeinem Ernſt zu weichen. „Ich will übrigens damit gar nicht behaupten, daß dieſer Koben abſolut ſtehen bleiben mußte. Mag ſeyn, daß höhere Nothwendigkeit ſeinen Abbruch forderte; aber dann tadle ich die willkührliche, plötzliche Handlungsweiſe. Hätte man nicht ſeine hiſtoriſche Auflöſung abwarten können?“ Alle, die es hörten, ſtimmten diesmal in das Gelächter der Lady ein. „Es war die erſte Handlung ihrer Selbſtherrſchaft,“ ſagte der Obriſt. „So lange ich als treuer Vormund meines Mündels Güter verwaltete, habe ich nichts in den Einrichtungen verrückt. Der ehrenwerthe Ritter wird es alſo mit ſeiner Galanterie auszumachen haben, wenn er die Handlungen der Lady angreift.“ „Behüte der Himmel,“ ſagte Sir Jedediah, „daß ich in Eigenthumsrechte eingreife. Das Eigenthum iſt etwas ſo ehrenwerthes, daß mir ſogar der Nagel heilig iſt, den vor mir ein Eigenthümer einſchlug. Welche Gedanken mag er in ſeinem Unmuth, in ſeiner Freude mit hinein gehämmert haben, und ich ſollte das Alles leichtſinnig, wenn mir in einer Stunde in den Sinn kommt, daß der Nagel nicht da ſtecken ſollte, herausreißen! Geſetzt auch, daß er mich wirklich genirt, zum Exempel, ich habe mir ein Loch in den Kopf daran geſtoßen, gibt mir das ein Recht, gegen die unbekannten Ideen meines Vorgängers mich zu verſündigen, der doch wohl wiſſen mußte, was er that, als er den Nagel einſchlug? Darum erlaube ich mir, das Glas zu erheben zu Ehren aller derer, die in England einen Nagel auf den Kopf getroffen haben, und vor Allem zu Ehren des ehrenwerthen Gentleman, der zuerſt den hochherzigen, herzlabenden Wunſch ausbrachte: „Keine Theorien in England!“

Der ehrenwerthe Gentleman, den dies betraf, ſah ſich gezwungen, den ſtürmiſchen Jubel, der ihn von allen Seiten umrauſchte, durch einige Worte des Dankes zu erwidern. Der Baronet aus Butterbloſſom-Hall war kein Redner, auch der Xeresſaft machte ihn nicht dazu; aber der Himmel wollte, daß er in einer gerührten Stimmung war, und er gab Brocken preis von dem goldnen alten England, wo Jeder gelebt, wie ſeine Väter gelebt, und dieſe Väter wieder, wie ihre Väter, und dabei ſich immer zufrieden befunden haben. Wo er in's

Stocken gerieth, halfen ihm die Acclamationen der Freunde, bis er unglücklicherweise bei einem Uebergange durchaus stecken blieb und seinem oft wiederholten: „woraus folgt," nichts als Thränen folgten. Der Ritter half ihm: „Woraus, Gentlemen und Ladys, klar folgt, daß unsere Väter sich immer nur nach ihren Vätern richteten, und nicht nach ihren Müttern. Damit will unser würdiger Baronet erklären, daß in jener goldnen Zeit die Frauen nichts mit der Politik zu thun hatten. Sehen wir sie dagegen heutzutage Zeitungen lesen, von Menschenrechten schwatzen, industrielle Novellen schreiben und Stimmen sammeln für Parlamentskandidaten, so erregt dies auf's Neue unsere Sehnsucht nach der alten Zeit, wo sie am Bratspieß saßen, oder bei der Spindel, oder beim Webestuhl, oder bei der Wiege, höchstens zuhörend einem fahrenden Minstrel, der ihnen von den Thaten ihrer Männer vorsang, welche ihnen die Männer selbst nicht erzählen mochten. Darum erkläre ich mir den frommen Wunsch unseres Baronet, den er mit jenem ersten verbindet, nämlich: keine Theorien und keine Frauen in der Politik! und deßhalb sehe ich ihn jezt sein Glas erheben auf das Wohlseyn unserer liebenswürdigen Wirthin, welche nichts so heiß wünscht, als vollkommene Rückkehr der guten, alten Zeit, und deßhalb erlaube ich mir, diesem Wunsche den hinzuzufügen, daß sie uns sobald als möglich in der Person eines ehrenwerthen Gentleman von altem Schrot und Korn denjenigen Mann vorstelle, der ihr das lästige Geschäft abnimmt, für Altenglands Wohl zu denken." — „Und deßhalb," sagte Judith, rasch aufstehend, „will ich die Herren nach alter Sitte ihrer angenehmen Gesellschaft und dem noch liebenswürdigern Witze des ehrenwerthen Sir Jedediah Cleishbothom überlassen."

Die Gesellschaft war nicht mehr in der Stimmung, um Spitzen zu verstehen. Die Damen waren, fast unbemerkt von den Herrn, der Lady gefolgt, und auf der Höhe des Gespräches erhielt sich nur noch der Hochtorysmus, der in den zerknüllten Tischtüchern seine Gegner zerdrückte. Der Schnee fiel in dichten Flocken vom Himmel, als die Equipagen vorfuhren und die Gäste sich im Theezimmer von den Damen beurlaubten. — „Und Sie zu Pferde, Sir Jedediah," sagte Judith, indem sie dem Ritter die Hand schüttelte, „in Nacht und Schnee hinein?" Sir Jedediah erwiderte:

„In Nacht und Schnee, durch Sturm und Wind,
Viel tausend Meilen weit.
Wo Feuer nicht brennt, und Wasser nicht rinnt,
Bis in die Ewigkeit."

„Könnte ich Ihnen zu der weiten Reise nicht meine Kutsche anspannen lassen?" antwortete Judith.

„Die Kutsche mit den Rappen nicht.
Die spanne mir nicht vor,
O Rosenwange, Lilienlicht,
Siehst du des Kirchhofs Thor?

Die Rappen rauschen durch die Nacht,
Der Wagen hinterdrein:
Weißt du, für wen der Uhu wacht,
Und wen sie scharren ein?"

„Sie wollen mich doch nicht über Nacht ermorden?" lachte Judith. — „Wenn ich ein Whig wäre, verlassen Sie sich darauf!" rief der Ritter, Abschied nehmend.

„Wie diese Originale allmählich ausgehen!" seufzte Judith zu ihrer Gesellschafterin, es wird eine recht matte Männerwelt. Keiner wagt mehr etwas. Was unternähme nicht dieser alte Ritter noch jezt, wenn er für eine Sache glühte, wie unsere Paladine es vorgeben!" — „Wenn er glühte," entgegnete Miß Wilson. „Darin, dünkt mich, liegt eben der Unterschied."

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, August.

Großes Musik- und Sängerfest.

Unser großes Musik- und Sängerfest ist nun zu Ende, und wir können jezt wohl mit nüchternem Blicke auf den Verlauf zweier Tage zurückblicken, die unvergeßlich bleiben werden im Andenken aller derjenigen, welche noch Sinn haben für die Interessen der Kunst. Eine solche andächtige Feier der Tonkunst thut um so wohler in Zeiten, wo die großen Namen Händel, Gluck, Haydn, Mozart von sinnetötzelnden französischem Geklingel übertäubt werden. Das Fest galt dem Denkmale Guttenbergs, unsers unsterblichen Landsmannes, und hatte somit auch ein patriotisches Gepräge; es galt aber auch der echten Weihe eines Kunstinstituts; denn unsere Liedertafel, bisher ein Dilettantenverein, kann bei Leistungen, wie sie das Musikfest dokumentirte, auf jenen Namen vollen Anspruch machen. Das Fest fand den 8ten und 9ten August statt, den ersten Tag in freier Natur auf dem Plateau unserer so herrlichen neuen Anlage, welches Plateau die Natur allerdings zum Konzertsaale bestimmt zu haben scheint, den andern Tag in unserm prachtvoll ausgeschmückten Theater. Eine ungeheure Menschenmenge war herbeigeströmt aus Nah und Fern, und es war allerdings der Mühe werth, diese imposante, von fünfhundert wohleingeübten Sängern erzeugte Stimmenmasse zu hören. Die Gegenstände, welche zur Aufführung kamen, waren: große Symphonie von Beethoven in Cmoll; Priesterchor, Dour, und die Arie „O Isis und Osiris" mit Schlußchor aus Mozarts Zauberflöte; die eherne Schlange, großes Vokaloratorium vom Musikdirektor Dr. Loewe in Stettin; Ouvertüre zur Leonore von Beethoven; Festgesang zur Ehre Guttenbergs, der Mainzer Liedertafel gewidmet von Meyerbeer; Chor der Gefangenen, aus dem Kerker von Edinburgh, von

Caraffa. Von Beethovens beiden unsterblichen Instrumentalstücken und von den eben so bekannten Mozartschen Gesängen sage ich kein Wort, und nur Einiges über zwei Stücke, nämlich Loewe's eherne Schlange und Meyerbeers Festgesang zur Ehre Guttenbergs. Dr. Loewe in Stettin hat dieses Oratorium für das große Musikfest zu Jena komponirt, und Professor Giesebrecht den biblischen Stoff dazu poetisch bearbeitet. Das Thema ist die bekannte Aufruhrscene des jüdischen Volks. Loewe hat es verstanden, seiner Komposition das Kirchlich-orientalische aufzuprägen, und sich dadurch einen Platz neben den ersten deutschen Musikern erworben. Der Meister dirigirte beim Feste selbst seine Schöpfung; wie das begeisternd auf die Sänger wirkte, haben wir mit Freuden wahrgenommen. Meyerbeers Festgesang huldigt in drei Strophen dem Verdienste Guttenbergs. Wir erkennen in dieser Komposition den genialen Meister wieder, der uns im Robert fesselte. Der Gesang ist für vier Männerstimmen mit abwechselndem Chore äußerst charaktervoll in Musik gesetzt. Nie sah ich einen Gesang mit mehr Begeisterung vortragen und aufnehmen, als diesen. Guttenberg ist der Ruhm und der Stolz von Mainz, ihm war das Fest geweiht, bei seinem Namen schlagen hier alle Herzen, sein Denkmal, das nun bald hier prangen wird, ist ein Idol; was ist da natürlicher, als daß ein so munterer, lieblicher, sinnvoller Gesang die Gemüther enthusiasmirte? Meyerbeer hat unserer Liedertafel, deren Mitglied er ist, mit diesem unvergleichlichen Gesang ein würdiges Geschenk gemacht. — Dieselben Stücke wurden Tags darauf noch einmal im Theater aufgeführt, und daran that das Festkomité sehr wohl; denn mancher schöne, himmlische Ton ist im Freien, wo sich mehr als zehntausend Menschen versammelt hatten, verloren gegangen; die amphitheatralische Bühne, worin die Kapelle und die Sänger sich befanden, konnte in akustischer Beziehung nicht genügen, und ohnehin hatten wir gerade trüben Himmel und der Wind verwehte uns die lieblichsten Ideen Beethovens. Im geschlossenen Raume des Theaters aber war der Genuß ein vollendeter; kein einziger Ton ging hier verloren, und mit wahrer Begeisterung wurde das gestern schon Gehörte von einem auserwählten, kunstsinnigen Publikum verschlungen. — Auch noch andere Festivitäten fanden bei dieser Gelegenheit statt. Mainz wollte die ungeheure Menge fremder Gäste, die Liedertafel die Musikvereine ehren, die aus den Nachbarstädten sich versammelt hatten, um unser Fest auf das Uneigennützigste zu unterstützen. Darum wurde für die Fremden ein Festball veranstaltet, wie Mainz an Pracht und Glanz noch keinen gesehen hat. Auf dem Rheine wurden in herrlich dekorirten Schiffen, die Abends illuminirt waren, Wettfahrten und Wettklettern mit ausgesetzten bedeutenden Preisen veranstaltet; Volksbelustigungen aller Art fanden statt, die zahlreichen mitwirkenden Künstler wurden überall auf das Gastfreundlichste empfangen und bewirthet: kurz, es bewährte sich die alte Hospitalität von Mainz. Es wird nun dieses Fest jedes Jahr dahier stattfinden, und der 25. August ist im Mainzer Kalender hinfort ein Feiertag.

Paris, August.

(Beschluß.)

Folgen der Duellwuth. Der schlaue Herzog.

Der Schmerz und die Erbitterung des Vaters über den Verlust seines zweiten Sohnes stiegen auf's Höchste; nun wollte er sich selbst mit demjenigen schlagen, der ihm seine zwei Söhne geraubt hatte; der junge Mal* aber weigerte sich, mit dem Vater zu kämpfen; er habe das Unglück gehabt, zwei Brüder um's Leben zu bringen, daß er nicht feig sey, habe er hinlänglich bewiesen, folglich glaube er, ohne Nachtheil für seine Ehre, den Kampf ausschlagen zu können. Dadurch ließ sich der aufgebrachte Vater keineswegs besänftigen; wenn sein junger Gegner sich nicht mit ihm schlagen wolle, so werde er ihn überall verfolgen, und nicht eher ruhen, bis er den Tod seiner beiden Söhne gerächt habe. Diese Drohung schien dem Mal* bedenklich; er ging zur Polizei und bat sich die Erlaubniß aus, ein verborgenes Stilet in seinem Stocke tragen zu dürfen, um sich im Nothfalle gegen einen mörderischen Anfall zu vertheidigen. Eines Abends, als er eben in seine etwas einsam liegende Wohnung treten wollte, wurde er in der That von zwei Menschen angefallen, er setzte sich aber tapfer zur Wehr, verwundete den einen und zwang alle beide zur Flucht. Er ging wieder zur Polizei; man rieth ihm ernstlich, sich eine Zeitlang aus Paris zu entfernen. Er sah selbst ein, daß dies das Klügste sey, und er soll sich nach dem Rathe verständiger Männer eingeschifft haben, um eine Zeitlang in Amerika zuzubringen. — Eine, glücklicherweise nicht tragische Geschichte hat sich vorige Woche in der vornehmen Welt zugetragen. Ein junger Herzog, dessen Vater unter der Napoleonschen Herrschaft und auch zu Anfang der Restauration eine wichtige Rolle im Staate gespielt hat, und welcher seit ungefähr zehn Jahren mit einer schönen und jungen Frau verheirathet ist, aber, wie es scheint, in dieser Heirath keineswegs sein Glück gefunden hat, war schon seit einiger Zeit fest entschlossen, die unangenehmen Verhältnisse, worin er sich befand, mit Einemmale zu zerreißen und sich selbst in Freiheit zu setzen. Da aber die Frau und die Schwiegermutter sehr schlau sind, so war er genöthigt, ihrer Schlauheit die seinige entgegenzusetzen. Sein Entschluß war, all seine Habe, die sich auf 100.000 Franken jährlichen Einkommens belief, mobil zu machen und damit anderswo ein glücklicheres Loos zu suchen. Es war keine Kleinigkeit, ein so beträchtliches Vermögen in der Stille in der Gestalt von Papier und Gold zusammenzuziehen, ohne daß die Familie seiner Frau Unrath merkte. Alles wurde aber mit solcher Klugheit angelegt, daß, als die junge Frau vorigen Mittwoch oder Donnerstag aufstand, und hörte, daß ihr Mann verreist sey, sie sehr erstaunte. Es entstand nun folgendes Zwiegespräch zwischen ihr und dem Haushofmeister: „Ist es wahr, daß mein Mann verreist ist?“ — „Zu dienen, Frau Herzogin.“ — „Doch nicht auf lange Zeit?“ — „Man sagt, auf immer.“ — „Gott im Himmel! (der Herzogin ging ein furchtbares Licht auf.) Hat er sich denn mit Geld versehen?“ — „Man sagt, er habe Alles mitgenommen.“ — „O Himmel! Dieses Hotel —“ — „Ist verkauft.“ — „Die kostbare Sammlung von Edelsteinen, die der Herzog sich angeschafft?“ — „Ist nicht mehr da.“ — „O Himmel! unsere Equipage —“ — „Hat jetzt einen andern Herrn.“ — „So werde ich also zu meinen Eltern ziehen müssen.“ — „Ich glaube, die Frau Herzogin haben kein anderes Mittel.“ — Glücklicherweise ist die Familie der Frau Herzogin sehr begütert. Die vornehme Welt beklagt sie nicht sehr und lacht über die Gewandtheit des unzufriedenen Ehegemahls, der sich mit einigen Millionen davon gemacht, ohne daß seine Ehehälfte das Geringste davon geahnt hat. Dg.

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 84. und Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 199.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 20. August 1835.

— Nun ja!
Mit einer Leiter, wohl gefügt aus Stricken,
Erklimmt man leicht der zweiten Hero Thurm,
Sobald Leander es nur wagen will.

Shakespeare.
Die beiden Veroneser.

Eine Parlamentswahl.

(Fortsetzung.)

Während die Wagen fortrollten, klopfte es unten mit drei Schlägen an die Hinterthüre des Pächterhauses. Edward legte das Buch weg und horchte, indem er die Lampe verdunkelte. Eine bekannte Stimme intonirte:

Auf auf! auf auf! Northumberland!
Jezt ist es Zeit zu reiten.
Laß klingen den Sporn, den Speer in die Hand,
Das gute Schwert zur Seiten.

Die Königin spielt mit Männerblut,
Wir wollen sie belehren.
Für Weiber thut es nimmer gut,
Mit Kronen zu verkehren.

Verdrießlich zog der Horcher an der Schnur über dem Sopha und legte sich wieder mit übergeschlagenen Armen und Beinen zurück, bis mit weinglänzendem Gesichte Sir Jedediah eintrat, nicht ohne einiges Geräusch, wie Edward denn schon von der Treppe das ziemlich laute, scherzhafte Zwiegespräch zwischen ihm und der Pächterin, die geöffnet, hatte hören können. „Sie ist noch eine allerliebste Dreißigerin," entgegnete der Ritter auf Edwards Vorwurf; „die Milch und Kirschblüthe von Kent prangt noch auf ihren Wangen, daß es eine Sünde wäre, ihr nicht im Vorbeigehen eine Artigkeit zu sagen, um so mehr, als ich es für Dich thue." — „Possen!" — „Verfluchte Schuldigkeit!" fuhr der Andere fort. „Denkst Du, junger Mensch, von zwanzig und etlichen, weil Du bis über die Ohren in eine Andere verliebt bist, daß Du keine Verpflichtung hast, gegen ein hübsches Weib galant zu seyn, und noch dazu gegen eines, das Dich auf Gefahr, aus ihrer Pacht gejagt zu werden, unter ihre Schürze steckt? Denkst Du, daß sie dazu gleichgültig ist, wenn Du mit Deinem blassen Mondscheinantlitz, den Hut tief in's Gesicht, an ihr vorbei gehst wie ein Gespenst, ohne sie zu bemerken? denkst Du, daß sie's Dir dankt, daß Du ihr nicht dankst, wenn sie eigenhändig den Thee heraufträgt und fragt, wie Du geschlafen hast?" — „Hast Du mir nichts weiter zu sagen?" entgegnete Edward, das Buch wieder aufschlagend. „Noch außerordentlich viel," sagte der Andere, es ihm wegnehmend, „worauf Du Acht geben sollst."

Aber als er einen Blick in das Buch geworfen, ließ er es lachend fallen, und die ansehnlichen Hände auf die vollen Knie stützend, blickte er schelmisch den Freund an: „O Corydon von England! denke ich nicht, Du lesest über Philipp Sidneys Arkadien, oder Sonetten, die verliebte Italiener, Spanier und Engländer, oder der

deutſche Werther aushauchten, und es ſind Burke's Reden! Willſt Du mit ſeinen Phraſen Breſche ſchießen in die Steinmauern des verzauberten Torykaſtels drüben, willſt Du mit Burke's Baſiliskenblicken gegen den armen Lord North das Herz Deiner Judith treffen? — Liegt da, ſiech, wund, abgeblaßt, von Liebesſchmerz verzehrt, auf der Lauer liegend, wie Ritter Toggenburg am Rheine, zu ſeinem Troſte verſchimmelte Parlamentsreden! Schäme Dich, Junge! was man ſeyn will, muß man recht ſeyn. Gehe in den Wald und ſchneide ihren Namen in die Bäume, ſeufze ihn in's Schilf und in die murmelnde Welle; meinethalben gehe zu einer alten Kartenlegerin, aber lies nicht die Reden, die uns Amerika gekoſtet haben, derweil Du verliebt biſt."

Sir Edward hatte ſich aufgerichtet und reichte dem Ritter ein erbrochenes Billet: „Da lies, alte Ballade!" Sir Jedediah brachte den Inhalt für ſich halblaut ſingend in die Weiſe eines alten Liedes, und ſchloß dann mit einem „Prächtig!" — „Was iſt da prächtig?" — „Daß ſie Dich abſolut nicht will. Nun muß ſie wollen:

„O Lady Judith, ſpröder Schatz,
Drückt dich zu feſt mein Arm?
Je zwei zu Pferd' haben ſchlechten Platz,
Und Winternacht weht nicht warm."

„Die Zeit der Entführungen iſt vorüber." — „In dem modernen England, aber Deine Judith lebt im alten. So eine Strickleiter, was meinſt Du? drüben angelegt, dann hinaufgeklettert, mit Sporen an den Füßen, wenn's auch unnöthig iſt, damit es nur klirrt; dann ſeufzend ihre Knie umſchlungen, eine Hand nach dem Monde, die andere nach dem ſterbenden Herzen, von Deinem großen Ahnherrn etwas geſprochen, der um eine Beedle-Bowdle von Bramfield-Caſtle nach Jeruſalem pilgerte — was gilt's, es wirkt? — Erſt wird ſie ſprechen von Albernheit und ſehr zornig ſeyn; denn das iſt eben das Merkwürdige bei dieſer intereſſanten Perſon, daß ſich die Vernunft noch gar nicht ausrotten laſſen will. Darauf, ſchon weicher, wird ſie meinen, wozu denn überhaupt eine Entführung? oder, eine Scala tiefer, wenn's doch einmal entführt ſeyn ſoll, warum mit einer Strickleiter? die Treppe ſey ja bequem, und es hindere euch Niemand. Alsdann aber, mein Edward, ſprichſt Du: So, oder gar nicht! Wenn alsdann der Rappe unten ſchaudert vor Luſt, mit euch Beiden durch die Nacht zu fliegen, die Wolken über den Mond ziehen, die Raben krächzen in den dürren Aeſten — ha! die Luſt durchzittert auch ſie, mit Dir auf der Strickleiter zu zittern. Oder fürchteſt Du Dich vielleicht? Ich will unten feſt halten." — „Gieb Dir keine Mühe, mich lachen zu machen." — „Es iſt mein Ernſt." — „Meiner auch." — „Hu, wie das blonde Haar Dir zu Berge ſteigt! Ein paar ſolche Ritterrieſenſchritte mit dem Blicke, und ſie wirft ſich Dir in die Arme. Wirklich, Edward, Du biſt zum Verlieben." — „Es ſoll ſich aber Niemand in mich verlieben, denn wie ich finde, daß es Momente gibt, wo man aufhören muß, ein Narr zu ſeyn, ſo gibt es auch deren, wo man aufhören muß, zu lieben." — „Herrlich!" fiel der Ritter ein, „nun wirſt Du ſie haſſen; das gibt erſt eine Ballade." — „Zwiſchen uns wird weder Haß, noch Liebe regieren, ſeit die Lady, indem ſie mir ihre Pflicht vorhielt, mich an meine erinnerte. Sie hat Recht, und ich habe es auch, wenn ich dieſe unwürdigen Feſſeln, die ich ſchon zu lange duldete, ſprenge, und von nun an nicht ihr, ſondern mit Allem, was an mir, der einen gerechten, großen, heiligen Sache angehöre, und das will ich." — „Leibhaftig Charles Fox!" rief der Ritter; „ſo ſchmiß der auch mit einem Male, als ihm das Licht des Patriotismus aufging, Spiel, Putz, Wein, Liebſchaft über Bord, und war über Nacht aus einem Lüderjan ein Volksheld geworden."

(Die Fortſetzung folgt.)

Eine ſibiriſche Bärenjagd.

(Beſchluß.)

Der tanzende Bär. Obgleich ſich ſchon in John Cochranes ſogenannter Fußreiſe durch Sibirien und die Tartarei nach Kamtſchatka das folgende Faktum, wenn auch nicht ausführlich, erzählt findet, ſo führe ich es doch, der Vollſtändigkeit wegen, und weil jenes Buch nicht viel bekannt iſt, hier an, um ſo mehr, da es mir ebenfalls von dem, der es erlebte, ſelbſt erzählt wurde. Vorausgeſchickt muß werden, daß unter den Jakuten eine eigene Art von Geiſteskrankheit herrſcht, die man Imerachismus nennt; wenn nämlich dem damit Befallenen, dem Imerach, etwas zuſtößt, was ſeine Nerven plötzlich erſchüttert, wie Furcht, Schreck, Aerger, ſo ergreift ihn eine Wuth, Alles nachzuahmen, was er ſieht und hört. So befand ſich z. B. der oberſte Hundeführer des Kapitäns Wrangel in deſſen Vorzimmer und ſprach ganz ruhig mit einem von deſſen Leuten; auf einmal pocht Jemand ſehr ungeſtüm an die Thüre, ſein Imerachismus bricht aus, und er fängt eben ſo ungeſtüm an, auf den Andern loszuſchlagen, ſo daß dieſer nicht wußte, wie er zu Prügeln kam. — Zwei Frauen in Jakutzk waren mit dem Imerachismus behaftet. Sie ſaßen des Abends beim Thee; ein Verwandter ſetzt ſich hinter ſie, ſo daß er Beide erreichen kann, legt die Hand um ihren Nacken und läßt die eine gegen die andere eine Verneigung machen; die andere ſtutzt, und er kommt ihrem ausbrechenden Imerachismus zu Hülfe, indem er

auch ſie einen Bückling machen läßt; nun kommt das gegenſeitige Komplimentiren in Gang, ſie verſchütten ihren Thee und werfen ſich am Ende die Taſſen an den Kopf. Jezt wird das Folgende verſtändlicher ſeyn. — Bei der Expedition nach dem Eismeere, wo Hedenſtröm einige Inſeln entdeckte (Neu Sibirien ꝛc.), führte ſeinen vorderſten Schlitten ein Jakute, der mit dem Imerachismus behaftet war. Er begegnet unterwegs einem Eisbären, die Hunde, ohne ſich aufhalten zu laſſen, machen Jagd auf ihn, das Geſchirr kommt in Unordnung und wird unbrauchbar, der Führer ſpringt in dieſer gefährlichen Lage aus dem Schlitten mit ſeinem Oſtol (ein ſtarker, vorne mit Eiſen beſchlagener, hinten mit Schellen behangener Stab, welcher dazu dient, den Schlitten aufzuhalten) und ſucht ihn zur Flucht zu bringen. Der Bär ſezt ſich auf die Hinterfüße und fängt an zu heulen und zu brüllen; nun bricht des Jakuten Imerachismus aus, er brüllt den Bären wieder an, dieſer brüllt noch fürchterlicher, der Jakute ſeinerſeits bemüht ſich, es ihm gleich zu thun; endlich geräth er in Wuth und will den Bären mit der eiſernen Spize niederſtoßen; dieſer hebt ſich auf die Hinterfüße und ſucht den Stößen auszuweichen, und beide tanzen nun brüllend im Kreiſe herum, bis der Schlitten Hedenſtröms anlangt, der ſogleich abſpringt und mit la Peroufe's Doppelgewehr durch einen glücklichen Schuß dem Gebrüll und dem Tanz ein Ende machte. So erzählte mir Hedenſtröm in Tomsk ſelbſt.

Der Bär am Wachtfeuer. Fünf Jäger hatten ſich um ein Wachtfeuer gelagert, worüber noch Holz nachgelegt noch Wache gehalten. Nun liebt der Bär die Wärme ſehr, und wenn auch die Hize im Sommer in Sibirien ſehr groß iſt, ſo ſind doch ſtets die Nächte kalt; kann er daher ein erloſchenes Jägerfeuer finden, ſo legt er ſich an die glühenden Kohlen und rückt immer näher, wenn die Wärme abnimmt, ſo daß er ſich oft wie eine Katze noch in die heiße Aſche legen ſoll. Alle ſchliefen ſanft, da fühlt ſich der eine kräftig zur Seite geſchoben, er erwacht und will ſeinem Nachbar Vorwürfe machen, ſieht aber beim Auflodern der lezten Flamme einen großen Bären, der gleich einem der Jäger ſich an's Feuer drängt. Der Jäger bleibt ganz ruhig liegen, zupft aber leiſe den nächſten und raunt ihm in's Ohr: der Bär iſt da. Der ſagt es dem Dritten und ſo fort bis zum Fünften. Alle bleiben ruhig liegen; als der Tag graut, erhebt ſich der Bär langſam und brollt ſeinen Weg fort in den Wald.

Ein Bär bringt Glück. Ein ſiebenbürgiſcher Jäger ſtreifte in den Gebirgen im Bannat an der ſerviſchen Grenze zwiſchen Neu Maldawa und Mehadia. Es war ein leichter Schnee gefallen, da bemerkt er auf einmal von einer Anhöhe herab Fußtritte, die Allem nach einem verſprengten Räuber angehörten. Was ſoll er thun? der Schnee war eben erſt gefallen, alſo war der, von dem die Spuren herrührten, vor wenigen Stunden vorbeigegangen. Es wurde Abend; geht er in der Richtung, wo jener herkam, ſo iſt er wenigſtens ſicher, ihm nicht zu begegnen; er befeſtigt ſeine Schuhe umgekehrt unter die Füße und tritt ſorgfältig in die Fußſtapfen des Andern. Er kommt auf die Anhöhe und bemerkt eine kleine Baracke von Zweigen und ein erloſchenes Feuer; er ſieht vorſichtig in die Hütte, es iſt Niemand darin, aber eine hölzerne Flaſche und eine Jagdtaſche beweiſen, daß der Beſizer wiederkommen wird. Geht er denſelben Weg zurück, ſo läuft er ihm wahrſcheinlich in die Hände, entflieht er auf einer andern Seite, ſo ſieht der Beſizer der Hütte ſich verrathen und verfolgt ihn. Der Abend iſt angebrochen, ſein Entſchluß muß ſchnell gefaßt werden. Dicht an der Feuerſtelle ſteht ein ſtarker, dicht belaubter Baum, auf den man unbemerkt gelangen kann. Kaum hat er ſich in den Zweigen verſteckt, ſo ſieht er einen Mann herbeiſchleichen. Sorgfältig betrachtet dieſer die Fußſtapfen, geht mit geſpanntem Gewehr zu ſeiner Hütte, betrachtet rundum Alles, und ſcheint beruhigt; er zündet ſein Feuer an, holt eine Schafkeule hervor, bratet ſie, ißt mit gutem Appetit und trinkt noch beſſer ſerviſchen Wein aus der hölzernen Flaſche dazu. Die Knochen ſeines Braten wirft er den ſteilen Abhang hinunter. Er traut aber doch nicht in der Hütte zu ſchlafen, ſondern bereitet ſich auf der andern Seite des großen Baumes ein Nachtlager; noch wird ein derber Schluck aus der Flaſche gethan, nun legt er ſein langes türkiſches Gewehr neben ſich, ſeine vier Piſtolen, ſeinen Yattagan, ſeinen Dolch und Meſſer, er ſchnallt ſeinen Leibgürtel ab (es war ein ſerviſcher Räuber) und ſchläft bald ein. Bei dem Siebenbürgen auf dem Baum hatten unterdeſſen mancherlei Entſchlüſſe gewechſelt; ſchon hatte er ein paar Mal ſein Gewehr auf ihn gerichtet, aber er fürchtete, es möchte verſagen; jener kannte ſolches Geräuſch gar zu gut, und dann war er verloren; auf der andern Seite ſchien es ihm auch nicht recht, den Räuber bei ſeinem ruhigen Mahle zu erſchießen; er beſchloß daher, ruhig zu warten, bis der Räuber den andern Tag weggehen würde, und dann erſt zu entfliehen. Als er aber den Räuber ſo feſt ſchlafen ſah, bekam er Luſt, jezt ſchon ſich davonzumachen. Schon wollte er herabſteigen, als er am Abhange des Hügels ein knackendes Geräuſch hörte, welches er ſich ſogleich dahin erklärte, daß ein Thier die Schafknochen zermalme, welche der Räuber den Abhang hinuntergeworfen hatte. Bald darauf kam behutſam ein großer Bär herbeigeſchlichen. Sollte er verſuchen, den Bären zu tödten, und ſo ſich und den Räuber zu retten? denn der Bär konnte eben ſo gut Luſt bekommen, auf den Baum zu klettern. Der Bär ſchlich zu dem Baume, ſchnupperte am Stamm

hinauf; jezt sträubte sich dem Jäger das Haar, und das mit gehacktem Blei geladene Gewehr war schon auf ihn gerichtet; aber der Bär wandte sich vom Baumstamme weg und ging wohl dem Geruch des blutigen Braten nach, den der Räuber mit den Händen zerrissen hatte; er stellte sich leise über den Räuber, faßte ihn dann plözlich bei der Brust und schleppte ihn den Abhang hinunter, wahrscheinlich nach der nahen Höhle. Weit noch hörte er das Klaggeschrei des Räubers. Der Jäger stieg den andern Morgen von seinem Baume herab, und nahm die Waffen und den Leibgurt des Räubers mit, ohne Jemand etwas davon zu sagen. Er kaufte sich bald nachher ein kleines Bauergut, verheirathete sich und lebte mit starker Familie in seiner Art recht gut. Der Leibgurt soll manchen Dukaten enthalten haben. Nie kümmerte er sich auf der Jagd um Bären, und ließ sie passiren, wenn er schießen konnte. Wohl erst zehn Jahre später erzählte er meinem Freunde sein Abenteuer.

Dr. Karl Gustav Fiedler.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, August.

Furcht vor der Cholera.

Wir leben hier jezt in einer nicht geringen Furcht vor der Cholera. So lange sie sich nur im südlichen Frankreich, in der Provence, zeigte, beachtete man sie eben gar nicht, obwohl der ägyptische Himmelsstrich und die Verheerungen, welche sie dort anrichtete, zu Vorsichtsmaßregeln auffordern konnten. Man war unsinnig genug, immer noch den schönen Himmel Italiens hervorzuheben, zu behaupten, hier verliere das Uebel seine Kraft, und werde von der argen Sommerhize erstickt werden. Verständigen Erwiderungen pflegte man ferner mit türkischer Ruhe jenes sara quel che dio vuol (was Gott will, wird geschehen) zu entgegnen. Als nun die Nachricht kam, daß das Uebel angefangen habe, in Nizza seine Geißel zu schwingen, war die Bestürzung nicht gering; doch tröstete man sich mit den wenigen Todesfällen. Und wirklich hat dort die Krankheit auf sehr gelinde Weise begonnen. Man erwartete hier nun den geographischen Fortschritt der Seuche, meinte, sie müsse zuerst doch nach Genua, dann nach Livorno, und so endlich auch nach Florenz kommen, und fing nun wieder an, sich in die gewöhnliche Gleichgültigkeit hineinzuhüllen, um die unangenehme Furcht sich, so gut es gehen wollte, vom Halse zu schaffen. Da kamen aber zwei Schiffe, das eine aus Bona, das andere aus Marseille, beide mit Cholerakranken, in die Quarantäne von Livorno, nachdem sie in Savoyen und in Korsika selbst abgewiesen worden waren. Dort mußte man sie nach dem Reglement aufnehmen, so sehr auch das niedere Volk dagegen schrie und, wie es schon andere Male die Wildheit eines haltungslosen Pöbels verrathen hat, thätlich dagegen zu protestiren geneigt war. Die lezten Nachrichten lauten glücklicherweise, daß von 156 Personen, welche beide Schiffe als Passagiere an Bord hatten, nur zwei gestorben, die übrigen alle im besten Wohlbefinden seyen. Seitdem ist aber die Furcht stärker als früher zurückgekehrt; man konnte sich nicht verhehlen, daß das Uebel, einmal in Livorno, auch unmittelbar in Florenz seyn würde. Man hat den Vorsteher des hiesigen Spitals Maria Nuova, den Dr. Betti, nach Livorno geschickt, weil dort, merkwürdig genug, die Stelle des ersten Sanitätsarztes seit einiger Zeit unbesezt war. Sonst sind noch nirgends besondere Vorsichtsmaßregeln sichtbar; man scheint in dem guten Glauben, daß Florenz eine der saubersten Städte sey, sich um größere Reinlichkeit nicht zu bekümmern, obwohl jedem Unbefangenen das baare Gegentheil jenes patriotischen Vorurtheils unangenehm genug in die Augen fällt. Wer aber das Terrain hier etwas kennt, und weiß, was die Enthüllung des Heiligenbildes in der Santissima Annunziata zu bedeuten hat, wird sich vorstellen, bis zu welchem Grade die Furcht der Bevölkerung gestiegen ist. Dieses alte Heiligthum ist das Palladium von Florenz, das nie und Niemanden gezeigt wird. Auf höchste Verwendung haben die vornehmsten Personen Erlaubniß erhalten, es enthüllen zu dürfen. Sonst bleibt es selbst an dem Festtage der Verkündigung unentschleiert, und nur bei großen Unglücks- oder Freudenfällen (z. B. neulich bei der Geburt des Kronprinzen) wird es den Augen und Küssen des verehrenden Volks auf einige Zeit bloßgestellt. Es ist ein Freskobild, das die Verkündigung darstellt und in vielen Kopien aller Art über Italien verbreitet ist. Kundige Leute haben es in's dreizehnte Jahrhundert hinaufrücken wollen, die hübsche Legende aber erzählt, der Maler Bartolomeo habe eines Abends sein Werk bis auf den Madonnenkopf vollendet gehabt, und diesen der Müdigkeit wegen bis auf den folgenden Tag verschoben. Als er nun früh Morgens wiederkehrte, um sich an seine Arbeit zu machen, hatten unterdessen unsichtbare Hände der Engel den Kopf hineingemalt. An die Annunziate wendet man sich nach dem Glauben der Florentiner nie vergebens, und gewiß ist, daß im vorigen Jahr, als anhaltender Dürre wegen die Madonna entschleiert werden mußte, der Regen unmittelbar erfolgte.

Während so das Volk, die frommen Brüderschaften und die Orden der Mönche in die Kirche der Servi wallfahrten, suchen die Jugend und die gebildeten Florentiner Trost in den Vorlesungen Buffalini's. Es ist noch keiner seiner Vorträge, selbst nicht die allerersten, so von Leuten jedes Alters und jedes Ranges besucht gewesen, als die, welche er vor einigen Tagen über die Cholera hielt. Solcher Erwartung ist stets und unter allen Umständen schwer zu entsprechen; Buffalini mochte überdies seine Gründe haben, auf die directe Lösung seiner Aufgabe erst gegen das Ende seiner Vorlesung einzugehen. Er behauptete nun, daß im italienischen Volk schon seit dem Jahr 1817 eine fortwährend sich steigernde Disposition zu dieser Krankheit sichtbar gewesen, diese aber jezt, durch Naturbegebenheiten aller Art weiter ausgebildet, auf eine Höhe gesteigert sey, daß das Uebel nothwendig ausbrechen müsse. Er hält die Cholera durchaus für epidemisch, ohne zu leugnen, daß sie in einzelnen Fällen contagiös werden könne; das Radikalmittel gegen dieselbe, seinem Urtheile nach sicher existirend, sey bis dahin noch nicht gefunden.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 200.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 21. August 1835.

— O bords toujours nouveaux,
Que baigne et pare de ses eaux
La Seine à regret fugitive!
Grosset.

Die Umgebungen von Paris.

Es gibt wohl keine Hauptstadt eines großen Reichs, welche so freundliche und zugleich so glänzende Umgebungen aufzuweisen hätte, als Paris. An beiden Ufern der Seine begegnet das Auge blühenden Ortschaften, und in der Ferne begrenzt die sanftgeschwungene Linie einer Hügelreihe den Gesichtskreis, welche sich halbkreisförmig um die Hauptstadt lagert, und mit prachtvollen Schlössern und schönen Landhäusern bedeckt ist. Die Gehölze von Vincennes, von Boulogne, von Meudon, Romainville und Saint-Germain, überall von schönen, angenehmen Wegen durchschnitten, laden zum einsamen Spaziergang ein. Das ist es eben, was Paris zu einer Stadt macht, wie es wohl keine zweite der Art gibt: man hat hier Alles, was man nur wünschen mag; Alles von einer großen, Manches von einer kleinen Stadt; reiche Kunstschätze, Bibliotheken, Lärm, Luxus, Tumult, Einsamkeit, schöne Natur, und ein Stück der Weltgeschichte, das an Interesse und Bedeutung mit jedem Jahre gewinnt.

Fast so lange Paris steht, spielen seine schönen Umgebungen eine Rolle in der Geschichte. Schon die frühesten Könige von Frankreich pflegten ihre Residenzen in weiterer oder geringerer Entfernung von der Hauptstadt aufzuschlagen, und brachten mit ihrem Hofstaat nur den kleinsten Theil des Jahrs darin zu. Die beiden Könige, welche am längsten auf dem Thron von Frankreich gesessen haben, Ludwig XIV. und Ludwig XV., erschienen nur selten und jedesmal nur kurze Zeit in Paris, um sofort diesen turbulenten Aufenthalt wieder mit der Einsamkeit von Saint-Germain, Fontainebleau, Compiegne und Versailles zu vertauschen. Die zahlreichen Hofleute, stets geneigt, sich in der Nähe des Kanals, aus dem die Gunst- und Gnadenbezeugungen fließen, zu halten, verließen gleichfalls die Hauptstadt, wo ihre prächtigen Hotels fast immer leer und verlassen standen. Während des Mittelalters erhob sich eine Menge reicher, prachtvoller Klöster, Kapitel und Abteien um die Hauptstadt herum; die Geistlichkeit stand in der Blüthe ihrer Macht und ihres Reichthums; sie besaß die fruchtbarsten Ländereien in der Umgegend von Paris, und mehrere ihrer weitläuftigen Domänen konnten für wahre Fürstenthümer gelten. In den folgenden Jahrhunderten änderte sich die Lage der Dinge. Unter der Herrschaft der Weiber regieren die Männer, sagt Montesquieu irgendwo, und schließt daraus, daß die Völker glücklicher sind, wo das Scepter in die Hände der Weiber gegeben ist. Die französische Geschichte aber wimmelt von Beispielen, welche das Gegentheil darthun; denn es sind doch in der That die Weiber, welche unter den lezten Valois die Herrschaft ausgeübt haben. Sie waren allerdings dem Einfluß von Männern unterworfen, aber diese Männer

gehörten einem ausschließlichen Stande an, kannten kein Volk und Vaterland, und dachten nur daran, ihrer Familie Reichthümer und Ehrenstellen zuzuwenden. So verfügte Diana von Poitiers über die öffentliche Staatsverwaltung unter Heinrich II.; Catharina von Medicis folgte ihr in der Ausübung ihrer unumschränkten Machtvollkommenheit, und ein Mann, der Kardinal von Lothringen, leitete Dianen und Catharinen; Mazarin schaltete und waltete, wie er wollte, unter der andern Medicis, und Mätressen niedern Rangs und niederer Geburt vergaben alle Stellen unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. Die Residenzschlösser waren jezt keine nothwendigen Festungen mehr, sondern wurden bloße Lustschlösser, und die königlichen Wohnungen zu Saint-Germain, Versailles und in andern umliegenden Dörfern erhielten eine diesem Zweck entsprechende Einrichtung und Verschönerung. Die Umgebungen von Paris gewannen ein ganz neues Aussehen. Die Leute vom Hofe und von der hohen Finanz wetteiferten gegenseitig in Luxus und Pomp; die Erzbischöfe von Paris, die Aebte von Saint-Germain-des-Près und Saint-Martin-des-Champs ließen sich in der Umgegend der Hauptstadt schöne Paläste bauen, und überall sah man prächtige Lustschlösser sich erheben. Die Prinzen von Geblüt ahmten das Beispiel Ludwigs XIV. nach; die Minister, die ersten Magistrate wollten ebenfalls ihre Landhäuser mit reichmeublirten, kostbaren Zimmern, mit Park und Garten haben, und so erstanden bald Chantilly, Saint-Cloud, Mousseaux, Sceaux, Chanteloup, Brunoi und andere Ortschaften; nichts kam jedoch der Pracht und dem Umfang des Schlosses zu Versailles gleich, für dessen Parkanlagen Ludwig XIV. den berühmten Le Notre eigens nach Italien schickte, um dort die Plane jener famösen Villen der Kirchenfürsten zu studiren.

Die französische Revolution von 1789 verbitterte den großen, privilegirten Park- und Landhausbesitzern die Freude, und zügelte plözlich die Manie der prächtigen Schloß- und Gartenanlagen. Sie änderte den Anblick der Umgebungen von Paris zum Nutzen des Handels und Ackerbaus. Das privilegirte große Eigenthum ging in andere, industrielle Hände über, und indem man nur Nutzen daraus zu ziehen suchte, fand man doch zugleich die Annehmlichkeiten desselben. Der Boden hat sich seitdem mit einer Menge ausländischer Bäume und Pflanzen bereichert, bisher vernachlässigte oder unbekannte Fruchtarten sind einheimisch gemacht worden, größere und reichere Grundbesitzer haben mannichfache Versuche zur Verbesserung des Landbaus angestellt, wovon die kleinern Ackerbauer Nutzen ziehen konnten, und die Landwirthschaft ist so in jeder Rücksicht weit vorgeschritten. Nie haben die umliegenden Ortschaften der Hauptstadt ein so glänzendes, reiches und mannichfaltiges Gemälde dargeboten. Die heutigen Umgebungen von Paris kündigen das Daseyn, den Luxus und Betrieb einer großen Hauptstadt an. Die Dörfer an den lachenden Ufern der Seine und dem blühenden Gestade der Marne, die Hügelketten des Montmartre, von Saint-Cloud, Belleville, Meudon u. s. f., die von ferne die Stadt beherrschen, sind mit herrlichen Schlössern und freundlichen Landhäusern besät. Die alten, unnüz gewordenen Klöster sind in Fabriken umgewandelt, und in einem Umkreise von mehr als zehn Lieues beschäftigt Paris Tausende von Fabrikarbeitern aller Art; denn aus einer reinen Verbrauchsstadt, wie es noch vor 30 Jahren war, ist es gegenwärtig einer der ersten Manufakturplätze und eine der größten Werkstätten Europas geworden. Zahllose Anstalten verfertigen in und um Paris die kostbarsten Waaren in jeder nur ersinnlichen Art, welche nach allen Erdtheilen versandt werden; denn keine Nation weiß durch Schönheit, geschmackvolles Aeußere und stets neu ersonnene Formen ihren Arbeiten solch eigenthümlichen Glanz und Reiz zu geben, wie die Franzosen, und besonders die Pariser.

(Die Fortsezung folgt.)

Eine Parlamentswahl.

(Fortsezung.)

„Ich begreife Dich nicht,“ sagte Sir Edward. „Wer über gewisse Dinge nicht von Sinnen kommt, hat keine. Diese unbesonnene, heillose, frevelhafte Entlassung der Minister, diese Auflösung des Parlaments ohne Grund, Vernunft, Umsicht, ohne daß sie nur eine einzige Schlacht verloren, aus rein persönlichem Kizel, und das in einem Augenblick, wo die alte Verfassung zwischen Seyn und Nichtseyn schwebt, wo ein Haar den Ausschlag gibt, wo wilde Leidenschaften lauern, kaum halbgebändigte Dämonen an den Fesseln der Ordnung rütteln — wen das nicht außer sich bringt!“ — „Mich nicht; aber es ist sehr schön gesagt.“ — „Herr Gott über England! Was ist es denn, was wir lieben, wofür wir glühten, seit wir Knaben wurden, seit wir das Wort lallten: Freiheit, Vaterland? es ist dieses Ebenmaß herrlicher, freigegebener Kräfte, die in sich selbst die Schranke finden gegen das Uebermaß. Dieser Fluß der Gedanken, der Thaten, der damals in's Stocken gerieth beim ehrenwerthen, aber einseitigen Widerstand unserer Väter gegen Frankreichs Umwälzung, diesen wieder in Gang zu bringen, den Austausch der Kräfte zu fördern, den Lebensbaum Englands zu begießen, das wollen wir. Und da schreien diese unbegreiflich Blinden, weil die Vernunft die Kanäle reinigen, den Schutt fortschaffen, das Unkraut ausrotten will, Zeter und Wehe, Tod, Untergang, Verderben! Wodurch kam es dahin? weil sie fünfzig Jahre lang faul waren, und tausend Jahre ungerecht; weil über ihrer Faulheit der Kehricht anwuchs

zu der entſetzlichen Höhe, weil über ihrer ſchlaffen, deſpotiſchen Trägheit gegen die Klagen eines Brudervolks dieſe Klagen anſchwollen zu einem Todesſchrei der Rache. Wenn Italiens Blut in den Adern der Whigs glühte, es gäbe gezückte Dolche, triefende Schaffotte und brennende Schlöſſer; aber wir ſind Engländer. Nach ſolcher Unbill üben ſie eine Mäßigung, die die Engel im Himmel beſchämt. Und dafür — dafür allein, nachdem ſie in drei Jahren im Schweiß ihres Angeſichts der Hydra Dummheit einen Kopf nach dem andern abgehauen, dafür, im Augenblick, wo ſie, müde von der ungeheuern Anſtrengung, einen Augenblick ausruhen, gibt man ihnen einen Fußtritt, und die Unvernunft jauchzt, daß ſie vom Sitz fallen, und ſchaukelt ſich mit kindiſcher Luſt auf dem ſchwankenden Stuhle. Die Preſſe iſt viel zu langmüthig, die Stimme des Unwillens zu ſanft. Mit Poſaunenklängen, mit Donnerſtimmen des jüngſten Gerichts müßte es ihnen in's Ohr geſchrien werden, bis ihr Trommelfell platzt, daß nicht die Gegner, daß ihre Unvernunft England zum Falle bringt." — „Da haſt Du einen Bonbon, Edward," ſagte der Ritter; „Du biſt heiſer. Nachher werde ich Dir meine Meinung ſagen. Die Expoſition iſt ſehr hübſch, denn ſie kehrt das Ende zum Anfang, wie's bei ſolchen Dingen ſeyn muß." — „Ich bin kein Redner." — „Da haſt Du wieder Recht. Wer das Volk bewegen will, muß immer nur vom Eſſen und Trinken reden. Rechneſt Du ihnen vor, wie viel arme Leute von dem leben können, was ein Tory verzehrt, ſo ſchlägt das in den Magen, alle die Poſaunenworte vom engliſchen Lebensbaum treffen nur das Ohr."

Edward hatte ſich wieder auf's Sopha geſetzt und ſtützte nachdenkend den Kopf in der Hand. Er ſprach faſt bewegt: „Liebe ich denn nicht etwa auch, was ehrenwerth iſt an unſerer alten Verfaſſung! Klingen mir die herrlichen Namen unſerer Geſchichte nicht auch wie Trompetenſtöße und Orgelklänge! Berauſcht mich nicht der Gedanke, auch ein Nachkomme großer Männer zu ſeyn! Aber eben weil mir die ariſtokratiſchen Säulen unſerer Konſtitution, dieſe Rieſenbäume, unter denen unſere junge Freiheit in jenen Stürmen Zuflucht fand, ſo an's Herz wuchſen, möchte ich blutige Thränen weinen über die dumpfe Verſtecktheit, die das Weſen hinopfert, um Lumpen und Fetzen zu retten. Um einen Doktorhut, der ihr nichts nützt, um einen Zehnten, den ſie nicht eintreiben kann, um leere Namen, leere Titel, eitle Formen, um ſchnöden Eigennutz auf's Spiel geſetzt, was Jahrhunderte mühſam erſchufen! Oder fördert das die Unabhängigkeit, daß ſie ſagen, wir gewähren euch nichts aus freien Stücken, aber wenn ihr uns zwingt, dann thun wir's? Wenn ich denke, daß es damals mit einem Broſamen geſchehen wäre, und das Volk hätte gejauchzt! Statt deſſen hetzten ſie den edlen Canning, der den Broſamen für das Volk begehrte, zu Tode, und die großen Whigs hetzten mit, weil er zu weit gehe, und jetzt würde man den Miniſter auslachen, der nicht mehr verſpräche, und derſelbe Lord Grey, der mithetzte, gab hundertmal mehr aus freien Stücken, und gab doch noch nicht genug. Ihn jagten ſie auch fort, und Peel wird noch mehr geben, und wer nach ihm kommt, immer mehr. So wird Moment um Moment verſcherzt, wo Verſöhnung möglich wäre, und mit Lawinenſchnelligkeit naht die Kriſis, wo die ungeheuerſten Opfer nicht ausreichen, und in einem Augenblick Alles im Strudel verſchlungen iſt."

Der Ritter, der ſich während dem unmuthig auf ſeinem Seſſel hin und her gedreht hatte, verzog jetzt das Geſicht, als wolle er weinen. „Um Alles in der Welt bitte ich Dich, mein Pathe, preſſe mir keine Thränen aus! Schimpf' alle Engländer zu Tode, aber mach' ſie nicht weinen." — „Wer kann lachen, wo das Herz brennt?" ſagte Edward. — „Ich bin immer der Meinung geweſen, daß ſich das engliſche Temperament wie ein guter Punſch verhält," hob der Ritter an. „Ein guter Punſch beſteht nämlich aus der richtigen Miſchung von Arack, Zucker, Waſſer und ſehr wenig Citronen. Ob man ein Bischen mehr Zucker, oder mehr Rum nimmt, darauf kommt's ſo wenig an, als auf das alte Streiten zwiſchen Torys und Whigs, die Reformer gießen Waſſer zu. Mag ſeyn, daß wir nicht mehr ſtark genug ſind für das alte Gebräu; aber um's Himmelswillen nur nicht mehr Citronen! wenn die Säure der Sentimentalität und Empfindlichkeit hinein kommt, iſt es mit England aus. Wünſche meinethalben alle Conſervativen in die Hölle, aber greine nicht!"

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Anfangs Auguſt.

Schönbrunn. Hitzing. Ahmed Paſcha. Strauß. Fernſichten. Journaliſtik. Schickh. Neueſte literariſche Erſcheinungen.

Noch befinden ſich Ihre Majeſtäten in Schönbrunn; die Reiſe des Kaiſers nach Oberöſterreich wurde contremandirt, und ſelbſt die nach Böhmen im September, wozu bereits alle Anſtalten getroffen werden, iſt noch ungewiß; man ſagt, für den Fall, daß Se. Majeſtät in Wien bliebe, dürfte der Kaiſer Nikolaus hier zu erwarten ſeyn. Die Anweſenheit des Hofes belebt den heurigen Sommer; der hohe Adel, zahlreiche Fremde, Jung und Alt aus dem wohlhabenden Mittelſtande drängen ſich um das herrliche Schönbrunn, in deſſen Anbau die Staatskanzlei ihren Sitz genommen. Das dicht daran ſich ausbreitende, lachende Hitzing mit ſeinen reichen Villen und dem eleganten Salon, worin Strauß Donnerſtags und Sonntags geigt, iſt dadurch der Brennpunkt der Unterhaltung, und in der That läßt ſich ein bunteres Leben kaum denken. Die Anweſenheit Feryk Ahmed Fethi Paſcha's mit ſeinem phantaſtiſch koſtümirten Gefolge erhöht dieſen Reiz natürlich, wenn auch das Auge der Wiener an orientaliſche Geſtalt und Tracht

durch die vielen türkischen und griechischen Familien, die hier leben, gewöhnt ist. Der Botschafter der Pforte hat sich bereits seines Auftrags in herkömmlicher Form entledigt, und genießt nun, in Erstaunen, wie man sieht, über die gefällige Freiheit unsers öffentlichen Lebens, das durch das populäre sich Anschließen des Adels von jedem andern Residenzleben sich vortheilhaft unterscheidet, aller Vergnügungen, die sich in den zahllosen points de réunion darbieten. So fand er sich vorgestern um Mitternacht in dem, mit einem prächtigen Salon geschmückten, großen Gasthausgarten zur Birne ein, umwogt von mehr als fünftausend Menschen aus allen Ständen, die das, zum Benefiz unseres oben genannten Walzervirtuosen veranstaltete, glänzende Ballfest zusammenführte. Gestern speiste derselbe bei Sr. k. Hoheit Erzherzog Karl in der Weilburg bei Baden; Artillerie- und andere Waffenübungen werden gleichfalls ihm zu Ehren veranlaßt werden. — So spielen durch die schwere Wetterwolke am politischen Horizonte fort und fort freundliche Sonnen- und Mondstrahlen socialer Freude und Ruhe; man stellt das Schicksal der Zukunft und der Vorsehung anheim, und fühlt sich vollkommen befriedigt durch den Entschluß der drei großen Mächte, den Weltfrieden ungestört zu erhalten. Das Lager bei Kalisch ist eine große historische Komposition, und die dritte der größern Demonstrationen, von Oesterreichs Seite begonnen und fortgesezt von Preußen. — Von einem Anschluß Oesterreichs an den deutschen Zollverein ist hier nicht mehr die Rede.

Stiller, als unser öffentliches Leben, ist, wie immer, das literarische. Vor wenigen Tagen starb zu Gastein in ziemlich vorgerücktem Alter der würdige Herausgeber und Redakteur der Wiener Zeitschrift, Johann Schickh. Sein ernstes, redliches Bestreben, nach besten Kräften literarisch-artistisch nützlich zu wirken, sein loyaler Charakter, wie seine nicht geringen Kenntnisse sicherten ihm allgemeine Hochachtung; dies und der Dank vieler Kunstjünger, die er unterstützt, folgen ihm in's Grab. Seine Wittwe sezt die Zeitschrift wahrscheinlich unter Redaktion des derzeitigen Hoftheater-Referenten Friedrich Witthauer fort. Die österreichische Zeitschrift für Geschichte ꝛc. (Fortsezung des Archivs) unter Kaltenbanck hebt sich allmählig; alle bedeutenderen Literatoren Wiens unterstützen das vielversprechende Journal, dem nur eine konsequentere Farbe zu wünschen wäre; bis jezt schwankt es noch zwischen Extremen. Mehrere seiner Nummern verheißen eine neue, schöne Zeit der Kunst, besonders der Poesie; ich glaube daran. Wir haben hier keine Schule, wie die schwäbische, aber eine reiche Natur und ein nicht armes Naturell. An ein Zusammenwirken der poetischen Kräfte ist freilich bei der Leidenschaftlichkeit des Wiener Charakters nicht zu denken; jede strebt für sich, excentrisch von der Natur aus. Grillparzer, aufgefrischt durch den Erfolg seines Stückes „der Traum ein Leben,“ wird hoffentlich nicht wieder in seine Apathie zurücksinken; von Zedlitz erwartet man zwei neue Werke; Lenau, bald Ihr Mitbürger, wird, bei seiner außergewöhnlichen Bildnerkraft, gewiß bald einen schönen Stoff finden; Bauernfeld wird bald im Hoftheater die Scharte auswezen, die seiner guten Feder das Schicksal seines „Fortunat“ in der Josephstadt geschlagen hat; von Braun von Braunthals „Faust,“ Tragödie, ist die erste Auflage vergriffen; Castelli sammelte seine poetischen Spiele in sechs Heften; ein liebenswürdiger Charakter voll glücklicher Laune und gefälligen Witzes; Herr von Hammer, der Unermüdete, beschenkt uns, während er sein großes Werk verfolgt, zeitweise mit Blumen und Geschmeide aus dem reichen Schatze des Orients; L. A. Frankl schrieb ein romantisches Epos, „Colombo;“ J. G. Seidls angenehmes Talent scheint in seinem Cilli nicht Anregung genug zu finden, seine neuern Verse sind sehr schwach. Der junge Linquist Chr. Huber, dem Morgenblatte bekannt. Baron Feuchtersleben, nur zu befangen in Goethe's Manier. Manfred. Straube als Novellist. Löwenthal. Baron Schlechta, Weigl u. m. A. berechtigen zu bedeutenden Hoffnungen.

Florenz, August.

(Fortsezung.)

Der Kupferstecher Garavaglia.

Italien hat in diesem Augenblicke den Verlust zweier ausgezeichneter Männer zu betrauern. Vor wenigen Monaten starb hier am Schlagfluß der bekannte Kupferstecher Giovita Garavaglia. Es war nicht allein seine liebenswürdige und unbescholtene Persönlichkeit, welche sein Hinscheiden seiner nächsten Umgebung schmerzlich machte, es war namentlich seine Geschicklichkeit und der Gedanke an die jezt verhältnißmäßig geringe Anzahl bedeutender Männer in diesem Fach, was ganz Italien diesen Todesfall als einen allgemeinen Verlust hart empfinden ließ. Garavaglia, um 1790 in Pavia geboren, verdankte den ersten Unterricht in der Kupferstecherkunst dem Professor Faustino Anderloni, seine höhere Ausbildung dem verstorbenen Longhi in Mailand, dessen Schule er sich im Allgemeinen anschloß. Unter seinen frühern Werken, die sogleich viel versprachen, wurden zwei von der Mailänder Akademie gekrönt. In diese Zeit gehören mehrere Porträts, die er auf besondere Veranlassung, und namentlich wohl, um sich eine unabhängige Existenz zu sichern, übernommen zu haben scheint. Zu seinen größern Arbeiten der damaligen Zeit wird der David von Guercino gezählt und der Jakob von Appiani, an den er im Alter von zweiunddreißig Jahren die Hand legte. Von Vielen wird der lezigenannte Stich für sein bestes Werk gehalten, und wohl mit Recht über die Madonna della Sedia gestellt, welche er etwas später unternahm. Es war vorzüglich diese Arbeit, welche ihm nach dem Tode Raf. Morghens die Professur der Kupferstecherkunst an der hiesigen Akademie verschaffte. Er füllte seit zwei Jahren diesen Posten mit Ehren aus und stach gerade die Himmelfahrt der Madonna von Guido (in Genua), als der erste Schlagfluß ihn lähmte, und ein bald darauf nachfolgender sein Leben endigte. Garavaglia lebte glücklich mit der Schwester seines geliebten Lehrers, Giulia Anderloni, die er als Mutter von mehreren Kindern hinterläßt. Was die Führung des Grabstichels (das bagliare) betrifft, so dürfte Garavaglia den Besten seiner Zeit würdig zur Seite stehen, ja mehreren unter ihnen durch größere Sicherheit der Hand überlegen seyn. Man muß eingestehen, daß er, um den Ton des Ganzen nicht zu verletzen, um der Harmonie nicht zu schaden, manche Striche schwächer gehalten, und Details weniger entschieden bezeichnet hat, als er ohne Gefahr hätte thun können. Dies fällt namentlich auf, wenn man eines seiner Werke gegen ein Blatt von Toschi hält; jenes verschwindet bis zur Unscheinbarkeit, während in Toschi's Arbeiten der kräftige Ton fast grell in die Augen springt. In der Wahl seiner Gegenstände die doch keineswegs immer der Zufall oder das Bedürfniß bestimmte, hat Garavaglia wenig Geschmack bewiesen; außer seiner Madonna della Sedia gibt es kaum ein anderes Blatt, das seines Originals wegen auf allgemeinen Beifall rechnen dürfte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 201.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 22. August 1835.

Schau, was dir dient, ist recht; du liebst einmal,
Ei nun, für solche Leiden schaff' ich Rath.

Shakespeare.
Viel Lärmens um nichts.

Eine Parlamentswahl.

(Fortsetzung.)

Edward antwortete nicht; der Ritter war aufgestanden und faßte ihn beim Kinn: „Auch empfindlich!“ — „Wir verstehen uns nicht mehr,“ entgegnete Sir Edward. — „Himmel und Hölle, das fehlte noch! Pathe, wenn ich das voraus gewußt, wie ich Dich da hielt in der Kathedrale, und Du schriest so ungeberdig, ich hätte Dir ja lieber das ganze Taufbecken über den Kopf gegossen und Dich in den Windeln ersäuft. — Sieh einmal, Pathe,“ hob er nach einer Pause wieder an, das Band durch das Rohr ziehend, „ich hab's mir nun einmal absolut in den Kopf gesetzt, Du sollst sie kriegen.“ — „Willst Du mich zwingen?“ — „Allerdings.“ — „Und sie?“ — „Eben so. — Spricht nicht die Grafschaft seit drei Jahren davon? Hoffen nicht eure beiden Familien darauf? Liegen nicht eure Besitzungen so durcheinander, daß nur ein hundertjähriger Prozeß oder eine Heirath die seit dreihundert Jahren aufgethürmten Streitfragen löst? Galtet ihr nicht als Braut und Bräutigam, seit ihr als Kinder euch mit Schneebällen warft? ist sie nicht hübsch, und bist Du's nicht auch? seyd ihr nicht beide jung, reich, kapriciös, und sollen Deine Pferde umsonst ihre Krippen zerbissen haben aus Verzweiflung über ihren phlegmatischen Herrn, und der Storch hier oben aus dem Neste fortgeflogen seyn, aus Angst vor Deinen schneidenden Liebesseufzern, die durch den Rauchfang aufstiegen, und, was das Schlimmste, soll ich umsonst so lange ausgestanden haben unter Deiner verliebten Langweiligkeit? Zehn Flaschen Sherry gegen eine Kanne Dünnbier, ehe dreimal die Sonne aufgeht, hast Du sie!“

Edward lächelte; der Ritter führte ihn an's Fenster, er zeigte auf das Licht, das aus den Fenstern des Herrenhauses auf den Schnee dämmerte, und fühlte dabei an das Herz des jungen Mannes: „Siehst Du, das ist ihr Schatten.“ — „Ich verlasse morgen diese Hütte,“ entgegnete Edward. — „Das sollst Du auch nach meinem Plan.“ — „Aber ich entführe sie nicht.“ — „Doch wenn sie entführt wird, wirst Du Ritters genug seyn, Dein Schwert zu ziehen gegen die niederträchtigen Schurken, die sich unterstehen, zu jetziger Zeit, als wären wir in der Barbarei bei den Pamelas und Lovelace, eine feine, junge Dame zu knebeln — mit Stricken knebeln, sage ich Dir —“ — „Sprichst Du im Ernst!“ rief zornfunkelnd der junge Mann. — „Es thut mir sehr leid, lieber Edward, aber es wird schon geschehen müssen. Ich lasse sie entführen.“ — „Es wird nicht geschehen!“ rief Edward; „denn noch rinnt etwas vom alten Ritterblut mir durch die Adern. Knebeln! das liebenswürdige

Geschöpf! Auf der Stelle laufe ich hinüber.“ — „Aber Du wirst doch vorher die Stiefeln anziehen?“ sagte der Ritter, als Edward den Hut ergriff. „Wenn Du in Pantoffeln und wollenen Strümpfen vor sie trätest, das gäbe doch einen unauslöschlichen Skandal.“

Aber während Edward dieser Weisung folgte, deren Nothwendigkeit, trotz seinem Zorn, ihm einleuchtete, hatte sich der beleibte Ritter mit Behendigkeit aus der Stube geschlichen, die Thür hinter sich zugedrückt, und das Schloß rasselte. Als Edward fragte, was das solle, öffnete sich der kleine Schieber, und Sir Jedediahs Gesicht nickte ihm freundlich zu: „Unartige Kinder, die keine Vernunft annehmen, schließt man ein, bis das Spiel vorüber ist, das sie verderben können.“ — „Nun wird's mir zu arg!“ rief Edward, an der Thür rüttelnd. — „Ei, jezt schon, Pathe? das ist ein Bischen zu früh. Wenn's Zeit ist zum Retten, wirst Du schon losgelassen werden, aber bis dahin kannst Du immer noch ein paar Reden von Burke auswendig lernen.“ — „Ich sprenge die Thür!“ — „Recht so; Du kannst Dich in edler Wuth üben, damit es nachher desto natürlicher läßt. Uebrigens gieb Dir nicht unnöthige Mühe, denn im Hause ist Alles fort, oder mit mir einverstanden, und den Skandal wirst Du Dir doch selbst nicht machen, so in die stille Nacht zu lärmen, daß sie's drüben im Herrenhause hören, und die Lady sich erkundigt: wer schreit denn da drüben so jämmerlich? Und wenn man ihr sagt: der junge Sir Edward ist da eingesperrt! so hat sie wohl noch so viel Liebe zu Dir und befiehlt ihren Leuten: Ach Gott, kommt doch dem armen Menschen mit einer Leiter zu Hülfe. Bedenke, Pathe, was Du durch das Ridikule verlörest! denn wenn's Dir auch nicht um die Liebe, so ist's Dir doch um das reformirte England zu thun, das unausbleiblich in dem prostituirten Rufe seines Sir Edward Bramfield einen seiner besten Ritter verlöre. Nicht wahr, Edward, Du thust es, wenn auch nicht mir, doch England zu Liebe, und bist still?“

Sir Edward sprengte nicht die Thür, sondern legte sich, nachdem er einige Mal die kleine Erkerstube durchmessen, mit den Stiefeln auf das Kanapé und ergriff wieder den Burke und las. Als er aber nach einer Stunde die erste Seite umschlug, mußte er wieder zurückschlagen, denn er schien Alles vergessen zu haben, was er gelesen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Umgebungen von Paris.

(Fortsetzung.)

Die prächtigen Monumente in dem Zeitalter Ludwigs XIV. waren weniger geeignet, die öffentliche Wohlfahrt zu befördern, als der Eitelkeit des Fürsten zu schmeicheln. In dem kurzen Zeitraum von einigen wenigen Jahren hat die gegenwärtige französische Regierung mehr für die Reinigung und Verschönerung der Hauptstadt gethan, als während der ganzen Dauer jenes hochgefeierten Jahrhunderts geschehen ist. Für Ausbildung der Sprache und der schönen Künste in Frankreich wurde unter Ludwig XIV. bekanntlich sehr viel gethan; die Wissenschaften und nützlichen Künste dagegen haben keine besondere Aufmerksamkeit gefunden, und daher erst in unsern Tagen die heilsame Richtung und den raschen Aufschwung genommen, welche sie auszeichnen. Die Verbindung der beiden Meere, welche Frankreichs Süd- und Westküste bespülen, ist, so viel ich weiß, das einzige große Denkmal, welches unter der Regierung Ludwigs XIV. im Sinne des allgemeinen Besten ausgeführt worden ist, und wer weiß nicht, mit wie viel Schwierigkeiten dabei der Monarch zu kämpfen, wie viel Hindernisse er dabei aus dem Wege zu räumen hatte? Unter Napoleon wurden andere nicht minder große und kostspielige Kanalbauten vorgeschlagen, und binnen weniger Monate fanden sich sogleich Aktiengesellschaften, welche die zur Ausführung nöthigen Fonds herzuschießen sich erboten. Der Ourcqkanal in Paris wurde in eben so viel Zeit vollendet, als man ehemals brauchte, um über den Plan Ludwigs XIV. zu berathschlagen.

Das heutige Frankreich gleicht eben so wenig dem Frankreich von ehemals, als die neuesten Pariser Kleidermoden denen des fünfzehnten Jahrhunderts gleichen. Bedeutende Verbesserung in Sitten, Gewohnheiten und der Lebensweise tritt überall sichtlich hervor. Es herrscht mehr Wohlstand in den Familien, die Kapitalien haben sich durch den Betrieb verzehnfacht, die Reichen häufen keine todten Schätze mehr auf, sie spekuliren; das Volk ist im Allgemeinen unterrichteter, und die Geißel jener schrecklichen Kriege, wovon die Religion weniger Ursache, als Vorwand war, ist wohl für immer in den Staub getreten. Die Dörfer sind von der Masse jener Klöster, Kapellen und reichdotirten Bettelorden befreit, welche ihre Privilegien besonders bei dem Landvolk ausübten, und ihre Tributpflichtigen in der armseligsten Hütte zählten, und das Auge stößt nicht mehr auf das peinliche Schauspiel des prahlenden, reichen Müssiggangs und der demüthigen, darbenden Arbeitsamkeit. Der religiöse Charakter des neunzehnten Jahrhunderts kann mit den Worten: „Arbeiten heißt beten!“ beschrieben werden.

Alles erhält und stützt sich in dem allgemeinen Gange und Fortschritt der Civilisation, der Wissenschaften und Künste aller Art. Die erhabenen Schöpfungen des Genies, und die bescheidenen Arbeiten einer häuslichen Thätigkeit treten in Folge derselben Ursachen in's Leben, und stocken durch dieselben Hindernisse. Die Fortschritte

der Industrie können gegenwärtig eben so wenig weggeleugnet werden, als ihre wohlthätigen Folgen, und nur diejenigen, welche sich starr und steif an alte verwitterte Formen klammern, schreien über das Wohlleben des Kleinbürgers und Plebejers in den Städten und auf dem Lande. Zwei Generationen und darüber sind seit der Revolution erstanden, mit neuen Gewohnheiten, neuen Sitten und Ideen. Die Wohlfahrt Aller beruht auf der Sicherheit jedes Einzelnen, und dieser Zustand der Dinge wird dauern, so lange Industrie, Handel und Ackerbau ihre glückliche Unabhängigkeit zu bewahren wissen. Alles hat sich gegenwärtig geändert. Die Gerichte, die Weine und Liqueurs, welche der Pariser Restaurant heute seinen Gästen auftischt, sind ohne Zweifel eben so gut und schmackhaft, als der Gewürz- und Kräuterwein, womit die alten Ritter und Knappen sich regalirten, und die eleganten Gespanne und die glänzenden, leichtgebauten Equipagen, welche die Avenuen von Neuilly und die Straßen des Bois de Boulogne windschnell durchfliegen, sind doch wohl jenem alten Fuhrwerke vorzuziehen, welches, mit vier Ochsen bespannt, langsamen Schritts den König der Franken in Paris herumschleppte.

Vor Zeiten waren mehrere um Paris liegende Ortschaften, unter andern Süresne und Argenteuil, wegen ihrer guten Weine berühmt, und heutiges Tags stehen sie unter dem Grünberger. Die Ursache davon ist wohl in der Aenderung des politischen Zustands von Frankreich zu suchen. Früher war jede Provinz einer besondern Verwaltung unterworfen, und hatte, besonders was den Austausch der Produkte des Land- und Feldbaus betraf, wenig oder gar keinen Verkehr mit den übrigen Provinzen. Die Burgunderweine waren damals nur in Burgund gesucht, und die von Argenteuil in Paris; man weiß ja, daß sich Philipp der Gütige, Herzog von Burgund, duc des bons vins nennen ließ. Die Weine waren überhaupt kein Handelsartikel der damaligen Zeit. Die besten Weinberge in Burgund und der Champagne gehörten den geistlichen Stiften und Orden, die zu reich waren, um genöthigt zu seyn, sie in den Handel zu bringen, und zu feine Schmecker, um sich den Genuß derselben zu schmälern. Jezt sind alle Schranken beseitigt, und die Folgen der politischen Ereignisse in Frankreich haben unter seinen Bewohnern eine fortdauernde Gemeinschaft von Wünschen, Gerechtsamen und Interessen begründet, so daß die Einwohner von Dünkirchen und Perpignan sich heute nicht so fremd einander gegenüber stehen, als ehemals die Bewohner der Picardie und Normandie. Durch diesen fortdauernden gegenseitigen Wechsel und Austausch der Produkte in den verschiedenen Landestheilen von Frankreich sind die Weine von Süresne und Argenteuil in Mißkredit gerathen, und die medicinische Fakultät von Paris wird schwerlich zum zweiten Male die Preisaufgabe stellen: ob die Weine von Süresne und Argenteuil nicht denen von Burgund und aus der Champagne vorzuziehen seyen?

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

Hampstead.

Wer könnte in London, und nicht in Hampstead gewesen seyn? Er dürfte dann wenigstens nicht hoffen, von den Londoner Cockneys (Stadtkindern) für einen Menschen gehalten zu werden, dem Mutter Natur auch nur einigen Sinn für ihre Schönheiten in die Brust gepflanzt. Ich muß immer noch lachen, wenn ich meiner ersten Fahrt dahin gedenke. Um von der Trunkenheit — denn anders kann ich den Zustand nicht nennen, in welchen die ersten Tage meines Aufenthalts in London durch den ewigen Wechsel von Bildern und das Großartige aller Erscheinungen mich versezten, und wie ich auch Andere in ähnlichem Falle ihren Zustand habe bezeichnen hören — mich einigermaßen zu erholen, nahm ich einen Platz in einem der öffentlichen Wagen, welche wenigstens jede Viertelstunde von Tottenham-Court-Road nach Hampstead fahren. Obgleich Hampstead von London, d. h. von dem Theile Londons, welcher nach dieser Richtung hin zulezt den Namen der Weltstadt trägt, eine starke Wegstunde entfernt ist, so zeigt sich doch zwischen beiden Orten ebensowenig ein trennender Raum, wie zwischen Hamburg und Altona. Häuser ketten sich an Häuser, und wer seine Augen nicht dazu anwendet, die aufgeschriebenen Namen der sich hinziehenden Straßen zu lesen, der wird kaum einen Unterschied bemerken, ob er von der Bank nach Tottenham-Court-Road, oder von Tottenham-Court-Road nach Hampstead fährt. Hätte daher mein Nachbar, ein ganz stattlicher Mann, die Güte gehabt, zu bemerken, daß meine Augen sich mit ganz andern Dingen, als mit den leblosen Namen beschäftigten, so hätte meine Frage, die ich nach einiger Zeit an ihn that, die Frage, ob wir bereits in Hampstead, oder noch in London seyen, ihn unmöglich überraschen können. Die Ueberraschung malte sich aber in allen seinen Zügen, Nachdem er meine Unwissenheit sehr mangelhaft durch die Antwort berichtigt hatte, daß wir uns on the way to — auf dem Wege nach Hampstead befänden, fuhr er fort, und nichts hätte seine innerste Ergriffenheit schlagender beweisen können, als daß seine englische Natur sich zum Weitersprechen mit einem Unbekannten fortreißen ließ: „Ich vermuthe, Sie waren noch nicht in Hampstead?“ — Ich bejahte die Vermuthung. — „Dann wissen Sie nicht, was schöne Scenerie ist,“ erwiderte er, „Wer Hampstead nicht gesehen hat, kann das nicht wissen. Nichts in der Welt, was dem gleicht kommt.“ — „Sie sind unstreitig viel gereist,“ warf ich ein, „und sprechen aus claner Anschauung?“ — „Das nicht,“ versezte er, „ich war nie aus England.“ — Er hätte noch beschränkter reden und sagen können: nie über drei Meilen von London, denn der gute Mann war ein effektiver Cockney. Er zelate das in der nun folgenden, erst durch das Anhalten des Wagens und unser Aussteigen unterbrochenen Tirade über die wundervolle Scenerie Hampsteads. Nun ja, das Dorf Hampstead — es heißt ein Dorf, wiewohl es eine Stadt ist —

muß Jedem, den das Schickſal in ein enges Gäßchen der City eingepfercht hat, mindeſtens ein Paradies erſcheinen; der Hügel, auf welchen es ſich hinauf- und über welchen es ſich hinabzieht, die friſche Luft, die grünen Wieſen, die zerſtreuten Baumgruppen mit ihrem ſaftigen Grün, der emporragende Thurm des benachbarten Highgate, die durch Kentiſh-Town und Camden-Town ſich nach London ſchlängelnden Straßen, die in der Nähe über die Landſchaft zerſtreuten Häuſer und Häuſchen, und die in der Ferne aus der, London überhängenden Wolke hervorſcheinenden Kuppeln der neuen Univerſität und des alten St. Paul — wer, der nichts Anderes geſehen, kann das anders, als mit Entzücken ſchauen!

(Die Fortſetzung folgt.)

Florenz, Auguſt.

(Beſchluß.)

Romagnoſi.

Romagnoſi's Name — dies iſt der zweite Mann, den wir betrauern — ſchließt ſich den Italienern von europäiſchem Ruf, den Vico, Filangieri und Beccaria, mit Ehren an. Er war, wie Caravaglia, Lombarde von Geburt, und in der Nähe von Piacenza 1761 geboren. Unter ſeine erſten Werke, die er vor dem dreißigſten Jahre bekannt machte, gehört die Geneſis des peinlichen Rechts, welche fortwährend als eine ſeiner bedeutendſten Schöpfungen bezeichnet wird. Im Jahr 1791 ward er Gouvernatore von Trient, und darauf im Jahr 1803 nach Parma berufen, um dort das öffentliche Recht zu lehren. 1805 machte er ſeine Einleitung in's öffentliche allgemeine Recht bekannt, und ward darauf Profeſſor in Pavia. Hier verweilte er nur ein Jahr, um einem Ruf nach Mailand zu folgen und dort die Profeſſur der höhern Geſetzgebung zu übernehmen. Mit demſelben Beifall, den er anderswo gefunden, lehrte er hier, bis 1817 die Regierung für gut fand, die Stelle ganz eingehen zu laſſen. Romagnoſi lebte ſeitdem gewöhnlich in Mailand, mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten aller Art beſchäftigt, und die Begebenheiten ſeiner Zeit mit aufmerkſamem Auge verfolgend. Er blieb bis an ſein Lebensende, und bei einem doch ſehr vorgerückten Alter fortwährend im vollſten Beſitz ſeiner Geiſteskräfte, und ihn führte der Italiener im Geſpräch mit Nordländern oft als Beiſpiel an, daß auch bei ihnen nicht Alles aufblühe, um ſchnell zu verwelken. Wie oft hörte man hier den bewundernden Ausdruck: a chi regge la testa come a Romagnosi? (wem ſteht der Kopf noch wie Romagnoſi?) Ohne eine feſte Anſtellung, war die ökonomiſche Lage des Mannes nichts weniger als glänzend; doch ließ ſein beſchäftigter Geiſt ihn glücklicherweiſe das Drückende derſelben kaum empfinden. Es wäre möglich, daß dieſe Verhältniſſe, und ein in den äußern Umſtänden begründeter Mangel an einer ganz auf ein Fach konzentrirten Thätigkeit ihn in ſpäterer Zeit Einzelnes ſchreiben ließen, das ſeinen frühern Werken an Tiefe und Gehalt weniger entſprechen dürfte. — Es iſt mir erfreulich, in dem Charakter Romagnoſi's einen Zug hervorheben zu können, der diejenigen Reiſenden, welche ihre Kenntniß dieſes Landes nicht in den Hotels und Wirthshäuſern ſuchen, und das ſanawelſche Geſchwätz von der Gaunerei des italieniſchen Volks nicht ewig wieder auftiegen wollen, der Unbefangene, meine ich, über die Gebildeten wenigſtens eines Beſſern belehren kann. Trotz der drückenden Lage, in welcher Romagnoſi ſich oft befand, durfte doch keiner ſeiner zahlreichen und begüterten Freunde es wagen, ihm eine Unterſtützung anzubieten. Man wußte, wie wenig ſeine bis auf's Aeußerſte getriebene Delikateſſe dies zuließ, und wie er keine Arbeiten ſcheute, um nur ſeine Freunde nicht über ſeine Lage aufklären und ihnen in ſeinen Augen läſtig werden zu dürfen. Es war der edle Stolz, nichts als Geſchenk beſitzen zu wollen, und eigener Kraft Alles, ſey es auch nur das Dürftigſte, zu verdanken. Der wohlwollendſte von ſeinen Freunden verſtand ſich daher mit einem alten Diener, der ſeinem Herrn treu ergeben war und die harten Tage der Verfolgung mit ihm ausgehalten hatte, und vermochte dieſen, von Zeit zu Zeit ſo wenig in die Kaſſe ſeines Herrn fließen zu laſſen, daß dieſer, um ſeine äußere Lage überhaupt ſehr unbekümmert, fortwährend in der Meinung blieb, es ſey die Frucht ſeiner eigenen Arbeiten. — Dieſem Beiſpiele ließen ſich noch manche andere anreihen, welche eben ſo ſehr von Zartgefühl auf der einen, als von Vertrauen und Edelmuth auf der andern Seite zeugen könnten. Man kennt hier einen ſehr gebildeten Mann aus einer vornehmen Familie, der durch die politiſchen Zuſtände Italiens ſein Vermögen verlor, und hier nach und nach ſo in Noth gerieth, daß er bis zur äußerſten Entbehrung getrieben wurde. Es war aber einem alten Soldaten Napoleons unmöglich, dies ſeinen Freunden zu klagen, bis einer von ihnen ſein wirkliches Elend merkte, ihm ſeine Delikateſſe verwies, und ſeine Freude ſchilderte, ihm bei dieſer Gelegenheit nützlich ſeyn zu können. Er wies dies aber entſchieden mit den Worten von der Hand, daß er Alles mit Freuden thun wolle, abſchreiben, Unterricht geben in fremden Sprachen u. dgl., nur daß er nicht ein unverdientes Geſchenk anzunehmen brauche. Der Freund verſprach ihm Beſchäftigung, und gab ihm ſeine Frau als erſte Schülerin.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 195:
Der Bienenkorb.

Charade.

(Homonymiſch.)

Hinter'm Haus nur Trödelwaaren
Sind es; hinter Hof und Kammer
Hilft's dem gnäd'gen Herren ſparen,
Oft zu armer Bauern Jammer.

Hinter'm Berg erforſcht's Metalle
In der Erde tiefſten Gründen;
Im Gefolg des Freundes Alle
Wird es wohl zu Dank verbinden.

Hinter'm Wall iſt's feines Fett;
Im Verband mit Zier ſo nett;
Luſt'ger todt, am End' des Staats
Glied des weiſeſten Senats.
Ob der Staatsmaſchine Trieb
Ihm auch oft ein Räthſel blieb.

Leſer, wär'ſt es gern auch du?
Hier ernenn' Ich dich dazu
Mit dem feierlichſten Ton.
Rathe nur, ſo biſt du's ſchon!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 202.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 24. August 1835.

— Laudo ruris amoeni
Rivos et muscо circumlita saxa nemusque.
Horat:

Die Umgebungen von Paris.

(Fortsetzung.)

Dieser freien Konkurrenz im Handel und Wandel verdankt der bequeme Pariser, der nicht gerne zu Fuße, und Sonntags doch gerne auf's Land geht, jene zahlreichen und bequemen Gesellschaftswagen, die ihm den Besuch der Umgebungen von Paris, so wie seine Sonntagserholungen bedeutend erleichtert und wohlfeiler gemacht haben. Denn außer dem doppelten Vortheil der Bequemlichkeit und Eleganz, bieten diese Omnibusentrepriſen auch noch den eines äußerst mäßigen, festgesezten Preises dar; während früher, da der Reisenden nur wenige waren, das Fuhrlohn nach Willkühr der Kutscher hoch oder niedrig gestellt wurde. Jene Wagen, welche man damals, mehr der Wahrheit, als dem Anstand gemäß, Pots-de-Chambre nannte, und heutiges Tags Coucous nennt, kosteten doppelt so viel als die heutigen Gesellschaftswagen, deren Zahl sich von Jahr zu Jahr vermehrt. Gegenwärtig beläuft sich die Zahl derselben auf mehr als 250, und man schäzt ihre Einnahme im Laufe des Jahrs auf eilf Millionen Franken. Diese Cirkulation von so zahlreichen öffentlichen Wagen belebt die Hauptstadt und die Banlieue, und man findet vor den Barrièren von Paris eben so elegante Restaurans und gebildete Unterhaltung, als in der Hauptstadt selbst.

Wer Paris besucht, versäume ja nicht, seine Umgebungen, wenigstens in einzelnen Theilen, kennen zu lernen. In den heißen Sommermonaten thut überdies der Fremde, wenn er es machen kann, am besten, sich auf dem Lande eine Wohnung zu miethen. Es möchte aber schwer zu bestimmen seyn, wo der angenehmste Ort für eine Villeggiatur in den Sommermonaten seyn mochte. Man kann darauf nur antworten: es hat ihn Jeder nach seinem individuellen Geschmack, seinem Hang für Gesellschaft oder für Einsamkeit, für heitere oder ernste Natur zu wählen, und je nachdem er den Pariser Bequemlichkeiten und Freuden entsagen kann, oder nicht. Für eine Familie von Stand eignet sich besonders Montmorency, Auteuil, Passy und Bellevue. Am liebsten gehen die Vornehmen nach den beiden erstgenannten Orten. Auteuil, fast nur aus Landhäusern bestehend, trägt selbst den Charakter der vornehmen Welt, und paßt weniger für den einfachen Naturfreund, als für die Dandys vom Boulevard de Gand. Die gesunde, sehr reine Luft, die schöne Aussicht in ein lachendes Thal, und die Bequemlichkeiten des kleinstädtischen Lebens, d. h. im Vergleich mit Paris, machen Montmorency vor allen zur Villeggiatur empfehlenswerth. Wer Gesellschaft liebt, sezt sich hier fest. Es liegt nur 3½ Lieues von Paris entfernt,

auf einer mäßigen Anhöhe, in der Nähe einer fruchtbaren Ebene, die unter dem Namen des Thals von Montmorency allgemein bekannt iſt. Hier kann man leben wie in einer großen deutſchen Stadt; man hat die Reize des Landlebens, und Wohnung und Tiſch wie in der Stadt. In der Umgegend von Montmorency ſind daher auch die meiſten Fremden und Pariſer, und Montmorency ſelbſt gleicht einem deutſchen Bade. Kaum ſteigt man in dem berühmten Gaſthofe au cheval blanc, deſſen Schild von dem Maler Gerard gemalt iſt, ab, ſo eilen ſogleich die Pferdevermiether aus ihren Schuppen herbei, und jeder preiſt redſelig die guten Eigenſchaften ſeines Thiers an. Während der Woche zahlt man in der Regel dreißig Sous für die Stunde, und reitet dafür in dem Schatten eines herrlichen Kaſtanienwaldes. Es wimmelt hier an ſchönen Tagen von Beſuchern; ganze Schaaren von lachenden Pariſerinnen begegnen einem zu Eſel, und Sonntags Abends trifft man die ſchöne Welt auf dem Tanzplatze unter den Kaſtanien.

J. J. Rouſſeau's Einſiedelei iſt noch zu ſehen. Hier in dieſer ſchönen, freien Natur hat der große Philoſoph ſeinen Emil geſchrieben, und in dem abgelegenen Ermenonville, bei ſeinem Freunde Girardin, hat er, der Menſchen und des Lebens überdrüſſig, zum letzten Male das Licht der Sonne erblickt. In einem Theile des Parks von Ermenonville, le désert genannt, bewohnte Rouſſeau eine kleine, ärmliche Hütte, welche man gegenwärtig noch ſehen kann. Sie trägt die Inſchrift: Celui-là est véritablement libre, qui n'a pas besoin de mettre les bras d'un autre au bout des siens, pour faire sa volonté. In einem andern Theile deſſelben Parks ſieht man den Tempel der modernen Philoſophie, deſſen Bau unvollendet geblieben iſt. Auf jeder der ſechs Säulen der Façade lieſt man den Namen eines Philoſophen: Jean-Jacques Rousseau — naturam, Montesquieu — justitiam, William Penn — humanitatem, Voltaire — ridiculum, Descartes — nil in rebus inane, Newton — lucem. Ueber der Eingangsthür dieſes dem Montaigne geweihten Tempels ſteht: Rerum cognoscere causas, und der Sockel der zertrümmerten Säule trägt die doppelte Inſchrift: Quis hoc perficiet? — Falsum stare non potest. Wenn man auf dem Vorſprung des Tempels ſteht, entrollt ſich vor unſern Blicken ein weites, ländliches Panorama, eine Gruppe von verſchiedenen kleinen Inſeln, unter denen die merkwürdigſte die Isle des peupliers iſt, worauf ſich das Grab Rouſſeau's befindet. Wem fallen hier nicht unſers Schillers gefühlvolle und treffende Gedanken über Rouſſeau ein?

Der Rückweg von Montmorency nach Paris führt über die Ebene von Saint-Denis, den Schauplatz der mörderiſchen Schlachten der Ligue. In Saint-Denis kann man die Kirche der alten Abtei, die den Königen von Frankreich ſeit Dagobert zur Begräbnißſtätte dient, beſehen. Das Kellergewölbe, wo dieſe Leichname liegen, iſt ganz wieder hergeſtellt und mit einer Thür von vergoldeter Bronze verſehen worden. Die Kirche ſelbſt gilt für eines der ſchönſten gothiſchen Monumente Frankreichs, und wird gegenwärtig von den Verwüſtungen der Revolution ausgebeſſert. Die Gebeine Ludwigs XVI. und Maria Antoinettens ſind unter der Reſtauration hier beigeſetzt worden; auch der Herzog von Berry liegt hier begraben. Der Hauptaltar der Kirche iſt überreich geſchmückt, und in der Sakriſtei hängen ſchöne Gemälde. In den alten Gebäuden der Abtei wohnen jetzt Töchter unbemittelter Mitglieder der Ehrenlegion, welche hier auf Koſten des Staats erzogen werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Eine Parlamentswahl.

(Fortſetzung.)

Die Geſellſchaft war fort; in der weiten Halle des Herrenhauſes ſaßen beide Damen allein, die fröſtelnde Geſellſchafterin näher dem Kamin, Judith an dem mit Zeitungen bedeckten Tiſche. Auf der ſchönen Stirn leuchtete Freude, Spannung und doch auch ſchon Abmattung von den Kämpfen des Tags. Ihre weiße Hand ordnete die Briefſchaften, und das ſchlaue Auge ſagte, daß Dinge vorgegangen, von denen nicht allein die Philoſophie, ſondern auch die triumphirenden Gegner ſich nichts träumen ließen. Die Geſellſchafterin, die mit ſchweigender Verwunderung das liebliche Geſicht der Lady zu betrachten ſchien, fragte, ob ſie nicht die offene Thür nach der Bibliothek ſchließen ſolle, da die Zugluft der Erhitzten ſchaden könne. Judith aber ſchüttelte den Kopf: „Gerade der Luftzug erquickt. Hören Sie's nicht rauſchen unter den alten Folianten und Bildern, als freuten ſie ſich mit uns, daß Altengland gerettet wird? Solche Momente, wenn die großen Stimmen der Vorwelt zu uns ſprechen, ſoll man nicht verſcheuchen.“

Die Geſellſchafterin fragte lächelnd, ob dieſe großen Vorfahren aus der goldnen Zeit auch ſo viel Gold aufgeben laſſen, um ihre Kandidaten in's Parlament zu bringen? Judith antwortete, die Zeiten ändern ſich, worin die Freundin lachend einſtimmte. „Zum Exempel wette ich, daß Ihr großer Ahnherr, Sir Thomas Beedle-Bowdle, deſſen Rüſtung dort am Pfeiler ſchimmert, entſetzt ſeinen grimmen Bart geſtrichen und Brand und Schwefel dem ganzen Marktflecken geſchworen hätte, deſſen Gewürzkrämer ſich unterſtand, einen Kuß auf die Roſenlippen ſeiner Enkelin zu drücken. Und um was?“ —

„Iſt denn das nun ſo was Arges?“ entgegnete Judith etwas erröthend. „Er wollte einen Kuß von mir, und ich ſeine Stimme; wir tauſchten, England iſt ein Handelsſtaat.“ — „Und ich kenne einen jungen Mann, der mehr als eine Stimme hat, und ſie alle gäbe für einen einzigen Kuß von dieſen Roſenlippen. Und Sie würden ihm nicht einmal die Hand gerne ſchütteln, was Sie doch dem fremdeſten Gaſte thun.“ Judith blickte ſinnend vor ſich nieder: „Meinen Sie, daß er darum ſeine Partei verließe?“ Die Miß nickte ſchelmiſch. „Deſto beſſer,“ ſagte Judith, den Lockenkopf auf ihre kleine Hand geſtüzt, „daß es kam, wie es gekommen iſt. Pfui! wenn ich ihn ſo liebte, wie er mich zu lieben vorgibt, und mich dadurch bewegen ließe, meiner Sache untreu zu werden! Die Verſtellung iſt empörend. Und noch dazu ein Mann! nein, Sie thun ihm unrecht; ich glaube wirklich nicht, daß er das könnte. Er hat ſich einmal ſo verirrt, daß er nicht mehr frei iſt. O, es iſt Schade, wenn ein edler Sinn ſich ſo fängt in einem unglücklichen Wahne, daß er nicht mehr über ſich ſelbſt Herr iſt, wenn ihm, was ihm das Nächſte, Natürlichſte ſeyn ſollte, fremd wird.“ — „Es gibt am Ende doch noch Zauberkräfte, denen wir wider unſern Willen gehorchen,“ ſagte die Geſellſchafterin. „Wer hätte das nur gedacht! während Sie rechts laufen, läuft er links, und ſonſt hatten Sie nur ein Ziel bei ihren Wettläufen als Kinder.“ — „Die Erde iſt rund, und man kommt am Ende doch auf denſelben Punkt. Aber ich wünſchte wahrhaftig nicht, daß es ihm auch nur in den Sinn käme, um mich —“ — „Altengland retten zu wollen? Ei, was ſind Sie für eine Patriotin!“ fiel die Miß ein; „ich ſehe doch wahrhaftig nicht ab, was jene Krämer im Städtchen vor ihm voraus haben, warum Sie da ſo verſchwenderiſch mit Ihrer Gunſt waren, und hier ſo karg ſind. Geſezt, daß er Ihnen auch ganz zuwider würde, wenn er ſchwach wäre, ſo iſt es doch nur ein Menſch, höchſtens ein alter Jugendbekannter, den man verliert, und hier iſt es eine Sache, die gewonnen werden kann. Wenn er in die Schlinge fällt, um ſo leichter können Sie den Inkonſequenten vergeſſen.“ — „Was uns einmal lieb geweſen, ſollten wir nie vergeſſen,“ ſagte die Lady mit Nachdruck. „Iſt das nicht das Einzige, was uns aufrecht erhält, daß wir an die großen Menſchen vor uns glauben, wenn uns die Kritik auch beweiſen will, daß ſie es nicht waren? Ich möchte ihn nie wieder ſehen, ich wünſchte ihn glücklich verheirathet, aber — verachten möchte ich ihn auch nicht. — Was horchen Sie ſo ängſtlich nach der Thür?“ — „Weil es ſo ſtill in der Bibliothek iſt,“ antwortete die Andere; „Ihnen rauſcht die große Vorwelt, mir nur die Einſamkeit heraus. Und die Einſamkeit in einer Winternacht, in einem verſchneiten, abgelegenen Herrenhauſe, und noch dazu, wenn vorher Schmauß und Tanz war, iſt nicht erquicklich. Kommen Sie her an den Kamin, ſprechen wir von den Legenden Ihrer Familie; fürchte ich mich auch, ſo höre ich's doch lieber aus Ihrem Munde, als wenn es ohne Worte rauſcht.“

Die Lady hatte ſich neben ſie geſezt. In das Geſpräch von der alten Zeit miſchte ſich aber nur zu oft das eben Erlebte. Judith erzählte von namhaften Charakteren aus ihrer Familie, ihrem eigennutzloſen Wirken, ihrer Treue und Ausdauer; ſie wiederholte mit Stolz das Motto ihrer Familie:

Die Meereswelle wankt her und hin,
Feſt iſt der Beedle-Bowdle Sinn.

Aber immer trübte das Bild ein Blick auf die eigennützige Gegenwart, auf verwandte Begebenheiten von geſtern, und das Bild ward nicht fertig. Es fiel auch wohl ein zweifelhafter Schatten hie und da auf das Wirken jener hiſtoriſchen Charaktere. „Darum fort aus der Geſchichte!“ rief die Lady; „reine Tugend iſt nur im Mährchen.“ — „Aber jener Ihr gewaltiger Ahnherr,“ fragte die Miß, „der Herkules ſeiner Zeit, war doch ganz makellos?“

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Orion Julius.

Der wöchentliche Todtenanzeiger nannte vor Kurzem als in der Charité geſtorben: Orion Julius, Schriftſteller. In der Charité ſterben, heißt hier ſo viel, als: im Elend, in der Verlaſſenheit ſterben. Man denke aber deßhalb nicht an das Ende eines Camoens im Spital, oder das eines Otway auf verfaultem Stroh. Unſere Charité iſt ein anderes Inſtitut, als ein Liſſaboner Hoſpital oder eine Londoner Dachſtube; und wer nur einmal im Leben Gelegenheit hatte, mit Orion Julius zuſammenzukommen, wird, wenigſtens zu Ehren Camoens, und auch wohl des unglücklichen Otway, die Vergleichung unterlaſſen. Mag ſeyn, daß in Paris ein Talent wirklich Hungers ſterben kann, in Berlin glaube ich wenigſtens jezt nicht, daß es ohne eigene Schuld möglich iſt. Ein gewiſſes Talent war dieſem verkommenen Unglücklichen nicht abzuſprechen, es liegt aber nicht an der Welt, daß es nicht aufkam. Mit dem Gedanken: der wahre Bettler ſey der wahre König, ſich ausſtaffirend, beſtrebte er ſich, nicht mehr als ein Bettler zu ſeyn, und ſank deßhalb wohl noch um eine Stufe tiefer. Er wollte Dichter, Schriftſteller, Schauſpieler, Philoſoph, und ich weiß nicht was noch, ſeyn, hat es aber in keinem dieſer Fächer zu etwas gebracht, weil jener Bettlerſtolz, wenn wir es mild ausdrücken, ihn an allem Tüchtigen hinderte. Er liebte es, herum zu vagabundiren und bei den Theatern und in den Schriftſtellerkreiſen um Unterſtüzung anzuſprechen. Es geſchah aber mit einer Art Impertinenz, als ſey Jeder ihm dieſe Hülfe ſchuldig, weil das Schickſal ſich ſo ungerecht gegen ihn erwieſen; und man weiß, daß dieſe Unterſtüzung,

ſtatt ihn zum Dank zu verpflichten, ihn nur zu neuen, unverſchämteren Forderungen aufmunterte, und faſt jeder ſeiner Wohlthäter hat von ſeinem großen Undank zu erzählen. Das Widerwärtige war, daß er dabei den Schein großartiger Geſinnung herauskehrte. Ein berühmter Schauſpieler hatte ihn gekleidet und unterſtützt, und das Nächſte war, daß er ihn in einer Kritik ſcharf mitnahm. Nun ſoll zwar eine Wohlthat die Kritik nicht ausſchließen; es war aber kein Grund vorhanden, daß gerade Orion Julius ſich berufen fühlte, nachdem er Hoſen und Rock von dem Künſtler erhalten, ihm durch den Druck zu beweiſen, daß er als Schauſpieler in einem falſchen Kleide ſtecke, und noch empörender klang es, wenn er ſich mit dieſer Wahrheitsliebe brüſtete. Einem Dichter und Gutsbeſitzer, der ihn lange gepflegt und mit aller Humanität eines edlen Charakters behandelt hatte, warf er auf die inſolenteſte Weiſe ſeinen ariſtokratiſchen Titel vor, als man fand, daß er ſich genug pflegen laſſen und nun ſelbſt etwas für ſich thun könne. Gewöhnlich erklärte er es unter ſeiner Würde, wenn ihn ſeine Wohlthäter aufforderten, zu arbeiten, und mit denen, welche ihn beſchäftigten, kam er meiſt nicht ohne Prozeß auseinander. Das klingt, ohne Namen zu nennen und in die Details einzugehen, kaum des Wiedererzählens werth; aber die Erſcheinung war originell in unſerer Zeit, und es wäre nicht unmöglich, daß bei dem krankhaften Verhätſcheln alles deſſen, was originell klingt, der oder jener ſich doch berufen fühlte, eine ähnliche Originalität aufzuſtellen. Darum halte ich es für recht, wenn auch der Mann todt iſt, das Verkehrte, das er zur Schau trug, als Warnungszeichen aus ſeiner Verlaſſenſchaft an's Licht zu ſtellen; denn während die falſche Humanität ſchweigt, wird es dem böſen Willen leicht, ein Märtyrthum herauszufinden, wo nur verwerfliche Abſurdität war. Der lebende Orion konnte Niemand zur Nachfolge verführen; ich wollte es aber nach zwanzig Jahren, wenn die, welche ihn von Perſon kannten, ſtumm geworden, übernehmen, ein Buch über ihn zu ſchreiben, worin er in dem Heiligenſchein männlicher Selbſtſtändigkeit erſcheine, der Zeit, die ihn verkommen ließ, ein Vorwurf, ein leuchtendes Beiſpiel für die, welche Luſt haben, in der geſellſchaftlichen Ordnung nur Zerwürfniſſe, in ſich allein die Ordnung der Natur zu erblicken. Als äußere Erſcheinung war er merkwürdig genug, und in ſeinem ſchmutzigen und finſtern Mulattengeſicht, wie er ſich auf Berlins Straßen und Kaffeehäuſern zeigte, lieferte er doch, wenn auch kein anziehendes, doch ein eigenthümliches Bild. Man wich ihm gerne aus; er ſoll zuweilen ſein Nachtquartier in einem offenſtehenden Leichenwagen auf der Straße genommen haben. Dies, und daß er einſt mit ſtolzen Floskeln in den Zeitungen Abſchied nahm, um nach dem auferſtandenen Griechenland als ein Orion Julius Paläologos zurückzukehren, möchte der auffallendſte Zug unter denen ſeyn, die von ihm bekannt geworden; nicht ſo iſt es ſeine Ueberſetzung des polniſchen Trauerſpiels Barbara Radziwill, die er mit Bettelbriefen umherſandte, und von dem Ertrage in den letzten Jahren lebte. Möchte Niemand dem Schreiber dieſes einen perſönlichen Groll gegen den an ſich unbedeutenden Verſtorbenen anmuthen. Er iſt nie in perſönlichen Conflict mit ihm gekommen; es iſt nur die Sache, die ihn in der Erſcheinung anwidert, der faule Dünkel und die Unverſchämtheit, die ſich mit Hintanſetzung aller ethiſchen Geſetze geltend machen wollte. So, mit Lumpen und Schmutz, macht ein Menſch der Art freilich heute kein Glück, ein wenig geſchmackvoller gekleidet aber, und die Thüren aller derer ſtehen ihm offen, die in jedem Irrwiſch ein Meteor ſehen, das die alte Welt erleuchten oder verbrennen ſoll.

(Der Beſchluß folgt.)

London, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Das Frühſtück des Grafen Mansfield.

Weil es in London Hunderttauſende gibt, die auf ihrem Wege von der Wiege zum Sarge nicht über den innerſten Raum ihrer Geburtsſtadt hinauskommen, ſo gibt es daſelbſt natürlich andere Hunderttauſende, denen Hampſtead und Highgate die Centralpunkte aller Naturſchönheit ſind. Deßhalb ziehen Sonntags, der Himmel mag lachen oder weinen, Schaaren guter Bürger mit Weib und Kind, meiſt mit vielen Kindern, nach beiden Orten, ergötzen ſich, ſobald der Gottesdienſt vorüber iſt, während deſſen ſelbſt die Schenken geſchloſſen ſind, die doch das Oeffnen am Sonntage als Privilegium genießen, an Porter und Kaffee, an Ale und Thee, an Käſe, Brod und Branntwein, und wogen dann bei untergehender Sonne heim, des Guten und der geſchauten Naturſchönheiten voll. Seit langer Zeit aber haben die Wirthshäuſer von Hampſtead nicht ſo viele Gäſte geſehen, als am 23ſten Juli, einem Donnerſtage, und an den drei Tagen, die ihm vorhergingen, und an den dreien, die ihm folgten. Die guten Londoner haben nämlich mit den Bewohnern aller großen und kleinen Städte eine Eigenſchaft gemein, die Neugier, und es war daher ganz in der Ordnung, daß die durch die Preſſe verbreitete Nachricht eines vom Grafen Mansfield auf ſeiner ſchönen, unmittelbar bei Hampſtead gelegenen und Caen-Wood genannten Beſitzung an dem bemerkten Tage den königlichen Majeſtäten, den durchlauchtigſten Prinzen und Prinzeſſinnen und ſieben- bis achthundert andern eingeladenen Damen und Herren der hohen Ariſtokratie zu reichenden Frühſtücks ſchon allein eine namhafte Menge Menſchen nach Hampſtead locken mußte. Aber zwei andere Lockungen wirkten dabei mit noch ſtärkerer Anziehungskraft: Hampſtead erbaute einen Triumphbogen und Hampſtead faßte den Entſchluß, ſich zu illuminiren. Ich habe das Mahl, auf welches Graf und Gräfin Mansfield ihre hohen Gäſte eingeladen, ein Frühſtück, ein déjeuné genannt, und zu einem Frühſtücke illuminirt man allerdings, beſonders im Monat Juli, in der Regel weder Zimmer, noch Straßen; in der Regel allerdings, aber in London lebt man außer der Regel. Das Frühſtück ſollte nicht vor vier Uhr Nachmittags anfangen, und man erwartete, daß die Gäſte es ſich dabei wenigſtens bis Mitternacht gefallen laſſen würden. Alſo war, wenn auch nicht das Frühſtück, doch gewiß die Illumination an der Zeit. Demgemäß zogen Schaaren von Menſchen nach Hampſtead, drei Tage vor dem drei-und-zwanzigſten, um die Stelle, auf welcher der Triumphbogen erbaut werden ſollte, und den Akt ſeines Erbauens, am dreiundzwanzigſten, um die Herrlichkeit des Schauſpiels prächtiger Wagen, ſtolzer Roſſe, reicher Livreen, ſtattlicher Herren, mit Juwelen geſchmückter Damen, eines in Lichtmeer ſchwimmenden Dorfes und eines in Strahlen-ganz leuchtenden Triumphbogens, und drei Tage nach dem dreiundzwanzigſten, um die Stelle zu ſehen, wo der Triumphbogen geſtanden hatte. Gedanke und Plan der örtlichen Feierlichkeit wären in Deutſchland von den betreffenden Magiſtratsperſonen ausgegangen und die Koſten aus dem öffentlichen Seckel entnommen worden. In England hat ein hochedler und hochweiſer Magiſtrat zu dergleichen Veranſtaltungen weder ein Verfügungsrecht, noch eine Kaſſe. Daher war in Hampſtead alles dies Privatunternehmen, in einer öffentlichen Verſammlung beſprochen, durch ein Komité geregelt und durch eine Subſcription bezahlt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 203.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 25. August 1835.

Der Himmel weiß! der Junker gibt prächtige Narrenstreiche an.

Shakespeare.
Was ihr wollt.

Eine Parlamentswahl.

(Fortsetzung.)

Die Lady sagte, den Arm traulich um den Nacken der Gesellschafterin geschlungen: „Nicht so ganz, Liebe. Zwar war er der stärkste und tapferste Ritter in den Kriegen der Rosen, aber die Sage will, daß er so oft umgesprungen, als das Glück der Parteien wechselte. Heute York und morgen Lancaster, fiel er durch Mörderhand im Augenblicke, wo er sich für die Partei erklären wollte, die sie gedungen hatte.“ — „Und seitdem spukt er? das ist ein fatales Wintermährchen.“ — „Er warnt nur sein Geschlecht vor dem einzigen Fehler, dem seine Tugend im Leben erlag.“ — „Herr Gott!“ rief die Miß, „ich stürbe vor Schreck, wenn ich in einer Nacht, wie diese, die alte Rüstung klingen hörte, oder gar, wenn sie herunter fiele von dem alten Pfeiler.“ — „Dafür ist durch starke Nägel gesorgt. Und doch weiß ich es bestimmt,“ fuhr die Lady mit ernstem Tone fort, „daß noch mein Großvater von ihrem polternden Sturze erschreckt wurde, und er überlebte es nicht lange, obgleich er es nicht Wort hatte. Es soll an dem Tage geschehen seyn, wo Burke sich von Fox trennte, und mein Großvater jenem folgte.“ — „Mylady, so hätten die Geister whigistische Gesinnungen!“ — „Den Geist schmerzt jeder drohende Treubruch.“ — „Welche aufgeklärten Gesinnungen von einem Geiste! Gott sey Dank, so sind wir jetzt sicher, daß er ruhig am Nagel hängen bleibt; denn Sie werden doch Ihre Sache nicht verlassen?“

In dem Augenblick klang etwas aus dem Bibliothekſale, wie wenn Stahl gegen Stahl schlägt. Der Ton vibrirte lange nach; Beide sahen sich geisterblaß an, die Hand der Miß hatte unwillkührlich die Hand der Lady gefaßt, und sie war kalt, wie ihre. Judiths Auge schien die Finsterniß durchdringen zu wollen. Die Miß bat sie, nicht hinzusehen: „Es mag Täuschung gewesen seyn.“ — „Oder Betrug.“ — „Nur der Sinne; es kann Niemand von dort herein. Die Pforte am Thurme ist seit Jahren verschlossen und verquollen.“

Es dröhnte zum zweiten Male deutlich, unzweifelhaft, die Glieder eines Eisenharnisches rasselten. „Nun fällt er!“ bebte die Gesellschafterin und blickte entsetzt auf die Lady, als diese den Armleuchter ergriff: „Das müssen wir doch ansehen.“ — „Um Jesu willen, gehen Sie nicht hinein! Ich wecke zuvor die Leute.“ Judith riß sich fast gewaltsam von der Freundin los, welche mit krampfhafter Angst ihren Arm gefaßt hielt, und sagte: „Dazu ist nicht mehr Zeit. Folgen Sie mir, Liebe, mit dem andern Leuchter — oder besser, Sie bleiben.“

Miß Wilson hatte den andern Leuchter gefaßt, noch aber stand der schwere Metallfuß auf der Mahagoniplatte,

als wäre er fest eingewurzelt, so dünkte es sie — da tönte ein gellender Schrei; es war die Stimme der Lady. Sie wollte zuspringen, als die Flügelthüren nach der Bibliothek krachend in's Schloß flogen. Sie war von ihr getrennt, sie glaubte mehrere Tritte, einen Hülferuf zu hören, oder es war nur ihre aufgeregte Phantasie; sie rief auch um Hülfe, aber die Stimme versagte ihr. Sie stürzte athemlos, mit zugedrückten Augen nach der Klingelschnur, sie riß, aber kein Laut. Sie schlug die Augen auf, es war finster, sie selbst oder der Luftzug hatte das Licht verlöscht. Da fühlte sie sich von einem starken Arm umfaßt, und eine wohlbekannte Stimme flüsterte ihr zu: „Keinen Laut, bitte ich.“ — „Mein Gott, sind Sie es?“ — „Allerdings bin ich es.“ — „Was soll das heißen?“ — „Das zu erklären, wäre in diesem Augenblick zu weitläufig. Aber wenn Sie sich, Ihre Lady, mich und den jungen Sir Edward Bramfield, außerdem das alte und junge England lieben, und den Wunsch hegen, daß unter diesen verschiedenen Individuen, statt Haß und Fehde, Liebe und Freundschaft, und anstatt Mord und Todtschlag, eine christliche Hochzeit eintrete, so schweigen Sie mäuschenstill, fürchten nichts, und wenn Sie nachher Licht angezündet, bereiten Sie mir mit Ihrer allerliebsten Hand eine halbe Pinte guten Sherrypunsch, wobei ich dann versuchen will, Ihnen aus alten Büchern zu erklären, weßhalb in England keine gute Liebesgeschichte ausspielen kann ohne eine honette Entführung, wie kein Roman ohne ausgetauschte Kinder.“

Es ist nicht mehr als billig, daß der Berichterstatter in einer so neuen Begebenheit, ja einer, die gewissermaßen unter unsern Augen sich ereignet, mit einer mehr als gewöhnlichen Diskretion zu Werke geht. Deßhalb läßt er mit einem dunkeln romantischen Schleier dasjenige umhüllt, was sich in jener Nacht ferner ereignet hat, und gibt nur die Versicherung, daß nichts geschehen ist, was die Moral beleidigen kann. Im Gegentheil herrschte bei allen theilnehmenden Individuen der vollkommenste Anstand, wie sich dies in einem Lande, wie England, von selbst versteht. Um die Vorfallenheiten dieser dokumentirten Geschichte jedoch in einigem Zusammenhange zu erhalten, erzählt er, was aus dem verschwiegenen, bescheidenen Geflüster der Dienerschaft zu Tage gekommen ist.

In eine Kutsche, mit vier Rappen bespannt, ist ungefähr um Mitternacht die Lady gehoben worden. Sie war tief verschleiert. Denen, die meinen, daß es eine Entführung gegolten, für welche Annahme allerdings Mehreres spricht, steht doch die spätere Aussage der Lady selbst entgegen, welche versichert, es sey ihr plötzlich ein nothwendiger Besuch bei einem entfernten Wähler eingefallen, dessen Gesinnung zweifelhaft geworden; und was thut man nicht um eine Stimme! — Von einem Zeugen, der aber nicht genannt seyn will, erfährt man, daß die Lady, unterwegs in Schlaf versunken, durch eine Erschütterung erweckt wurde. Sie fuhr auf und sah sich beim ersten Morgengrauen in einer unfreundlichen Schneegegend. Der Wagen, halb umgestürzt, lehnte sich an die eine Seite eines Hohlwegs. Die entgegengesetzte Kutschenthüre war geöffnet, und die Begleiter der Nacht waren fort. Sie fragte in die naßkalte Morgenluft hinaus, was denn das werden solle, erhielt aber keine Antwort. Sie wollte sich selbst aus ihren dichten Pelzhüllen, in die man sie geschlungen, los machen, als ein oder zwei Pistolenschüsse sie erschreckten. Ein einzelner Reiter kam heran gesprengt, und sie wiederholte an ihn die Frage. Er zog, in einiger Entfernung haltend, den Hut und sagte: „Vor Allem ersuche ich Mylady; nicht zu erschrecken, denn die Sache hat nichts auf sich.“ — „Verdanke ich Ihnen meine Befreiung, Sir Edward?“ fragte Judith. — „Nichts weniger als das,“ entgegnete dieser. „Auch wenn ich nicht dazugekommen wäre, hätte man doch Ihren Wagen hier umstürzen lassen.“ — „Aber was bedeuten die Pistolenschüsse?“ — „Nichts als ein unwürdiges Possenspiel, und mein einziges Verdienst besteht darin, daß, da ich es nicht hindern können, ich es wenigstens schneller zu Ende gebracht habe, und wenn Mylady nichts weiter zu befehlen haben, so erlauben Sie, daß ich mich nach dieser nöthigen Aufklärung empfehle.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Umgebungen von Paris.

(Beschluß.)

Freunde vom Badeleben, von Städterton und guter Mahlzeit, von hübschen Weibern, aber auch Liebhaber von freundlicher, anmuthiger Natur wählen sich getrost Passy, Auteuil, Meudon, Menilmontant oder Bellevue zu ihrem Sommeraufenthalte. Denen übrigens, die zu sparen haben, sey gesagt, daß sie in Paris wohlfeiler leben, als an allen genannten Orten. Wer aber die Einsamkeit und Stille in einer ländlichen Natur sucht, gehe nach Saint-Maur, Villeneuve-Saint-Georges, Fontenay aux Roses. Dort muß man sich schon mit einem ländlichen Mahle begnügen und kann den Tag über allein seyn und ungestört seinen Gedanken leben. — Doch wir würden die Grenzen unseres vorgesteckten Ziels überschreiten, wollten wir dem Leser alle Einzelnheiten, Schönheiten und Merkwürdigkeiten der Umgebungen von Paris erzählen; wir schließen daher mit nachstehender Skizze.

An den Ufern der Seine, zwei Stunden von Paris, liegt Argenteuil, wo die gefühlvolle Heloise ihren Schmerz

in den Mauern eines Kloſters vergrub, ehemals berühmt durch ſeine guten Weine, heutzutage durch ſeine Feigen, Linſen, Spargel und andere Gartenfrüchte. Gleich hinter dem Faubourg Saint-Antoine ſehen wir Charenne, auf deſſen Höhen der große Türenne gegen die Fronde und ihren Feldherrn, den großen Condé, kämpfte, und wo Ludwig XIV. während ſeiner Minderjährigkeit verweilte, als die Montpenſier die Kanonen der Baſtille löſen ließ. Nicht weit davon liegt Vincennes, in deſſen Walde man noch heute die Eiche ſieht, wo der heilige Ludwig unter freiem Himmel ſeinem Volke Recht ſprach, ohne daß ihn je ein Huiſſier daran hinderte, wie der naive Joinville bemerkt. Das Schloß von Vincennes war der Lieblingsaufenthalt der ſchlüpfrigen Iſabeau von Bayern, Gemahlin Karls VI., welche ihre Frauenehre, den Thron ihres Gatten und Sohnes, ihre Tochter und Frankreich an einen Engländer verkaufte, weil ihr Gemahl einen ihrer Liebhaber hatte in die Seine werfen und in einen ledernen Sack einnähen laſſen, worauf geſchrieben ſtand: Laissez passer la justice du roi. Unter Ludwig XV. wurde Vincennes zu einem Staatsgefängniß umgewandelt, wo während der Unruhen der Fronde der Herzog von Beaufort und der Prinz von Condé, und gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Diderot und Mirabeau gefangen ſaßen. Unter Napoleon wurde in den Gräben der Feſtung der Herzog von Enghien erſchoſſen, und man lieſt heutiges Tags auf der Stelle, wo er fiel, die Worte: hic cecidit. Die lezten berühmten Staatsgefangenen in Vincennes waren die Miniſter Karls X.

Gegen Norden von Paris, vor der Barrière Montmartre, liegt ein ziemlich großes Dorf gleiches Namens auf einem Berge, der an die Vorſtadt ſtößt, und von wo man einen großen Theil von Paris überſieht. In der Nähe ſind viele angenehme Landhäuſer und Gärten, und dieſer Berg verſieht die Hauptſtadt mit dem größten Theile ihres Bedarfs an Gyps. Heinrich IV. hatte hier in einem Nonnenkloſter ſein Hauptquartier, als er Paris belagerte, und ſeine aufrühreriſchen Unterthanen, die der Hunger aus der belagerten Hauptſtadt trieb, liebreich aufnahm und ſpeiſte. Nach der Weſtſeite zu beherrſcht das Schloß von Meudon ein kleines, enges Thal, worin das Dorf gleiches Namens liegt, welches durch ſeinen Arzt und Pfarrer Rabelais ſo berühmt geworden iſt. Auf demſelben Seineufer liegt Saint-Maur, nicht weit von der Stelle, wo die Marne in die Seine mündet. Hier ſchrieb der unſterbliche Rabelais ſeinen Pantagruel, und die Confrères de-la Passion gaben in Saint-Maur die erſten Vorſtellungen der Myſterien, welche Karl V. ſo ſehr erbauten, daß er den Erfindern ein königliches Patent ertheilte, welches ihnen erlaubte, auch nach Paris zu kommen und dort ihre Myſterien zu ſpielen, von welcher Erlaubniß ſie ſofort Gebrauch machten, denn die Pariſer waren ſchon damals, im fünfzehnten Jahrhundert, nicht weniger ſchauluſtig und neugierig, als heutiges Tages, wie man aus dem Anfang des Victor Hugo'ſchen Romans, Notre-Dame de Paris, und aus den Urkunden erſehen kann.

Unmittelbar an der Seine liegt das anmuthige Malmaiſon, der einſame Aufenthalt Joſephinens nach ihrer Eheſcheidung, wo ſie im Jahre 1814, vier Tage vor ihrem Tode, den Beſuch des Kaiſers Alexander empfing, und wo Delille Virgils Georgica überſezte. Wenden wir uns nach der Seite von Meaux, ſo treffen wir auf Fresnes, wo der gerechte d'Aguesſeau den Abend ſeines Lebens unter den Blumen ſeines einfachen Gartens beſchloß; ferner auf Livry, welches Malherbes und die geiſtreiche Sevigné lange bewohnten, wo die Leztere, im einſamen Schatten der Wälder irrend, ihre beſten Briefe über Erziehung an ihre Tochter ſchrieb, und wo in lezter Zeit ganz Europa unter Waffen vor Frankreichs Hauptſtadt ſtand. Nicht weit davon erblicken wir den Wald von Bondi, die Höhen von Belleville, Montmartre, Menilmontant, in den Jahren 1813 und 1815 vom Blute der Streiter geröthet, welche das beleidigte Nationalgefühl bis von den fernen Bergen des Kaukaſus und den beeisten Ufern der Newa her auf dieſes Feld des Todes gerufen hatte, um unter den Mauern der erſtaunten Hauptſtadt im lezten Kampfe das Schickſal der Welt zu entſcheiden.

Die Poeſie des Lebens.

Du ſagſt, allein in Liedern
Sey reinen Glückes Luſt;
Es läßt ſich drauf erwidern:
Allein in unſrer Bruſt.

Ich ſag' es nicht prophetiſch,
Ich ſag' es, wie es iſt:
Das Leben iſt poetiſch,
Wenn du poetiſch biſt.

G. Schulz.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Beſchluß.)

Langbeins Denkmal. Architektur.

Karl Mächler fordert hier zu Beiträgen auf, um dem Dichter Langbein ein Denkmal zu ſetzen. Die ehrenwerthe Meinung, die geſchiedenen Dichter und Künſtler durch Denkmäler zu feiern, wird leider auch ſchon zur Modeſucht. Wo Göthe noch keines geſezt iſt, und ſelbſt das für Schiller, trotz der allgemeinen Theilnahme und den großen Anſtrengungen, noch mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, bleibt es problematiſch, ob ein zerſtreutes Publikum ſich ſo lebendig dafür intereſſiren wird, daß Langbeins Grab mit ſeiner

Büſte geſchmückt werde. Iſt es doch ſchon außer der Zeit, jetzt zu dem gleichen Zwecke für Jean Pauls Grab zu ſammeln. Traurig freilich, wenn man ſich denkt, daß man nach fünfzig Jahren vergebens nach Langbeins Grabe ſuchen wird; aber wo iſt Leſſings Grab, Rammlers, oder gar, wo iſt Raphaels und Shakespeare's? Cicero ſuchte nach dem des Archimedes, weil es vergeſſen war; aber von Archimedes war etwas Beſſeres übrig geblieben, als ſein Grab, und die Erde gehört den Lebendigen. Nur die Auserwählteſten haben ein Recht auf Erdgrüfte. Damit ſey übrigens nichts gegen die Ehre des wackern Langbein geſagt, und ich will mich ſehr freuen, wenn das Unternehmen zu Stande kommt. Vorläufig wünſche ich indeſſen, zum Beſten ſeiner hinterbliebenen Wittwe, ſeinen geſammelten Werken noch mehr Succeß, als der Sammlung zu ſeinem Denkmal.

Die künftige architektoniſche Zierde Berlins, die neue Bauſchule, entledigt ſich allmählich ihrer Hüllen. Im Mittelpunkt der Stadt, von vielen Seiten ſichtbar, wird ſie ein Ehrendenkmal ſeyn, das Schinkel ſich und dem Geſchmack unſerer Zeit geſetzt hat. Jedes Auge, inſofern es nicht durchaus nur ſtreng antike Formen will, verweilt mit Vergnügen auf dem koloſſalen, und doch ſo zierlichen Bau, der uns gewiſſermaßen an die Phantaſie der bauenden Araber erinnert. In ſeinem rothen Ziegelbau repräſentirt er das Material, auf welches unſere Gegenden angewieſen ſind; noch aber gelang es bei keinem Gebäude, dieſes Roth dem Auge ſo wohlthätig zu behandeln und zu ſchattiren. Seit dem erheben ſich Stimmen dafür, überhaupt der Monotonie unſerer modernen Häuſerfronten durch bunteren Anſtrich und mehr Zierrath die mangelnde Wärme zu geben. Es läßt ſich da viel wünſchen, und wird vielleicht auch noch viel geſchehen. Feilner, der berühmte Ofenfabrikant — eine Charakteriſtik des Mannes und ſeiner induſtriellen Thätigkeit findet ſich im Freimüthigen — hat durch ſeine trefflichen Thonformen viele Mittel an die Hand gegeben, etwas, was noch nicht da war, darzuſtellen, und man muß abwarten, ob die Particuliers, welche es jetzt an der Zeit finden, ihr Geld aus den Papieren zu ziehen und der Induſtrie anzuvertrauen, auch, was freilich keine unmittelbaren Intereſſen trägt, es zu einer wohlthätigen Verſchönerung der Stadt anwenden werden. Leider iſt ein längſt projektirter, großartiger Plan vor der Hand zurückgeſetzt. Es galt eine neue Hauptſtraße Berlins durch Verlängerung der franzöſiſchen Straße. Die Kommunikation hätte dadurch gewonnen, eine ſehr ſchöne neue Straße wäre entſtanden, viele häßliche Winkelgebäude wären abgeriſſen worden und die Bauſchule hätte eine würdige Avenue erhalten. Indeſſen ſoll jetzt nicht der Augenblick für ſolch große Verbeſſerungspläne ſeyn. Auch das Projekt der Eiſenbahnen, inſofern es uns zunächſt angeht, iſt beſeitigt. Die vier neuen Kirchen in den neuen Berliner Vorſtädten ſind dagegen fertig und feierlich eingeweiht. Kenner halten dafür, daß auch ſie Meiſterwerke des Schinkelſchen Genius ſeyen. Er habe mit den geringſten Mitteln das Zweckmäßigſte und Schönſte erreicht. Das Publikum, das am nächſten dabei betheiligt iſt, urtheilt anders. Es will nichts von Baſiliken wiſſen, ſondern meint, zu einer Kirche gehöre ein Thurm mit Glocken und hohen Fenſtern, und dieſe kleinen und doch geräumigen Gebäude eigneten ſich beſſer zu Tanzſälen, als zu Gotteshäuſern.

Vom Nationalmuſeum iſt es ſtill; die Kunſtwelt erfreut ſich inzwiſchen eines trefflichen Murillo, den das königliche Muſeum gewonnen hat. Kritiker in den hieſigen Zeitungen wünſchen, daß jenes mit einem ausgezeichneten Gemälde, welches unſer Begas eben vollendet, die Curley auf dem Felſen, begründet werde.

London, August.

(Fortſetzung.)

Das Frühſtück des Grafen Mansfield.

Eine ziemliche Strecke den königlichen Wagen voraus, den Zug zu eröffnen, fuhr der Herzog von Cumberland; vier Roſſe flogen vor ſeinem Wagen. Seit ſechzehn Minuten hatte es auf dem Hampſteader Kirchthurme vier Uhr geſchlagen, da verkündete der immer neu rollende Donner einer furchtbaren Kanonade aus fünf bis ſechs zweidrittigen Böllern die Ankunft der königlichen Gäſte. Beſtügelte Vorreiter verkündeten daſſelbe denen, die der Kanonade nicht nahe genug ſtanden, ſie zu hören. Jetzt kamen in ſechö vierſpännigen Wagen die allerhöchſten und höchſten Herrſchaften. König und Königin im letzten. So ziemlich ganz Hampſtead hatte ſich mit Blumen, grünem Laubwerk und bunten Lampen behangen. Da es aber ungewiß war, ob die Majeſtäten lange genug verweilen würden, um den Lampen zu vergönnen, ihnen das Dunkel der Nacht zu erhellen, ſo hatten die vorſichtigen Hampſteader das Gewiſſeſte gewählt und bereits um drei Uhr die Lampen angezündet. Bei dem von keiner Wolke unterbrochenen Sonnenſchein nahm ſich das ganz poſſierlich aus. Auch die Inſchriften waren bereits unter Licht geſetzt, und die verſammelten Maſſen bedauerten bloß, daß, um ſie leßbar zu machen, der Himmel nicht den glücklichen Einfall gehabt hatte, eine komplete Sonnenfinſterniß zu veranſtalten. Langſam bewegte ſich der Wagenzug durch die zahlloſen Haufen bis an den Fuß des Hügels, wo die Schulkinder von St. Maryle-Strand in maleriſcher Ordnung aufgeſtellt waren, die Majeſtäten zu begrüßen. Die Weiſung des Schulmeiſters beſtand in dem Befehle, die Mützen zu ſchwenken und zu ſchreien. Wer jedoch nie Augen- und Ohrenzeuge geweſen iſt von dem Mützenſchwenken und Schreien engliſcher Jungen, kann von beidem und vom Schreien überhaupt ſich keinen Begriff machen. Der Lärm engliſcher Schuljungen, wenn ihnen Schweigen auferlegt iſt, grenzt an das Unerträgliche; er iſt ohrzerreißend, wenn der Schulmeiſter ſagt: Jungen, nun ſchreit! Die Mützen der Jugend von St. Mary-le-Strand flogen ſauſend über den königlichen Wagen; aber die darin Sitzenden gerubten huldreich zu lächeln. Weiter bewegte ſich der Zug den Hügel hinauf nach der ſogenannten Haide. Hier war es, wo der beſprochene Triumphbogen ſich erhob, ein mächtiges, aus Balken, Brettern und Latten zuſammengenageltes Gebäu, wenig höher, als der berühmte Temple-bar, der die City vom Weſtende und die Macht des engliſchen Königs von der des Citykönigs ſcheidet, und in der Form ihm zwar gleich, aber in äußerm Schmucke ihn weit übertreffend. Warum man jenes ehrwürdige Thor zum Vorbilde gewählt, würde ſchwer zu ſagen ſeyn, wenn England ſeinen Fürſten viele Triumphbogen gebaut hätte, das hat es aber der Geſchichte überlaſſen. Während die Buchſtaben W. A. in koloſſaler Zeichnung, und darüber eine Krone von einer Größe, als ſollte ſie alle Kronen der Erde bedecken, im Mittelpunkte ſtanden, entfaltete der Wind die ſtolzen Farben Englands in aufgeſteckten Flaggen und Fahnen. Auf Stufen blühte hier, was Hampſtead an weiblicher Schönheit beſitzt, und durch das Wort blühen iſt hinreichend angedeutet, von welchem Alter die Blüthen waren. Ich bleibe dabei und ſage es wieder, obſchon ich es ſchon oft geſagt habe, der Inbegriff weiblicher Schönheit iſt eine engliſche.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 204.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 26. August 1835.

„Wir vollbrachten den beschwerlichen Weg, und kamen zu der Stadt Hypata in Thessalien... Mich verlangte sehr hier zu bleiben und eines der Weiber zu finden, die sich auf die Magie verstanden. Auch erwartete ich immer irgend ein Wunder zu sehen: einen fliegenden Menschen, oder einen versteinerten, oder so etwas. So schlenderte ich in der Stadt herum."

Lucian.

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

Aufgezeichnet von Dr. L. Ross.

Fünfter Brief.

Patradzik oder Neupatra liegt, wie durch Ruinen und Inschriften bezeugt wird, auf der Stelle des alten Hypata, auf einer Höhe am Fuß des Oeta, und überblickt von dieser Lage aus das ganze Spercheiosthal, von dem spitzigen Tymphreston (Veluchi) an, der es gegen Westen begrenzt, bis an die Gestade des Malischen Meerbusens im Osten. Hypata, verrufen im Alterthume, gleich Lamia und andern Orten Thessaliens, durch seine bösen Zauberinnen, und verewigt durch Lucians geistreiches Mährchen vom verwandelten Esel, ist jezt ein kleines Städtchen mit meistens türkischen Häusern; denn viele der türkischen Beis und Agas, welche Achills gesegnete Fluren geerbt hatten, wohnten lieber hier, als in Lamia, wegen des gesunderen, kühleren Klimas und der reichlichen Fülle köstlicher Bergwasser, die die Stadt durchfließen. Es war hier eben Messe, vorzüglich Pferdemarkt, wozu sich Tausende von Verkäufern aus Epirus, Thessalien und Macedonien, aus Bulgarien und der Wallachei eingefunden hatten. In buntem Gemisch mannichfaltiger Trachten wogten sie auf der Ebene unterhalb der Stadt durch einander, und mit Staunen und Ehrfurcht begrüßten die Türken den König, als er die Reihen durchschritt, während die türkischen Griechen ihn theils mit lautem Freudenruf empfingen, theils mit Thränen der Rührung im Auge andächtig ihre Brust bekreuzten, als sie den Herrscher erblickten, in dem ein unerschütterlicher, frommer Glaube sie auch ihren künftigen Befreier und König erkennen läßt. Nun sind sie in ihre Heimath jenseits der Berge zurückgekehrt, und wenn sie an den Quellen des Peneios, in den Thälern des Olymp und Ossa sich wieder dem Joche der Paschas beugen, dann erzählen sie mit Trost und Hoffnung ihren Brüdern und Söhnen von der Anmuth, von der Leutseligkeit des Königs ihrer freien Glaubensgenossen, und harren vertrauensvoll der Stunde, die auch für sie kommen wird.

Mittags wurde wieder von Hypata aufgebrochen und die Reise nach dem vier Stunden entfernten Lamia fortgesezt. Eine halbe Stunde unterhalb Hypata, in der Ebene, sind starke, von keinem alten Schriftsteller erwähnte warme Quellen, die in einem geräumigen Bassin emporstrudeln, dessen Rand unabläßig durch das lockere, gelbliche Gestein, welches das Wasser absezt, erhöht wird. Die Kranken der Umgegend benutzen diese Quelle, deren Heilkraft sehr gerühmt wird, zum Bade. Hierauf

passirte der Zug den Spercheios, der in einem breiten, zur Sommerszeit größtentheils trockenen Bette fließt, und ritt auf dem linken Ufer desselben längs dem Fuße der Othrykette gen Osten. Die Ebene ist durchaus fruchtbar, aber spärlich bewohnt und verödet; die Türken hatten sich bis zu Ende des Kriegs auf dem nördlichen Ufer des Flusses behauptet, die Griechen auf dem südlichen. Daher sind die Güter auf der Südseite des Spercheios zwischen beiden Regierungen streitig; die Türken nehmen das Verkaufsrecht derselben in Anspruch, weil Zeituni, von welchem, wie sie sagen, diese Güter eigentlich dependiren, bis zur Ankunft des Königs in ihren Händen geblieben; die griechische Regierung erkennt dies nicht an, weil sie das südliche Ufer schon seit Jahren durch Kriegsrecht in Besitz gehabt. Daß solcher Streit der Wiederbelebung der Kultur in diesem gesegneten Landstrich nicht günstig seyn könne, ist leicht zu ermessen.

Lamia liegt an dem Ausgange des Hauptpasses, der aus dem Spercheiosthale durch den Othrys in das nördlichere Thessalien führt; auf einem Felshügel, der jedoch von den benachbarten Höhen beherrscht wird, liegt die kleine Festung, und am Fuße dieses Hügels, vorzüglich aber an dem ihm westlich gegenüber gelegenen Abhange zieht sich die heutige, nach orientalischer Weise zerstreut und unregelmäßig gebaute Stadt hin. Durch diese Lage, welche die Stadt zu einem der Schlüssel des eigentlichen Griechenlands machte, und mehr noch durch den von ihr benannten lamischen Krieg, ist Lamia in der alten Geschichte bekannt und berühmt. Allein wenige antike Orte sind so vollständig zu Grunde gegangen, wie dieser. Keine Inschrift, keinen Skulpturrest vermochte ich zu entdecken; kaum dienen noch einige zerstreute, alte Quader und ein kleiner Rest der antiken Mauer unter den modernen Werken auf der Nordostseite der Festung zum äußern Beweise, daß Lamia auf dieser Stelle stand. Was an alten Marmorn vorhanden war, ist ohne Zweifel in den Palläſten und Moscheen der Türken und in ihren zahlreichen Grabmonumenten untergegangen. Dagegen sind in wenigen Städten des Königreichs, Chalkis ausgenommen, die türkischen Gebäude so gut erhalten, wie hier, obgleich sie auch hier ihrem Untergange schnell entgegen gehen. Ein hoch und lustig gelegener, ehemals prächtiger Pallast, einst einem Schwiegersohne Ali Paschas von Ivannina zuständig, mit weiten Korridors und mit springenden Wassern versehen und mit buntem Farbenschmuck geziert, diente jezt dem sechsten Bataillon zur Kaserne. In einem andern, von geringerem Umfang, stieg der König bei dem Eparchen, jetzigen Obersten Perrhäbos ab.

Nachdem der König am folgenden Morgen die Stadt und Festung besehen, wurde gegen Mittag ein Spazierritt an die Küste des Malischen Meerbusens unternommen. Der Ritt ging östlich längs dem Fuße des Othrys nach Hagia Marina,* einem etwa drittehalb Stunden von Lamia gelegenen Dorfe und Landungsplatze, bekannt durch ein zu Anfang des Kriegs hier den Türken geliefertes Gefecht. Der Doktor Drosos Mansolas, einst in Jena Schiller's Zuhörer, der sich noch mit Begeisterung erinnert, wie der unsterbliche Sänger seine griechischen Zuhörer zur Befreiung ihres Vaterlandes in feurigen Worten ermahnte, und der selbst hier mitgefochten, zeigte den Ort, wo unter andern Philhellenen Waldemar Qualen, aus edlem holsteinischen Geschlechte, an seiner Seite gefallen war. Nach mehrtägigem Widerstande wichen die Griechen der Uebermacht und zogen sich über das Wasser zurück. Der Ritt wurde noch eine Stunde längs der Küste fortgesezt nach Stelida,** einem neu erblühenden Hafenplatze, der die eigentliche Skala von Lamia und des ganzen Thales ist, da zunächst den Mündungen des Spercheios bis über die Thermopylen hinaus die Sümpfe, welche die Küste einfassen, keine Landung gestatten. Der Othrys tritt bei Stelida nahe an's Ufer hinan, welches von hier bis an die Mündung des Busens von Volo einen der schönsten Landstriche Griechenlands bildet, das alte Reich des Achilleus und seiner Schaaren. — Erst mit Einbruch der Nacht wurde Lamia wieder erreicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Bei Hagia Marina finden sich nur wenige alte Quader, die bieher verschleppt zu seyn scheinen. Weiter rechts, gegen die Mündung des Spercheios hin, sind an der Küste bei Sideroskala alte Ruinen, wahrscheinlich von Antikyra.

** Stelida scheint das alte Phalara zu seyn. Zwischen dem Gebüsch, auf der Ostseite des Dorfs, findet man bedeutende alte Fundamente, und im Meere Ueberreste eines Hafendamms.

Eine Parlamentswahl.

(Fortsetzung.)

Die Lady hatte, nachdem sie den Schlaf vollkommen aus den Augen gerieben und mit Verwunderung erkannt, daß sie in ihrer eigenen Kutsche gefahren war, noch etwas zu bitten, was der Reiter, der sehr pressirt schien, ihr doch nicht füglich abschlagen konnte. Sie erklärte nämlich, keine Lust zu spüren, im Schnee liegen zu bleiben, und wenn es ihr frei stehe, nach Hause zu fahren, so wäre vorerst dazu nöthig, daß der Wagen wieder aufgerichtet würde. Das sah der Reiter ein und stieg ab. Wiewohl der vermummte Kutscher mithalf, meinte doch auch die Lady, die indeß ausgestiegen war, es sey besser, wenn sie selbst Hand anlege. „Das hat man nun von der verfluchten Geschichte," sagte der Kutscher, und

die Lady hatte wirklich etwas Theer an ihren weißen Händen. „Haben wir, Sir Edward, doch ein Mal für etwas zusammen gearbeitet,“ sagte sie, lächelnd zu dem Reiter gewendet, als er ihr mit ritterlichem Anstande wieder in den Wagen half. Sie fragte ihn, ob er nicht auch einsteigen wolle, denn der Morgen sey kalt. Als er es aber ablehnte, weil er sein Pferd nicht verlassen dürfe, lächelte sie: „Das freilich geht vor.“ Doch drückte sie die Hoffnung aus, daß er ihr beim Nachhausekommen die Auskunft über ein so seltsames Abenteuer und den Grad der Dankbarkeit, oder Nichtdankbarkeit, den sie ihm schuldig geworden, nicht vorenthalten wolle. Nun verbeugte sich der Ritter; sie hörte ihn sein Pferd besteigen und, bis die Kutschenräder über die gepflasterte Straße rollten, den Hufschlag hinter dem Wagen. Mehrmals soll sie sich vorsichtig umgesehen, ihn aber nie selbst gesehen haben.

Gewiß ließe sich diese Entführungsgeschichte mit ihren Schrecknissen romantischer vortragen, als es hier geschehen ist. Die vermummten Gestalten, ihr dumpfes Schweigen, die Herzensangst der Verhüllten, die nächtliche Fahrt auf dem Knüppeldamm, der Sturz im Hohlweg, der sie aus fürchterlichen Träumen aufschreckt, und dazu die Schüsse beim ersten Hahnenkräen würden ein Nachtbild liefern, wie es die Phantasie nur wünschen kann, wenn nicht, auch im Gemüth durchaus romantischer Engländerinnen, zur Zeit einer Parlamentswahl ganz andere Elemente der Seele sich bemeisterten, und alle nächtlichen Gespenster vor den beredten des hellen Marktes weichen müßten. Was in der Seele der schönen Judith während der langen Rückkehr vorgegangen, ist nicht bekannt, aber ausgemacht das, daß sie es für gerathener hielt, den romantischen Schleier über der Nachtbegebenheit ruhen zu lassen. Ja, sie sprang so eilig aus dem Wagen, daß sie nicht einmal einen Blick nach dem verhüllten Kutscher zurückwarf, der sie hergeführt hatte.

Und doch war ungeheuer viel in ihr vorgegangen, nicht weniger als eine Revolution und eine Contrerevolution. Sie hatte zwei Stunden im Armsessel in der Bibliothek gesessen, die umwölkte Stirn auf die Hand gestützt, welche noch immer Spuren des Wagenrads trug, und war aus ihren Gedanken erst aufgeschreckt, als Sir Edward Bramfield vor ihr stand. Das konnte Miß Wilson durch die Thürspalte sehen; aber auch das scharfe Ohr des Sir Jedediah, welcher in einiger Entfernung an die Wand gelehnt saß und ihr dann und wann zunickte, konnte von dem langen, eifrigen Gespräch zwischen Beiden nur Brocken hören. „Nähern sie sich nicht?“ — „Im Gegentheil,“ antwortete die Dame, „sie bleibt sitzen, und er macht Miene aufzustehen.“ — „Verdammt!“ rief der Ritter, und stampfte auf den Boden; „wenn kein romantischer Sprung die Brücke über den Riß baut, Gründe machen ihn nur immer breiter.“ — „O weh, sie wird heftig!“ — „Ich höre Robert Peel's Namen.“ — „Sie schimpft auf Lord Russel.“ — „Er zerdrückt im Zorn seinen Hut.“ — „Sie gehen Beide auf und ab.“ — „Sie überschreien sich. Sie stampft mit dem kleinen Fuß.“ — „Sie wischt eine Thräne des Aergers aus dem Auge.“

Judith sah Edward aus ihrem großen, feuchten Auge an; dann reichte sie ihm schnell die Hand. „Leben Sie wohl, Edward. Wir wollen doch nicht in Unfrieden scheiden, wo es scheiden heißt für's Leben!“ — „Das Leben kann noch fürchterlich lang seyn,“ sagte er, den Druck erwidernd; „vielleicht lächelt man aber dann über die Kämpfe, die uns trennen,“ sezte er leise hinzu. — „Nimmermehr!“ rief sie heftig; „sehen Sie denn nicht den Willen des Schicksals, der, ein eisernes Gespenst, zwischen uns tritt? Das ist nur Zufall, daß er Tory- und Whigfarben annimmt. Nein, nein! wir sollen nicht zusammen kommen! Wie die Deutschen von Wahlverwandtschaften sprechen, so gibt es geborne Feindschaften. Daß uns die Verhältnisse so oft und so nahe aneinander führten, war nur ein böses Spiel, eine Versuchung, um uns nur immer wieder und immer deutlicher zu zeigen, daß wir nicht für einander gehören. Ich glaube es Ihnen, Sie wollten mich nicht entführen, Sie wollten keine Gewalt brauchen; auch waren Sie wirklich empört über das Possenspiel des Ritters, und eilten, mich zu enttäuschen. Aber indem Sie es thaten, in respektvoller Entfernung, regte sich nicht da ein kleiner Kitzel, eine angenehme Hoffnung, durch dieses feine Benehmen mich anders zu stimmen?“ — „Nun, und wenn das wäre?“ — „Wenn es wäre!“ rief sie. „Und darum sollte ich aufhören zu lieben, was ich liebe, oder wollten Sie aufhören? Oder sollte der Lebensbund ein Krieg werden über das, was uns Beiden das Heiligste, Theuerste, am Tiefsten, Innigsten an's Herz gewachsen ist? Wenn Sie mich so geliebt hätten, so unwiderstehlich, warum steckten Sie denn das Haus nicht in Brand, warum drangen Sie nicht bewaffnet ein, warum rissen Sie mich nicht bei den Haaren fort? Sie thaten es nicht, weil Sie ein wohlgezogener Gentleman, weil die Entführungen aus der Mode sind, weil man darüber gelächelt hätte, weil der Anstand, die Vernunft in Ihrem Innersten sich dagegen auflehnte. Nun sehen Sie wohl, Edward, und ich soll glauben, daß die Liebe so mächtig ist, um das vergessen zu lassen, was uns Beiden das Werthvollste ist?“ — „Sie könnten wünschen, Judith —“ — „Daß Sie handelten, ja so handelten, daß ich vor Bewunderung und Staunen nicht Zeit hätte, mich zu fragen, ob wir uns je gut waren.“ — „O, daß meine Worte ein flammender

Feuerſtrom würden," rief er, „das liebenswürdigſte Geſchöpf zu überzeugen! Ich liebe auch dies ſchöne England, dies alte England; ſeine tauſendjährigen Erinnerungen ſind mir ſo heilig, als Ihnen. Es ſoll wachſen, gedeihen; ich möchte, damit es wachſe, mein Herzblut ausſpritzen; aber es iſt jezt der Moment, der einzige noch geſchenkte, der allerallerlezte. Judith, o womit reiße ich den lezten dünnen Schleier von dieſen hellen blauen Augen, aus deren Licht Allen, die hineinblicken, herausſtrahlt, und es ſelbſt ſollte umdüſtert bleiben für die Wahrheit! Und dieſe edlen Männer, meine Freunde, Sie ſollten nicht ihre Aufopferung verſtehen? ſie, die freiwillig dem Vaterland Einfluß opfern, Reichthum, Macht, die des Eigennutzes beſchuldigen, der Eitelkeit! Stürzt man ſich denn in's Feuer, damit der Flammenſchein einen Augenblick die Wange ſchminkt? Macht iſt eine liebäugelnde Schönheit; buhlt man mit ihr, während man weiß, daß ſie uns morgen verräth, um unſerm Feinde in die Arme zu fallen, wenn nicht ein heiligeres Feuer die Bruſt durchglüht? Nein, Macht, wie Volksgunſt, hier ſind ſie nichts, in dieſem großen, heiligen Kampfe ſind andere Magnete, an die die edelſte Kraft ſich hängt. Das Unabwendliche iſt es; und hoffen wir Beide, daß ſein Antlitz freundlich ſey, wenn es kommt!"

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Auguſt.

(Beſchluß.)

Das Frühſtück des Grafen Mansfield.

Der königliche Wagen hielt, der Präſident des Komités, Obriſt Bourgoyne, trat vor, der Tritt wurde niedergeſchlagen, der Obriſt öffnete die Thüre, bat um Erlaubniß, die Majeſtäten einige Augenblicke verzögern zu dürfen, um im Namen und Auftrag der Bewohner des Dorfs und der Nachbarſchaft die treuen und loyalen Geſinnungen derſelben auszuſprechen, entfaltete dann das Papier, welches die vom Komité vorher einſtimmig genehmigte Adreſſe enthielt, und las: „Mögen Ew. Majeſtät gnädigſt erlauben. Wir, die Kirchenvorſteher, Ober- und ſämmtliche Bewohner des Kirch- und Dorfes Hampſtead beeilen uns mit eifrigem Verlangen den Beſuch, welcher Ew. Majeſtät und Ihro Majeſtät die Königin in unſere Näde führt, um durch jedes in unſere Macht gegebene Zeichen unſere loyale Anhänglichkeit und Verehrung für Ew. Majeſtät und Ihre königliche Gemahlin zu bekunden. Es iſt nur Ein Gefühl, nur Ein Wunſch, was bei dieſer Gelegenheit die ganze Gemeine beſeelt — das Gefühl der Liebe und Treue für Ew. Majeſtäten, daſſelbe, welches ohne Ausnahme jedes Plätzchen in Ew. Majeſtät Reichen durchdringt, und der innigſte, warm gehegte Wunſch, daß der Allmächtige Ew. Majeſtäten noch lange erhalten möge, um über Ihre treuen Völker zu herrſchen. Darf hieran eine Bitte ſich ſchließen, ſo iſt es die, daß Ew. Majeſtäten dieſen einfachen Zoll unſerer Anhänglichkeit mit jenem gnädigen Wohlwollen anzunehmen geruhen mögen, welches ſtets Ew. Majeſtäten begleitete, ſo oft Sie Ihren treuen Unterthanen ſich zeigten." Der König ſchien von dieſer Adreſſe tief ergriffen, und langte unverzüglich aus der Taſche ein Papier hervor, deſſen abgeleſener Inhalt in der Ueberſezung ungefähr ſo lauten dürfte: „Ich empfange mit großer Zufriedenheit für mich und die Königin den loyalen Ausdruck der Gefühle von Anhänglichkeit und Ergebenheit von Seiten der Kirchenvorſteher, Oberaufſeher und ſämmtlichen Bewohner des Kirchſpiels und ſchönen Dorfes Hampſtead, und ich danke ihnen im Namen der Königin und meinem eigenen für die herzlichen und angenehmen, uns heute gegebenen Beweiſe von Geſinnungen, welche zu nähren, unſer ernſtlicher und angelegener Wunſch iſt." Den deutſchen Leſern dürfte hiebei etwas auffallen, ich meine, daß in einem Lande, wo die Fertigkeit, öffentlich zu ſprechen, ziemlich jedem Menſchen angeboren iſt, erſt der Obriſt ſeine Adreſſe und dann der König ſeine Antwort ablaſen. Beiden Dokumenten war gewiß das ſchwächſte Gedächtniß gewachſen. In der Länge kann alſo der Grund des Ableſens auf keinen Fall liegen. In England iſt es aber einmal Sitte, alle von einer Verſammlung berathenen Adreſſen bei Uebergabe derſelben wenigſtens ſcheinbar abzuleſen, als eine Art von Beweis, daß der Ueberbringer genau die von der Verſammlung beſchloſſenen Worte gebraucht, und es iſt Vorſchrift der Etikette, in derſelben Form zu antworten, in welcher man angeredet wurde. Gerechtfertigt, wie hiemit das Verfahren erſcheint, iſt doch nicht zu leugnen, daß ein abgeleſener Dank ſich ſchlecht ausnimmt. Unter lautem Lebehoch und dem von der Muſik der Leibwache tapfer aufgeſpielten God save the king ſezte der königliche Wagen ſeine Fahrt nach dem Landſize des Grafen Mansfield fort. Hier ſah es ganz ſtattlich aus; die Zurüſtungen zum Empfange von ungefähr achthundert Gäſten waren im glänzendſten Styl. Das Haupttafelzimmer enthielt gewiß alle Arten leckerer Erfriſchungen; aber ſelbſt der größte Gutſchmecker hätte, ehe er zugelangt, nicht umhin gekonnt, der Pracht des aufgeſtellten Silbergeſchirrs einige Augenblicke zu widmen. Hier ſollten die Majeſtäten frühſtücken: Thronſeſſel waren für ſie errichtet, und vier-und-dreißig andere Sigmittel bezeichneten die Zahl der zu ihrer unmittelbaren Geſellſchaft Zugelaſſenen. Den übrigen Gäſten waren die dreizehn Zimmer des Erdgeſchoſſes geöffnet, und in der Bibliothek, im Muſikſaale und in den gewöhnlichen Wohnzimmern ſtand ein ſo reiches Dejeuné, daß nur ein Blick auf das Heer der Diener die Möglichkeit ahnen ließ, wie Alles aufgezehrt werden könne. Nach beendigtem Mahle ging es zu, wie es überall bei ähnlichen Gelegenheiten in gebildeten Kreiſen zuzugehen pflegt; denn es iſt anerkannt, daß man in ſolchen Geſellſchaften ſich zu Paris nicht anders bewegt, wie in St. Petersburg, in Berlin nicht anders, wie in London, und in München nicht anders, wie in Wien. Habe ich daher noch erwähnt, daß bunt geſchmückte Schiffchen auf dem See vor dem Hauſe hin und her ruderten, daß in verſchiedenen Theilen des Parks größere und kleinere Zelte zum Ausruhen einluden, daß überall, wo eine ſchöne Ausſicht ſich bot, bequeme Ottomanen für die Majeſtäten aufgeſtellt waren, und daß bunte Lampen zu Tauſenden in den Zweigen der Bäume hingen, ſo glaube ich der Phantaſie des Leſers zur Ausführung des Gemäldes Stoff genug geliefert zu haben.

W. S.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 205.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 27. August 1835.

Geduld! noch ist es nicht mißglückt!
Geduld und Pfiff zum letzten Knoten!

Goethe.
Faust 2ter Theil.

Eine Parlamentswahl.

(Fortsetzung.)

Edward hatte noch einmal gewagt, Judiths Hand zu ergreifen. Sie ließ sie ihm, aber mit abgewandtem Blicke schüttelte sie den Kopf und zeigte auf den Wahlspruch ihrer Familie über dem Portal:

Die Meereswelle wankt her und hin,
Fest ist der Beedle-Bowdle Sinn.

„Sie ziehen mich nicht hinüber, Edward. Ich wünsche auch Sie nicht zu uns herüber zu ziehen. Genüge Ihnen das!“ — „Es ist kein so harter Fels im Meer,“ rief er, „den nicht die Welle allmählig ausspült, und ein Weib wollte fester seyn?“ — „Leben Sie wohl!“ — „Nein!“ rief er, „einen Trumph, eine Möglichkeit sehen Sie doch! So gebört sich's für's Mährchen — denn nur im Mährchen kommt solcher Eigensinn vor — etwas, was ich nicht erfüllen kann —“ — „Wohlan!“ rief sie, ihn unterbrechend, „wenn durch Ihre Bemühung mein Vetter, der Baronet, gewählt wird!“

Er warf ihr einen Blick des Zornes und der Entrüstung zu, verneigte sich und ging. Ja er war so rasch gegangen, daß er im Gehen an etwas anprallte, so rasch, daß Judith, welche, die Farbe wechselnd, ihn im nächsten Augenblick zurückrufen zu wollen schien, nichts mehr von ihm sah. Der Klang der durch den Zugwind zugeworfenen Eichenthüre schreckte sie aus ihrer Betäubung auf. Ja es war ihr nachher, als habe sie ihm nachstürzen wollen, als ein entsetzliches Ereigniß dazwischen trat, ein Sturz, von dem die festen Bohlen erbebten und die runden Fensterscheiben klirrten.

Als Sir Jedediah, der Oberst und Miß Wilson eintraten, qualmte ein ungeheurer Staub durch den Bibliotheksaal, und man konnte auf den ersten Blick kaum die unten liegende, durch den Sturz aus ihren Fugen gegangene Eisenrüstung des mannbaren Sir Tobias Beedle-Bowdle erkennen, welche das ganze Unglück veranlaßt hatte. Neben ihr lag halb aufgerichtet die Lady. „Um Gotteswillen! verwundet? Sie bluten?“ — Die Lady, sehr blaß, schüttelte den Kopf, und ihr stierer Blick auf die eiserne Hülle hätte ebensogut einem Todten gelten können. „Meine theure Lady, sprechen Sie! wir hoffen, daß Sie mit einer Quetschung davon gekommen sind.“ — „Vielleicht auch nur mit dem Schreck,“ sagte Sir Jedediah. — „Sie hat die Sprache verloren,“ klagte die Miß, „was bedeutet das?“ — „Es bedeutet, meine Freundin,“ entgegnete sie mit matter Stimme, „eine Irrung der Natur.“

Sie lag auf dem Sopha, und die Miß bereitete den Thee. Kräftiger, meinte der Ritter, werde die Nachricht auf die Kranke wirken, daß die Freeholder

aus dem Linedale ſich für den Torykandidaten erklärten; aber ſie wandte ſich um und ſagte ärgerlich: „Was geht das mich an!“ Viel beſſer wirkte eine Ballade auf ihre gereizte Stimmung, die er vor ſich murmelte; denn ſie lachte beim Schluß derſelben hell auf, wollte aber dann Niemand mehr Rede ſtehen, und hieß Alle gehen, denn ſie ſeyen Alle im Bunde gegen ſie.

Sie liebte ihn, er liebte ſie,
Sie liebten ſich Beide erſtaunlich.
Im ganzen England gab es nie
Eine Liebe, ſo treu und erbaulich.

Doch gilt in England von Alters ein Satz —
Ich weiß nicht, ob noch wo anders —
Und wer auch noch ſo liebt ſeinen Schatz,
Darf lieben daneben noch Andres.

Sie liebte die Rübe, den Rettig Er,
Der Streit drüber wollte nie end'gen:
Ueber derlei hält es in England ſchwer,
Sich unter einander verſtänd'gen.

Da gab es in England böſe Zeit,
Man ſchlug ſich um Rettig und Rübe,
Und um den Rettig- und Rübenſtreit
Zerging die ſüßeſte Liebe.

Ja, lebten Beide, wo du und ich,
Und die Kultur viel weiter,
Sie liebten nur Beide den Rüberettig,
Und liebten und lebten noch weiter.

*

Von den Huſtings flatterten abermals ſchöne bunte Bänder, es rauſchte von Fahnen allerlei Farben von den Thürmen, Giebeln und aus den Fenſtern, Muſikſtücke begleiteten die Reden, die von Erkern und Balkonen, hier in einzelnen Gruppen, dort an das ganze Volk gehalten wurden, und Pöbelmaſſen wogten neugierig, ſchreiend, tobend, nüchtern und betrunken durch die Straßen. Aber die Yeomanry ſorgte für freie Paſſage, denn was von Roſſen und Wagen in der Grafſchaft war, ſchien requirirt, um die entfernter wohnenden Wähler herbei zu holen, und mit jeder Minute flog im Trab und Galop ein Hochzeitwagen mit einem Gaſte heran, der ſich lange bitten laſſen, empfangen entweder vom Geziſch, oder vom Jubel der Menge; die verhängnißvolle Stunde, wo der Poll geſchloſſen werden mußte, nahte.

Dort an der Ecke erſuchte ein Mann mit ernſtem Geſichte die um ihn Stehenden, wohl zu erwägen, was es heiße, den Whigs jezt zujauchzen, die den Katholiken zujauchzten, während die Katholiken dem Pabſt in Rom zujauchzten. Mit Leib und Seele erklärte er ſich für einen Reformer, aber Leib und Seele ſchaudern beim Gedanken: Rom und Pabſt in England! Er erzählte fürchterliche Greuelgeſchichten von der Inquiſition, von Ketzerverfolgungen und Scheiterhaufen, von den Katakomben mit Gerippen von Märtyrern, die man erſt jezt unter der alten Stadt Rom aufgefunden; wie es ihm nicht gefalle, daß Jahr aus, Jahr ein ſo viel engliſche Lords und Gentlemen nach Rom reisten und den unſaubern Gottesdienſt in den Kirchen anhörten, ja viele ſelbſt beim Pabſt Audienz erhielten. Der Antichriſt ſchleiche gleißend, wie eine Schlange, ſo lange er der ſchwächere, aber wie ein Löwe erhebe er ſich, wenn er ſtark geworden, und England ſey allein dadurch frei, groß und glücklich, daß es der Schlange den Kopf zertreten. Darum müſſe für immerdar jedes freien Engländers Wahlſpruch bleiben: Kein Pabſtthum! — und „kein Pabſtthum!“ brüllte es aus den fortſtrömenden Haufen wie Unkenruf aus einem Sumpfe. Der Dechant nickte freundlich an ſeinem verhangenen Fenſter der Dechantin zu: „Es wirkt.“ — „Kein Pabſtthum! — keine Päbſtler!“ unterbrach ſchon dann und wann der Ruf auf dem Markte den auf den Huſtings eine ſchön ausgearbeitete Rede haltenden Lord Bramfield. „Er kommt aus dem Texte — er wird blaß,“ ziſchelte hier ein gleichfalls blaſſes Geſicht dem Nebenmanne zu, während der tobende Haufe jezt gerade vor die Halle ſich wälzte, aus der die Häupter der Whigs das Schauſpiel dirigirten.

„Rede, fliegende Schnepfe!“ ſchrie ein Irländer, der, unfähig ſelbſt zu gehen, ſich von zwei andern ſchleppen ließ. „Wenn Du Dich bekehrt haſt, will ich mich auch bekehren laſſen. Umſonſt iſt der Tod; kein Pabſtthum meinethalben, aber Grog in Ewigkeit!“ — „Umſonſt iſt der Tod!“ rief der Wirth zur fliegenden Schnepfe; „und eine wohlfeile Regierung iſt gut, aber Filze wollen wir nicht im Regiment haben. Was nutzen uns Filze? Sie geben nichts aus, und wir nehmen nichts ein. Wer die Steuern einnimmt, der ſoll ſie wieder drauf gehen laſſen. Grundſätze bleiben Grundſätze, und Menſchen ſind gleichgültig. Ich bin kein Whig, ich bin kein Tory, ich bin ein Reformer; aber wenn der Whig ſagt: ich ſpanne meine Pferde nicht mehr bei Dir aus, ich füttere ſie ſelbſt und trinke keinen Porter bei Dir, weil ich ſparen und den katholiſchen Irländern zu trinken geben will, ſo ſoll der Teufel den Whig holen und die Stimme dazu, die ich ihm gebe. Wenn ſie der Kirche ihr Geld nehmen wollen, ſchön! aber, wenn der Rektor und der Dechant kein Geld kriegen, wie ſollen ſie wieder den Schneider und den Schuhmacher bezahlen, den Stellmacher und Sattler, den Fleiſcher und Bäcker? — Verkehr ſoll in England ſeyn und Reichthum, der darauf geht; Lumpen brauchen wir nicht, und die Knicker können zu ihren lieben Irländern gehen.“ — „Die Weisheit kommt ihm von ſeiner Frau!“ rief einer in's tobende Gebrüll hinein; „ſie hat ihn in's Gebet genommen.“ — „Willſt Du gegen die Frauen reden?“ ſchrie der Wirth, „gegen die Ehe, die in der Bibel ſteht? willſt Du, daß wir ſtatt Frauen uns Köchinnen halten ſollen? Ei, Du Heide, Du Papiſt! dahin läuft's hinaus, wenn wir uns

nicht vorsehen, hat der Herr Dechant gesagt, uns zu Papisten zu machen, ehe wir uns umdrehen, zu Hungerleidern, zu irländischen Bettlern!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

(Fortsetzung.)

Es war unmöglich, Lamia zu verlassen, ohne wenigstens einen Blick über die Gebirge auf Thessaliens Fluren geworfen zu haben. Es wurde daher am nächsten Tage, den 29/17. September, Morgens um sieben Uhr aufgebrochen und der Weg in's Gebirge eingeschlagen. Nach dreistündigem Steigen erreichte man ein noch auf griechischem Gebiet sehr schön gelegenes Kloster, wo ein kurzer Halt gemacht wurde. Oestlich über diesem Kloster, gegen den Busen von Volo hin, erhebt sich der höchste Rücken des Othrys; die Fortsetzung der Kette, die sich westlich an den Knoten des Tymphreston und Pindus anschließt, ist von geringerer Höhe. Die ganze Kette hat sanfte Formen und besteht aus über einander aufgethürmten, mit Gestrüpp und Waldung bedeckten Hügeln, zwischen denen nur selten der nackte Fels hervortritt. Daher gibt der Othrys auch einer Menge von Quellen und kleinen Bächen Entstehen, deren zu beiden Seiten in die Ebenen sich hinabsenkenden Ravinen, mit Platanen und andern Bäumen bewachsen, eben so viele versteckte Pfade bilden, um unbemerkt über das Gebirge zu kommen. Längs dem Rücken des Gebirges aber läuft die Grenze des Reichs. Wie ist es da möglich, zumal so lange Thessalien türkische Verwaltung hat, diese Grenze gehörig zu bewachen? Wenn in Thessalien ein Haufe schlechten Gesindels Lust hat, einen Raubzug auf griechisches Gebiet zu machen, so dürfen sie nur auf die bemerkte Weise den Othrys überschleichen, und dann die Stunden der Nacht wahrnehmen, um die zwei Stunden breite Ebene und den meistens durchwatbaren Spercheios zu passiren, und sie finden sich wieder unter sicherem Schutze in den Klüften und Wäldern des Oeta, im Herzen von Griechenland. Gelingt es der Gensdarmerie oder den Truppen einmal, eine Bande anzugreifen und zu zerstören, so kann der Eindruck davon auf einige Monate Ruhe schaffen; aber es werden sich immer wieder neue Banden einfinden, zumal im Frühling, wo die Verbreitung der Hirten über alle Gebirge, bis zu den höchsten Gipfeln hinauf, den Räubern Gelegenheit gibt, sich überall Milch und Brod zu verschaffen. Daher darf man in Europa Nachrichten von einzelnen Räubereien in Nordgriechenland durchaus nicht als beunruhigende Zeichen ansehen; es ist dies ein unvermeidliches Uebel, bis Griechenland, wie es gleich gesollt hätte, eine bessere Nordgrenze erhält.

Vom Kloster waren nur noch wenige Minuten bis auf einen Gipfel, der eine gute Aussicht nach Thessalien gewährte. Das Auge erreichte hier, über der weitgestreckten Ebene, welche die Mitte dieses gesegneten Landes ausmacht, links die hohe Kette des Pindus, rechts den Pelion und Ossa, und nördlich, in leichte Wolken gehüllt, den Berg der Götter, den vielgipflichten Vater Olymp, der, stolz im Gefühl seiner Erhabenheit und Freiheit, auf den niedrigern Ossa herabzublicken und ihm mit den Worten des Volksliedes zuzurufen schien:

> Vergleich' dich mir nicht, Kissavos,
> Von Türken stets betreten!*

Denn an die Stelle der alten Götter sind als seine Bewohner die Klephten und Armatolen getreten, und der schönste Ruhm des Olympos ist in unsern Tagen, daß kein Türke seinen Höhen und Schluchten sich zu nahen wagt, weil jene Tapfern jezt auf ihm hausen, deren Thun und Treiben das angezogene Volkslied weiter in naiven Bildern schildert. Mögen sie fortfahren, die olympische Burg rein vom Fußtritt der Muselmänner zu bewahren, bis die Schlachtdrommete sie wieder zum Kampf in der Ebene herabruft!

Die Rückkehr von der Höhe des Othrys nach Lamia gewährte eine nicht weniger erinnerungsreiche und noch schönere Aussicht südwärts auf das weite Thal, von dem silbern blinkenden Flusse — in Griechenland ein seltener Anblick — durchschlängelt, auf die Gipfel des Oeta, wo sich Herakles in den Scheiterhaufen stürzte, und über ihnen die Kuppen des Parnassos, von wo Deukalion herabstieg, ein neues Menschengeschlecht zu gründen, auf die Thermopylen, wo Leonidas im Kampfe gegen die Hunderttausende unbesiegt fiel, auf das purpurne Meer mit seinen weitgestreckten, schöngeschlungenen Buchten, und darüber auf das artemisische Gestade Euböa's, wo, wie Pindar sang, „wo die Söhne der Athenäer den glänzenden Grundstein der Freiheit legten.“ Welch ein Zauber der Erinnerungen, vermählt mit der entzückenden Gegenwart einer unvergleichlich schönen Natur!

Am 30/18. September, am Namenstage des Königs, wurde um acht Uhr aufgebrochen. Der Weg durchschneidet die Ebene in gerader, südöstlicher Richtung, und läuft in der Mitte derselben, wo die Sümpfe anfangen, die sich gegen die Mündung des Spercheios hin immer weiter ausdehnen, auf einem künstlich erhöhten Damm.

---

* Μὴ μὲ μαλόνῃς, κίσσαβε,
Κουνιαροπατημένε!

Kuniaren werden die Türken von Koniah oder Ikonion in Kleinasien genannt. — Das ganze herrliche Lied findet sich in der Fauriel-Müllerschen Sammlung.

Ueber den Fluß führt hier eine schlecht gewölbte, größtentheils zerstörte Brücke, bis zu welcher man von Lamia fast zwei Stunden rechnet. Von der Brücke bis an den Fuß des Oeta ist nur ein halbes Stündchen; aber diese Fläche ist durch zahlreiche Wasserläufe und zum Theil lauwarme Quellen so versumpft, und der ehemalige Straßendamm so verfallen, daß man sich nur schwer durchwand. Diese Wasserwirre macht es unmöglich, über die hier zu suchenden Flüßchen oder Bäche Dyras und Melas * in's Reine zu kommen. Da, wo man den Fuß des Oeta erreicht, liegt rechts, ziemlich hoch am Berge hinauf, das Dorf Damasta, und unweit desselben eine Ruine, wahrscheinlich Heraklea. Leicht erkennt man die Schlucht Anogäa, welche sich hier den Oeta hinauf und hinter dem zunächst über den Thermopylen gelegenen Gipfel herumzieht, und durch welche die Perser, von Ephialtes geführt, die Spartaner umgingen. ** Der Weg läuft von hier südöstlich längs dem Fuße des Berges hin, und kreuzt nach einer Viertelstunde das geräumige Bett eines vom Gebirge kommenden Bächleins. *** Links zieht sich die sumpfige Küste von der Mündung des Spercheios her in sanfter Biegung immer weiter landeinwärts, und läßt fünfzehn Minuten jenseits des erwähnten Bächleins nur einen schmalen Streifen Landes zwischen der jäh emporsteigenden Bergwand und dem Meere. Dies ist der berühmte Paß der Thermopylen.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Herodot. 7, 198. Strabon, 9, S. 292 Tchn.

** Herodot, 7, 216.

*** Dies ist wahrscheinlich der Asopos. Herodot, 7, 199.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Der Wallfischfang im Seinekanal.

Von den Luftschiffen, welche im vorigen Jahre die Reisenden nach England hinüberfegen sollten, aber bei dem ersten Versuche an einem Baume auf dem Marsfelde in Fetzen gerissen wurden, ist diesen Sommer keine Rede mehr. Wiewohl die Unternehmer nach jenem Unfalle sich sehr muthig bezeigten und rüstig neue Versuche ankündigten, so haben sie doch seitdem nichts mehr von sich hören lassen, und von den Transportschiffen in der Luft ist jezt so wenig die Rede, als von den Omnibus restaurans, welche schon mit Anfang dieses Jahrs den Parisern ihr Mittagessen vor die Thüre bringen sollten, bis jezt aber noch nicht zum Vorschein gekommen, also wohl mit den äreostatischen Transportschiffen in Nichts zurückgesunken sind. Dagegen hat ein erfinderischer Kopf für diesen Sommer etwas Neues zur Belustigung der Pariser erdacht und, da die Versuche in der Luft fehlgeschlagen, sich zum Wasser gewendet. Hier fehlt es freilich auch nicht an Mißgeschick, und der Bankerott des Théâtre nautique ist noch in frischem Angedenken; allein was der neue Erfinder den Parisern darbietet, hat mit dem Théâtre nautique nichts gemein. Nicht zu einem Theater ladet er sie ein, nicht zu einem Wasserbecken bei Lampenschein führt er sie hin, nein, an die Ufer des Seinekanals neben der Barrière von Clichy bittet es in großen Anschlagzetteln sich zu verfügen, und hier will er für zehn, fünf und drei Franken per Kopf nichts Geringeres zum Besten geben, als — einen Wallfischfang. Ohne nach entfernten Meeren zu reisen und sich dort großen Gefahren auszusetzen, brauchen die Pariser sich nur die Mühe zu geben, aus der Stadt herauszugehen und die Ufer zu ziehen, um dem gefährlichen Wallfischfang beizuwohnen, als ob sie sich im Eismeere befänden. Auch beschreibt ihnen der Erfinder schon im Voraus die einzelnen Scenen des großen Fanges; die kleinen Schiffe werden nämlich erstlich, wohl bemannt, nach dem Wallfische ausgehen, und sobald sie seiner ansichtig werden, ihre Harpunen nach ihm auswerfen. Er aber wird untertauchen, zwei Wasserstrahlen ausspritzen und sich im Meere, das heißt im Kanale, gewaltig umtummeln. Dann wird sich das Wasser von seinem Blute roth färben; zulezt wird er ganz entkräftet wieder zum Vorschein kommen und leicht zu fangen seyn. Aber anstatt Speck und Thran aus ihm zu ziehen, werden die Schiffer den Genius der See aus ihm hervortreten sehen (der Wallfisch wird sich nämlich von selbst öffnen), und dieser wird zulezt die Schiffer zu schönen Evolutionen und Manövers kommandiren. So lautet die Ankündigung. Ich setze nur dieses hinzu, daß der Wallfisch von Holz seyn wird, und daß das Ganze dahin abzielen soll, die Erfindung eines gewissen Villeroi in's klare Licht zu setzen, welcher Schiffe unter Wasser lenken will. Schon Fulton und mehrere Andere haben Versuche mit verschlossenen Booten gemacht, die unter der Meeresfläche wegschiffen können; ich glaube aber nicht, daß es bisher Jemanden geglückt ist, eine solche Erfindung, die im Kriege Wichtigkeit haben könnte, gemeinnüzlich zu machen. Zu einer Spielerei, wie der angekündigte Wallfischfang, mag nun die Erfindung Villeroi's wohl gut seyn; ob sein Wallfisch aber auf der See irgend einen Dienst leisten könne, ist eine andere Frage. Bereits vor elf Jahren kündigte der Schiffskapitän Montgery in den Pariser Zeitschriften seine sogenannten Unsichtbaren (invisibles) an, das heißt Boote, die untertauchen und zur Kriegszeit die feindlichen Schiffe sprengen sollten. Er wünschte, man möchte mit diesen Booten einen Versuch in Griechenland wider die türkische Flotte machen. Glücklicherweise gelang es damals, die türkischen Schiffe auch ohne Hülfe der Unsichtbaren zu zerstreuen. Was seitdem aus ihnen geworden ist, ich meine aus den Unsichtbaren, ist nicht bekannt; wahrscheinlich sind sie von keiner Seemacht aufgenommen worden; da sie jezt in Frieden leben, so brauchen sie einstweilen diese furchtbare Hülfe auch nicht, und dabei haben sie zu fürchten, wie auch Kapitän Montgery selbst bemerkt, daß ihre Feinde sich desselben Mittels bedienen, wodurch denn eine schreckliche Verheerung im Seewesen entstehen könnte; denn wie Montgery behauptet, können die Boote unter Wasser, wenn sie auch nur eine einzige starke Kanone haben, den Kiel eines Kriegsschiffes plötzlich einschlagen und auf einmal 1000 bis 1200 Mann den Tod bringen. Gott behüte uns vor so schrecklichen Unsichtbaren! So weit war Fulton mit seinem Muthe oder Stummen noch nicht gekommen, der an der Oberfläche der See schwimmen und in der Nacht die feindlichen Schiffe angreifen sollte. Besser ist es, die Seemächte leben beständig in Frieden und lassen die stummen und unsichtbaren Verheerer in den Magazinen, oder auf dem Papiere, oder machen es, wie der Unternehmer des hölzernen Wallfischfanges, und lassen auf einem Kanale oder andern Wasserbehälter damit spielen. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 206.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 28. August 1835.

Kränzt mit ewigem Laub, ihr Lorbeerwälder, die Hügel
Eurer großen Todten umher; dort singet von Oeta
Gipfeln das Schicksalslied, ihr wandelnden Wasser, herunter!

Hölderlin.

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

(Fortsetzung.)

Die warmen Wasser, denen die Thermopylen ihren Namen verdanken, sprudeln am Fuße der Bergwand in reicher Fülle hervor. Man zählt zwei Hauptquellen und mehrere kleinere. Das Wasser hat einen beträchtlichen Wärmegrad und einen lästig starken Schwefelgeruch; es setzt so viel Gestein ab, daß es den ganzen, jetzt wenigstens mehrere hundert Schritte breiten Küstenstreif, über welchen es dem Meere zurieselt, mit einer porösen Steinkruste überzogen hat, die unter dem Hufschlag der Pferde dumpf erdonnert und bisweilen auch einbricht. Es ist nicht zu verkennen, daß der Paß auf diese Weise immer an Breite zunimmt; doch ist die eigentlich schmalste Stelle desselben gleich südlich über den Quellen, und außer dem Bereiche ihrer Petrifikationskraft. Diese letztere ist so groß, daß einige Dämme, über welche man das Wasser geleitet hatte, um Mühlen zu treiben, und die daran stehen gebliebenen hölzernen Entonnoirs, durch welche nach der Bauart der griechischen Mühlen das Wasser auf das horizontal liegende Rad fällt, vollkommen mit einer dicken Steinkruste überzogen sind; und es ist nicht zu bezweifeln, daß, wenn die Räder wären liegen geblieben, man die europäischen Naturalienkabinette von hier aus mit versteinerten Mühlrädern versehen könnte. Den Raum ausgenommen, den die von den Quellen gebildete Steinkruste überdeckt, ist der ganze Paß mit grünem Gebüsch bewachsen, und an der schönen Felswand des Oeta stehen Eichen, Myrten, Tannen und Fichten. Aber wo sind die Bäder des Herakles, wo die Heiligthümer der Götter, wo die Denkmäler der gefallenen Helden, mit Simonides leuchtenden Gedächtnißsprüchen bezeichnet? Vielleicht verbergen das Dickicht und der Sumpf noch einige Reste von ihnen, vielleicht liegen ihre Trümmer unter der Steinrinde begraben. Ein kurzer Aufenthalt von einer Stunde erlaubte nicht, ihnen nachzuforschen. Nur die Anhöhe erkennt man, auf welche die Dreihundert aus Sparta, ermüdet vom Gefechte, sich zum letzten Kampfe zurückzogen, einen kleinen, etwa dreißig Schuh hohen Hügel, gleich südlich über den Quellen. Hier ruhte der König der Griechen unter einem Laubdache aus Eichenzweigen, über der Asche der gefallenen Helden.

Wenn man die Beschreibung des Herodotos mit der Oertlichkeit vergleicht, so ist es klar, daß das persische Heer an und um den nordöstlichen Fuß des Oeta gelagert war, und daß seine Stellung wenigstens bis zu dem oben erwähnten Bache, den ich als den Asopos bezeichnet habe, sich erstreckte; wahrscheinlich aber reichte sie noch

weiter südlich, bis in die Nähe der warmen Quellen, da wir aus Herodotos sehen, daß Xerres von seinem Thronsessel aus das Gefecht übersehen konnte,* um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß er, wie der Geschichtschreiber sich trefflich ausdrückt, zwar viele Menschen habe, aber wenige Männer. Die Hellenen hatten die Enge des Passes besezt, und erhielten ihre Zufuhr aus dem im Rücken ihrer Stellung gelegenen Städtchen Alpanoi. An den ersten Tagen kämpften sie, die Brustwehr, welche sie zu ihrem Schuze errichtet, hinter sich lassend, auf dem weitern Raume nordwärts der Quellen; an dem Tage ihres Untergangs aber zogen sie sich, nachdem schon alle ihre Speere zerbrochen oder unbrauchbar geworden, in die Enge des Passes zurück, und suchten und fanden hier im erbittertsten Handgemenge den Tod,** aber zugleich ewiges Leben im ehrenden Gedächtniß der Guten und Edlen aller Länder und Zeiten. Die Thermopylen sind das heilige Grab edler Tapferkeit und begeisterter Aufopferung, und werden es bleiben für alle kommenden Geschlechter, und wenn auch tausend blutigere Schlachten noch gekämpft werden sollten, wie sie schon gekämpft worden sind; denn nicht die Menge des vergossenen Bluts, sondern die Wichtigkeit der Sache, um die gefochten wird, und die freiwillige Hingebung der Tapfern, welche für einen großen Zweck sich opfern, adeln einen Kampf.

Hinter den Thermopylen bleibt der Weg noch eine geraume Strecke eng und schmal, indem der Sumpf bis nahe an die Straße heranreicht; dann erweitert sich das Ufer, indem rechts der Oeta, links das Meer allmählig zurücktritt, zu einer ansehnlichen und fruchtbaren Ebene. Hier liegt, drittehalb Stunden von den Thermopylen, das Dorf Molo,*** wo heute übernachtet wurde. Aus Myrtenzweigen, die längs dieser ganzen Küste in üppiger Fülle wachsen, war in der Mitte des Dorfes ein geräumiger, viereckiger Saal errichtet, und unter diesem Wohlgerüche duftenden Obdach wurde die Abendtafel gehalten. Tänze der Pallikaren um das Wachtfeuer beschlossen die Feier des königlichen Namenstags, der durch den Besuch der Thermopylen am würdigsten war gefeiert worden.

Von Molo aus wurde in zwei Tagen, einen Abstecher nach dem Passe Vasilika, der über die Höhen zwischen dem Oeta und Knemisgebirge nach der obern pholischen Ebene führt, mit eingerechnet, Atalante oder Talanti erreicht. Diese ganze Küste von Lokris ist reich an Naturschönheiten; der Weg zieht sich beständig längs dem Fuße des Knemis und über die von diesem ausgehenden Vorgebirge an der Küste hin. Das Gebirge ist von sanften, lieblichen Formen, und größtentheils bewaldet; ebenso sind die Niederungen und Hügel des Küstenstriches mit Pinien, Platanen, Myrten, Lentiskus und andern Baum- und Straucharten bedeckt, die durch zahlreiche Quellen getränkt werden, und wenn das Auge von diesem Vordergrunde abschweift, so begegnet es jenseits des blauen Meeresarms der Insel Euböa mit ihren Buchten und ihren hochragenden Bergketten. Dies ist das Gebiet der epiknemidischen Lokrer, einst reich an Städten; aber die Ruinen der meisten sind verschwunden, oder doch in dem Gebüsche schwer aufzufinden. — Bei dem Dorfe Longo liegt, eine halbe Stunde landeinwärts gegen das Gebirge hin, eine kleine Ruine, τὸ κάστρο genannt; sie ist aber byzantinisch. Da wo der Weg die südöstliche Ecke des Gebirgs erreicht, und die gesegnete Ebene* von Opus oder Talanti beginnt, tritt links ein niedriges Vorgebirge in den Kanal vor, welches den opuntischen Busen gegen Norden begrenzt. Auf diesem Vorgebirge und auf der dahin führenden Landzunge liegen die Ruinen von Konos,** der Hafenstadt von Opus. Reste der Befestigungsmauern, aus einer Art Sandstein, umgeben den Rand der stumpfen Höhe; auf dem höchsten Punkte steht ein verfallener Thurm aus dem Mittelalter, und die ganze Fläche des Hügels ist mit Scherben von alten Vasen bedeckt. Die Menge solcher Scherben, durchgehends von sauberer, zierlicher Arbeit, in allen antiken Ruinen ist erstaunlich; man begreift nicht, wie die Alten so viel Töpfergeschirr besitzen, zerbrechen und über die Straßen ihrer Städte zerstreuen konnten. — Weiter westlich, auf der Landzunge, zeigen sich ansehnliche Fundamente und zerstreute Quader; über einem in den Felsen gehauenen Gewölbe, das einen Brunnen enthält und in das man auf einigen Stufen hinabsteigt, steht jezt eine Kapelle.

(Die Fortsezung folgt.)

* Herodot. 7, 212.
** Derf. 7, 225.
*** Es hat seinen Namen von dem unterhalb des Dorfes an der Küste erhaltenen Hafendämmen (Molos) des alten Nitäa.

* Τὸ εὐδαιμον πεδίον, Strabon. 9. S. 287. Tchn.
** Derf. ebendaf.

Eine Parlamentswahl.

(Fortsezung.)

„Keinen Papismus! keinen Papismus!“ schrie die sich fortwälzende Menge, und „keinen Papismus!“ wiederholte der Markt, gerade im Augenblicke, als der Lord, die Hand auf's Herz, betheuerte, das solle ihm der schönste Moment seines Lebens seyn, wo der Aberglaube todt sey, und kein Mensch in den drei vereinigten Reichen einen Biedermann frage: weß Glaubens er sey?

Ein allgemeines Ziſchen, Pfeifen, Heulen ſauste durch die Lüfte, die über Turningtime wehen. Ein Tory, auf einem Eckthürmchen ſtehend, nahm den Moment wahr, und mit einem Tuch in der Hand wehend, ſchrie er: „Hört ihr's, ſeht ihr's, glaubt ihr's? das ſpricht ein Engländer, ein Proteſtant, ein freier Edelmann, zu Proteſtanten, zu freien Engländern! Ihr habt keine Laute in eurer Bruſt für den ungeheuren Unwillen; aber der Himmel ſelbſt hat Thränen dafür: es regnet. Die Lüfte, die in den Fahnen rauſchten, ſind ſtumm; ſeht, wie ſie matt niederhängen vor Scham; der Rauch ſelbſt aus euren Küchen ſchlägt zu Boden. Sie haben ſich verrathen, die von Freiheit und Menſchenrechten uns vorerzählten, die Kapuze iſt abgefallen, die Jeſuitenmaske blickt vor, der Pabſt lacht, daß das Volk der Engländer, das drei Jahrhunderte mit Wort und Blut den Antichriſt bekämpfte, ſich jezt beſchwatzen läßt.“

„Ja,“ erhob ſich ein anderer Redner, „hört ihr ihn lachen, den alten Mann, dort im Lande, wo die Skorpionen niſten! Sein Blick iſt ſanft, wie einer Taube, er fröſtelt und ſtreicht über ſein greiſes Haar, wie ein müder Mann, der der Welt überdrüſſig, und gern Friede mit ihr hätte. Aber traut ihm nicht! ſeine Augen ſind eines Geiers, ſeine Hände ſind Krallen, ſein Rachen iſt eines Tigers. Drei Jahrhunderte ſizt er ſo und lächelt; aber er bebt vor Luſt, uns in Ketten zu ſchlagen und ſeinen Pantoffel unſerer ſtolzen Kirche auf die Stirn zu drücken. O, ſie werden euch ſagen: Rom iſt nicht mehr das Rom aus den Zeiten Calvins und Luthers und Jakob Stuarts, und der Pabſt iſt zufrieden, wenn man ihn zufrieden läßt. Glaubt es nur, laßt euch einlullen! Ich ſage euch, Rom bleibt immer Rom, und der Pabſt der Pabſt. — Meint ihr, daß er es vergeſſen kann, daß man ihm England, ſeine reichſte Pfründe, den Augapfel des Antichriſts, entriß, von wo ſo viel Gold Jahr aus, Jahr ein zu ihm ſtrömte, daß alle Mauleſel der Kardinäle aus goldnen Krippen fraßen? Meint ihr, daß er dieſen Edelſtein, dieſe Perle, dieſe Schatzgrube je vergißt? Ich ſage euch, ſo lange die Welt ſteht, und Rom darin, wird der Pabſt herüberſchielen nach England. — Drei Jahrhunderte liegt er ſchon auf der Lauer, drei Jahrhunderte hat er verſucht, England wieder zu gewinnen durch Bannſtrahlen und Bullen, durch Drohungen und Beſtechungen, durch Pulververſchwörungen und Armadas. Jezt iſt er klüger geworden; er hezt nicht mehr Fürſten und Völker gegen uns, denn er weiß, wir fürchten uns nicht. Wie iſt er jezt freundlich gegen alle Engländer! er erlaubt ihnen ihren Gottesdienſt und läßt ſie ihre Todten in Rom begraben; er ladet unſere Lords und Biſchöfe und Prälaten zu ſich und ſpricht wie ein Liberaler; er ſchenkt ihnen, nicht Reliquien und Heiligenbilder, nein, alte Marmorſtückchen, geſchnittene bunte Steine aus dem Heidenthume, und unſere Landsleute nehmen ſie hin und merken nicht, daß der Antichriſt darin ſteckt. Habt Ihr ſolchen Lord, der aus Rom kam, ſprechen hören? O, er redet Euch viel vor von der Freiheit dort, daß ihm der Pabſt erlaubt, Freitags Fleiſch zu eſſen, daß es ein artiger, aufgeklärter Mann ſey, daß wir in England voller Vorurtheile ſtecken. Freilich iſt dies wahr, denn wir glauben nicht, daß der Pabſt in Rom ſich mehr freut, als Whigs und Radikale, über unſere Reform. Nun hofft er, durch das reformirte Parlament zu erhalten, was Flotten und Heere ihm nicht verſchafft. Nicht wie ein ſtolzer Triumphator, nein, allmählich, den Hut in der Hand, zieht er in England ein, erſt beſcheiden, dann kühn, erſt mild und dann ſtolz. Fünfzig Katholiſche und mehr ſitzen ſchon im Parlament; fragt einmal nach, wenn das ganze Parlament aus Papiſten beſteht; wißt Ihr, wie er dann ſprechen wird? Fragt doch bei unſern Märtyrern in Irland, Schottland, unter der katholiſchen Maria, wie eingekerkert, lebendig vergraben und verbrannt wurde! Wird er dann anders handeln? Er wird lächeln vor Luſt, daß die Kinder derſelben Engländer, die ihn fortgejagt, ihn wieder rufen, die er geißeln und verbrennen ließ, ihn lobpreiſen und jubiliren. Ich ſage Euch, der Pabſt bleibt Pabſt in alle Ewigkeit, und wer ihn noch nicht ſieht, der laufe hin und gebe den Whigs ſeine Stimme, denn das iſt der beſte Weg, ihn in's Land zu rufen.“

Es ging Lord Bramfield, wie neulich ſeinem Gegner. Er verſuchte, hier bittend, dort drohend, ſich wieder Gehör zu verſchaffen, beides am unrechten Orte. Er verſuchte mit unterſchlagenen Armen ſich während des Tumultes den Schein der Ruhe zu geben, auch das umſonſt; man bemerkte, wie er zitterte, und der Tumult, der ihn weder zum Worte, noch vom Gerüſte kommen ließ, wuchs mit jedem Augenblick. „Das haben wir davon,“ rief Maſter Murphy im Whigkomité, „daß wir einen Nobleman aufſtellten, der in einem Tanzſaal für Damen, und in einem Erbſenfelde für Sperlinge vortreffliche Dienſte thun mag. Auf den Huſtings bedurfte es keiner Vogelſcheuche und keines albernen Gecks, ſondern eines Mannes von moraliſchem Charakter, eines Mannes, der Achtung beſizt.“ — Der Obriſt warf ärgerlich ſeinen Hut auf den Tiſch. „Das haben wir davon, daß wir Theoretiker anhörten, daß wir meinten, es werde von ſelbſt gehen, daß wir Siegeslieder ſangen, ſtatt auf dem Platze zu ſtehen.“ — „Spart Euer Feuer,“ unterbrach man ihn; „oben, oben, auf den Huſtings gießt Eure Galle aus, oben iſt Euer Platz!“

Sir Jedediah, den wir wieder unter den Whigs ſehen, ſagte, ihm ſcheine, die Torys hätten diesmal die Waare, welche die Whigs als unnüz fortgeworfen,

die Vernunft nämlich, aufgegriffen und putzten damit den Roſt von ihren alten Schilden. Der Obriſt verließ den Saal, um den Lord abzulöſen; aber auch ihn begrüßte nur ein zweifelhafter Beifall, und ein Heulen erhob ſich, als er an ſeine proteſtantiſche Bruſt ſchlug und, gut zu machen ſuchend, was der Lord verdorben, betheuerte, gerade durch den Sieg der Liberalen werde die proteſtantiſche Sache gefördert, und ſtatt daß die Reformirten zu Katholiſchen, werden die Katholiſchen zu Reformirten bekehrt werden. Dieſen Augenblick des erſten Mißfallens benuzte abermals der Tory auf dem Erkerchen. Er ſchlug ein Buch auf und bewies, daß in Nordamerika, wo unbedingte Glaubensfreiheit herrſche, die Zahl der Katholiken ſich um das Doppelte vermehrt habe. Dieſes Argument mit dürren, ſchrecklich langen Zahlen ſchien wie ein Heer von Knochengerippen zwiſchen den Wählern hin zu marſchiren, daß die Blutwärme erſtarrte, und ein heulender Ruf aus tauſend und aber tauſend Kehlen durchſchütterte die Luft: „Kein Pabſtthum!“ — „Eine Lüge, eine niederträchtige Lüge!“ fuhr Maſter Limeſtone im Komité auf; „die Zahlen ſind richtig, allein auch der Proteſtanten ſind zehnmal mehr geworden. Die große Zahl der Katholiken kommt ganz natürlich von den Hunderttauſenden eingewanderter Irländer, von den zur Union gekommenen Katholiken in Florida und Louiſiana. Sie fechten mit Lügen!“

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stralſund, Auguſt.

Das Seebad.

Stralſund, deſſen hiſtoriſches, vom Zahne der Zeit unberührt gebliebenes Denkmal der jezigen und kommenden Generation die goldenen Buchſtaben zur Bürgſchaft darbietet: daß weiſer Rath, hochherziger Bürgerſinn und Eintracht in der Stunde allgemeiner Noth und Gefahr von Knechtſchaft und Untergange retten können, wofür alljährlich dem König aller Könige in hochgewölbten Tempeln Preis, Dank und Ehre geſungen wird, dieſe, von 16,000 Einwohnern, Militär und königliche Regierung belebte, durch ſelbſtſtändige Verfaſſung bis zur Stunde das Gepräge vergangener, thatenreicher Zeiten beurkundende alte und berühmte Hafenſtadt verdiente auch wohl in Betreff ihrer, ſeit etwa ſechzehn Jahren beſtehenden Seebadanſtalt von Auswärtigen mehr, als es bisher geſchehen, gewürdigt zu werden, wo dicht am Geſtade der Oſtſee, der Inſel Rügen gegenüber, dieſelben Vortheile * gegeben ſind, die der Vornehme und Wohlhabende nur in beſuchteren Nord- und Oſtſeebädern zu finden wähnt, wo aber oft zur Plage des Badegaſtes, neben manchen andern Kolliſionen, der Badermantel leicht, der Mantel der Konvenienz aber minder leicht abgelegt werden kann. Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine Seebadanſtalt, die den Badenden nach etwa hundert von ſeiner Wohnung zurückgelegten Schritten zum Badezelte, und ebenſo auch zum Badehauſe für warme Bäder führt, einen Vortheil und Vorzug gewährt, deſſen die wenigſten dergleichen Anſtalten ſich rühmen dürfen. Der Kranke, Schwache iſt zu Wagen oder zu Fuß in einem Nu am Ziele, wo ihn Meeresluft und etwa vierzig mit aller Bequemlichkeit eingerichtete Badezelte empfangen, von wo ihn anmuthige Anlagen nahe am Geſtade zum Spaziergange einladen, und von wo er ſich in ſeine bequem eingerichtete Wohnung in Privathäuſern der Stadt oder in einem der hieſigen erſten Gaſthöfe (im „goldenen Löwen“ bei Meyer, oder im „Hotel de Brandenburg“ bei Clauſſen) zurückbegiebt. Hier lebt der Gaſt wie er will, ganz unabhängig von den in manchem glänzenden Seebadorte nicht gut zu vermeidenden Saiſonverbindlichkeiten und Coterien. Hier theilt der Fremde alle Vortheile und Annehmlichkeiten des Städters, ſieht belebte Straßen, beſucht nicht gewöhnliche Merkwürdigkeiten des Orts, bildet vielleicht auch am 21ſten Juni ein Glied in der diamantenen Kette, die den Erdkreis umſchließt, beſucht und benuzt die hieſige, an hiſtoriſchen Werken beſonders reiche Rathsbibliothek, hat demnächſt in zwei hieſigen muſterhaften Buchhandlungen (Hausſchildt und Löffler) Gelegenheit, den literariſchen und belletriſtiſchen Faden weiter fortzuſpinnen, trifft hier einen Geſangverein (Liedertafel), knüpft bei der Nobleſſe, den Rathsverwandten, welchen Karl XII. die Prärogative des Adels verlieh, und einigen andern nicht minder gebiegenen Ständen ein befreundetes Band, findet beiläufig hier die Küche des Apicius, hat ärztlichen thätigen Beiſtand in der Stunde der Gefahr, und ſieht die öffentliche Sicherheit durch gute Polizei gehandhabt. Tritt der Badegaſt in die Natur, ſo winkt ihm vor Allem ein am Waſſer freundlich gelegener Reſſourcegarten, anmuthige Promenaden laden ihn zur Brunnenkur ein, wobei nicht unerwähnt bleiben darf, daß die Herren Weinholz und Karnin hieſigen Ortes anſehnliche Lager von natürlichen und auch einigen künſtlichen Mineralwaſſern halten, und Stadt und Umgegend ſeit vielen Jahren damit verſehen. Der Brunnen- und Badegaſt wird nach abgehaltenem hieſigen Wollmarkte, dem Wallenſteinsfeſte und einem eng damit verknüpften, acht Tage dauernden, von vielen tauſend Menſchen beſuchten Vogelſchießen, auch noch Theilnehmer eines im Auguſt des verfloſſenen Jahres über alle Erwartung gelungenen, in öffentlichen Blättern genügend beſchriebenen Pferderennens, und tritt am erſten Abend des abgehaltenen Wettlaufs in's neu erbaute Schauſpielhaus, worin die Berdmannſche Geſellſchaft vom Roſtocker Stadttheater den Cyklus ihrer Leiſtungen auf volle drei Monate, wie im vorigen Jahre, beginnen wird. Hat der Gaſt während dieſer Zeit noch Gefallen daran, das Landſtadtleben mit dem Seele und Körper erquickenden Meerleben zu vertauſchen, ſo bietet ſich ihm die Gelegenheit zu kleinen Seereiſen nach und um Rügen und mehreren kleinen Inſeln (Hiddenſee, Dänholm, Ruden) und Städten (Barth, Greifswald, Wolgaſt) hinreichend dar, um endlich bei ſeinem Scheiden und in dankbarem Rückblick auf wiedergeſtellte Geſundheit und alle ihm hier zu Theil gewordenen, mannichfachen, reuelofen Genüſſe, es ſich ſelbſt zu geſtehen, daß Stralſunds Seebadanſtalt, die nach ſechzehn Jahre langem ſtillen und erſprießlichen Fortbeſtehen auch einmal die Aufmerkſamkeit des fern Wohnenden auf die Geſammtheit ihrer weſentlichen Vorzüge hinlenkt, große Urſache dazu hatte.

* Der vielfach betrittelte Wellenſchlag nicht aufgenommen, der gar nicht ſelten die Badenden im Badegelte zurückhält.

Beilage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 207.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 29. August 1835.

— Klug ist das Bemühen,
Aus jedem Umstand seinen Vortheil ziehen:
Man rast, man merkt auf jedes günstige Mu.

Goethe.

Eine Parlamentswahl.

(Fortsetzung.)

„Natürlich ist's eine Lüge, und eine handgreifliche dazu," rief der alte Ritter; „warum habt ihr keine andere Lüge, und eine noch handgreiflichere parat? Mit Lügen kann man beim Volke erstaunlich viel machen; sie müssen aber nicht fein seyn: so recht in's Enorme gehend, daß die Masse gepackt wird. Die Wahrscheinlichkeit aufzuflicken, dazu ist nachher noch immer Zeit, wie zum Anwurf an ein Haus; nur muß im ersten Augenblick Alles zittern und beben. Was war das für eine superbe Lüge unterm zweiten Karl, vom großen papistischen Komplot! wie grob war sie, daß sie ein Dummkopf durchschaute, und wie fraß sie in's Fleisch, wie wuchs sie täglich, wie umspannte sie ganz England wie ein ungeheures Spinnengewebe, trank edles Blut, und ihr verdanken wir ein gutes Theil unserer Freiheit. Eine solche müßtet ihr aussinnen. Die Lüge der Torys ist nur ein schwacher Ableger von jener alten. Ihr müßtet ausschreien etwa, die Torys seyen schon alle insgesammt selbst Papisten, oder Menschenfresser, sie wollen das englische Volk umbringen. Könntet ihr's nicht plausibel machen durch einen krepirten Hund, daß sie das Wasser vergiftet haben, oder daß der Regen, der jezt auf die guten Wähler herab rieselt, durch eine große Dampfmaschine mit Arsenik versezt ist? So ein derber Keil hilft allein noch nach dem dicken Pfropfen." — „Es hilft nichts mehr!" rief muthlos ein Anderer."

In Schaaren drängten die Wähler, ihre Stimme für den guten protestantischen Baronet abzugeben. Von den Gesichtern der Torys leuchtete die Freude wieder. Der Oberst wurde ausgelacht, es flogen Scherben und Steine gegen ihn; er stolperte unter ungeheurem Jubel der Gegenpartei vom Gerüste. „Alles verloren!" rief es durch die Halle, und die Blicke richteten sich zweifelhaft auf Einen, der bisher stumm dagesessen, die Arme über einander geschlagen, als ginge ihn das Schauspiel nichts an, würde ein gewöhnlicher Zuschauer gemeint haben. Aber die zusammengebissenen Lippen, die stieren Blicke auf die Wand vor ihm, der tief über die gerunzelten Brauen gedrückte Hut und das blasse Gesicht sagten für schärfere Beobachter, daß gerade in ihm Kämpfe vorgingen, gegen welche die der Andern nur leichte Scharmützel waren. — „Er allein kann die Schlacht retten," sagte Lord Ellmonbury, als Sir Edward aufgesprungen war und die Halle verlassen hatte. „Wird er's?" sprach Murphy. „Er kann es," entgegnete ein Dritter. „Er ist bei Bürger und Landmann eben so beliebt, als der Lord, sein Oheim, es nicht ist. Wählten Frauen gar, so wäre der Sieg ohne Zweifel." — „Wenn nur noch

Wähler da wären!“ rief ſpöttiſch der Vorige. Man ſtritt und rechnete und entſchied, daß die Freeholder aus zwei Dörfern, die man erwartete, noch den Ausſchlag geben könnten.

Mit Edward war Sir Jedediah hinaus gegangen; was ſie zuſammen ſprachen, weiß man nicht, aber ein trunkener Pöbelhaufe, den irgend ein Etwas im Blicke des jungen Gentleman zurückgeſchreckt, fand ſich in der Laune, den Ritter, der aus dem Whigkomité kam, ſeines Whigismus wegen zur Rede zu ſtellen. „Willſt Du uns den Papiſten verkaufen?“ — „Er trägt ſchon die Tonſur auf der Glatze!“ ſchrie lachend ein Zweiter; „gieb uns Rechenſchaft!“ ein Dritter: „was hältſt Du vom Pabſt?“ — „Was hältſt Du vom Pabſt?“ brüllte der ganze Chor. Der unerſchrockene Ritter öffnete den Mund und intonirte das alte Lied:

„Der Pabſt, der iſt an Allem Schuld,
Was auf der Welt iſt Böſes;
O England, habe nur Geduld,
Man wird auch dich erlöſen.

Er lockt mit Gold, er droht mit Bann,
Gar fein ſind ſeine Schlingen,
In England trifft er ſeinen Mann,
Es ſoll ihm nicht gelingen.

Das Parlament, das Parlament,
Das iſt noch unſre Stütze,
Ja, wer das Parlament nicht kennt,
Da ſcheitern ſeine Blitze u. ſ. w.

„Wollt ihr aber nun auch wiſſen, wer ihr ſeyd? das ſteht auch in einem alten Liede:

„Wie ein Maulwurf ſo blind,
Wie eine Katze ſo kahl,
So treu wie der Wind,
Und ſo feſt wie ein Aal,
Dazu ohne Einſehn und ohne Verſtand,
Das iſt das gute Volk von Engelland.“

„Um des Himmels willen, was will Sir Edward auf den Huſtings?“ rief ängſtlich Judith dem Ritter entgegen, der ſich zu ihr durchgearbeitet und unter den Torys vor der Katechiſation des Pöbels Schutz ſuchte. „Iſt er von Sinnen, jetzt noch zum Volke reden zu wollen? er iſt fürchterlich erhitzt; ſeine Glieder fliegen ordentlich. Bei ſeiner Aufgeregtheit — es gährt unten — es könnte ſchlimm werden. Rufen Sie ihn zurück, reden Sie ihm ab! — Was ſprachen Sie vorhin ſo eifrig mit ihm?“ — „Ich habe ihm eine Strafrede gehalten, Mylady; denn denken Sie, der Junge hat papiſtiſche Geſinnungen. Ich ſtehe nicht dafür, wenn er in Desparation geräth, daß er ſich umtaufen läßt und ein Papiſt wird. Pfui, das kommt von ſolchen abgöttiſchen Verehrungen! Aber ich habe ihm ernſtlich in's Gewiſſen geredet: bleibe Proteſtant, Edward, oder —“ — „Still, ſtill!“ rief es von allen Seiten, denn Sir Edward Bramfield öffnete den Mund, und das Geſicht der Whigs erheiterte ſich, während die Torys mit ängſtlicher Miene das lezte Treffen ihrer Gegner in den Kampf rücken ſahen. Judiths Sorge kam zu ſpät.

(Der Beſchluß folgt.)

Erinnerungen an die Reiſe des Königs Otto durch Oſtgriechenland.

(Fortſetzung.)

Eine Viertelſtunde von Kynos liegt das Dorf Levanades, und von hier iſt noch eine ſtarke Stunde nach Talanti, welche, da die Nacht ſchon einbrach, in ſcharfem Trott zurückgelegt wurde. In Talanti wurde am folgenden Tag ein Raſttag gehalten. Der Name des Orts iſt, wie auch andere Ortsnamen in Griechenland, wunderbar gewandert; von der im innerſten Winkel des opuntiſchen Golfs gelegenen Inſel Atalante, welche Thukydides und andere Schriftſteller erwähnen, hat er ſich anderthalb Stunden weit landeinwärts gezogen. Das heutige Atalante iſt ein kleines Städtchen, welches am ſüdlichen Rande der opuntiſchen Ebene am Fuße des Gebirges liegt, das dieſe Ebene von dem kopaiſchen See ſcheidet, und deſſen alter Name von keinem Schriftſteller aufbehalten iſt. In der Stadt finden ſich viele zerſtreute antike Reſte, namentlich in den Kirchen Säulen und Kornichen von verſchiedener Art und Größe; und wenn man auch annehmen wollte, daß dieſe aus Opus oder Kynos hieher geſchleppt worden wären, ſo zeigt doch ein in den Felſen gehauener Brunnen von althelleniſcher Arbeit, daß hier eine Ortſchaft gelegen hat. Könnte dies vielleicht Narykos oder Arpka ſeyn, ein Ort, von dem wir weiter keine Kunde haben, als daß Ajax hier geboren war* und daß vor Ageſilaos Rückkehr aus Aſien die Phokeer hier von den Böoten geſchlagen wurden?** Die Stadt wird freilich von Diodor zu den epiknemidiſchen Lokrern gezählt, aber der Zuſammenhang der Begebenheiten berechtigt uns vielmehr, ſie in der Nähe von Abä, alſo nach dem heutigen Atalante zu ſetzen.*** Eine hier gefundene Inſchrift enthält leider den Namen der Stadt nicht, ſondern bezeugt höchſtens, daß ſie noch in römiſcher Zeit ein Gymnaſium hatte. Es iſt folgende:

Δεύκιον Ἄλλιον Ταῦρον
τὸν γυμνασιαρχον οἱ ἐκγε-
γόντες ἐπ' αὐτοῦ ἀρετῆς
ἕνεκεν καὶ εὐεργεσίας
τῆς εἰς ἑαυτοὺς Ἑρμῆ
Ἡρακλεῖ.

* Strabon, 9, S. 288. Tchn.
** Diodor, 14, 82.
*** Derſ. 15, 58.

Am 4ten Oktober n. St. wurde die Reiſe fortgeſezt; das Ziel der Tagfahrt waren die Katavothren des Sees Kopais. Der Weg läuft Anfangs oſtwärts längs dem Fuße des Gebirgs, welches die Ebene auf der Südſeite begrenzt. Vor der Stadt ſtehen bei einer Fontäne zwei einfache Sarkophage, und nach zehn Minuten liegt rechts eine anſehnliche alte Kirche von guter byzantiniſcher Bauart. Weiterhin paſſirt man die Weingärten von Talanti, welche das Eigenthum der Bürger ſind; denn da den Türken der Genuß des Weins unterſagt iſt, ſo wollten ſie auch keine Rebenpflanzungen auf ihrem Grund und Boden dulden, ſondern zogen es vor, ihren Pächtern zu dieſem Behufe einige Stücke Land als freien Beſitz zu ſchenken. — Eine Stunde von der Stadt kommt man über einen erhöhten Damm, der ſich vom Fuß der Höhen zur Rechten durch die Ebene an die Küſte zur Linken hinabzieht, und in einem Abſtande von zehn Minuten nach einander über zwei ähnliche. Hier liegt rechts auf einem hohen Felsgipfel eine Akropolis, und am Fuße des Berges ſind ebenfalls Quader und Trümmer, ohne Zweifel von Opus. * Wozu die Dämme gedient, weiß ich nicht anzugeben; wenn ſich nur Einer fände, möchte man ihn für eine Kunſtſtraße halten.

Der Weg nähert ſich hier der Küſte, welche mit einem vorliegenden Vorgebirge, Gaidaroniſi genannt, eine gut geſchloſſene Bucht bildet, die einen trefflichen Hafen abgeben würde, wenn der Grund nicht zu niedrig wäre. Dies iſt wahrſcheinlich auch die Urſache, weßhalb Opus ſeinen Hafen wenigſtens zwei Stunden entfernt bei Kynos hatte. Auf der niedrigen, zum Theil vom Meere beſpülten Zunge, durch welche Gaidaroniſi mit dem Lande zuſammenhängt, iſt jezt ein Salzwerk (ἁλυκή). Am innerſten Winkel der Bucht traten unter einem Felſen mehrere ſehr ſtarke Quellen hervor, von brakiſchem Waſſer; vielleicht ſchon einer der unterirdiſchen Abflüſſe des Kopais. Der Platz heißt Armpro, d. i. ἀλμυρόν. Dann erweitert ſich die Küſte wieder zu einem kleinen Thale, in welchem wahrſcheinlich Halä oder Halos ** lag, und der Weg ſteigt endlich über niedrige Felshügel nach Proskyná, einem Dorfe, viertehalb Stunden von Atalante.

Die Grenze zwiſchen Lokris und Böotien auf dieſer Seite wird von den Alten nicht genau angegeben, und überdies ſchwankten auch die geſchichtlichen Verhältniſſe, indem dieſer ganze Diſtrikt bis Larymná erſt zu dem einen, dann zu dem andern dieſer Länder gehörte. Die Gegend von Proskyna bis Martini (anderthalb Stunden) iſt monoton; niedrige Felshöhen, ſpärlich mit Pinien bewachſen; noch vor zwanzig Jahren ſoll hier zuſammenhängende Waldung geweſen ſeyn, und hoffentlich erzeugt ſie ſich unter ſchüzender Pflege wieder. In Martini beginnt wieder die albaneſiſche Bevölkerung Böotiens. Hinter dem Dorfe, auf der Südoſtſeite, fand ich auf einer kaum ſechzig Fuß hohen Felshöhe ausgedehnte Spuren eines feſten Städtchens; am Rande der Höhe Fundamente der Einfaſſungsmauer, im Innern bearbeitete Blöcke, auch antike Grabſteine, aber nur Namen enthaltend, wie ΣΦΟΙΡΙΑΣ, ΒΥΦΡΑΝΩΡ, ΑΘΑΝΙΑΣ und andere in Böotien häufige Namen. Der ganze Küſtenſtrich von Chalkis bis Opus und der Gebirgsrücken zwiſchen der Kopais und der opuntiſchen Ebene ſind noch zu wenig unterſucht, als daß man hier mehr als vermuthen kann. Ich gebe es daher nur als eine auf Pauſanias ziemlich unklarem Berichte * ruhende Vermuthung, daß dies Städtchen Kyrtones oder Korſeia ſey.

(Die Fortſezung folgt.)

* Die von den Alten angegebenen Entfernungen paſſen nur auf dieſe Ruinen. Livius, 28, 6: urbe Opuntiorum, mille passuum a mari sita. Strabon, 9, S. 287 ſezt fünfzehn Stadien. Es iſt unbegreiflich, wie man dennoch Talanti für Opus hat halten können.

** Strabon, 9, S. 254, 287. — Pauſan. 9, 24, 5.

* Pauſan. 9, 24, 4 und 5.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

Leiſtungen der Geſellſchaft der chriſtlichen Moral.

Ich habe neulich einen Auszug aus einem der in der öffentlichen Sitzung der Geſellſchaft der chriſtlichen Moral abgeſtatteten Berichte geliefert; dieſer Bericht war aber nicht der einzige; noch einige eben ſo wichtige wurden in derſelben Sitzung verleſen, und da ſie ſeitdem zuſammen im Drucke erſchienen ſind, ſo verlohnt es ſich der Mühe, die Leiſtungen jenes merkwürdigen Vereins durchzugehen, da ſie ſich auf einige der wichtigſten Intereſſen der bürgerlichen Geſellſchaft und des Staates beziehen. Bekanntlich gehörten früher mehrere ſeitdem zu Staatsminiſtern emporgekommene Männer, wie Broglie und Guizot, zu der Geſellſchaft der chriſtlichen Moral; ſie gehören vielleicht noch zu derſelben, erſcheinen aber nicht mehr in den Sitzungen, vermuthlich, weil es ihnen die Amtsgeſchäfte nicht geſtatten. Nachdem der Präſident der Geſellſchaft, Marquis v. Larochefoucauld-Liancourt, eine Einleitungsrede gehalten, ſtattete der Generalſekretär Appert, welcher ſich bekanntlich unter der Regierung der ältern Bourbonen durch ſeinen Eifer für Verbeſſerung der Gefängniſſe und der Behandlung der Gefangenen rühmlich ausgezeichnet hatte, einen Bericht über Alles ab, womit ſich die verſchiedenen Komité's der Geſellſchaft der chriſtlichen Moral im Laufe des lezten Jahres beſchäftigt haben. Leider mußte er bald eine Klage laut werden laſſen. „Mehrere jezt angeſehene Männer gründeten ihren Ruf vermittelſt der Unterſtüzung, die ihnen unſere

Geſellſchaft gewährte, und dennoch (es ſchmerzt uns, es geſtehen zu müſſen) haben die Meiſten, ſeitdem die Gunſt der Miniſter ſie zur Macht erhoben hat, das Tagewerk verlaſſen. Andere wohlthätige Geſellſchaften machen ähnliche Erfahrungen. Wer weiß z. B. nicht, daß, trotz des Verlangens einer erhabenen Perſon, die königliche Geſellſchaft zur Verbeſſerung der Gefängniſſe, welche beträchtliche Gelder beſitzt, von den verſchiedenen aufeinander folgenden Miniſtern des Innern ſeit 1830 nicht wieder konſtituirt worden iſt? Einer dieſer Miniſter war doch ſonſt ein Mitglied der Geſellſchaft, und machte ſich eine Ehre daraus, genaue Berichte über die Einrichtung der Gefängniſſe abzuſtatten, wobei er ſtets auf der unumgänglichen Nothwendigkeit dieſes Vereins beſtand. Wie viele Beiſpiele könnte man anführen von der Vergeßlichkeit derjenigen, die ſich als die Stützen der Philanthropie darſtellten, und, ſeitdem ſie zu hohen Poſten gelangt ſind, ihr nicht einmal die Duldung und die ſchwache Hülfleiſtung angedeihen laſſen, die ſie ſonſt erhielt! Muß man denn nicht im Amte ſtehen, wenn man ſich der Unglücklichen annehmen will? muß man denn gar nichts ſeyn, um ein gutes Herz zu haben? Gott bewahre uns bei dieſer Gelegenheit vor allem Oppoſitionsgeiſte; wir vergäßen dann ja, daß wir im Namen der Geſellſchaft der chriſtlichen Moral ſprechen, welche ſtets gegen die Fehler des Nächſten nachſichtig iſt; wir glauben aber, daß eben dies uns verpflichtet, mit unabhängigem Geiſte und redlichem Gemüthe zu Gunſten der Unglücklichen zu ſprechen.“ — Aus dieſer Stelle des Berichts der Geſellſchaft geht eine traurige Thatſache hervor: diejenigen Liberalen nämlich, welche durch die Julirevolution emporgekommen ſind, haben die Bedürfniſſe der Humanität aus den Augen verloren, ſeitdem ſie zu Macht und Anſehen gelangt ſind, und die Gefangenen haben jezt nicht einmal den Schuz eines Vereins, der vor jener Revolution beſtand. Nun iſt freilich der Charakter der Regierung weit humaner, als zuvor, auch iſt von derſelben zur Verbeſſerung des Zuſtandes der Gefangenen ſchon viel geſchehen. Zudem iſt die Preßfreiheit ein Schuz für dieſe; aber dennoch ſollten diejenigen, welche vorher ſich ſo eifrig der Sache der Menſchheit annahmen, nicht ſo ſchnell ihres Eifers vergeſſen haben, ſondern einem, gewiß von edeln Geſinnungen beſeelten Vereine ihren Schuz und ihre Unterſtüzung angedeihen laſſen. Eine Geſellſchaft, welche darüber wacht, daß das harte Schickſal der Gefangenen durch Mißbrauch ſich nicht noch verſchlimmere, und welche dahin zielt, daß das Gefängniß wirklich ein Beſſerungsort werde, iſt ein zu wichtiges Inſtitut, als daß nicht eine wohlwollende Regierung daſſelbe ſo viel als möglich unterſtüzen ſollte. In einem großen Staate wie Frankreich hat das Beiſammenleben der geſtraften Verbrecher etwas Schauderhaftes, und wer es mit angeſehen hat, iſt überzeugt, daß das wachſame Auge einer humanen Geſellſchaft nicht anders als höchſt nüzlich ſeyn könne. Im vorigen Monate zog die ſogenannte Chaine der zu den Galeeren Verurtheilten von Bicêtre nach Toulon ab; ein jammervoller Anblick, zu welchem ſich dennoch Tauſende von Menſchen hinzudrängten. Hat ſich doch der Polizeipräfekt genöthigt geſehen, den Neugierigen und Müßigen eine Lehre zu geben, und ihnen auf ihre eingeſandten Briefe durch die Zeitungen zu antworten, er könne ihnen keine Einlaßkarten geben, um das Anſchmieden der Verbrecher an Ketten vor ihrer Abreiſe mit anzuſehen, indem dies kein Schauſpiel, ſondern leider eine unumgängliche Sicherheitsmaßregel ſey, bei welcher Niemand einen müßigen Zuſchauer abgeben könne und ſolle. Zuvor war das Zuſchauen, wie es ſcheint, etwas Gewöhnliches. Die Polizei hat ſich aber endlich geſchämt, dieſen Unfug länger zu dulden. Da nun die Leute nicht nach Bicêtre konnten, ſo haben ſie ſich auf die Landſtraße begeben, um den Zug der über hundert Köpfe ſtarken Truppe der zu den Galeeren Verurtheilten vorüberziehen zu ſehen. Soll dieſer Anblick ſie dafür entſchädigen, daß ſie faſt gar kein Todesurtheil mehr in Paris vollſtrecken ſehen? Der Berichterſtatter äußerte in der Sizung der Geſellſchaft der chriſtlichen Moral, der jezige Zuſtand der Gefängniſſe ſey ſo ſchlecht, daß, wenn dieſelben etwa 1000 Gefangene beſſern, 10 000 darin ſchlimmer werden. Ein Gefängniß müſſe als ein Hoſpital und als ein Erziehungshaus betrachtet werden, in welches der Verurtheilte ſeelenkrank und unwiſſend komme. Deßhalb ſolle man ihn vor ſchädlicher Geſellſchaft hüten. Werkſtätten und Schulen in den Gefängniſſen anlegen, den Gefangenen religiöſe Grundſäze und Gefühle beizubringen ſuchen u. ſ. w. Ein beſonderer Bericht wurde noch im Namen des Gefängnißkomité's von de Santeuil abgeſtattet, worin die vom Generalſekretär geäußerten Gedanken, Vorſchläge und Thatſachen umſtändlicher erörtert wurden. Beſonders wurde darin erwähnt, daß die Geſellſchaft der chriſtlichen Moral in Erwägung gezogen habe, daß die in Anklageſtand Verſezten oft alles Rathes entbehren, weßhalb ſie ſich entſchloſſen hat, ihnen ihren Beiſtand in dieſer Hinſicht zukommen zu laſſen, und ihnen Vertheidiger zuzuſenden, falls ſie deren bedürfen. Ferner nimmt ſich die Geſellſchaft ihrer an, wenn ſie freigeſprochen worden ſind, damit ſie aus Mangel an Hülfsmitteln und aus bloßer Noth nicht zu wirklichen Verbrechern werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung der Charade in Nr. 201:

R a t h.

Logogriph. *

6. 2. 3. 4. | 3. 7. 12. | 2. 1. 5. 6. 4. 2. | 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. |.
M e i d | i ſ t |

4. 3. 2. | 10. 1. 1. 2. 6. | 11. 2. 3. 6. 4. | 5. 7. 12 | , 7. 8. 9. 10. 4. 5. 6. | 7. 5. 6. 4. 2. 12 | ;

4. 3. 2. | 7. 3. 8. 9. | 7. 12. 2. 12. 7. | 6. 3. 8. 9. 12. 7. | 10. 1. 7. | 1. 2. 3. 4. 5. 6. | 7. 8. 9. 10. 11. 11. 12. |

4. 3. 2. | 10. 1. 1. 2. | 2. 4. 3. 1. 6. | 7. 3. 12. 12. 3. 6. | 3. 6. 4. 2. 12. | .

J. G. M.

---

* Wem es gelingt, das Wort 1. bis 12. zu errathen, von welchem die Buchſtaben 2, 3, 4, 6, 7. und 12. auf den beiden erſten Worten bekannt ſind, der kann ſich aus denſelben den Sinn des Logogriphs zuſammenſezen, welcher ganz aus jenem Worte entlehnt iſt.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 208.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 31. August 1835.

Spiel iſt unſer Leben und Schauſpiel.
Griechiſche Anthologie.

Die Gladiatoren.

Oft beklagt' ich es als Knabe,
Daß ich nicht gelebet habe
Zu der tapfern Römer Zeit;
Da zum weitgeſteckten Ziele
Pferde mit den Wagen rannten,
Und zum edlen Kampfesſpiele
Kühne Fechter hoch entbrannten;

Da dem Kaiſer Elephanten
Ferne Unterthanen ſandten,
Löwen, die nach blut'gem Streit
Und nach Rache ſtets verlangen;
Da die kampfgewohnten Sklaven,
Schon von Todesnoth umfangen,
Noch den wilden Gegner trafen.

Und der Kaiſer ſaß hoch oben,
Und er dachte kaum an's Spiel,
Und ob oft der Beſte fiel,
Selten mocht' er einen loben.

Das, wovon den Knaben träumet,
Wird den Männern eingeräumet;
Mir auch ging der Kampfplatz auf:
Meiner Wünſche ziellos Rennen
Sah ich, und in wildem Kampfe
Meiner Seele Schmerzen brennen,
Haltend ſich im Todeskrampfe.

Ich, der Kaiſer, ſehe zu
Den von mir gegebnen Spielen,
Und obſchon die Beſten fielen,
Harr' ich aus in düſtrer Ruh.

E. Rapp.

Erinnerungen an die Reiſe des Königs Otto durch Oſtgriechenland.

(Fortſetzung.)

Der Weg führt hinter Martini wieder über ähnliche niedrige Felshöhen, und überſteigt nach etwa fünf Viertelſtunden einen etwas höhern Rücken. In der kleinen Ebene, welche man dann durchreitet, liegt zehn Minuten links vom Wege die Mündung des erſten, aus der Kopais abfließenden unterirdiſchen Stroms. In einer etwa zwanzig Schritt breiten, in den felſigen Boden der Ebene eingeſchnittenen Schlucht tritt zwiſchen Steingeröll eine anſehnliche Waſſermenge hervor, die im Frühjahr zu einem bedeutenden Fluſſe anwächst, und

fließt von hier in einem Bette von gleicher Breite in das etwa drei Viertelstunden entfernte Meer ab. Der Weg steigt dann wieder sanft hinan, über den lezten diesen Fluß von dem See trennenden Rücken. Hier finden sich neben der Straße die von vielen Reisenden besprochenen, perpendikulär in den Felsen getriebenen viereckigen Schachte, zwölf oder noch mehr an der Zahl, und in ziemlich gleichem Abstande von einander. Die ersten derselben mögen nicht über dreißig bis vierzig Schuh Tiefe haben, und man kann bis auf den Boden hinunter sehen; die folgenden werden, so wie die Höhe mehr steigt, weit tiefer. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dies die Arbeiten sind, welche Krates, ein Bergmann aus Chalkis, zur Zeit Alexanders und, wie es scheint, auf sein Geheiß unternommen hatte, um den See, der durch Verstopfung seiner Abzugskanäle auf eine ungewöhnliche Höhe gestiegen war, wieder auf seinen gewöhnlichen Wasserstand herunter zu bringen, ja vielleicht ganz trocken zu legen. Wenigstens rühmte er sich in einem Schreiben an den makedonischen König, mit seinen Arbeiten schon so weit gekommen zu seyn, daß die nach alten Sagen einst durch den See verschlungenen Städte, nach einer Meinung das frühere Orchomenos, nach einer andern die mit Athen und Eleusis gleichnamigen Orte, wieder zum Vorschein gekommen waren, als ihn ein Aufstand der Böoten in seinem Unternehmen störte. * Krates Versuche scheinen sich demnach auf diesen kürzesten und am leichtesten zugänglichen Kanal beschränkt zu haben; wenigstens sind über den andern, mehr südlich, und in viel größerer Länge unter einem Theile des Ptoongebirges sich hinziehenden und bei Larymná sich mündenden Katavothren keine solche Schachte bekannt.

Von dem lezten Schachte steigt man über das felsige Ufer in das Bett des Sees hinunter, welches jezt zu Ende der dürren Sommerzeit an diesem Ende fast ganz trocken liegt und große, mit Gras bedeckte Wiesen bildet, auf welchen zahlreiche Heerden von Pferden und Rindvieh weideten. Nur schmale Wasserläufe, wie Bäche, ziehen sich aus der Mitte des Sees, wo ein mit Wasser gefülltes Bassin bleibt, durch die Wiesen nach den Katavothren, und fließen in dieselben ab. Die erste Katavothre, welche eben jenen oben beschriebenen Fluß bildet, hat eine ansehnliche Mündung, deren Boden mit Felsblöcken und Steingerölle bedeckt ist. Zwischen diese Felstrümmer tritt das Wasser ein und verschwindet bald unter ihnen, so daß man auf dem Geschiebe trockenen Fußes eine ansehnliche Strecke in die Katavothre hineingehen kann, ohne den Fluß auch nur rauschen zu hören. Die Wanderung hätte noch weiter fortgesezt werden können, wenn nicht der Mangel an Licht und die brühwarme, aus der Fäulung der vom Wasser hereingeschwemmten Kräuter entstehende Stickluft es räthlich gemacht hätten, umzukehren. Diese Beschaffenheit des Bodens der Katavothre erklärt es aber, warum in den oben erwähnten Schachten kein Wasser zu sehen oder zu hören ist, indem es unter dem auch ihren Boden bedeckenden Gerölle hinfließt. Es dürfte nur dieser kürzeste Kanal von den Felstrümmern gereinigt, und der aus der Mitte des Sees zu demselben führenden Wasserlauf tiefer und breiter gegraben werden, um einen Versuch zu machen, wie weit man den See trocken legen oder abzapfen könne. Wenn gleichzeitig von der Mündung der in die Südseite der Kopais bei Haliartos, beim tilphossischen Felsen, bei Koroneia u. s. w. sich mündenden Flüsse ausgehend, durch das an dieser Seite so hohe und dichtverschlungene Schilf Abzugsgräben geschnitten würden, so würde sich ohne Zweifel viel Land gewinnen und das Klima des ganzen Kopaisthals verbessern lassen. Allein zu solchen Unternehmungen ist Griechenland vor der Hand noch zu menschenarm; wer möchte mit dem Sumpfe kämpfen, so lange noch so viel urbares Land unbebaut liegt?

(Schluß des fünften Briefs.)

* Strabon, 9, S. 258. Tchn.

Eine Parlamentswahl.

(Beschluß.)

„Um Eines bitte ich euch," hob Sir Edward Bramfield an; „ich bitte euch um weiter nichts, als um das Eine; der Himmel soll mich strafen, wenn ich mehr von euch will und hoffe. Aber anhören könnt ihr mich, ehe eure Hände in den Koth greifen. Das ist's, warum ich euch bitte. Und ihr könnt's mir zugestehen, denn, was ich euch sagen will, hat euch noch Keiner gesagt, und ihr hört etwas Neues. Wenn es euch nicht behagt, so habt ihr noch immer Zeit, denn die Pflastersteine laufen euch nicht weg, und der Koth unter euren Füßen bleibt euch gewiß. Soll ich euch aber rathen zu eurem und meinem Besten zugleich, so greift nicht nach Steinen und Scherben, denn Ziegel und Kiesel machen Löcher, und aus Blut und Wunden wachsen Untersuchungen. Der Schnee ist fest genug, und dort sind Früchte und Kohlstrünke in Fülle, um eurem Unwillen einen Stempel in die Hand zu geben. Den Schaden mache ich mich anheischig, selbst zu bezahlen. — Nun zur Sache. Wenn ihr denkt, daß ich euch umstimmen will, irrt ihr; weder mit Gründen, noch mit Bitten. Vernunft hilft bei euch so wenig, als im Hause der Lords, und das Schmeichelwort steche mich als Viper, mit dem ich euch bewegen wollte für die

Sache, die ihr verlassen habt. Nur sagen will ich euch, wofür ich euch halte. Wenn ich zusammen rechne, was eure Freunde für euch gethan, seit das Wort Reform über eine englische Lippe kam, wenn ich erstaune über ihre Leiden, ihren Todesschweiß, ihren nicht zu bewältigenden Muth, wenn ich ihre für die Ewigkeit leuchtenden Namen lese und dann euch betrachte, für die sie das Alles gethan, so weiß ich nicht, ob ich sie lieber Thoren nenne, oder euch die Namen gebe, die ich noch nicht zusammenfassen kann. Wenn ich nur bedenke, was der einzige Brougham ein halbes Jahrhundert lang für euch gearbeitet, und wie ihr's ihm jezt lohnt — ich meine alle Engländer — so ist mir's, als wären wir Alle Thoren, die wir Gutes zu thun meinen, indem wir für's Gute wirken. Euch aber insbesondere auszudrücken, wofür ich euch halte, da fehlen mir noch die Worte. Denn solch ein vollgerüttelt Maaß von Undankbarkeit, Treubruch, Dummheit, Niederträchtigkeit faßt gar keine englische Messung. Euch, nachdem euch sonnenklar dargethan ist, was die Torys *mit euch* wollen, und was eure Freunde *für euch* wollen, euch noch beschwatzen zu lassen durch ein albernes, altes Mährchen, euch noch schrecken zu lassen durch eine Popanz, den wir uns schämen, den Kindern vorzuhalten, euch im Jahr 1835 mit der Furcht vor dem Pabste abhalten zu lassen, eure Schuldigkeit zu thun, das übersteigt menschlichen Glauben. Seyd ihr so dumm, daß ihr die Lüge nicht faßt, so seyd ihr auch nicht werth, freier zu geben, als die Jungfrauen, und höher zu bauen, als die Maulwürfe. Seyd ihr's aber nicht, und ihr habt euch bestechen lassen von den Torys — ja bestechen, sage ich, von euren Feinden gegen euch selbst — so soll das Wort, das einem freien Manne für euch über die Lippen geht, verflucht —"

Weiter ließ ihn der Tumult nicht reden. Er war plötzlich nach einer Todtenstille gegen das Ende seiner Rede ausgebrochen, aber in einer Stärke, wie die ältesten Einwohner der Grafschaft sich keines ähnlichen entsinnen. Nichts halfen die Ausrufe von Freunden und Gegnern: „Er ist rasend, krank, im Fieber!" — Das Schnalzen, Grunzen, Kreischen: „Nieder mit ihm!" hätte auch eine Kanone übertäubt. Die Kohlstrünke, Aepfel, Schneebälle flogen schwirrend durch die Luft, den Schuldigen wie den Unschuldigen treffend. Man stürmte die Hustings, aber ihn, die Ursache des Aufruhrs, konnte man nicht mehr zur Rede stellen, denn er wurde besinnungslos, blutend hinabgetragen. Ein scharfer Stein hatte ihn an die Stirn getroffen. Die Führer der Torys drängten sich, ihn beschützend, vor. Er wurde in einen Wagen gebracht, welcher zufällig der der Lady war, und es war gewiß nur Zufall, daß Judith den Blutenden, Ohnmächtigen, seinen Kopf in ihrem Arm haltend, aus der Stadt führte.

„Er hat uns ohne Zweifel den Sieg gebracht," sagte andern Tages der Obrist, denn der Baronet von Butterblossomhall wurde mit großer Stimmenmehrheit zum Parlamentsgliede gewählt. Die gerade im Augenblick, wo der Fieberkranke auf den Hustings stand, hinzugekommenen Wähler aus den Dörfern hatten, empört über die Anrede, fast Mann für Mann für den Torykandidaten gestimmt. „Meinen Sie nicht auch," sagte Judith zum Obristen, „daß unser Jugendfreund wieder Neigung zu konservativen Grundsätzen verrieth? Je unbewußter es geschah, um so deutlicher spricht es für sein Herz."

Es ging sehr still die folgenden Tage in Beedle-Bowdle-Halle zu, aber sie waren von größerm Erfolg, als die geräuschvollen vorher. Sachkundige meinten, obgleich diesmal ein Bramfield unterlegen, dürfte doch in Zukunft für die Grafschaft kein Kandidat auf Succeß hoffen, wenn er nicht die Unterstützung der Bramfields habe, sey er nun ein Tory, Whig, oder hange gar den radikalen Grundsätzen an.

Sir Edward Bramfield und Lady Judith Beedle-Bowdle feierten ihre Hochzeit gerade an dem Tage, als die Nachricht von Peels Resignation eintraf. Die Lady sagte zwar, es betrübe sie sehr tief, doch merkte man ihr's nicht an. Sir Jedediah, der sehr glücklich war, lobte die Speisen bei Tafel und sagte, der beste Koch sey der, der die Gerichte, die ihm aufgetragen, zu kochen verstehe, und was ihm nicht aufgetragen, Andere auskochen lasse. Er sang sein Lieblingslied beim Dessert etwas variirt:

Altengland ist ein Edelstein
Inmitten Meereswogen;
Die Sonne scheinet nicht so rein
Am blauen Himmelsbogen.

Schenk' unsern Schiffen guten Wind,
Daß sie den Lauf nicht ändern;
Wenn Korn und Vieh gerathen sind,
Was fehlt noch den Engländern?

Erhalt' uns auch in Einigkeit,
Wenn zwei einander lieben,
Und schicke keinen bösen Streit
Um Rettig und um Rüben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Beschluß.)

Leistungen der Gesellschaft der christlichen Moral.

Ein anderes Komité der Gesellschaft der christlichen Moral gibt sich mit dem Zustande der verlassenen Waisen ab. Im Namen dieses Komité verlas ein Herr Thayer einen Bericht. Schon seit mehreren Jahren nimmt sich die Gesellschaft, so viel als es ihre Geldmittel erlauben, hülfloser Waisen an, und sucht sie bei Professionisten unterzubringen. Im lezten Jahre hat sie die ersten von ihr versorgten

Waisen sich häuslich niederlassen und verheirathen sehen, wozu sie ihnen auch behülflich gewesen ist. Man leitet die Waisen dazu an, ihr erworbenes Geld in Sparkassen anzulegen, wo denn auch die Meisten von ihnen bereits eine kleine Summe besitzen. Am 1sten Januar dieses Jahres belief sich die Zahl der von der Gesellschaft unterstützten Waisen auf sechzig. Früher nahm sie nur eilfjährige Kinder an; allein seit einiger Zeit hat sie einen Verein von Handwerkern veranlaßt, welcher seinerseits zur Unterstützung der Waisen beiträgt, und dadurch ist sie in Stand gesetzt worden, auch Kinder unter jenem Alter aufzunehmen, erziehen und unterrichten zu lassen. Es scheint jedoch, daß die Gesellschaft bei der Aufnahme der Waisen nicht immer glücklich ist, und daß sie manche wegen ihrer Widerspenstigkeit und schlechten Aufführung hat verlassen müssen. Vermuthlich ist dies ein Grund mehr gewesen, um die Kinder in früherem Alter aufzunehmen, damit sie auch die erste Erziehung leiten könne, und nicht bereits verderbten Kindern ihren Schutz angedeihen lasse. Der Präsident that zuletzt auch noch die von der Gesellschaft der christlichen Moral gestellten Preisaufgaben kund. Es waren folgende: eine von Requet zu Montaubau gestiftete Summe von 1000 Franken für die beste Abhandlung über die wirksamsten Mittel, um den Zustand armer Blinden zu verbessern. Die Königin und des Königs Schwester Adelaide haben die Kosten von silbernen Medaillen bestritten, für diejenigen, welchen das Accessit wird zuerkannt werden; ferner ein Preis von 500 Franken für die beste Beweisführung darüber, daß es die Pflicht Jedermanns sey, eine religiöse Ueberzeugung zu haben und dieselbe zu äußern. Diese Aufgabe war schon einmal gestellt worden; da jedoch keine befriedigende Antwort eingelaufen ist, so wird sie hiemit wiederholt. Nach dem Programme sollen die Konkurrenten, ohne sich in Theorien einzulassen, vor Allem darthun, daß Jeder die unerläßliche Verbindlichkeit habe, über seine Bestimmung, über seine Verpflichtungen zu denken, über die Fortdauer oder das Aufhören eines persönlichen Daseyns nach dem Tode nicht in Ungewißheit und Zweifel zu verbleiben. Ferner sollen sie die von vielen Rechtsgelehrten und Theologen Deutschlands aufgestellte Behauptung erörtern, daß der Staat verbunden sey, in den auf seine Kosten unterhaltenen Anstalten den religiösen Unterricht mit dem wissenschaftlichen zu verbinden, so wie auch die entgegengesetzte Meinung, daß die weltliche Obrigkeit keine Befugniß habe, sich in Glaubenssachen zu mischen. Jedoch sollen die Konkurrenten vermeiden, ehrwürdige Stände im Staate zu beleidigen und erworbene Rechte anzugreifen. Man sieht aus dem eben Angeführten, welch wichtige Stellung der Verein der christlichen Moral sich im Staate zu verschaffen gewußt. Seine Absicht ist, die Bildung von Filialvereinen in den Provinzen zu befördern. Zu Nismes ist bereits ein solcher Verein entstanden. Der Präfekt hat sich demselben angeschlossen, und es wird in dem Berichte bemerkt, er habe nicht die Anmaßung gehabt, wie es sonst wohl der Fall zu seyn scheint, als erste Obrigkeit sich die Stelle eines Vorstandes des Vereins zuzueignen. In Frankreich ist man aber noch allzusehr gewohnt, anstatt frei zu handeln, sich zuerst nach dem Wohlgefallen der Regierung zu erkundigen. Begünstigt diese nun die Gründung der Filialvereine nicht, so werden sie sich schwerlich sehr vermehren; zudem kann, zufolge des Gesetzes über die Associationen, das Ministerium jene Vereine aufheben, wenn es ihm beliebt. Gibt es denselben also nicht seine ausdrückliche Beistimmung, so werden die Anstalten immer in Gefahr schweben, aufgehoben zu werden, und daher nimmer hinlängliches Ansehen gewinnen, um viel Gutes stiften zu können. Mit dem Hauptvereine zu Paris ist es etwas Anderes. Die Doktrinärs haben denselben begründen helfen; sie können ihn unmöglich stürzen, ohne ihr früheres Handeln damit zu verurtheilen. War der Verein gut und nützlich, ja moralisch und religiös zur Zeit, als sie in demselben redeten und handelten, so ist er es auch noch jetzt; denn der Verein weicht nicht im Geringsten von der Regel ab, die er sich gleich Anfangs vorgezeichnet; was er damals wollte, das will er noch jetzt. Er bekennt keine andern Grundsätze, als diejenigen, welche die Stifter der Anstalt leiteten; er wirkt auf denselben Zweck hin, den sie damals ihm vorgesteckt hatten, und thut nichts Anderes, als was sie thaten, als sie noch nicht zu Macht und Ansehen gelangt waren. Er besteht jetzt beinahe seit zehn Jahren, und man kann aus den von ihm öffentlich abgestatteten jährlichen Berichten sehen, daß er in dieser Frist sehr viel geleistet hat. Nur ist es zu bedauern, daß die katholische Geistlichkeit, welche so viel auf's Volk wirkt, besonders in der Provinz, sich fast gar nicht an diesen Verein angeschlossen hat. Meistens sind es protestantische Geistliche, welche in Paris in jener Gesellschaft wirken; von einem katholischen Geistlichen ist kaum die Rede. Eine Menge Gelegenheiten haben sich dargeboten, um der französischen Klerisei Popularität zu verschaffen; aber sie sieht immer mißtrauisch zu, wagt keinen ungewöhnlichen Schritt, aus Furcht, in gefährliche Neuerungen zu gerathen, und läßt in dieser kindischen Furcht die Mittel entschlüpfen, Gutes zu stiften und mit den Freunden der Menschheit vereint zu wirken. So bleibt sie den meisten wohlthätigen Unternehmungen fremd und isolirt sich immer mehr. Welche Abneigung hat sie nicht lange Zeit gegen die wechselseitige Lehrmethode gezeigt! wie furchtbar schilderte sie eine Unterrichtsweise, in welcher sie den Keim von allem möglichen Uebel sah! Wie ungeschickt hat sie sich mehrmals gegen die Forderungen des Zeitgeistes benommen, und dadurch die öffentliche Meinung wider sich aufgebracht! — Unter die nützlichen Vereine in Paris verdienen auch noch die vielen Hülfsvereine der Handwerker und auch der Künstler gezählt zu werden. Fast gibt es keine Profession, die nicht einen solchen Hülfsverein hätte; für einige Professionen bestehen sogar mehrere. Um so mehr ist es zu verwundern, daß so viele Handwerker in Krankheitsfällen genöthigt sind, in den Hospitälern sich pflegen zu lassen. Ich glaube, die Schuld liegt zum Theil an der fehlerhaften Berechnung, welche den Statuten der Hülfsgesellschaften zum Grunde liegt. Man hat die Krankheitsfälle der Interessenten nicht hoch genug angeschlagen, und daher fehlt es an Mitteln, die Kranken zu unterstützen. Eine der Pariser Akademien hat daher sehr wohl gethan, wohlberechnete Statuten für Hülfsvereine zu einer Preisaufgabe zu machen. In England sowohl, als in Frankreich haben die Begründer der Hülfsvereine sich oft geirrt, und dadurch die Vereine in große Verlegenheit gebracht. Das beste Mittel, um künftighin ähnlichen Irrthümern vorzubeugen, wäre, eine lange Reihe von Tabellen über die von solchen Vereinen gemachten Erfahrungen mitzutheilen, damit man bestimmte Grundsätze abstrahiren könne, vorausgesetzt, daß nicht oft Jahre wie 1832 kommen, und durch Cholera oder sonstige Verheerungen alle Erfahrung über den Haufen werfen. Dg.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 207:

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12.

L e i d e n s c h a f t.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 88. u. Monatsreg. August.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 209.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 1. September 1835.

Was wird schmerzlicher und länger gesucht als ein Herz? Und wer nie eines sucht, ist tausendmal ärmer, als wer eines verlor.

Jean Paul.

Die Begegnung.

Von A. T. Beer.

Ich war krank, „furchtbar krank an Neutralität;“ das ist eine schreckliche Krankheit, ein Zustand von Apathie, ohne Fieber, ohne Erfrischung, ohne Schmerzen, ohne Wonne, eine Krankheit, die sich sehr schwer kuriren läßt, am wenigsten durch Homöopathie. Ich hatte gar nichts, worauf mein Herz hoffte, gar nichts, woran es hing; die Menschen waren mir Alle so gleichgültig, wie dem Blinden die Schönheiten der Natur. Von den Schönheiten der Natur konnte ich nichts genießen, denn ich lebte in einer Stadt, welche die Menschen in ihrer Thorheit in eine Sandwüste gebaut haben, was ich immer für ein schweres Vergehen gegen die kommenden Generationen gehalten habe, die ihr armes Leben in solch einer Stadt beginnen und bis zum Tode fortschmachten müssen, ohne je einen Trunk aus dem Meere zu thun, in welches der Wiesenduft, das Rieseln des Quells, das Gezwitscher der Vögel in laubigen Hainen, die würzige Blüthe des Weins sich ergießen, und das sich so geheimnißvoll nur um anmuthige Gegenden zieht, während die Atmosphäre einer sandigen Stadt schwül, schwer und unerfreulich über der Fläche liegt. Die Atmosphäre der Schönheit ist ein süßer Hauch, der nur den holden Lippen Bewegung gibt, die der Häßlichkeit eine schwerfällige Bedingung des Lebens. Auch auf die Menschen hat das Klima Einfluß, aber nicht bloß in seinen Kontrasten, in welchen es die innere und äußere Gestaltung des Negers und des Samojeden bewirkt und bedingt, sondern auch in den weniger auffallenden Verschiedenheiten. So glaube ich bemerkt zu haben, daß alle in sandreichen Provinzen gebornen Kinder kleine Augen haben, und ich habe das immer dem Umstande zugeschrieben, daß die Mütter während ihrer Schwangerschaft, bei jedem Spaziergange, den sie ihrer Gesundheit wegen machen, durch den unaufhörlichen Staub gezwungen werden, die Augen zuzudrücken, was auf die werdende Frucht nicht ohne Einfluß bleiben kann. Aber welch eine Schönheit ist ein großes Auge, ein Auge, durch das man bequem in eine offene Seele schauen kann, in dem sich der Himmel weit und klar abspiegelt, das große Thränen der Freude und des Schmerzes weint, und wieder wie eine Sonne über den eigenen Thränen schwebt! Ach, mir lächelte kein solches Auge den Blick der Liebe in die Seele, nicht einmal ein kleines sah mich so recht innig, freundlich an; denn ich mochte wohl ein alter Grisgram seyn. Das Bischen Gutes, was ich that, begleitete ich mit einem verdrießlichen Gesicht, schmollte über Alles, mochte selten Jemand um mich haben; und doch lag gerade der Grund meiner ganzen Krankheit darin, daß Niemand da war, für den ich

sorgen und den ich lieben konnte. Die Menschen suchen für Alles einen Grund in der Leber, in den Nieren oder in den Lungen; mein Arzt sagte, ich müsse nach Karlsbad. Das war mir ein fürchterlicher Gedanke, indeß — ich fand mich darein, um ihn los zu werden.

Ich ließ mir einen neuen Wagen recht bequem einrichten, mit einer Vorkehrung zum Liegen, nebst Luftbetten, Kaffeemaschinen und Allem, was der Verstorbene für nöthig erachtet, und machte mich mit eigenen Pferden auf den Weg, über Leipzig nach Karlsbad. — Im Wagen rief ich mir meine ganze trostlose Lebensgeschichte in's Gedächtniß zurück, was ein großes Glück ist, denn sonst würde der Leser sie nie erfahren.

Von zwei Söhnen, die meinen Eltern geblieben waren, war ich der ältere; mit mehr Fähigkeit zu den Wissenschaften begabt, als mein viel jüngerer Bruder, hatte ich von der Natur auch eine beträchtliche Dosis Herrschsucht und nicht weniger Eigensinn erhalten. Eigentlich war ich ein gutmüthiger Knabe, wenn Alles nach meinem Sinne ging, aber Widerspruch konnte ich nicht ertragen. Später suchte und fand ich eine Civilanstellung im Vaterlande; mein Bruder trat bei einer auswärtigen Macht in Militärdienste, ich sah ihn nie wieder. Bald nach seiner Trennung vom väterlichen Hause starben unsere Eltern; ein paar Jahre darauf kündigte er mir an, daß er gesonnen sey, sich mit einem liebenswürdigen Mädchen aus einer vornehmen Familie ehelich zu verbinden. Ich antwortete ihm, ein Soldat müsse sich nicht vermählen, worauf er mir etwas spitz erwiderte, ob ich denn lieber ein Bastard seyn wolle, als ein ehelich Kind (der Vater war auch in Militärdiensten gewesen); übrigens sey er bereits im gehörigen Alter, um einen solchen Gegenstand selbst zu überlegen und abzumachen; ich schrieb wieder, und aus dieser unglückseligen Korrespondenz entstand ein förmlicher Bruch, der mich auf immer von meinem so innig geliebten Bruder trennte. Fünf Jahre später starb er; seine Wittwe zeigte mir den Trauerfall an, der mich tief erschütterte; ich antwortete gleich, da ich aber meinen Kummer nicht zur Schau tragen wollte, mußte ihr mein Brief wohl gefühllos erscheinen; sie schrieb mir nie eine Zeile mehr. So kam es denn, daß ich in meinem vier-und-fünfzigsten Lebensjahre ganz allein auf Erden stand. Das Gefühl dieser Einsamkeit wuchs wie eine Lawine, hängte sich an jede Freude und hinderte sie am Aufkommen; ich war ein elender Mensch. — Peter, mein Kutscher, Franz, mein Bedienter, Catharina, meine Köchin, und noch eine Magd waren die einzigen Menschen, mit denen ich in irgend näherer Beziehung stand, und den beiden Letztern die Sorge für das Haus überlassend, fuhr ich nun mit den beiden Erstern gen Karlsbad, wie ich glaubte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

Aufgezeichnet von Dr. L. Roß.

Sechster und letzter Brief.

Von der ersten Katavothre ritt der König durch das trockene Bett der Kopais nach der zweiten größeren, deren weites, mit Gebüsch und Schlingpflanzen umwachsenes Felsenthor eine schöne, malerische Ansicht gewährt. Einige hundert Schritt oberhalb dieser Mündung ist das Gewölbe der Katavothre eingestürzt, und man kann hier in ihr Bett hinuntersteigen und sehen, wie der mächtige Wasserstrom sich unter einer niedrigen Felsdecke fortzwängt. Allein hier brach schon die Nacht ein, und da das zum Nachtlager bestimmte Dörfchen noch eine Stunde entfernt war, so konnten die übrigen Schlünde nicht mehr besehen werden. Indeß ist ihre Anzahl lange nicht so groß, wie einige Reisende sie angegeben haben, und die beiden beschriebenen sind bei weitem die bedeutendsten.

Was die Frage betrifft, ob diese Katavothren künstlich oder natürlich gebildet sind, so trage ich kein Bedenken, sie für Werke der Natur zu halten. Dafür spricht ihr ganzes Ansehen, so wie die Analogie so vieler ähnlichen Naturbildungen in Griechenland, vorzüglich in Arkadien. Auch die Alten hielten sie für natürliche Oeffnungen, wie der Ausdruck χάσμα (Schlund) bei Strabon * beweist. Dies schließt jedoch die Möglichkeit nicht aus, daß sie, wie ähnliche Werke in Arkadien, schon vor Krates, und vielleicht schon in vorgeschichtlicher Zeit die Nachhülfe der Menschenhand erfahren haben.

Das schlechte, und durch kalten Wind und Regen noch unfreundlicher gemachte Nachtlager Kokkino wurde in völliger Finsterniß auf unwegsamen Pfaden nicht ohne Gefahr erreicht und am folgenden Tage früh Morgens wieder verlassen. Kokkino liegt am nördlichen Abhange des Ptoongebirges, welches sich von dem östlichen Ufer des kopaischen Sees ostwärts bis an den Kanal von Euböa erstreckt. Der Weg nach Akräphnion (Kartitza) läuft um das westliche Ende des Gebirgs; rechts sieht man auf einer Insel in der Kopais beträchtliche alte Festungsmauern, aber ohne eine Spur von Ruinen im Innern, so daß diese Insel nur der Zufluchtsort in Kriegszeiten für die benachbarten Städte gewesen zu seyn scheint. Gewöhnlich hält man die Insel für das alte Kopä, allein ich vermuthe, daß dieses der Insel gegenüber am nördlichen Ufer des Sees lag. Kartitza ist nur ein schlechtes Dorf, über welchem südlich auf einer Felshöhe die Ruinen von Akräphnion liegen. Man sieht nur Reste der Festungsmauern, Fundamente, und in einer Kirche einige Grabsteine mit Inschriften.

* Strabon, 9. S. 257.

Von Akräphnion aus wurde ein Seitenweg eingeſchlagen, der über ſteile, niedrige Höhen, die den Sphinxberg zur Rechten mit dem Ptoongebirge zur Linken verbinden, in meiſtens öſtlicher Richtung nach dem Dorfe Moriki führt. Zur Rechten hat man zwiſchen den Höhen den See Hylike, jezt See von Theben (λίμνη τῆς Θήβας) genannt, einen tiefen Bergkeſſel mit klarem Waſſer gefüllt. Nachdem man ihn verlaſſen, hat man zur Linken den See von Moriki, den Einige für den von Aelian Harma * genannten See halten, und der ſich lang und ſchmal zwiſchen dem Ptoongebirge im Norden, und den Bergen Hypaton und Meſſagion im Süden hinzieht. Unweit dieſes Sees und am weſtlichen Fuße des Hypaton liegt Moriki. Ich bin mehr geneigt, zu glauben, daß dieſer See der Schönus des Strabon ſey, ** aber die Sache erfordert eine längere Unterſuchung, als der Raum hier vergönnt.

Da der König Theben auf der Herreiſe beſucht hatte, ſo wurde es, obgleich nur anderthalb Stunden zur Rechten entfernt, diesmal umgangen. Nach kurzem Aufenthalte wurde von Moriki wieder aufgebrochen und rechts um den Fuß des Hypaton nach Sirdſchi geritten, das auf der Südſeite dieſes Gebirgs eine halbe Stunde von der großen Straße zwiſchen Theben und Chalkis liegt. Auf dem Gipfel des Bergs ſtand ein Tempel des Zeus Hypatos, deſſen Stelle jezt ein Kloſter einnimmt, wo ich auf einer frühern Reiſe einige Reſte des Tempels fand. Sirdſchi ſelbſt nimmt, glaube ich, die Stelle des alten Gliſas ein, *** und iſt dieſe Annahme richtig, ſo iſt ein vor dem Dorfe gelegener Tumulus der Grabhügel der im Kriege der Epigonen gefallenen Argeier. † Eine Viertelſtunde weiter öſtlich kommt der Thermodon, ein den größten Theil des Jahrs trockener Bergbach, vom Hypaton herunter.

Von Gliſas ritt man wieder querfeldein, den Felshügel von Teumeſſos zur Rechten laſſend, über die thebäiſche Ebene und über die nach Chalkis führende Straße, nach Driha, einem Dorfe zwiſchen Theben und Tanagra. Es liegt auf der Hügelreihe, welche ſich von Theſpiä aus, die Grenzſcheide zwiſchen dem Aſoposthal und der thebäiſchen Ebene bildend, oſtwärts bis an's Meer hinzieht, und von welcher die Kadmeia ſelbſt einen Theil ausmacht. Hier hatten die mit der Ausnahme Griechenlands beſchäftigten franzöſiſchen Geographen die Ruinen einer helleniſchen Stadt entdeckt, welche, obgleich der großen Straße ſo nahe gelegen, bisher allen Reiſenden entgangen war: ein merkwürdiger Beweis, wie viel in Griechenland noch zu finden iſt, und zugleich, wie ſchwer es iſt, durch bloße Erkundigungen von den Bauern die Exiſtenz von Ruinen zu erfahren. Ich ſelbſt hatte auf früheren wiederholten Reiſen durch dieſe Gegend mich vielfältig nach Ruinen erkundigt, und war auf dieſe Weiſe zur Auffindung von Gliſas und dem Tempel des Zeus gelangt; zufällig kam ich nicht durch Driha, und Niemand wußte mir zu ſagen, daß hier ein Paläokaſtron ſey. Von Nordweſten kommend, paſſirt man zuerſt einige alte Fundamente, und gelangt dann zu einer Fontaine und etlichen Kapellen, die faſt ganz aus alten Werkſtücken und Fragmenten gebaut ſind. Ueber dieſen Reſten erhebt ſich die Akropolis: ein fünfzig bis ſechzig Fuß hoher, von Weſt nach Oſt geſtreckter Felsrücken, deſſen Rand einſt mit ſtattlichen Mauern von polygonaler Konſtruktion gekrönt war, von denen vorzüglich am ſüdöſtlichen Ende der Akropolis, wo eine natürliche Abflachung des Felſens die Anlage des Hauptthores vorſchrieb, anſehnliche Reſte erhalten ſind. Hier zeichnet ſich beſonders eine halbrunde Biegung der Mauer aus, wahrſcheinlich der Unterbau eines Thurms, der den Zugang zum Thore zu decken beſtimmt war. Ich wüßte unter den vielen ähnlichen Werken in Griechenland nicht leicht eines zu nennen, das dieſes überträfe, ſowohl was die impoſante Größe der polygonen Werkſtücke, als die Glätte und Vortrefflichkeit der Fügung betrifft. Das Innere der Akropolis iſt wieder, wie gewöhnlich, mit Scherben von Vaſen überſät, und auf der Mitte ihres Rückens ſteht ein verfallener mittelalterlicher Wartthurm, deſſen doppelt gezackte Spitze auf dem Wege von Theben nach Chalkis weithin ſichtbar, und an dem die Ruine leicht zu erkennen und aufzufinden iſt. Von Inſchriften fand ich in den an die Akropolis ſtoßenden Kapellen nur zwei, in höchſt alterthümlichen Schriftzügen; die erſte, ΦΟΡΑΣ, iſt, wie man aus der Beſchaffenheit des Steines ſieht, ein vollſtändiges Wort, die zweite, ΥΑΤΜΑ, ein Fragment. Ich kann dieſe Ruine nur für Harma halten, das von den Alten als ein Ort im Gebiete von Tanagra bezeichnet wird.* Dieſer Umſtand ſpricht gegen Gell, der Harma links von der Straße nach Chalkis, alſo am Fuße des Hypaton anſezt. Die Form des langgeſtreckten, ſcharf abgeſchnittenen Felsrückens, welche der Form der ebenfalls Harma genannten Felskuppe auf dem attiſchen Grenzgebirge Parnas entſpricht, und nicht übel der Geſtalt eines antiken Wagens gleicht, kommt auch mit in Betracht; die Sage, daß der Wagen (ἅρμα) des Amphiaraos hier von der Erde verſchlungen worden ſey, bedurfte eines ſolchen äußern Anhaltpunkts. Der Hauptgrund iſt aber, daß der Name keiner andern böotiſchen Stadt ſich füglich auf dieſe Ruine anwenden läßt.

(Der Beſchluß folgt.)

---

* Aelian. Mannigf. Geſchicht. 3. 45.

** Strabon. 9. S. 260. Tchn.

*** Pauſan. 9, 19, 2.

† Derſ. ebend.; vergl. 9, 5, 7.

* Pauſan. 9, 19, 4. Strabon. 9. S. 255 Tchn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

Sturm. Kunstausstellung.

Ein Hagelwetter des vorigen Monats, welches mit Eis von der Größe der Taubeneier um sich warf, und die sehr seltene Eigenthümlichkeit hatte, schon vor Sonnenaufgang einzutreffen, brachte einen ziemlichen Theil der nahen Umgegend um die Hoffnung auf eine recht reichliche Getreideernte. Auch ein großer Strich der benachbarten Weingebirge ist dadurch um die glückliche Aussicht einer noch ergiebigern Lese, als sogar im letzten Herbste, gekommen. Bei solchen Gelegenheiten leiden in der Regel gerade die ärmern Feldbesitzer am meisten, weil sie, in Folge der nun schon so lange herrschenden niedrigen Getreidepreise zurückgekommen in ihren Umständen, die sehr anzurathende Vorsicht, ihre Felder gegen Hagelschlag zu assekuriren, nicht beobachten, während die wohlhabendern Gutsbesitzer und Pächter durch diese Assekuranz gedeckt zu seyn pflegen. Unter den vielen befahrten, aber noch sehr gesunden und kräftigen Baumstämmen, welche der mit dem Hagel vergesellschaftete Sturm theils mitten entzweibrach, theils tief aus dem Boden heraushob, beklagt man besonders einige Linden im großen Garten, welche ihrer Schönheit wegen seit langen Jahren den meisten hiesigen jungen Landschaftern zu Studien dienten, und daher durch manches liebliche Tableau noch nach ihrem Tode zu langem Leben berufen sind.

Die jährlich wiederkehrende Kunstausstellung hat mit dem zweiten dieses Monats begonnen; aber freilich sind manche der 555 Nummern, welche ihr gedruckter Katalog aufführt, noch im Rückstande. Wenn allerdings in Herbeischaffung der Kunstwerke zur gehörigen Zeit zuweilen unbegründete Versäumnisse mit unterlaufen, so wird doch nicht selten auch der Künstler durch entschuldigende Umstände an der pünktlichen Einlieferung verhindert. Dahin gehört bei Oelgemälden das Nichttrockenwerden; ein Grund, der besonders darum Berücksichtigung von Seiten des Publikums verdient, da er oft gerade bei den sorgfältigsten und gewissenhaftesten Künstlern am leichtesten eintreten kann, weil diese, mit ihrer Darstellung der gefaßten Idee gewöhnlich unzufrieden, den Wunsch einer Verbesserung der bereits zur Vollendung gebrachten Gemälde zuweilen nicht bezwingen können. Immer besser, wenn sie ein tüchtiges Kunstwerk etwas später zur Ausstellung bringen, als gar nicht. Bekanntlich gibt es bei den meisten jetzigen Ausstellungen drei vorherrschende Kunstfächer: das Porträt, die Landschaft und das Genrebild. Die Zeit ist vorüber, wo es Kunstkenner gab, die mit vornehmer Geringschätzung selbst an trefflichen Porträts vorübergingen. Das Antlitz eines, in Rücksicht auf Schönheit von der Natur ganz verwahrlosten, lebenden Alltagsmenschen, durch Nachbildung wie durch einen treuen Spiegel wiedergegeben, ist ein weit seelenvolleres und folglich weit schätzbareres Werk, als die verwickeltste historische oder mythologische Komposition, aus flachen, bohlen, charakterlosen Gestalten bestehend, die häufig Ideale genannt werden. Gegen jenes Antlitz verhalten sich diese Ideale gerade wie der Schatten zum Lichte, wie der Tod zum Leben. Vandyk war auch ein Porträtmaler. Daß aber sehr wenige Porträtmaler der Vergangenheit und Gegenwart sich mit Vandyk vergleichen lassen, daß vielmehr ihre große Mehrheit theils über dem Brode, das ihnen den Pinsel gebieterisch in die Hand drückt, die Kunst vergessen, theils gar keinen Sinn für diese überhaupt haben, das kann wahrlich nicht als Beweis gegen die anerkannte Würde der wahrhaft edeln Bildnißmalerei gelten, sondern nur den ungeheuern Unterschied zwischen Porträt und Porträt, oder mit andern Worten, zwischen Gut und Schlecht herausstellen. Auch unserer hiesigen Kunstexposition mangelt es nicht an kräftiger Hindeutung auf diesen Unterschied, und wenn allerdings die Mehrheit der großen Zahl von Porträts zu viel zu wünschen übrig lassen mag, so leuchten die mehr und weniger gelungenen Beiträge von Rösler, Arnhold, Dittmar und Andern desto willkommener hervor. Von Rösler namentlich ist das Bildniß des Königs Anton, in ganzer Figur, wegen der großen Aehnlichkeit sowohl, als wegen der ganzen gelungenen Behandlung sehr zu rühmen. In der Landschaft hat sich einheimisches und auswärtiges Talent vielfach, zum Theil sehr erfreulich, bewährt. Die Namen Dahl, Oehme, Wagner, Sparmann, Kirchner, Leupold und andere thun auch bei dieser Ausstellung ihrem innern Beruf zur Sache hinreichend dar. Unter allen Kunstleistungen der Ausstellung gewährt vielleicht das Genrebild die meisten ausgezeichneten. Die komische Nachäffung des Dorfschulmeisterthums, mit dessen unentbehrlichem Attribute, den zusammengebundenen Birkenreisern, wodurch zum Fenster heraus der Muthwille eines der hoffnungsvollen Schulzöglinge, des imitirten Meisters Brille auf der kleinen Nase, den Muthwillen mehrerer, außen um das Fenster versammelten Mitstudirenden recht glücklich aufzureizen weiß, ist von dem im Genrefache vielfach erprobten hiesigen Künstler Hanzsch mit ergötzlicher Laune erfunden und ausgeführt. Auch die Nebendinge sind recht geschickt angebracht, so daß das Ganze von gar angenehmer Wirkung ist. Das Wahrsagen haben zufällig drei Künstler zu ihren Schöpfungen benutzt. Von Rentsch sind die, in der Regel auf sentimentalere Objekte gerichteten Leistungen diesmal einer Alten zugewendet worden, die einer mit jugendlicher Anmuth ausgestatteten Frauengestalt die Zukunft aus den Linien ihrer Hand verkündigt. Das Gemälde ist mit der an dem Künstler gewohnten Eleganz ausgeführt, und die Aufmerksamkeit im feingebildeten Gesichte der dem Orakelspruche Lauschenden gibt diesen Antheil an diesem zu erkennen. Mit ungemein ansprechender Leichtigkeit behandelte Moritz Müller die Darstellung einer Kartenschlägerin, welche einem recht hübschen Mädchen vom künftigen Geschicke Notiz ertheilt. Die Gestalt und der Anzug der jugendlichen Wißbegierigen scheinen mit besonderer Liebe wiedergegeben. Ein dritter Künstler, dessen Oelgemälde nicht durch den Katalog angezeigt worden, auch, weil es eben erst angelangt seyn mochte, noch keine Auskunft über den Namen gab, läßt die ähnliche Prophezeiung durch eine Zigeunerin bewirken, auf deren schwarzbraunem, wohlmarkirten, mit stechendem Blick versehenen Gesichte der Charakter in seltener Vollständigkeit geschrieben steht. Höchst einfach, aber von ergreifender Wahrheit ist von Niemann eine Frau dargestellt, die so eben ihrer kleinen Tochter das Einfädeln einer Nähnadel praktisch vordocirt. Mutter und Kind legen die bezweckte Handlung durch Stellung und Miene mit überraschender Klarheit vor Augen. Das Kind scheint über der Fertigkeit der geliebten Mutter in dieser Kunst sogar die Puppe auf einen Moment zu vergessen, welche sein linker Arm an's Herz drückt. Die von Tischbein in Bückeburg in Oel ausgeführte Darstellung der Hausruinen aus dem Schaumburgischen gereicht durch humoristische Auffassung, Natürlichkeit und Farbenschmuck Auge und Verstand zu wahrhaftem Vergnügen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 210.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 2. September 1835.

In dieser holden Feuchte,
Was ich auch hier beleuchte,
Ist Alles reizend schön.

Goethe.

Sandlieder.

Von Ferdinand Freiligrath.

1.

Ich meine nicht den Wüstensand,
Den Tummelplatz des wilden Hirschen;
Die Körner mein' ich, die am Strand
Des Meeres unter mir erknirschen.

Denn jener ist ein weh'nder Fluch,
Der Wüste rastlos irrende Seele.
Er legt, ein brennend Leichentuch,
Sich über Reiter und Kameele.

Der Sand des Meers ist kühl und frisch,
Und feucht von Furchen und von Gleisen,
Ein allezeit gedeckter Tisch,
Auf dem die Möven Fische speisen.

2.

Vom Meere fährt heran der Wind;
Die Körner wehn, Meergräser schwanken.
Auf flücht'gem Meeressande sind
Unstet und flüchtig die Gedanken.

Wie dieser Sand vor Wind und Fluth
Sich jagt in wirbelnden Gestalten,
So fährt und schweift mein irrer Muth,
Und keine Stätte kann ihn halten.

3.

O, welch' ein wunderbarer Grund!
Ich kann sein Treiben nicht verstehen:
Er lässet Schiffe scheitern, und
Er lässet sie vor Anker gehen.

Dem Raben ist er ewig frisch,
Und dürr des Seegewürmes Zungen;
Verschmachten lässet er den Fisch,
Und ätzt die Möv' und ihre Jungen.

Auch hab' ich einen Mann gesehn,
Der wandt' ihm satt und kalt den Rücken;
Ich aber blieb im Sande stehn,
Und baute Schiffe mir und Brücken.

4.

Der Dünen schwach begraster Wall
Behindert landwärts meine Blicke.
Gleichviel! rundspähend auf dem Schwall
Der Wasser, schau' ich nicht zurücke.

Ich weiß nicht, daß noch Land beſteht.
Die Wellen hier ſprühn Schaum und Funken,
Doch Berg und Wald und Wieſe — geht!
Das Alles iſt im Meer verſunken.

Nur dieſer ſchmale, gelbe Streif
Iſt übrig von der Welt geblieben.
Drauf irr' ich, wie ohn' Stab und Reif
Ein König, welchen man vertrieben.

Ich kann es nicht begreifen, daß
Ich einſt durch Wälder bin geſchritten,
Daß ich auf Bergesgipfeln ſaß,
Und über Halden bin geritten.

Sie ruhn im Meer; — im Meere ruht
Meine Lieb', mein Hoffen und mein Sehnen;
Und wie heran jezt ſchießt die Fluth,
So ſchießen mir in's Auge Thränen.

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

(Beſchluß.)

Die Nacht in Dritza war, wie die vorige, ebenfalls kalt und rauh, und am folgenden Morgen zeigten ſich die Gipfel des Parnaſſos ſchon mit einer leichten, weißlichen Decke von Schnee oder Reif überflogen. Die Reiſe wurde in öſtlicher Richtung fortgeſezt, und nach anderthalb Stunden war Tanagra erreicht, deſſen Ruinen an einem Hügel ſüdlich von dem Dorfe Skimatari und über dem Bette des Aſopos liegen. Die Stelle heißt jezt Gremada, und iſt gänzlich unbewohnt. Tanagra war zur Zeit der römiſchen Herrſchaft eine der blühendſten Städte Böotiens. Dennoch ſind die Ruinen weder anſehnlich, noch von beträchtlichem Umfang. Man erkennt den ganzen Verlauf der in Trümmern liegenden Ringmauer, und im Innern der Stadt das Theater und die Fundamente eines Tempels oder andern öffentlichen Gebäudes. Südöſtlich über dem Aſopos, deſſen Bett jezt trocken war, ſteht zwiſchen mächtigen Eichen ein Thurm aus dem Mittelalter, deſſen unteres Stockwerk ſpäter in eine Kapelle verwandelt worden iſt. Von hier an nimmt die Gegend einen mannichfaltigeren Charakter an, der gegen die nackte Monotonie des nordöſtlichen und mittleren Böotiens erfreulich abſticht. Rechts erhebt der Parnaß ſeine mächtigen, zum Theil dunkel bewaldeten Felsmaſſen, links ſezt ſich die thebäiſche Hügelkette bis an das Meer fort. Der Weg lag theils in dem Aſoposthale, theils am nördlichen Rande deſſelben, und führte über ſanftgeformte, mit Eichen und Pinien bewachſene Anhöhen in einigen Stunden nach Sykamino, das am innerſten Winkel der freundlichen Ebene liegt, durch die der Aſopos ſich in's Meer ergießt, und von dort in einer halben Stunde nach Oropos. Das nette Dörfchen hat den Namen, und in ſeinen Kirchen mehrere Skulpturen und Inſchriften der alten Stadt Oropos bewahrt, die lange ein Zankapfel zwiſchen Athen und Böotien war, bis Philipp III. von Makedonien ſie bleibend dem erſten Staate zutheilte. *

Nach kurzem Aufenthalte in Oropos brach der König wieder auf, um nach dem faſt drei Viertelſtunden entfernten Hafen hinunter zu reiten, von wo ſich eine herrliche Ausſicht über den Sund von Euböa auf die langgeſtreckte Inſel öffnet. Gerade gegenüber liegt Eretria, wo die betriebſamen, durch die Ereigniſſe des Kriegs ihrer Geburtsinſel beraubten Ipſarioten jezt unter Ottos Auſpicien ſich ein neues Vaterland zu gründen angefangen haben, und dieſe ſchöne Meeresbucht bald mit ihren Schiffen beleben werden. Der Hafen oder die Skala von Oropos beſteht nur aus wenigen Häuſern; die Küſte iſt noch mit Verſchanzungen aus dem lezten Kriege bedeckt. Von hier ſteigt der Weg auf die Hügelkette, welche vom Parnaß öſtlich nach Rhamnus und Marathon an das Meer ausläuft, und, größtentheils mit Gebüſch bedeckt, eine ſehr anmuthige Gegend bildet, von deren höchſten Punkten man wieder Ausſichten auf die Meerenge von Euböa hat. In dem Dorfe Markopulos wurde übernachtet.

Am folgenden Tage wurde die Reiſe über das oben beſchriebene Hügelland zwiſchen dem Parnaß zur Rechten und dem Pentelikon zur Linken nach Kephiſſia fortgeſezt, welches am Fuß des leztgenannten Gebirgs und am obern Rande der athenäiſchen Ebene an den Quellen eines Arms des Kephiſſos liegt; ein ſehr anmuthiger Ort und die Perle von Attika. Das Dorf, an einem Hügel gelegen, überſieht den größten Theil von Attika mit ſeinen drei Hauptbergen, darüber den ſaroniſchen Buſen mit Aegina und dahinter die bergige Küſte von Argolis. Es hat wohlgehaltene ſchattige Gärten und Oelbaumpflanzungen, welche die Waſſer des Kephiſſos nähren. Darum hatte auch der reiche Marathonier Herodes, genannt Attikus, im zweiten Jahrhundert nach Chriſtus, hier ſeinen Landſiz aufgeſchlagen, deſſen Reize Gellius als Augenzeuge beſchreibt; ** und auch jezt iſt Kephiſſia wegen ſeiner friſchen Kühle im Sommer der Lieblingsort der Athenäer. Nach einem Aufenthalt von einigen Stunden brach der König wieder auf, und erreichte über Maruſi, das alte Athmonon, deſſen heutiger Name aus der Benennung des Tempels der Artemis Amarynſia korrumpirt iſt, und über Ampelokipos am Fuß des Lykabettus gegen Abend

* Pauſan. 1, 34. 1.
** Gellius, 1, 2 und 18, 20.

Athen, deſſen ſtolze Akropolis im Glanz der Abendſonne ihn ſchon von Ferne nach ſeiner erkorenen Hauptſtadt einzuladen ſchien. Somit war in fünf-und-zwanzig Tagen die Umreiſe des öſtlichen Griechenlands beendigt worden, und der König hatte ſich, indem er den hiſtoriſch berühmten Orten dieſer klaſſiſchen Gegenden den Zoll der Erinnerung zahlte, zugleich von dem heutigen Zuſtande des Volkes und Landes, über welches zu herrſchen die Vorſehung ihn berufen, eine unſchätzbare, auf eigener Anſchauung ruhende Kenntniß erworben. Hatte dieſe Kenntniß gleich mit großen Beſchwerlichkeiten erkauft werden müſſen, ſo gab doch die Leichtigkeit, mit welcher der König alle Strapazen, bis zum Bivouac unter leichtem Zeltdach bei rauhem Sturm und Regenwetter, ertrug und überwand, das erfreulichſte Zeugniß von der unerſchütterlichen Feſtigkeit ſeiner Geſundheit, und die unzähligen Beweiſe von begeiſterter Anhänglichkeit, von Liebe und Vertrauen, womit er überall empfangen wurde, konnten ſein königliches Herz dem Volke nur noch inniger und feſter zuwenden. Allen aber, welche den König auf dieſer Reiſe zu begleiten die Ehre hatten, wird die Erinnerung an die merkwürdigen Momente derſelben, aber noch mehr an die ununterbrochene Huld des Königs, ewig theuer und unvergeßlich bleiben.

Athen, im Mai 1855.

Die Begegnung.

(Fortſetzung.)

Es war ein regneriſcher Julimorgen, ein Morgen, der vollkommen zu meiner Laune paßte, aber eben deßhalb ein recht fataler Morgen; mein Wagen war eben im langſamſten Schritt über die ſchöne Muldebrücke bei Wurzen gefahren, eine vielverſprechende Vorrede zu einem langweiligen Städtchen. Schon der Name Wurzen — iſt das nicht die Proſa in vollkommenſter Geſtalt? Ich dachte darüber nach und grollte mit unſerer Sprache: es kommt Alles von der deutſchen Endung „en“; ſonſt iſt ja der Unterſchied nicht ſo groß vom Namen Sforza, der wie Poeſie klingt. Der Wagen hielt am Wirthshauſe, ich neſtelte mich aus meinen Hüllen los und ſezte träge die Füße auf das Pflaſter, um in die Schenkſtube zu treten. Was ſoll ich frühſtücken bei dem unangenehmen, naßkalten Wetter? — Kaffee? nein, der erhizt. Thee? Der Bediente ſuchte darnach; es war gerade das Einzige, was vergeſſen war. Schon mißvergnügt, fragte ich die Wirthin, ob ſie mir eine Taſſe Chokolade ſchaffen könne? Sie ſah mich ungewiß an; Chokolade! wiederholte ich. Sie verſicherte, daß dergleichen nie verlangt werde. Ich drehte mich ungeduldig um und brummte: „ſchon gut, geht nur!“ — „Abſcheuliches Neſt,“ monologiſirte ich dann, „nicht einmal Chokolade zu bekommen!“ verſchränkte die Arme, ſchlug meinen Mantel feſt um mich, als ob's Winter wäre, und ging auf und ab. In meinem Aerger merkte ich nichts von der Ankunft eines Wagens, bis eine Frau mit zwei kleinen Mädchen von zehn bis zwölf Jahren in's Zimmer trat. Sie ſagte mir freundlich guten Morgen, nicht höflich, nein freundlich, worin die Höflichkeit immer mitbegriffen iſt als untergeordnete Dienerin der Grazie, welche der wahrhaften Freundlichkeit immer beiwohnt. „Frau Wirthin,“ ſagte ſie ohne Zögern, „geben Sie mir ein paar Taſſen warm Bier.“ Wie ein Zauber berührte mich das Wort; das war's, wonach mein Magen an dem Regenmorgen verlangte. „Mir auch!“ rief ich ganz erregt; „warum haben Sie mir nicht ſchon längſt welches gebracht?“ — „Sie verlangten ja Chokolade.“ — „Ja, ja! aber ich meinte warm Bier.“

Die Kinder lächelten ein wenig, die Dame aber warf den leichten Sommermantel ab und ſezte ſich mit ihnen an den Tiſch. Unwillkührlich fing ich an, auch meinen Mantel aufzuknöpfen, und wollte ſie verſtohlen dabei anſehen; aber das war gar nicht nöthig, ſie machte mir's leicht, blickte mir gerade in's Geſicht und ſagte mitleidig: „Sie ſind krank, nicht wahr? und reiſen wohl in's Bad?“ — „Der Arzt meint es, meine Gnädige,“ gab ich zur Antwort. Ich konnte ſie nun ungenirt betrachten, und fand zu meinem Erſtaunen, daß ſie gar nicht hübſch war. Nun, nun, das iſt wieder zu viel geſagt, ich meine, wenn man einen ſehr hohen Maßſtab anlegt, hatte ſie Fehler. Sie war ſchlank, untadelhaft gebaut, hatte feine Hände mit Türkißringen, ein kleines Geſicht mit ganz gewöhnlichen Zügen und ein Paar Augen, die weder überwältigend ſchwarz, noch himmelblau waren, aber ihre Züge wunderbar belebten. Die Kinder hingegen waren kleine Modelle von Schönheit, und natürlich wie die Engel. Das Warmbier kam und ſchmeckte köſtlich; ich ſagte zu der Fremden: „Ihnen verdanke ich mein Frühſtück, denn ich wußte durchaus nicht, was ich nehmen ſollte, bis Sie mir den guten Gedanken eingaben.“ — „Nun, ſo wünſche ich, daß es Ihnen auch recht gut bekomme,“ ſagte ſie, nahm ihren Mantel um, die Kinder bei der Hand, ſchlüpfte hinaus und rollte in der fatalen Kaleſche davon. Ich blieb zurück, als hätte ich eine Erſcheinung gehabt. Ich fragte die eintretende Wirthin, wer die Dame ſey? ſie wußte es nicht; „der Kutſcher iſt aus Leipzig,“ ſagte ſie, „aber die Dame iſt weiter her.“ — „Angeſpannt!“ donnerte ich meinem Peter zu, und hieß ihn fahren, was er konnte, bis wir an der Kaleſche vorbei waren. Nun war ich doch ſicher, daß ſie mir nicht wie eine Sternſchnuppe entſchlüpfen konnte. In dem größten Wirthshauſe des Dorfes Luppe, wo ich vermuthen

konnte, daß ihr Kutscher ebenfalls halten würde, bestellte ich ein Zimmer und Mittagsessen für sie und mich.

Eine halbe Stunde darauf kam sie an; ich ging ihr etwas verlegen an der Hausthüre entgegen und fragte, ob sie hier zu Mittag speisen werde? „Ich muß wohl," antwortete sie; „meine kleinen Raben verlangen Futter." — Nun kam ich erst damit heraus, daß Zimmer und Essen für uns bestellt seyen. Sie lächelte und meinte, allein wäre es wohl zu traurig für mich gewesen. Während dem war sie mit den Kindern ausgestiegen, und wir sahen Beide einer Heerde Schafe nach, die durch das Dorf ging und trotz dem Regen den Staub in Wolken vor sich hertrieb. Hintendrein ging ein Hirtenmädchen, in Apathie versunken; nur der Hund bellte lebhaft, wenn eines von der Heerde aus der Richtung kam, und war eine vortreffliche, aber lärmende Polizeibehörde, die jeden Seitensprung mit lautem Gekläff rügte. So gewinnen die geringfügigsten Sachen Bedeutsamkeit, wenn man sie unter interessanten Umständen betrachtet; ich werde die Schafheerde von Luppe nie vergessen. „Welch ein Loos, ein Schafhirt zu seyn!" sagte meine Fremde; „aber die Menschen gebrauchen ihre Nebenmenschen zu noch weit seltsameren Maschinen. Ich wohnte jezt eben bei einer Freundin auf dem Lande, und wurde des Morgens durch ein fortwährendes lautes Rufen geweckt, das nicht aufhörte, bis die Sonne unterging. Die Kinder und ich zerbrachen uns die Köpfe, was das Geschrei bedeuten möge, und es dauerte lange, bis wir uns überzeugten, daß ein Mensch für drei Groschen die Verpflichtung übernommen habe, den ganzen Tag auf dem Felde zu schreien, um den armen Tauben und Spatzen ihr Mahl zu verbittern." — „Bei Ihnen ist das also nicht der Fall?" fragte ich ausforschend, denn ich mochte gar zu gern wissen, woher sie komme. — „O nein," sagte sie, „unser Land scheint mir in manchen Dingen weiter zu seyn, als Sachsen." — „Es ist wohl noch recht weit hinter Leipzig?" fragte ich plump. — „Außerordentlich weit," erwiderte sie schelmisch. „Aber das Essen ist gewiß bald fertig."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung.

Noch gar manches, seines Platzes durch besondere Vorzüge recht würdiges Genregemälde von den bereits genannten und auch andern Künstlern würde sich zu rühmlicher Erwähnung eignen, wenn es der Raum gestatten wollte. Eines Bildes dieser Art von größter Auszeichnung muß jedoch noch mit einigen Worten gedacht werden. Sein Gegenstand sind römische Pilger, welche sich theils erst anschicken, einen Bach zu durchwaten, theils schon im Durchgange selbst begriffen sind, meistens Frauen, von Lindau in Rom. Der anerkannt treffliche Künstler hat mit dieser Leistung seine Meisterschaft in einem hohen und seltenen Grade bewährt. Die anmuthige Wahrheit und das Mannichfaltige der lebensvollen Gruppen, die dabei beobachtete gründliche Verschiedenheit in der Individualisirung, auf den tiefsten Studien der Nationalität und Eigenthümlichkeit beruhend, Alles dies könnte kaum sinnvoller wiedergegeben, kaum zarter und ausführlicher behandelt werden. Ohne Zweifel gehört dieses Tableau zu den ersten Kleinoden der Ausstellung vom jetzigen Jahre. Als ein wirklicher Schatz erscheint besonders auch die an Gehalt und Zahl so bedeutende Reihe der Kunstgebilde, welche die Gräfin Julie v. Egloffstein der Ausstellung widmete. Der Katalog nennt sie zwar, aber nicht unter den 555 Nummern. Sie bestehen in 2 ausgeführten Oelgemälden, 45 in Oel gemalten Skizzen und 15 Zeichnungen, und würden eine der Abtheilungen, worin der große Saal zu Gewinnung mehreren Raumes und bessern Lichtes sich scheidet, allein ausfüllen, wenn nicht außerdem noch Rösslers Porträt des Königs darin aufgenommen wäre. Es sind die anziehenden Resultate des mannichfachsten, meist aus Italien stammenden Studiums, bald eigentliche Genrestücke, bald Scenen der Art mit landschaftlicher Natur verschmelzen darstellend, bald nur reizende Gegenden oder architektonische und andere Merkwürdigkeiten auf das Geistvollste wiedergebend. Den Skizzen ist mehrere oder mindere Ausführung gewidmet worden. Mitunter sind sie gleichsam nur auf die Leinwand hingehaucht, hier den vollen Erguß eines schönen Herzens in Nachbildung traulicher Lebensverhältnisse und Familiensituationen, dort die liebe, seelenvolle Natur, hauptsächlich auch in Kindergestalten aus dem Volke Italiens, in einem ihrer lebendigsten Momente frisch und freudig darlegend. Das Auge des Beschauers fühlt sich Anfangs ohne Aufhören hin- und hergezogen, von dem Forum Pompeji's nach Raphaels Villa, von den aus dem Bade heimkehrenden Kindern, einem kleinen Knaben und einem erwachsenern Mädchen, zu Ansichten aus Sorrent u. s. w. Spielende Knaben, ein kleiner Fischerbube, der, auf einem Felsen sitzend, nach den stürmischen Wogen hinausschaut, die den sehnsuchtsvoll erwarteten Vater auch wohl verschlingen könnten, sind köstliche Blätter, von der Kunst aus dem großen Buche der Natur abgelöst, ohne Leben und Eigenthümlichkeit im Mindesten zu verletzen. Der Zauber der Wahrheit ergreift unter andern besonders in der mächtigen Wärme des gelben Farbenglanzes, welcher die erhabene Peterskirche zu Rom beim Sonnenuntergange umschwimmt. Uebrigens muß es Bewunderung erregen, daß eine so zart und tief fühlende Frauennatur, wie die Gräfin sich in so vielen dieser Kunstschöpfungen erweist, zugleich, besonders in der Mehrzahl ihrer Zeichnungen, welche unter andern Lazzaroni und Zigeunerbuben vorführen, eine ganz ungemeine Fähigkeit darthut, sich des Komischen zu bemächtigen und es mit sicherer Hand auf das Ergötzlichste hinzustellen. An historischen Gemälden und Zeichnungen ist, mit Ausnahme mehrerer, zum Theil wohlgelungener aus der biblischen Geschichte, aus den bekannten Ursachen diesmal ein auffallender Mangel. Desto freudiger wird man das im Katalog verheißene, aber noch rückständige Bild von F. Hartmann begrüßen, die Lucretia darstellend, noch bei Lampenscheine mit Prüfung der von ihren Dienerinnen gefertigten Arbeiten beschäftigt, wie eben ihr Gemahl mit dem Tarquin in's Zimmer tritt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 211.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 3. September 1835.

Elisabeth. — Ein gesittet, fröhlich Volk,
Das sich, so oft ich öffentlich mich zeige,
Mit Segnungen um meine Sänfte drängt,
Dies ist das Schauspiel, das ich fremden Augen
Mit ein'gem Stolze zeigen kann.

Schiller.

Die Wasserfahrt des Königs von England nach Greenwich, am Jahrestag der Schlacht von Abukir.

Wie hoch oder niedrig auch der Werth der französischen Nation, wie er sich in ihren innern politischen Zuständen ausspricht, berechnet und angeschlagen werden möge, es wäre ein schreiendes Unrecht, der Gesammtmasse eines Volks, ob groß oder klein, das hinterlistige, fluchwürdige Verbrechen eines Einzigen zur Last zu legen, sey er Franzose von Geburt oder Korse, heiße er Gerard oder Fieschi. Wie entrüstet man daher auch in London gegen den Mann ist, der meuchelmörderisch seine Geschosse auf den König und des Königs Söhne richtete, ohne daß der Gedanke, schuldlose Opfer müßten mit dem Königshaupte fallen, ihm die Hand lähmte, so schleudert man deßhalb kein Anathem gegen das Volk, in dessen Mitte das Gräßliche geschah, und obgleich es wahr ist, daß der Haß, der nationale Haß, welchen, so lange Napoleon herrschte, fast jeder Engländer wider Alles, was Franzose war und hieß, in der innersten Brust und auf der Spitze seiner Zunge trug, mit Napoleon gefallen und seitdem einer andern Nation zugewendet worden ist, so dürfte doch jenes allgemeine Gefühl weniger in dem erstorbenen Hasse, als in der Gerechtigkeit des Engländers seinen Grund haben. Ist es indessen mehr als Zufall, daß bisher die französische Nation, wie in ihren blutigsten Greueln, so in der Sicherung ihrer heiligsten Interessen, dem englischen Volke Schritt für Schritt nachgetreten, so dürfte man auch der Hoffnung Raum geben, daß den Franzosen die Zeit nahe ist, wo sie ihrem erwählten Könige die Achtung erzeigen, welche die Engländer, mit seltenen Ausnahmen, ihrem angeborenen Könige darzubringen pflegen. Nie aber ist die Huldigung von Tausenden, ihrem Fürsten gezollt, mir würdiger erschienen, als bei Gelegenheit der vom König und der Königin am ersten August nach Greenwich unternommenen Wasserfahrt. Die Betrachtung, welche ich bei diesem Schauspiele anstellte, mag vielleicht Einiges zu jenem Gefühle beigetragen, mich empfänglicher für den Ausdruck von Loyalität gestimmt haben, welcher dem Fürsten entgegenkam; denn ich stellte die Masse der Einwohner Londons, die ihre Königin noch weniger, als ihren König liebt, neben die Masse der Pariser, welche der Anblick ihres Königs zu Pferde elektrisirt, und ich konnte mir nicht bergen, daß der Ausdruck der englischen Nationalität besser, als der der französischen dem von Oesterreichs Joseph und von Preußens Friedrich anerkannten Grundsatze entspreche, daß der Zweck aller Regierungen die Beförderung der Wohlfahrt der Regierten,

und die sorglose Bequemlichkeit des Herrschers nicht Grundbedingung der Volkseristenz sey.

König Wilhelm ist ein besonderer Freund des Standes, welchem England seinen innern Reichthum und seine äußere Größe, durch Beides seine innere Freiheit und seine äußere Unabhängigkeit schuldet, dem biedern, wageherzigen Stande der Seeleute. Er hält sich deßhalb selten einige Zeit in London auf, ohne die, der englischen Nation in jeder Beziehung würdige Versorgungsanstalt ausgedienter Seeleute in Greenwich — fünf englische Meilen von London — zu besuchen. Allein ein glücklicher Gedanke von ihm war es, zu seinem diesjährigen Besuche den ersten August, und zum Mittel des Fortkommens eine Barke auf der Themse zu wählen. Für den Franzosen haben die Namen: Austerlitz, Jena, Moskau einen Zauberklang, welchen selbst die Erinnerung an Leipzig, Waterloo und den Verlust von Paris kaum zu mindern vermag. Aber ungleich reiner klingen dem Engländer die Namen Abukir und Trafalgar. Auf der Rhede von Abukir war es, wo Nelson, der Liebling seiner Zeit, nach langem, mühsamen Suchen am ersten August 1798 die französische Flotte fand. So wie er sie erblickte, gab er das Zeichen zum Angriff. Er zählte nicht die Zahl der feindlichen Schiffe, ihm genügte, daß sie feindlich waren, und wenn Napoleon vor der Schlacht bei den Pyramiden zu seinen Legionen die französische Floskel sagte: drei Jahrtausende sehen von jenen Spitzen auf euch nieder, so sprach Nelson einfach-englisch zu den Männern seiner Flotte: England erwartet, daß Jeder seine Schuldigkeit thue. Die bei Nelsons Erscheinen auf dem Schiffe ihres Admirals Brueys versammelten französischen Kapitäns hatten sich kaum auf ihre Posten begeben, als die ersten englischen Kugeln auf sie einschlugen. In eine krumme Linie gestellt, schloß die französische Flotte sich möglichst nahe an eine kleine, durch eine Batterie von Kanonen und Mörsern gedeckte Insel. Aber mit einer Verwegenheit, wie die Annalen der Seeschlachten keine ähnliche kennen, ließ Nelson die Hälfte seiner Flotte zwischen der Insel und der französischen Schlachtlinie durchbrechen und an der Landseite im Rücken derselben hinuntersegeln, während die andere sich auf ihre Fronte zog und einen Pistolenschuß weit davon vor Anker legte. Mit Sonnenuntergang begann die fürchterliche Schlacht, vernichtend für die Franzosen, die nun von beiden Borden und vom Spiegel her angegriffen wurden. Nur eine Stunde hatte sie gedonnert, und schon waren fünf französische Schiffe entmastet und genommen. Das prächtige Admiralschiff, l'Orient, 120 Kanonen und tausend Mann tragend, flog in die Luft. Dennoch wüthete die Schlacht die ganze Nacht hindurch, bis der Morgen den Triumph Englands entschied; neun Linienschiffe waren genommen, eins war in die Luft geflogen, ein anderes nebst einer Fregatte von den Franzosen selbst verbrannt und eine Fregatte in den Grund gebohrt worden; zum zweiten Male lag Frankreichs Seemacht im mittelländischen Meer vernichtet, und siegreich wehte Britanniens Flagge von Gibraltar bis Alexandrien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Begegnung.

(Fortsetzung.)

Die Fremde ging in das Gastzimmer, und nach einem Viertelstündchen folgte ich, als ich die Magd mit der Suppe gehen sah. Bei Tische fragte ich: „Wo ist denn das Ziel Ihrer Reise, meine Gnädige?“ — „Zunächst ein wenig in der Irre umher, in die Lausitz, nach Schlesien, oder wo mich der Geist hintreibt; dann vielleicht nach Dresden. Irgendwo will ich mich niederlassen, weiß aber selbst noch nicht wo.“ — „Und der Herr Gemahl?“ fragte ich schüchtern. „Ach, der ist lange todt,“ sagte sie in einem tief aus dem Herzen kommenden Tone. „Hören Sie,“ nahm ich nach einer kleinen Pause zögernd das Wort. „Z. ist zwar kein schöner Ort, aber voll gesellschaftlicher Ressourcen, voll Sinn für Kunst und Natur und Liebenswürdigkeit, und Jemand würde sich gewiß freuen, wenn Sie Ihren Wohnort dort aufschlügen.“ — „Z. ist eine Sandbüchse,“ sagte sie. „Ja,“ erwiderte ich, „aber manchmal ist auch Goldsand darin.“

Sie sah mich zutraulich an und sagte nach kurzem Schweigen: „Sie sind ein guter, freundlicher Herr, und wer weiß, was geschieht.“ — „Uebernachten Sie in Meißen?“ fragte ich, vor Freude und Beschämung roth werdend, was mir, glaube ich, seit zehn Jahren nicht begegnet war. „Ja,“ sagte sie. „Sie kehren doch wohl in der Sonne ein?“ — „Es ist mir einerlei; wenn Sie das Haus empfehlen — ja.“

Der Kutscher klatschte mit der Peitsche, und der meinige war noch nicht fertig. Sie bezahlte ihre kleine Rechnung, sagte: „Adieu, auf Wiedersehen,“ und fuhr davon. Kaum war sie fort, als die Magd des Gasthauses hereinkam und schmunzelnd sagte: „Die Dame hat sich recht nach Ihnen erkundigt.“ — „Nun, mein Kind, kennst Du sie denn?“ — „Nein, aber sie fragte mich: wer ist der Herr? — Ich weiß nicht, sagte ich. Nun, so geh und frage, sagte sie. Ich kam zurück und sagte: Er ist aus Z. — Ach, wie er heißt, will ich wissen, sagte sie ungeduldig, und sie hatte keine Ruhe, bis ich des Herrn Kutscher fragte, der mir's vertraute. Und als ich ihr dann Ihren Namen sagte, faßte sie die beiden

Kinder an der Hand und redete heimlich mit ihnen und war ganz unruhig.“ — „Haſt Du den Kutſcher nicht nach ihr gefragt?“ — „Ja doch, aber er wußte nichts; eine Leipziger Dame hat ihn angenommen, aber nicht die, die er führt. — Wo wollen Sie in Meißen einkehren, Herr Präſident?“ — „In der Sonne.“ — „Ich rathe Ihnen zum Hirſch,“ ſagte das Mädchen, „da iſt's viel beſſer.“ — „Wir wollen ſehen,“ ſagte ich, war aber ſehr entſchloſſen, wenn ich meine Fremde nicht etwa noch einholte, bei der Sonne zu bleiben. Doch ich holte ſie ein, der träge Fuhrmann fütterte ſchon wieder in Oſchatz, und ſie ſtand vor der Thüre wie eine Charitas, an jeder Hand ein Kind. Ich ließ halten.

„Meine Gnädigſte!“ rief ich ihr zu, „ich erfahre eben, daß man in Meißen im Hirſch viel beſſer iſt; wäre es Ihnen einerlei?“ — „Ganz einerlei,“ ſagte ſie wieder mit ihrer unwiderſtehlich freundlichen Art, die einen immer glauben machte, jedes Wort aus ihrem Munde ſey ein charakteriſtiſcher Zug. — Ich fuhr raſch vorwärts, um Quartier zu beſtellen. Unterwegs begegnete mir ein zurückkehrender Poſtillon. Da ich ganz ausſchließlich mit meiner Beſtellung beſchäftigt, und dieſe mir überaus wichtig war, hielt ich ihn an und fragte: „Freund, welches iſt das beſte Wirthshaus in Meißen?“ — „Die Sonne,“ ſagte er. — „Ich habe eben gehört, der Hirſch.“ — „Ach, das hat Ihnen gewiß das Stubenmädchen in Luppe aufgebunden; ihr Liebhaber iſt dort Hausknecht; aber die Sonne iſt beſſer.“ — „Hör einmal, Freund, Du wirſt bald einer Kaleſche mit einem Leipziger Fuhrmann und zwei Braunen begegnen, der eine hübſche Dame mit zwei kleinen Mädchen führt. Willſt Du den Wagen anhalten und der Dame ſagen, der Präſident laſſe ſie bitten, in die Sonne zu fahren, ſo will ich Dir einen harten Thaler geben.“ Der Poſtillon verſprach's auszurichten, nahm das Geld, dankte und ritt davon; ich aber lehnte mich in meinen Wagen zurück und verſank in Nachdenken und allerhand ſonderbare Träumereien. — Wenn ſie nun jetzt zur Sonne kommt, ſagte ich zu mir ſelbſt, iſt ſie dann nicht ein wahrer Engel an Willenloſigkeit in Kleinigkeiten? deſto mehr Charakter wird ſie in großen Dingen haben. Ach Gott! wer ſolch ein Weſen immer um ſich hätte, und die lieben Kinder ſo mühelos dazu! und überdies zwei Mädchen, keine lärmenden Buben, zwei allerliebſte Mädchen, die einem nichts als Freude machen. Ich habe ein ſchönes, ganz unabhängiges Vermögen, worauf kein Menſch Anſpruch machen kann, als die Kinder meines Bruders, die ſelbſt reich genug ſind. Das war die Lichtſeite meiner Gedanken. Die Schattenſeite war — meine fünfzigjährige Unabhängigkeit: doch die drückte mich wahrlich mehr, als ſie mich entzückte. Aber eine Frau, die ich auf der Landſtraße finde! Und warum ſollte man nicht eben ſo gut etwas Treffliches auf der Landſtraße finden können, als anderswo? Aber wird ſie mich alten, kränklichen und mürriſchen Mann nehmen? Sie iſt ja ſo freundlich mit mir, ſo nachgiebig, und hat ſich ſo angelegentlich nach mir erkundigt! Kurz, ich hatte ein Gefühl wie ein Sieger, dem ſich die Thore einer eroberten Provinz öffnen. Dazu kam noch die entzückende Gegend und die Elbe, die erſt von der Anhöhe wie ein Streif zu ſehen war, zu dem man ſich gleichſam durch ſteile Felſen immer näher heranbrängt. Die Sonne ſtand ſchon niedrig am Horizont, der heiße Tag kühlte ſeine Gluthen in der abendlichen Thalluft. Die Vögel kreiſchten lauter und flogen zu ihren Neſtern in den Felſen, wo die Kleinen ſie erwarteten, um ihr letztes Abendbrod und die warme Decke ihres Gefieders zu erlangen. Willſt du dir auch ein Neſtchen bauen, dachte ich, und ſorgen und ſtreben, daß die Deinen weich und warm ſitzen? Der warme Ton der Luft nahm immer zu, und ſchien ſelbſt die kühle Elbe zu durchglühen, aus der die Fiſche emporſprangen, um ſich in der Abendgluth zu baden. Zur rechten Seite des Weges drängte ſich dichtes Gebüſch aus den Spalten des Felsgeſteins hervor, dann erhoben ſich einzelne Häuſer aus den Steinbrüchen; endlich erreichten wir die alte Stadt mit ihrem alten Dome, der hoch oben die Schloßgebäude überragt, die jetzt zur Porzellanfabrik eingerichtet ſind.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rottenburg am Neckar, Auguſt.

Römiſche Alterthümer.

In der neueſten Zeit hat mancher Fund die frühern, zu beſchränkten Anſichten von der Bedeutung und der Dauer der römiſchen Niederlaſſungen in unſerm Striche Schwabens berichtigt und unſere Sammlungen bereichert. Aber auch in allgemein antiquariſcher Hinſicht ergibt ſich dabei manches Intereſſante, wie die nachfolgende Beſchreibung des neueſten Funds beweiſt. Längſt hatte ich von einem Januskopfe gehört, der in Horb, einer den Neckar aufwärts drei Meilen von hier gelegenen Stadt, befindlich ſeyn ſollte. Wir forſchten bei einem antiquariſchen Streifzug auf der großen römiſchen, nach Freudenſtadt weiſenden Heerſtraße, der uns auch nach Horb führte, dieſem Denkmale nach, anfänglich jedoch vergebens: der Gott mit ſeinen zwei Angeſichten verbarg ſich uns, bis ihn eine freundliche Fee aus ſeiner Verborgenheit hervorzog und ihn uns an einem Gartenhaus, nicht fern der Burg, eingemauert zeigte. Jubelnd begrüßten wir die ernſt auf uns niederblickenden beiden [illegible] aus der Mauer hervorſtanden. Da [illegible] bisher ſo wenig beachtet war, und bei dem Ausbau der Burg zu einem Gefängniſſe leicht Schaden nehmen und ſelbſt verloren gehen konnte, ſo erbot ſich der königliche Beamte, daſſelbe ausbrechen zu laſſen. Wie ſehr wurde ich überraſcht, als

ich auf der Rückseite, welche einzemauert war, die sprechendste sinnliche Darstellung der Zukunft und Vergangenheit entdeckte. Der Stein hat vorwärts die beiden Angesichte nebeneinander, doch von einander abgewendet. Das eine Angesicht ist jugendlich, mit vollen Wangen, lebhaften, vorstehenden Augen, starken Backenknochen, überhaupt als das Bild jugendlicher Fülle und Kraft dargestellt, das andere lang, hager, mit spitzem Kinn und hohlen Wangen, das Bild des Alters, beide bartlos, auf dem Kopfe aber reich mit Haaren bedeckt. Rückwärts des jugendlichen Kopfes klimmt eine gut gearbeitete, nackte, jugendliche Figur mit ausgespreizten Beinen voll Anstrengung empor; rückwärts des Alten sinkt eine gleichfalls nackte Figur abwärts auf zwei Polster nieder; sie sucht sich krampfhaft zu halten, liegt aber verschwindend auf den Kissen. Die Deutung ist wohl nicht schwer und sinnlich sprechend: das beginnende, das sinkende Jahr, Jugend und Alter, Zukunft und Vergangenheit. Ich kenne kein Denkmal des Alterthums, wo diese Idee des Janus auf ähnliche Weise, und zugleich so anschaulich, so sprechend dargestellt wäre. Das Denkmal ist aus feinkörnigem Sandstein, roh, aber kräftig und sehr anatomisch gearbeitet; es ist $\frac{3}{4}$ Fuß mit der unten vorspringenden, achteckigen Säule hoch, und $\frac{1}{2}$ Fuß breit. Die Figuren rückwärts haben gelitten, und bei beiden sind die Köpfe verstümmelt. In dem Werke über das römische Rottenburg wird eine Zeichnung gegeben werden.

Dresden, August.

(Beschluß.)

Kunstausstellung. Industrie. Theater.

Auch die Kupferstecherkunst hat sich, namentlich in einem gehaltvollen Blatte von Peter Lutz, der Madonna del San Francesco des Correggio, bekanntlich eines in dessen frühern Style gearbeiteten, köstlichen Bildes, bedeutendes Verdienst um die Ausstellung erworben. In Stahls aus Wien Beitrag gewahrt man wenigstens das sehr achtungswerthe Bestreben, die berühmte Nacht des Correggio nachzubilden, ein Unternehmen, wozu dem Grabstichel allerdings nicht hinreichende Mittel zu Gebote stehen, da der Gegenstand der Bewunderung an diesem Bilde weit weniger in der Gestaltung und Zusammensetzung, als in dem unendlichen Zauber seines Licht- und Farbenglanzes liegt. Außerdem sind, zum Theil auf Bestellung des hiesigen, den Ernst seines rühmlichen Zweckes in immer größerm Maße bethätigenden Kunstvereins, der auch im Einkaufe von Gegenständen der jetzigen Ausstellung sich besonders hervorgethan, mehrere würdige Darstellungen, von Reith, Hammer, Busse und Andern in Kupfer gestochen, beigetragen worden. Unter den mitunter recht werthvollen Beiträgen der Skulptur bietet ein besonderes Augenmerk für das Publikum der ausgestellte Gypsabguß der Büste unserer Schröder-Devrient vom Bildhauer Hänel dar. Bei der allgemeinen Gunst, deren diese Sängerin genießt, wird es dem jungen Künstler, der, von hier gebürtig, dem Vernehmen nach im Begriff steht, nach Rom, wo er seine Ausbildung unter Thorwaldsen betreibt, zurückzukehren, schwerlich an Bestellungen auf Abgüsse fehlen, da diese Büste durch ihre Aehnlichkeit [illegible] vom Originale empfohlen wird.

Vertauft [illegible] Andeutungen, mit dem Vorbehalte, auf den Gegenstand nächstens zurückzukommen, da nicht nur noch gar manche im Katalog verzeichnete Bilder ausstehen, sondern auch außer diesen viele andere ausgezeichnete Beiträge erwartet werden.

Die früher gewöhnlich mit den ausgestellten Produktionen der bildenden Kunst in Zusammenhang gebrachte Ausstellung industrieller Leistungen fand schon im vorigen Sommer erst nach einer zweijährigen Pause statt. Die Industrieausstellung des letzten Jahrs rechtfertigte auch dieses Pausiren durch wesentliche Vorzüge vor den frühern Ausstellungen industrieller Gegenstände zu sehr, als daß das Publikum, welches sich diesmal fruchtlos nach ihnen umsieht, darüber zu klagen Ursache hätte. Das nächste Jahr verspricht um so gewisser im Voraus die Kennzeichen bedeutender Fortschritte des inländischen Fabrik- und Gewerbbetriebs, da von Seiten des Ministeriums des Innern, unter dessen unmittelbare Leitung dieser wichtige Gegenstand nunmehr gestellt worden, mit ungemeiner Umsicht Alles geschieht, um der Landesindustrie freie Bahn zu machen und sie, theils durch Anschaffung und Aufstellung neuer Muschinen des Auslandes und sonstige Unterstützung, theils durch zweckmäßige Einrichtung und Umgestaltung der Industrieschulen befördern zu helfen. — Neben der Calberla'schen Zuckerraffinerie in Dresden (der einzigen im Königreiche Sachsen), deren verdienstvoller Unternehmer lange Zeit einen gewaltigen Kampf mit widrigen, hauptsächlich aus der frühern Accisabgabenverfassung herrührenden Umständen zu bestehen hatte, ist, seit dem diesem Fabrikzweige sehr wohlthätig gewordenen Beitritte Sachsens zum Zollvereine, neuerlich bereits eine zweite, in dem benachbarten Meißen entstanden, und alle Hoffnung da, daß noch mehrere wohlthätige, industriöse und unterrichtete Entrepreneurs den für ähnliche Anstalten so günstigen Zeitpunkt nicht unbenutzt lassen werden. Einen zweifachen reellen Nutzen für das Land sowohl, als den Unternehmer bietet diese Fabrikation dar, wenn sie nicht bloß auf indisches Zuckerrohr sich beschränkt, sondern hauptsächlich auf die Benutzung der Runkelrübe gegründet wird, durch welche sie namentlich Frankreich bereits die bedeutendsten Vortheile verschafft. Schon vor Jahren ging der umsichtige Calberla mit einem Vorsatze dieser Art um. Er scheiterte aber an der geringen Empfänglichkeit des Landmanns für den, doch so lohnenden Ertrag des Runkelrübenbaus. Neuerlich scheint jedoch auch der Landmann hie und da bereits anzufangen, seine Aufmerksamkeit auf die Runkelrübe zu richten, und den Aufforderungen der Fabrikunternehmer hierin freundlicher entgegenkommen zu wollen.

Der Name Schröder-Devrient, den vor Kurzem der Thorzettel aussprach, war ein elektrischer Schlag schöner Hoffnungen für alle Bühnenfreunde. Leider erwies er sich gar bald — um mit Jean Paul zu reden — als ein Morgenroth, dem keine Sonne folgte. Die Gefeierte war nur in dem einen Thore erschienen, um bald darauf durch ein anderes ihre Reise nach dem Gesundbrunnen fortzusetzen, von dem sie ihre Genesung erwartet. Eine Posse: „das Reich der Weiber oder die verkehrte Welt," von Gener, hat bereits mehrere Male das von der Hitze ganz erschöpfte Bühnenpublikum durch die Derbheit ihrer Witze und Späße in's Leben zurück galvanisirt.

Das zu Anfang des August jedes Jahr wiederkehrende achttägige große Volksfest, das Vogelschießen, vom schönsten blauen Himmel begünstigt, erhielt diesmal dadurch eine besondere Auszeichnung, daß zur allgemeinen Freude der König und dessen ganzes Haus sogleich am ersten Nachmittage zur Theilnahme an dem Schießen dort erschien.

Beilage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 212.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 4. September 1835.

— Und ich verliebt, bei Gott!
Was? ich? ich liebe, schmachte, such' ein Weib!

Shakespeare.
Verlorne Liebesmüh'.

Die Begegnung.

(Fortsetzung.)

Als ich im Wirthshause ausstieg, hatte ich mich so in meine Phantasien eingelebt, daß mir war, als bestelle ich Quartier für meine Frau. Ich ließ mir die leeren Gastzimmer zeigen; eines schien mir am geeignetsten, denn es war den Morgen gewaschen worden, der Boden war noch ein wenig feucht, und ich konnte ihr daher mit Anstand anbieten, in dem meinigen zu soupiren. Ich ließ aufräumen, lüften, räuchern, und war endlich so weit, daß ich sie empfangen konnte; aber sie kam nicht. Sollte sie in den Hirsch — nein, nein! rief ich — die Sonne ist ihr Aushängeschild, denn sie ist selbst freundlich, wie die Sonne. Indem rollte ein Wagen heran — sie war es, sie stieg wieder aus. Wie mir dies Aussteigen bei jeder Wiederholung interessanter wurde! Ich ging ihr entgegen.

„Nun, Sie haben mich doch in die Sonne beschieden?“ sagte sie wieder mit dem Ausdruck, der sich nicht malen läßt. Ich konnte ihr nichts erwidern, sie nur dankbar ansehen. Dann brachte ich mein Anliegen vor, sich's einstweilen auf meinem Zimmer gefallen zu lassen, damit der feuchte Boden des ihrigen noch besser austrockne vor dem Schlafengehen. Ohne Ziererei und dankbar ward es angenommen. Die macht einem das Leben leicht! dachte ich. Dann schlug ich vor, den schönen Abend zu benutzen, um den Dom zu besehen. Sie war's zufrieden, die Kinder jubelten. Wäre ich jemals zuvor da gewesen, ich hätte es gewiß nicht proponirt; das war eine wahre Marter für meine alten Knochen, und doch wollte ich so gern in einigermaßen vortheilhaftem Licht erscheinen. Die Kinder sprangen den steilen Berg hinan und die unzähligen Stufen der steinernen Treppen, als wäre es gar nichts. Sie war nicht ganz so flink, sie sah mich schelmisch an und sagte: „ein hübscher Weg, den Sie mich da führen!“ Was wollte ich thun? Ich mußte ihr den Arm bieten, und sie nahm ihn zu meinem Schrecken an; aber — sie war ein Engel, statt sich meiner als Stütze zu bedienen, zog sie mich mit hinan. Endlich hatten wir den Hof erreicht, und ich glaubte mich am Ziele, aber nein, nun sollte das Steigen erst recht beginnen. Die Kinder hatten von der Aussicht auf dem Thurme gehört, und da half nichts, wir mußten hinan. — Ich schweige von diesem Aufgang in den Himmel; vor ein paar Tagen noch hätte ich denjenigen für verrückt erklärt, der mir proponirt hätte, eine solche Arbeit, ein solches Wagniß zu bestehen; ich hätte die Ausführung für rein unmöglich gehalten. Aber — was das Herz nicht vermag! ich war an ihrer Seite zehn Jahr jünger geworden, und es ging. Und welch ein Lohn wartete meiner!

Oben auf dem kleinen, durchbrochenen Thurm (der große ward vom Blitz getroffen und stürzte zusammen) ist eine der herrlichsten Aussichten, die Sachsen aufzuweisen hat. Wenn die Menschen nur für ein besseres Geländer gesorgt hätten; stark genug ist es, von dicken, gehauenen Steinen, aber auch durchbrochen und die Mittelöffnungen in jedem Fach so weit, daß die lieben Kinder bei jedem unvorsichtigen Schritt hinunterstürzen konnten. Den Anblick konnte ich nicht ertragen; auch meine Fremde ward ängstlich und trat von der Brüstung zurück, um die Kinder zu halten. Um ihr den Genuß unverkümmert zu erhalten und, aufrichtig gesprochen, weil mich die ermüdeten Beine kaum mehr tragen wollten, sagte ich: „Lassen Sie mir die Kinder, meine Gnädige; sehen Sie, ich bin selbst ein wenig schwindlig, da will ich mich hier niedersetzen und die Kleinen zu mir nehmen. Wir sehen dann durch die Oeffnungen in's Weite, und Sie mögen ungenirt am Rande stehen und in die Tiefe hinabschauen und uns erzählen, wie es da aussieht." — „Allerliebst," sagte sie; „hier rechts die Stadt mit ihren unregelmäßigen, hügeligen Straßen und alterthümlichen Gebäuden, deren höchste Giebel zum Theil noch in den Strahlen der untergehenden Sonne erglühen, dann tief unten die massive Brücke über dem schönen Strom, und diesseits das Leben auf demselben, die Schiffe und Kähne, die Pferde, die in die Schwemme geführt werden, die kleinen Buben, die nackend in's Wasser laufen und die Enten vor sich hertreiben. Alles freut sich der schönen Gotteswelt und sieht so glänzend sonntäglich aus in dem röthlichen Abendschein, so frisch und rein nach dem Regen. Und nun die Ferne! Sehen Sie nur drüben die herrlichen Weinberge mit den unzähligen Terrassen und Häuserchen, und den durchragenden Felsenmassen, dann das ferne Thal zwischen den Bergen und Hügeln, mit all den Schlössern, Kirchthürmen, Dörfern und einzelnen Landhäusern — und der prachtvolle Hintergrund! — Was mögen das für hohe Berge seyn?" — „Das ist die sächsische Schweiz, und gleich darunter sehen Sie die Dresdner Thürme über die Weinberge emporragen." — „O Mama!" rief die älteste Tochter; „wie schön ist es doch hier oben in Gottes freier Welt!" Und in dem Augenblicke tönte von unten herauf ein wahrhaft himmlischer Gesang. Im Dom war Betstunde. Da standen wir hoch oben in der reinen Himmelswölbung, und wer nicht blind war, der sah Gott in seiner herrlichen Schöpfung, und tief unter uns im Erdenthal betete der Mensch den Himmlischen an, und die glockenreinen Töne der betenden Sänger drangen herauf zu uns, hinauf zu Ihm — Er hat sie gewiß vernommen! — Es war die vollendetste Andacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Wasserfahrt des Königs von England nach Greenwich, am Jahrestag der Schlacht von Abukir.

(Fortsetzung.)

Solche Erinnerungen gingen von Mund zu Mund durch die Reihen der Tausende, die Zeugen der königlichen Wasserfahrt nach Greenwich zu seyn wünschten; sie waren mächtig genug, die Gefühle von Unzufriedenheit zu bewältigen, denen das Londoner Volk beim Erblicken Wilhelms und Adelaidens bisweilen Raum gibt; die Vergangenheit besiegte die Gegenwart, man vergaß, daß der König nicht Freund der Minister ist, welche das Volk durch seine Repräsentanten ihm aufgedrungen; man vergaß, daß die Königin nicht Freundin der Reformen ist, unter denen ihre Lieblinge, die Tories, leiden; man sah in der Königin die Gefährtin ihres Gemahls, und in dem Könige den Herrscher, der Sinn zeigt für einen der herrlichsten Triumphe englischer Tapferkeit, und man dankte ihm, daß er zur Fahrt nach Greenwich einen Tag gewählt, an welchem Viele von denen geblutet, die jezt in gemächlicher Ruhe dort ihrer lezten Stunde entgegen gehen; denn allgemein war es bekannt, daß der Gedanke, gerade an diesem Tage Greenwich zu besuchen, und die Fahrt, damit Alles zum Zwecke stimme, zu Wasser zu machen, vom Könige selbst ausgegangen sey, und es bedarf ja von Seiten eines Fürsten nur wenig, die Gunst des Volks sich zu gewinnen. Sobald des Königs Entschluß dem Lord Mayor als Konservator der Themse angezeigt worden war, verlor dieser keinen Augenblick, nicht bloß die nöthigen, sondern auch die glänzendsten Anstalten zu treffen. Die Themse bespült die Ufer der City; in der City herrscht der Lord Mayor, und Henry Winchester, wie jezt diese oberste Magistratsperson heißt, ist so ganz jeder Zoll ein König, daß er durch weniger Thun gewiß gemeint hätte, an der eigenen Würde zu freveln. Während er daher im Laufe seiner einjährigen Regierung die Vorsteher der Innungen mehr als einmal, wenn er glaubte, daß sie Eingriffe in seine Prärogative wagten, gewaltig en bagatelle behandelt hat, ließ er jezt, wo er ihrer Mitwirkung bedurfte, sich herab, eigenhändig an sie zu schreiben und sie dringend aufzufordern, nichts zu verabsäumen, um dem König und der Königin die Huldigungen ihrer Ehrfurcht darzubringen. Die Innungen gaben seiner Bitte Gehör, weniger wohl, um ihm, als um den königlichen Gästen zu gefallen; denn nie dürfte einem Lord Mayor öfter und eindringlicher als dem gegenwärtigen gesagt worden seyn, daß seine Wahl ein entschiedener Mißgriff gewesen und er in Betreff einer Wiederholung derselben ganz ruhig schlafen könne. Die großen und reichen Innungen

waren schnell gerüstet, das Ihrige zu dem glänzenden Schauspiele beizutragen, und ihre Barken, festlich mit bunten Flaggen geschmückt, und jede mit Musik versehen, sammelten sich zu früher Stunde in der Nähe von Whitehall, sich von hier dem Zuge anzuschließen. Auch hatte der Lord Mayor nicht vergessen, durch strenge Befehle an alle Dampfschiffe, von einer gewissen Stunde an nicht zwischen London und Greenwich zu laufen, den Fluß von störenden, oft Gefahr bringenden Hemmungen frei zu machen. Bald nach zehn Uhr sezte die Staatsbarke der City, in welcher die Aldermen, die Sherifs, die Untersherifs, der Stadtschreiber und viele Unbedienstete, unter denen der Sohn des verstorbenen Tippoo Said und — nicht zu vergessen — manch liebliches Frauenbild, sich von der Southwarkbrücke aus in Bewegung, begleitet von den Staatsbarken der Goldschmied-, Messerschmied-, und Papierhändlerinnungen (Stationers). Da dies als Zeichen der nahenden Ankunft der königlichen Herrschaften galt, so drängte sich nun Kopf an Kopf, den Aufzug zu sehen. Dichte Massen bedeckten die Brücken, zahllose Gondeln tanzten auf dem Flusse, alle bunt und reich gefüllt, verschiedene Wasserklubs waren versammelt, das Fest mit ihrer Gegenwart zu schmücken, fast alle dem königlichen Themse-Yachtklub gehörenden Yachten feierten die Ankunft des Königs, der den Klub patronisirt, alle Balkons, alle Fenster, alle Kais waren besezt, in wolkenfreiem Aether hing die goldene Sonne, und ein milder Lufthauch kühlte die Hize des Tages.

Mit zahlreichem Gefolge verließen die Majestäten gegen eilf Uhr in neun Wagen den alten St. Jamespallast, ihnen voran eine Abtheilung der prächtigen Leibgarde. Eine aus dreihundert Mann gebildete Ehrenwache mit voller Musik und des Königs Fahne bildete unter Befehl des Obersten Bowater eine Haie von den Horseguards bis zu den Whitehalltreppen, und lauter Jubelruf begleitete die Auffahrt an diesen zur Einschiffung bestimmten Ort. In dem Augenblicke, wo beide Majestäten das für sie auf des Königs ausdrücklichen Befehl herbeigebrachte große Boot des zu Sherneß stationirten Ocean bestiegen, wurde die königliche Flagge aufgezogen, Kanonen donnerten, Glocken läuteten und alle Musikbanden spielten: den König segne Gott. Inzwischen hatte die Staatsbarke der City, um dem Aufzuge als Anhaltpunkt zu dienen, in der Nähe der Waterloobrücke Anker geworfen, und der Lord Mayor unmittelbar nach Empfang der Nachricht, daß ihre Majestäten im Begriff seyen, sich einzuschiffen, begleitet vom Wasserbailiff, sich in dessen Schaluppe begeben, um als Konservator des Themseflusses seinen Posten vor des Königs und der Königin Boote einzunehmen. Bis zur Fahrt durch die Bogen der neuen Londonbrücke bewegte sich der Zug, verhindert von den andern Brücken, die er bis dahin passiren mußte, nicht ganz in der vorgeschriebenen Ordnung; dann aber, wo des Lord Mayors Befehl jedes Hinderniß beseitigt hatte, trat dieselbe folgendermaßen ein: Die Themsepolizei. — Ein Hafenmeister. — Die vier Abtheilungen der Seesocietät. — Ein Hafenmeister. — Barke der Messerschmiedinnung. — Barke der Papierhändlerinnung. — Ein Hafenmeister. — Barke der Krämerinnung. — Barke der Goldschmiedinnung (von welcher der König Obermeister ist). — Ein Hafenmeister. — Staatsbarke der City. — Musikschiff. — Viceadmiral Fleming, Kommandeur auf dem Medway. — Kapitän Dillon, Befehlshaber des Russells. — Kapitän Warren, Oberaufseher des Woolwich Arsenals. — Sir John Hill, Oberaufseher des Deptford victualling yard. — Kapitän Ellice, Befehlshaber des Oceans. — Der Lord Mayor. — König und Königin. — Admiralität. — Die vier Abtheilungen des königlichen Gefolgs. — Die Mitglieder des Admiralitätshofs.

(Der Beschluß folgt.)

Sandlieder.

Von Ferdinand Freiligrath.

5.

Gleich' ich dem Strome, welcher, tief
In einem Waldgebirg entsprungen,
Durch Länder und durch Reiche lief,
Und bis zum Meere vorgedrungen? —

O, thät' ich's! — Mann geworden jezt,
Begrüßt den Braus des Meers der seine,
Und doch in ew'ger Jugend nezt
Sein Quell die Wurzeln heil'ger Haine.

6.

Ob meinem Haupte ziehn
Drei Möven, schwer und träg.
Ich schaue nicht empor,
Doch kenn' ich ihren Weg.

Denn auf den Körnern, die
Im Sonnenscheine glühn,
Fließt flügelausgespannt
Ihr schwarzer Schatten hin.

Und eine Feder fällt
Herab, daß diesen Tag
Ich Sand und Mövenflug
Damit beschreiben mag.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, August.

Italienische Schauspielkunst.

Eine Eigenthümlichkeit, welche alle italienischen Schauspieler von ihren Kunstgenossen in andern Ländern charakteristisch unterscheidet, ist, daß alle durchweg improvisiren. Es ist hier nicht von einzelnen, zufälligen Aeußerungen die Rede, welche der Schauspieler überall, gelegen oder ungelegen, aus dem Stegreif in seine Rolle verflicht, sondern von der Darstellung der Rolle im Allgemeinen. Nach dem Stand der Dinge im hiesigen Lande liegt es bei untergeordneten Personen in der Natur der Sache. Da jede noch so unbedeutende Stadt hier ein Theater, einen Karneval, wo möglich eine Oper, und will sie nicht ganz auf ererbten Ruhm Verzicht leisten, wenigstens ein Schauspiel haben muß, so versteht es sich von selbst, daß eine Menge Volks zusammengebracht wird, das dem größten Theile nach nicht im Mindesten zur darstellenden Kunst berufen ist. Da nun das Wort „bello" hier noch sehr häufig den sittlichen und geistigen Maßstab für den Menschen abgibt, so wird zuerst auf Alle Rücksicht genommen, welche durch ein vortheilhaftes Aeußere sich auszeichnen, dann die Stimme erprobt und darnach die Klassifikation vorgenommen. Dies ist im Allgemeinen wenigstens die Art, wie Rollen zweiten und dritten Ranges besetzt werden; für die ersten sucht man gewöhnlich zwei Subjekte, die entweder schon früher an demselben Ort mit Beifall auftraten, oder durch einen ihnen vorangehenden Ruf auf eine günstige Aufnahme rechnen können. Es ist nun bei der geringen Bildung, welche die Klassen (den eigentlichen mezzo celo) charakterisirt, aus denen Thalia sich ihre Jünger zu wählen hat, nicht anders denkbar, als daß Partien von nicht geringem Umfang oft Leuten zufallen, die weder lesen noch schreiben können. Man liest ihnen also die Rollen einige Male vor, sie lernen sie, so gut es gehen will, auswendig, überlassen sich dann ihrem guten Glück, ihren Mitspielern, und namentlich dem Manne vor den Lampen, der hier gewöhnlich nicht durch den Schirm dem Publikum unsichtbar gemacht wird, und oft so thätig mitarbeitet, und oft so laut schreien muß, daß er nur sehr uneigentlich Souffleur genannt werden kann. Dafür hat er denn die Ehre, auf dem ersten Theaterzettel mit aufgeführt zu werden, und verdient dies in keinem Lande mehr als hier, wo er an Einem Abend oft die Skala aller Rollen, von der Phädra bis zur Zofe, vom Theseus bis zum Pädagogen durchzuspielen hat. Da der italienische Städter Verstellung und Intrigue zu einer gewissen Virtuosität auszubilden Gelegenheit hat, so mag dies, nebst einer alten, eigenen Beweglichkeit und Biegsamkeit, erklären, daß man sich im Ganzen noch erträglich genug in seine Aufgabe hineinfindet, sie wenigstens nicht, wie dies in Deutschland unter solchen Verhältnissen sicher der Fall seyn würde, so löst, daß Alles dadurch gestört und über den Haufen geworfen wird. Im Verfolg fällt natürlich die Unsicherheit weg; der Zufall aber, das Publikum, Humor und Laune erhalten sie so in ihrer Improvisation, daß sie dem Zuschauer oft große Reden, so zu sagen, unter der Hand verändern, und die ungeübten Mitspieler ängstlich genug auf das Stichwort warten lassen. Die ältern Komödien des italienischen Theaters gewähren hiezu Spielraum genug, und die neuern Sachen, namentlich die Uebersetzungen fremder Originale, sind meistens so unbedeutender Art, daß der Zuschauer sich diese Veränderungen, diese freie Handhabung des Vorliegenden, und diese Natürlichkeit eines irgend wie hingerissenen Gemüths mit Freuden gefallen läßt. Natürlich modifizirt sich dies, wenn wir auf die darstellenden Künstler ersten Ranges kommen; die Sache nimmt scheinbar eine andere Gestalt an. Man wird aber bei einiger Beobachtung und einiger Kenntniß in diesem Fach in der Internari und der Pelzeth eben so deutlich die nur veredelte Substanz von dem eben Angedeuteten erkennen, als man überzeugt seyn kann, in entlegenern Gegenden Italiens nicht allein die Ueberbleibsel, sondern die treuesten Urbilder früherer Zeiten in der jetzigen Italienerin zu erblicken. Es kann auch nicht anders seyn; man werfe einmal einen Blick auf den durchaus feststehenden, mechanischen Schematismus, nach welchem alle Werke der Dichter und alle Talente der Schauspieler klassifizirt werden; da sind es Väter, Tyrannen, erste Dame, erster Liebhaber, Zofe u. s. w. Die Schwierigkeit, welche sich oft dadurch erhebt, daß eine Rolle unter mehrere dieser Abtheilungen rubrizirt werden kann, wird höchstens so lange beachtet, als die Schauspieler darüber unter einander uneinig sind; haben sie den Zank gütlich ausgeglichen, ist der Impresario zufrieden. An eine Abstellung dieses Unsinns zum Besten der Kunst wird schon deßwegen nicht gedacht, weil man sich ohne ihn beim Engagement schwerer über die Preise verständigen würde. Dieses Schema nun, und eine nach demselben schon seit Jahr und Tag für jede Rolle feststehende, bis in die Einzelnheiten ausgebildete Weise des Vortrags (man braucht z. B. die Erzählung des Pädagogen vom Tode des Hippolyt in der Phädra, um die Nüancen des Schreckens zu fixiren) liegen vor; wie wäre dies nicht zu bequem, zu einladend für eine Italienerin, als daß sie noch ihre Rolle in alle Details verfolgen, auf diesem Umwege sie wieder schaffen, und so ein solches Verständniß derselben zeigen sollte, wie jene erste Schauspielerin Deutschlands dies vor mehreren Jahren in ihrer Auseinandersetzung der Becherscene in der Shakespeareschen Julie eröffnete? Wie die Sachen stehen, ist hier kein Ausweg: entweder sie werden bloße Theatermaschinen, und schlagen alle sich irgend ähnliche Rollen über Einen Leisten, oder sie überlassen sich, wie dies die Bessern thun, ihrem glücklichen Naturell, fassen die Aufgabe ganz in allgemeinen Umrissen vorher auf, und improvisiren die nähere Durchführung derselben bei der Darstellung. Es ist schwer zu sagen, was geistreiche Frauen, die sich sonst keine Mühe verdrießen lassen, verhindert, sich vorher von Allem Rechenschaft zu geben, und sie abhält, sich so über den in ihren Leistungen fast immer merkbaren Widerspruch zwischen dem Schema und ihrem gesunden Talent zu erheben. Ich glaube nicht, daß man dies allein auf Rechnung der Trägheit setzen darf; vielleicht ist mehr als dies ein beschränkter Künstlerstolz daran Schuld, der auf diese Weise dem Genius Fesseln anzulegen fürchtet. Sie wissen nicht, wie die Erfahrung diese Anmaßung Lügen straft. Es war gerade jene Becherscene in Romeo und Julia, von der Krelinger dargestellt, welche den großen Talma bei seiner Anwesenheit in Berlin zu jener Aeußerung hinriß, in dieser Darstellung werde das Höchste geleistet, was die tragische Kunst möglicherweise erreichen könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 213.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 5. September 1835.

Denkt euch, ihr sahet den wohlversehn'nen König
Sein Königthum einschiffen, sein Geschwader
Den jungen Tag mit seidnen Wimpeln fächeln.

Shakespeare.

Die Wasserfahrt des Königs von England nach Greenwich, am Jahrestag der Schlacht von Abukir.

(Beschluß.)

Es mochte ziemlich zwölf Uhr seyn, als der Aufzug die Londonbrücke passirte. Die von hier aus, ein Mastenwald, längs der beiden Ufer liegenden Schiffe, unter ihnen besonders die Dampfboote, waren prächtig mit den Flaggen und Wimpeln aller Nationen, mit Aufschriften und Signalen geschmückt; viele waren voll bemannt. Von allen benachbarten Thürmen wehten Fahnen und Flaggen, und der ohne Unterlaß brummende Donner der Kanonen, und das ohne Unterlaß rollende kleine Gewehrfeuer, und das durchtönende Läuten der Glocken, und das Hurrahgeschrei der Menge, und das überall wogende Leben — an Lärm und Aufregung war dies ein hinreichend betäubendes Bild der Schlacht bei Abukir. Auf den Mauern des Tower stand die Besatzung in Parade, das Gewehr präsentirend, und ihre Musik spielte God save the king. Die Werfte, Docks und alle zur Schifferei gehörigen Gebäude waren dicht mit Zuschauern besetzt; beide Ufer hatten einen Feiertag. Und ohne Unterbrechung, überall mit lautem Jubel begrüßt, steuerte der Aufzug seine Bahn, denn so gemessen und so streng hatte der Lord Mayor befohlen, und so streng war allseitig der Gehorsam, daß, so weit das Auge von den Schiffen aus den Fluß hinab trug, es nicht den kleinsten Nachen den Fluß kreuzen sah. Bei Deptford waren die Marinesoldaten aufgestellt, und die Zöglinge der Seesocietät hatten die Raaen der Iphigenia bemannt, und gaben, als die Majestäten vorüberfuhren, drei mörderische Salven von Lebehoch. Dabei hingen sie mit so edler Verwegenheit, und doch mit so zierlichem Anstand in dem verschlungenen Tauwerk, daß das Ganze einen glänzenden Anblick gewährte. Aber einen wehmüthigen Kontrast mit diesem jungen, frischen Seemannsleben bildete gleich darauf der Dreadnought, der Fürchtenichts, ein Hospitalschiff der Seeleute, mit seinen invaliden und verkrüppelten Bewohnern, deren krankhaft bleiche Gesichter aus den Kajütenfenstern sahen.

Als der Zug in Greenwich ankam, eröffnete sich eine neue, imposante Scene. Im dortigen königlichen Hospital, wie die großartige Versorgungsanstalt sich nennt, war jedes, auch das kleinste Plätzchen besetzt, von welchem ein Blick auf den Fluß möglich war. Aus allen Fenstern der Nachbarschaft schauten neugierige Augen, und selbst die Dächer trugen derselben eine Menge. Auf beiden Seiten des Gebäudes waren die Pensionäre aufgestellt, im Mittelpunkte stand die Ehrenwache. Die Staatsbarken

bildeten jezt einen Halbkreis. Die zahllosen Dampfschiffe und Fahrzeuge aller Art, die sich dem Zuge angeschlossen hatten und dicht besezt waren, legten bei. Das Kriegsschiff, der Salamander, hatte seine Raaen bemannt und alle Flaggen aufgezogen; der ganze Horizont war mit Tausenden von Schaulustigen umkränzt, und in allen Richtungen ruderten Schaaren von Booten. Unmittelbar zur Rechten der nach dem Hospital führenden Stufen waren zwei Banner aufgepflanzt, das eine mit der Inschrift: Willkommen König und Königin, das andere mit den Worten: Lange lebe der König. Mehrere Boote von Kriegsschiffen, der königlichen Schaluppe gleichsam als Leibwache dienend, zogen ab, und unter donnerndem Beifallsrufe gingen König und Königin an's Land. Zu gleicher Zeit begrüßte eine Artilleriesalve vom Einbaumhügel die Ankunft der königlichen Gäste, die nun am Ufer von Sir Thomas Hardy, dem Gouverneur der Anstalt, dem tapfern Gefährten des unsterblichen Nelson, und von allen dort angestellten Offizieren empfangen wurden. Unmittelbar nach den Majestäten von Großbritannien landete die Citymajestät, der Lord Mayor, und man versichert, daß Lezterer ihre Ebenbürtigkeit einigermaßen vergessen habe, als jene sie freundlich gebeten, in ihrer Nähe zu bleiben. Das Erste, was die hohen Herrschaften nebst ihrem Gefolge vornahmen, bestand darin, daß sie sich in die Zimmer des Gouverneurs verfügten, wo auf zwei Tafeln ein glänzendes déjeuner à la fourchette aufgetragen war. Hierauf inspicirte der König die Veteranen von Abukir, einhundert und sechs an der Zahl, redete sie mit vieler Herablassung an, fragte manchen Einzelnen, unter wem und auf welchem Schiffe er an jenem großen Tage gefochten, und erntete dafür einen seemännischen Dank. Demnächst hielt er es nicht unter seiner Würde, drei Matrosen zu besuchen, die von Kapitän Cooks Schiffsmannschaft einzig noch übrig, allein so alt und schwach sind, daß sie ihren jüngern, meist siebzigjährigen Kameraden sich nicht hatten anschließen können, weßhalb der König zu ihnen ging. Ich weiß nicht, wie das den Lesern gefallen wird, ich aber ertappte mich, als der König aus den Zimmern herab kam, zum ersten Male bei unwillkührlichem und daher gewiß herzlichem Einstimmen in den enthusiastischen Gruß der weatherbeaten saylors. Nachdem hierauf die ganze königliche Gesellschaft die große Seegemäldegallerie in Augenschein genommen und im sogenannten Löwenzimmer den stattlichen Löwen, der dem Schiffe, in welchem Lord Anson die Welt umsegelt hat, als Brustbild gedient, einer längern Betrachtung gewürdigt hatte, verfügte sich der König nach dem Rathszimmer, daselbst die Autoritäten von Greenwich zu empfangen, und die Adresse, mit welcher sie gerüstet anrückten, indem es ohne eine solche in England nun einmal nicht abgeht, von ihnen entgegen zu nehmen. Wir brauchen die Adresse nicht zu lesen; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß sie im höchsten Grade loyal ist. Endlich wurde der Befehl zum Einschiffen gegeben. In der frühern Ordnung kehrte der Zug nach London zurück und kam gegen sechs Uhr an den Stufen von Whitehall an, wo, nach den tiefen Bücklingen und dem freudestrahlenden Gesichte der Citymajestät zu urtheilen, beide englische Majestäten ihr über die Art der getroffenen Anstalten viel Schmeichelhaftes und Schönes gesagt haben müssen. Mag indessen der Lord Mayor seyn, wie er will, gewiß ist, daß er gut traktirt. Am Bord der Staatsbarke der City war auf seinen Befehl, und natürlich auf seine Kosten, für sämmtliche Anwesende eine Collation aufgestellt, die an Glanz und Reichthum mit Sir Thomas déjeuner in Greenwich sich vollkommen messen konnte. Ich vermag nicht zu sagen, ob der Lord Mayor in Folge seines Amtes, oder vielmehr in Folge der verschiedenen tausend Pfund Sterling, welche er davon bezieht, zu solcher Generosität verpflichtet ist. War er es, so hat er seiner Pflicht redlich genügt, und war er es nicht, so verdient er um so rühmlichere Anerkennung, je besser er wissen mußte, daß unter den Anwesenden sich auch solche befanden, die ihm während seiner Regierung das Leben schwer und den Verdienst sauer gemacht haben. Noch mehr Dank aber verdient er für die gemessene Strenge seiner, die Erhaltung der Ordnung betreffenden Befehle; denn was namentlich in London so oft einen Mißklang in die öffentliche Freude und Störung in Festlichkeiten bringt, Verstümmelung oder Verlust von Leben, davon weiß die Geschichte der königlichen Fahrt nach Greenwich nichts zu erzählen, und daß dem so ist, dafür ist London dem Konservator des Themseflusses Dank schuldig.

Obgleich, was ich jezt an die Greenwicher Wasserfahrt anschließen will, mit derselben in keiner andern Verbindung steht, als daß dort von einem englischen Seesiege die Rede war, hier von einem englischen, von den Preußen sogar bestrittenen Landsiege die Rede seyn soll, so ist das doch für eine Skizze der Art ein vollkommen ausreichendes Band, und demgemäß führe ich an solchem die Leser von Whitehall nach Hyde-Park, an dessen Eingange ihnen Apsley-Haus auffallen wird, wie Wellingtons Wohnung sich nennt. Wir wollen uns jedoch weder bei dem Aeußern derselben, noch bei der darin enthaltenen Gemäldesammlung verweilen, sondern unmittelbar in den Bankettsaal eintreten. Es ist der neueste Jahrestag der Schlacht von Waterloo. Wellington will ihn hier mit siebenzig seiner Kampfgefährten und in Gegenwart des Königs feiern. Welche Anstalt ist also getroffen? — Man denke sich einen Saal, zweihundert Fuß lang und achtzig Fuß breit, die Gardinen von schwerer, gelber Seide, die Wände mit den auserlesensten

Gemälden alter Meister behangen, das Deckgetäfel und die Kranzleisten verschwenderisch vergoldet, und zwischendurch oval geschnittene Platten des reinsten Spiegelglases eingesezt. An beiden Endpunkten steht ein Credenztisch aus englischem Eichenholze, und darauf sechs silberne Schilde von kolossaler Größe und reich vergoldet, Embleme von des Herzogs Siegen, ein Geschenk der gekrönten Häupter Europas. Auf der Tafel, die Lichter zu tragen, erblicken wir fünf Dreifüße, zwei von weißem carrarischem Marmor, ungefähr sieben Fuß hoch, auf künstlich in Ormoulu geschnittenen Greifen ruhend, und drei von massivem Gold, zwar niedriger als jene, aber prachtvoll gearbeitet, ein Geschenk der Bürger Londons, in kühnem Relief und fast in Lebensgröße einen Krieger aus jedem Regimente zeigend, das in der Schlacht sich ausgezeichnet, die Fahne in der Hand. Dazwischen prangt eine Vase vom reinsten Gold, eine Huldigung des englischen Adels, das von den Garden gebildete Viereck darstellend. Je bei dem zweiten Couvert steht ein Weinkühler von Meißner Porzellan, auf jedem ein vollendetes Gemälde irgend eines Gefechts oder eines ausgezeichneten Generals, das Ganze alle Siege des Herzogs und derer, die daran Theil genommen, in Indien, auf der Halbinsel und bei Waterloo umfassend. Im Verhältniß zu dem Beschriebenen steht natürlich alles Tafelgeschirr, von den Suppenterrinen bis herab auf die Salzfässer, deren Krystall auf dem Rücken silberner Elephanten ruht, und damit auch Niemand vergesse, wem eigentlich Wellington alle diese reichen Gaben und die Fülle seines Ruhms verdanke, so wollen wir im Fortgehen noch einen Blick werfen auf die am Fuße der Treppe unter einer Halle von gemaltem Glas aufgestellte, aus parischem Marmor in kolossaler Größe gearbeitete Bildsäule — Napoleons. W. S.

Die Begegnung.

(Fortsetzung.)

Auf dem Rückwege, der weniger beschwerlich war, hing sie vertraulich an meinem Arm; eine solche Stunde, zusammen durchempfunden, bringt die Menschen einander sehr nahe. Es war Nacht, als wir das Wirthshaus wieder erreichten, Coteletten und Bohnen erwarteten uns und schienen ihr zu munden. Mir wollte nichts schmecken, auch ward ich stiller und stiller. Sollte ich sie nun auf immer verlassen? sollte ich das Glück nur gesehen haben, um es auf immer zu verlieren? Und was war denn für mich auf immer? zehn, höchstens zwanzig Jahre. Aber gerade diese lezten Lebensjahre zu beglücken, hat der Mensch einen unwiderstehlichen Trieb. In der Jugend hat er Zeit genug, die Ersatz für Alles bringen kann, im Alter geizt er mit jeder Stunde; der Gedanke, daß es die lezte seyn könnte, liegt gar zu nahe. — Sie hatte unterdeß den Kindern das ihrige zugetheilt, und selbst ihr leichtes Mahl mit leichtem Herzen verzehrt. Endlich, da sie mich eben sehr freundlich ansah, faßte ich Muth und sagte: „Liebe gnädige Frau, ich reise, wie Sie wissen, meiner Gesundheit wegen, und meine Absicht war allerdings, geradewegs nach Karlsbad zu gehen; aber ich habe eine bestimmte Ahnung, daß mir die frische Sommerluft in der lieblichen Gegend und in Ihrer Gesellschaft wohlthätiger seyn würde, als alle Sprudel und Kreuzbrunnen der Welt. Sie sagten mir, daß Sie zunächst ein wenig in der Lausitz umherstreifen wollten; vergönnen Sie mir das Glück, Ihrer Wagenspur folgen zu dürfen.“ — Sie zögerte mit der Antwort. — „Ich bin ein alter, unverdächtiger Mann,“ fuhr ich fort; „auch ein Mann in Amt und Würden, mit einer Stellung in der Welt, die jeden Gedanken an einen sich aufdrängenden Abenteurer von selbst verbannen muß. Es zieht mich Ihnen nach; lassen Sie mir die Freude, Sie noch ein Weilchen zu beobachten, die Aeußerungen Ihrer liebenswürdigen Natur zu verfolgen. Es ist mir, als ob ich immer in einer schönen Gegend reiste, wenn ich Sie sehe und sprechen höre, so weich stimmt Ihr Wesen mein Gemüth, so zufrieden fühle ich mich in Ihrer Gegenwart mit mir und der Welt.“ — Sie sah mich gerührt an. — „Ja, guter Herr,“ sagte sie endlich, „lassen Sie uns zusammen reisen, wenn's Ihnen Freude macht. Und nun gute Nacht. Um vier Uhr erwarte ich Sie auf meinem Zimmer zum Frühstück.“

Punkt vier Uhr klopfte ich an ihre Thüre; ein munteres „herein!“ schallte mir aus den Kinderkehlen entgegen. Ich fand das Zimmer schon sauber und gelüftet, und frische Semmeln und Kaffee auf dem Tisch. Peter kam herein. „Gnädiger Herr, was soll denn nun mit den Pferden werden? Sie wollten ja von hier an Post nehmen.“ — „Ich habe mich anders bedacht, Peter. Wir bleiben zusammen; ich mache vor der Hand eine Lustreise nach der Lausitz, und will lieber die Pferde bei mir behalten.“

Peter sah mich mit einem Blicke des ungemessensten Erstaunens an; es war zum ersten Male, daß ein von mir ertheilter Befehl nicht unumstößlich war, wie das Evangelium. „Spann an, Freund!“ sagte ich barsch, um nicht verlegen zu erscheinen. Dann schlug ich meiner Fremden vor, mit mir in meinem bequemeren Wagen zu fahren, aber sie wollte sich von den Kindern nicht trennen, und ich tröstete mich, denn es hatte auch einen Reiz für mich, sie nur in den Absteigequartieren zu sehen, dort aber auch mit Sicherheit auf ihre Gesellschaft rechnen zu können. — Es war noch nicht fünf Uhr, als ich durch die schändlich gepflasterten Straßen

zur Elbbrücke fuhr. Drüben kamen mir ein Dutzend rüstiger Burschen mit Sensen entgegen; sie sangen vierstimmig, mit feierlicher Fröhlichkeit:

„Schon mäht der Landmann freudevoll
Der Felder Segen ab,
Den Segen, der uns nähren soll,
Den unser Gott uns gab.“

Wie ist der Mensch Morgens im Freien so hoffnungsvoll, so fröhlich und so dankbar gestimmt! — Die Sänger verschwanden, und ich war wieder allein in der entzückenden Gegend. Die Rosen waren in voller Blüthe, aber in dieser durchaus blüthenvollen Stunde machten sie keinen Haupttheil der Landschaft aus, sie stimmten eben nur in den Lobhymnus der ganzen Schöpfung ein und sendeten ihre Düfte als Zins in die Luft, die so rein war, daß es mir schien, als schwebten die Wohlgerüche sichtbar über jeder Blume. Auch die Lilien winkten über die Einfassungen der Gärten herüber, und die Häuser lagen ganz eingehüllt in dem sanften grünen Gewande des Weinlaubes und sahen mit ihren Fenstern wie aus züchtigen Mädchenaugen auf die Elbe, die ihren Gang nach dem Ocean im frischen Morgenwehen still und rasch fortsezte. Rechts von einer waldigen Höhe sah das schöne Siebeneichen auf das Paradies, durch das ich fuhr, hinab und verschönte die Landschaft, die es sich unterthan gemacht hatte. Weiterhin prangte noch ein Schloß in der Höhe, und andere guckten aus der verhüllenden Umarmung der Bäume hervor, welche die Berge des linken Elbufers bedecken und zieren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, August.

(Fortsetzung.)

Italienische Schauspielkunst.

In Deutschland, in mehreren Rollen der Schröder, in Wolfs Hamlet, in dessen Tasso und Orest ward und wird auch improvisirt, gibt man sich auch der augenblicklichen Begeisterung hin, aber um so freier und ungebundener, je weniger vorangegangene Studien und das Beherrschen der Aufgabe je einen Zweifel, je eine Unsicherheit zulassen. Obwohl die Italienerin in derselben Rolle jedesmal eine andere scheint, und dadurch das gute Vorurtheil einer proteusartigen Mannichfaltigkeit für sich erregen kann, so ist dies doch nur scheinbar; der Zufall und das bloße Ungefähr bringen sie heute zu diesen, morgen zu jenen Aenderungen, welche nur dazu dienen, die großen Umrisse in ihrer Einförmigkeit desto entschiedener herauszustellen. Große deutsche Schauspieler werden nicht durch den Augenblick so beherrscht und hingerissen, daß sie bald so, bald anders probiren; es sind dieselben Rahmen, und in ihnen dieselben Bilder, aber das Ganze von einem frischen, schaffenden Geiste belebt, der uns oft gesehene Werke als neue, als ewig andere vorführt. Ist die Schauspielkunst etwas Vernünftiges, besteht sie in einer nothwendigen Einheit zwischen Wort und Darstellung, so kann es nicht anders seyn; wie es nicht zweifelhaft bleiben wird, daß nur der deutsche, nicht der italienische Schauspieler im höhern Sinn des Worts ein Improvisator genannt werden kann.

Das Beispiel der Internari, welche mit Recht unter die ersten Künstler dieses Landes gezählt wird, kann dies klar machen. Sie gab diesen Winter hier einige Male die Phädra, für deren Darstellung Vergleiche mit deutschen Schauspielerinnen sehr nahe liegen. Von der Natur ist die Künstlerin im Ganzen glücklich ausgestattet; eine große, dabei volle Gestalt, eine durchgebildete, bei einer gewissen gedämpften Heiserkeit dennoch ausdrucksvolle Stimme qualifiziren sie ganz zu solchen Rollen. Ihr stark profilirtes Gesicht, ihre dunkeln Augen haben für Viele vielleicht eine zu große, Italienerinnen aber im Allgemeinen eigene Entschiedenheit des Ausdrucks; und doch steht die Internari, mit Ausnahme der Pelzelb, nordischen Köpfen am nächsten, deren allgemeinere Züge sich durch den Geist der Darstellenden je nach den verschiedenen Rollen zweckmäßig beleben. Die Stimme erinnert namentlich in Augenblicken heftiger Leidenschaft an die Wolf in Berlin, in sentimentalen Partien dagegen reicht sie vollkommen aus. Man begreift nicht, wie die Internari hier, wo man auf Kostüm viel zu halten vorgibt und antike Monumente stets vor Augen hat, es wagen kann, sich als Phädra so ganz neumodisch zu kleiden. Ihr weißes Untergewand, die darüber angebrachte robe, hinten herabhängende Bedeckung rufen nebst dem, ganz neuflorentinisch über dem Kamm befestigten Schleier eher eine Dame à la Maria Stuart, als eine Griechin aus der Heroenzeit in's Gedächtniß. Es gibt diese an sich unbedeutende Sache ein böses Augurium für eine buntscheckige, willkührliche Auffassung. Und wirklich, versucht man nun das, was in der Internari Phädra genannt wird, unter einen allgemeinen Gesichtspunkt zu bringen, bemüht man sich, das Pathos aufzufinden, welches die bedeutendsten Momente dieser Frau charakterisirt, und es mit Einem Namen zu benennen, so ist man in Verlegenheit, bis man denn einsieht, es gebe hier keinen solchen, ja, diese ganze Darstellung widerlege auf's Gründlichste den Gedanken an eine Einheit in dieser Rolle.

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

Nach dem Italienischen des Straparola.
(Notte. 1597.)

1.

Was nie ein Mädchen hat, was sie in ihrem Leben
Nie nehmen kann, und kann es doch dem Manne geben,
Dem ihre Liebe sie, dem ihre Hand sie schenkt:
Wer hat den scharfen Sinn, der dies Geschenk ausdenkt?

2.

Mit Liebe, mit Hoffnung, mit Herzensbegier
Ist geboren ein mageres, blasses Thier;
Das schönste, das sanfteste, frommste Gesicht
Verscheucht die zudringliche Bestie nicht.
Sie drängt an das Opfer sich an so fest
Wie Epheu, der von dem Stamme nicht läßt,
Sie ist mit Grausen nur anzuschau'n,
Ihr Kleid ein häßliches, schwarzes Braun;
Sie lebt vom Kummer, sie wächst im Schmerz,
Zernagt mit den Zähnen und frißt ein Herz.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 214.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 7. September 1835.

Euch hebt von alten Tagen
Das Lied den Nebelflor,
Da treten ihre Saaten
Im Farbenglanz hervor.

G. Schwab.

Deutsche Mährchen und Sagen.

Von Victor Strauß.

Als sich der stolze Adler von Hohenstaufen schwang,
Wie brausten deine Töne, mein heimischer Gesang,
So lieblich und so mächtig, von Minneluſt und Treu,
Von tapfern Waffenthaten, von schwerer Rach' und Reu.

Die Zeit von ihrem Rocken spann manch' Jahrhundert ab,
Die alten Meister schliefen im längſt vergeſſnen Grab;
Ihr Lied, es war verhallet in trüber, harter Zeit,
Wir suchten sie im Staube, dem man sie längſt geweiht.

Wir suchten sie — und fanden; es hat sie Gott bewahrt;
Sie steigen aus den Gräbern in stolze Reihn gepaart;
Die alten Sängerhelden sehn sich gebietend um,
Doch ach! die süße Lippe, dem Volke bleibt sie stumm.

Da forschet Er, deß Namen längſt keinem Ohre klang,
Er, der Siefriedens Ende, Chriemhildens Rache sang:
„Wir haben doch geſtreuet den Samen weit und breit;
Iſt er denn ganz verdorret in wilder, schlimmer Zeit?“

Ach, Manches iſt verloren, doch Alles nicht verdorrt,
Im lautern, stillen Herzen der Niedern lebt es fort,
In fromme Kinderſeelen empfangen, unverderbt,
Hat es vom Ahn zum Enkel ſich treulich fortgeerbt.

Der euch bewahrt, ihr Hohen, Er hielt auch ihn in Hut:
Das Mährlein und die Sage, ſie ſind der Samen gut.
Die Körner ſind geſtreuet, die Sonne ſcheint darauf,
Der ſüße Mai iſt kommen, ihr Blumen, thut euch auf!

Der Ferge.

Graf Hildbrand war's, ein reiſiger Held,
Der ſtieg von den Bergen hinab in's Feld.
Den Pfad ihm erhellte der ſtille Mond;
Er ging aus dem Lande, darin er gewohnt.

„Lebwohl, mein Land, darin ich gewohnt,
Beſcheinet es freundlich, o Sonn' und Mond;
Seyd immer geſegnet, ihr Tiefen und Höhn,
Die ich ſoll nimmermehr wiederſehn.

Ihm aber, durch den ich dich, Heimath, verlorn,
Statt nährender Früchte bring' Diſtel und Dorn,
Ihm, der vom Gebein mich der Väter verbannt,
Mein Erbe verwüſtet, die Burg mir verbrannt.

Drei blühende Söhne von edler Geburt
Erſchlug mit verrätheriſchem Schwerte Graf Kurt.
Des Töchterchens roſiges Angeſicht
Verſchonte das Schwert, das blutige, nicht.

Der Erſte war ein geprieſener Held,
Ein Pfeil zu der Jagd und ein Wetter im Feld.
Der Zweite war gleich wie ein Palmenbaum,
Darunter ſich's ruht im lieblichen Traum;

Der Dritte ein Brunnen edeler Zucht,
Von Frauen erſehnt, von Helden geſucht;
Und du, mein Töchterlein, wonniges Kind!
Im Sterben noch ſittig und liebend geſinnt. —

Sie liegen im Blute darniedergeſtreckt,
Von den Trümmern der rauchenden Veſte bedeckt.
Das Schwert zerbrach mir im Kampfe wild,
Ich ſelber zerbrach mein Wappen und Schild.

Woher wir gekommen, die Kunde verſchweigt's,
Wohin wir entſchwinden, kein Denkmal zeigt's.
Aus Dunkel zum Leben erwachet der Sinn;
Aus Dunkel entſtand ich, ſo fahr' ich dahin."

Der Einſame eilte dahin und her,
Durch Feld und Gewild bis an das Meer.
Er wallte das öde Ufer entlang,
Da hemmt ein Strom ihm den Uebergang.

Wohl ſteht die Fähre am Ufer bereit,
Ein Fährmannshüttchen davon nicht weit,
Er ruft und geht in die Hütte hinein —
Todt liegt der Ferg' auf der Ruhſtatt ſein.

„Ich höre dein Rufen, du himmliſche Macht!
Du haſt mich zum Hafen, dem ſtillen, gebracht.
Begraben ſey alle Vergangenheit,
Begraben mein Trauern, begraben mein Leid.

Noch iſt nicht die Kraft aus den Armen entfernt;
Dem Wetter zu trotzen, ich hab' es gelernt,
Das Schiff, ich weiß es zu lenken, zu drehn,
Und dem Sturme, dem wilden, entgegenzuſtehn."

Er nimmt den Todten und trägt ihn hinaus,
Er gräbt ein Grab nicht fern von dem Haus,
Drin legt er den Fergen zur ewigen Ruh,
Sein ritterlich Eiſengewand dazu.

Den Hügel dann häuft er auf Rüſtung und Mann,
Zwei Kreuze beſchafft er und pflanzt ſie daran,
Und als ſie der Mond ihm, der ſtille, beſcheint,
Bei jeglichem kniet er und betet und weint.

„Auf, Ferge, auf! erwacht! erwacht!
Die Fähre gelöst! uns hinübergebracht!
Eu'r harrt ein edler Ritter und Graf.
Heraus an die Arbeit, erwachet vom Schlaf!" —

„Wann hätt' ich in ſolch todtfinſterer Nacht
Die breite Fähr' in die Strudel gebracht?
Beſteigt den kleinen, den ſicheren Kahn,
Und Einen um Einen, ich führ euch hinan." —

„So mögen harren die Diener mein,
Zur Fahrt will ich ſelber der Erſte ſeyn." —
Der Graf und der Ferge beſteigen den Kahn;
Er eilt durch die Fluth wie ein fliehender Schwan.

„Und darf ich erkunden, mein edler Graf,
Wer noch ſo ſpät mich geweckt vom Schlaf?" —
„Ich bin es, ein Ritter und Herr, Graf Kurt;
Ich fand nicht Straße, noch Brücke, noch Furt."

„Seyd ihr's, der den Graf Hildbranden vertrieb?
Die Söhn' ihm erſchlug und das Töchterchen lieb?" —
„Ich bin der Ritter — Nur ſchnell, nur ſchnell!
Was raſten die Ruder, du träger Geſell?

Was raſten die Ruder? die Strömung ſchwer
Treibt reißend das Schiffchen hinab zum Meer." —
„Ich hört' ein Rufen, ich hört' einen Schrei,
Da brach mir das Herz in der Bruſt entzwei." —

„Verwegner, du raſeſt, wir treiben hinaus,
Schon hör' ich des Strudels, der Brandung Gebraus."
„Im Tode da endet all' Leiden und Noth —
Dem Himmel befehl' ich mich lebend und todt."

Graf Kurt empor im Kahne ſprang,
Die Rüſtung klirrte, das Schwert erklang:
„Entraffſt du den Kahn nicht der Strömung gleich,
So gibt mein Schwert dir den Todesſtreich."

Schon packt er den Fergen und zuckt ihn empor.
„Ich bin es, Graf Hildbrand!" klingt's ihm in's Ohr;
Das trifft ihm das Haupt wie ein ſchmetternder Blitz,
Er zittert und taumelt zurück auf den Sitz.

Die Wogen, ſie brauſen, ſie ſchäumen herauf,
Fort ſchleudern den Kahn ſie in kreiſelndem Lauf,
Sie füllen das Schiffchen, ſie ſteigen hinan —
Stumm ſitzen die Männer und blicken ſich an.

Die Diener am Ufer, ſie harren bang.
„Wo bleibt mit dem Kahne der Ferge ſo lang?" —
Da treiben, ſchon leuchtet der Morgen in's Land,
Als Leichen der Herr und der Ferg' an den Straud

Die Begegnung.

(Fortſetzung.)

Immer zieht ſich der Weg längs dem Strome hin, und auch die Straße an ſich iſt hübſch, Ahorn- und

Lindenalleen faſſen ſie ein, und wo ſie ſich über ein der Elbe zueilendes Bächlein wölbt, dient eine hübſche Sandſteinbrücke dem Wanderer zugleich zum Ruhepunkt, den vier Linden beſchatten. Endlich fuhr ich im raſchen Trabe an vielen Wagen mit Gemüſen und mit Kälbern, die zum Verkauf in die Reſidenz geſchleppt wurden, und auch an einigen Equipagen vorbei, deren Inhaber ſchon ſo früh das Freie ſuchten, und bald darauf ſtieg ich in Dresden ab. Es war der Plan meiner Führerin, der ich blindlings folgte, hier nur zu frühſtücken und ſpäter wieder dahin zurück zu kehren; daher ſahen wir das reizende Dresden nur im Fluge, und fuhren dann zum Bautzener Thore hinaus gen Muskau.

Ich hatte in Dresden gewagt, meine liebe Unbekannte nach ihrem Namen zu fragen; ſie ſagte lächelnd: „Nach dem Namen fragen, ziemt nur der Wache am Thor.“ Mit dieſem Scherz abgeſpeiſt, ward ich von der Neugierde in einem Grade geplagt, daß ſie mich beinahe für meine Umgebungen unempfänglich machte. Sobald wir in Königsbrück abſtiegen, ſuchte ich durch Kreuz- und Querfragen zu erforſchen, was mir meiner Anſicht nach zu wiſſen gebührte. — „Kennen Sie den Beſitzer von Muskau?“ fragte ich unter andern. „Kennen?“ entgegnete ſie; „nein, das kann ich nicht ſagen, aber geſehen habe ich ihn, und ich will Ihnen erzählen, wie und wo. Ich habe einen Theil meiner Erziehung bei einer Tante genoſſen, die eine der ſchönſten und geiſtreichſten Frauen war, welche ich je gekannt habe. Sie wohnte nicht gar weit von Muskau, und der Ruf ihrer ausgezeichneten Eigenſchaften veranlaßte den Fürſten, ihre Bekanntſchaft zu ſuchen. Nun machen Sie ſich aber ſchwerlich einen Begriff davon, in welchem Grade dieſer jezt berühmte Mann von jeher in ſeiner Nachbarſchaft gefürchtet war. Viel davon hat er gewiß ſeinen eigenen ſchrankenloſen Gewohnheiten zuzuſchreiben, viel aber auch der ganz naiven Unſchuld der wirklich excellenten Schleſier, die gar nicht ahnen, daß man irgend extravagant ſeyn könne, ohne dabei auch ſchlecht zu ſeyn. Von dem Allerheiligſten in des Fürſten Charakter weiß ich gar nichts, aber mancherlei von dem Allerprofanſten, das den Menſchen mehr in die Augen fällt. So viel weiß ich gewiß, daß die Anmeldung des Grafen (das war er damals noch) zum Eſſen im Hauſe meiner Tante eine große Aufregung hervorbrachte. Es ward ein kleines, exquiſites Diner beſtellt, an den ohnehin ſehr ſchön gehaltenen Garten ward die lezte Hand gelegt, nichts ward gethan, was ihm die Idee eines vorbereiteten Empfangs geben konnte, aber Alles, um ſeine Kritik, die ſehr gefürchtet ward, zu entwaffnen. Außer mir hielt ſich noch eine Couſine bei der Tante auf; wir Beide waren in dem intereſſanten Alter, wo man gewöhnlich am hübſcheſten, aber auch am dümmſten iſt. Unſere Toilette ward uns vorgeſchrieben; ſie war ſehr einfach, aber ausgeſucht elegant und fein; dabei ward uns die Weiſung gegeben, während des ganzen Beſuches ungefragt kein Wort zu ſprechen, weil die Tante eine unſerer Naivitäten fürchtete, die uns dann leicht in den Mund der ganzen Nachbarſchaft bringen könnte. Sie wußte damals noch nicht, daß ſie ſogar Gefahr lief, uns vor ganz Europa als ein Paar Gänschen hingeſtellt zu ſehen. Sie ſelbſt ſah an dieſem Tage zum Entzücken aus, und doch war ſie ſehr ſonderbar angezogen; ſie hatte ein weißes Mouſſelinkleid an, und ein Neß von ſchwarzer Chenille auf dem ſchönen hellbraunen Haar. Sie bewohnte im Sommer ein Gartenhaus, an das die Orangerie ſtieß; hier ward der Gaſt empfangen. Eine leichte Kaleſche, von vier ſchönen Pferden gezogen, fuhr vor, und der intereſſante Mann, dies Räthſel für die ganze Welt, ſtieg aus. Ich muß geſtehen, er war damals eine ſehr einnehmende Erſcheinung. Er ſchien es gemacht zu haben wie wir, denn er war ſehr einfach, aber vollkommen faſhionabel gekleidet; am erinnerlichſten von ſeiner Toilette ſind mir die geſprenkelten Seidenſtrümpfe, die ich damals zum erſten Male ſah. Hübſch war er auch; ein kleines, geiſtreiches Geſicht, das ein wenig verlebt ausſah, eine elegante Figur, vollkommene Manieren, ein weiches, ſchönes Sprachorgan, das Alles nahm gleich für ihn ein. Wir jungen Mädchen, wie geſagt, waren Nullen; ein ſtummer Gruß von ſeiner Seite, ein Knix von unſerer war aller Verkehr, der zwiſchen uns ſtatt fand; aber das Geſpräch, das er mit der Tante führte, war deſto lebhafter. Zwar ward nichts beſonders Bedeutendes geſagt; ſie waren Beide zu ſehr aus der großen Welt, keines gab dem andern „Priſe,“ aber es war eine Unterhaltung, die wirklich ein Meiſterſtück von angenehmer Unbedeutenheit genannt werden konnte, und bei der man nicht einen Augenblick zweifeln konnte, daß die beiden Wortführer wohl im Stande geweſen wären, Dinge von ganz anderem Gewicht zu ſagen, wenn ſie ſich gekannt und einander getraut hätten. Eine Promenade im Garten endigte den Tag; der Graf lobte die Anlagen, die Raſenplätze, den Geſchmack der Beſitzerin mit Feinheit und — empfahl ſich. — Das iſt meine Bekanntſchaft mit dem Fürſten, den wir nun bald in ſeinen Gartenanlagen näher kennen lernen wollen.“

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Florenz, Auguſt.

(Beſchluß.)

Die italieniſche und die deutſche Phädra.

Dieſe Phädra hat etwas von Allem; ſie iſt ſo gut ein verliebtes Weib, das fortwährend mit ſich im Streite

iſt, kann ſich faßt, ſich wiedererkennt, ſich erhebt, ſo gut eine ängſtliche, beſorgte Mutter, die mit Ehren ihren Vorfahren ſich anreihen, und ihrem Kinde den Thron ſichern will, als eine vom Schickſal willenlos umhergeworfene, auf den Rath ihrer verführeriſchen Dienerin horchende, zur Eiferſucht und zu raſender Wuth hingeriſſene Königin; aber ſie iſt nichts ganz, bald mehr das Eine, bald mehr das Andere, je nachdem eine zufällige Stimmung ſie mehr für dieſe oder für jene Worte begeiſtert. Es ſind lauter abgeriſſene Blumen, die keine geſchickte Hand zu einem Kranze vereinigt; im Hintergrunde bleibt die Schwachheit des Weibes, dem Alles, nur nicht der Seelenadel und ein freiwilliger Tod zuzumuthen iſt. Es wird gleich von vorne herein ſo ſcharf, ſo beſtimmt eingeſetzt, wenn man ſo ſagen darf, daß zu einem ruhigen Verlauf, zu einer Entwickelung des Charakters vor unſern Augen keine Ausſicht mehr bleibt. Sie tritt ganz kräftig auf, eine blühende Schöne, nichts weniger, als erliegend; vom Kampf, vom Widerſtreben, vom Entſchluß, zu ſterben, in Gang, Gebahrung, Mienen keine Ahnung. Einer ſolchen kann es mit dem Tode unmöglich Ernſt ſeyn, und daher erſcheinen die darauf ſich beziehenden Worte des Anfangs in ſolchem Munde als eine ſentimentale, unwahre Rednerei. Der Grundton der Scene iſt hier einmal verfehlt, und dies führt ſie immer mehr von dem einzigen Zuge ab, der die Phädra noch in unſern Augen entſchuldigen kann. Sie ſpricht nun die folgende Apoſtrophe an die Liebe: „zu welchem Wahnſinn triebſt du meine Mutter ꝛc.“ nicht aufblickend, an die Gottheit ſich wendend, ſondern richtet ſie an die Oenone, läßt bei den letzten Worten den Ton ſentimental herabſinken und zeigt dabei auf ſich, ſo daß man darin nichts anders erkennen kann, als eine jener italieniſchen Zudringlichkeiten, welche den Zuſchauer im Voraus lehren ſoll, daß hier eine Verliebte vorgeſtellt werde. Als nun im Verlauf die Vertraute den Namen des Hippolyt ausſpricht, nimmt ſie jene berühmte Erwiderung: „Du nanntest ihn, nicht ich!“ in der erſten Hälfte langſam und bedächtig, dabei auf die Oenone zeigend, und ſchließt dann in weichem, faſt elegiſch klagendem Tone: nicht ich! Wenn ſie nun im zweiten Akt, nachdem ſie den Tod des Theſeus vernommen und das Erbrecht ihres Kindes gefährdet weiß, mit dem Hippolyt zuſammenkommt, iſt ſie von Haus aus ſo von ſinnlicher Gluth hingeriſſen, daß ſie ihn ſogleich anſieht, ohne ſich erſt im Fortgang des Geſprächs an ſeinem Anblick zu entzünden. Darnach kann das Ende, als ſie ihre Bruſt ſeinem Schwerte darbietet, keinen tragiſchen Effekt mehr machen, man glaubt ihr nicht, daß ſie im Ernſte rede; dann entreißt ſie ihm den Dolch, die Oenone fällt ihr in den Arm, der Freund des Hippolyt tritt auf, ſie ſieht ihm eine Weile ſtieren Blicks nach, kehrt raſch um, ſchlägt den Schleier über und geht mit einem Seufzer ab.

Man wird ſich — der Raum verſtattet nicht, näher in die Einzelnheiten einzugehen — darnach ein ungefähres Bild von der Phädra-Internari machen können. Gelang dabei Einzelnes, ſo ging es unter der Menge des Ungenießbaren nur zu bald verloren. Man muß ſehr nachſichtig ſeyn, wenn man ſich nicht durch ein gänzliches Mißverſtehen mancher Stellen, durch fremdartige Bewegungen (ſo kam es z. B. im vierten Akt, eben vor den Worten: „wovon man ſelbſt im Orkus nicht vernahm,“ zu jenem heftigen Winden der geballten Hände um einander, das die Farce Italiens ſo oft karrikirt) für den ganzen Abend ſtören läßt. Und dagegen halte man nun auf einen Augenblick die Weiſe, wie die Schröder und die Krelinger dieſe Rolle darſtellen. Wie verſchieden Beide auch die Phädra auffaſſen, ſo iſt doch dies zuerſt beſonders erfreulich an der Leiſtung der Schröder zu bemerken, daß ſie ein Ganzes iſt und konſequent von Anfang bis zu Ende durchgeführt wird. Alles geht hier in der ſinnlichen Gluth des hingeriſſenen Weibes unter; was in ihm Gutes, allgemein Menſchliches anklingt, iſt ſo verüberrauſchend, daß es wie träumeriſche Erinnerung aus einer frühern Phädra ſich darſtellt, die wir nicht mehr gekannt haben. Auf dieſe verbotene Liebe, als auf den bewegenden Mittelpunkt, wird Alles ſo gewaltig reduzirt, daß wir in ſolcher Darſtellung den letzten kräftigen Entſchluß faſt eher durch den Tod des Geliebten, als durch ihr eigenes, wie verkehrendes Selbſtbewußtſeyn motivirt denken können. Es folgt daraus nothwendig, daß ein Weſen der Art, herausgeriſſen aus allen ſittlichen Banden, nöthig hat, das unangenehme Bündniß der Vertraulichkeit mit der Oenone noch feſter zu ſchließen, daß ſie von der Furcht gepeinigt wird, ehrlos und vernichtet zu ſterben (Akt 3), daß ſie aus Eiferſucht die ſchwärzeſten Plane ohne große Anſtrengung entwirft, daß ſie, „nachdem ſie das Maß des Gräßlichen vollendet,“ nachdem der Gegenſtand ihres Daſeyns dahin iſt, als Weib zu dem letzten Mittel greift und ſich vergiftet. In dieſer Auffaſſung folgt Alles nothwendig auf einander, wie Schlüſſe in der Entwickelung eines großen Syſtems; man hat kaum das Recht, in einer ſolchen Leiſtung, weil ſie eine ganze iſt, etwas anders zu wünſchen; aber fragen darf man, ob dieſe, wie mir ſcheint, ganz moderne Phädra diejenige iſt, welche der Dichter ſich vorſtellte, und ob bei einer ſolchen Auffaſſung in der Tragödie ſelbſt nicht Vieles unerklärlich und überflüſſig, in der Darſtellung aber als malende Rednerei erſcheinen müſſe? Ich denke, man wird auf die erſte Frage ein entſchiedenes Nein, auf die zweite ein entſchiedenes Ja antworten. Dieſen Mängeln nun begegnet die Darſtellung der Krelinger dadurch, daß ſie den Mittelpunkt des Charakters nicht bloß in die Schwachheit des Weibes, ſondern vorzüglich in das Bewußtſeyn ſetzt, daß es die Macht der Venus iſt, welche über ihr ganzes Geſchlecht glühende Liebe als verderbendes Unheil verhängt hat. Dies giebt als der rothe Faden, als der einzige Zug, der ein ſolches Weib vor unſern Augen verebnen kann, durch die ganze Darſtellung; die Liebe erſcheint nun nicht mehr bloß als verzehrende Flamme, ſondern als eine Art von Taumel, von geſteigerter Extaſe, der ſie willenlos erliegen muß. Je mehr dieſe Phädra bald gezwungen, bald willig alle Phaſen des Böſen durchläuft, je tiefer ſie dieſem Schickſal ſich verſchuldet, deſto klarer wird es ihr, daß die Göttin ſie verderben wolle, daß ſie, die Letzte ihres Stammes, am tiefſten fallen ſolle. Daß dies der Schlüſſel zum Charakter ſey, iſt ſchon zu Anfang des Stücks einige Male angedeutet; ſpäter beſtimmter hervorgehoben und, weil ſie ſelbſt bei ſich ſteigernder Leidenſchaft doch zugleich ſich klarer wird, am klarſten in dem großen Monolog des vierten Aktes ausgeſprochen. So verliert ſich auf dieſe Weiſe die poetiſche Armuth, durch welche dieſer Charakter bei einer andern Auffaſſung gar leicht beleidigt. Einer ſolchen Phädra kann es mit den Gewiſſensbiſſen, mit der Mutterliebe, mit der königlichen Würde wirklich ein Ernſt ſeyn, und eben einer ſolchen bleibt, nachdem ſie die Ahnen ihres königlichen Geſchlechts ſich noch zurückgerufen, nachdem ſie auf's Beſtimmteſte die Gewißheit erlangt hat, daß die rächende Göttin ſie völlig verderben wolle, nichts anders übrig, als durch einen freiwilligen Tod den Theil der eigenen Schuld zu ſühnen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 215.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 8. September 1835.

Nyeman ist, dem nüts gebrist,
Oder der warlich sprechen tar,
Dasz er sy wys und nit ain Narr.
Sebastian Brants Narrenschiff.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach.*

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

Erster Abschnitt.

Man wird sich vielleicht wundern, daß ein Künstler auf den närrischen Gedanken habe gerathen können, einen so außerordentlichen und befremdlichen Gegenstand, wie die Narrheit, zur Darstellung zu wählen, und doch ist dieser Gegenstand gar nicht so außerordentlich oder so befremdlich, er liegt dir, lieber Leser! vielleicht bedeutend näher, als du selber glaubst. Denn nach Scotus Erigena de divisione Naturae könnte man füglich die Menschen in vier Klassen theilen: nämlich in solche, die Narren sind und auch dafür gehalten werden; dann in solche, die es zwar nicht sind, aber von ihren wohlmeinenden und klugen Mitbrüdern doch dafür gehalten werden; drittens in solche, die umgekehrt nicht für Narren gehalten werden, obschon sie es im vollsten Maße sind, und viertens endlich in solche, die es weder sind, noch auch dafür gehalten werden.

Von diesen vier Klassen ist unstreitig, wie die Welt jezt läuft, die erste die zahlreichste, und die lezte die zahlärmste; ja wenn bei ihrer Aufnahme das polnische Liberum Veto gälte, dann wäre es eine sehr zweifelhafte Frage, ob seit den Tagen des Paradieses auch nur einem einzigen Sterblichen die Ehre zu Theil wurde, daß er von keinem seiner Mitbrüder zu keiner Zeit für verrückt gehalten worden sey. Denn um bloß bei dem heidnischen Alterthume stehen zu bleiben, so wird zwar die Weisheit des Sokrates hochgepriesen, und ein Gott erklärte ihn selbst durch den Mund des Orakels zu Delphi für den Weisesten der Hellenen, und doch hat ihn der Komödienschreiber, unter dem allgemeinen Beifalle des Volks von Athen, in einer Weise auf die Bühne geführt, daß er im günstigsten Falle in's Narrenhaus gehörte. Die Richter wollten eben so wenig etwas von seiner Weisheit wissen, sie nahmen die Sache ernsthafter, und schickten ihn darum als unbrauchbar aus dem großen Narrenhaus, welches man die Welt nennt, hinüber zu den Göttern, von denen er mehr sprach, als ihnen lieb seyn mochte. Und in einem Shakespear'schen Stücke, wo einer auf die Frage, ob er weise sey, mit der Selbstgefälligkeit der Beschränktheit antwortet: „Ja, Herr! ich habe einen hübschen Verstand," erwidert der Narr, der hier, wie an manch andern Orten, der Klügste zu seyn scheint: „Ei, wohlgesprochen! da fällt mir ein Sprichwort

* Der verkleinerte lithographirte Umriß des Bildes wird dem zweiten Abschnitt, der die Erläuterung desselben enthält, beigegeben.

ein: der Narr hält sich für weise, aber der Weise weiß, daß er ein Narr ist.“ Und in der That, es geschieht auch den wenigsten Menschen sonderliches Unrecht, wenn man sie oft für nicht recht bei Troste oder verrückt hält, ist ja selbst unser ganzer gegenwärtiger Zustand ein verrückter, oder aus seinem höhern Centrum gewichener, und das ganze Sinnen und Trachten des Menschen in den meisten Fällen Eitelkeit und Thorheit, wie schon der alte bewußte König gesagt. Er geht gewöhnlich wie ein Nachtwandler durch's Leben, der erst im Tode von seinen nichtigen Träumen erwacht; sein Leben hängt an einem Faden, und sein Geist ist ein zerbrechliches Ding. Er flackert wie ein Feuer in einem halb zerfallenen Wachtthurme im Dunkel einer stürmischen Nacht. Rings umher gähnt der Abgrund, aus dem die finstern Wogen ihren weißen Schaum hoch hinauf spritzen, von allen Seiten stürmt der Sturmwind der tausend Leidenschaften heran, er klirrt an den Fenstern, facht die Flamme an, treibt sie unruhig hin und her, und droht bald, das alte Gebälke in Brand zu stecken, bald den lezten Funken des Lichts zu verlöschen. Wohl gehen hoch über diesem endlosen Spiele des Sturmes die ewigen Sterne des Himmels in ungetrübtem Glanze ruhig ihre Bahn; aber der Mensch blickt nur selten nach ihnen auf, er horcht auf die Worte, die ihm der Sturm so laut in die Ohren ruft, und auf die Stimmen, die, seinem Stolze und seiner Sinnlichkeit schmeichelnd, aus der Tiefe verlockend erschallen. Sein Auge stets auf das Dunkel der Nacht geheftet, wendet sich dann, schmerzlich geblendet von dem Glanze der Sterne mit ihrem stillen Vorwurfe, ab. Wie man daher in der Kunst des Mittelalters den großen Todtentanz dargestellt, den der Alles verschlingende Saturn mit den Sterblichen aufführt, so hat man auch das Leben als eine Wasserfahrt aller Stände, Geschlechter und Alter in dem großen Narrenschiff des Lebens abgebildet, das, seit man es mit Schaufeln und Rädern versehen, die der Dampf der Industrie treibt, und so geräumig und bequem eingerichtet, daß man darauf leben und sterben kann, alle, die Lust und Liebe und Talent dazu haben, also auch dich, talentvoller Leser, willig aufnimmt und an Ort und Stelle befördert.

Freilich werden zu große Ausnahmen als allzu unbequem nicht an Bord gelassen, und man sucht sie lieber anderwärts unterzubringen. Solcher Ausnahmen gibt es bekanntlich nach zweien Richtungen, die, obwohl ganz verschiedener Art, doch von der Welt fast auf die gleiche Weise behandelt werden. Tritt ihr nämlich einer durch Weisheit und Heiligkeit als ein stummer Vorwurf, ein lebendiges Strafbild entgegen, dann wirft sie den Ruhestörer mit Steinen oder mit Koth, und schreit ihn für einen Verrückten aus, der nicht zu leben verstehe und andern die Freude verderben wolle; oder es läßt sich ein Narr par excellence mitten aus dem großen Chore in seinem Solo so grell und schneidend vernehmen, daß er seine Nachbarn droht aus dem Texte zu bringen, und sie für ihre Fenster zu zittern anfangen; dann nehmen sie einen solchen und setzen ihn so lange in ein Narrenhaus, bis er sein Instrument wieder auf die gewöhnliche Höhe herabgestimmt hat, daß sich ein anderer Närrlicher Mensch auch daneben hören lassen kann. Daß jedoch solche Solosänger dem Wesen nach nicht eben sonderlich von den übrigen verschieden sind und darum ungerecht behandelt werden, geht daraus hervor, daß den Aerzten häufig sehr schwer wird, zu entscheiden, wohin der fragliche Patient zu rechnen sey. Jos. Frank findet sich daher in seinem Lehrbuch der Praxis medica universa zu dem Geständnisse genöthigt, daß die Verrücktheit kein eigentliches sogenanntes symptoma pathognomonicum habe, das heißt ein Kennzeichen, an dem man einen, der sie blos erheuchle, von einem wirklich Verrückten unterscheiden könne, und räth daher, ihn unter besondere Aufsicht zu stellen und sich wohl nach seinem Leumund zu erkundigen; woraus denn natürlich folgt, daß die Aerzte manchmal, wenn sie einen für einen Narren erklären, gerade die sind, die von ihm zum Narren gehalten werden.

Dem sey nun, wie ihm wolle, da die Liebhaberei zum Solosingen einmal überhand genommen, haben die Ripienisten darauf sinnen müssen, ihnen anständige Unterkunft zu schenken, und haben sie, wie gesagt, in schön möblirten Narrenhäusern untergebracht, deren Vervielfältigung und Verbesserung sie sich mit Recht rühmen. Sogleich haben sich viele Kandidaten in die Wohnbarkeit eingedrängt, und nunmehr entsteht die hochwichtige Frage, welche die neue Statistik aufgeworfen und nicht recht zu beantworten weiß: haben die vielen schönen und geräumigen Häuser die Narren vermehrt, oder die vermehrten Narren die Häuser vervielfältigt? eine Frage ganz gleich mit der andern: haben die vielen Schreibereien die Schreiber hervorgebracht, oder die Schreiber die Schreibereien nöthig gemacht? Ob das Eine, ob das Andere, oder Beides mit einander Statt hat, bleibt ungewiß; sicher aber ist, daß, je mehr gebaut wird, um so größerer Bedarf eintritt, so daß, wenn es im bisherigen Betriebe so weiter geht, die Bauhütte das Bauwesen nicht mehr wird bestreiten können, wie zur Zeit der Pestilenz, wo der begrabenden Hände zulezt weniger sind, als der zu Begrabenden. Man hat daher auch den Vorschlag gemacht, ob es nicht einfacher und minder kostspielig für den Staat sey, statt der vielen Narrenhäuser für die große Masse der Thoren, ein einziges Haus für die wenigen Verständigen zu bauen. Gewiß ist, daß Paris, welches 1789 1000 Verrückte zählte, im Jahr 1813, also nur 24 Jahre später, es schon bis auf 2000 patentisirte, die unpatentisirten nicht gerechnet, gebracht hatte. Auch das nüchterne Sachsen

blieb nicht zurück. Erst im Jahre 1672, sagt Langermann, sind die Stellen für Wahnsinnige in Torgau und Waldheim verdoppelt worden, und zwanzig Jahre später fehlte es schon wieder an Raum, alle zuströmenden Narren aus Churſachſen aufzunehmen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Begegnung.

(Fortſetzung.)

So ſehr mich dieſe Beſchreibung ergötzte, war es mir doch unangenehm, meinem Ziele um nichts näher gekommen zu ſeyn; ich wußte von meiner Fremden nicht mehr, als Tags zuvor. Abends kamen wir in Muskau an, ſchliefen dort und gingen in aller Frühe in den Park; ehe ich aber von dieſem etwas ſage, kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ich erwartet hätte, von der engliſchen Kultur des Beſitzers mehr über ſeine Umgebungen verbreitet zu ſehen. Das Wirthshaus war miſerabel, die Sahne zum Kaffee ungenießbar; kurz, ich habe mich nirgends mehr gefreut, die obengenannten, vom Verſtorbenen anempfohlenen Reiſebequemlichkeiten in meinem Wagen bei mir zu haben, als in Muskau ſelbſt. Was hatte mich übrigens berechtigt, mich in der Mitte der Niederlauſitz auf ein Stück England gefaßt zu machen? Aber Ideenverbindungen hatten mich dazu verführt.

Im Park war Alles noch im Schlafe; doch ein kleines Mädchen aus der Stadt hatte ſich uns zur Führerin angeboten. Meine Unbekannte ſagte: „Mir iſt, als ſollte ich einen Zauberpallaſt betreten, indem ich meinen Fuß auf das Gebiet eines Mannes ſetze, der nicht nur Rahel und Bettina berückt, ſondern auch die Kunſt verſtanden hat, den Kritikern unſerer Zeit nur dann unter die Zähne zu kommen, wenn ſie eben ihre Giftblaſe geleert hatten, eines Mannes, dem Heinrich Laube Liebesbriefe nach Algier dedicirt, und der mich ſelbſt, trotz meiner unmaßgeblichen Meinung, daß er uns am Ende alle bei der Naſe herumführt, doch immer von Neuem anzieht und mir zu denken gibt.“

Wir traten ein. Noch lag der Morgennebel in den Wipfeln der Bäume, während die Sonne ſchon golden, aber nicht zu warm über dem freien Raſen ſchien. Groß und dunkel lag das Schloß da, noch von den Schatten der eigenen Vorſprünge bedeckt. Es iſt kein ſchönes, aber ein geräumiges Gebäude mit zwei Thürmen, in Hufeiſenform erbaut; der eine Theil ſcheint neuer zu ſeyn als der andere. Der Eingang vom Schloß in den Garten iſt wunderſchön. Mehrere Terraſſen führen von der Anhöhe hinab, auf welchen eine reiche Orangerie aufgeſtellt iſt und die Luft mit Wohlgerüchen erfüllt. Das Ganze iſt von einem Waſſergraben und von dem lieblichſten Blumengarten umgeben, in welchem ſich unter den bunten Blüthen und dem keuſchen Grün der Bäume Papagaien auf vergoldeten Stangen wiegen, Affen umherſpringen und Alles darauf hindeutet, daß hier der Lieblingsplatz der Herrſchaft iſt. Ein großer Raſenplatz dehnt ſich vor dem Hauſe aus. Als wir noch daſtanden und über die grüne Fläche hin in die Landſchaft ſahen, kamen Schnitter, um das kurze, feine Gras abzumähen. Dann folgten wir unſerer kleinen Führerin in den eigentlichen großen Blumengarten. Auf ſchönen Raſenplätzen, welche von Fußwegen, ſo breit wie Chauſſeen, umgeben und durchzogen ſind, ſtehen rieſenmäßige Körbe, von Flechtwerk, Muſcheln, Eiſengitter, oder Akanthusblättern, aus Thon gebrannt u. ſ. w., aus denen Blumen aller Art, aber aus jedem Korbe nur eine, aufſchießen, und dieſe Körbe ſind nirgends zu weit entfernt, um den Geheuden den Genuß jeder einzelnen Blumenart zu geſtatten. Dazwiſchen ſieht man bunte Figuren von mancherlei flach an der Erde hingezogenen Blumen, Sterne und Roſetten von Vinca, Pyrus japonica, Rhododendron, rothen, weißen und gelben Roſen, wie die Stickerei eines ungeheuern Teppichs, unter deſſen Einfaſſung von hohen Bäumen hin und wieder eine Steinbank zur Erholung und zum Blick in die Ferne einladet. Es iſt in der That ein reizender Aufenthalt, wohlgeeignet, jedes Gefühl zu erhöhen und die ganze Seele zur Harmonie zu ſtimmen. Wir gingen weiter durch ſchattige Gänge, über die Neißebrücke, dann bergan in ein Gehege, welches die Führerin England nannte. Hier ſahen wir Boskette, von Borkengeländern eingefaßt, reinliche Hütten, mit Ranken überzogen, aus denen nur die Jalouſien hervorblinzelten, und ſchattige Ruheplätze, welche die Anſicht des Schloſſes gewährten, das, von der jetzt höher geſtiegenen Sonne hell beſchienen, bald frei vor uns dalag, bald mehr oder weniger in Gebüſchen vergraben erſchien. Nur ſtörten mich die häßlichen Anſtalten zu einer Schenke, garſtige, ſchwerfällige Stühle, Tiſche, Bierkrüge — und alles dies mitten in „England“ im Park zu Muskau. Schön iſt es, wie die ganze Anlage ſich mit der weitern Umgegend verſchmilzt, die von hier aus hügelig, lieblich und üppig erſcheint, obgleich ſie im Ganzen flach, traurig und ſandig iſt. Die vortheilhaften Geſichtspunkte ſind mit wahrer Kunſt benuzt, die kahlen Flächen durch ſchöne Baumgruppen verſteckt. Darauf kamen wir in eine Partie, die noch einen weiten Spielraum für künftiges Gartengenie darbietet, eine lange Sandſtrecke, mit nichts als öden Birkenſtämmen beſezt; aber gerade von hier erſcheint die Landſchaft am lieblichſten, und ſollte es dem Beſitzer gelingen, auch dieſen Theil des Parks zu kultiviren, ſo

würde er eine Zierde des Ganzen werden. An einer Stelle liegen die Gebeine eines hier gefundenen Ermordeten begraben; ein kleines Denkmal schützt sie vor Entweihung. Wir waren zwei Stunden im Park spazieren gegangen, und ich fühlte keine Müdigkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

Der Aufruhr am 3ten August.

Im Freien rauchen zu dürfen, ist das Symbol unserer Volksfreiheit; aber unsern Grundinstitutionen nach ist diese Freiheit untersagt; nur wenn die Cholera in der Stadt ist, tritt sie in's Leben. Aber es gibt Gelegenheiten, wo das Naturrecht über das geschriebene triumphirt, wie gewisse Gefühle unter gewissen Umständen an's Licht müssen, die Regel mag dagegen sagen, was sie will. Solch ein Moment ist's, wenn des Königs Geburtstag einfällt. Diesen Tag hält unser monarchistisches Volk für ihm frei gegeben. Da hört die Polizei auf, und sie ist im schreiendsten Unrechte, wenn sie dem Ausbruch der patriotischen Gefühle Hemmketten anlegt, sey es nun, daß diese patriotischen Gefühle in Gesang, Geschrei, Zank, Tabakrauchen oder Schwärmerlosbrennen sich Luft machen. Da dünkt sich Jeder selbst ein König; denn wenn so Tausende daher brausen, von Staubwolken umhüllt, mit welchem Arme will der einzelne Gensdarme, über die Hunderte weg, dem stolzen Handwerksburschen die Pfeife aus dem Munde reißen? Da soll der Gensdarme blind, die Polizei taub seyn, so will es das Volk. Es ist ja nur ein Tag, und Alles, was an dem Tage Außerordentliches geschieht, geschieht dem König zu Ehren. Von früh an sind am dritten August die Straßen lebendig und die Tabagien füllen sich, die Bier- und Branntweintonnen leeren sich dagegen in den Schenken. Man ist lustig und sagt sich's, daß man lustig ist; man zieht Arm in Arm, in langen Reihen, durch die Gassen der Vorstädte, um es auch Andern zu zeigen, und Alles ist gut bis auf den Schluß.

Ein starkes Bier, ein beizender Tabak
Und eine Magd im Putz,

daran fehlt es freilich nicht, aber die „Prügel von der besten Sorte," welche zu dieser Glückseligkeit gehören, wollen doch nicht genügen. Man will auch aus sich heraus, und das Ich in etwas Allgemeinem aufgehen lassen. Ein solches großes Volksschauspiel, das die Nadien der allgemeinen Lust in sich aufnimmt, fehlt. Es fehlt das große Symbol, der große Repräsentant, der es für Alle, Allen hörbar, sichtbar, ausspricht: wir geben in Lust auf. In Wien sind die Leute zufrieden, wenn sie lustig sind, in Berlin wollen sie sich's gesagt wissen. Ehedem gab die Artillerie alljährig auf dem Wedding ein großes Feuerwerk. Dies war ein würdiger Schluß des Tages für viele Tausende. Wenn sie sich satt gesehen und getrunken, schleppten sie sich durch die Sandsteppen, und matt und müde in ihren Lagerstellen ankommend, dachten die Sattgemachten an keinen Lärm mehr. Aus einem Ersparungssystem, oder aus welchem andern Grunde, sind diese Feuerwerke eingestellt worden. Seitdem hielt Jeder sich berechtigt, auf eigene Hand dies Feuerwerk zu machen, und wer einige Sechser erschwingen konnte, brannte, wenn die Dämmerung einbrach, Schwärmer, Schlösselbüchsen, Kanonenschläge ab. Allein der patriotische Lärm wurde in den letzten Jahren so arg, daß die schwachen Nerven mit den patriotischen Gefühlen in Kollision geriethen. Berlin glich einige Male wirklich einer Stadt, die mit Sturm genommen wird, so wurde von früh Morgens bis in die Nacht geschossen. Die Polizei erbarmte sich diesmal der schwachen Nerven im Voraus, und verbot alles und jedes Schießen unter allen und jeden Gefühlen. Aber die Gefühle waren mächtiger; auch meint man, die Bekanntmachung hätte nicht allein in den Zeitungen eingerückt, sondern auch als Plakat an den Ecken angeschlagen werden müssen, indem das Volk wohl an den Ecken, aber nicht in den Zeitungen liest. Es wurde geschossen, und es folgte, was Sie aus allen Zeitungen wissen: sehr traurige, unerwartete Vorfälle, die in Berlin selbst das Gerücht um das Dreifache vergrößerte. Es ließ viele Hunderte verwundet werden, und nannte unter den Gefallenen historische Namen, welche vor vierhundert Jahren eben so gut um einen römischen Gegenkaiser, als um die Erlaubniß, am dritten August 1835 blind zu schießen, fallen konnten. Dem ist nicht so; aber die Wirklichkeit ist schon traurig genug: um Mißverständnisse, um Uebermuth von Knaden und Nichtknaden, um einige Flaschen Wein zu viel zu Ehren des Tages in den Kasernen geleert, blutige Angriffe unter den friedlichen Linden, Steinhagel, Säbelhiebe, Lanzenstiche, gegenseitig gesteigerter Grimm, dieselben Angriffe und derselbe Trotz an drei Tagen wiederholt, und, was das Unglaublichste scheint, unter den Verständigen getrennte Ansichten über den Vorfall. Daß Mehrere ganz unschuldig, darunter namhafte Personen, alte, gebrechliche Männer, die weder Muthwille, noch Neugier in's Gedränge brachte, darin zu Wunden und umkamen, ist vielleicht das Beklagenswertheste, bemerkenswerth aber die Dauer des Widerstandes. Aehnliches der Art hat sich hier seit Menschengedenken nicht ereignet. Mitten unter Blut, tollem Wüthen und ernsten Besorgnissen, konnte sich aber der Charakter des Volkes nicht verleugnen, und der mokante Witz sprudelte. Das Meiste läßt sich nicht wiederholen, aber die Tumultuanten beranschten sich allen Ernstes mit dem Gedanken, was sie thaten, geschehe nur zur Ehre ihres Königs. Noch jetzt, wo die Gefängnisse, ja deren Höfe, sich mit überwiesenen Malefikanten und Muthwilligen füllen, bringen diese royalistischen Aufrührer gegen das Gesetz jedesmal dem geliebten Monarchen ein Vivat, so oft der Schließer die Thüre öffnet, um zur Züchtigung zu rufen, oder Ayung zu bringen. Unter den Bürgern bewährt sich dagegen der gesetzliche Sinn auf eine erfreuliche Weise. Die Meister selbst bringen ihre Lehrjungen, welche, der Gefahr entwischt, sich zu Hause ihrer Thaten rühmen, in Haft, ein Verfahren, das nicht allein der gefährdeten Ordnung zu Gute kommt, sondern auch manchem unschuldig Aufgegriffenen zu seinem schnellern Freiwerden hilft. Das gerichtliche Verfahren wird hoffentlich, von einer vernünftigen Anschauung der Dinge geleitet, summarisch seyn. Ueber alle minder Gravirte soll vorläufig eine Einsperrung bis nach dem Strasauer Fischzuge verhängt seyn: eine witzige Strafe; denn bei diesem Fest zu fehlen, übersteigt bei vielen Berlinern das billige Maß der Entsagung. Zudem hatte der Witz die Fortsetzung des Lärms auf diesen Tag (24sten August) angekündigt. Auch soll beschlossen seyn, am nächsten Geburtstage des Königs das unterlassene Feuerwerk wieder zu geben, um durch ein offizielles Schießen der Lust zu malen und zu gaffen mit einem Male genug zu thun.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 216.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 9. September 1835.

Ich aber lag am Rande des Schiffes
Und schaute, träumenden Auges,
Hinab in das spiegelklare Wasser,
Und schaute tiefer und tiefer.

Heine.

Die Helgolanderin.

Es mindert stets sich unser Strand,
Ihn spület fort das Meer;
So wie das Leben, schwind't das Land
Mit jedem Jahre mehr.

Nicht Schatten such' in Baumes Grün,
Nicht Blumen auf der Höh',
Sieh, unsre schwanken Gärten blühn
Dort unten in der See.

Am Wagen ziehet nicht das Roß,
Am Pfluge nicht der Stier,
Der Erde keine Saat entsproß,
Das Meer nur pflügt man hier.

Der Kirchhof braucht nicht groß zu seyn,
War klein nur von jeher;
Die Meisten nicht in's Grab hinein,
Sie sinken in das Meer. —

Du, Fremdling, blickst auf meinen Ring,
Mir in die Augen tief. —
Ein Lootse war's, der mich umfing,
An meinem Busen schlief.

Still flammt der Brautnacht Abendroth,
Doch stürmt es in der Früh,
Da sprang mein Treuer in das Boot,
Ihn wieder sah ich nie!

D. A. Assing.

Die Begegnung.

(Beschluß.)

Inzwischen hatte ich durch inständiges Bitten die Erlaubniß erlangt, ein paar Meilen mit meiner fremden Freundin zu fahren, während Franz auf die Kinder achten sollte; ich mußte ein Gespräch unter vier Augen mit ihr haben, die Ruhe meines Lebens schien mir davon abzuhängen. — Unterwegs fing ich an, von meiner vereinzelten Lage, von meiner Sehnsucht nach Geselligkeit und Liebe zu sprechen. Sie war in Allem vollkommen mit mir einverstanden; nur, sagte sie, möchte es in ihrem Alter schwer halten, sich völlig in eine fremde Individualität einzuleben. „Ach, gnädigste Frau," sagte ich, und wagte es, ihre Hand an meine Lippen zu ziehen, „die Individualität wäre gefunden; aber die

allein ist auch im Stande, mich zu beglücken;“ ich stockte. „Nun?“ sagte sie. „Nun? Nun? Was wollen Sie mit Ihrem Nun? — Mich plagen, weiter nichts. Wissen Sie's denn nicht, daß Sie es sind, die mich vom ersten Augenblick an unerklärlich, unwiderstehlich bezaubert hat? — Seyn Sie so gut und sagen Sie mir ohne Umstände mein Urtheil.“ — „Aber, liebster Freund?“ erwiderte sie, „Sie wissen ja nicht einmal, wer ich bin.“ — „Sie sind Wittwe, nicht wahr?“ — „Ja, das bin ich; aber Sie idealisiren sich meine Person und meine Art zu seyn. Allerdings liegt mir daran, Ihnen zu gefallen, aber nicht so. Und wer weiß, ob der Besitz mich nicht tief im Werth fallen lassen würde?“ — „Bei mir nicht!“ rief ich, „bei mir nicht! Ich liebe Alles, was mein ist, meine Catharina, meinen Peter, meinen Franz. Und die Catharina ist eine zahnlose, alte Keiferin, der Peter herzlich dumm, der Franz tyrannisirt mich; — wie sollte ich Sie nicht lieben, wenn Sie mein wären, Sie sanfte, kluge, gute Frau.“ — „Aber sind Sie nicht ein rechter Nimmersatt?“ sagte sie. „Sie besitzen mich ja schon; ich fahre ja neben Ihnen; heute bleiben wir an demselben Orte über Nacht, morgen reisen wir zusammen weiter. Ist das nicht genug? Was wollen Sie für die Zukunft sorgen? lassen Sie die ruhen hinter ihrem Vorhange, was künftig geschieht, das findet sich.“

Sie sprach sodann von andern Dingen, und ich schwieg. Plötzlich fragte sie: „Haben Sie nie Geschwister gehabt?“ „Ja, einen Bruder, mit dem ich leider in üblem Vernehmen geblieben bin, bis er starb. Und doch habe ich ihn sehr geliebt, über Alles. Er hat gegen meinen Rath geheirathet — Gott weiß, was für eine Modedame; — kurz, ihretwegen entspann sich die Verstimmung, die sich nie mehr verwischen ließ.“ — „Hat er Kinder?“ fragte sie gerührt. „Ich glaube zwei, aber ich habe mich nie um die Familie bekümmert.“ — „Und warum nicht? was suchen Sie eine Heimath bei Fremden, wenn Sie sie so nahe haben? ziehen Sie mit Ihrer Schwägerin zusammen, seyn Sie ihren Kindern ein Vater, dann wird sie Ihnen gewiß eine liebende Schwester seyn.“ — „Nein, nein,“ sagte ich. „Nur Eine Frau kenne ich, mit der ich mein Leben zubringen möchte; Sie kennen sie noch besser.“

Ein langes Schweigen folgte. Wir kamen an die Station, und sie verlangte wieder zu ihren Kindern. Franz kam mit unbeschreiblich pfiffigem Gesicht auf meinen Wagen zurück. „Herr!“ sagte er, „ich habe eine Nachricht, die Sie in Verwunderung setzen wird.“ — „Nun, und das ist?“ — „Wissen Sie, wer die fremde Dame ist?“ — „Nein; aber weißt Du es, so sage es schnell.“ — „Ihre Frau Schwägerin aus Holstein.“ — „Großer Gott!“ rief ich, und ein Thränenstrom brach mir aus den Augen. — „Woher weißt Du das?“ — „Von den kleinen Fräulein. Ich habe so lange hin und her gefragt, bis ich's, trotz dem Verbot der gnädigen Frau, heraus hatte.“

Der Weg zur nächsten Station war für mich überreich an Stoff zu Rührung und Freude. — Als ich ausstieg, verlangte ich ein Zimmer, und sobald die Fremde angekommen war, ließ ich sie zu mir hinauf bitten. Als sie in's Zimmer trat, sagte ich kein Wort, aber ich breitete ihr beide Arme weinend entgegen. Sie sah mich einige Augenblicke an und fiel dann mit tausend Thränen an meine Brust. — Die Kinder kamen nach, und wie sie die Gruppe sahen, stürzten sie mir um den Hals. „Mutter, nun dürfen wir, nicht wahr?“ — „Ja, ja!“ schluchzte sie. „Theuerster Bruder, nehmen Sie uns Alle an ihr Herz.“

Ich that es; ich habe euch noch alle drei darin und behalte euch, bis ich die Augen schließe. — Der Engel hatte in der Heimath gehört, daß ich doch kein so übler Mann sey, trotz meiner anscheinenden Härte, war hergereist, um mich aufzusuchen, und hatte mich im Wirthshause zu Wurzen gefunden. — Sie lebt nun bei mir, erzieht die Kinder unter meinen Augen und hat mich mit der Welt, mit meinem Schicksal versöhnt und von allen Leberbeschwerden kurirt, ohne daß ich mir das Dementi hätte geben müssen, in meinen alten Tagen noch zu heirathen.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach.

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Damit indeß der Narren nicht zu viele werden, so haben die sogenannten vernünftigen Leute, die frei herumgehen, das Mittel ergriffen, sich selbst aus dem Wege zu räumen. Denn in demselben Sachsen, das doch eben keine großen Städte besitzt, hat auch der Selbstmord in einem so schrecklichen Maße zugenommen, daß es darin in buchstäblichem Sinne mit Paris und London, den allgemeinen Mistpfühen, wo die Verderbniß großer Länder ihren Zusammenfluß hat, wetteifert. Und dies ist gerade das Sachsen, wo man sich rühmt, alle jene Vorurtheile finsterer Zeit abgelegt zu haben, die das Leben einst verdüsterten, wo man den Kindern, noch ehe sie

sprechen können, Humanität, Philanthropie, reine Moral und sogenannte Christusreligion, als verzuckerte Schnuller in den Mund steckt, so daß sie schon Alles vollkommen wissen, ehe sie nur in die Schule kommen; in einem Lande, wo die Wissenschaft auf die Messe zieht, und die feine Bildung so wohlfeil ist, wie in Venedig der Cyperwein, und der Schuster und Schneider sie schwerer entbehren, als der baperische Bauer seine Knödel.

Sonderbar, daß in einer Zeit, die sich geistiger und politischer Mündigkeit rühmt, die in den elendesten Dörfern Schulen errichtet, worin die ärmsten Bauerkinder mehr wissen, als Karl der Große, dem es bekanntlich mit dem Schreiben nicht recht von der Hand gehen wollte, daß in einer solchen Zeit, von so hellem, starken und freien Geiste, die dabei dem Leben durch den Zauber der Industrie tausend Reize mehr gegeben zu haben wähnt, daß da der Wahnsinn und der Selbstmord, welche doch die tiefste mitternächtliche Finsterniß des Geistes, und den verzweifeltsten Ueberdruß am Leben voraussetzen, in solchem Maße zugenommen haben. Wir überlassen die Lösung dieser Frage denjenigen Magistern, die da glauben, ein Volk müsse selig seyn, wenn es lesen und schreiben und auf Dampfwagen durch's Leben kutschiren könne, und meinen, das übrige Himmelreich würde ihm dann gratis zugeworfen werden. Die Aerzte, durch diese Zunahme des Selbstmordes betroffen, grübeln ihrerseits wieder darüber nach, ob diese chirurgische Operation des Halsabschneidens eine radikale Heilung des vorangegangenen Wahnsinns sey, oder ob nicht vielmehr die gütige Natur den Wahnsinn eintreten lasse, als eine Heilkraft, um diese krankhafte Selbstoperation zu verhindern. Ja, Einige haben gute Lust, die Frage aufzustellen, ob nicht alle Verbrechen bloße Narrheiten oder unwillkührliche Geisteskrankheiten seyen, in welchem Falle man Diebe und Mörder, als solche, die einem unwiderstehlichen, ihnen von der Natur eingepflanzten Triebe gefolgt, statt mit Strenge, mit besonderer Rücksicht zu behandeln habe. Da die Lösung dieser Frage vorzüglich die Juristen interessirt, so überlassen wir ihnen dieselbe und wenden uns zu einer andern, die hier mehr unseres Amtes ist, ob nämlich der Wahnsinn, auch zugegeben, daß er ein dem ganzen menschlichen Wesen so nahe liegender und damit auf's Innigste verwebter Zustand sey, einen würdigen Gegenstand zur künstlerischen Darstellung abgeben könne.

Was, könnte man sagen, hat die Schönheit, die doch immer das Endziel des Künstlers seyn muß, mit den widerlich verzerrten Fratzen der Blödsinnigen und Verrückten zu thun? Sind sie nicht selbst der Hohn aller Kunst, ist nicht das edelste Kunstwerk des Schöpfers, sein Ebenbild, der Mensch, auf eine grauenvolle Art zerstört? Welchen Geist kann der Künstler in Gesichter legen, die auf tausendfache Weise nur immer Eines, nämlich die Zerrüttung alles Geistes, leibhaft ausdrücken? Welche Idee soll das dumm lächelnde Angesicht des Blödsinnigen ausdrücken? Wie kann er eine Harmonie in etwas bringen, wo Alles, in wilder Anarchie aufgelöst, ein gräßliches, jede Ordnung und jedes Maß und Gesetz verhöhnendes Chaos bildet? Welche Symphonie kann aus dieser Vereinigung der schneidendsten Mißtöne hervorgehen? Sollte man nicht sagen, der Künstler, der etwas der Art unternimmt, sey selbst dem Narrenhause entsprungen? Ja, ein Narrenhaus, wird man andererseits vielleicht sagen, das ist ganz in dem Geschmacke unserer Zeit; deren Sinn so abgestumpft ist, daß nur noch Arsenik und Schlangengift bei der übersättigten einen Reiz hervorbringen. Ein Narrenhaus, heißt es weiter, ist ja gerade, was einer verrückten Zeit zusagt, und je verrückter die Zeichnung ist, um so lebhafter wird sie den Künstler als einen der Ihren bewillkommen. Haben ja doch Poesie und Musik schon längst denselben Weg eingeschlagen, und die Regionen des Wahnsinns und der Verzweiflung zu ihrem Lieblingsaufenthalte gemacht und den Augen der gaffenden Menge aufgeschlossen. Müssen nicht todte Nonnen aus den Gräbern erstehen, um der Frivolität einen Ballettanz aufzuführen? Geht nicht das mühsame Bestreben mancher Dichter dahin, im Schweiße ihres Angesichtes ruchloser zu scheinen, als sie es zu seyn von Gott die Kraft haben? Mattet sich nicht die Phantasie über ihre Macht ab, aus den finstersten, nachtbedeckten Gründen, die im Geiste des Menschen schlummern, grauenvolle Gestalten heraufzubeschwören, wie sie nur im heftigsten Paroxismus des Wahnsinns den Fieberkranken schrecken? quälen sich die Dichter nicht ab, die widernatürlichsten Lagen und Mißverhältnisse zu ersinnen, wo sich das Ganze in einem gellenden Schrei, gleich einem durch Mißklang zersprengten Glase, auflöst? Ihre fratzenhaften Geister setzen sich zur Tafel und trinken aus den flammenden Giftbechern mit der satanischen Majestät Bruderschaft, auf ein fröhliches Wiedersehen bei der Hochzeit der Großmutter, unter einer musikalischen Begleitung, die ungefähr lautet, wie das Gewinsel und Geheul der Katze im Faust, die etwas von der siedenden Feuerbrühe aus dem Hexenkessel abgekriegt, die sie bis auf den Knochen brennt. Und wenn man die Zeit nun fragt, wozu all dieser Aufwand von Greuel und Verbrechen, wozu diese triumphirende Schaustellung aller Wunden, Schmerzen, Schrecken und Krämpfe der Menschenbrust? zu nichts anderm, als wie das Jannchen von Amsterdam bei seinen Taschenspielerkünsten sagt: als für die Plaisir von die Gesellschaft. Damit eine müßige, gaffende Menge

einen Abend auf eine minder langweilige Weise todtschlagen könne, muß ihr der Teufel als Balletttänzer seine Sprünge vormachen, wie man ihn ehemals an den Domen und Münstern bauen ließ. Nur möchte er diesmal bessere Geschäfte machen, wie damals, und sich seine Dienste theurer bezahlen lassen; denn um Gotteslohn zu dienen, wird man wohl nicht von ihm verlangen. Und wenn man die Volksblätter liest, die Tag für Tag nichts als einfache Morde, Selbstmorde, doppelte und zehnfache Morde, Mordbrennerei, Giftmischerei, Brandstiftung, wahnsinnige Verschwörungen, Pulvererplosionen und Verbrechen der unerhörtesten Art, an denen selbst schon Kinder Theil nehmen, berichten, dann weiß man nicht mehr, ob dies Berichte aus dem wirklichen Leben oder aus jenen Theaterstücken sind; denn der Unterschied ist wirklich unmerklich, und man sieht deutlich genug, daß der Balletttänzer mit der rothen Feder und dem Pferdefuß auch hier eine Hauptrolle spielt, und seine Gäste für die Hochzeitfeier seiner Großmutter abholt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

(Beschluß.)

Münzverordnung. Danzig. Kalisch. Stralau.

Ein sehr wichtiges Edikt ist zur selben Zeit mit dem Aufruhr emanirt. Noch immer nämlich gibt es so gewissenlose Menschen, welche, den offiziellen Normalfuß übersehend, statt Silbergroschen Courantgroschen von ihren Mitmenschen fordern. Dies soll und darf, so wenig als das Schießen ohne Erlaubniß, nicht mehr geduldet werden, und es ist gerade jetzt durch Avertissements und in den Zeitungen bei zwei Thalern Geld oder verhältnißmäßiger Gefängnißstrafe untersagt, von guten Groschen zu reden. Auch die eben publizirten Verordnungen über das Verfahren bei Tumulten sind nur Wiederholungen oder Ergänzungen von längst existirenden Gesetzen, deren es aber so viele gibt, daß Niemand sie alle wissen kann, und solche außerordentlichen Veranlassungen sind zuweilen recht gut, um zu probiren, was für Verordnungen existiren und wie viele davon noch passen.

Unsere Zeitungen enthalten sehr viele Privatnachrichten über die interessante Landung der Russen in Danzig; auch von den Theatervorstellungen, die in Kalisch stattfinden werden, zu denen auch von hier Acteurs abgehen, und von der feierlichen, großartigen Andacht, die jeden Abend auf einen Kanonenschuß im Lager stattfindet, beleuchtet von aufsteigenden Raketen; aber von den übrigen Vorstellungen, die man sich macht, sprechen sie nicht. Wir wissen selbst noch nicht, ob wir uns vor dem greulichen Attentat zu entsetzen haben, welches der Hamburger und Augsburger Zeitung zufolge in Paris ausgebrütet ist und in Kalisch ausbrechen sollte, oder ob es nur, wie vieles Andere, Wind ist; denn die Artikel aus den beiden genannten Zeitungen sind noch in keine der unsern gekommen. Wir erfreuen uns dagegen der interessantesten Details von dem riesengroßen Tambour aus Asien, der in Danzig an's Land stieg, und dem junge und alte Schönen huldigen. Die Tscherkessen, Baschkiren und Ostiaken, die hängend auf den Pferden reiten, und den Kopf auf der Erde in Parade vorbeifliegen, sind auch gewiß interessante Menschen. Die Feldküchenkunst in Danzig macht große Fortschritte. In Grünеberg wissen die Weinhändler und Gutsbesitzer nicht, wo ihnen der Kopf steht, denn es sind nicht weniger als 50.000 Flaschen Champagner nach Kalisch verschrieben, und so viel ist bis jetzt gar nicht zu schaffen. Der russische Offizier erhält nicht, wie die Dorfzeitung sagt, sechs Flaschen Wein täglich, sondern nur eine halbe Medoc und eine halbe Rheinwein, nämlich beim Durchzuge. Die Engländer, welche hier ankommen, reisen plötzlich fort, nicht nach Kalisch, sondern nach London. Sie bekommen hier, wenn sie die Spenersche Zeitung lesen, deren Korrespondent mit jedem Posttag schreibt: England steht auf einem Vulkan, und beim nächsten Briefe wird's losgehen, einen solchen Schreck, daß sie es für Pflicht halten, dabei zu seyn, entweder um mit zu fliegen, oder fliegen zu lassen. So reiste auch eben Lord Stanhope ab. Unsere Gastwirthe, welche die Zeitung kennen, und wissen, daß ein Kammerhusar von Wellington diese Artikel schreibt, und wenn es nach ihm ginge, England schon seit zwei Jahren in der Luft flöge, meinen, sie könnten noch immer ruhig hier bleiben, und unsere Gastwirthe sind weitsinnige Leute, klüger wenigstens, als der Korrespondent der Spenerschen Zeitung aus London.

Der gefährliche 25ste August ist vorüber. Es hat glücklicherweise keine Rebellion, aber auch keinen Stralauer Fischzug gegeben. Verschiedene Einrichtungen scheinen ein solches Mißbehagen bei den Genußsüchtigen erregt zu haben, daß sie aus Stralau fortblieben, und es ist der seltene Fall eingetreten, daß mehr Verkäufer dort gewesen, als Käufer. Viel trug auch dazu bei, daß an diesem, vor Alters den Wasservergnügungen gewidmeten Tage auf allen Bergen, deren sich um Berlin bekanntlich mehrere finden, Feuervergnügungen losgelassen wurden, die Menge vertheilte sich, und die prasselnden Feuerwerke trugen über die Wasserfahrten den Sieg davon. Es war ein stiller Tag. Es wäre schade, und ist nicht zu erwarten, wenn das uralte Volksfest deßhalb in Mißkredit käme, ein Volksfest, älter als die Erfindung des Schießpulvers, der Loyalität und der Demagogie, denn es soll gefeiert werden, seit es Slaven in der Mark gab und Fische. Bekanntlich gehört der Ertrag des eigentlichen großen Fischzugs, der Morgens früh vor Sonnenaufgang stattfindet, in mehrere Theile, einen erhält der Magistrat von Berlin — denn Stralaw, älter als Berlin, ist dennoch ein Magistratsgut — den andern der jedesmalige Prediger des Dorfes, ein übergegangener Tribut an die heidnischen Priester. Außerdem erhält der Prediger jedes Jahr einen Stiefel. Seine übrigen Einnahmen sind nicht viel bedeutender; doch ist die niedliche und reizend gelegene Stralawer Kirche, neuerdings wieder in altgothischem Styl renovirt, auch nur eine Filialkirche.

Beilage: Literaturblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 217.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 10. September 1835.

Hüte dich fein!
Heut Nacht wird ein Schlößlein gefährdet ſeyn!
Uhland.

Deutſche Mährchen und Sagen.

Von Victor Strauß.

Kaiſer Heinrich verſucht die Kaiſerin.

Der Kaiſer hielt mit der ſtolzen Schaar
Von Grafen und Edlen im Hofe,
Da winkte manch blitzend Augenpaar
Von Edeldame und Zofe.
Die Herrn und Knappen neigten ſich tief,
Und manches Herz im Geheimen rief:
Gott grüß dich, du Schöne, du Traute.

Der Kaiſer ſah die Kaiſerin ſtehn,
Wie ſie huldreich niedernickte,
Da begann's ihm heiß durch das Herz zu wehn:
„Wenn ich's nicht wär', dem ſie blickte:
Wenn Einer der herrlichen Ritter mein,
Wenn gar der blühende Helfenſtein
Beſtrickt die wonnigen Blicke!“

Es wand die Schlange ſich um ſein Herz,
Er mochte nicht widerſtreben,
Und ſprach zu dem Helfenſtein wie im Scherz:
„Herr Ritter, was wollt ihr geben,
Wenn heut an meiner Statt zu Nacht
Ihr ſelig die goldenen Stunden verwacht
An der Kaiſerin Mund und Herzen?“

Erſchrocken fährt der Ritter zurück,
Oft hat er's gewünſcht im Stillen,
Doch war's nur der kühnſten Träume Glück
Und kam ihm nimmer in Willen,
Und ſprach erglühend: „Herr Kaiſer, Ihr führt
Mein Wünſchen weiter, als ſich's gebührt,
Und bitte, Ihr wollet mich laſſen.“

„Ei, ſchöner Geſell, ſo halt' ich es nicht,
Nicht dich will ich prüfen und proben,
Es gilt mir um meines Weibes Pflicht,
Ob ich die ſoll ſchelten, ob loben.
Geh' hin, Geſell, und verſuch's mit ihr,
Und was du gewinnſt, das verkünde mir,
Und gewinnſt du ſie, ſey ſie dein eigen.“

Der Ritter neigt ſich dem Kaiſer tief,
Und ſinnt, was der Herr gefodert;
Da iſt das Fünkchen, das träumend ſchlief,
Zur wachen Flamm' entlodert.
„Nur immer gewebt das geheime Geſpinnſt,
Und wär es ein Blick nur, den du gewinnſt,
Das wäre ſchon himmliſche Beute.“

Zur Kaiſerin ſchlüpft der Ritter hinein,
Sie tritt ihm züchtig entgegen,
Ihn durchſtrömt der Schönheit lieblicher Schein
Mit feurigem, ſüßem Erregen.
Er ſinkt vor ihr nieder: „O Frühlingslicht,
Verſchmähe die flehenden Bitten nicht
Des Armen, des Treuen, des Kranken.“

Voll Milde tritt ihm die Herrin nah
Und ſpricht: „Was kann mir gelingen?
So nenne das Leid mir, das dir geſchah,
Ich wähne, wir wollen's bezwingen.“
Da barg er im Mantel das heiße Geſicht:
„O Engelgüte, nun zürnt mir nicht,
Und gönnt mir euere Miene.“

Da tritt ſie zurück mit betrübtem Sinn:
„O Ritter, wie mögt ihr es wagen,
Mir, eurer Herrin und Kaiſerin,
So Schändliches anzutragen?“
Da zückt' er gegen ſich ſelbſt ſein Schwert:
„Und wollt Ihr verſagen, was ich begehrt,
So ſterb' ich vor eueren Blicken.“

Die Frau erbebend zuſammenfährt:
„So kommt, heut Abend zu pochen,
Und was mein Herz dann räth und begehrt,
Das thu' ich, das ſey Euch verſprochen.
Doch auf nun, und fort, und behaltet's im Sinn.“
Aufſprang er, forteilt' er und eilte hin,
Wo ſein der Kaiſer erharrte.

Der ſtand mit ernſtem, finſterem Blick,
Und winkt' ihm ſtumm, zu ſprechen.
„Vergieb, vergieb mir, mein ſüßes Glück,
Hier muß ich das Schweigen brechen.
Herr Kaiſer, die wonnige Wett' iſt mein,
Und poch' ich heut Abend an's Kämmerlein,
So brennt mir die Fackel der Liebe.“ —

„Es iſt nicht, es kann, es ſoll nicht ſeyn!
Wie käme der Himmel zur Sünde?
Nicht du, ich will zu der Falſchen hinein,
Daß ſie ſelbſt die Schmach mir verkünde;
Und iſt ſie mir untreu, leuchtet die That
In ein arges Herz voll Tück' und Verrath,
So magſt du von hinnen ſie ſchleifen!“

Der Kaiſer beſteigt ſein ſtampfendes Roß,
Als ritt er auf lange von hinnen,
Er reitet zum Wald ohn' Diener und Troß,
Wildhin mit erdunkelnden Sinnen,
Und auf durch Schlucht von Geſtrüpp und Dorn,
Auf treibt er das Roß mit blutendem Sporn,
Als ſollt' es die Eichen erklimmen.

Nachts kehrt er zum Schloß und ſteigt vom Roß,
Still blinken und winken die Sterne,
Er ſchleicht durch die Gäng' im hallenden Schloß,
Und wünſcht ſich bald nah, bald ferne.
Nun iſt er am Thürchen, nun hebt er die Hand,
Will pochen, und zaudert, und heißer Brand
Der Rache durchglüht ihm die Adern.

Er nimmt ſich zuſammen und klopfet an,
Da ſpringen in Weibergewanden,
Vier kräftige Männer mit Knitteln heran,
Umſchlingen den Kaiſer mit Banden,
Und ſchlagen ihn wacker die Kreuz und Quer
Und rufen: „Nun haſt du nach deinem Begehr;
Verſuch dich an Anderer Ehren!“ —

„Verwegene haltet, der Kaiſer und Herr
Gebeut euch, inne zu halten.“ —
„Ei, Lüger und Trüger! zum Wald iſt der,
Uns ziemt ſein Amt zu verwalten.
Drauf los und drauf los!“ Was er ruft und ſpricht,
Sie treffen ihn trefflich und ſchonen ihn nicht,
Bis lauter er ſchreiet nach Hülfe.

Das dringt durch der Kaiſerin innere Thür,
Da dauert der Schalk ihr im Herzen;
Sie tritt mit den dienenden Frauen herfür,
Die leuchten mit Fackeln und Kerzen;
Da erblickt ſie den Kaiſer und ahnet den Plan:
„O Herr, Ihr habt übel an mir gethan,
Und wollet mir weiter nicht zürnen.

Nicht Euch, dem ich Lieb' und Treue verſprach,
Herrn Helfenſtein war es bereitet;
Mit Schande für Schande, mit Schmach für Schmach,
So hätt' ich heim ihn geleitet.“ —
„Wie, zürnet der Kaiſer, verſpracht ihr ihm nicht
Zu bieten Eu'r kaiſerlich Angeſicht,
Wenn heut an die Kammer er pochte?“ —

„Mit nichten; doch als er ſich bräut' mit dem Schwert,
Da ſprach ich: kommet zu pochen,
Und was mein Herz dann räth und begehrt,
Das thu' ich, das ſey euch verſprochen.
Dies rieth mir's; leider traf's Euch ſtatt den Knecht,
Und ob ich's bedaure, doch dünkt's mich recht,
Dieweil Ihr ſo arg mich verſuchtet.“

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebſt Ideen über Kunſt und Wahnſinn.

Von Guido Görres.

(Fortſetzung.)

Darum ſcheint es eben nicht unrecht, wenn man die Darſtellung eines Narrenhauſes dem Geſchmacke einer

solchen Zeit angemessen hält. Welche gräßliche Figuren lassen sich da nicht anbringen, welchen Spielraum hat da nicht die bitterste Ironie in diesem Hospitale des menschlichen Geistes, in diesem Leichenfelde der Lebenden, die wie Gespenster umherwandeln und kaum leserlich die verwischten Züge ihres ehemaligen Namens auf der Stirne tragen. Wie kann da der Künstler in den innersten Eingeweiden des menschlichen Herzens wühlen und sie dem Publikum als Augenschmaus zum Besten geben. Welche Wonne, die wildeste Raserei in ihren Krämpfen darzustellen und es dem Teufel nachzuthun, und mit dem kalten Hohne der Verrücktheit über sich selbst zu lachen und dem ewigen Schöpfer der Dinge spöttisch zuzurufen: siehe da, Meister! das ist das Werk deiner Hände, das ist dein sauberes Meisterstück, nimm dieses verfluchte Leben zurück, oder ich werfe es dir vor die Füße. Es wäre Schade gewesen, wird man weiter sagen, hätte man eine so schöne Gelegenheit versäumt, auch auf diese Dissonanz, der das menschliche Leben unterworfen ist, aufmerksam zu machen und die Verzweiflung einer zerrissenen Zeit zu steigern. Und der wird es wohl am besten machen und sich den ersten Dank verdienen, der sich von dem alten Meister der Dissonanz die Hand führen läßt und nun die desperatesten Sprünge zum Besten gibt.

Die also singen und sagen, haben nicht ganz Unrecht, aber es gibt auch eine entgegengesetzte Meinung, die noch mehr im Rechte ist, weil sie weniger auf den Gegenstand, als auf den Geist Rücksicht nimmt, in dem er aufgefaßt wird, und der ihm erst seine wahre Bedeutung, seine sittliche Würde oder unsittliche Verwerflichkeit aufdrückt.

Ohne allen Zweifel ist die Verherrlichung Gottes, die Darstellung ewiger, göttlicher Ideen die heilige Aufgabe nicht nur der Kunst, sondern auch jeder Wissenschaft und alles menschlichen Strebens. Es ist ein lächerlicher, armseliger Dünkel, wenn man dadurch der Kunst eine höhere Bedeutung zu geben wähnt, daß man sagt, sie sey um ihrer selbst willen da. Aus einer Dienerin des ewigen Gottes, die in dem großen, alle Welt umfassenden Reigen mit einstimmt in den ewigen Lobgesang, und in deren Augen der Glanz einer höhern, unvergänglichen Welt zurückstrahlt, macht man sie dadurch zu einem Götzen der Welt, der sich selbst anbetet, zu einer Buhlerin des Staubes, die sich einer Leiche angetraut hat und mit ihr im Grabe vergehen wird. Denn welcher Engel soll sie, die nur einzig um ihr selbst willen da war, am Auferstehungstage wecken? hat sie Gott nicht gekannt, dann wird auch er sie nicht kennen. Der Mensch soll sich kein geschnitztes Bild machen, um dasselbe anzubeten. Statt dieses Dünkels ist vielmehr Demuth die erste Bedingung einer wahren Kunst, die nach etwas Höherem ringt, als nach einer bloß äußern, leiblichen Schönheit, aus der kein Funke der ewigen, die Reinheit und Heiligkeit ist, hervorleuchtet. Die wahre Schönheit kann keinem andern Geiste, als dem der Sittlichkeit und Wahrheit dienen, die sie als Grazie begleitet. Denn alle drei sind sie Ausflüsse des einen Gottes und können darum auch nicht feindlich mit einander hadern. Eine Schönheit, die eine Lüge und eine Unsittlichkeit ist, das ist der Böse, der sich in die Lichtgestalt eines Engels gekleidet; denn die Sünde ist schwarz wie die Nacht, und ihr Glanz ist ein gestohlener.

Nur knieend malte Fiesole die heilige Jungfrau, und ohne dieses wenigstens im Geiste zu thun, wird kein Künstler je das Heilige und Göttliche, die höchsten Gegenstände der Kunst, darzustellen im Stande seyn. Gott und was Gottes, das läßt sich nicht von oben herab behandeln; denn das ist ja eben sein Charakter, daß es hoch über Allem, wie der Geist über den Wassern schwebt, und Jeder nach ihm hinaufsehen muß und mit oder gegen seinen Willen ihm dient. Ohne seinen Beistand, ohne von Gott, der die Quelle aller Schönheit und Harmonie ist, durchglüht und erleuchtet zu seyn, ist der Künstler gar nicht einmal im Stande, etwas wahrhaft Künstlerisches hervorzubringen. Denn was hat der Mensch von sich selbst? was lernt er? was sind jene Augenblicke künstlerischer Begeisterung, aus denen unvergängliche Werke hervorgehen, als einzelne Lichtstrahlen, die aus einer höhern Welt in seine Seele herabfallen? Oder ist das Genie etwas Anderes, als ein von oben erleuchteter Geist, gewissermaßen eine stete angeborne Begeisterung? Nur zu oft besteht das ganze Studium des Menschen darin, diesen ihm angebornen Funken im Schlamme der Sünde zu ersticken, und selbst dann noch, wenn er ihn zu den frivolsten und nichtigsten Zwecken mißbraucht, eine Schlange in gleisnerischer Hülle zur Verlockung darzustellen, gibt dieser Funke seinem Werke die eigentliche Schönheit, die er nie aus seinem finstern, zerrissenen, mißgestalten Geiste hervorgebracht hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

Die englischen Damen, Bulwer und das Parlament.

In Folge meiner, wenn ich nicht irre, auch in diesen Blättern niedergelegten Bemerkung, daß Eduard Lytton Bulwer, pompejanischen Andenkens, vor den geistigen Augen der englischen Frauen beträchtlich minder gut gelitten sey, als bei den, allem Vermuthen nach, sentimaler organisirten deutschen Damen, ist mir von mehreren meiner liebenswürdigen Landsmänninnen naiv und deutlich zu erkennen gegeben worden, daß sie das nicht glauben, und zwar

nicht glauben aus Achtung gegen und Liebe zu ihren engliſchen Schweſtern. Der Grund iſt ſo zart, daß ich mich der gröbſten Unartigkeit ſchuldig machen würde, wollte ich auch nur den Hauch eines Wortes dagegen einwenden. Im Gegentheil, nicht die Ahnung eines Zweifels an ſeiner Wahrheit iſt in mir aufgeſtiegen, und mit dem, einem Deutſchen geziemenden Enthuſiasmus habe ich die betreffenden Briefſtellen dem Verfaſſer des, zum großen Leidweſen vieler Menſchen ſo eben aus der Preſſe hervorgegangenen, drei Bände ſtarken Mephiſtopheles in England, or, the confessions of a Prime Minister, zum Behuf der Korrigirung ſeiner Anſicht über die ſchönere Hälfte des Menſchengeſchlechts und namentlich zum Behuf der Abänderung einer Stelle ſeines Teufelswerks in die Hände geſpielt, wo er ſagt: „after all, I think the women are the best haters when they really set their minds to it. Women always, to a certain degree, detest one another; and, when they find good and wholesome cause for hatred, nothing is equal to their sincerity,“ auf Deutſch: „kurz und gut, meine Meinung geht dahin, daß, wenn die Weiber es ſich einmal in den Kopf ſetzen, zu haſſen, ſie es aus dem Fundament verſtehen. Bis zu einem gewiſſen Grade verabſcheuen ſich die Weiber ſtets unter einander, und ſobald ſie guten und geſunden Grund zum Haſſe finden, thut es ihnen Niemand an Aufrichtigkeit gleich.“ Nebenbei und im Allgemeinen zu bemerken, eine der mildeſten unter den vielen ſtarken Stellen in beſagtem Werk. Wenn ich aber im Irrthume bin, wenn Edward Lytton Bulwer eben ſo ſehr der Liebling der engliſchen, als der deutſchen Damen iſt, ſo kann ich ihn nicht anders als — mich ſehr gelinde auszudrücken — die häßlichſte Perſonifikation des ſchmählichſten Undanks nennen. Ich will die Thatſache liefern, den Leſerinnen bleibe das Urtheil.

In der Sitzung des engliſchen Unterhauſes am 16ten Juli ſtellte Maſter G. Berkeley die in gebührender Form vorher angekündigte Motion: es ſolle ein Komité niedergeſetzt werden, zu berathen und zu erwägen, auf welche Art ein Theil der Fremdengalerie für die Damen zu Anhörung der Debatten am beſten abgetrennt und eingerichtet, auf welche Art ihre Zulaſſung vom Sprecher am beſten regulirt und auf welche Art in dem neuen Hauſe der Gemeinen eine ähnliche Einrichtung am beſten getroffen werden könne. Das ehrenwerthe Mitglied bemerkte, daß, obgleich in gegenwärtiger Sitzung mehrere Anträge gegen andere zurückgeſtellt worden ſeyen, man doch von ihm, da ſeine Frage die Damen betreffe, ein ähnliches Nachtreten unſtreitig nicht erwarten werde. Auch achte er es unnöthig, wegen einer Frage, wie die vorliegende, wider welche er ernſte Bedenken ſchlechterdings nicht abzuſehen vermöge, viele Worte zu machen und dem Hauſe viel ſeiner koſtbaren Zeit zu rauben. Man brauche nur Hatſell nachzuſchlagen, um ſich zu überzeugen, daß bereits im Jahre 1716 die Damen zu Anhörung der Debatten zugelaſſen worden ſeyen; und zwar nicht bloß auf die Galerie, ſondern ſelbſt in die untern Räume des Hauſes. Daſſelbe habe im iriſchen Parlamente ſtattgefunden, finde noch heutiges Tages in den franzöſiſchen Kammern ſtatt, und müſſe im Oberhauſe als beſtehend anerkannt werden. Er begreife daher nicht, warum die Damen einzig und allein vom Hauſe der Gemeinen ausgeſchloſſen ſeyn ſollten. Man könne vielleicht ſagen, Damen ſollen keinen politiſchen Einfluß ausüben; wenn man es aber als Theil der Landesverfaſſung zugeben müſſe, daß eine Dame die Krone von England tragen dürfe, ſo könne er nicht einſehen, warum Damen keinen politiſchen Einfluß ausüben ſollen. Es ſey Thatſache, daß die Damen eine bedeutende Portion politiſchen Verſtand beſitzen, und ihr Einfluß oft die Wahlen der Grafſchaften und Städte entſcheide. Vor dem letzten Brande der Parlamentshäuſer habe ihnen ſogar gewiſſermaßen die Aufſicht über die Verhandlungen des Hauſes zugeſtanden, indem ſie dort zu Sitzen über dem Hauſe zugelaſſen worden, von welchen ſie, obwohl mit einiger Unbequemlichkeit, auf die Debatten haben ſehen und ſie anhören können. Einige ehrenwerthe Mitglieder haben ihm bemerklich gemacht, daß die Zulaſſung der Damen die Zahl der Redner vermehren würde, indem mancher, der es jetzt wohl bleiben laſſe, das Haus anzureden, ſich dann an die Damengalerie wenden werde. Er glaube inzwiſchen, daß die Anweſenheit der Damen dieſe Wirkung nicht im Uebermaß äußern, wohl aber die gute Wirkung haben werde, viele jener unſaubern Perſönlichkeiten zu unterdrücken, von welchen man in der diesjährigen Sitzung nur zu viele Proben gehabt habe. Seiner Meinung nach würde es den Charakter der Debatten weſentlich verbeſſern, wenn ſie vor reineren Zuhörern ſtatt fänden. Nach dieſer, einige Male vom Gelächter und mehrere Male von hört! hört! begleiteten Rede las Berkeley ſeine Motion vor, und, was ſelten der Fall iſt, beide Seiten des Hauſes lachten. Kaum hatte er ſich niedergeſetzt, ſo waren Herr Buller (nicht Bulwer), Herr French und noch fünf oder ſechs andere Deputirte auf den Füßen, um die Motion zu unterſtützen. Das Haus belohnte ihren ritterlichen Eifer mit abermals ungetheiltem Beifall. Weil es mich jedoch zu weit führen würde, wollte ich die Reden dieſer Ritter auch nur im Auszuge geben, ſo beſchränke ich mich auf die Erwähnung deſſen, was der Leiter des Hauſes, der bekannte Lord John Ruſſell, er, der das Peelſche Miniſterium ſtürzte, in Bezug auf jenen Antrag ſagte. Er wolle, ſagte er, in die merita causae nicht eingehen, die Streitpunkte der Frage unerörtert laſſen, doch ſey er der Meinung, daß, wenn das Haus mit dem in der Motion enthaltenen Princip einverſtanden ſey, es der Niederſetzung eines beſondern Komité keineswegs bedürfe, ſondern die ehrenwerthen Deputirten ſelbſt die Ehre haben könnten, die Frage zu entſcheiden, und das um ſo mehr, da ja ohnedies die Regeln der Zulaſſung dem Sprecher vorbehalten bleiben ſollten. Inzwiſchen könne er nicht umhin, die Frage entſchieden zu verneinen. Der Vorſchrift gemäß wurden die Zuhörer entfernt, das Haus ſtimmte und es ergab ſich als Reſultat 153 für, 103 gegen die Motion, folglich für Herrn Berkeleys Antrag eine Mehrheit von 49 Stimmen; die erſte Niederlage, glaube ich, die Lord John Ruſſell erlitten hat. Er nahm ſie zwar lächelnd hin, hat ſich aber gewiß beträchtlich geärgert, und ſollte etwa die junge Lady Ruſſell — erſt ſeit wenigen Monaten mit dem Reformer vermählt — über die Ungalanterie ihres Gatten ärgerlich geweſen ſeyn, ſo dürfte er zu Hauſe auch das Lachen eingeſtellt haben, denn es würde ein ſtarker Irrthum ſeyn, zu glauben, daß der Pantoffel in England nicht herrſche. In keinem kultivirten Lande ſind die Frauen in den Grenzen der Häuslichkeit unumſchränktere Gebieterinnen, als in England. Sobald die Abſtimmung vorüber war, ſchritt man zur Wahl des Ausſchuſſes. Berkeley wurde Präſident und die preux chevaliers, Pease, Prynne und Ruthven, wurden Beiſitzende. Das ſomit formirte Komité erhielt hierauf von dem über ſeinen erzwungenen Ernſt recht komiſch ausſehenden Sprecher die vorſchriftmäßige Vollmacht, „Perſonen, Papiere und Urkunden holen zu laſſen.“

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 218.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 11. September 1835.

— Freilich an Viele
Spricht die gedruckte Columne.
Goethe.

Die Lesekabinette in Paris.

Das Lesen, und insbesondere das Lesen der politischen Tagesblätter, ist in Paris tief in den Sitten des Volks gewurzelt und den meisten Klassen der Gesellschaft zur andern Natur geworden. Dem Pariser das Lesen der Journale verbieten, hieße dem Dandy seine Lorgnette entziehen, dem Ouvrier sein Litre Wein verwässern und dem Epicier seine Kundschaft abspenstig machen. Denn man muß nicht etwa glauben, daß es bloße Neugierde ist, welche diesen Leseeifer hervorbringt; davon kann der erste Blick in ein französisches Zeitungsblatt überzeugen. Die ersten anderthalb Folioseiten enthalten in der Regel nichts als Betrachtungen, politische Raisonnements, und die noch übrigen Spalten des Journals sind nicht sowohl mit Geschichten und Anekdoten, als mit den Neuigkeiten aus der Politik des In- und Auslandes, mit vermischten Nachrichten und literarischen Recensionen ausgefüllt, lauter Sachen, welche einen bloß neugierigen und müssigen Zeitungsleser wenig ansprechen würden. Alles liest, Jeder liest hier, weil die Theilnahme an Staatsangelegenheiten und den politischen Verhandlungen des Tags in Paris so allgemein ist, wie bei uns überm Rhein die Liebe für Theater und andere Dinge, welche in's Bereich der schönen Künste fallen. In den Galerien des Odeons, in den düstern Gängen des Palais de Justice sieht man zu allen Stunden des Tags ganze Reihen von Zeitungslesern, wovon die Einen stumm und andächtig dasitzen, Andere unbeweglich auf dem steinernen Fußboden ausgestreckt liegen, und noch Andere unruhig an den Pfeiler gelehnt stehen und öfter vom Blatte aufsehen, um eine vorübergehende Grisette zu mustern, oder mit einer hübschen Putzmacherin im gegenüberliegenden Modeladen Blicke zu wechseln. Die alte Höckerfrau auf dem Markte und in der Halle wischt sich die schmutzigen Finger an ihrer Schürze ab, um in mehreren Intervallen die Zeitung zu lesen; die alte Portière sezt jeden Abend regelmäßig ihre Brille auf, um den Constitutionnel zu studiren, auf den sich ihr Nachbar, der Marchand Bonnetier, abonnirt hat; der Lohnkutscher in Paris hat immer ein oder das andere Journal in der Wagentasche, und jede Werkstätte, welche eine gewisse Anzahl von Arbeitern beschäftigt, hält ihre eigene Zeitung, welche der Chef d'atelier, oder wer sonst am besten damit umzugehen weiß, vorlesen muß.

Einen interessanten Anblick bietet in dieser Hinsicht der Garten der Tuilerien und der Garten des Palais-royal dem Beobachter dar. Während die Fremden und die schöne Welt sich dort versammelt, um unter den schattigen Baumgängen auf und ab zu gehen, oder sich auf schlechte Strohstühle setzen, um zu bewundern und

ſich bewundern zu laſſen, leſen die meiſten Pariſer Zeitungen, bald ſitzend, bald ſtehend, bald an die Bäume oder auf die eiſernen Geländer gelehnt, welche die Blumenbeete einſchließen. Jener Alte mit den weißen Haaren dort auf der ſteinernen Bank hat ſich ſchon vor einer Stunde das Zeitungsblatt geben laſſen, welches er in ſeinen zitternden Händen hält, und kaum iſt er bald damit zu Ende. Dem Koſtüme und dem Journal nach zu urtheilen, iſt es ein in den Ruheſtand geſetzter Beamte, deſſen Penſion ſich höchſtens auf 600 Franken jährlich belaufen mag; er folgt gewiß dem Gang der Ereigniſſe mit größerem Eifer und größerer Theilnahme, als der Zeitungsſchreiber ſelber; denn er würde eher ſein frugales Mittagsmahl in ſeiner Penſion bourgeoise, als die Lektüre ſeiner Zeitung verſäumen. Wie er jede Zeile mit ſeinen Lippenbewegungen begleitet! Noch iſt er im vollen Strome der Begebenheiten, eine halbe Stunde noch, und er ſenkt das Blatt, um ſeine Augengläſer abzuwiſchen und ſeinem Nachbar zu demonſtriren, daß die jetzige Regierung unverzeihliche Fehler begehe.

Wie groß übrigens die Zahl der habituellen oder zufälligen Zeitungsleſer ſeyn muß, erhellt ſchon aus dem Umſtande, daß dieſelben an den beiden zuletzt genannten Orten allein acht Zeitungsbuden unterhalten, welche für dieſen privilegirten Ort keinen unbedeutenden Miethzins an das Haus Orleans bezahlen müſſen, und ſich doch nur für jedes Blatt die ſehr geringe Steuer von einem Sous entrichten laſſen. Für die Abendblätter zahlt man zwei Sous; wenn aber wichtige Nachrichten aus dem In- oder Auslande erwartet werden und die Neugierde allgemein geſpannt iſt, wie bei den Lyoner Unruhen und dem Attentat von Fieschi, muß man froh ſeyn, wenn der Meſſager für zwanzig Sous zu haben iſt. Im April vorigen Jahrs habe ich die Abendjournale mit fünf bis zehn Franken bezahlen ſehen. Die Zeitungsbuden des Palais-royal ſind bei ſolchen Gelegenheiten förmlich belagert, und man muß Queue machen, wie am Theater; hier und da im Garten ſtehen einzelne zerſtreute Gruppen beiſammen und theilen ſich die Neuigkeiten beim Lampenſchein mit, andere eilen mit dem erbeuteten Journal in das nächſte Kaffeehaus, wo ſich bald eine Corona von Zuhörern um dieſe Glücklichen bildet, welche alsdann gezwungen ſind, den Inhalt der Zeitung laut vorzutragen.

Von der eingewurzelten Leſeluſt der Pariſer zeugt überdies die Unmaſſe von Leſekabinetten, welche man in allen Stadttheilen findet. Zu Anfang der franzöſiſchen Revolution von 1789 gab es in ganz Paris nur ein einziges ſolches Cabinet de lecture; heutzutage trifft man in jeder nur einigermaßen beſuchten und günſtig gelegenen Straße der Hauptſtadt ſolche Leſeanſtalten, deren man im Ganzen gegen 400 zählt, wovon 200 ihren Beſuchern und Abonnenten bloß Journale und politiſche Broſchüren darbieten, die übrigen 200 aber außerdem auch noch Leihbibliotheken damit verbinden.

Dieſe Leſekabinette ſind ſehr nützlich und ihre Einrichtung höchſt zweckmäßig getroffen. Man kann ſich daſelbſt auf einen Monat abonniren, oder man zahlt für die einzelne Sitzung, für den ganzen Tag oder für die einzelne Zeitung. Alle die Abſtufungen haben ihre beſtimmten, feſtgeſetzten Preiſe, die gewöhnlich draußen neben der Eingangsthür angemerkt ſind. Dieſe Bequemlichkeit hat man in unſern deutſchen Leſekabinetten nicht, welche man höchſt vornehm Caſſinos, Redouten, Muſeen, Philomathien u. ſ. f. nennt, weil in der Regel Bälle, Konzerte und geſellſchaftliche Erheiterungen damit verbunden ſind. Dann muß man auch oft Monate lang warten, um ſich auf einen Monat abonniren zu können, und in dieſer Wartezeit muß man einen ſoliden Lebenswandel und empfehlende Antecedentia aufzuweiſen haben, wenn man als Mitglied aufgenommen ſeyn will. Wenn man als Fremder in einer Stadt lebt, wo man gerne in's Caſſino gehen möchte, um die Zeitungen zu leſen, kann man häufig gar nicht einmal Mitglied des Leſezirkels werden, wenigſtens iſt mir das zu meiner Zeit in München und Frankfurt begegnet. Hat man vollends das Unglück, Jude zu ſeyn, wird man gar nicht aufgenommen, und die Pforten des Himmels und des Frankfurter Muſeums öffnen ſich ſelbſt dann nicht, wenn man ein ausgezeichneter Jude iſt, dem man doch billiger und vernünftigerweiſe das Recht zugeſtehen ſollte, außerordentliches Mitglied eines deutſchen Leſeklubbs zu ſeyn. Wenn man endlich alle dieſe Feuerproben glücklich überſtanden hat, muß man die Statuten ſtudiren und ſich den erſten Artikel einprägen, daß in den Leſezimmern nicht geſprochen werden darf. Warum machen wir Deutſche uns Alles ſo ſchwer und unverſtändlich? warum kommen wir nicht überein, unſere wichtige Amtsmiene und pedantiſche Weiſe wenigſtens in allen den Dingen abzulegen, wo ſie nicht hin gehören, wo ſie übel angebracht ſind und beläſtigen? wollen wir denn alle unſere geſellſchaftlichen Verhältniſſe mit Aktenſtaub bepudern und mit Eau d'Ennui parfümiren? Die Art und Weiſe, wie es nur zu oft bei der Aufnahme in unſern deutſchen Leſekabinetten hergeht, iſt lächerlich, und erinnert an die Zeiten unſerer Großmütter, wo Alles nach altem Brauch und Herkommen, nach Geſetz und Ordnung ſich zutrug, ohne welche damals keine Theegeſellſchaft beſtehen konnte.

(Der Beſchluß folgt.)

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach.

nebſt Ideen über Kunſt und Wahnſinn.

Von Guido Görres.

(Fortſetzung.)

Die wahre Aufgabe des Künſtlers iſt es, die ewigen Ideen in ihrer Verleiblichung, wie er ſie in der Schöpfung und vor allem im Menſchen, als dem Ebenbilde, das der größte Künſtler nach ſeinem eigenen Bilde, nach der reinſten und fleckenloſeſten Schönheit gebildet, darzuſtellen. Die ganze Kunſt iſt demnach nichts, als eine heilige Symbolik, überall in der Natur ſoll ſie die Geſichtszüge ihres Meiſters aufſuchen, und aus dieſem Abbilde ſoll ſie in der Bruſt des Beſchauenden die Sehnſucht nach dem Urbild wecken und ihn in eine höhere Region erheben. Wie die ganze Schöpfung ein großes Kunſtwerk iſt, ſo ſoll es auch die Geſchichte und das Leben jedes einzelnen Menſchen ſeyn, und der Künſtler ſoll aus der Tiefe ſeiner eigenen rein und harmoniſch geſtimmten Seele die Farben nehmen, um dieſes Kunſtwerk der Schöpfung und des Lebens in ſeinen Bildern abzuſtrahlen. Allein der Menſch iſt gefallen und mit ihm die ganze Natur, das Ebenbild Gottes iſt zu einer Fratze geworden, ſtatt der leuchtenden Züge jener ewigen, nimmer alternden Schönheit ſind die Zeichen der Sünde, der Verweſung und des Todes tief in ſein Geſicht eingegraben. Noth und Gefahr und Elend aller Art umſtehen in tauſend Geſtalten ſein leibliches und geiſtiges Daſeyn, Krankheiten bleichen ſein Geſicht, in Finſterniß und Zweifel ſchmachtet ſein Geiſt, von ungeſtümen Naturtrieben hin und her geriſſen, und das Verbrechen und der Wahnſinn drückt dem Ebenbilde Gottes ſeine ſchauerlichen Zeichen auf, wie die Krallen, die der Geier ſeiner Beute in die Augen ſenkt, während er das zitternde, warme Herz verzehrt. Auch die Natur iſt entſtellt, auch ſie ſeufzet nach Erleuchtung und Erlöſung, und ein tiefer, derzerſchneidender Schmerz geht als Grundton durch alles Daſeyn, wie er ſchon in den Volksliedern aller Völker in ihren wehmüthigen Melodien widerklingt.

Mannichfaltig aber und groß, ernſt und reich iſt in dieſem Kampfe des Lebens auch die Aufgabe der Kunſt, Gott, dem Menſchen und der Natur gegenüber. Als ſeine Begleiterin und Mitſtreiterin iſt ſie mit ihm von der Höhe herabgeſtiegen und ihm in die Verbannung und das Unglück gefolgt. Nicht zum Scherz und zur Kurzweil, nicht zu einem nichtigen und flüchtigen Sinnenreiz iſt ſie ihm gegeben. Sie ſoll dem Menſchen ſein Bild vorhalten, ſie ſoll ihn warnen, ihn ſtrafen und ſchrecken, ſie ſoll ihn tröſten, wenn er klagt, ihn erwecken, wenn er ſchläft, und ihn zum Siege begeiſtern, indem ſie ihm die Krone, die ſeiner wartet, in verklärtem Glanze zeigt. Dazu ſtehen ihr die drei großen Offenbarungen Gottes zu Gebote, ſein geſchriebenes Wort, wie es von der Kirche aufbewahrt wird, und eine unſichtbare Geiſterwelt des Lichtes und der Nacht in ſich befaßt; dann als zweite Offenbarung das Reich der Geſchichte, das der freie Wille des Menſchen unter der Leitung der Vorſehung erbaut, und endlich das große, im unermeßlichen Raume ausgebreitete Reich der Natur. Iſt die Kunſt vom Geiſte des Lichtes erfüllt, dann kann ſie mit dem tiefſinnigen Dichter des Mittelalters Himmel und Hölle und Fegfeuer durchwandeln; die Engel des Herrn werden ſie auf ihren Händen tragen, der Schlamm wird ſie nicht beſchmutzen und die Gluth des Feuers den Saum ihres Gewandes nicht verſengen, vor dem Throne Gottes aber wird ſie im Chore der Geiſter das ewige Alleluja ſingen. Stets ſoll daher ihr Auge wie das der Blume nach der Höhe gerichtet ſeyn, und der Duft ihrer Blüthe als Weihrauch zum Himmel aufſteigen und den Menſchen nach ſeiner Heimath hinweiſen. Darum fällt es allerdings in ihr Bereich, ihn in ſeiner ganzen Zerriſſenheit und Armuth darzuſtellen und mit vollem Tone den Schmerz des Lebens auszuſprechen. Sie ſoll ihn und die Natur, als das trauernde, von ſeinem Gotte abgefallene, in der Gefangenſchaft büßende Jeruſalem darſtellen. Zugleich aber ſoll ſie auch auf ſeinem Antlitze die verwiſchten Spuren ſeiner alten Herrlichkeit und höhern Würde, die entſtellten Züge ſeines Ebenbildes aufſuchen. Auch in der Natur ſoll ſie die Strahlen ſammeln, die ihr von dem frühern Glanze geblieben ſind. Denn iſt auch die Sonne des Paradieſes untergegangen, ſo glänzen immer noch die Höhen in ihrem Nachſchimmer, wie die Alpen noch in purpurner Pracht glühen, wenn der Abend ſchon über die Tiefe den düſtern Schleier der Nacht und des Schweigens gebreitet hat. Auch im Geiſte tauchen noch dunkle Erinnerungen ſeiner ehemaligen Größe auf, wie Blumen eines Gartens, der ſich in eine Wildniß verwandelt. Dieſe Strahlen verblichener Herrlichkeit, dieſe Blumen des verlornen Paradieſes ſoll der Künſtler zu einem Bilde und einem Kranze geſtalten, und den Menſchen an ſeine Vergangenheit erinnern und ihn ſeine Zukunft ahnen laſſen. Auch er ſoll, gegenüber der Finſterniß, der Zerriſſenheit und Mißgeſtalt der Sünde, den Reichthum, den Frieden und die göttliche Kraft der Tugend in dem vollen Glanze der Schönheit zeigen, wenn ſie in Heiligkeit und Demuth, von dem Ewigen begeiſtert, ſich für Gott und den Menſchen aufopfert.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Auguſt.

(Beſchluß.)

Bulwer, die engliſchen Frauen und das Parlament.

Bevor ich den weitern Fortgang berichte, muß ich in Berkeleys Rede ein zu Wenig und ein zu Viel rügen. Zu wenig that er, als er ſich auf das Beiſpiel Irlands, Frankreichs und des Oberhauſes berief. Er hätte ſich auch auf das Beiſpiel der vereinigten Staaten Nordamerika's beziehen ſollen, wo die Damen inmitten der Deputirten ſitzen, und durch ihr angenehmes epiſodiſches Geplauder den finſtern Ernſt politiſcher Verhandlungen beleben und erheitern. Zu viel aber that er, indem er ſagte, er begreife nicht, warum die Damen „einzig und allein“ vom Hauſe der Gemeinen ausgeſchloſſen ſeyn ſollten. Einzig und allein — welche Ignoranz! Hat Berkeley nie vom galanten Sachſen und nie von deſſen erſtem konſtitutionellen ungalanten Landtage gehört, wo die Pairskammer den verfaſſungsmäßigen Antrag auf Zulaſſung der Damen faſt einſtimmig verwarf, und die Kammer der Gemeinen es nicht einmal der Mühe werth fand, einen ähnlichen Antrag zu ſtellen! Das erregte damals ſchmerzliche Zweifel an der Wahrheit der ſächſiſchen Konſtitution, und etwas der Art konnte einem engliſchen Parlamentsgliede entfallen ſeyn! Schon am dreizehnten Tage nach ſeiner Ernennung zum Ausſchuß-Präſidenten überbrachte Berkeley den betreffenden Bericht, legte ihn auf die Tafel und beantragte den Druck, was natürlich ohne den geringſten Widerſpruch unter lautem Beifallsrufe genehmigt wurde. Die Kommiſſion hatte beſchloſſen, daß ein Theil der Fremdengalerie auf der nördlichen Seite des Hauſes, nicht über ein Viertel derſelben, doch Raum für vierundzwanzig Damen haltend, zu deren beſonderer Aufnahme angewieſen, mittelſt eines Durchzugs abgetrennt und quervor mit einem durchbrochenen Gitter verſehen; daß der der Kommiſſion von Sir Robert Smirke vorgelegte Plan und Koſtenanſchlag angenommen; daß an einem zu dem Ende an der Eintrittsthüre beſagter Galerie eingerichteten Platze unter Aufſicht einer beſonders anzuſtellenden Perſon ein Buch gehalten; daß, mit alleiniger Ausnahme, wenn die Galerie nicht gefüllt iſt, einem Deputirten im Laufe einer Woche mehr als zwei Damen einzuführen nicht geſtattet; daß der Name jeder Dame den Tag vor ihrer Zulaſſung, oder für den Fall einer Vertagung des Hauſes am letzten, dem nächſten Zuſammentritte vorhergehenden Sitzungstage in beſagtes Buch eingeſchrieben und der Namenszug des Deputirten, der die Namen eingezeichnet, unter der Bemerkung, ob die Zulaſſung zur Früh- oder Abendſitzung ſtattfinden ſolle, deutlich beigeſetzt; daß die Karten von den Damen an der Thüre der Galerie vorgezeigt, ohne Karte keine Dame eingelaſſen; daß in Fällen, wo beſagte Galerie eine Stunde nach dem Zuſammentritte des Hauſes nicht voll iſt, ſo lange, als Raum darin übrig, jedem Mitgliede gegen Einzeichnung der Namen zwei Damen während der Sitzung des Hauſes einzuführen das Recht zugeſtanden; daß gedachtes Buch zum Behuf des Eintragens von Namen zur Zulaſſung am folgenden Tage von halb zwölf Uhr Morgens bis drei Uhr Nachmittags offen gehalten, und mit alleiniger Ausnahme, wenn die Galerie bis zu der in vorhergehendem Paragraph angegebenen Stunde nicht voll iſt, nicht wieder geöffnet; daß die dem Vorſchlage gemäß abgetrennte Galerie die Damengalerie genannt und ausſchließlich zu deren Aufnahme vorbehalten; daß die zu ſothaner Aufnahme nöthige Abänderung der Fremdengalerie ohne Verzug bewirkt; und daß im neuen Hauſe der Gemeinen auf Errichtung einer zu bequemer Aufnahme von nicht weniger als vierzig Damen geeigneten Galerie Bedacht genommen werden ſolle. Sobald dieſer Bericht gedruckt und vertheilt war, ſtellte Berkeley am 4ten Auguſt den Antrag, daß das Haus die darin enthaltenen Beſchlüſſe genehmigen möge. Der Sprecher legte die Frage vor, warf einen raſchen Blick über die Verſammlung und ſagte: tho noe have it, die Neiner haben es. Maſter Berkeley war jedoch mit dieſer ſummariſchen Abſtimmung nicht zufrieden und trug auf parlamentariſche Theilung des Hauſes an. Die neugierigen Zuhörer, unter welchen Referent, mußten nun abtreten, die Theilung erfolgte und das Reſultat war: 85 Ja und 86 Nein, mithin eine Majorität von drei Stimmen gegen die Damen für Lord John Ruſſell.

Ich enthalte mich, den Ausdruck von Unwillen zu bezeichnen, welcher bei dieſer Nachricht über die Geſichter der galanten Zuhörer und auch durch meine Bruſt zuckte. Welche Aufnahme in Folge derſelben die verheiratheten oder ſonſt mit dem ſchönen Geſchlecht alliirten Parlamentsmitglieder zu Hauſe oder anderwärts gefunden haben, läßt ſich daraus erkennen, daß am nächſten Tage ſowohl von den Bejahern, als von den Verneinern eine Subſcription eröffnet wurde, von jenen zum Behuf des Drucks und der Verbreitung ihrer Namen, von dieſen zum Behuf der Verhinderung jeder ſolchen und beſonders einer Bekanntmachung ihrer Namen. Beide Subſcriptionen haben einen glänzenden Erfolg gehabt. In Tauſenden von Gratisabdrücken cirkulirt die Namensliſte der Bejaher. Ein Verzeichniß der Verneiner hat noch keine Zeitung gegeben, nicht einmal die Times, dieſer Koloß von Reichthum und Haß gegen das Ruſſell-Melbourneſche Kabinet; Beweis genug, welche unermeßliche Summen die in ihrer Häuslichkeit gedemüthigten und um den lieben Hausfrieden beſorgten Sechsundachtziger gezeichnet haben. Weil indeſſen Verrath und Verräther nie und nirgends ſchlafen, ſo hat eine Abſchrift von den Namen der ſubſcribirten Verneiner ſich in's Publikum geſtohlen, und an ihrer Spitze ſteht Eduard Lytton Bulwer. Alſo den Muth hat er, gegen die Damen zu ſtimmen, doch Angſt, es zu bekennen. An der Richtigkeit der Thatſache iſt um deßwillen nicht zu zweifeln, weil man weiß, daß er am 4ten Auguſt im Unterhauſe war, weil ſein Name in der Liſte der Bejaher fehlt, weil er am 16ten Juli einer der 104 Verneiner geweſen, weil er verheirathet iſt u. ſ. w. Seine deutſchen Freundinnen werden in der Fülle ihrer gutmüthigen Nachſicht ihn mit ſeiner Anhänglichkeit an das beſtehende Miniſterium und vielleicht mit ſeiner Ueberzeugung entſchuldigen, daß Frauen nicht in's Parlament gehören. Gut, aber ſein Bruder, Heinrich Bulwer, und das ganze Heer der O'Connells ſind auch Miniſterfreunde, und haben für die Damen geſtimmt. Was ſodann den Glauben anlangt, daß das eigene Haus ein geeigneterer Aufenthalt für Frauen ſey, als das Unterhaus, ſo gelten des Dichters Worte: „und drinnen waltet die züchtige Hausfrau u. ſ. w.“ nicht von vornehmen Engländerinnen, und die Parlamentsmitglieder ſind die vornehmſten Leute in England. Iſt es mir doch beinahe, als ſey jenes Bild der Häuslichkeit auch in Deutſchland verſchollen; aber keinen Falls werde und kann ich zugeben, daß es ortiger iſt, die Damen zu Erfüllung ihrer Pflichten zu zwingen, als die Wahl ihrem eigenen Gefühl zu überlaſſen; keinen Falls kann ich zugeſtehen, daß die Damen eines Sittenvormundes bedürfen, und zu ſolchem hat Eduard Lytton Bulwer ſich aufgeworfen.

W. S.

Beilage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 219.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 12. September 1835.

Der Gott, der jene Götter hat gestürzt,
Hat auch des Schicksals dunkle Nacht gebrochen.

G. Schwab.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach.

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

So bildet die Kunst einen goldenen Strom großer, Gott und die Schöpfung umfassender Darstellungen, der im Anfange der Zeiten aus dem Munde Gottes mit dem Schöpfungsworte ausgegangen, die ganze Geschichte des Menschen, die sichtbare Natur und die Welt der Geister umfaßt und am Ende der Tage im Munde derselben richtenden Gottheit, im Schooße der Ewigkeit, sich wieder zusammenschließt.

Wie es eine Weisheit der ewigen Liebe gibt, so ist dieses die Kunst der ewigen Liebe, die so hoch über der heidnischen steht, wie die Idee jener ewigen Liebe, die ihren Sohn zum Heile der Welt hingegeben und alle Menschen mit ihren Vaterarmen umschlingt, über der Idee einer bloß irdischen Liebe und sinnlichen Schönheit steht. Denn nicht durch die äußere Form, sondern vor allem durch die Idee, die den Künstler begeisterte und die er darstellen konnte oder wollte, unterscheidet sich die christliche Kunst von der antiken. Die Centralidee der christlichen Kunst ist, die Weisheit, Liebe und Gerechtigkeit Gottes zu verherrlichen. Voll Frieden und Vertrauen blickt sie zu Gott hinauf, und, gestärkt und begeistert von ihm, nimmt sie Theil an dem Kampfe für ihn und sucht dem Menschen den verlornen Frieden wiederzugeben, indem sie die Welt von dem Lichte einer höheren Gnade beleuchtet darstellt und aus der vergänglichen Hülle den ewigen, unvergänglichen Geist hervorstrahlen läßt. Dagegen hatte das Heidenthum in der Zeit seiner höchsten Ausbildung, als die alten Ueberlieferungen mehr und mehr erloschen, entstellt und unverständlich geworden, von seinen Göttern, welche selbst an den Leidenschaften der Menschen Theil nahmen, keine Erlösung und kein Erbarmen für die Leiden der unglücklichen Menschheit zu erwarten. Homer, der Vater der Sänger und Künstler, nennt daher auch den Menschen das unglücklichste aller Geschöpfe, die da auf der Erde athmen und kriechen. Die Götter blicken kalt herab, wie die Häupter ihres beschneiten Olympes; während sie sorglos lächeln, seufzt der Mensch unter dem Fluche des Lebens, für den sie ihm keinen andern Trost, als die Geduld gegeben. So wenig nehmen sie an seinen Schmerzen Theil, daß sie ihn selbst um ein vollkommenes Glück beneiden und es tückisch zerstören. Wäre er ja sonst glücklicher, als sie selbst, die schweigend sich den Aussprüchen des Schicksals beugen müssen. So hat der Tod den finstern Mantel ewiger

Nacht über die ganze Schöpfung gebreitet, und in ſeinem undurchdringlichen Dunkel wohnt das weſenloſe Nachtgeſpenſt, das blinde Schickſal. Ohne Vernunft, ohne Gerechtigkeit, ohne Liebe treibt es ſein grauſames Spiel mit Göttern und Menſchen. Nacht iſt die Mutter, die das All geboren, und in ihrem finſtern, Alles verſchlingenden Schooße geht es wieder unter. Das ganze Daſeyn iſt ein ſchmerzliches, zweckloſes Auf- und Untertauchen. Wie die Wellen, die an einen einſamen Fels ſchlagen, in ewigem Einerlei heranwogen und wieder verſchwinden, ſo tauchen die Geſchlechter ſterblicher Menſchen in das nichtige Daſeyn auf und verſchwinden wieder in das Nichts und die Nacht, die ſie geboren.

Erfüllten ſo dunkle Gedanken voll Zweifel und Verzweiflung den Geiſt der Sänger und der Künſtler, welches Licht konnte da aus dem Antlitz ihrer Götter und Menſchen, auch bei der vollendetſten äußern Schönheit der Form, hervorſtrahlen? In ihrer Vollendung, in dem Traumbild des ſchönſten und glücklichſten der Menſchen ſuchten ſie ihres Unglücks zu vergeſſen. Die ſchaumgeborne Meerfee ſollte ſie für die ewige, unvergängliche Schönheit entſchädigen, ſie war nicht bloß mehr Symbol, ſie war ihnen die Göttin ſelbſt. Wohl ſtatteten ſie ihre Bilder mit allen Gaben ihres reichen, für äußere Harmonie und Schönheit ſo rein geſtimmten Geiſtes aus. Aber konnten ſie ihnen das geben, was ſie ſelbſt nicht hatten, da ihnen ja das ganze Leben ein dunkles, unaufgelöstes Räthſel war, das ihre ohnmächtigen, liebloſen Götter nicht auflöſen konnten? darum geht auch durch ſie der alte Schmerz hindurch, der gerade in ihren größten Dichtern* am tiefſten wiederklingt und eine ſtille Wehmuth über die lachenden Gefilde ihrer Phantaſie verbreitet, als wollten ſie ſagen: es iſt ja doch Alles nur ein nichtiger Traum, die Sonne geht unter, und Alles verſchlingt die Nacht und der Tod. Ihren Bildern fehlt darum die eigentliche Seele, ſie ſtrahlen und leuchten wie Sylphen und Salamander, aber ihr Herz iſt gefühllos und kalt. Und doch wohnt auch in dieſen Göttergeſtalten, wie ſie ihre reiche Phantaſie unter ihrem heitern Himmel, von reinen harmoniſchen Formen umgeben, erſchaffen hat, noch immer der göttliche Funke der wahren Schönheit und Jugend; denn jede Harmonie, auch die tiefſte, iſt ein Theil der Geſammtharmonie, wie jede einzelne Wahrheit ein Glied der einen großen Wahrheit iſt, und nur dann zur Lüge wird, wenn ſie ſich für die alleinige und ganze Wahrheit ausgeben will.

(Die Fortſetzung folgt.)

* Die Beweisſtellen gegen die gewöhnliche Behauptung von der heitern Lebensanſicht der Griechen findet man aus ihren Dichtern und Philoſophen in folgender Schrift zuſammengeſtellt, die auch die obigen Ideen geiſtreich ausführlicher entwickelt: De mortis dominatu in veteres, commentatio theologico-philosophica. Scripsit P. P. de Lasaulx. Monaci, apud J. G. Cottam, 1835.

Die Leſekabinette in Paris.

(Beſchluß.)

In den Pariſer Leſekabinetten wird man von allem dem nichts gewahr; es herrſcht in den Leſezimmern die größte Stille; unter den 60 — 80 Perſonen, welche oft in einem Salon beiſammen ſind, hört man kein anderes Geräuſch, als das Umſchlagen der Blätter und das Gekritzel der Federn auf dem Papiere; höchſt ſelten ſcharrt Einer beim Aufſtehen mit dem Stuhle oder flüſtert einem Bekannten ein paar Worte in's Ohr; ein trockener Huſten und ſchwindſüchtiger Seufzer wird noch mit Nachſicht behandelt, aber ein unvorſichtiges, plötzliches, lautes Nieſen würde allgemein den Unwillen der Geſellſchaft erregen. Um dieſe Stille hervorzubringen, ſcheint jedoch kein Reglement mit zahlreichen Paragraphen erforderlich geweſen zu ſeyn; denn ich habe nirgends dergleichen angeſchlagen gefunden. In Deutſchland muß man nicht ſelten ſeinen monatlichen oder vierteljährlichen Beitrag an den Sekretär der Geſellſchaftskaſſe entrichten, welcher nur in eignem Zimmer und zu eignen Stunden des Tags zu ſprechen iſt, und dem überdies noch drei ordentliche Mitglieder zur Regulirung des Budgets beigegeben werden, welches doch jährlich kaum ein paar tauſend Gulden beträgt. Hier führt ein einziger Menſch, gewöhnlich eine hübſche junge, oder alte Dame die Rechnung, welche den ganzen Tag über am Zahltiſch ſitzt, und beim Eintreten die Blicke der Männer, und beim Weggehen ihr Geld in Empfang nimmt. Sie allein berechnet die jährlichen Einnahmen und Ausgaben, die ſich in größeren Leſekabinetten leicht auf 60,000 Franken belaufen mögen; denn die franzöſiſchen und engliſchen Zeitungen ſind im Verhältniß zu den unſerigen entſetzlich theuer; ſie koſten oft das Doppelte und Dreifache, und dann, wenn wir auch einige ausländiſche Blätter nach Deutſchland kommen laſſen, ſo geſchieht es doch nicht in ſo großer Zahl, als hier, wo man nicht bloß alle engliſchen, franzöſiſchen, ſpaniſchen, italieniſchen und deutſchen, ſondern auch die nordamerikaniſchen Blätter, und ſogar die aus den oſt- und weſtindiſchen Kolonien hält. — Die größten Leſekabinette in Paris ſind gegenwärtig Rue Vivienne Nr. 18, welches von Galignani gehalten wird, und Rue Neuve Saint-Augustin Nr. 55, nicht weit von der Rue de la Paix, die in den Vendomeplatz mündet. In dieſen beiden Anſtalten findet man die größte Anzahl deutſcher Blätter; aber wie ſchrecklich und ſtiefväterlich geht man mit unſern guten, ſtillen und beſcheidenen Zeitungen um! Nicht allein die Blätter ſelbſt, ſondern auch die deutſchen Landsleute, welche dahin kommen, um ſie zu leſen, müſſen ein wahres Martyrthum ausſtehen. Während die großen engliſchen

Zeitungen allein einen großen, grünen Tisch bedecken, während man den französischen Journalen einen andern großen grünen Tisch eingeräumt hat, und die Blätter beider Nationen jeden Morgen sauber gefalzt und aufgelegt werden, liegen unsere deutschen Zeitungen zerstreut auf dem Tische umher, zwischen italienischen und spanischen Journalen, oder den französischen Blättern aus der Provinz, und sehen Einen ganz bedauerlich an mit ihren schwarzen, halberloschenen Augen und Lettern auf grauem Papier. Sie sind nicht einmal geordnet, oft fehlen Nummern, und in der Regel werden sie pêle-mêle durch einander geheftet, so daß man den Hamburger unparteiischen Korrespondenten, den schwäbischen Merkur, das Leipziger Tagblatt, den österreichischen Beobachter, die Münchner politische Zeitung auf einem, und die Hamburgische Börsenhalle, den Nürnberger Korrespondenten, die preußische Staatszeitung, die Frankfurter Oberpostamtszeitung und die Braunschweiger Nationalzeitung auf einem andern Brette zusammen findet; und, guter Gott! in welchem Zustande! Entweder sind sie nur halb aufgeschnitten, oder in die Kreuz und Quer verschnitten, weil sie erst von den großen Uebersetzungsbureaux in die Lesekabinette kommen, und jene die Verstümmelungen mit ihnen vornehmen, welche ihr Interesse verlangt. In der Regel bleiben sie in diesem Zustande mehrere Tage lang aufgelegt, dann werden sie weggenommen und in eine gemeinschaftliche Mappe gethan, so daß man seine liebe Noth hat, wenn man etwas nachlesen will. Von unsern belletristisch-artistischen Tagesblättern habe ich außer Ihrem Blatte kaum eines oder das andere in den hiesigen Lesekabinetten angetroffen; von den vielen monatlich in Deutschland erscheinenden Zeitschriften, Literaturzeitungen u. s. f. aber gar keine; die französischen und englischen Revuen dagegen sind so zahlreich und in solcher Menge vorhanden, daß sie ein eigenes Zimmer und darin zwei eigene große Tische einnehmen. Der Unternehmer des Dépôt central de la librairie étrangère hat einen eigenen deutschen Lesecirkel in Paris gründen wollen, und ließ zu dem Ende im vorigen Jahre einen Aufruf an die hiesigen Deutschen ergehen; aber das beabsichtigte Unternehmen scheiterte, sey es nun, daß die Nachlässigkeit und der geringe Eifer unserer in Paris lebenden Landsleute, oder die geringe Zahl derselben daran Schuld war. Es leben allerdings weniger Deutsche als Engländer ihres Vergnügens und ihrer Studien halber in Paris; aber wir sind geneigt, den gänzlichen Mangel an wissenschaftlichen Zeitschriften unsers Vaterlandes in den öffentlichen Anstalten von Paris dem ersterwähnten Umstande beizumessen; wir Deutsche leben im Auslande viel zu vereinzelt und getrennt, legen auch unsere Schüchternheit und Bescheidenheit zu wenig ab und pochen nicht genug auf unsere Nationalität, weßhalb es mich gar nicht Wunder nimmt, warum die Franzosen unsere Ansprüche weniger befriedigen, als die der Engländer; denn in Paris kann man mit Geld und Dreistigkeit Alles erwirken.

Außer den zwei obengenannten Lesekabinetten sind die bedeutendsten die im Palais-royal, von denen wiederum die Tente in der Galerie Montpensier Nr. 6 und die Salons littéraires in der Galerie Valois Nr. 156 die bekanntesten sind. Auf der andern Wasserseite ist das Lesekabinet der Madame Vergue neben dem Café Voltaire auf dem Place de l'Odéon, und der Salon de Lecture in der Passage du commerce Nr. 7 am besuchtesten. Die große Anzahl der Abonnenten erlaubt den Unternehmern solcher Anstalten, den Preis sehr niedrig zu stellen, so daß sie dadurch den unbemittelten Studirenden, oder denen es an Bequemlichkeit häuslicher Einrichtung fehlt, eine wahre Wohlthat erweisen. Für die mäßige Summe von sechs Franken kann man z. B., wenn man anders Lust, Zeit und Kenntnisse dazu hat, täglich alle Pariser Blätter, über hundert fremde Zeitungen und gegen fünfzig englische und amerikanische Revuen lesen, und den ganzen Tag über in diesen Lesekabinetten verweilen, hat dabei ein stets gewärmtes, hellerleuchtetes Zimmer, Federn, Dinte, Papier und Schnupftabak von einem seiner Nachbarn, und kann nach Belieben von Morgens acht Uhr bis Nachts eilf Uhr darin arbeiten. Da zugleich mit diesen Anstalten gewöhnlich eine Bibliothek und eine Sammlung der Hauptjournale aus der Epoche der ersten französischen Revolution verbunden ist, so hat man Bücher zum Nachschlagen und interessanten Stoff zum Arbeiten bei der Hand. Deßhalb sieht man auch oft, zumal im Winter, dieselben Leute zu allen Stunden des Tags und Abends, die eifrig damit beschäftigt sind, Auszüge zu machen, und einmal in ihre Arbeit vertieft, nur dann das Lesekabinet verlassen, wenn sie essen oder schlafen gehen. Im Quartier latin, wo die Sitten freier sind, bringen sich Viele auch wohl ihr Frühstück mit, besonders während der strengen Jahreszeit. Die Lesekabinette in diesem Stadttheil werden hauptsächlich von Studirenden besucht, welche hier den größten Theil ihrer Vorarbeiten zum Examen verrichten. Ein deutscher Student würde sich schwer an diese Art zu arbeiten gewöhnen und wenig vor sich bringen; er muß allein in seinem Zimmer unter bekannten Umgebungen seyn; er sucht gerne das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, die Pfeife muß im Brand seyn und der Bierkrug auf dem Tische stehen, wenn er Neanders Kirchengeschichte, Tholuks Dogmatik oder Mühlenbruchs Pandekten durchstudiren soll. Jedoch sieht man außer den Studirenden auch viele alte Leute mit weißen Haaren, welche in den Lesekabinetten den ganzen Tag mit Lesen und Schreiben zubringen; das sind die

Fabrikanten jener seit einigen Jahren so gangbaren und so allgemein verbreiteten Kompilationen und Plagiate, welche man „Memoiren“ zu nennen beliebt hat, die sich alljährlich, einer Ueberschwemmung gleich, über den Rhein nach Deutschland ergießen, wo sie eben so gierig, wie in Frankreich, verschlungen werden. Von diesen ältern und ständigen Abonnenten hat jeder seinen bestimmten Sessel und seinen bestimmten Platz im Lesekabinet; wenn er denselben bei seiner Ankunft zufällig schon von einem Fremden besetzt findet, so gibt es so leicht keine Verwünschung, welche er im Innern seines Herzens gegen den Usurpator auszustoßen sich nicht für berechtigt hielte; wenn der Fremde, der seinen Platz eingenommen, plötzlich vom Schlagfluß gerührt zu Boden fiele, so würde sein Feind von nichts als vor Freuden gerührt werden, durch diesen Zufall wieder in den Besitz seines rechtmäßigen Platzes gekommen zu seyn, wo die Spur seines Ellenbogens auf dem Tische eingedrückt ist. Wenn ein solcher Abonnent gewohnt ist, die Dinte zur rechten Hand zu haben, und ein unglücklicher Zufall ihm nun gerade einen Platz anweist, wo das Dintenfaß ihm zur Linken steht, so ist ihm sofort der ganze Tag verleidet, denn er wird sich mehr als zwanzig Mal irren und mit der Feder zur Rechten hinfahren, wo er entweder auf das grüne Tischtuch trifft oder in die Schnupftabaksdose seines Nachbars eintaucht. Wenn der Dolch nicht aus den Sitten verbannt wäre, würde er den Usurpator seines Platzes ohnfehlbar erstechen; so begnügt er sich damit, stillschweigend und mit verbissenem Ingrimm die drohendste Injurienklage im Innern seines Herzens gegen ihn anzustellen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus preußisch Polen, im Sommer 1835.

Schlesien auf der polnischen Seite.

Ich verließ Breslau mit einem gewissen wehmüthigen Gefühle, denn ich hatte mich dort unendlich wohl befunden. Dies Gefühl vermehrte sich, als ich diese liebe Stadt im Rücken hatte, und nunmehr die öden Fluren des rechten Oderufers vor mir sah. Es ist auffallend, welch ein Kontrast zwischen den beiden Hälften herrscht, in welche die Oder Schlesien theilt. Natur und Mensch tragen da ein anderes Kleid. Zwar hört man noch bis nach Trebnitz und eine kleine Strecke über dieses Städtchen hinaus die deutsche Mundart, das Volk aber ähnelt schon dem slavischen Stamme, und auch in den Wirthshäusern glaubt man schon in Polen zu seyn. Doch traf ich dies mehr oder weniger auch auf der deutschen Seite, d. i. dem linken Oderufer. Auf den Höhen vor Trebnitz hielt ich an und schaute noch einmal zurück in das gesegnete Land, dessen Grenzen ich nunmehr bald überschreiten wollte. Die Hügelkette, welche sich dicht vor mir ausbreitete, bot ein freundliches Bild, und war gleichsam ein Miniaturgemälde von Schlesien; denn sie wechselt mit lieblichen Gruppen von Berg und Gebüsch, sie ist begabt mit Boden von allen Qualitäten, von der höchsten bis zur niedrigsten Stufe. Trebnitz wird durch die imponirenden Gebäude des hiesigen ehemaligen Klosters gehoben. Jetzt hat die klösterliche Stille dem Geräusch einer Dampfmaschine, welche hier bei einer Tuchmanufaktur thätig ist, und die künstliche Nadel der Nonnen dem Schiffchen der Tuchweber Platz gemacht. Jenseits Trebnitz kommt man in lange ausgedehnte Waldungen. Düster, wie diese, erscheinen die in den hin und wieder zerstreuten Dörfern wohnenden Menschen. Kohlenbrennereien und Eisenwerke stoßen einen steten Dampf und Rauch aus, und es bedarf eben keiner sehr lebhaften Phantasie, um sich hier in die Unterwelt versetzt zu glauben. In dem Walde fährt man im tiefen Sande langsam fort, und hat Zeit, über die Einsamkeit Betrachtungen anzustellen. Ich überließ mich meinen Gedanken, und achtete nicht darauf, daß mein Wagenlenker des Weges unkundig war. Als ich endlich um mich schaute, gewahrte ich, daß wir vom rechten Wege abgekommen waren. Ich war zweifelhaft, ob ich umkehren oder weiter fahren sollte, als ich vor mir ein Geschrei vernahm. Wir gingen darauf zu und fanden eine Gruppe zerlumpter, schwarzer Gestalten um einen Weiler gelagert. Der Dampf, welcher aus diesem strömte, umhüllte jene zum Theil, und sie wanden sich wie Geister der Unterwelt allmählich aus demselben hervor und umgaben meinen Wagen. Mir war nicht allzuwohl dabei zu Muthe, da ich wohl wußte, daß dieses Volk die Freibeuterei eben nicht verschmäht. Eine Bewegung, die meinen Säbel und ein Paar Pistolen sehen ließ, mochte zur guten Stunde gemacht seyn; denn sie traten zurück und belehrten meinen Kutscher, der zum Glück polnisch sprach, über den rechten Weg; einer ging gegen ein Trinkgeld eine Strecke mit uns, bis wir die Landstraße wieder erreichten. Endlich überschritt ich die Grenze von Schlesien. Zdunny ist das erste Städtchen des Großherzogthums Posen. Aermliche Bauart, außer den vor einigen Jahren durch Brand zerstörten und neu aufgebauten Häusern, erinnert lebhaft an das Land, in welches man getreten ist. Die Kinder Israel hatten eben ein hohes Fest, und lustwandelten in großer Menge auf dem Marktplatze. Einige junge Burschc drängten sich sogleich zu mir und boten mir ihre Dienste an. Man mag nun ein günstiges oder nachtheiliges Vorurtheil für dieses Volk haben, in Polen wird man jederzeit gern mit ihnen verkehren, weil sie die besten Dolmetscher sind für den, welcher der Landessprache nicht mächtig ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Räthsel in Nr. 215:
1. Eine Frau. 2. Die Eifersucht.

Charade.

Das Erste eine Au,
Das Zweite ist ein Stern:
Das Ganze ist kein Fisch,
Doch fischt es Fischer gern;

Mit ihm wuchs auch sein Teller,
Auf dem wird's appreirt,
Vom Besten aus dem Keller
Den glatten Weg geführt.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 220.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 14. September 1835.

Hat doch dem Reichen volle Veränderung
Und reine Nachtruh unter des Armen Dach
Auch ohne Baldachin und Purpur
Oft die gerunzelte Stirn' entfaltet.
Horaz, nach Voß.

Deutsche Mährchen und Sagen.

Von Victor Strauß.

Salz und Brod segnet Gott.

Der König tief im Walde, allein auf seinem Roß,
Hat sich verirrt, verloren von seiner Jäger Troß.
Es hungert ihn, ihn dürstet, er sucht den Wald hindurch,
Und findet nicht die Seinen noch eines Mannes Burg.

Doch wie die Sonne sinket, die Nacht herunterbricht,
Aus dunklen Tannengründen, schau! blickt ein gastlich Licht.
Der König reitet nieder; ein Kohlenmeiler glüht,
Der alte, nackte Köhler ist flink umherbemüht.

Der König steigt vom Rosse und naht dem alten Mann,
Sie wechseln ihre Grüße: „Nun, Alter, saget an!
Mich hungert und mich dürstet — habt Ihr von Speis' und Trank,
Daß ich mich dran erlabe? ich wüßt's Euch immer Dank."

Der Köhler gar vertraulich ihm auf die Schulter schlug,
Und sprach zu ihm: „Gott hab' ich, und allerwege genug."
Ging drauf zu seinem Hüttchen, im Tannengrün versteckt,
Von Scheiten aufgebauet, mit Rinde überdeckt.

Der König steht betroffen; was ist dem Herrn geschehn?
Was hat sein Ohr vernommen? was hat sein Aug' gesehn?
Schon war zurück der Alte, zwei Teller er ihm bot,
Schneeweißes Salz auf diesem, auf jenem schwarzes Brod.

Der König, Beides nehmend, setzt sich demüthiglich;
An Brod und Salz, dem weißen, erquickt er freudig sich.
Und wieder bringt der Alte im Becher, holzgeschnitzt,
Die klare Fluth der Quelle, die hell am Feuer blitzt.

Der König nimmt es dankend, es gibt ihm neuen Muth:
„Ich muß Dir's immer lohnen, mein Wirth, wie wohl mir's thut."
Er bricht von seinem Sattel den Silberstegreif los:
„Die Gab' ist wohlgemeinet, ist sie auch schon nicht groß."

Der Alte nimmt es lächelnd; auf sitzt der Herr alsbald,
Der Andre faßt den Zügel und bringt ihn aus dem Wald.
Drauf wünscht der Wirth dem Gaste, der Gast dem Wirthe Glück,
Der Köhler kehrt zum Meiler, der Herr an Hof zurück.

Und als auf's Neu zur Sonne der Vöglein Frühlied schallt,
Zwei edle Diener sendet der König in den Wald,
Ihm seinen Wirth zu holen tief aus dem grünen Tann.
Sie gehn und kehren schleunig und führen ihn heran.

Schon iſt das Mahl bereitet, ſtolz prunkt der Gäſte Kreis;
Zur Seit' ihm ſitzen heißet der König ſeinen Greis.
Der ſtaunt und weicht zurücke: „Was iſt mir da bereit't?“
„Getroſt, Freund!“ ruft der König, „Dir widerfährt kein Leid.

Es hat ja dieſer Tage ein Herr bei Dir geſpeiſt,
Blick' um, ob Du ſein Antlitz noch zu erkennen weißt?“
Der Köhler zieht den Stegreif hervor im Augenblick:
„Mich dünkt, das ſeyd Ihr ſelber; verlangt Ihr dies zurück?“

„Mit nichten, Freund, mit nichten; denn das war Dir geſchenkt,
Jetzt lohn' ich dem, der unſer in Nöthen willig denkt,
Denn wiſſe, Freund, Du iſſeſt an Deines Königs Tiſch.“
Da ward dem Alten Seele, Geſicht und Auge friſch.

Man bracht' ihm Fiſch und Braten, Gebäck und edlen Wein,
Ja, dünkt' ihm, da iſt Alles, was in der Welt mag ſeyn.
Er dankte Gott der Gaben, davon ſo übervoll
Gewäſſer, Wald und Weinberg und Feld dem Menſchen quoll.

Und als das Mahl geendet, man das Geräth enttrug,
Der Herr dem Gaſt vertraulich auf ſeine Schulter ſchlug,
Er bot ihm ſeine Rechte: „Nun, Freund, die Hand mir gieb,
Es war nicht viel zum Beſten, nimm eben nur vorlieb.“

Der Greis erſchrickt und zittert; was iſt dem Mann geſchehn?
Was hat ſein Ohr vernommen? was hat ſein Aug' geſehn? —
„Was bebſt Du?“ fragt der König. „Darf ich es ſagen? nein.“ —
„Du mußt es, Freund, ſo wahr ich ſtets ſoll Dein König ſeyn.“ —

„„Dann wißt, Herr; als Ihr ſprachet: Nun Freund, die Hand mir gieb,
Es war nicht viel zum Beſten, nimm eben nur vorlieb;
Da, hinter Euch, da ſah ich den Teufel glühend ſtehn.““ —
„Iſt's alſo? wohl, ſo ſag' ich Dir auch, was ich geſehn.“

Als Deine Hand im Walde mich auf die Schulter ſchlug,
Und ſprachſt zu mir: Gott hab' ich und allerwege gnug,
Da, hinter Dir, da ſah ich den Engel Gottes ſtehn
Und dir mit goldnen Flügeln die Schläfe ſanft umwehn.

Drum aß ich froh-genüglich von Deinem Salz und Brod,
Wie Wein war mir das Waſſer, ſo Deine Hand mir bot.
Geh heim zu Deinem Meiler, zu Deiner Hütte hin!
Dies aber will ich halten, ſo wahr ich König bin:

Bringt mir mein Tiſch die Gaben, davon ſo übervoll
Gewäſſer, Wald und Weinberg und Feld den Menſchen quoll,
Und bringt er Salz und Brod nur, wie Deine Hand mir trug,
Nie ſag' ich mehr, es wäre nicht allerwege gnug.“

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach.

nebſt Ideen über Kunſt und Wahnſinn.

Von Guido Görres.

(Fortſetzung.)

Wie daher das Heidenthum ſelbſt im Sprachgebrauche des gewöhnlichen Lebens die Erwähnung des Todes ängſtlich vermieden und euphemiſtiſch jede Erinnerung an dies Schreckbild umgangen, ſo mußte auch ſeine Kunſt, die des beruhigenden Troſtes ermangelte, vor der Krankheit, der Zerriſſenheit und Zerrüttung des menſchlichen Lebens zurückbeben. Sie ſtellte ihren Laokoon dar, wie er verzweiflungsvoll und hoffnungslos in unnennbarem Schmerze mit den Schlangen rang. Die chriſtliche Kunſt dagegen zeigt uns gleichfalls den Menſchen, wie er mit allen finſtern Nachtgeſtalten, die ihn geiſtig und leiblich in engen Ringen umſchlungen halten, einen harten Kampf ſtreitet, aber der Tod hat ſeine Macht verloren, der Schlangentreter hat der Schlange den Kopf zertreten, der Kämpfer kann ruhig und Gott vertrauend, wie Hiob, das Ende des Streits erwarten; denn wenn der Morgen graut, wenn die Nebel der Erde fallen, dann werden die Geſpenſter der Nacht weichen, und der Held wird ſiegreich ſich erheben und den Staub des Kampfes von ſeinem Gewande abſchütteln. Die chriſtliche Kunſt darf dem Tode und ſeiner Zerrüttung ruhig und feſt in das Auge ſehen, ihr wird nirgend unheimlich zu Muthe ſeyn, alle Geiſter werden ihr im Namen des Höchſten gehorchen. Wenn ihr daher auch immer in den großen welthiſtoriſchen typiſchen Bildern des Evangeliums, worin ſich alle Momente vereinigen, die höchſten Vorbilder ihrer Darſtellung gegeben ſind, ſo kann ſie auch in die untern und tiefſten Regionen des Lebens gefahrlos hinabſteigen. Und dies iſt ihr nicht bloß erlaubt, es iſt auch ihre Pflicht; denn wie das Chriſtenthum ſeinen Altar nicht bloß in der Kirche aufbaute, ſondern wie es das ganze Leben der Völker zu durchdringen und in ſich zu verklären ſtrebte, ſo ſoll auch die chriſtliche Kunſt nicht bloß das Heilige unmittelbar, ſondern das ganze Leben mit allen ſeinen Erſcheinungen durchdringen und darſtellen. Betritt ſie aber dieſe niedern Regionen, durchwandert ſie die Reiche der Finſterniß mit ihren tauſend Mißgeſtalten, dann ſoll ſie nie vergeſſen, daß es ihr nur alsdann ungeſtraft gelingen wird, wenn ſie dieſelben in ihrer höhern Bedeutung, im Wiederſcheine des Ewigen und ſeiner unvergänglichen Schönheit auffaßt und darſtellt. Dadurch erhält das Kleinſte und ſcheinbar Unbedeutendſte, wird es in ſeinem wahren Verhältniß zu dem großen Ganzen gefaßt, einen höhern Werth, und klingt wie ein

Ton, der an die allgemeine, allesumfaſſende Melodie erinnert. Es iſt darum die Aufgabe des Künſtlers, den Sinn, den die äußere Erſcheinung in ihrer Zerrüttung und Unvollkommenheit nur mangelhaft ausſpricht, gewiſſermaßen mit prophetiſchem Geiſte zu errathen und ihn aus der Nachbildung in vollem Glanze wieder zurückſtrahlen zu laſſen. Er ſoll darum kein Porträtmaler des Menſchen und der Natur ſeyn, der mit äußerer Treue, mit Zirkel und Richtſcheit die Züge der Oberfläche nachmacht, während die ganze innere Wahrheit, von der er keine Ahnung hat, verloren geht. Schon das Alterthum ſtellte den trojaniſchen Sänger, der das Leben am lebendigſten und im hellſten Licht geſchildert, als einen Blinden dar. Die Welt, die er im Feuer der Jugend erblickt, hatte er in ſein Inneres verſunken im Lichte ſeines Geiſtes wiedergeboren und in verklärtem Glanze als ein wahres Kunſtwerk wieder dargeſtellt.

Das heidniſche wie das chriſtliche Kunſtwerk iſt ein im Geiſte wiedergebornes, nur kann dieſer Geiſt ein viel umfaſſender, ein tief in den fremden Geiſt eindringender, ein von oben erleuchteter und alles erſchließender, oder ein eng begrenzter, in ſich verſchloſſener und verfinſterter ſeyn. Weil der Künſtler immer ſein eigenes Innere darſtellt, darum bilden auch alle Geſtalten, und ſelbſt die der größten und vielſeitigſten Meiſter immer nur eine große Familie, durch die der Zug einer gemeinſamen Abſtammung hindurchgeht. Eine bloß äußerlich nachahmende Kunſt aber iſt gar keine Kunſt. Ihre äußere Wahrheit, die die äußern Formen darſtellt, ohne mit dem Geiſte den Geiſt zu erfaſſen, wird immer nur eine ſcheinbare bleiben, deren Mängel dem Verſtändigen nicht verborgen bleiben können; es ſind Worte, die einer nachſpricht, ohne die Sprache und ihre Bedeutung zu verſtehen. Ohne Gefühl und ohne Gedanken geſprochen, ſind ſie ein todtes Echo, das nur immer die Frage wiederholt, da doch jedes Bild zugleich eine Antwort auf eine Frage enthalten ſollte. Und wie ſich in den Augen des Menſchen die Seele ſpiegelt, wie wir hier durch das Sichtbare in die unergründliche Tiefe des Geiſtes hinabblicken, ſo ſoll das ganze Bild des Künſtlers gleichſam ein von ſeinem Gedanken und von dem Lichte ſeines Geiſtes durchdrungenes Auge ſeyn, an dem nichts zufällig und bedeutungslos, ſondern alles Ausdruck iſt und in nothwendigem Zuſammenhange zum Ganzen ſteht. Jeder Ton ſoll mit der Harmonie des Ganzen übereinſtimmen, und je größer die Kunſt des Meiſters iſt, um ſo mehr wird er die ſcheinbar allem Maaß und Geſetz widerſtrebenden Mißgeſtalten und die ſchreiendſten Mißtöne zu einem großen, reich zuſammengeſetzten Wohllaute zu vereinigen wiſſen, der in ſich vollendet iſt und der mit dem vollen Chore, den die Schöpfung zum Lobe ihres Schöpfers und Erlöſers ſingt, im Einklange ſteht. Himmel und Hölle kann er durch die Kraft ſeines erleuchteten Geiſtes, wie auf dem großen Weltgerichte des Michel Angelo Buonaroti neben einander ſtellen, ohne daß die Geſtalten der Nacht und die Flammen der Finſterniß und ihr wildes Geheul die göttliche Harmonie, die das Ganze beherrſcht, zu ſtören vermöchten.

Wohl ſoll daher Wahrheit, die ſtrengſte Wahrheit das beſtändige Studium des Künſtlers ſeyn, aber nicht die äußere, ſondern die innere. Denn was iſt der Leib anders als Staub, den der Geiſt durchſcheint und durchleuchtet? und was iſt die Form, als das Symbol des Innern? wer ſie für mehr nimmt, mißkennt ihre Bedeutung. Der Geiſt des Menſchen ſoll den Geiſt, der in der Natur ſchlummert und in unverſtändlichen Tönen ſeinen Schmerz und ſeine Luſt lallt, erwecken, vom höhern Geiſt durchdrungen, ſoll er ihr ſeine Sprache leihen und ihr Bild verklärt zurückſpiegeln. Wie es die Aufgabe des Geſchichtſchreibers iſt, die jede Zeit und jedes Volk beherrſchende Idee zu erforſchen, wie er ſich durch den Wirrwarr von tauſend und tauſend ſcheinbar ſich durchkreuzenden und widerſprechenden Thatſachen nicht irre machen laſſen darf, wie er immer ruhigen und feſten Blickes durch alle Verſchlingungen dem einen Faden folgen ſoll, der aus der ſchaffenden Gottheit ausgeht und wieder zu ihr zurückkehrt, wenn jedes Volk ſeinen Theil an dem großen Gewande für die Ewigkeit geſponnen: ſo ſoll auch der Künſtler in jeder Geſtalt dieſen Faden, der ſie mit dem Höheren verknüpft, und die Idee, die ihr vom Schöpfer aufgedrückt iſt, und die Stelle, die ſie im großen Chore einnimmt, erfaſſen und in ſeiner Darſtellung wieder geben.

Reicher und klarer und von tieferer Bedeutung, als in der Natur, die ohne geiſtige Freiheit der Nothwendigkeit folgt, ſpricht ſich für ihn die Idee im Menſchen und ſeiner Geſchichte aus. Eine unermeßliche Fülle von Erſcheinungen breitet ſich da vor ihm aus. Er kann ihm ſein Bild von der höchſten Reinheit bis zur tiefſten Verworfenheit, durch alle Stufen der Mittelmäßigkeit hindurch vorhalten und ihm zeigen, was die Seele jedesmal aus ihrem durchſichtigen Kleide, ihrem Schatten, dem Leibe, macht, damit der Menſch in ſeinem Bilde ſich in ſeiner Reichthume und ſeiner Armuth, in ſeinen Tugenden und Laſtern und ſeiner hohen göttlichen Beſtimmung erkenne, und ſich von der Schönheit des Guten erhoben und angezogen, von der Häßlichkeit des Laſters zurückgeſchreckt fühle, und ſein Leben ſelbſt zu einem ſchönen, in ſich vollendeten Kunſtwerk geſtalte. Iſt aber etwas in dem großen Gebiete menſchlicher Schickſale und Leiden, was ihm mit flammender Schrift ſeine ganze Armuth und ſeine Krankheit vorhält, was ihm zeigt, wie wenig er Urſache hat, auf die Vorzüge ſeines Geiſtes ſtolz zu ſeyn, wie ganz er jeden Augenblick in

einer höhern Hand steht, so ist es gerade der Wahnsinn, wie er in seinen tausend traurigen Gestalten durch das Leben wandelt. Keine leibliche Krankheit ruft ihm mit so scharfem, sein Herz zerschneidenden Tone zu: Ecce homo! Wie mag er da im Angesichte dieser entsetzlichen Wahrheit sein Elend, in das er durch die alte Schuld gefallen ist, nicht erkennen? In eben dem Augenblicke, wo er sich rühmt, die Bahnen der Sterne gemessen, die Tiefen des Geistes erforscht, die Welt in seinem Systeme umfaßt und den Schleier von den Mysterien der Gottheit selbst genommen zu haben, in demselben Augenblicke weht ihn ein Hauch an, von dem man nicht weiß, woher er gekommen, und wohin er geht, der kleinste Ziegel fällt von dem Dache auf sein erleuchtetes Haupt, und Ecce homo! das Licht ist ausgelöscht, seine Weisheit und alle Schätze seines Geistes sind spurlos verweht; er, der das Weltall zu kennen glaubte, kennt seinen eigenen Namen nicht mehr. Nicht einmal der Verstand des Thiers ist ihm geblieben. Auch verfluchen kann er sein Schicksal nicht, selbst wenn er wollte; denn sogar dazu muß er von Gottes Gnade die Kraft haben, sonst mattet er vergeblich seinen Geist ab, ohne sich auch nur entsinnen zu können, was er denn eigentlich gewollt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus preußisch Polen, im Sommer 1835.

(Fortsetzung.)

Der polnische Bauer.

Von Zbuny kam ich nach Krotoczyn. Diese Kreisstadt ist der Sitz eines Landgerichts, so wie der Fürstlich Thurn- und Taxischen Behörden der Herrschaft. Krotoczyn ist ziemlich lebhaft, obgleich im Styl einer polnischen Landstadt, d. h. elend gebaut. Es war Wochenmarkt und die Stadt mit Landleuten aus der Umgegend angefüllt, welche alle mehr oder minder sich regten und bewegten, lärmten und schrieen. Ich will versuchen, eine kleine Charakteristik des polnischen Bauern zu geben. Armselig ist seine Bekleidung, und wo möglich noch armseliger sein Fuhrwerk. Man stelle sich einen Menschen von mittlerer Größe vor, welcher auf seinem Kopf eine dicke Pelzmütze und auf dem Leibe einen rohen Leinwandkittel trägt. Sein Haar hängt wüst und ungekämmt über Stirne und Nacken; sein Antlitz ist von der Sonne gebräunt und in starker Opposition mit dem Wasser; Hals und Brust entblößt und eben so braun, wie das Gesicht, sein Hemd grauweiß, dem Anscheine nach kaum alle Monate einmal gewaschen. Beinkleider trägt er von roher Leinwand und Stiefeln von Juchten, zuweilen wohl auch keine, oder doch zerrissene. Sein Wagen ist kurz und hat niedrige, kaum zwei Fuß hohe Leitern. Die Pferde sind klein, winzig klein, selten über 3½ bis vier Fuß hoch. Sie ertragen, wie ihr Herr, alle Strapazen, und können wie er hungern, wenn sie nichts, und verschwenden, wenn sie viel haben. Die Wirthshäuser haben für beide besondere Anziehungskraft, auch biegen sie, wo eines an der Straße steht, mechanisch darnach hin. So lange noch ein Groschen in der Tasche ist, wird darauf los gezecht, und wenn man nun vom Spiritus begeistert ist, dann geht es im Fluge weiter. Der Fuhrmann steigt auf, schwingt seine Peitsche, erhebt ein jodelndes Gejohle und jagt hin, die Rosse so rasch sie mit ihren kurzen, aber überaus flinken Beinen nur immer vermögen. So geht es fort, bis wiederum ein Wirthshaus seinen Zauber übt. Aber auch im Rausche fest der polnische Bauer die Ehrerbietung gegen höher Stehende nicht aus den Augen. Ich ging ihnen Anfangs, wo ich nur konnte, aus dem Wege, überzeugte mich aber bald, daß ich solches nicht nöthig hatte, weil keiner es wagte, sich an mich zu wagen oder mir roh zu begegnen. Endlich sprach mich ihr Wesen an, und ich fand, daß bei veränderten Verhältnissen und einer zweckmäßigen Volkserziehung wohl mehr aus ihm zu machen sey, als was er jetzt noch ist. Obgleich unter preußischer Hoheit der Feudalismus schon manchen Stoß bekommen hat, so steht er doch hier, auf seinen tiefen Wurzeln, noch so fest, daß es noch weit hin ist, ehe er als ein unter dem Messer des Gärtners gehaltener Stamm nicht mehr Alles um sich niederhält.

Jeder beobachtende Reisende wird die Bemerkung gemacht haben, daß die Polen, trotz so mancher Gegensätze, doch ungemein viel Aehnlichkeit im Charakter und Volksthümlichen mit den Franzosen haben, und obgleich diese, wie sie sich wenigstens einbilden, auf der höchsten Stufe der Civilisation stehen, und jene, besonders was die untern Klassen betrifft, noch aus einer tiefen Tiefe zur geistigen Kultur heraufblicken, so findet man dennoch in allen Klassen und Ständen eine Menge von Vergleichspunkten. Ich beobachtete in Krotoczyn mehrere junge Elegants, so wie auch einige Beamte, welche ich in dem Billardzimmer des Gasthofes traf, wo ich eingekehrt war. Sie hatten echt französische Manieren, und Alle bestrebten sich, den Tonangeber in denselben nachzuahmen. Sie mühten sich sogar, französisch zu sprechen, was ihnen aber schlecht gelang. Uebrigens hielten sie sich in den Schranken der Bescheidenheit, und trauten dem Fremden nicht, wie ich aus mehreren auf mich geworfenen Seitenblicken entnahm.

Auf meiner Weiterreise sah ich das polnische Erziehungssystem faktisch anwenden. Eine Schaar von Arbeitern war auf einem Felde dicht an der Straße beschäftigt. Es waren herrschaftliche Fröhner beiderlei Geschlechts und von verschiedenem Alter. Zwischen ihnen durch ritt der Verwalter mit geschwungenem Kantschu und theilte mit diesem rechts und links seine Gaben aus. Ein recht nettes polnisches Mädchen stand nahe an der Straße und blickte auf diese, um die Vorüberreitenden zu beobachten. Im Augenblicke war der rohe Bursche auf seinem Pferde hinter ihr und ließ seinen Kantschu unsanft auf ihren Rücken fallen, wobei er sich nicht besser benahm, wie der Hirt, der seine Rinder zu Paaren treibt. Mich empörte solches aufs Höchste, zumal ich noch die Franzosen in Gedanken, und eben erst meditirt hatte, wie weit die Aehnlichkeit zwischen ihnen und den Polen gehe. Ich konnte meinen Unwillen kaum zurückhalten, und murmelte etwas von Rohheit und Barbarei zwischen den Zähnen, was der Verwalter verstanden zu haben schien. Er ritt jedoch ruhig von dannen, und man sah ihm an, wie fest er entschlossen war, sich durch nichts in seinem Berufe stören zu lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 221.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 15. September 1835.

Wisse, daß das kleinste Regen,
Daß ein Laut, ein leiser Schall
Auf den nahen Felsgehägen
Die Lawine bringt zum Fall.
Donnernd von des Berges Nacken
Mit entsetzlichem Gebraus
Ueber Klüfte, über Zacken,
Ueber Schlünde tief und graus
Stürzt sie. —

F. Adolphi.

Der Aetna und der Montblanc.

Zweiter Artikel.

Wir haben am Schluß des vorigen Artikels unsern Montblancbesteiger vor der Pierre de l'Echelle im Augenblick verlassen, als eine Lawine vor der Gesellschaft niedergegangen war. Er fährt fort.

Der kühne Seemann erwartet mit Unruhe die Ladung eines überlegenern feindlichen Schiffs, das ihm gegenüber steht, unruhig sieht er auf die fünfzig Kanonenmündungen, die in einem Augenblicke Tod und Zerstörung herüber senden können; es kracht, da lächelt er leise und sagt: sie ging zu hoch. Fast ebenso ist es mit den Lawinen. Jedesmal, wenn sich eine losreißt, wird Alles still, Keiner sagt ein Wort, Keiner wagt einen Schritt, es ist, als hielte die Seele den Athem zurück, das Herz schlägt stärker und vernehmlich. Woher kommt die Unruhe und Angst selbst bei diesen, an Lawinen von Kindesbeinen an gewöhnten Führern? wohl nur daher, daß diese in ihrem Gang sehr unregelmäßig sind und sich bei ihnen nichts vorhersehen läßt. Sie sind unstreitig die größte Gefahr auf den Gletschern, sie überfallen Einen gerade in dem Augenblick, wo man aus hundert Gründen ganz ruhig vor ihnen ist; die schnellste Flucht ist nicht schnell genug, um ihnen zu entgehen; du hörst ein dumpfes Donnern und glaubst, die Gefahr sey noch weit von dir; in diesem Augenblick hat dich die Lawine schon gepackt und reißt dich mit sich fort. Es gibt nur ein einziges Mittel, nicht, sie zu vermeiden, aber ihnen weniger ausgesezt zu seyn; man muß so kurze Zeit als möglich auf den gefährlichen Stellen verweilen. Diese Stellen sind so ziemlich bekannt, man muß eilig darüber weg zu kommen suchen, und zwar im tiefsten Stillschweigen, denn das geringste Geräusch, ein einziges Wort, ja der Widerhall eines strauchelnden oder ausglitschenden Fußes machen, daß sich oben ein Stückchen Schnee losreißt und hinabrollend in einem Augenblick zur furchtbaren Lawine wird.

In diesen Schneehöhen und Schneewüsten, wo sich kein lebendes Wesen hören läßt, stören Menschenschritte die tiefe Stille und Einöde, sie sind etwas ganz Unerhörtes in der Luft. Da oben wird nichts gehört, als das Heulen und Pfeifen des Windes um die Granitnadeln und die Schneehäupter; daran haben sich die Eis- und Schneewände gewöhnt und stehen fest, während sie bei dem Laut eines Fußtrittes einstürzen. Werden aber diese Winde zu jenen furchtbaren Orkanen in der Höhe, deren Wüthen nur jene gewaltigen Piks widerstehen können, aber doch dabei zittern, so geben die Lawinen in den stillen Zwischenräumen nieder, und werden selbst

zu entſetzlichen Orkanen. Dann entſteht in jenen Thälern ewigen Schnees ein furchtbares Chaos; tiefer wühlen ſich die Gebirgsſtröme ein, die Gletſcher ſpalten ſich in ihrer ganzen Tiefe, die höchſten Felſen wanken und ſtürzen oft ein, ungeheure Eismaſſen reißen ſich los, und wenn ſie niederſtürzen, ſteigt ein dichter Schneedampf auf, der den Ort ihres Urſprungs verhüllt. Wenn ſich in ſolchen furchtbaren Augenblicken ein unkluger Reiſender auf die Gletſcher wagte, ſo müßte er ſeine Tollkühnheit mit dem Leben büßen. Glücklicherweiſe kennt man die Vorzeichen dieſer heftigen Stürme und ſezt ſich ihnen nicht aus; wer es aber bisher unternahm, hat nichts über ſeinen Verſuch erzählen können.

Um zehn Uhr kamen wir bei der Pierre de l'Echelle an, einem etwa zwanzig Fuß hohen Felſen, unter der Aiguille du Midi. Dieſer Felſen ſteht noch feſt und gewährt Schutz gegen die häufigen Lawinen, die von der Aiguille niedergehen. Gewöhnlich frühſtückt man hier, auch wir thaten es, und hielten uns dabei drei Viertelſtunden auf. Dieſer Felſen iſt noch nicht hoch (ungefähr 1300 Toiſen, mit dem gegenüberliegenden Breveut gleich), und ich bemerkte kaum einige Luftverdünnung. Von hier ſieht man auf die Aiguille de Varens, gegenüber St. Gervais, auf die Fils de Servoz und auf die ſavoyiſche Farclaz nieder. Ueber dem Chamounithal iſt man ſchon ſo hoch, daß das ſehr ſtarke Rauſchen der Arve nicht mehr herauf bringt. Hier oben hörten wir nichts mehr, als das Geräuſch der ſogenannten Mühlen in der Tiefe des benachbarten Gletſchers und des wilden Stroms, der hier entſteht. Dieſe Mühlen ſind leere Räume, die mit den innern und untern Gletſcherſchlünden in Verbindung ſtehen. Aeußerlich ſchmilzt der Gletſcher in den warmen Mittagsſtunden, und das Waſſer ſtürzt ſich von mehreren Seiten in dieſe Schlünde oder Brunnen, wobei ſie ein Geräuſch hervorbringen wie eine Mühle in Bewegung. Auf der Pierre de l'Echelle iſt das lezte Stückchen Erdreich den Montblanc hinauf. Gleich darauf beginnt der Boſſonsgletſcher. Dieſe Stelle iſt nicht ohne Gefahr, denn hier gehen häufig Lawinen von der Aiguille du Midi nieder, die gerade darüber liegt. Da hingen ſie, wie Schwerter über unſern Häuptern, die geringſte Erſchütterung der Luft konnte ſie losreißen. Darum eilten wir auch ſo ſchnell wie möglich über die gefährliche Stelle weg, was hier eben nicht leicht war, da von einer kürzlich hier niedergegangenen Lawine große Eisblöcke dalagen. Wie wir in Sicherheit waren ſah ich zurück und ſtaunte nicht wenig über die großen Morraine- und Eisblöcke, über die wir ſchnell weggeklettert waren. Dieſe Morraine iſt der Wall von Steinen und Felsblöcken, die ſich durch Waſſer und Dekompoſition von den höchſten Nadeln und Piks losreißen, auf die Gletſcher fallen und ſich mit ihnen auf dem abſchüſſigen Grund fortbewegen, oder nach der Seite geſtoßen werden und da mächtige Wälle bilden, eine Art cyklopiſche oder pelasgiſche Fortifikation.

Das Fortſchreiten der Gletſcher in die Thäler hinab iſt eine anziehende, doch an ſich ganz natürliche Erſcheinung, denn da ſie alle auf einer mehr oder weniger geneigten Fläche liegen, ſo müſſen ſie ſich ſchon nach dem Geſetz der Schwere fortbewegen. Dabei aber iſt ein anderes, bis jezt noch nicht erklärtes Phänomen, worüber ich mir keinen Grund denken kann, ich meine ihr temporäres Wachſen und Abnehmen, wobei derſelbe Gletſcher immer viel Gleichförmigkeit und Regelmäßigkeit beobachtet. Ich ſah Stellen, die ehemals offenbar Gletſcher bedeckt haben, und wo jezt Bäume wachſen; dagegen zeigte man mir auch Gletſcher, die neuerdings Stellen bedecken, wo ſie ſchon früher einmal ſtanden. Dieſe Veränderungen haben doch wahrſcheinlich keinen andern Grund, als die mehr oder weniger große Menge Schnee, die jeden Winter fällt; ſind aber dieſe Winter ſo regelmäßig wechſelnd? dies zu unterſuchen und zu beſtimmen, wäre ſehr intereſſant und wichtig.

(Die Fortſeyung folgt.)

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach.

nebſt Ideen über Kunſt und Wahnſinn.

Von Guido Görres.

(Fortſetzung.)

Manchen hat daher auch dieſe ſchreckliche Krankheit, dieſer Scheintod des menſchlichen Geiſtes, als ein viel furchtbareres Zeichen der menſchlichen Nichtigkeit geſchienen, als der Tod des Leibes ſelbſt. Ja, die Unſterblichkeit der Seele ſchien ihnen damit ganz unverträglich, und der Materialismus die nothwendige Schlußfolgerung. Wir wollen daher, ehe wir dieſe Frage berühren, einen nähern Blick auf den Wahnſinn ſelbſt und ſeine verſchiedenen Geſtalten werfen, um ſo die Aufgabe, welche ſich unſer Künſtler geſtellt hat, beſſer verſtehen und ihre Ausführung beurtheilen zu können.

Wenn wir in ein Narrenhaus treten, dann ſcheint uns, was das Alterthum von den Qualen der Unterwelt berichtet, zur furchtbaren Wirklichkeit geworden zu ſeyn. Alle Schrecken, die den Menſchen in den wildeſten Träumen nur leiſe ängſtigen, weil er dunkel ahnet, daß Alles nur ein Scheinbild ſeiner Phantaſie iſt, all jenes trügeriſche Gaukelſpiel, das ihm blühende Inſeln und die Schätze der Welt vorſpiegelt, und ihn dann, wenn er nach ihnen greift, beim Leuchten der Blitze in den

Abgrund ſtürzt, aus dem hölliſche Ungeheuer ihn angähnen und den vor Schreck Erſtarrten verſchlingen, all dieſe Trug- und Schreckbilder ängſtigen und höhnen jezt bei wachen Augen, im fieberloſen Delirium ſeine zerriſſene Seele; ſein Auge glaubt wirklich zu ſehen, was ſeine Phantaſie ihm vorſpiegelt; der Geiſt liegt in tiefem Schlummer begraben, er hat keinen Willen mehr und kann in den wirren Träumen Recht und Unrecht nicht mehr unterſcheiden. Der Menſch ſcheint bald ohne allen geiſtigen Lebensfunken in einen ſtupiden Schlaf verſunken, oder es raſt ein brennender Geiſt in ihm, wie Furien ſind die Leidenſchaften hinter ihm und peitſchen den Beſinnungsloſen mit ihren Schlangenruthen, der ohne Ruhe und Raſt vor ihnen flieht, wo er nicht hin will, bis er erſchöpft niederſinkt. Furcht in tauſend Geſtalten, Hoffart, Neid, Zorn, Rache, Wuth, Wolluſt, Gewiſſensbiſſe, Liebe, Ehrgeiz, Gram, Zweifel und Schmerzen jeder Art haben alle geiſtige Klarheit verdunkelt und herrſchen nun unumſchränkt über den Menſchen in ſeiner Bewußtloſigkeit und machen ihn gleichſam zu ihrem leiblichen Bilde. Allenthalben begegnen uns Tauſende ſolcher Jammergeſtalten beim Eintritt in die Irrenhäuſer.

Hier ſizt einer in der Ecke ohne Gefühl, blaß und bewegungslos, ſeine Augen aus den Höhlen hervorgedrängt glozen ſtier und ſtarr ohne Ausdruck immer auf denſelben Punkt, kein Schmerz, keine Luſt ſpiegelte ſich darin ab; ſein Mund wiederholt eintöniger als das Mühlrad immer nur daſſelbe Wort; keine Miene verzieht ſich in ſeinem Geſichte; ſein Geiſt mattet ſich eben ſo ununterbrochen an Einem Gedanken ab; alle Erinnerung hat er verloren, und kömmt ſein Körper einmal in Bewegung, ſo iſt es immer dieſelbe, die er wiederholt; wie ein wildes Thier in ſeinem Käfig, krazt er ſich an der Wand hin und her. Kaum daß er mit dem Munde zuckt, wenn er mit dem glühenden Eiſen gebrannt wird. Alle geiſtige Kraft ſcheint bei ihm erſtarrt, wie bei einem verſteinerten Bilde eines Feenmärchens. Neben ihm ſizt ein Anderer, dem drehen ſich in ſchwindelnd ſchneller Kreisbewegung tauſend Gedanken rund in ſeinem Kopf um, er müht ſich vergebens von Morgens bis Abends ab, nur einen einzigen zu fangen und feſtzuhalten; wie er ihn zu halten meint, ſind ſchon tauſend andere da; ſo vergeht ihm im Schwindel Hören und Sehen, er weiß nicht mehr, ob er er ſelbſt iſt, ob er die Gedanken fängt, oder ob die Gedanken ihn fangen, Alles geht mit ihm rund herum, es reißt ihn mit ſich fort, und er dreht ſich nun ſtundenlang in der ſchnellſten Bewegung um ſich ſelbſt. Dort ſchleicht einer, bleich und abgemagert, mit ſcheuem, ſchielendem, lauerndem Blicke; bei jedem Geräuſch ſchaudert er zuſammen, er flieht vor ſeinem Schatten, überall ſieht er gezückte Dolche, lauernde Geſpenſter; überall hört er Windbüchſen pfeifen; er wagt es nicht, eine Speiſe anzurühren, aus Furcht vergiftet zu werden; nirgends iſt er ſicher vor den allmächtigen Kräften des Magnetismus und der Elektricität, die der Elementargeiſt gegen ihn ausgeſendet; denn alle Menſchen und Geiſter haben ſich zu ſeinem Untergange verſchworen. — Raſchen Schrittes geht ein Anderer auf und ab. Das Leben iſt ihm verhaßt; Alles bringt ihn zur Wuth; er kennt nur eine Luſt, die Luſt der Vernichtung; ſtets hört er in ſich eine Stimme, die ihm zuruft: tödte dich, oder haſt du Feigherziger den Muth nicht dazu, dann tödte Andere, damit ſie dich tödten. Alle Todesarten hat er ſchon vergeblich verſucht, bis er ſich zulezt in ſeinem eigenen Bette lebendig verbrennt und in den Flammen über die Unvorſichtigkeit ſeiner Wächter triumphirt, denen er die Thüre verriegelt hat.

Dort die Frau würde um keinen Preis den Daumen biegen; denn ſie glaubt, die Welt ruhe auf ihm und bei der leiſeſten Bewegung würde dieſelbe einſtürzen; in allem Uebrigen ſcheint ſie bei vollkommenem Verſtande zu ſeyn. Ihr Nachbar iſt nicht von dem Stuhle zu bewegen; macht er einen Schritt, ſo iſt es, als ob er auf Eiern ginge. Ihm ſcheint die äußere Rinde der Erde von Glas, ſie iſt durchſichtig, und er ſieht hinab in einen furchtbaren Abgrund voll Schlangen, bei jedem Tritte fürchtet er das Glas zu zerbrechen und in den Schlund hinabzuſtürzen. Gravitätiſchen Schrittes, das Haupt hoch emporgerichtet und mit gebietender Miene geht ein Andrer an ihm vorüber; der Hochmuth hat ihm den Kopf verrückt, er gebietet über alle Schäze der Erde, alle Weisheit iſt in ſeinem Beſize, er hat die Welt aus ſeinem Munde gehaucht, würde er den Athem einziehen, ſo würde ſie wieder in ihr Nichts verſinken, er droht mit ſeinem Zorn und ernennt Kaiſer und Könige. Hier ſtehen ſechs andere, die ſich untereinander ihre Noth klagen; der eine meint, eine Kröte ſize in ſeinen Eingeweiden; der andere hört Vögel in ſeinem Magen pfeifen; jener wagt ſich nicht in die Sonne, noch in die Nähe des Ofens, er fürchtet zu ſchmelzen, denn ſein Leib iſt von Butter; dieſer hat den Kopf voll Bücher; der Fünfte ſieht ganz deutlich einen Heuwagen mit zwei Pferden in ſeinem Leibe, er kann genau zeigen, wo die Räder herumlaufen; der Sechſte endlich ſpricht nur mit abgewandtem Geſichte, ſeine Naſe iſt länger als eine Elle, er bittet Jeden, ſich ja in Acht zu nehmen und nicht darauf zu treten. Neben an ſizt ein Anderer, finſtern Schmerz im Geſicht, er ſieht ſein Herz und ſeine Eingeweide und ſeinen ganzen Leib anatomirt vor ſich liegen. Dort wälzt ſich eine Frau im Koth, ſie raſt in den wildeſten Konvulſionen, wie Feuer brennt in allen ihren Adern die Wolluſt, die ihr früher gedient und der ſie nun dienen muß.

(Die Fortſezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus preußisch Polen, im Sommer 1835.

(Beschluß.)

Kalisch. Der Feudalismus in Polen.

Ich sprach mich über diese Härte gegen meinen Freund aus, fand aber bei ihm keine Einstimmung in meine Ansichten. Man könne und dürfe hier nicht anders verfahren, meinte er, denn das Volk sey ohne solche Zuchtmittel durchaus weder im Zaume zu halten, noch zur Erfüllung seiner Schuldigkeit zu bringen; auch sey es so an dergleichen Bestrafungen gewöhnt, daß sie gleichsam zum Bedürfniß für dasselbe geworden seyen. Ich mußte lachen über diese Logik, zog mir aber daraus die Lehre, daß Gewohnheit auch die Herzen der Bessern verhärtet, und daß man nur allzuleicht dahin geräth, seine Mitmenschen als Geschöpfe einer niedern Rangordnung anzusehen. Mich konnten die Gründe meines Freundes um so weniger überzeugen, als das gezüchtigte Mädchen ein offenes und freundliches Gesicht trug, und mich aus den schwarzen Augen unter der breiten Hutkrempe hervor mit sehr einnehmendem Blicke angesehen hatte. Die Zeit wird auch endlich diese Dissonanzen lösen, und es bieten die höchsten Behörden im preußischen Staate Alles auf, um das polnische Volk in intellectueller Bildung höher zu stellen, was bei dessen Empfänglichkeit nicht allzuschwer seyn kann, wie das bereits mit den übrigen Völkern dieses Staates geschehen.

Der Grenzort Kalisch, wo bald ein welthistorisches Stück gespielt werden soll, von dem man nicht weiß, ob es Vorspiel, oder Divertissement oder sonst wie zu nennen ist, lag diesmal nicht auf meinem Wege. Aber so nahe dabei erinnerte ich mich lebhaft eines Besuchs daselbst im Jahr 1830.

Ich war damals überrascht von der Eleganz und Lebendigkeit dieses in ausgedehnter Ebene liegenden Ortes. Denn wenn auch zwischendurch, und besonders in den Seitengassen, das alte polnische Wesen in Bauart und Einrichtung noch herrscht, so gibt es doch hier eine Menge schöner Häuser, auch stiegen wir in einem Gasthofe ab, welchen man nicht allein schön, sondern auch sehr gut eingerichtet nennen konnte. Kalisch hat als Grenzstadt und an einer sehr belebten Straße gelegen den Vortheil eines ziemlich starken Verkehrs. Mir war es interessant, einen Vergleich dieser Stadt zwischen jetzt und dem Jahr 1807 zu machen. Sie hatte sich seitdem im Aeußern sehr vortheilhaft verändert, obgleich damals, wo ein Hauptdepot der französischen Armee hier angelegt war, ein viel lebendigeres Treiben statt fand. Ungeheuer war das Gewimmel von französischen und Bundestruppen, welche stets ab- und zuströmten. Als ich 1830 in Kalisch war, hatte so eben die französische Revolution die Aufmerksamkeit von ganz Europa erregt. In Polen hatte sie ganz besondern Anklang gefunden. Ich hatte Gelegenheit, hier in Kalisch zu beobachten, wie exaltirt man davon war und welche Hoffnungen man darauf baute. Aeußerungen von jungen Hitzköpfen gethan, wie sie kaum die Pariser Propaganda hätte heftiger thun können, ließen auf eine nicht ferne Katastrophe schließen, die sich denn, wie bekannt, bald genug entwickelte, und worin auch Kalisch eine nicht unwichtige Rolle spielte. — Stellte man an die Polen die Frage, welche von den drei fremden Herrschaften, denen sie in diesem Jahrhunderte bereits unterworfen waren, ihnen am erträglichsten gewesen, so gaben sie ohne Weiteres die sächsische an. Zwischen der russischen und preußischen machten sie wenig Unterschied. Besonders drückend und verhaßt waren ihnen bei lezterer die Rechtsformen und Entscheidungen. Die harte Zucht, unter welcher sie eben jezt gehalten wurden, behagte ihnen zwar nicht, aber dennoch war sie ihnen weniger schmerzlich, als die Chikanen einer Justizverwaltung, bei welcher sie, wie sie sich einbildeten, auf alle Weise gedrückt und beeinträchtigt wurden; und doch hat die preußische Rechtspflege überall das Lob von Pünktlichkeit und Unparteilichkeit.

Wer das polnische Feudalwesen kennt und weiß, wie tief der Bauer noch auf der Stufe geistiger Cultur und Freiheit steht und wie dunkel und verworren seine Begriffe von lezterer sind, den befremdete der Enthusiasmus, welchen jener im lezten Aufstande zeigte. Man muß jedoch die Sache in ihrem rechten Gesichtspunkte auffassen, um sie erklärlich zu finden. Ich sprach schon von der Zucht, in welcher diese Menschen von ihren Herren gehalten werden. Nun gibt es aber in Polen auf dem Lande buchstäblich nur Herren und Knechte. Wie sehr lezterer an Gehorsam und harte Behandlung gewöhnt sind, zeigt das oben Berichtete. Sie sind daher zu allem zu bringen, und folgen blind, wohin ihr Herr sie führt. Kommt nun bei dergleichen Menschen noch eine zweite Potenz, d. i. die Religion hinzu, so sind sie blinde Werkzeuge, mit denen Jeder, der sie zu benuzen versteht, alles Beliebige durchsetzen kann. Hätte man die Bauern, welche bei der Revolution von 1831 unter die Waffen traten, gefragt, warum sie es thun, so hätten sie sicher keine andere Antwort gehabt, als sie thun solches ganz in gleicher Art, wie sie sich zur Frohne (Robot) stellen, weil ihr Herr diese von ihnen zu fordern habe und sie kein anderes, als ein solches Verhältniß kennen. Die Polen sind katholische, und die gemeinen Leute sehr eifrige Christen, und neben dem politischen Gesichtspunkte erschienen die Russen auch noch als religiöse Bedrücker. Daß aber auch Viele sich dem Dienste zu entziehen trachteten, davon gab es Beispiele in Menge; denn es traten Hunderte von jungen Männern über die schlesische Grenze, sobald sie eine Aushebung merkten, und kehrten immer erst dann wieder zurück, wenn sie erfuhren, daß solche vorüber sey. Soldaten der Art aber, welche wenig Reflexionen machen und die in ihren ganzen Lebensverhältnissen ihren Willen dem ihrer Herren unterzuordnen gewohnt sind, macht gewöhnlich der Instinkt der Lebenserhaltung tapfer. — Man hat viel davon gesprochen und geschrieben, die Gutsherren haben ihren Unterthanen die Emancipation, oder doch wenigstens die Befreiung von vielen auf ihnen lastenden Servituten versprochen, und dadurch ihren Enthusiasmus erregt. Aber es ist noch weit hin, ehe der polnische Bauer begreifen lernt, was eigentlich bürgerliche Freiheit ist, und wie es sich lebt, wenn man nur an den Staat Verpflichtungen hat, im Uebrigen aber sein freier Herr ist. Man muß den Sklaven in seinen Lebensansichten kennen gelernt haben, um ihn richtig zu beurtheilen. Man findet bei ihm nur Extreme: er will herrschen oder beherrscht werden; einen mittlern Zustand, in welchem er sich als Individuum frei bewegt und nur in Folge des geselligen Verbandes Verpflichtungen hat, kennt er noch viel zu wenig, um ihn zu würdigen. Darin liegt der Geist und das Fortbestehen des Feudalismus, der nur in einer gänzlichen, wohl noch lange nicht bevorstehenden Umwandlung der Denkungs- und Vorstellungsart des Volkes sein Grab finden kann.

Beilage: Kunstblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 222.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 16. September 1835.

Zugleich des Jammers Bilder und der Wuth.
Dante's Hölle.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach.

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Die abgehärmte Gestalt eines Geizigen sitzt mit mißtrauischem Blicke daneben, Tag und Nacht schließt er kaum das Auge; er fürchtet, die Schätze, die er zu besitzen wähnt, werden ihm gestohlen. Aber am meisten ängstigt ihn der Gedanke, verhungern zu müssen; er will nicht mehr aus dem Bette aufstehen, um seine Kleider zu schonen; er hat beschlossen, lieber freiwillig zu sterben. Darum verweigert er jede Nahrung, und die ganze Nacht hat er sich geübt, die Muskeln des Kehlkopfes mit aller Gewalt zusammenzuziehen, so daß der Arzt es nicht wagt, mit der Sonde, wie früher, durch die Nase ihm Fleischbrühe einzutröpfeln, worüber er voll höhnischer Freude lacht. Ein Anderer liegt auf der Erde, eben ist er im Begriff in Raserei zu verfallen, er warnt Alles vor dem Ausbruche seiner Wuth, was ihm naht, muß er zerreißen; er wird in Ketten gelegt, und nun nagt er in einem unbewachten Augenblicke seine Finger bis zur Handwurzel ab. In tiefes Nachdenken scheint Jener versunken, er sinnt und sinnt, wer er eigentlich sey, er kann sich nicht recht von einem Dritten unterscheiden. Ein Anderer geht suchend und klagend umher, er hat seinen Kopf verloren, da begegnet er einem Andern, der behauptet, er habe zwei Köpfe mit gläsernen Nasen und Baumästen, die daraus hervorwachsen, seinen eigenen, wahren Kopf aber, den habe man ihm verwechselt. Aus jener Gestalt, deren blödes, stumpfes Gesicht kaum die Spuren eines Menschen trägt, kömmt als einziges Lebenszeichen nur ein dumpfes, unartikulirtes Geschrei hervor, er kann nicht einmal kauen. Neben ihm schlägt Einer mit den Armen und kräht unaufhörlich, denn er glaubt in einen Hahn durch Magnetismus verwandelt zu seyn. Einer glaubt gestorben zu seyn, und will darum nichts mehr essen, der Andere ist schon auferstanden, der Dritte ist überzeugt, niemals zu sterben, sein einziger Gedanke ist, was er denn anfangen wolle, wenn kein Mensch mehr auf der einsamen Erde lebe. Einige murmeln unaufhörlich ein sinnloses Gebet, Andere fluchen und lästern Gott, sie rühmen sich lachend der größten Verbrechen, während Andere in der tiefsten Verzweiflung sich als die schwersten Sünder darstellen, denen Gott unmöglich verzeihen könne. Mitten durch alle diese Gruppen tanzen lachend und singend mit der Fröhlichkeit des Schwachsinns, mit bunten Lappen selbstgefällig aufgeputzt, lustige Gestalten auf und ab; sie lachen über den

Schmerz, und weinen, wenn man ihnen etwas Fröhliches sagt; unermüdet sind sie beschäftigt, gehen und kommen, tragen Alles hin und her, aber ohne Sinn und Verstand. In einem einsamen Winkel, höher als die Uebrigen, sizt mit ernstem Blicke ein verrückter Philosoph. Er blickt verachtungsvoll auf das tolle Treiben und freut sich seines Verstandes; er sucht Jeden zu belehren und zurechtzuweisen, und zieht dann, wenn er sieht, daß Alles vergeblich ist, voll Mitleid und Verachtung sich aus dem wilden Haufen zurück und versenkt sich in die Tiefe seines eigenen Ichs. Er kennt auf's Genaueste die Narrheit eines Jeden, nur eine einzige, seine eigene, kennt er nicht; denn er glaubt eine Inkarnation des heiligen Geistes zu seyn, der gekommen sey, diese Welt eigensinniger, blödsichtiger Narren zu erlösen. Volle 6000 Jahre war sie in Finsterniß und Irrthum, bis er herabgestiegen ist, sie zu erleuchten; Alles lebt nur ein Scheinleben der äußern Erscheinung, bis er durch die richtige Definition es in die Wahrheit des Selbstbewußtseyns ruft; wie die Haide in dem darauf weidenden Schaf, wie der Fels in der daran springenden und hängenden Gemse, und das Kunstwerk in dem dasselbe ruminirenden Kritikus aus der Beschlossenheit seiner Ichheit in das freie Selbstbewußtseyn übertritt.

Dieses ist ein leider nur zu wahres Bild der traurigen Gestalten, die man in den Narrenhäusern sieht; denn die meisten dieser Unglücklichen sind keine erfundenen Phantasiebilder, es sind Menschen, die von Aerzten behandelt wurden, welche ihre Krankheit beschrieben haben. Leicht wäre es, diese Beispiele, wenn es ihrer nicht schon zu viele sind, noch mit hundert andern zu vermehren; denn das Reich des Wahnsinns ist unerschöpflich, und der gesunde Verstand kann im Stande, all die Qualen zu ersinnen, mit denen der Kranke sich quält und ängstigt. Und kein Mensch, kein Alter, kein Geschlecht ist zu keiner Stunde von diesem schrecklichen Unglücke gänzlich gesichert. Wer heute über die Verrücktheit der armen Narren spottet und mit kaltem, hochmüthigem Lächeln ihre Reihen durchgeht, kann im nächsten Augenblicke schon einer der Ihren seyn und glauben, die Nase, die er vorhin so hoch getragen, sey an einem Sterne hängen geblieben, und Jeder spotte ihn darum aus. Obwohl das Kindesalter, dem tausend Leidenschaften und Bedürfnisse unbekannt sind, auch dem Wahnsinn minder ausgesezt ist, so gewährt doch auch es keine völlige Sicherheit. In Folge krankhafter körperlicher Anlage, schlechter Erziehung, die, statt seine Leidenschaften zu mässigen und zu zügeln, ihnen freien Spielraum läßt, in Folge schlechter Lehren und Beispiele, die schon in seiner Seele jedes Gewissen, jede Furcht vor einem das Gute belohnenden und das Böse bestrafenden Gotte austilgen und ihm das Leben wie einen Apfel darstellen, den man wegwirft, wenn er nicht mehr schmeckt, in Folge all dieser Ursachen können auch bei Kindern Wahnsinn und Raserei und wahnsinnige Handlungen hervortreten. So führt Esquirol das Beispiel eines Kindes von 13 Jahren an, das sich erhängte und einen Brief hinterließ, der so anfing: Meine Seele vermache ich Rousseau, meinen Körper der Erde. Ein anderes Kind mußte seine Mutter, die zu sterben begehrte, mit Matratzen und Hausgeräth in ihrem Bette zudecken. Es blieb am Bette, ohne aufzusehen, gegen die Thüre gekehrt, bis zum andern Morgen sitzen, wie ihm die Mutter befohlen hatte. Als es sie erstickt fand, ging es hin und erhängte sich. Ueberhaupt sind Selbstmorde in ganz jungem Alter gegenwärtig in Frankreich gar nichts so außerordentlich Seltenes. Zuweilen tritt der Wahnsinn im höchsten Alter ein, wie man Beispiele von achtzigjährigen Greisen hat, die von der Manie befallen wurden, während der eigentliche Blödsinn selten das fünf-und-zwanzigste Jahr überlebt. Nach Esquirols Beobachtungen ist Wahnsinn am häufigsten in den Jahren von fünf-und-zwanzig bis fünf-und-dreißig. Und namentlich sind die höheren Klassen ihm in einem früheren Alter, als die niedern ausgesezt.

(Die Fortsezung folgt.)

Der Aetna und der Montblanc.

(Fortsezung.)

Dieser Bossonsgletscher, auf dem wir gingen, ist wirklich ein furchtbar großartiges Naturwerk. Wie klein ist dagegen Alles auf dem Mer de Glace! Schlünde und Abgründe, zwölf, fünfzehn und selbst zwanzig Fuß breit, sind da etwas ganz Gewöhnliches; diese liegen oft ganz nahe bei einander, und die sie scheidenden Wände, die nach oben immer schmäler werden, bilden nur einen Fuß oder Hand breiten Grat, auf dem man jedoch oft gehen muß, was um so unbequemer ist, da diese Kanten nie horizontal und oft sehr ungleich sind. Darum hauen die Führer mit ihren kleinen Aexten Lücken hinein, um den Fuß etwas fester setzen zu können. Alles dies wechselt aber jeden Augenblick. Beim Anfang des Bossonsgletschers mußte ich schnell mehrere übereinander gethürmte Eishügel erklettern, dann kamen wir zu Abgründen von etwa fünfhundert Fuß Tiefe; eine Zeit lang trafen wir seltener auf Schlünde und dergleichen gefährliche Stellen. Dann konnten wir wieder auf Schnee gehen, den der Wind gehärtet und auf der Oberfläche gar artig gekräuselt hatte. Manchmal glich dieser Schnee einer Lavaoberfläche, rauh wie sie, nur mit dem Unterschied, daß er unter den Füßen weicht. Hier wurde

die Reverberation der Sonnenstrahlen so arg, daß ich eine grüne Brille aufsetzen mußte; ohne diese Vorsicht wäre ich erblindet. Das Weiß dieser Gegend kontrastirt erstaunlich mit den schwärzlichen Felsen der Aiguille du Midi und des Mont maudit, die ganz nahe bei uns schienen. Diese zwei Piks sind unzugänglich. Zwar haben sich kühne Bergkletterer und Gemsenjäger an den Fuß derselben gewagt, um da Bergkrystalle zu suchen, deren es hier eine Menge gibt, nie aber hat Jemand den Gipfel erreichen können. Meine Führer sagten mir, der Mont maudit habe seinen Namen gerade von der Unmöglichkeit bekommen, ihn zu besteigen. Nach dem Thal hin liegt der Berg Côte, über den man ehemals stieg, um zu den Grands-mulets zu gelangen. Es ist, als ständen zwei Schneepyramiden auf ihm. Gegen diese Côte hin ändert der Bossonsgletscher wieder seine Gestalt: hier stehen vielseitige und solide Obelisken hundert, bis hundert und fünfzig Fuß hoch vom schönsten, durchsichtigsten Eis.

Zwei Stunden hatten wir gebraucht, um über den Bossonsgletscher zu kommen. Einige Zeit, ehe wir ihn verließen, schieden die Träger von uns, da der immer schwieriger werdende Marsch ihnen nicht erlaubt hätte, ohne unsere Leiter zurückzukehren, wenn sie weiter mit uns gegangen wären. Schon etwas vorher mußte ein Träger zurückbleiben, denn er fühlte Schwindel bei dem Gang über die schmalen Eiskanten, deren ich vorhin erwähnte. Diese guten Leute wünschten uns mit rührender Herzlichkeit glückliche Reise und glückliche Rückkehr.

Wir waren nun auf dem Taccounazgletscher, ungefähr vierzehnhundert bis fünfzehnhundert Toisen hoch, hundert-und-fünfzig bis zweihundert über dem Brevent. Wir mochten einige Minuten auf diesem Gletscher gegangen seyn, als er sich auf einmal zu unsern Füßen spaltete, dabei hörten wir ein Krachen wie von einem Flintenschuß. Vor uns und über dem Felsen der Grands-mulets hing ein ungeheurer Eisblock, den dies Dröhnen des Gletschers erschüttert hatte, er schwebte über unsern Köpfen. Wir waren gerade in einer Art Hohlweg, wo wir nothwendig durch mußten. An Zurückkehren und einen Umweg war nicht zu denken, denn dies hätte uns viel Zeit gekostet, die Zeit aber ist auf dem Montblanc über Alles kostbar. Wir beschlossen also, möglichst schnell durch den Engpaß zu gehen. So mußte denn im Angesicht des furchtbaren und drohenden Feindes eine gerade aufsteigende, wenigstens zwanzig Fuß hohe Mauer erklettert werden. Unsere Leiter that uns dabei zwar gute Dienste; da sie aber viel zu kurz war, so mußten wir uns dadurch weiter helfen, daß wir Lücken in das Eis hieben, um die Füße hinein setzen zu können. Dies war jedoch nur das Vorspiel anderer höherer oder niederer Eiswände, die wir in der Folge auf gleiche Art erklimmen mußten.

Wir gingen auf engen Wegen zwischen zwei Eisbergen, und diese Wege selbst bestanden nur aus großen, durch den Sturz zusammengekeilten Eisblöcken, deren aufrecht stehende Spitzen und Kanten ein sonderbares Pflaster bildeten. Es gibt gewiß nichts Wundervolleres, als diese Abgründe, in deren Tiefen nie weder ein Sonnen-, noch ein Mondstrahl gedrungen ist. Und doch sind sie überreich an Schönheit und an reizenden Wundern; es sind Säle eines Krystallpallastes in den mannichfaltigsten, geschmackvollsten Formen, die auch der erfindungsreichste Architekt nicht alle erdenken könnte und anzuwenden verstände, diese Säulenhallen von Stalaktiten mit ihren Schnecken, ungleichen Streifen und Wölbungen; lauter magische Konstruktionen, die manchmal durch ihre luftartige Leichtigkeit dem Feenreich anzugehören scheinen, bei denen schöne gothische Pfeiler und Rosen mit korinthischen Gesimsen wechseln, und saphirblaue Gewölbe das Licht wunderſam brechen und zurückwerfen. Ich möchte diese Paläste malen können, sie lassen sich aber weder mit der Feder, noch mit dem Pinsel darstellen. Wer könnte die hundert und fünfzig, bis zweihundert Fuß hohen ganz durchsichtigen Eiswände, Pyramiden und Obelisken darstellen, wie sie oben mit den mannichfaltigsten Festons und Gehängen geschmückt sind, wie sie das oft wiederholte Aufthauen und Wiedergefrieren bildet, ein Prozeß, durch den allein die bizarrsten und launenhaftesten, ich möchte sagen ironischen Kontraste möglich sind? wer könnte diese Mauern malen, die sich mehr und minder gegen und über einander herneigen, mit ihren Verbindungen und Bögen aller Art, die uns als Uebergänge und Brücken dienen, bald oben, bald unten? diese zuerst krystallhellen, dann grünlichen, dann dunkelgrünen oder dunkelblauen Abgründe, in die kein Mensch hinabsteigen könnte, diese Vorhallen und Peristyle, diese Façaden, rechts und links von Säulen gestützt, oder vielmehr von mehreren gleich zusammengestellten, perpendikulären oder geneigten Cylindern, diese weit hervorstehenden Schwibbogengesimse, die mit Franzen von Schnee mit einer Eisrinde geziert sind? Ueber alle diese Wunder, über diese dunkeln Wohnungen ewigen Winters neigen sich Schneeabhänge wie Dächer.

Ich sah in dieser Beziehung mehr und mannichfaltigeres Schönes, als viele andere Reisende, weil ich meine Ascension auf den Montblanc später unternahm, als irgend Jemand vor mir. Ohne die ganz ungewöhnliche Verlängerung des lezten Sommers hätte ich auf dem Bossonsgletscher die Eisklüfte nicht so breit, und den Taccounazgletscher nicht so eigenthümlich gefunden. Durch Alles dies wurde zwar mein Unternehmen mühe- und gefahrvoller, dagegen aber war seit lange kein Schnee gefallen, ein seit vielen Jahren ganz unerhörter Umstand.

(Die Fortsezung folgt.)

Lebenslust.

Wie bin ich jeden Tag voll Wonne,
Und jede Nacht voll Freudigkeit!
Bei Tag die ganze Welt voll Sonne,
Bei Nacht voll Sterne weit und breit.

Der Hügel wechselt mit dem Grunde,
Die Wälder mit der Wiesenflur,
Und es verwandelt jede Stunde
Sich farbenspielend die Natur.

Das Leben will sich offenbaren,
Wie sich's im Anfang kund gethan,
Aus tausend Menschenaugenpaaren
Sieht es mich wieder anders an.

Nun tönet es voll Kreaturen,
Da um den Halm die Grille schwirrt,
Und hoch die Lerche über Fluren
Im Blauen jauchzend sich verirrt.

Wo sich in Pracht die Blumen zeigen,
Fühl' ich in Wölkchen wunderbar
Um mich die Wohlgerüche steigen,
Wie um den Priester am Altar.

Das Alles ist die reichste Weide,
Jedoch vertieft euch nicht zu weit,
Denn zu demselben führen beide,
Die Schwermuth und die Gründlichkeit.

Und denke, wer da will genesen,
Darauf, daß er kein Werther sey,
Denn in dem ganzen Erdenwesen
Sieht der ein ewig Einerlei.

Ch. Wurm.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Das Konkurseramen der Pariser Schüler.

In diesem Monate ist die studirende Jugend besonders regsam in Paris, und die Eltern sind es kaum weniger. Da nun die sieben Collèges hier ungefähr sechstausend Schüler haben, so ist dies rege Leben auch ziemlich auffallend. Eine vortreffliche Einrichtung ist der sogenannte Kompositionskonkurs. Aus jedem Collège werden nämlich die sechs ausgezeichnetsten Schüler genommen, das heißt diejenigen, welche in den monatlichen Kompositionen die besten Plätze gehabt haben; auch das Collège zu Versailles hat das Recht, seine sechs besten Schüler aus jeder der sieben Klassen herzusenden. Diese werden dann Alle in großen Sälen vereinigt, und müssen um die Preise komponiren. Wer sich also hier hervortut, kann für einen der besten Schüler von Paris und Versailles, ja sogar von ganz Frankreich gelten; denn in den Provinzstädten sind die Studien allgemein schwächer, als in Paris. Die Preisvertheilung geschieht mit großer Feierlichkeit. Nicht allein hat der Minister des öffentlichen Unterrichts den Vorsitz dabei und hält eine Rede (mit mehr oder weniger politischem Anstriche), sondern der gesammte Generalstab der Universität, das heißt die Generals und Akademieinspektoren, die Professoren der verschiedenen Fakultäten und manche andere Beamte in ihrem Kostüm wohnen der Vertheilung bei, und kaum vermag der große Sorbonnesaal die Menge der Zuschauer zu fassen. Derjenige Schüler, welcher den sogenannten Ehrenpreis in der philosophischen oder obern Klasse bekommt, wird fast wie ein Wunder des Fleißes und der Geistesfähigkeiten angesehen; der Preis besteht in einem schönen bänderreichen, prächtig eingebundenen Werke, und er ist von der Militärdienstpflichtigkeit befreit; oft wird er auch dem Könige vorgestellt und bekommt von demselben ein bedeutendes Geschenk. Dann werden auch alle bei der großen Preisvertheilung belohnten Schüler dem Minister vorgestellt und ihre Namen im Moniteur abgedruckt. Wahrscheinlich gibt es noch andere Auszeichnungen, wovon ich aber keine Kunde habe. Freilich ereignet sich hier, was überall stattfindet: Schüler, welche sich bei jener großen Preisvertheilung als die besten gezeigt haben, zeichnen sich in der Folge, wenn sie die Laufbahn des Geschäftslebens betreten, gar nicht mehr aus, wogegen andere erst dann berühmt werden, wenn sie die in den Collèges erworbenen Kenntnisse in Anwendung bringen sollen. Uebrigens erregt dieser allgemeine Konkurs einen außerordentlichen Wetteifer unter den Schülern, und es ist schon eine Auszeichnung, wenn Jemand zu demselben zugelassen wird. Die Beurtheilung der gelieferten Stücke scheint nicht durch Parteilichkeit geleitet zu werden; auch werden mehrere Vorkehrungen getroffen, damit sogar die Namen der Schüler den Richtern unbekannt bleiben. Am Tage nach der allgemeinen Preisvertheilung hat eine besondere in jedem Collège statt, wobei es denn natürlich nicht so feierlich hergeht, wie am Tage zuvor. Und dann kommen noch die Vertheilungen in den Hunderten von Erziehungsanstalten, welche die Pariser Jugend beider Geschlechter für ein ziemlich bedeutendes Honorar großziehen, und sie unterrichten, so gut sie es vermögen. Zuweilen sind Nahrung und Unterricht gleich schlecht; mehrere haben jedoch einen großen Ruf, gute Meister und eine beträchtliche Zahl von Schülern. In diesen Häusern pflegt man mit den Preisen sehr freigebig zu seyn, und der Buchhandel setzt daher zur Zeit der Preisvertheilung eine Menge von Büchern ab. Es ist dies eine Erntezeit für Schüler und Verleger. Bekanntlich sind den die Privaterziehungsanstalten ihre Knaben in die Collèges, und werden dafür von der Unterrichtsbehörde tüchtig besteuert; natürlich lassen sich die Vorsteher die Steuer von den Eltern zurückzahlen und haben selbst wenig Schaden dabei. Alle Versuche liberaler Deputirten, die Abschaffung oder wenigstens die Verminderung jener Steuer zu bewirken, sind bisher gescheitert, und es ist keine Aussicht da, daß der Finanzminister sobald ein so reichliches Einkommen, wie das der Kollegiengebühren, wird fahren lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 223.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 17. September 1835.

Der Einsamkeiten tiefste schauend unter meinem Fuß,
Betret' ich wohlbedächtig dieser Gipfel Saum.

Goethe.

Der Aetna und der Montblanc.

(Fortsetzung.)

Mitten unter diesen Wundern verglich ich den furchtbaren Aetna, den ich vor fünftehalb Monaten bestiegen, mit dem so gefürchteten Montblanc. Auf jenem herrscht das Gefühl der entsetzlichen Zerstörung, auf diesem Staunen und Bewunderung vor. Auf dem Aetna wird das Gemüth peinlich zusammengedrängt, auf dem Montblanc aber erweitert es sich; denn auf jenem Berg ist Alles Graus und Zerstörung, Alles ist dunkel, öde und zerrissen, wie die Lava; auf dem Montblanc hingegen bringen Einstürze und Zerstörungen oft wunderschöne und grandiose Umbildungen hervor. Die bewegliche Asche des Aetnakegels gibt weniger Sicherheit, als das Eis und der Schnee auf dem Montblanc. Wer steht einem dafür, daß nicht jeden Augenblick der ganze obere Berg in das ungeheure Laboratorium zusammenstürzt, wo vulkanische Massen sieden und kochen? Wenn man am Krater Erschütterungen spürt, wie ich, wer bürgt einem dafür, daß sie nicht unmittelbar einer Explosion vorangehen? Des Aetna Schlünde erschrecken die Seele, die des Montblanc hingegen erheben sie. Der Aetna ist die Hölle, der Montblanc der Himmel.

Ergriffen von ähnlichen Gedanken, kam ich an eine Eismauer, die ungefähr dreißig Fuß hoch seyn mochte. Da mußten wir hinauf, um zum Felsen der Grands-mulets zu gelangen, der wie eine große Klippe mitten in dem Gletschermeer liegt. Diese Klippe ist jedoch ein Hafen, denn da ist nichts mehr zu fürchten, keine Lawinen, keine Schlünde, keine trügerischen, gebrochenen Brücken, keine Eisstürze. Wenn man aber auch diesen Hafen erreicht hat, so ist man darum noch nicht geborgen. Fünf Viertelstunden brauchten wir, um im Zickzack den perpendikulären Felsen hinanzuklettern und uns dabei immer bloß an hervorstehenden Zacken festzuhalten. Halbwegs entdeckte ich Chamouni, von wo gewiß eine Menge Augen zu uns hinauf sahen. Wir mußten über eine gefährliche Stelle, bei der mir nur ein Strick half. Es war eine Eismauer, die sich in einem der Felsschlünde gebildet hatte. Es wurden Vertiefungen für Füße und Hände eingehauen, und ein kühner Guide wagte sich zuerst hinüber. Bei diesem mühsamen und gefährlichen Klettern wurden meine Instrumente gebrochen. Bei der Besteigung der Grands-mulets muß man vorsichtig die Felsenstücke wählen, an denen man sich beim Klettern festhält, denn wäre eines nicht fest und gäbe nach, so käme Niemand von der Expedition davon, Einer stürzte über den Andern her, weil Alle hinter einander gehen, und Jeder seinen Fuß in die Stelle des Vordermanns

ſezt, ohne die geringſte Abweichung. Ein Engländer hat den Uebergang über den Boſſonsgletſcher mit einem Zug Kraniche in der Luft verglichen. Dieſer Vergleich paßte aber noch beſſer bei der Erſteigung der Grands-mulets.

So ſtiegen wir drei- bis vierhundert Fuß hoch, ehe wir auf eine kleine, ebene Stelle kamen, wo die Nacht über kampirt werden mußte. Es war 4 Uhr 17 Minuten Nachmittags, fünf Stunden nach unſerem Eintritt auf den Boſſonsgletſcher, und 10 Stunden 20 Minuten nach unſerem Abgang von Chamouni. Das Wetter war herrlich und die Sonne noch warm. Wie bedauerte ich bei dieſer ſchönen Muße den Verluſt meiner Inſtrumente! Der Horizont war Anfangs wolkig, und ein Nebel auf dem Buet entzog mir den Anblick des Genferſees; ſo lag auch das Thal auf der Savoyerſeite in Nebel, und über uns war's wie ein entſetzlicher Wall, über den ſich der Himmel hinzog, wie ein Dach. Gegen Abend zerſtreuten ſich jedoch die Wolken, und nun ſah ich mit bloßen Augen den Genferſee, die Jurakette und einen großen Theil von Frankreich. Viele Reiſende begnügen ſich mit dieſer Ausſicht auf einer Höhe von mehr denn zehntauſend Fuß, andere aber ſind ihrer menſchlichen Natur nach unerſättlich: ſo ich. Die Ausſicht auf den Grands-mulets gab mir nur einen Vorſchmack von der, die ich höher hinauf haben müßte. Ich fürchtete nichts mehr als eine Veränderung des Wetters.

Lange konnte ich mich nicht ſatt ſehen an dieſer Menge von Bergen, die ſchon ſo tief unter mir lagen, endlich aber mußte an die Bereitung unſeres Mittagsmahls gedacht werden. Zuerſt ſchmolz man Schnee, um Waſſer zu haben, das jedoch einen fatalen Rauchgeſchmack hatte. Die Lebensmittel wurden mit der Haſt zerſchnitten, die bei robuſten Bergſteigern natürlich iſt, deren gewöhnliche Eßluſt durch einen langen, mühſamen Marſch noch vermehrt wird. Denke dir aber meinen Verdruß, als ich vernahm, an Suppe ſey nun nicht mehr zu denken. Ich hatte mich ſo gefreut, auf dem Montblanc meine Suppe zu eſſen; die Flaſche mit Fleiſchbrühe war aber bei der Erſteigung der Grands-mulets mit mehreren andern zerbrochen worden. Indeſſen war unſer Mahl doch recht fröhlich. Wir ſangen ſogar, und dabei blieb ich, wie du denken kannſt, nicht zurück. Habe ich doch auch im Krater des Aetna geſungen! So haben meine Vendée'ſchen Lieder auch an den Eis- und Felſenwänden des Montblanc widergehallt. Während unſers Mahls ging für uns die Sonne unter, jenſeits des Frankreichs, das viermalhunderttauſend Herren mit Flinten und dolchartigen Seitengewehren niederdrücken (?). Die Sonne verbarg ſich im Weſten des Landes, als ſchäme ſie ſich, ſeine Ketten zu beleuchten (?). Wie ſchön war die im Purpur glühende, nur von leichtem Gewölk umgebene Sonne! wie ſchien mir dagegen das unglückliche Frankreich gedemüthigt! (?) Dieſer Gedanke machte mich traurig. Es war mir auch nicht ermunternd, mich hier ſo allein zu ſehen mitten in der Eis- und Schneewüſte, in dieſer von Abgründen umgebenen Einöde, denn dies beſtärkte mich nur in meinen düſtern Gedanken. Ich dachte an meine Freunde, beſonders an die, welche auf dem Boden des Exils ſtolz ihr Haupt erheben, und dies gab mir Muth.

(Beſchluß des zweiten Artikels.)

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebſt Ideen über Kunſt und Wahnſinn.

Von Guido Görres.

(Fortſezung.)

Und welche Rolle ſpielt nun menſchliche Wiſſenſchaft, in Aerzten und Philoſophen repräſentirt, dieſen Geiſteskranken gegenüber? Es iſt eben keine ſehr glänzende. Wie in den meiſten übrigen Fragen haben ſich die Meiſter vom Stuhle noch nicht einmal über die allererſten Grundſätze verſtändigen können, und wäre ihre Macht ſo groß, wie ihre Wille, dann würde Einer den Andern wegen ſeiner Theorien über die Narrheit ſelbſt in das Narrenhaus ſperren, ſtatt ihm die Pflege der Kranken anzuvertrauen. Er müßte ſo lange die Zwangsweſte anlegen, bis er ſeine Grundſätze über Entſtehung und Heilmethode des Wahnſinns abgelegt. Der Menſch weiß, wenn er bei geſundem Verſtande iſt, ſo wenig von ſich ſelbſt, daß eine Unkenntniß von dem kranken, fremden Bewußtſeyn wenig Verwunderung erregen kann. Hatte er ja doch ſchon vier Jahrtauſende ſein kleines Haus, das man Leib nennt, bewohnt, und doch war er noch ſo wenig darin zu Hauſe, daß ſelbſt der große Ariſtoteles von dem Nervenſyſteme kaum eine Ahnung hatte, und mußten noch einmal mehr als anderthalb Jahrtauſende verfließen, bis er es durch Servet und Harvey erfuhr, daß das Blut in ſeinem eigenen Leibe ſeit 6000 Jahren in doppelter Kreisbewegung auf und nieder ſteige. Er müht ſich noch immer ab, das Labyrinth des Wahnſinns in Klaſſen und Ordnungen zu bringen, den eigentlichen Sitz und Urſprung der Krankheit zu entdecken und die wiſſenſchaftliche Zauberformel zur Bannung dieſes böſen Spukgeiſtes zu finden. Da ſind es zwei Meinungen, die ſich hier wie anderwärts ſchroff entgegentreten.

Die Einen bekennen ſich zu jener erhabenen Theorie, wornach die unſterbliche Seele des Menſchen nichts iſt, als das Produkt ſeiner leiblichen Organe; ſo eine Art von Sumpflicht, das aus den Nerven und dem Eiweißbrei des Gehirns ſich entwickelt und im Kopfe brennt!

Die ganze unermeßliche Welt des Geistes mit ihren hellen Höhen, ihren nachtbedeckten Gründen, mit allen ihren Tugenden und Lastern, ihren Freuden und Schmerzen, ihrer Furcht und ihrer Hoffnung, ist in lezter chemischer Analyse nichts, als das wunderbare Resultat von ein wenig Wasser, halbgeronnenem Eiweiß, milchsaurem Natron, Schwefel und Phosphor mit Talk und Kalkerde und Alkali, in gehöriger Mischung und Bewegung. Wie das Blut durch die Adern, so steigen die Gedanken als Nervengeist im Gehirn auf und ab, und gehen daraus hervor, wie der Mensch aus dem Urschleime: ein Wunder, das größer ist, als irgend eines, von dem die Legendenbücher berichten; denn dort ist es immer eine höhere, göttliche Kraft, die das Untere nach ihrem Willen bewegt, frei darüber schaltet und es durch die Macht ihres Wortes umwandelt; hier soll aber das Wasser sich aus sich selbst nicht bloß in Wein, sondern in einen lebendigen Geist verwandeln.

Nach dieser Theorie ist die Verrücktheit nichts weiter, als ein bloßes Kopfweh, eine Störung der Nerven, des Gehirns oder der übrigen Organe. Mit den Organen leidet und erlischt auch eine Kraft der Seele um die andere, bis mit dem Tod der Leib vergeht und auch die Seele zu seyn aufhört. Geht das Gehirn in Fäulniß über, oder drückt der Andrang des Blutes darauf, wird es vom Fieber ergriffen, leidet die Verdauung, der Darmkanal oder das Genitalsystem, oder reißt sich sonst ein Theil des Organismus von dem allgemeinen Leben rebellisch los, so tritt Verrücktheit des Geistes ein, der ja nichts als die Blüthe des Organs ist; und wie eine Faser zerreißt oder vertrocknet, und ein Glied um das andere stirbt, so stirbt auch der Geist, wie das Sumpflicht erlischt, wenn der Sumpf, der es erzeugte, austrocknet. Jede Seelenkrankheit ist demnach bloß eine Krankheit des Leibes, und sie hört von selbst auf, wenn man das kranke Glied des Organismus erkennt und die rechte Medizin dafür gefunden hat, wenn überhaupt dasselbe nicht für immer verloren ist, in welchem Falle der Seele keine Hoffnung einer Herstellung bleibt. Bäder, Brechmittel, Aderläße, Moxa, Douchen, glühende Eisen, Mohnsaft und Nieswurz, das sind ihnen die rechten Mittel, und der gemeinste Barbier kann mit einem Klystier mehr ausrichten, als der tiefsinnigste Psycholog, der den verrückten Verstand zurechtsetzen will, während doch eigentlich nur der Darmkanal gestört ist. Genau genommen, sollte man daher auch bei den einzelnen Kranken sagen, er ist gestört oder verrückt in der Leber, im Nervensystem, im Darmkanal, in den Gehirnknochen, oder sonst wo, eine eigentliche geistige Verrücktheit gibt es aber nicht, weil das, was nicht für sich besteht, auch nicht für sich leiden kann.

Dieser Meinung tritt die andere entgegen. Ihr ist der Mensch keine Mixtur von Stickstoff und Sauerstoff, sondern eine lebendige Seele, die der Geist Gottes eingehaucht hat, und der er ein Wissen und Gewissen mit Ideen einer höhern Welt, als die ist, welche sein Auge sieht und sein Ohr vernimmt, eingepflanzt hat. Die Seele hat sich hienieden incarnirt, der Leib, den sie bewohnt, muß ihr dienen, sie gibt ihm sein Leben und seinen Zusammenhalt, und wenn sie entweicht, dann kehrt er zum Staube zurück, von dem er genommen ward. Nach dieser Ansicht nun hat man gefolgert: Ursache und Sitz des Wahnsinns sey wesentlich in der Seele zu suchen, und die äußern Erscheinungen an den gestörten Organen seyen bloß die Folge davon. Es ist, heißt es hier, das freie Bewußtseyn des Menschen, das mit den Leidenschaften in den Kampf tritt, und ihnen entweder siegreich widersteht, indem es nach dem Rufe seines Gewissens und Kraft seines freien Willens die bösen Triebe und Neigungen bezwingt und die Verlockung von sich abweist, oder indem es ihnen die Zügel schießen läßt, sich ihnen preisgibt und zu ihrem Spielballe wird. Jede Leidenschaft in ihrem Beginne, auch bei gesundem Verstande, der der Mensch sich hingibt, ist schon eine Art Wahnsinn. Er tritt aber entschieden auf, wenn die Leidenschaften den Menschen so in ihren Fesseln halten, daß sie Verstand und Vernunft gänzlich übertäubt und verwirrt haben, so daß er, für alles Andere blind und taub, nur einzig auf sie hört, und nicht sein Geist dem Leibe gebietet, sondern seine Leidenschaft im Geiste rast und in seinen Adern zerrüttend und zerstörend brennt. Die Organe folgen dabei immer den innern Bewegungen der Seele, und wie Alles sich im Menschen zu verleiblichen strebt, so auch die Verrücktheit. Der Wahnsinn und alle seine äußern Erscheinungen sind daher nur die Bilder dessen, was geistig in der Seele vorgeht. Darum trägt auch in der Regel jede Verrücktheit das Bild irgend einer Leidenschaft, und es gibt so viele ihrer Arten, als es einzelne Leidenschaften und verschiedene Kombinationen derselben gibt. Je nachdem die Leidenschaften über die Seele mehr oder minder herrschend geworden sind, ist Hoffnung zur Heilung vorhanden. Nährt der Mensch Tag und Nacht z. B. seinen Zorn, lassen ihm die Plane seiner Rache selbst im Traume keine Ruhe, brütet er immer nur über diesem Einen Gedanken, ohne Gefühl für alles Uebrige, wie kann man sich da wundern, daß er zulezt zu dem wird, von dem sich allein sein Geist nährt, zu einem Rasenden, in dessen Fleisch und Blut die Wuth übergegangen, der die ganze Welt zerstören will, wie Leute, die nur Branntwein trinken, zulezt sich in entzündlichen Stoff verwandeln, der bei der leisesten Berührung des Feuers zu einem Aschenhaufen niederbrennt!

(Die Fortsezung folgt.)

An die Nacht.

O ſtille Freundin du! o wortlos ernſte Nacht!
Nimm meinen lauten Schmerz in deine Mutterarme!
Umhüll' mein müdes Haupt mit deiner Schleier Pracht,
Daß dieſes ſtarre Herz in Thränenthau erwarme!
Zeig' mir Ihn fern im Traum, erwecke tief'res Sehnen —
Die harte Wirklichkeit nahm mir den Troſt der Thränen.

Des Tages Forderung und ſeiner Fragen Qual,
Sie bleiben fortgebannt, in weiter Ferne ſtehen,
Gelöst von jedem Zwang hebt ſich zum erſten Mal
Die Seele frei empor, will weithin rückwärts ſehen,
Dorthin, wo ſie geglaubt dem Tod ſich hinzugeben,
Und ach! ſo tief geirrt: ſie gab ſich hin dem Leben!

Alma.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Collège Louis-le-Grand. Akademiſche Preiſe.

Eines der ſchönſten und größten Collèges iſt das Collège Louis-le Grand, in welchem die Zahl der inwohnenden Schüler ſich auf fünfhundert beläuft; außerdem wohnen noch einige hundert Schüler aus den Erziehungsanſtalten oder aus Privathäuſern dem Unterrichte bei. Hier wird auch Elementarunterricht in morgenländiſchen Sprachen gegeben, was in den andern Collèges nicht der Fall iſt. Schon vor der Revolution war das Collège Louis-le-Grand die Hauptunterrichtsanſtalt für die untern Klaſſen; eine Zeitlang haben auch die Jeſuiten daſſelbe inne gehabt, denn ſolch eine große Anſtalt mußten ſie nothwendig in ihrer Gewalt haben. Der Vorſteher, hier Proviſeur genannt, mag nicht wenig Mühe haben, mit den fünfhundert Knaben fertig zu werden. Auch iſt zuweilen von kleinen Aufruhren die Rede geweſen, die jedoch keine andern Folgen hatten, als das Zerſchlagen von Fenſterſcheiben und Bänken, und die Verbannung der kleinen Rädelsführer. Was jedoch dem Proviſeur etwas zu ſtatten kommt, iſt, daß die Anſtalt in drei Theile oder Gebäude getheilt iſt, wovon jedes ſeine Klaſſen, ſeinen Speiſeſaal, ſeinen Hofraum hat, ſo daß die Knaben der drei Abtheilungen faſt gar keine Gemeinſchaft mit einander haben. Trennen, um zu regieren, iſt eine Staatsmaxime der Miniſter und Proviſeurs. Auch beſitzt das Collège Louis-le-Grand das ehemalige Schloß Vanvres in der Umgegend von Paris als Landhaus und zum Aufenthalt der Jugend während der Ferien, wenn eine Menge von Schülern zu ihren Familien zurückkehren. Das Collège de France, eine ganz andere Anſtalt, da ſie nur Vorleſungen in den höhern Wiſſenſchaften hält und den Elementarunterricht ganz ausſchließt, alſo eine Univerſität im Kleinen iſt, hat dieſes Schuljahr hindurch ausgeruht, weil man das Gebäude vergrößert, um ein Mineralienkabinet, ein phyſikaliſches Kabinet u. ſ. w. anzuordnen. Es ſcheint, daß in dem großen Paris kein Ort aufzufinden war, wo die Vorleſungen hätten gehalten werden können. Man hat alſo den Profeſſoren erlaubt, ſpazieren zu gehen oder zu verreiſen. Wahrſcheinlich hatten die Miniſter über den vielen politiſchen Angelegenheiten vergeſſen, ſich mit einer ſolchen Kleinigkeit abzugeben, und es daher für kürzer gehalten, die Vorleſungen einzuſtellen. Da nun der Profeſſoren wenigſtens zwölf ſind und jeder einen Jahrgehalt von ſechstauſend Franken bezieht, ſo folgt daraus, daß in dieſem Jahre eine Summe von 72.000 Franken, die für den öffentlichen Unterricht beſtimmt waren, rein verloren gegangen iſt; allein es wird ſtets ſo manche andere Summe verſchleudert, daß Niemand von dieſer Notiz nimmt. Einige Akademien des königlichen Inſtituts hatten in dieſem Monate ebenfalls ihre Preisvertheilungen; zuerſt die Académie des inscriptions et belles-lettres, die ſich ſehr ruhig zu verhalten pflegt, und weil ſie viele alten und bedächtigen Männer in ſich ſchließt, auch nur ſehr langſam bei ihren Arbeiten zu Werke geht. Mit ihren Preiſen iſt ſie ſeit einigen Jahren nicht glücklich; denn wenige Konkurrenten bewerben ſich darum, und auch diesmal hatte Niemand die Ehre geſucht oder erhalten, von der Akademie gekrönt zu werden. In der That ſtehen die von der Regierung bewilligten Preiſe nicht mehr im Verhältniſſe mit denjenigen, welche die Montyonſche Stiftung in andern Akademien gewährt; denn was iſt eine 1500 Fr. werthe Goldmedaille im Vergleich mit einer gelehrten Arbeit, die von dem jungen Gelehrten zwei Jahre anhaltender Anſtrengung und Nachforſchung fordert? Da allmählich Alles im Preiſe ſteigt, ſo hätte der Werth der bewilligten Preiſe ebenfalls erhöht werden ſollen. Es iſt ſchon ungereimt genug, daß für eine gelehrte Abhandlung kein höherer Preis bewilligt wird, als z. B. für ein 150 Verſe langes Gedicht an der Académie française, da ſolch ein Gedicht manchmal kaum vierzehn Tage Arbeit erfordert, und der Welt kaum Vergnügen macht, geſchweige denn ihr einigen Nutzen bringt. Dagegen bewirkt die Académie des inscriptions ſehr viel mit den drei Medaillen, welche die Regierung zur Aufmunterung der Alterthumsforſcher in den Provinzen der Akademie überſandt, und die von dieſer dann unter diejenigen vertheilt werden, welche die wichtigſten Arbeiten über britiſche Alterthümer eingeſchickt haben. Dadurch iſt ein reger Eifer unter den Gelehrten in den Provinzſtädten entſtanden oder befördert worden, denn auch die gelehrten Vereine in den Provinzen tragen das Ihrige dazu bei, den Forſchungsgeiſt anzufachen. Die Akademie bekommt jährlich eine bedeutende Anzahl von archäologiſchen Abhandlungen, zum Theil mit vielen und ſorgfältig entworfenen und ausgeführten Riſſen und Zeichnungen. Unter den drei Gelehrten, welche diesmal die Medaille erhielten, war auch einer aus der Normandie, Namens Léchaudé d'Anisy, welcher ſich die Mühe gegeben hat, das ſtaubige Archiv des Calvadosdepartements zu durchwühlen, und zehntauſend alte Urkunden daraus durchzuleſen und ihrem Inhalte nach anzuordnen. Die Präfekturſtädte in den Departements enthalten ſeit der Revolution wichtige Archive für den Geſchichtſchreiber und Geſchichtforſcher; denn dort wurden die Archive aus den aufgehobenen Klöſtern und andern geiſtlichen Stiftungen vereinigt, ſo daß in einigen derſelben Haufen von altem Pergament aufgeſchichtet worden ſind. Beinahe vierzig Jahre lang ſind dieſe Haufen von Urkunden unbenutzt, ja ungeordnet liegen geblieben, weil es an Sinn, an Aufmunterung und Unterſtützung dazu fehlte. Jetzt aber kommt allgemein der Geiſt der Forſchung unter die Leute, das ſo lange verſchmähte Mittelalter iſt wieder zu Ehren und Anſehen gelangt, ſachkundige Archivare gehen aus der Ecole des chartes zu Paris hervor und werden im ganzen Lande herum angeſtellt, und ſo kommt es denn, daß jetzt die leider zu lange vernachläſſigten und zum Theil verdorbenen und halb vermoderten Pergamenthaufen geordnet, unterſucht und beſſer aufbewahrt werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 224.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 18. September 1835.

Ces astres que nos pères ne connaissaient qu'en qualité de chevelus, et en qualité de méchans, comme nous connaissons Clodion-le-chevelu, sont aujourd'hui soumis au calcul aussi bien que les astres du système solaire; mais il faudrait être bien difficile pour exiger qu'on prédit le retour d'une comète à la minute; il faut se contenter de l'à peu près.

Voltaire.
1759.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte. *

Von

Dr. Nürnberger.

Der so viel besprochene Halley'sche Komet ist endlich wirklich da. Nach einer so eben über Berlin eingehenden Nachricht ist derselbe am 5ten d. M. zu Rom beobachtet worden, und zwar an derjenigen Stelle, wohin ihn Damoiseau's Rechnung setzt, nämlich neben ζ im Stier. Morgenröthe und Nebel verhinderten für den Augenblick, ihn weiter zu verfolgen. Wir wünschen, zur Glorie der rechnenden Astronomie, daß diese Nachricht, die wir geben, wie wir sie empfangen, ** nicht eine neue Mystifikation seyn möge, da dieser Himmelskörper durch die lange Zögerung seines Sichtbarwerdens schon zu mehreren dergleichen Veranlassung gegeben hat. Indeß ist eben durch diese Zögerung anderseits auch wieder die Gelegenheit zu einer Menge gediegener Aufsätze über Kometen im Allgemeinen herbeigeführt worden, unter denen wir eine Arbeit in dem Edinburgh Review auszeichnen, welche die Aufschrift: der diesjährige Komet führt, und im angenehmsten, populärsten, wenn auch nicht von allen Zweideutigkeiten freien Vortrage ziemlich Alles erschöpft, was sich über die Natur dieser merkwürdigen Himmelskörper sagen läßt. Wir machen, da dieser Aufsatz selbst gewiß den wenigsten unserer Leser zu Gesicht gekommen ist, daraus zunächst auf den allgemeinen und bemerkenswerthen Unterschied aufmerksam,

* Vergl. den vorletzten dieser Berichte in Nr. 159 dieser Blätter. Der gegenwärtige Aufsatz ist im August geschrieben.

** In der That war nach einer Benachrichtigung des Herrn Geheimenraths Bessel der Komet bis zum 19ten August von den drei Berliner Astronomen: Encke, Kunowski, Mädler, nicht aufgefunden. Wohl aber ist, einer neuesten und zuverlässigen Nachricht zufolge, die Auffindung auch zu Berlin endlich dem dortigen Astronomen Kunowski mit seinem sechsfüßigen Frauenhoferschen Fernrohre am 22sten August Morgens ein Uhr geglückt. Der Komet erschien als ein sehr schwacher Nebelfleck, der durch einen Frauenhoferschen bloßen Kometensucher nicht sichtbar, und auch mit lichtstarken vierfüßigen Achromaten nur mühsam zu erkennen war. Er stand südlich von dem Sterne Nr. 152 des Sternbildes der Stier. In der folgenden Nacht ward er von Kunowski und Encke am Kreismikrometer beobachtet, und sein genäherter Ort für den 23sten August drei Uhr Morgens 85° 40′ gerader Aufsteigung und 25° 42′ nördlicher Deklination gefunden, welches Resultat sich von der Berechnung des Professors Rosenberger zu Halle nur um 20′ unterscheidet. Auch die oben angeführte römische Beobachtung schließt sich, nach genauerer Prüfung, noch näher der Rechnung von Rosenberger, als der von Damoiseau an. N.

welcher zwischen der Lage der Kometenbahnen und der Planetenbahnen stattfindet. Man denke sich nämlich durch die Sonne, als den Centralpunkt unseres ganzen Systems, und unsere Erde eine unbegrenzte Ebene, eine Platte meinetwegen, so fallen die Bahnen aller übrigen Planeten und Nebenplaneten beinahe in diese Ebene; kein Planet erhebt sich um ein Bedeutendes über diese Ebene, oder sinkt viel unter dieselbe hinab; sie bewegen sich sämmtlich auf dieser eingebildeten Platte, und folgen dabei ebenfalls sämmtlich einer und der nämlichen Richtung, von Abend gegen Morgen, von der Rechten zur Linken, oder, wie man sich genauer ausdrückt, sie bewegen sich in jener Ebene und in ihren Bahnen nach der Folge der Zeichen. Ganz anders verhält es sich dagegen mit den Bahnen der Kometen. Einige Kometen rollen zwar beinahe in dieser nämlichen Ebene, die Bahnen anderer Kometen aber durchschneiden dieselbe in allen nur möglichen, mehr oder weniger schrägen, ja sogar senkrechten Richtungen, und die Kometen selbst bewegen sich dabei nicht, wie die Planeten, ohne Ausnahme nach der Folge der Zeichen, sondern sind nur zum Theil rechtläufig, wogegen andere, der Folge der Zeichen gerade entgegen, rückläufig fortgehen. Lezteres ist z. B. eben mit unserem Halley'schen Kometen der Fall; er bewegt sich auch rückläufig, und die Ebene seiner Bahn macht mit der oben bezeichneten Ebene der Planetenbahnen einen Winkel von fast 18 Graden. Diese Unregelmäßigkeit zeigt im Allgemeinen, daß die Kometen einem bestimmten Systeme noch nicht so fest und unwandelbar als die, bereits einer unveränderlichen Regel der Bewegung unterworfenen Planeten angehören, daß es noch etwas Irres, Wüstes in ihrem Laufe gebe, woraus die Möglichkeit hervorzugehen scheint, daß die Elemente der Bahn eines Kometen noch Aenderungen erleiden können, wie wir eine solche Möglichkeit, mit Nachweisung auch noch anderer Gründe dazu, bereits in unserem vorigen Berichte * dargethan haben.

Für den Halley'schen Kometen fing dies beinahe an wahrscheinlich zu werden. Derselbe sollte, nach den Berechnungen von Damoiseau, Pontécoulant und Rosenberger, seinen aufsteigenden Knoten schon gegen den 6ten August passirt haben, d. h. über die oben bezeichnete Ebene der Erdbahn (Ekliptik) emportreten, und demnach spätestens in der Mitte Augusts deutlich sichtbar für uns seyn. Er mußte, jenen Berechnungen zu Folge, in der lezten Hälfte dieses Monats, 50 bis 65 Grad abstehend von der Sonne, spät Abends im Nordosten aufgehen, sich zwischen den beiden Hörnern des Stiers zeigen, allmählig nach den Zwillingen zu rücken und bis zum frühen Morgen sichtbar bleiben; seine Entfernung von der Erde hätte dabei bis auf 28 Millionen Meilen abnehmen müssen. Allein von den zahllosen, zu seiner Auffindung nach dem Himmel gerichteten Teleskopen war lange kein einziges so glücklich, auch nur die mindeste Spur seines Daseyns aufzufinden, obwohl sich fast unmöglich annehmen ließ, daß er ihnen sämmtlich entgangen seyn könne, und wenn er sich auch nur als der leiseste Lichthauch bemerklich gemacht hätte. Die oben angeführte Beobachtung zu Rom hat ja nun endlich diesen langen Zweifeln ein Ende gemacht.

Der Eingangs erwähnte Aufsatz in dem Edinburgh Review bemerkt, ganz in Uebereinstimmung mit der von uns in unserem vorigen Berichte geäußerten Ansicht, daß die periodisch wiederkehrenden Kometen allmählich an Größe abnehmen. „Vielleicht," sezt der Verfasser, eben wie wir auch gemeint haben, hinzu, „verlieren sie durch die Bildung der Schweife an Masse." Ich gestehe, daß mir diese Hypothese immer sehr wahrscheinlich vorgekommen ist. Die Wirkung der Sonne auf die Schweifausdehnung der Kometen, besonders zur Zeit, da sie durch ihr Perihelium gehen, muß ungeheuer seyn, da dergleichen Schweife in dieser Zeit bis auf viele Millionen Meilen verlängert worden sind. Ein Komet, der sich im Jahre 1807 zeigte, und in dieser Beziehung besonders genau beobachtet wurde, erlitt z. B. eine Schweifverlängerung von über 12 Millionen Meilen. Wird, fragt man mit Recht, die Gravitationskraft eines Körpers von so geringer Masse, als die Kometen unzweifelhaft sind, hinreichen, um diejenigen seiner Theile, welche durch den ausdehnenden Einfluß der Sonne so weit abgestoßen worden sind, bei nachheriger Entfernung von diesem Centralkörper wieder an sich zu ziehen, oder werden sich diese Theile nicht vielmehr im Weltraum zerstreuen und dadurch dem Kometen, von dem sie ausgegangen sind, einen Massenverlust zuziehen? Ist aber Lezteres wirklich der Fall, und erleiden, wie der Berliner Astronom Encke meint und wie wir in unserem vorigen Berichte weitläuftiger auseinander gesezt haben, besonders Himmelskörper von so geringer Masse, wie die Kometen, bei ihrer Bewegung im Himmelsraume zugleich einen Widerstand vom Aether, so muß eine solche Massenverminderung lezteren Widerstand nothwendig noch vergrößern, da derselbe natürlich von einem schwereren Körper leichter als von einem weniger schweren überwunden wird; und die Bewegung und Bahn des betreffenden Gestirns können dadurch also in der That Veränderungen erleiden. *

(Die Fortsetzung folgt.)

* Es ist dort nämlich Bezug auf die Encke'sche Hypothese vom Widerstand des Aethers genommen.

* Ich muß freilich bitten, mich bei dieser Veranlassung recht zu verstehen. Encke's scharfsinnige Hypothese von einer Modification der Bewegung der Himmelskörper durch den Widerstand des Aethers, wie ich sie oben hervorgehoben

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach.

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Ansicht geht daher der Verrücktheit eine Selbstverschuldung voraus, in welcher der Mensch sich für das Böse freiwillig entschieden hat. Wie dem leiblichen Selbstmorde gleichfalls eine leibliche Verletzung der Organe vorausgeht, so ist der Wahnsinn ein geistiger Selbstmord, worin der Mensch freiwillig die Kräfte seiner Seele verletzt oder gänzlich zerstört hat. Nach dieser Theorie muß also das Heilmittel auf die Seele berechnet seyn. Organische Störungen, ob sie gleich zum Ausbruche des Uebels beitragen und seine Heilung erschweren können, sind durchaus untergeordnet, wenn auch keineswegs bei der Kur zu vernachlässigen. Die Seele muß aus den Banden ihrer Leidenschaften befreit werden und ihre alte Herrschaft wieder erhalten, und erst wenn der Mensch mit klarem Bewußtseyn seine Sünden und Ausschweifungen erkannt hat, wenn er sie bereut und entschlossen ist, sich zu bessern, dann erst ist er als vollkommen geheilt aus dem Irrenhause zu entlassen. Mit bloßen leiblichen Arzneimitteln aber ist wenig gethan, und die Ansicht der Gegner, die Alles mit ihren Büchsen gut zu machen wähnen, verlachen sie als den blindesten, materialistischen Aberglauben. Ihr Thoren, sagen sie, ist Einer bei gesundem Verstande, und trifft ihn ein Herzleid, das sein ganzes Wesen mit Kummer und Trauer erfüllt, das ihm seine Kraft nimmt und ihn hinfällig macht und bleich wie ein Schatten, wollt ihr dann seinem kranken Herzen warme Aufschläge zur Linderung auflegen? oder wenn er im heißen Zorne entbrennt und in seiner Wuth zu vergehen meint, wollt ihr ihm dann zur Löschung des innern Brandes seiner Seele ein Glas kühles Wasser oder verzuckertes Eis darreichen? wird das Gift, das in seinem Herzen rast, nicht den Trunk vergiften, und er sich statt Linderung den Tod trinken? Und doch wähnt ihr die Verirrungen und Ausschweifungen eines ganzen Lebens, und nicht des Augenblicks, nachdem sie jede geistige Kraft vergiftet und bis in's tiefste Innere zerstörend sich eingefressen, durch eine Dosis Rhabarber oder warme Bäder wie Staub von der Seele, oder vielmehr von dem Körper wegzuwaschen! Dies sind die Folgen eurer materialistischen Theorie, die eine unsterbliche Seele des Menschen leugnet und ihn zum Produkt des Staubes macht.

Zum Beweise dieser Behauptungen kann man unter anderem z. B. die Beobachtung anführen, daß der zwanzigste Theil aller Wahnsinnigen in den Irrenhäusern von Paris aus öffentlichen Dirnen besteht, und daß der Wahnsinn gerade in jenen Ständen am meisten hervortritt, die vorzüglich heftigen Gemüthserschütterungen, Ausschweifungen und Leidenschaften durch eine gefahrvolle oder verführerische Stellung ausgesetzt sind, wie z. B. Kaufleute und Militärs in Frankreich. Ferner hat man bemerkt, daß bei großen politischen Erschütterungen, bei neuen Ideen, welche die Geister mächtig erfaßt und die Schwachen schwindelnd gemacht, der Wahnsinn häufiger eingetreten ist. So kann man in den französischen Narrenhäusern die ganze neuere Geschichte seit der Revolution studiren, indem es dort beinahe für jede Epoche Leute gibt, in denen die jedesmal herrschenden Ideen wie Gespenster spuken und ihnen den ganzen Kopf eingenommen haben. So ist eine speziell französische Narrheit bei der nationellen Eitelkeit die Einbildung, die schon so viele erfaßt hat, daß sie glaubten, Ludwig XVII. zu seyn. In England, wo die Industrie die äußern Reize des Lebens auf's Höchste gesteigert hat, wo der größte Reichthum, der Millionen verschwenden kann, und dem alle Genüsse bis zum Ueberdrusse frei stehen, dicht neben der verhungernden, bleichen, hohläugigen, in den Fabriken ausgesaugten, verzweifelnden Armuth steht, und ein Sprung aus dem einen Zustand in den andern so leicht ist, ist der Wahnsinn ganz besonders zahlreich. Und solcher Beobachtungen, die zeigen, daß er von der Gemüthsbewegung, von dem Mangel an Mäßigung und Selbstbeherrschung im Kampfe mit den Leidenschaften herrührt, ließen sich noch hunderte anführen.

So sehr wir nun diesen Folgerungen im Allgemeinen beistimmen, so fest wir auch überzeugt sind, daß in sehr vielen Fällen der Wahnsinn ein verschuldeter sey, und seine Wurzel in einem verderbten Herzen habe, und nur mit der Besiegung oder Erkaltung seiner Leidenschaften aufhöre, so können wir ihnen nicht beifallen, wenn sie so ausschließlich und schroff aufgestellt werden, wie es in neuerer Zeit z. B. von Heinroth geschehen, der keinen Wahnsinn aus organischen Einwirkungen anerkennen will, und mithin außer der großen allgemeinen Schuld, die auf dem menschlichen Geschlechte lastet, immer eine persönliche Schuld des Individuums annimmt. Wäre

---

habe, scheint allerdings durch das nunmehrige wirkliche Eintreffen des Halleyschen Kometen, und zwar genau an dem Punkte, wohin ihn der reine, d. h. jenen Widerstand nicht berücksichtigende Perturbationskalkul versetzt, gefährdet zu seyn. Allein anderseits hat sie sich doch am Encke'schen Kometen, dessen Lauf mit Bezug auf sie berechnet worden ist, vortrefflich bewährt; und es scheint also, rücksichtlich derselben, Alles vom Massenverhältnisse der betreffenden Himmelskörper abzuhängen. Unglücklicherweise läßt sich über dieses Verhältniß bei den Kometen noch zu wenig bestimmen. N.

diese exclusive Ansicht die richtige, dann, sollte man denken, müßte ein Narrenhaus den Zusammenfluß der allergrößten, hartnäckigsten und ruchlosesten Verbrecher in sich schließen. Aber man findet dort im Gegentheil oft nichts als gutmüthige Unglückliche, die vielleicht nie in ihrem Leben einen Gedanken von dem gehegt, was sie jezt im Taumel des Geistes thun und sprechen; während man umgekehrt die eingefleischtesten Verbrecher, in denen die teuflische Bosheit sich incarnirt zu haben scheint, bis zum lezten Augenblicke bei klarem, ruhigem Verstande über ihre Bosheit brüten und sich derselben rühmen sieht, ohne irgend eine Spur von Verrücktheit an ihnen zu gewahren. Unsere Meinung ist also: so wenig wie die volle Herrschaft einer Leidenschaft nothwendig Verrücktheit, das heißt, Störung der Urtheilskraft oder des freien Willens zur Folge hat, so wenig kann man umgekehrt sagen, daß, wo Verrücktheit statt findet, nothwendig eine freiwillige Zerstörung der Vernunft durch Leidenschaften und Ausschweifungen vorhergegangen seyn müsse.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsezung.)

Antiquitäten. Der Orientalist Ebezy.

Léchaudé d'Anisy hat einige Jahre seines genügsamen Lebens mit Forschungen in einem solchen Urkundenhaufen zugebracht und, wie gesagt, zehntausend solcher alten Dokumente ihrem Inhalte nach instrumentirt. Leider hat er aus denselben wenig Anderes herauslesen können, als milde Gaben und Vermächtnisse an Klöster und Kirchen. Seine Arbeit nimmt zwei Bände nebst einem Kupferhefte in der Sammlung der Abhandlungen der antiquarischen Gesellschaft der Normandie ein, und verdiente wohl eine Belohnung von Seiten der Académie des inscriptions, wiewohl die Geschichte wenig aus derselben zu schöpfen findet. Es scheint, man hat zuweilen die ehrlichen Forscher in der Provinz zum Besten; so war im vorigen Jahre ein großer Streit wegen einiger zu Nérac aufgefundenen römischen Inschriften, in welchen etwas von einer liberalen Verfassung unter den Römern in Gallien verlautete, wovon die Geschichte leider nichts wußte. Manche Leute dachten nichts Arges dabei, und freuten sich herzlich, daß ihre Vorfahren, die Gallier, schon die Wohlthat einer Konstitution genossen, und keine ganz demüthigen und sklavischen Unterthanen der Römer gewesen seyen; allein die gelehrten Kritiker machten sich über ihre Leichtgläubigkeit lustig. Die Stadt hätte gern die Ehre behalten, so wichtige Dokumente an's Tageslicht gezogen zu haben, und der Maire von Nérac verfocht, wenn ich nicht irre, recht eifrig die Echtheit jener Inschriften; vermuthlich hielt er sich dazu kraft seines Amtes verpflichtet; es war aber nicht möglich, von Amtswegen den Kredit der vorgeblich alten Steine aufrecht zu halten, und da sie bereits in's Museum von Toulouse gebracht worden waren, so hat die antiquarische Gesellschaft in einem Anfall von kritischem Enthusiasmus beschlossen, die Steine hinauszuwerfen. Es ist sonderbar, daß der Verfälscher, der sich viele Mühe gegeben haben muß, um den Spaß zu Stande zu bringen, noch gar nicht hat ausgemittelt werden können; auch sieht man nicht ein, welchen Zweck er gehabt hat, wofern er etwas Anderes beabsichtigt, als sich über seine Mitbürger lustig zu machen. In der oben erwähnten öffentlichen Sizung der Académie des inscriptions, in welcher die archäologischen Preise vertheilt wurden, ließ der ehrwürdige Baron Silvestre de Sacy, welcher noch von dem langwierigen Kriminalprozesse an der Pairskammer krank war und daher der Sizung nicht beiwohnen konnte, durch einen andern Akademiker seine biographische Notiz über den verstorbenen Ebezy verlesen. Ebezy war der Lieblingsschüler Sacy's, welcher überhaupt seinen Schülern zugethan ist, und die vorzüglichsten derselben gern in die Akademie bringt. Er hatte daher die Lobrede auf denselben recht con amore behandelt; auch wurde sie mit Theilnahme angehört, obschon in den Lebensbegebenheiten des Gelehrten keine wichtigen Momente hervorgehoben werden konnten. Der arme Ebezy hatte unter seinen orientalischen Arbeiten zwei Dinge erlebt, die ihm manchen Kummer verursachten. Seine Ehe hatte seiner Erwartung nicht entsprochen, und statt seiner, der schon seit zwanzig Jahren an der Handschriftensammlung der königlichen Bibliothek angestellt war, hatte nach Langlés Tode Abel Remusat die Stelle als Konservator erhalten, und war dadurch, obschon weit jünger und der Bibliothek fremd, der Vorsteher Ebezy's geworden. Dieser hatte sogleich seine Stelle niedergelegt, und war seitdem ein bitterer Feind Remusats, obgleich sie akademische Mitbrüder und Kollegen als Professoren am Collège de France waren. Diese ihm widerfahrene Hintansezung konnte Ebezy nimmer vergeben, und sie verbitterte sein ohnehin einsames Leben. Aus einem kleinen Zuge ersieht man das gefühlvolle Herz dieses Gelehrten. Die Vorrede zu seiner schönen Ausgabe des indischen Schauspiels Sakontala beschließt er mit einer herzlichen Anrede an seine Haushälterin Therese, die, wie er sagt, ihn bei seiner langwierigen Arbeit oft aufgemuntert habe, damit dieselbe doch vor seinem Tode vollendet werden könne. Es kommt einem freilich sonderbar vor, eine Abhandlung über orientalische Literatur mit einer Apostrophe an eine Köchin endigen zu sehen; wer kann es aber dem Manne verdenken, daß er der einzigen Person, die ihm, wie es scheint, in der lezten Zeit Gesellschaft leistete und bei der er inniges Wohlwollen fand, ein Denkmal seiner Dankbarkeit errichtete, und zwar an dem einzigen Orte, wo sich ein Plätzchen dazu fand? Hätte sich Ebezy über seinen doppelten Kummer hinwegsezen können, so wäre er ein glücklicher Mann gewesen, denn als Professor der Sanskritsprache am Collège de France und des Persischen an der Ecole des langues orientales wurde er sehr geschäzt und genoß eines beträchtlichen Einkommens; aber Remusat als Konservator der orientalischen Handschriften schwebte ihm stets wie ein Poltergeist vor dem Sinne und ließ ihm keine Ruhe. Ist es billig, sagte er, daß man einem Manne, der nur das Chinesische studirt hat, die orientalischen Handschriften anvertraut, worunter nur wenige chinesische sind? wer soll dann für die vielen arabischen, persischen und indischen Handschriften Sorge tragen und den Nachfragenden darüber Auskunft ertheilen?

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 225.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 19. September 1835.

König. — Wie geht's Euch, holdes Fräulein?
Ophelia. — Gottes Lohn! recht gut. Sie sagen, die Eule war eines Bäckers Tochter. Ach, Herr! wir wissen wohl, was wir sind, aber nicht was wir werden können.

Shakespeare.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

In dem Menschen ist im gegenwärtigen Zustande Geistiges und Leibliches so innerlich und lebendig mit einander verbunden, daß sie nothwendig immer in der engsten Wechselwirkung zu einander stehen, und der Eindruck des Einen dem Andern sich stets mittheilt. Scheint bei dem angebornen Blödsinn oder Kretinismus die Seele in ihrer Latenz wie nicht vorhanden, weil sie keine Organe hat, durch die sie operiren kann, und gleichsam von dichtem Nebel umgeben ist, durch den kaum ein Schimmer ihres Lichtes dringt, so wird sie aus demselben Grunde, wenn jene Organe durch äußere Umstände gestört oder verletzt werden, diese theilweise oder gänzliche Vernichtung in der Ausübung ihrer Kräfte gleichfalls mitleiden. Die gestörten Systeme des Organismus werden auch auf sie störend zurückwirken, wie umgekehrt bei ihren Leiden der Körper mitleidet. Der Biß eines rasenden Hundes, der Genuß geistiger und narkotischer Getränke beweisen hinlänglich die Macht des Leibes über die Seele, und wer hievon, wenn gleich gegen seinen Willen, also ohne Schuld, genossen, wird sich, wenn er auch mit der festesten Willenskraft dagegen kämpft, ihres überwältigenden Einflusses nicht erwehren können. Daß aber mit den Organen, obgleich die Seelenkräfte sich in sich selbst zurückziehen oder in Verwirrung gerathen, der Geist selbst in seiner Tiefe weder theilweise noch ganz vernichtet ist, beweisen eben jene Fälle, wo er durch irgend einen heftigen Anstoß, wie mit einem Blitzschlage, auf einmal wieder im vollsten Glanze mit seiner ganzen Kraft hervorscheint; wo plötzlich das Gedächtniß mit seiner unermeßlichen Fülle, das klarste Urtheil, das schärfste Bewußtseyn von gut und böse, und die lebendigste Phantasie, Alles in einem Nu aus der Ohnmacht erwacht, ja manchmal noch gesteigert wiederkehrt und durch die zerstörten Organe, die seiner Macht nicht widerstehen mögen und nach wie vor zerstört sind, hindurchbricht. Freilich leidet ein Geist an einer schwereren Krankheit, wie der andere, seine Träume sind tiefer und er ist schwerer zu wecken. Ja der Geist des eigentlich Blödsinnigen ist auf natürliche Weise, ohne eine wunderbare Gnade von Oben, nie zu sich zu bringen.

Allein weit entfernt zu glauben, daß den Wahnsinn jedesmal eine persönliche Schuld begleite, sind wir fest überzeugt, daß er manchmal eine höhere Gnade seyn

könne, gleichsam ein bewußtloser Schlaf, eine Ohnmacht der Seele, um ihr größere Schmerzen und Gefahren zu ersparen. Daß der Mensch wahnsinnig werden kann, ist eine Folge unseres gefallenen Zustandes durch die alte Schuld; daß dies furchtbare Unglück aber den Einzelnen trifft, kann, wie bei jedem andern Unglück, mit oder ohne seine Schuld geschehen. Gewiß aber ist, daß kein Unglück, im Falle Jemand davon unverschuldet betroffen wird, mehr als dieses dem Menschen seine Gebrechlichkeit und Schwäche, ist es aber verschuldet, ihm mehr die furchtbar zerstörende Kraft der Leidenschaften zeigen und ihn davon zurückschrecken kann. Sein Bild gibt ihm darum auch eine ernste Lehre und ruft ihm mit furchtbarer Stimme zu, wie schwach und elend er an sich selbst sey, wenn er nicht Kraft und Licht aus einer höheren Quelle empfinge. Ein Künstler, der es daher unternimmt, dem Menschen diese ernste Wahrheit, diesen traurigen Spiegel seines Innern vorzuhalten, so sehr sich auch die eigene Eitelkeit dagegen sträuben und das Bild nicht sehr schmeichelhaft finden möchte, ist keineswegs dem Narrenhaus entsprungen, alle die Narren seines Bildes rufen vielmehr dem Beschauer zu: was du bist, das waren auch wir einst, und was wir sind, das kannst du jeden Augenblick werden; bitte darum Gott, daß er dich davor bewahre, und bewahre selbst dein Herz, so viel du kannst, vor dem Wahnsinne der Leidenschaften; ora et labora!

Mancher wird vielleicht auch in diesem unserem Bilde noch einen speziellen Genossen finden, der ihm wie ein Prophet zeigen kann, wohin er schon längst gerathen wäre, hätte es ihm in seinem Hochmuth und in seiner Leidenschaft nicht an Konsequenz gefehlt; oder er kann daraus abnehmen, wohin er in der That kommen wird, wenn er so fortfährt, in welchem Falle wir ihm dann rathen, dies Narrenhaus als ein memento mori vor seinen Spiegel zu hängen.

Was nun noch zum Schlusse die ästhetische Frage der Schönheit betrifft, so dürfte der Künstler, gälte die wahrhafte Schönheit als einzige Norm in der Wahl seiner Darstellung, nichts als das Heilige und wahrhaft Vollkommene darstellen; denn jede Unvollkommenheit, jedes Laster streitet mit der Schönheit, und ist eine Mißgestalt. Aber wie wir gesehen, soll der Künstler dasselbe gerade in seiner wahren Ungestalt darstellen. Und selbst die alte Kunst, von der man doch eben jenes Prinzip der Schönheit abstrahirte, hat sich nicht gescheut, Gestalten wie die Erinnyen, rasende Bacchantinnen, grinsende Satyren, Harpyen und die Medusa darzustellen, die man mit dem Wahnsinn und seinen Erscheinungen in manchen Beziehungen wohl vergleichen kann, da auch er häufig wie eine rächende Erinnye dem Verbrecher als Strafe folgt.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen über die Aufgabe des Bildes, wenden wir uns im nächsten Abschnitt zur Betrachtung des Bildes selbst, indem wir die einzelnen Gestalten, die der Künstler aus dem großen Gebiete des Wahnsinns sich zur Darstellung gewählt hat, näher in's Auge fassen und ihre Geschichte, ihre Gedanken und Leiden aus ihren sicher und scharf gezeichneten Gesichtszügen, wo jeder Zug die Seele verräth, herauslesen.

(Beschluß des ersten Artikels.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Der mehrerwähnte Aufsatz in dem Edinburgh Review erinnert auch noch daran, daß sich die Geringfügigkeit der Kometenmasse im Vergleiche zu den Massen der Haupt- und Nebenplaneten unseres Systems sattsam aus der zur Genüge bestätigten Thatsache ergebe, daß die Kometen, selbst in der größten Nähe, nie einen merklichen Anziehungseinfluß auf die Planeten geäußert haben, wogegen sich umgekehrt ein solcher Einfluß der Planeten auf die Kometen überaus merkbar mache. Im Jahr 1767, wird daselbst aus einer uns unbekannten Quelle angeführt, sey die Bahn eines dem Jupiter nahe vorbeigegangenen Kometen durch die Anziehung dieses großen Planeten gänzlich verändert worden, während umgekehrt auch nicht die leiseste Störung des Jupiter und seines Trabantensystems durch diesen Kometen wahrzunehmen gewesen sey. Damit soll indeß für den vorliegenden Fall freilich wieder nur gesagt seyn, daß, wenn der Halley'sche Komet durch den Aetherwiderstand, bei verringerter Masse, auch nur eine geringe Bahnveränderung erlitten hätte, und dadurch in größere Nähe eines der andern Körper unseres Systems gerathen wäre, schon eine bedeutende Verspätung für ihn habe eintreten können.

Uebrigens muß, in Bezug auf diesen so viel besprochenen Kometen, noch eine andere Meinung berührt werden. Ein englischer Gelehrter nämlich, mit Namen Burke, der sich viel mit historisch-astronomischen Untersuchungen beschäftigt, hat vor Kurzem in öffentlichen Blättern erklärt, es sey ein Irrthum, zu behaupten, daß, wie man bis jezt allgemein angenommen, Halley zuerst bestimmt die Rückkehr eines Kometen vorausgesagt habe. Einige Jahre vor der Erscheinung des Kometen von 1736 habe vielmehr der Oberst Guise an Whiston erzählt, daß Sir Isaac Newton in seiner Gegenwart früher einmal geäußert, er habe Grund, zu glauben, daß ein Komet um das Jahr 1736 wiederkehren

werde. Auch Howard hörte, wie Newton eines Tags beim Mittageſſen ſagte, er erwarte die Wiederkehr eines Kometen im Jahre 1736, oder um dieſe Zeit. Newton ſtarb am 30ſten März 1727, alſo neun Jahr vor der erwarteten Wiederkehr (Halley den 27ſten Januar 1742, alſo 17 Jahr vor der von ihm auf 1759 eben ſo richtig vorausgeſagten Wiederkehr ſeines Kometen), und es ſcheint, bei Vergleichung deſſen, was er über Theorie des Kometenlaufs in ſeinem unſterblichen Werke: Philosophiae naturalis principia mathematica vorbringt, allerdings unzweifelhaft, daß er noch vor Halley die Wiedererſcheinung eines Kometen habe vorher verkünden können.

Newton iſt auf ſeine Betrachtungen des Kometenlaufs, welche die lezten Abſchnitte des genannten großen Werkes füllen, und ſchon durch ihre Ueberſchriften („Cometas in sectionibus conicis, umbilicos in centro solis habentibus moveri, et radiis ad solem ductis areas temporibus proportionales describere.“ — „Cometae in Parabola moti trajectoriam ex datis tribus observationibus determinare.“ — „Inventam Cometae trajectoriam corrigere.“ —) anzeigen, daß er im vollkommenen Beſitze der Hauptzüge der Theorie war, ohne Zweifel durch den Kometen von 1680 (nicht zu verwechſeln mit dem Halleyſchen, welcher zwei Jahre ſpäter (1682) erſchien) geleitet worden, da dieſer außerordentlich große und ſchöne Komet damals die Aufmerkſamkeit von ganz Europa erregte und Alles in Furcht und Schrecken verſezte. Derſelbe ward am 4ten November des genannten Jahres zuerſt von Gottfried Kirch zu Koburg geſehen. Er ging mit beſchleunigter Bewegung, welche am 30ſten November täglich 5 Grad betrug, gerade zur Sonne, lief dann langſamer und erreichte ſein Perihelium zu Anfang des Decembers. Am 22ſten December erſchien er wieder auf der andern Seite der Sonne, durchlief täglich abermals 5°, nahm aber an Geſchwindigkeit und Größe ab, und entſchwand den Augen endlich mitten im März 1681. Er hatte die Ebene der Ekliptik in zwei Punkten durchſchnitten, welche 98 Grad von einander abſtanden, und während der Zeit faſt 9 Zeichen durchlaufen. Als er von der Sonne zurückkam, hatte ſein Schweif eine Länge von 70 Graden, erfüllte alſo in dieſer Dimenſion faſt den halben Himmel, und war furchtbar prächtig anzuſchauen. Die Erde befand ſich damals eben in einer ſo bequemen Stellung, daß ſowohl die Annäherung des Kometen zur Sonne, als ſeine Rückkehr von ihr gut beobachtet werden konnte. Georg Samuel Dörfel, Prediger zu Plauen im Voigtlande (immer Deutſche), hatte dieſen Kometen vom 22ſten November 1680 bis zu ſeinem Verſchwinden beobachtet, und bewies in einer überaus merkwürdigen Schrift (aſtronomiſche Beobachtung des großen Kometen, welcher 1680 und 1681 erſchienen iſt, von G. S. D. Plauen, 1681, 4.), daß der zur Sonne gegangene, und nachher auf der andern Seite derſelben geſehene Komet ein und eben derſelbe geweſen ſey, und daß er in ſeinem Laufe eine Parabel (vergl. unten) beſchrieben habe, in deren Brennpunkte die Sonne ſtehe. Dieſes iſt unſtreitig die erſte Entdeckung der wahren Geſtalt der Kometenbahnen, oder doch wenigſtens der Geſtalt, unter welcher der uns ſichtbar werdende Theil derſelben betrachtet werden kann; und die Ehre dieſer Beſtimmung gehört alſo abermal einem Deutſchen. Man hat zwar, wie das zu gehen pflegt, Dörfel, der nur deutſch ſchrieb und keinen Namen hatte, dabei nicht genannt, aber Weidler, Montucla und Käſtner, gerechter als ſeine Zeit, haben ſein Verdienſt nachher der Vergeſſenheit entriſſen. Jezt aber ging Newton — und die Wahrheit gebietet, das Lob des Britten gleich ehrend zu verkünden — in Beſtimmung der lezten Gründe eigentlicher Kometentheorie noch einen Schritt weiter, und machte dieſe von ihm entdeckten Geſetze kurze Zeit nachher in der damals erſcheinenden erſten Ausgabe ſeiner „Principia“ bekannt. Was bei Dörfel bloße Muthmaßung aus aſtronomiſchen Beobachtungen geweſen war, das wurde Newtons Geiſte Folge des großen Himmelgeſetzes der Gravitation und der durch ſie geregelten Centralbewegung. Indem er dieſes von ihm entdeckte Himmelgeſetz auch auf die Kometen ausdehnte, ward ihm offenbar, daß ihre Laufbahn eine Ellipſe ſeyn müſſe, in deren einem Brennpunkte die Sonne ſteht. Da wir die Kometen aber nur auf kurze Zeit ſehen, ſo mußte dies ein ſolche Ellipſe ſeyn, von der nur ein kleiner Theil in der Nähe der Erde und Sonne, oder des Brennpunktes liegt, d. i. eine ſehr excentriſche, deren Mittelpunkt ſehr weit von jedem der beiden Brennpunkte abſteht; und da ferner in einer ſolchen ſehr excentriſchen Ellipſe der dem Brennpunkt nahe Theil wenig von der Parabel abweicht, ſo betrachtete Newton dieſen Theil der Kometenbahn auch als eine Parabel, indem ſich die Rechnung für dieſe Curve viel einfacher, als für jene führen läßt, weil alle Parabeln ähnlich ſind, ein nämliches Verhältniß für gleichliegende Radii vectores geben, und es nur der Kenntniß der periheliſchen Diſtanzen bedarf, um den Lauf aller Kometen (abgeſehen von den Perturbationen) nach einer einzigen Tafel zu berechnen. Halley, deſſen große Verdienſte ich damit wahrlich nicht ſchmälern will, wandte Newtons Theorie nunmehr erſt auf einige zwanzig Kometen an, von denen ſich leidlich genaue Beobachtungen vorfanden, und brachte die ſo berechneten Elemente ihrer Bahnen in eine Tafel. Er hatte dabei die Genugthuung, zu bemerken, daß drei dieſer Kometen, die von 1531, 1607, 1682, faſt einerlei Elemente hatten, alſo ein und eben derſelbe Komet ſeyn dürften, deſſen Umlaufszeit ſich aus dieſen Wiedererſcheinungen

auf 75 bis 76 Jahre setzen ließ. Hieraus nun sagte er die Wiedererscheinung auf 1759 vorher. Dies traf bekanntlich ein, und der seiner mannichfachen Kenntnisse wegen berühmte deutsche Bauer Palitzsch bei Dresden fand den damals wiedererscheinenden Halleyschen Kometen am 25sten December 1758 zuerst auf. Ermißt man nach diesem Allen, was Newton und Halley für Kometentheorie geleistet haben, so scheint die obige Behauptung, daß Newton noch vor Halley die Wiedererscheinung eines Kometen verkündigt haben möge, alle mögliche Wahrscheinlichkeit zu gewinnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Der poetische Preis. Cuvier.

Der Generalsekretär der Académie des inscriptions, Baron Silv. de Sacy, welcher jetzt dem Schatze der orientalischen Handschriften in seinem hohen Alter vorsteht, nachdem die beiden ehemaligen Bewerber um die Konservatorstelle von der Erde verschwunden sind, erwähnte den Schmerz des gelehrten Ebezy nur in unbestimmten Ausdrücken, ohne Remusats dabei zu erwähnen. Ich glaube, daß dem Ministerium der mit so hellem Verstande, vielumfassenden Kenntnissen und einer durchgreifenden Thätigkeit begabte Remusat als Vorsteher der Handschriftensammlung lieber war, als der finstere und hypochondrische Ebezy. — Die Académie française hatte in diesem Monate ebenfalls Preise zu ertheilen; zuerst den Preis der Dichtkunst. Er wurde dem Dichter Biguan wegen einer Epitre à Cuvier zuerkannt, wozu der Stoff frei gewählt worden war; denn seit einiger Zeit schreibt die Akademie nicht mehr das Thema vor, worüber die Dichter sich begeistern und dichten sollen. Man hat es auf den Rath vieler Kritiker in den Tagesblättern für zweckmäßiger gehalten, den Dichtern die Wahl des Gegenstandes ihrer Dichtung zu überlassen, und nur die Gattung der verlangten Dichtung und den Umfang derselben zu bezeichnen. Die Epistel war in dem sogenannten klassischen Geschmacke, das heißt, sie ging so ganz reaktrecht ihren Gang fort, sagte nichts Ungebührliches, redete mit Anstand, ja mit Zierlichkeit von der antediluvianischen Thierwelt und von dem Scharfsinne Cuviers, aus wenigen Knochen ein ganzes vorweltliches Thier oder Ungeheuer wieder herauszukonstruiren, und rühmte den Mann als einen großen Naturforscher. Aber Begeisterung war in dieser poetischen Epistel nicht, und wahrscheinlich würde sie ein Dichter wie Lamartine oder Victor Hugo ganz verschieden angelegt haben; allein die Hugo's und die andern Dichter aus der neuern Schule bewerben sich nicht um die Preise der Akademie; denn sie wissen wohl, daß die klassischen Leute in dieser Akademie keinen Sinn für ihre Poesie haben, und sie nicht höher achten, als diese Schule die Geisteserzeugnisse der Herren Klassiker achtet. Ueber Cuvier hätte man mit mehr Feuer und Nachdruck reden und dichten sollen, als Biguan gethan. Er war ein außerordentlicher Mann, wiewohl nicht immer tadelfrei. Er wird hier immer noch mit großer Ehrfurcht genannt, und in Mömpelgard haben sie so eben seine Büste feierlich aufgestellt; zu einer Statue hatte die Stadt kein Geld, und diejenigen, welche ihn so hoch preisen, scheinen keines hergegeben zu haben, um ihn vom Kopfe bis zu Fuß darzustellen. Indessen hat sich neulich eine herbe Stimme, die eines gewissen Esquiros, in einer Zeitschrift gegen Cuvier hören lassen. Der Mann scheint zum Zwecke zu haben, Cuviers Gegner, den rührigen Geoffroy St. Hilaire, welcher gern Cuviers litterarische und wissenschaftliche Erbschaft in Empfang genommen hätte, eben so hoch zu stellen, als den Verstorbenen; ein unnützer Versuch; aber nebenbei wird manches Richtige über Cuvier bemerkt, auch interessante Züge seines Lebens angeführt, z. B. Folgendes. Fuhr er aus, so nahm er immer ein Buch oder eine Schreibtafel mit; im Bade diktirte er, oder ließ sich vorlesen, eben so beim Ankleiden. Sogar bei Tische erschien er mit einem Buche. Dies will Esquiros nicht loben; er meint, Jemand, der stets so begierig die Gedanken Anderer einsauge, könne unmöglich Zeit genug zum eigenen Nachdenken finden, und sich nicht begeistern. Das beständige Beschäftigtseyn hatte auch bei Cuvier die Wirkung, daß er kaum die Pflichten eines Familienvaters erfüllen konnte. Seine Tochter empfing er stets mit umwölkter Stirne, mit einem anderswo beschäftigten Sinne. Er hatte das Unglück, dieses geliebte Kind im 22sten Jahre zu verlieren. Auch vor diesem unersetzlichen Verluste, behauptet Esquiros, sey Cuvier nicht recht glücklich gewesen; daran habe ihn nämlich Eitelkeit und Eifersucht verhindert. Fremder Ruhm habe ihn verdrossen. Ein Ordensband, ein Lehrstuhl, ein neuer Titel habe ihn außerordentlich geärgert; nie habe er eine neue Schrift herausgegeben, ohne dem Lärmen, den dieselbe im Publikum mache, begierig zuzuhorchen. Die jungen, emporstrebenden Gelehrten habe er in seine Nähe gezogen und sie als Satelliten seines eigenen Gestirns gebraucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 219:

Austern.

Räthsel.

Nach dem Italienischen des Straparola.

Zwei Regungslose schlägt
Ein Lebender zusammen,
Und einen Todten setzt
Er schnell dadurch in Flammen.

Mit seinem Leben steckt
Den vierten dieser an,
Der bläst des Lebens Licht
Dem fünften wieder an.

Der erste Lebende,
Der fünfte Todte bleiben
Am Leben dann, man sieht
Sie ihre Arbeit treiben.

Die Todten alle hält
Der Lebende so werth,
Weil er, durch ihre Gunst,
Mit Todten jetzt verkehrt.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 226.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 21. September 1835.

Wenn so zu Sturmgebraus
Die Wogen tanzen, seiner Hochzeittanz!
Uhland.

Deutsche Mährchen und Sagen.

Von Victor Strauß.

Sage von der Springfluth; friesisch.

Das Segel schwoll, das Schiff stieß ab,
Der Schiffer stand am Rand,
Er sah in's ferne Meer hinab
Und hob zum Schwur die Hand:
„Ihr Wolken alle, horchet her,
So viel am Himmel sind,
Zum Zeugen ruf' ich dich, o Meer,
Und dich, allmächt'ger Wind."
Da huben sieben Meerfein grün
Sich auf vom dunklen Riff,
Sie winkten her und zeigten hin
Und schwammen nah zum Schiff.

Er sprach: „Nun segnet meine Bahn
Und wendet alle Noth,
Ob auch Gefahr und Stürme nahn
Und Blitz und Klippe droht;
Dann schwör' ich, daß ich lebenslang
Nicht eure Bahnen scheu',
Und bleibt ihr mir getreu im Drang,
So bleib ich euch getreu."
Da sahn die sieben Meerfein grün
Still deutend Blick in Blick,
Sie winkten her und zeigten hin,
Und sanken zum Grund zurück.

Frei fuhr er durch an manches Land,
Was auch des Sturms geschah.
Da landet er am schönsten Strand,
Den je ein Schiffer sah;
Da schritten Jungfraun, hold und frisch,
In sonniger Morgenluft,
Aus Blüthengärten und Gebüsch
Quoll heimathsüßer Duft;
Das Horn vom Walde tönte voll
In nahen Zitherklang,
Aus hellen, luft'gen Häusern scholl
Ein lieblicher Gesang.

„So manches Jahr, nach manchem Platz,
Fuhr ich dahin, daher,
Und schwebte mit dem reichsten Schatz
Arm auf dem armen Meer.
Hab Gruß, du Land, so fest und gut!
Du grünst und blühst von Glück;
Leb' wohl, du öde, weite Fluth!
Nie kehr' ich mehr zurück."

Da ſahn die ſieben Meerfein grün
Empor mit dräuendem Blick,
Sie winkten her und zeigten hin,
Und ſanken zum Grund zurück.

Am Strande baut er ſich ein Haus,
Das glänzte fern in's Meer;
Der Schiffer ſah zum Fenſter aus,
Als ob er König wär'.
Die ſchönſte Jungfrau führt er ein
Mit reicher Hochzeitpracht;
In ihren Armen ſchlief er ein,
Es war die ſchönſte Nacht.
Da huben die ſieben Meerfein grün
Sich aus der Flut empor,
Sie winkten rings, ſie zeigten hin
Und riefen laut: Hervor!

Da rauſcht und wogt es rings am Strand,
Es quillt und ſchwillt empor,
Die Wogen brauſen auf das Land
Und wollen an das Thor;
Sie ſteigen auf von Stein zu Stein,
Und wühlen durch das Haus,
Die Wand erkracht, das Dach ſtürzt ein —
Der Schiffer ſpringt hinaus.
Da mahnen die ſieben Meerfein grün
Ihn an den alten Bund,
Sie winken her, ſie zeigen hin
Und reißen ihn in den Grund.

Verfolgt vom Rochen und vom Hai,
Muß er den Grund durchfliehn.
Doch wenn die Büſche blühn im Mai,
Das Mägdlein ſingt im Grün,
Dann will er flüchten auf das Land,
Ihm nach die Woge quillt;
Dann eilt der Fiſcher von dem Strand
Und ruft: die Springfluth ſchwillt.
Dann ſehn die ſieben Meerfein grün
Empor mit ernſtem Blick,
Sie winken her und zeigen hin,
Und reißen ihn zurück.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Weniger ſtörriſch, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, als der Halley'ſche Komet, hat ſich der Encke'ſche Komet bewieſen. Nach einer vor uns liegenden Benachrichtigung iſt die Auffindung dieſes Encke'ſchen Kometen dem unermüdlichen Obſervator der Breslauer Sternwarte, Boguslawski, bereits am 1ſten Auguſt gelungen. Jedoch ſind wir verwundert geweſen, eine weitere Mittheilung darüber in öffentlichen Blättern noch nicht zu leſen. *

Ganz anders verhält es ſich dagegen mit dem von uns früher auch ſchon erwähnten Breslauer Oſter-, oder, wie er nach ſeinem Entdecker heißt, Boguslawski'ſchen Kometen. Derſelbe iſt bis zum 20ſten Mai, wo er ſich der raumdurchdringenden Kraft auch der ſchärfſten Inſtrumente entzog, an mehreren Orten und wiederholt nach gerader Aufſteigung und Abweichung auf das Genaueſte beobachtet worden; und man hat daraus, auf die oben angedeutete Weiſe, indem man das Bahnſtück beim Brennpunkte als paraboliſch betrachtete und mit einer andern Parabel von ſchon bekannten Dimenſionen (der Reduktionsparabel) verglich, ziemlich leicht finden können, daß dieſer Boguslawski'ſche Komet am 20ſten April, dem Tage ſeiner erſten Auffindung, etwas über 23 Millionen Meilen von uns entfernt war. Bis zum 2ten Mai, alſo in dreizehn Tagen, war aber dieſe Entfernung ſchon bis auf faſt 28 Millionen Meilen, und demnach um beinahe volle fünf Millionen Meilen gewachſen, weil Erde und Komet nach entgegengeſezten Richtungen auseinander gingen. Jezt, gegen Ende Auguſts, befindet ſich dieſer Komet in einer Entfernung von faſt 80 Millionen Meilen gerade hinter der Sonne, und kann, da die Erde nachher in ihrer Bahn herumkömmt und ihm nacheilt, vielleicht nach Neujahr in einer ſternhellen Winternacht wieder aufgefunden werden. Dieſer Boguslawski'ſche Komet iſt dadurch merkwürdig, daß er ſelbſt in ſeinem Perihelium noch ſehr weit von der Sonne entfernt bleibt; unter 140 Kometen, deren Elemente ſich bis jezt überhaupt berechnet finden, trifft man nur auf zwei, den von 1729 und den von 1747, deren periheliſche Entfernung von der Sonne größer als die dieſes Boguslawski'ſchen Kometen iſt.

Soviel denn von Kometen für diesmal. Wir haben aber an dieſe aſtronomiſchen Betrachtungen die in daſſelbe Gebiet gehörende Nachricht von der endlich wirklich erfolgten Grundſteinlegung der ruſſiſch kaiſerlichen Hauptſternwarte, deren in unſern Blättern ſchon oft Erwähnung geſchehen iſt, auf dem Pulchowaberge, unfern Petersburg, anzureihen. Dieſer feierliche Akt fand Freitag den 3ten Juli (neuen Styls) Statt. Die mit dem Grundſteine eingeſenkte, in Platina eingeprägte Denkmünze zeigt auf

* Nach einer eben eingehenden ferneren Benachrichtigung iſt dieſer Komet auch in der Morgendämmerung des 2ten Auguſt auf einen Augenblick wahrgenommen worden. M.

dem Avers das Bildniß des Kaisers, von Gube gestochen, und auf dem Revers die Sternwarte auf ihrer Anhöhe, vom Thierkreise umgeben. Neben dieser Medaille liegt eine kupferne, vergoldete Platte, auf welcher sich folgende Inschrift in russischer Sprache befindet: „Auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers Nikolaus Pawlowitsch, welcher am 28sten Oktober 1833 dem Minister des öffentlichen Unterrichts, Geh. Rath Uwarow, ertheilt ist, wurde am 21sten Juni (a. S.) d. J. der Grund gelegt zu der allgemeinen Sternwarte der Akademie der Wissenschaften, deren Bau durch eine Spezialkommission geleitet wird, bestehend aus den Akademikern Weschnewski, Struve, Fuß und Parrot, unter dem Vorsitze des Admirals Greig, Ehrenmitgliedes der Akademie, nach dem Plan und unter der Aufsicht des Professors der Baukunst, Alexander Brülow.“ — Das schönste Wetter begünstigte dieses Fest der Einweihung eines der wichtigsten wissenschaftlichen Institute der Welt.

Aus lichten Himmelshöhen astronomischer Beobachtung steigen wir jezt in die Tiefen der Erde hinab, um nochmals auf das, in unserem vorlezten Berichte erwähnte, in den Kalksteingruben bei Sorau in den Niederlausitz aufgefundene fossile Menschengebein zurückzukommen, dessen voradamischen Ursprung sein gelehrter Entdecker, Dr. Kirchner zu Sorau, behauptet hat, und gegen welche Behauptung sich jezt Einwendungen erheben. Die Wichtigkeit dieses wissenschaftlichen Streites, auf dessen eigentlichen Standpunkt wir unsere Leser erst wieder zurück versetzen müssen, beruht, wie sie sich erinnern, darin, daß sich, nach der bisherigen, besonders von Blumenbach und Cuvier vertheidigten Meinung, unter den entdeckten unzähligen animalischen Resten einer voradamischen Urwelt Spuren von Menschengebeinen niemals auffinden lassen sollen, indem der Mensch selbst erst der spätern Schöpfungsperiode angehöre, eine Hypothese, welche durch diesen Kirchner'schen, und einen fast gleichzeitigen andern Fund urweltlicher Menschenschädel in den Gebirgsgruben bei Lüttich durch Dr. Schmerling,* nun freilich auf einmal widerlegt seyn würde. Ich gestehe für meine Person, daß ich die Gründe der Blumenbach-Cuvier'schen Ansicht nie recht habe einsehen können, indem mir die sechstausend Jahre, welche die historische Kenntniß des Erdballs begreifen, nur als ein höchst unbedeutendes Fragment seiner wirklichen Lebensdauer vorkommen, unter welcher Voraussetzung der Ausschluß des Menschengeschlechts, des edelsten Gebildes der Schöpfung, von so ungeheuren Perioden, als die voradamischen Zeiten dann umfassen müssen, als eine inkonsequente Annahme erscheint. Ohne also unbedingt in Abrede stellen zu wollen, daß nicht vielleicht die Möglichkeit eines andern Ursprungs derjenigen Fossilien bestehe, aus deren Auffindung Kirchner und Schmerling gegen Blumenbach und Cuvier eine längere Dauer des Menschengeschlechts behaupten, als unsere Weltgeschichte demselben beilegt, bin ich über diese Behauptung selbst mit beiden wackern Männern einverstanden, und das, wenn ich so sagen darf, corpus delicti des Prozesses, dessen Aechtheit die Gegenpartei bestreitet, verliert in meinen Augen an Wichtigkeit, wenn der Prozeß selbst schon zu Gunsten meiner Partei entschieden scheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Vergl. dessen über diesen Fund erschienenes merkwürdiges Werk: Recherches sur les ossemens fossiles de la province de Liége. Par le docteur Schmerling. Liége, 1833. M.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, September.

Schillers Denkmal.

Wenn ganz Deutschland mit Antheil und Verlangen dem seinem großen Dichter zu errichtenden Denkmal entgegensieht, so beschäftigt der Gegenstand natürlich noch weit mehr den Ort, dem das Vaterland jenes Denkmal gönnt und anvertraut, weil er als der natürliche Repräsentant des Volksstamms erscheint, dem der Dichter entsprossen ist. Während man anderswo die Sache an sich bespricht, und hie und da wohl auch die Ansprüche Stuttgarts auf jene Ehre kritisch beleuchtet, wird hier der kleine Krieg um untergeordnete Fragen, wie den Ort der Aufstellung u. dgl., geführt, womit das Publikum billig verschont bleibt. Aber ernsterer Natur, weil sie den Nerv der Sache zu betreffen schienen, waren die laut erhobenen Ansprüche der Geburtsstadt Schillers, und es sey uns daher erlaubt, seine Verehrer, welche zum Denkmal beigetragen oder noch beizutragen denken, über die Verhältnisse aufzuklären. — Die Einwohner Marbachs haben niemals verlangt, daß das eigentliche Denkmal in ihrer Stadt errichtet werden solle, sie forderten nur das Komité auf, der Stadt Marbach einen Anspruch auf einen Theil der Gelder öffentlich zuzuerkennen, damit sie die unmittelbare Geburtsstätte des großen Mannes irgendwie würdig bezeichnen könnten; widrigenfalls wollten sie an das große deutsche Publikum appelliren. Man stellte ihnen vor, so schön, so vernünftig auch ihr Zweck erscheinen möge, so seyen, abgesehen von allen andern Rücksichten, dem Verein die Hände dadurch gebunden, daß ihm, in Folge seiner Aufforderung, die Beiträge von ganz Deutschland zum Behuf eines in Stuttgart zu errichtenden Denkmals anvertraut worden; das Komité habe die moralische Verpflichtung, alle seine Kräfte ungetheilt diesem Zwecke zu widmen, und vor Erreichung desselben weder rechts noch links zu blicken; so erfreulich sich auch in lezter Zeit die Aussichten auf endliche Verwirklichung des Plans gestaltet haben, so seyen die Verhältnisse doch noch immer so, daß die Phantasie über das längst gefaßte und allgemein angekündigte Vorhaben der Errichtung eines kolossalen Bronzebildes auch nicht Einen Schritt hinausgehen könne: habe einmal Deutschland sich selbst seinen Lieblingswunsch verwirklicht, so sey es noch immer Zeit, den rückständigen Patriotismus für Marbach in Anspruch zu nehmen, und glaube dann auch das große Vaterland seine Schuld vollständig abgetragen zu haben, so werde gewiß die

Liebe und die Kraft Schwabens ausreichen, um zu seiner besondern Ehre, neben dem großen allgemeinen Monument in der Hauptstadt, auch die abgelegene Stätte zu schmücken, wo zufällig des Unsterblichen Wiege gestanden; sie möchten bedenken, wie möglicherweise, in Folge ihres Schritts, durch Theilung des Interesses nur das große Werk gefährdet oder doch aufgehalten, und für sie selbst doch nichts Erhebliches gewonnen würde u. s. w. — Die Organe der Stadt Marbach fanden nicht für gut, diesem Raisonnement Gehör zu schenken; sie haben ihren Prozeß vor das Publikum gebracht, und dadurch zwar glücklicherweise, bei dem vorangerückten Stande der Dinge, nicht das Schicksal des Monuments auf das Spiel gesetzt, wohl aber vielleicht den Abschluß der Sache verzögert. Der Aufruf zu einem, in Schillers Geburtsstadt zu errichtenden Denkmal, mußte bei einem zerstreuten, mit den eigentlichen Verhältnissen, namentlich mit den Lokalitäten nicht bekannten Publikum häufig das Mißverständniß erzeugen, als ob die zwei Städte um die Ehre des eigentlichen Denkmals stritten; die ganze Sache mußte bei dieser Voraussetzung den Anstrich des Schwankenden, Weitaussehenden erhalten, und dadurch das Interesse geschwächt werden. Besonders war vorauszusehen, daß sich der Journalismus dieses vermeinten Städtekriegs desto eifriger bemächtigen würde, je größere Zurückhaltung ihm hinsichtlich des Streites der Könige auferlegt ist. Es konnte nicht fehlen, daß, von Homer und den sieben Städten an, alles Spaßhafte in diesem Fache würde vorgebracht werden. Das Lächerliche wirkt aber lähmend auf den Enthusiasmus, und mancher Thaler, der im Begriffe war, an der Sonne des Patriotismus auszufliegen, ist vielleicht vom eisigen Winde des Spottes in den Beutel zurückgetrieben worden. Indessen soll auf diese Veranlassung hin und wieder ernstlich die Meinung geäußert worden seyn, nach dem Spruche: poeta nascitur, sey allerdings der unmittelbare Geburtsort des Dichters dazu berufen, sein Denkmal aufzunehmen. Ich will es im Folgenden versuchen, zu Berichtigung dieser Ansicht beizutragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Cuvier. Preis der Beredsamkeit. Montyonsche Stiftung.

Cuvier, sagt Esquiros weiter, habe gern für ein Universalgenie gelten wollen, und daher auch in andern Fächern, als in der Naturgeschichte, zuweilen Rath ertheilt, aber dadurch manche Blößen gegeben. Uebrigens sey er wirklich vermögend gewesen, in seinem großen Gehirne eine Menge fremdartiger Dinge aneinander zu reihen und aufzustellen. So z. B. habe er alle Wappen der fürstlichen Häuser genau gekannt, und einmal zwei Stunden hintereinander, zur Verwunderung aller Anwesenden, sehr gelehrt über Heraldik gesprochen. Ein andermal habe er sich eben so gründlich über die Farben der Ordensbänder, même du pays de Bade, wie Esquiros bemerkt, sich ausgelassen. Noch stärker beurtheilt dieser Kritiker Cuvier als Staatsmann. In dieser Eigenschaft habe es ihm oft an Würde gefehlt; seine Stirne habe er vor allen Mächten gebeugt, seine Hand gegen alle seit vierzig Jahren an ihm vorübergezogenen Herrscher ausgestreckt, und von ihnen „das Almosen eines Amtes oder eines Ordensbandes sich ertheilen lassen.“ Von allem diesem findet sich natürlich nicht das Geringste in der poetischen Epistel Bignons. — Nach dem besagten Preise der Dichtkunst sollte ein Preis der Beredsamkeit ausgetheilt werden, allein Niemand hatte ihn verdient. Schon zweimal ist dieselbe Preisaufgabe, das Lob des Bürgermuthes, oder eigentlich des Muthes in bürgerlichen Verhältnissen, also auch in Amtspflichten, aufgestellt worden; Niemand aber hat Beredsamkeit genug im Lobe einer Sache an den Tag gelegt, die nirgends so sehr ihre Anwendung findet, als gerade in Frankreich; wenigstens ist solcher Muth hier täglich vonnöthen. Wie mancher Deputirte verschweigt seine Meinung, weil es ihm an Muth gebricht, den Ministern zu widersprechen! wie mancher Staatsmann läßt die öffentlichen Geschäfte gehen, wie sie wollen, weil er es nicht wagt, dem Monarchen die reine Wahrheit zu sagen! wie mancher Geschworne spricht einen Schuldigen frei, weil ihm vor der Rache desselben, oder seiner Freunde, oder seines Anhanges bange wird! Die Minister haben in diesen Tagen vor den Deputirten kühn behauptet, der Bürgermuth fehle in Frankreich; aber freilich hat zu jeder Zeit das Ministerium die Bürger und alle Untergeordneten gern eingeschüchtert. Es thut gern, wie Ludwig XIV., welcher sich durch die Furcht geschmeichelt fühlte, die er denen einflößte, die ihm nahten. Der Muth kommt schon, wenn man von den Leuten nicht verlangt, daß sie sich krümmen sollen, sondern sie aufrecht stehen läßt. Jezt wird dieselbe Preisaufgabe zum dritten Male gestellt; vielleicht findet sich diesmal ein beredter Mann, welcher den Bürgern zeigt, daß sie in Erfüllung ihrer Pflichten gegen die Gesellschaft und das Vaterland ebensowohl das Herz auf dem rechten Flecke haben müssen, als die Krieger in einer Schlacht. Die Preise aus der Montyonschen Stiftung sind leichter an den Mann zu bringen; wenigstens hat es bis jezt der Akademie noch nicht an Gelegenheit oder an Vorwand gefehlt, die beträchtlichen Geldsummen aus jener Stiftung auszutheilen. Sechzehntausend Franken liegen jährlich bereit, um das sittlichste, oder eigentlich das für die Sitten nüzlichste neue Buch zu belohnen. Die Akademie nimmt es damit nicht sehr genau, und wie sollte sie es auch anfangen, um zu beurtheilen, ob ein Buch großen Nuzen in Hinsicht der Sittlichkeit gestiftet hat? Ein Buch kann sehr sittlich, aber dabei so schlecht angelegt und geschrieben seyn, daß nicht der geringste Nuzen daraus hervorgeht, wogegen vielleicht ein minder moralisirendes durch populären, gefälligen Vortrag sich weit größern Eingang beim Publikum verschafft. Darum kümmert sich aber die Akademie nicht sehr, und sie scheint die vom Stifter gestellte Bedingung so zu verstehen, daß sie diejenigen neuen Werke zu krönen habe, welche die sittliche und auch intellectuelle Bildung der Menschheit bezwecken. Somit kann sie Werke verschiedener Art krönen, wenn dies auch die eigentliche Absicht des Stifters nicht war. Diesmal hatte sie aus den Tausenden von Schriften der beiden lezten Jahre zwei Werke hervorgehoben, eines von Aimé Martin über die weibliche Erziehung, und ein anderes von dem ehemaligen Präfekten, Vicomte Alban de Villeneuve Bargemont: „Forschungen über die Natur und die Ursachen des Pauperismus in Frankreich und in Europa.“ drei Bände, die der Herr Vicomte wahrscheinlich auf seine Kosten hat drucken lassen; denn zu drei dicken Oktavbänden über Pauperismus findet sich hier nicht leicht ein Verleger; alle fürchten, darüber selbst dem Pauperismus näher zu kommen, und verlegen lieber Novellen und Romane. Der Verfasser dieses Werkes gehört zu einer Familie, die während der Restaurationen mehrere Geschäftsmänner und Beamte, wie auch Schriftsteller geliefert, und sich also auf rühmliche Art ausgezeichnet hat.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 227.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 22. September 1835.

— Muse, pauvre sotte,
Voyez prendre à vos ennemis,
Pour peser une marotte,
Les balances de Thémis.
Suivez moi!
C'est la loi.
Suivez moi de par le Roi!
Béranger.

Die Karrikatur, der Charivari und das Gesetz Fieschi.

Der Mordanschlag auf das Leben Louis Philippes hat Europa mit Entsetzen erfüllt. Ist diese Greuelthat die Explosion politischer Leidenschaften, hat Privatrache den Mörder gedungen, und trifft das Ereigniß mit dem Erscheinen einer hohen Person zusammen, die sich auf einem Fahrzeuge an den Küsten der Bretagne gezeigt hat? dies werden erst die Verhandlungen des Prozesses aufklären, der wohl später beginnen wird, als man vermuthete. Fieschi sitzt au secret; die Verwüstungen, die seine Höllenmaschine angerichtet, sind ihm noch nicht bekannt, und man erhält ihn bei guter Hoffnung, damit er gesunde; er zeigt Festigkeit, und öfters wallt er in zorniger Ungeduld auf, besonders gegen Thiers, der ihn durch kaptiöse Fragen zu verstricken sucht, und den man neulich mit Mühe seinen Händen entreißen mußte. Unter andern äußerte Fieschi, er werde nichts gestehen, als im Augenblicke, wo er auf's Schaffot steige. Ueber das Resultat der seitherigen Untersuchungen ist übrigens nichts bekannt geworden; die Magistrate haben Mittel gefunden, die Verhöre gegen die habsüchtige Neugierde der Journalisten zu sichern. Die Presse hat ihre Spione wie die Polizei, in den Kaffeehäusern, in den Gerichtssälen, in den Salons und auf der Straße. In den Salons hört man oft die gescheitesten Literatoren die albernsten Dinge vorbringen; man behält den Esprit für sich, es wird damit gehandelt. Man sieht Journalisten in den Soireen, die Bleifeder und das Calepin in der Hand, wie sie nach allen Seiten hinhorchen und einen witzigen Einfall zu erwischen suchen, den sie eine Viertelstunde darauf noch ganz warm in das Redaktionsbureau eines Journals tragen. Stürzt sich ein armer Teufel zum Fenster heraus, so stürzen zehn andere arme Teufel über den Selbstmord her und tragen ihn zu Markte; ist ein wichtiger Mann im Staate verreist, so sprechen die Herrn bei dem Concierge vor: wann kommt Herr Dupin zurück? befindet sich Herr Carel noch auf dem Lande? Denn Carel, der Republikanerchef, hat ein Landhaus und in der Stadt ein Hotel, wo ein ganz monarchischer Luxus herrscht. Mit dem Geklatsche der Portiers verdient sich ein gewandter Journalspion leicht täglich seine fünf Franken.

Wir brauchen uns wohl nicht gegen den Vorwurf zu verwahren, mit dem Attentat ein ruchloses Spiel treiben zu wollen, weil manches Sonderbare und Belustigende in unserem Aufsatze mit der Greuelthat in Verbindung steht; so wie wir unsererseits überzeugt sind von der Aufrichtigkeit der Indignation der Minister, obgleich nicht zu leugnen ist, daß weder ein bezahltes

Blatt, noch irgend einer der treueſten Diener der Regierung, ihr einen ſo weſentlichen Dienſt geleiſtet, wie der verabſcheute Mörder: er hat den König gefehlt und die Karrikatur erſchoſſen! Die Karrikatur, die ſo oft als Rachegeſpenſt durch die Prunkgemächer der Tuilerien geſchritten, die bei jedem Triumphe, den Thiers in der Kammer durch ſeine Eloquenz erfocht, hinten auf den Siegeswagen des Triumphators ſtieg und mit der fatalen Schellenkappe läutete, die Karrikatur iſt unter den Todten des Juli. Keine Lithographie darf mehr ohne Autoriſation des Miniſters des Innern erſcheinen, ihrem ärgſten Feinde iſt die politiſche Lithographie in die Hände gefallen. Die Birne iſt verſchwunden, obgleich ſie ſich heute am erſten September wieder incognito im Charivari eingeſchlichen, wie wir gleich berichten werden; der König hat die berühmten Beinkleider, die mit der Charte geflickt ſind, ausgezogen, und der Riflard und der graue Hut mit der ungeheuren Kokarde, und der große Haſe, den der Kronprinz mit ſeiner Lanze in die Flucht ſchlug, und die Prinzeſſin Adelaide und ihre trefflichen Cerises à l'eau de vie und alle übrigen Herrlichkeiten, an denen ſich ſeit einigen Jahren die Hauptſtadt ergötzte, und die, ſo oft ſie auch ſchon hatten herhalten müſſen, wahrlich noch lange nicht abgenuzt waren, Alles das iſt verſchwunden. Marmitonlivet (Montalivet) aber, den haben ſie nicht losgelaſſen; da iſt die ſchwache Seite, durch welche der ſinnreiche Muthwille des Charivari oft genug Einfälle in das ihm unterſagte Gebiet machen wird.

Der Charivari führt den Kampf allein fort; das Journal la Caricature hat kürzlich den Geiſt aufgegeben; ihr lezles Blatt führt die Nummer 250, und der Pair Siméon hat die Ehre, den langen Narrenzug, den die Karrikatur ſeit fünf Jahren an ihren Leſern vorbei defiliren läßt, zu ſchließen. Eine dieſem gut gezeichneten Bildniſſe beigefügte Lithographie führt die Aufſchrift: Machine infernale de Sauzet. An dem Fries der Façade der Deputirtenkammer iſt die Höllenmaſchine angebracht; ſie beſteht aus einigen zwanzig Flintenläufen, welche die verſchiedenen Artikel der ſogenannten Geſetze Fieſchi vorſtellen; die Statue der Freiheit fällt unter dem Laufe „Deportation;“ eine andere Bildſäule, die Preßfreiheit darſtellend, wird in der Mitte entzwei geſchoſſen; der Meſſager läuft davon, indem er die Hand vor die blutende Naſe hält; Ango, das berühmte Drama am Theater de l'Ambigu-comique, deſſen Vorſtellungen der Miniſter des Innern unterſagt hat, liegt zu Boden, nicht weit davon die Karrikatur, der abgeſchoſſene Arm neben ihr im Blute; der Charivari aber ſchlägt luſtig auf ſeine Pauke los und ſieht höhniſch drein. Dieſer Schwanengeſang der Karrikatur iſt mit einem Schreiben des Karai Mahacouchicouli begleitet, eines patagoniſchen Geſandten, der ſeinen Kommittenten in Patagonien, die ihn nach Frankreich geſchickt, um die Institutions libérales daſelbſt zu ſtudiren, ſeine Abreiſe meldet; ein ſeltſames Durcheinander von zorniger Satire und drolligem Humor. Die patagoniſche Excellenz meldet, wie es ihr bei Gelegenheit des Attentats gegangen: er ſey kurz vorher von einem Polizeiſergeanten verwundet, und deßhalb, weil er den Arm in der Schlinge getragen, als verdächtig eingeſteckt worden; es ſey eine Verläumdung, daß man ſchlecht zu eſſen bekomme im Gefängniſſe, er habe ſeit 48 Stunden noch gar nichts gegeſſen; der Raum ſey kaum ſo groß, daß ein Miniſterrath Platz würde gefunden haben, pour échanger le plus petit coup de poing u. ſ. w. Schließlich ermahnt er ſeine Kommittenten, nach wie vor die Mitglieder ihrer Oppoſition aufzufreſſen, ſie mit der Keule todt zu ſchlagen, und nicht mit Nadelſtichen zu tödten, wie hier: „on continuera de vous appeler sauvages, mais laissez dire: mieux vaut n'avoir jamais été civilisés, que de cesser de l'être.“ Nach dieſem bittern, ganz Juvenaliſchen Ausfalle ſchließt die patagoniſche Excellenz mit dem echt franzöſiſchen Witze: „Ich verlaſſe ſo eben das abſurde Land und fahre zu euch zurück im Dampfballon des Herrn Lennor.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Eine andere, hieher gehörige geologiſche Frage, welche viele meiner Leſer vielleicht noch mehr intereſſiren dürfte, betrifft die Natur des Bernſteins, worüber man, auf Veranlaſſung kürzlich entdeckter Bernſteinablagerungen in den Bodentiefen des Thiergartens bei Berlin, neuerdings ſehr gründliche Forſchungen angeſtellt hat. Es liegt uns darüber eine Arbeit vor, welche von einem Manne herrührt, der Bernſteingräbereien in Perſon beigewohnt, und manchen Bernſteinfund ſelbſt gemacht hat, und aus welcher wir daher mit großem Vertrauen ſchöpfen. Der Bernſteinhandel mit der Oſtſeeküſte, als der eigentlichen Fundgrube dieſes merkwürdigen Produkts, beſteht, nach den dort citirten Quellen, ſchon über 3000 Jahre; denn Homer * gedenkt bekanntlich deſſelben ſchon. In älterer Zeit beſchränkte ſich ſeine Gewinnung lediglich auf Einſammlung deſſen, was die Wellen an die Küſte

* Indeß muß dagegen doch auch bemerkt werden, daß Plinius (Hist. nat. lib. 33. cap. 23.) das „Elektrum“ beim Homer für eine Maſſe von Gold erklärt, in welcher ſich der fünfte Theil Silber befand. M.

ſpülten; Bernſteingräbereien hat man erſt in neuerer Zeit eingeführt. Selten wird indeß der Bernſtein in geringeren Tiefen als ſechs Fuß, zuweilen aber auch erſt dreißig Fuß tief gefunden. Nun iſt bekannt, daß das Meer, ſelbſt bei heftigen Stürmen, nur wenige Fuß tief aufgeregt wird, daher alſo der Bernſtein nicht, wie man wohl behauptet hat, aus den Abgründen der See herauf, ſondern vielmehr von den Wellen aus dem flachen Strande hervor geſpült werden muß. Daß dies aber nur am dieſſeitigen Strande erfolge, dafür ſpricht folgender Umſtand entſcheidend: je heftiger und anhaltender Nordſturm die Fluthen gegen dieſe dieſſeitigen Ufer anpeitſcht, um ſo reichlicher wird der Bernſtein nachher auf denſelben vorgefunden, niemals aber treiben Stürme von entgegengeſezter Richtung dem jenſeitigen Ufer einigen Bernſtein zu.

Es iſt aber ferner der vegetabiliſche Urſprung des Bernſteins gegenwärtig keinem weitern Zweifel unterworfen. Noch Anfangs dieſes Jahrhunderts hielt man den Bernſtein für ein Mineral, und ſtellte ihn im Syſtem zunächſt dem Honigſtein, bis David Brewſter (Phil. Trans. 1819), und Schweigger (Beobachtungen auf naturhiſtor. Reiſen, Berlin 1819. 4.) ſeine ſchon früher geahnte vegetabiliſche Natur unwiderſprechlich bewieſen und darthaten, daß er ein Baumharz ſey, welches ſich aber durch Beimiſchung von Schwefelſäure von andern Pflanzenharzen unterſcheidet und eine eigene Säure, die Bernſteinſäure, enthält. Der Bernſtein gehört unter die älteſten organiſchen Verweſungsprodukte des aufgeſchwemmten Landes, und der Baum, von dem er herrührt, iſt wahrſcheinlich eine, beim Diluvium untergegangene und völlig ausgeſtorbene Pflanzenſpecies aus der Familie der Nadelhölzer, jedoch, wie wir gleich ſehen werden, von einer, eine ganz beſondere Frucht tragenden Art derſelben. Die vorſündfluthliche Exiſtenz dieſes Baumes ergibt ſich ſchon daraus, daß im Bernſtein, als ſeinem Harze, häufig Inſekten gefunden werden, welche ebenfalls ganz ausgeſtorbenen Geſchlechtern angehören. Ich würde aber nicht fertig werden, wenn ich dieſelben hier alle beſchreiben wollte. Vor einer Anzahl von Jahren wurde bei Stolpe in Pommern, in einer Tiefe von etwa 20 Fuß, ein ſehr reiches Bernſteinlager und zugleich der Baum ſelbſt gefunden, der dieſen Bernſtein einſt hervorgebracht hat. Es war ein verſteinter Stamm von mäßiger Stärke, von welchem ſich, gleichwie von manchen Braunkohlenklözen, die man als Palmenarten anzuſehen pflegt, noch ganz leicht ein zähes Gefaſer abſchälen ließ. Dieſer merkwürdige Baum war überall mit Bernſtein in Streifen und Klumpen bedeckt, ſo daß er einer Kerze glich, an welcher das geſchmolzene Wachs herunter gelaufen iſt und Rinnen und Höcker gebildet hat. Derſelbe ſchien ſeiner Zeit eine Art von Steinobſt getragen zu haben, denn eine Maſſe ſchwarzer Obſtkerne, ähnlich den Pflaumenſteinen, nur etwas größer, lag um ihn her. Dies war alſo ein echter Bernſteinharzbaum, und die Bernſteinwaldungen ſcheinen nach dem Obigen den dieſſeitigen Oſtſeeküſten ganz beſonders angehört, auf den jenſeitigen Küſten aber kein Fortkommen gefunden zu haben, wodurch ſich der oben angeführte merkwürdige Umſtand hinſichtlich der Orte, wo der Bernſtein, und zwar nur nach Stürmen aus Nord gefunden wird, erklären ließe.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

(Beſchluß.)

Monthyonſche Preiſe.

Der Vicomte Alban de Villeneuve Bargemont, welcher mehrere Departements Frankreichs zu verwalten gehabt, und daher Gelegenheit genug bekommen hat, dem Armenweſen nachzuſpüren und daſſelbe genau kennen zu lernen, wenigſtens wie es ſich in Frankreich damit verhält, und ſeitdem ſich auch nach dem Armenweſen anderer Länder umgeſehen zu haben ſcheint, iſt noch in den Vorurtheilen der franzöſiſchen Tories befangen, und kann ſich mit den Lehren der Staatswirthſchaft, wie ſie ſich in unſerer Zeit allmählich ausgebildet hat, gar nicht befreunden; daher kommen denn in ſeinem bändereichen Werke Behauptungen vor, die ſeinen übrigens ſehr verdienſtlichen Forſchungen nicht anders als ſchaden können. So z. B. will der Vicomte beweiſen, daß in den Ländern, wo der alte Glaube noch herrſcht, was heißen will, wo man katholiſch geblieben iſt, ſich weit weniger Arme vorfinden, als wo der reformirte Glaube angenommen worden. In Spanien und Italien müßten alſo ſehr wenige Arme ſeyn. Geſezt, dies ſey wahr, ſo hätte der Vicomte einen Schritt weiter gehen und auch beweiſen ſollen, daß in jenen Ländern mehr Gewerbfleiß, beſſerer Ackerbau und überhaupt mehr Regſamkeit iſt. Der Verfaſſer ſcheint die Grundſäze der engliſchen Staatsökonomiker ſehr zu haſſen, und behauptet, in Frankreich werde man gerade durch die Anwendung dieſer Grundſäze unglücklich. Das Almoſengeben gefällt ihm, und er will, man ſolle den Geiſtlichen das Vertheilen der Almoſen überlaſſen. Dies mag auf den Dörfern, wo Alle Eines Glaubens ſind, recht gut ſeyn, aber in Paris haben ſich die katholiſchen Geiſtlichen nur zu oft als ſchlechte Almoſenſpender erwieſen, indem ſie nur für diejenigen Familien ſorgten, welche ſie am häufigſten in der Kirche ſahen, und dagegen die Nichtkatholiſchen kaum eines Blickes würdigten. Darin hat der Vicomte Recht, daß er die Urſachen der Verarmung und des öffentlichen Elendes erſtlich von Seiten der Armen in dem Mangel an Arbeit oder der Scheu davor, in dem Mangel moraliſchen und religiöſen Gefühls, in ihrer Unvorſichtigkeit und ihrem Unwiſſenheit ſucht; von Seiten der Reichen in ihrer Liebloſigkeit, ihrer Habſucht, ihrem Anſichreißen der Länderein, der Kapitalien, der Gewerbe, in der ungebenern Vermehrung des Manufakturweſens, in der Vernachläſſigung des Ackerbaus und des Nationalgewerbfleißes; endlich von Seiten der Regierung in

der ſchlechten oder mangelhaften Einrichtung der wohlthätigen Anſtalten, in der fehlerhaften Geſetzgebung über Armenweſen und Bettelei, in der Vernachläſſigung religiöſer Grundſätze und ihrer Einführung beim öffentlichen Unterrichte, dann im Mangel gehörigen Schutzes in Hinſicht des Ackerbaus, des Nationalgewerbfleißes und des innern Handels. Letzteres ſoll wohl ſo viel heißen, daß der Staat eher drei Mauthen als eine um's Land ziehen ſoll, damit ja kein fremdes Produkt die Ruhe und den Wohlſtand der Landeigenthümer und Fabrikanten ſtöre. Die Akademie mag kein Unrecht durch die Krönung dieſes Werkes begangen haben, denn vielleicht iſt kein beſſeres in dieſem Fache während der beiden letzten Jahre erſchienen; allein die Académie française iſt keine kompetente Richterin, wenn es darauf ankommt, ein Werk über Staatswirthſchaft zu beurtheilen, dies gehört vor eine andere, die Académie des sciences morales et politiques, und wollte ſie nun einmal das Villeneuve'ſche Werk krönen, ſo hätte ſie es wenigſtens mit dem Vorbehalte thun ſollen, daß ſie über die darin ausgeſprochen ſtaatswirthſchaftlichen Grundſätze nicht aburtheile, weil ſie dazu nicht berufen ſey. Etwas Beſſeres wirken die Preiſe aus der Montyonſchen Stiftung für edle Handlungen. Die Akademie hat bei dem Vertheilen derſelben kein anderes Verdienſt, als daß ſie unter den vielen Zügen von Menſchenliebe, welche ihr von den Staatsbehörden aus den verſchiedenen Gegenden des Reiches gemeldet werden, die vorzüglichſten aufhebt und belohnt, und in zierlicher Rede als Muſter dem Publikum vorſtellt. Manche edle Menſchen, welche im Stillen und in ihrem engen Wirkungskreiſe Gutes thun, erſtaunen unſgemein, wenn ſie erfahren, daß eine Akademie zu Paris ihnen vier- oder fünftauſend Franken wegen einer wohlthätigen Handlung zuerkannt hat, um die ſich, wie ſie wähnten, Niemand bekümmerte, und die ihnen ihr Gewiſſen ſchon hinlänglich belohnt hatte. Mit dem Gelde können ſie wenigſtens noch mehr Gutes thun. Inſoweit iſt die Montyonſche Stiftung vortrefflich, zumal ſie nur in der ärmern, ſo häufig überſehenen Klaſſe das Gute aufſucht und vergilt; denn ſonſt ließe ſich viel gegen eine ſo prunkende akademiſche Vertheilung von Preiſen einwenden. Glücklicherweiſe verpflichtet man die Belohnten nicht, ſich aus ihrem dunkeln Familienkreiſe loszureißen und ſich der Neugierde der Pariſer zur Schau zu ſtellen. Man iſt ſo höflich und ſendet ihnen das Tugendgeld in's Haus, und proklamirt bloß ihre Namen und die Geſchichte ihrer guten Thaten, die aber wohl von Niemand weniger geleſen wird, als von denen, welche ſie ausgeübt haben. Dg.

Stuttgart, September.

(Fortſetzung.)

Schillers Denkmal.

Von jeher hat man den Ruhm, einen großen Menſchen hervorgebracht zu haben, vor allen dem Volke zugeſchrieben, deſſen Sprache und ganze Bildung ihm in der Wiege eingebunden wurde. Gleicherweiſe findet es die Welt immer noch natürlich, wenn der Volksſtamm, dem eine ſo ſeltene, ſo wunderbare, durch keine Pflege zu erzielende Blüthe, wie das Genie, entſproſſen, es ſich zu beſonderer Ehre rechnet, und wenn ſich das Alterthum hin und wieder darüber verwundert, wie an Böotiens nebligtem Himmel Sterne, wie Heſiodus, Pindar, Corinna, Epaminondas, glänzen konnten, ſo findet es die neuere Zeit ganz in der Ordnung, wenn Schwaben die Namen Keppler, Wieland, Schiller, Schelling auf die Summe ſeines alten Ruhmes ſchreibt. Wo in der Gliederung weiter abwärts der Glanz, den der Name eines Mannes einer Geſammtheit von Individuen ertheilt, ſo ſehr erliſcht, daß er nur noch durch die Linſe der Eitelkeit concentrirt werden kann, das hängt ſehr von beſondern Umſtänden ab. Im Allgemeinen aber iſt man geneigt, einer politiſch geſchloſſenen Gemeinheit die Eitelkeit nachzuſehen, wenn man auch die Anſprüche auf Ruhm ignorirt. Goethe iſt zu Frankfurt geboren, Wieland zu Biberach, Rouſſeau zu Genf: lauter kleine Republiken, in denen ſich eine, wenn ich ſo ſagen darf, phyſiologiſche Eigenthümlichkeit an ſich oder doch in der menſchlichen Vorſtellung erhalten konnte. Aber die kleine Munizipalſtadt Marbach geht vollkommen auf in der größern, jedoch keineswegs koloſſalen Einheit des alten, ſeit Jahrhunderten ziemlich arrondirten Herzogthums Würtemberg, und Schiller ſtammt von Vaterſeite nicht einmal von einer Bürgerfamilie des Orts. Das Haus, wo Rouſſeau's Eltern gewohnt, iſt oder war mit der Inſchrift bezeichnet: ici est né J. J. Rousseau, während man doch von ihm ſelbſt weiß, daß ſeine Mutter bei einem Beſuche in der ſogenannten obern Stadt niedergekommen. Wie nun kein Menſch einen Werth darauf legt, ob der Genfer Philoſoph in ſeiner Stadt en haut oder en bas geboren worden, ſo iſt es vollkommen gleichgültig und zufällig, ob dem nirgends feſt domicilirten, herzoglich würtembergiſchen Diener, während er den etwas phantaſtiſchen Feldzug ſeines Herrn gegen den großen Friedrich mitmachte, ſein Sohn am Neckar oder am Neſenbach geboren wurde. Wenn man Schiller einen Deutſchen, wenn man ihn einen Schwaben genannt hat, ſo kann man ihn höchſtens noch einen Würtemberger, nimmermehr aber einen Marbacher nennen. Immerhin werde daher die unmittelbare Stätte ſeiner Geburt zum Andenken der Nachwelt bezeichnet; da aber dieſer Ort nicht einmal für ſeinen Urſprung, viel weniger für ſeine Erziehung und Bildung die mindeſte Bedeutung hat, ſo ſteht ein Denkmal, das ihm ſein Volk errichtet, doch wohl am vernünftigſten an der Stelle, welche für den Mittelpunkt ſeines Volksſtamms gelten kann und gilt, da es einmal, und zum Glück, weder politiſch, noch geiſtig einen Fleck gibt, der ſich als der Brennpunkt der deutſchen Erde bezeichnen ließe. Das natürliche Gefühl der Alten verwandelte nicht etwa die zufällige Geburtsſtätte ihrer großen Todten in Wallfahrtsorte; auf den Markt, an den Kreuzweg, an den großen Strom des Verkehrs ſetzten ſie ihre Bilder; nicht einzelnen Verehrern ſollten ſie am ſtillen, abgelegenen Orte Gegenſtände des Kultus werden; nein, ſie ſollten auf die bewegliche, ſinnliche Menge als Symbole deſſen herabblicken, worin das Volk ſeinen Stolz und ſeine höchſten Güter ſetzt, als lebendige Träger des Nationalgefühls. So wird auch das Bild unſers Dichters keinen glühenden Jüngling, keinen kühlen Neugierigen einen Umweg koſten; nahe dem Punkte, wo ſchon der Römer auf dem großen Kreuzwege zwiſchen ſeinen Donau- und Rheinprovinzen den dis biviis triviis, quadriviis Altäre errichtete, wird es ſich erheben, und Jedem, der auf den großen Straßen durch Schwaben ſeines Weges zieht, ſich entgegenſtellen als die Quelle der mannichfachſten Regungen, des Gefühls des gerechten Stolzes für den Deutſchen, der edelſten Erhebung und Begeiſterung für jeden echten Menſchen, der verzeihlichen Eitelkeit für den Schwaben, und des Schreckens und der Verwirrung für die kleinen Poeten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 228.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 23. September 1835.

Daß der Bernstein ein Baumharz sey, geht daraus hervor, daß er oft sowohl kriechende, als fliegende Insekten eingeschlossen enthält; ich halte daher dafür, daß, so wie die Gewächse des Orients Weihrauch und Balsam ausschwitzen, es auch im Occident Länder gibt, die üppige Haine und Wälder haben, wo die Materien, welche die Strahlen der Sonne erreichen und ausfließen lassen, in das nahe Meer fallen.

Tacitus.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Zuweilen findet sich der Bernstein indeß, außer an den diesseitigen Ostseeküsten, auch in Frankreich, Italien, Spanien u. s. w. auf Lagern von bituminösem Holze vor; und selbst die oben angeführten, neuesten Beispiele von seiner Entdeckung im Boden des Berliner Thiergartens bürgen dafür, daß der Bernsteinharzbaum, wenn auch nicht in ganzen Waldungen, wie an der Ostsee, doch einzeln über den größten Theil von Europa verbreitet gewesen ist.

Am merkwürdigsten ist freilich die Unerschöpflichkeit der Fundgruben dieses räthselhaften Harzes, welche man nun schon seit Jahrtausenden ausbeutet, ohne eine merkliche Verminderung des Ergebnisses wahrzunehmen, allein dieser auffallende Umstand wird im erwähnten lehrreichen Aufsatze durch die ganz natürliche und einfache Annahme erklärt, daß die Bernsteinwaldungen ihren Boden noch längere Jahrtausende vorher bedeckten und ihr Harz immer unter sich hin ergossen, wodurch so mächtige Lager desselben entstanden, daß dieselben, nach Analogie der Lager von Stein- oder Braunkohlen u. s. w., vor der Hand nimmermehr geleert werden dürften. Ob aber diejenige große Fluth, welcher wir den jüngsten Untergang alles Lebendigen auf Erden beimessen, oder eine frühere oder spätere ähnliche Katastrophe, z. B. die Fluth, welche wahrscheinlich den Sunddurchbruch veranlaßte, auch den Untergang der Bernsteinwaldungen nach sich zog, und wie viele Jahrtausende seitdem verschwunden sind, das wird wohl ewig unentschieden bleiben; gewiß ist nur nach diesem Allen, daß der ganze Küstenstrich von Rügen bis Liefland, bis tief landeinwärts, seit undenklichen Zeiten mit Bernsteinharzwaldungen bedeckt gewesen sey, deren Stämmen ein Harz entquoll, welches, nach momentaner Weichheit, seiner eigenthümlichen Natur gemäß mehr verglaste, als bloß erhärtete, und daß diese Waldungen durch irgend eine ungeheure Revolution umgestürzt und verschüttet wurden. Und dies dürfen wir also als das Resultat der neuesten Forschungen über den geheimnißvollen Bernstein betrachten.

Auf die Naturgeschichte des Bernsteins, welche wir durch die vorstehenden Mittheilungen wirklich aufgeklärt zu haben hoffen, lassen wir Untersuchungen über die Geschichte und Natur des Schießpulvers, oder wenigstens eine der interessantesten Bemerkungen aus einer Vorlesung folgen, welche Wilkinson am 12ten Juni d. J. über diesen Gegenstand in der royal Institution zu London gehalten hat. Um nämlich zu zeigen, daß das Schießpulver von einer außerordentlich

ſchnell darüber hinlaufenden Flamme nicht entzündet werde, überſchüttete der Experimentator eine Maſſe Schießpulver mit einer Lage Knallpulver, und zündete lezteres ſofort an. Wie gefährlich der Verſuch ſchien, ſo erfolgte doch bloß, was Wilkinſon vorher geſehen hatte: das Knallpulver brannte mit einem heftigen Schlage im Nu ab und warf das Schießpulver bloß auseinander, ohne es zu entzünden. Man muß, zur Einſicht in den Zuſammenhang dieſes merkwürdigen Verſuches, wiſſen, daß das ſogenannte Knallpulver aus drei Theilen Salpeter, zwei Theilen trocknem Weinſteinſalz und einem Theile Schwefel beſteht, eine durch Zufall entdeckte Miſchung, welcher die beſondere Eigenſchaft beiwohnt, bei der Erhizung mit einem außerordentlich heftigen Schlage im Nu abzubrennen. Hält man daſſelbe z. B. in einem blechernen Löffel über Kohlenfeuer, ſo erfolgt die Entzündung mit einem für das Gehör äußerſt empfindlichen Schlage, und meiſtens findet ſich der Löffel von der Gewalt deſſelben durchbohrt. Bei einem zweiten Verſuche ließ Wilkinſon eine Flamme dieſes Knallpulvers ſogar durch eine Maſſe Schießpulver mitten hindurch gehen; der Erfolg war ganz derſelbe: das Schießpulver blieb unentzündet. — Wir heben dieſe Verſuche ſo ſehr hervor, weil es uns ſcheint, als wenn ſich davon eine Anwendung bei der ſo gefährlichen Arbeit in Pulvermagazinen machen ließe, indem man die Pulvergefäſſe, welche eben offen bleiben müſſen, mit einer Lage Knallpulver überſtreute, die alſo die Entzündung des darunter liegenden Schießpulvers bei einem zufällig darauf fallenden Funken ſicherer als jedes andere Schutzmittel verhindern würde. — In jedem Falle verdienen dieſe höchſt intereſſanten Verſuche die größte Aufmerkſamkeit.

Recht eigentlich in daſſelbe Gebiet gehören die Erfahrungen, welche man jüngſt über die große Gefahr der Feuerzeuge gemacht hat, bei denen die Entzündung durch Reibung entſteht, und die uns zugleich Gelegenheit verſchaffen, die außerordentlichen Fortſchritte darzuſtellen, welche der Feuerentwicklungskunſt in der neueſten Zeit geglückt ſind. Seitdem die Chemie nämlich die Entdeckung gemacht hat, daß das bloße Beſtreichen eines Hölzchens mit einer Miſchung von überoxydirt ſalzſaurem (chlorſaurem*) Kali und Schwefel (wozu man, der Farbe wegen, etwas Zinnober und, um die Miſchung haften zu machen, Tragantſchleim thut) ein ſolches Hölzchen in den Stand ſezt, beim bloßen raſchen Eintauchen in Schwefelſäure ſogleich Flamme zu geben, ſo haben die, nach dieſem Prinzip eingerichteten Feuerzeuge die alten Zunderfeuerzeuge allmählich ziemlich verdrängt. Dem Uebelſtande des Spritzens der Schwefelſäure begegnete man ſpäter dadurch, daß man dieſelbe in einem gewiſſen Verhältniſſe auf Federalaun (alumen plumosum, eine Art von Asbeſt) tröpfelte, und dadurch diejenige teigige Maſſe bildete, deren ſich viele Leſer täglich zur Entzündung ihrer Schwefelhölzer bedienen.

(Der Beſchluß folgt.)

* Die neueſte Chemie belegt nämlich die Verbindung der Salzſäure mit noch mehrerem Sauerſtoff, als ſie gewöhnlich enthält, mit dem Namen Chlor oder Chlorin, und bildet ſich ein, darin einen neuen Stoff entdeckt zu haben.

Die Karrikatur, der Charivari und das Geſetz Fieschi.

(Fortſezung.)

Der Charivari hat alſo nun den Kampf allein zu beſtehen. Er verſchmilzt die Kaution der Karrikatur mit der ſeinigen, und ſo kann er es aushalten, wenigſtens wird ihm von dieſer Seite die Regierung nichts anhaben, aber er muß mit vieler Umſicht und Liſt zu Werke gehen. Gleich nach dem Juliattentat erſchienen Polizeibeamte in ſeinem Bureau, ſo wie bei allen Oppoſitionsblättern überhaupt. Die erſten darauf folgenden Tage boten die Gefängniſſe wirklich den wunderlichſten Anblick dar. Um Armand Carel befanden ſich acht Perrückenmachersgeſellen, Raſpail hatte fünf Poëliers-fumistes um ſich herum, Figaro konnte ſeine Späſſe einigen Charcutiers vormachen, und Philipon und Louis Desnoyers ſich, wie ſie verſichern, mit einem Dutzend Wäſcherinnen, Nähterinnen oder Modiſtinnen unterhalten; dazu kamen noch bunt durcheinander fünfzehn Studenten, eine Baroneſſe, ſechs Bijoutiers en faux, ein Employé aus dem Schloſſe, fünf Advokaten, eine Kartenſchlägerin, drei Dekrotteurs und ein Redakteur des Charivari, der die Feuilletons über die neuen Moden macht, Namens Caron. Die Feſtnehmung dieſes gemüthlichen, harmloſen Caron bildet ein närriſches Intermezzo bei der gräßlichen Geſchichte. Caron kam wenig in die Bureaux des Charivari, er hat nichts da zu thun, als, wie geſagt, die Notizen über die neuen Moden und täglich eine politiſche Charade zu fertigen. Am Abend des 28ſten trieb ihn eine unſelige Neugierde in die Bureaux des Charivari; die übrigen Mitarbeiter, die hommes-d'état du Charivari, wie ſie ſich nennen, hüteten ſich wohl, zu erſcheinen; die Polizei mußte alſo mit dem Modiſten vorlieb nehmen. Das Verhör vor dem Inſtruktionsrichter gab zu höchſt ergözlichen Quiproquos Anlaß. „Kennt Ihr Fieschi?“ — „Fieschi? einen Augenblick — Fieschi? ein Schneider? nein, den kenne ich nicht, allein ich kann Ihnen den berühmten Humann empfehlen.“ — „Es iſt nicht von Schneidern die Rede; Ihr wollt uns irre machen, die Juſtiz weiß aber, daß Ihr einer jener

Neuerer ſeyd.“ — „Neuerer, allerdings; was 48 Stunden alt iſt, iſt hier noch Rococo.“ — „So? und alſo was ſeit 1830 beſteht?“ — „Perrücken! Erzperrücken!“ — „Und was wollt Ihr denn an die Stelle ſetzen?“ — „Es kommt hier bloß auf die Form an: Spitzhüte, habits-redingottes oder redingottes-habits u. ſ. w.“ Caron iſt übrigens in ſeinem Fache ein Genie: er hat die Gigotermel erfunden, die Tournure für Frauen, das Korſet für Männer und la queue de morue oder den Stockfiſchſchwanz, welche Rolle dieſer aber in der Toilette ſpielt, kann ich nicht ſagen. „Und was ſehr für ſeine Beſcheidenheit ſpricht,“ fügt der Charivari hinzu, „iſt, daß Caron am Tage, wo er die Tournure erfand, nicht das kleinſte Te Deum ſingen ließ.“

Unter den Titelvignetten des Charivari waren bisher einige recht amuſante: bald ſah man eine Galerie grimaſſirender Geſichter, welche auf mächtigen Schlüſſeln bliesen, bald ein Chor von Katzen, welche vive le roi ſangen, die lezte ſtellte den König als Magot de la Chine vor; er ließ Miniſterportefeuilles, Präfekturen ꝛc. auf ſeine Diener herabfallen, unter denen vor allen der Conſtitutionnel mit ſeiner herabhängenden Unterlippe und dem Lichtſchirme über der Schlafmütze kenntlich war. Dieſe Vignette ließ das Journal erſt den 8ten Auguſt weg, wie es merkte, wo es hinaus wollte. Das Bild und der Name des Königs kamen vor der Hand nicht mehr vor. Die erſten Nummern nach dem Juliattentate waren äußerſt zahm. Der Magot de la Chine figurirte zwar noch in ſeiner ganzen Glorie, allein zum erſten Male ſeit ſeinem Entſtehen ſprach der Charivari des paroles de douleur et de bon sens. Am zweiten Auguſt ſtimmte das Blatt ſchon wieder den alten Ton an; die miniſteriellen Deputirten hatten ſich in den Blättern auf die feindlichſte Weiſe gegen die Karrikaturen ausgeſprochen; „die Herren Jaubert, Martineau, Fulchiron und ihre Freunde,“ hieß es im Carillon des Journals, „beeilen ſich nicht, nach Paris zu kommen; ſie haben gehört, daß man die Karrikaturen verfolgt.“ In dieſem Carillon, einem beſondern Abſchnitt des Journals, hatte jeder Witz ſeine eigene Etikette; war es auf den König abgeſehen, ſo war eine Birne vorgezeichnet; die Späße auf Dupin ſind mit einer Schelle geziert, welche zwiſchen den berühmten Ecarpins hängt, worin der beredte, aber nicht ſehr herzhafte Advokat im Jahr 1830 die Reiſe nach Neuilly machte; das Journal des Débats führt einen Geldſack im Schilde, auf zwei ſich kreuzenden Federn, mit der Aufſchrift: à vendre. Dieſe Etiketten blieben bis zum 8ten oder 9ten Auguſt weg; da erſchienen ſie wieder, man hatte ſich allmählich vom erſten Schrecken erholt. Die lithographirten Darſtellungen, die den König betreffen, ſieht man zwar nicht mehr, aber bei alle dem machen ſich die Charivariſten doch ſchon wieder über Louis Philippe luſtig. Kürzlich ſagte Perſil in der Deputirtenkammer: Je volai chez le roi; gleich hieß es im Charivari: nous avons peine à comprendre comment on peut voler chez le roi.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, September.

Die engliſche Juſtizverfaſſung.

Es hat mit der lieben Gerechtigkeitspflege überall, folglich auch in England, ſeine Haken. Leider kann das nicht anders ſeyn, da der Hof der Themis von Menſchen eingerichtet worden iſt. Welch herrliches Inſtitut, das der Geſchwornengerichte! Wo ſie in ihrer Reinheit beſtehen, da antert das Leben, die Freiheit und die Ehre der Staatsbürger auf dem ſicherſten Grunde, der in dem Meere gefunden werden kann, deſſen Untiefen und Strömungen das Staatsſchiff beſäet; Kabinetsmorde ſind da unmöglich, nicht aber Juſtizmorde. In enger Verbindung mit den Geſchwornengerichten ſtehen die Aſſiſen. Niemand leugnet ihre Trefflichkeit, aber ſie haben auch ihre Kehrſeite. Es iſt unſtreitig hart für den, ob mit Recht oder Unrecht eines Verbrechens Beſchuldigten, nach der erſten, vielleicht nur einen Verdacht begründenden Befragung bis zur Zeit der Aſſiſen eingeſperrt zu werden; denn die in die Macht des Richters geſtellte Freilaſſung gegen Bürgſchaft iſt ohne Zweifel eine verzweifelt bedingte, nicht bloß bedingt von der Anſicht des Richters und der Schwere des Verdachts, ſondern auch von den Wechſelfällen der Möglichkeit und Unmöglichkeit, Bürgſchaft zu leiſten. Der, über Sachſen hinaus in der juridiſchen Welt hoch gefeierte Ordinarius Biener in Leipzig war allerdings mit einem Troſte für die eingekerkerte Unſchuld ſchnell fertig; er meinte, das ſey für den, den ſolches Mißgeſchick treffe, ein „Malheur.“ Ich weiß nicht, ob dieſer Troſtſpruch je Eingang und Geltung gefunden hat und finden wird, vermuthen aber läßt ſich das um ſo weniger, da der ſelige Biener mit ſeiner Verſicherung, daß der Verluſt der Freiheit lediglich ein Malheur ſey, nicht diejenigen tröſten wollte, die ihre Gefangenſchaft bis zum Eröffnen der Aſſiſen auf den Tag berechnen können, ſondern diejenigen, die wegen Ungewißheit der Richter, ob ſie das Schuldig oder Unſchuldig ausſprechen ſollen, bis zu der unbeſtimmten Zeit der Nachweiſung ihrer Unſchuld in Haft gehalten werden. Von Lezterem kann in England, wie überall da keine Rede ſeyn, wo die richterliche Kurzſichtigkeit, wenn die Wagſchale zwiſchen Schuldig und Unſchuldig inneſteht, nicht auf Koſten des edelſten Gutes, welches dem Menſchen in dieſem Thale der Thränen und Schmerzen zum Eigenthume gegeben worden iſt, auf Koſten ſeiner Freiheit in dem Ausſpruche von Gefangenſchaft bis zum Erweiſe der Unſchuld ſich einen furchtbar holprigen Mittelweg gebſnet hat. Schuldig oder Unſchuldig, ſagen die engliſchen Geſchwornen. Nach Vorſchrift des Geſetzes beſtimmt der Richter die Strafe der Schuld; nach Vorſchrift der geſunden Vernunft und der Menſchlichkeit iſt der frei, der unſchuldig iſt. Untrennbar von der Natur der Aſſiſen und eine Bedingung jeder wahrhaft freien Verfaſſung iſt der Grundſatz: wo kein Kläger, da iſt kein Richter, und wenn der Verletzte nicht klagen will, da hat der Staat kein Recht, für ihn als Kläger

einzutreten. Die erste Hälfte dieses Grundsatzes muß unerschütterlich seyn; jede Abweichung führt oder kann wenigstens zu der auf glatter Angel sich drehenden Pforte des Despotismus führen. Aber eine ausnahmlose Bewahrung der zweiten Hälfte jenes Grundsatzes würde den Staat in seinem untersten Feste erschüttern, würde die Sicherheit derer gefährden, die um dieser Sicherheit willen die Lasten des Staatsbundes tragen. Deßhalb muß der Staat, weil er kein Recht hat, selbst klagend aufzutreten, mit dem Rechte bekleidet seyn, in Fällen, die der öffentlichen Sicherheit Gefahr drohen, den zum Klagen zu zwingen, den in der Einzelnheit ein solcher Fall betroffen hat. Weil das jedoch für den Einzelnen oft, neben großer Unbequemlichkeit, auch mit wesentlichen Nachtheilen verbunden, und der Einzelne im Staate nicht verpflichtet seyn kann, dem Ganzen des Staates ohne angemessene Entschädigung zu dienen, so darf es wohl ein bedeutender Fehler in der englischen Justizverfassung genannt werden, daß der Staat jenes Recht mit eiserner Gewalt, daß er es ohne die Verbindlichkeit ausübt, die Nachtheile des Einzelnen, wie nur immer möglich, zu vermindern, und daß er in dieser Beziehung zu streng die Lehre befolgt, salus publica suprema lex.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stuttgart, September.

(Fortsetzung.)

Schillers Denkmal.

Schon diese Gründe wären in dem Sinn der meisten Würtemberger — und an was kann in solchen Fällen sicherer appellirt werden, als an das Gefühl der Landesgenossen? — vollkommen entscheidend, selbst wenn Schiller seine Erziehung nicht in Stuttgart erhalten hätte, wenn er etwa seiner frühen Neigung zum geistlichen Stande hätte folgen dürfen, in welchem Falle ihn zu Tübingen eine Pflanzschule aufnahm, die seit drei Jahrhunderten dem großen wie dem kleinen Vaterlande die ausgezeichnetsten Männer gegeben hat, und wo auch das Genie immer ein unerwarteter, aber keineswegs seltener Gast war. Nun hat aber Schiller die wichtigste Lebensperiode hier zugebracht, die Jahre, in denen auch das Genie, bei aller Selbstbestimmung und Unabhängigkeit, von der umgebenden materiellen und geistigen Welt Ton und Farbe annimmt, die Jahre, die in seinem Leben, wie die bewegtesten, so die interessantesten sind, und auf die wohl der Dichter selbst mit Rührung zurückblickte, nachdem er längst Augustus und Mäcenas gefunden. Wo ist der Strom am interessantesten? nicht an der Quelle, nicht da, wo er lebenssatt dem Meere die Arme entgegenbreitet, sondern an den Katarakten, da, wo er im Drange nach Ausbreitung zornig aufbraust gegen die Hindernisse. Und Schiller hatte seine Katarakten hier, hier, wo er die Figuren zu den Räubern und Fiesko im Kopfe, seine Ideale im Herzen und das Verbandzeug in der Tasche trug; hier, wo er auf der Parade hinter der Fronte seiner Grenadiere, die Hecke ihrer Zöpfe im Auge, Hectors Abschied dichtete. Daß in Schillers Seele eine Bitterkeit gegen den Ort zurückgeblieben seyn sollte, wo der Jüngling eine harte Schule durchgemacht, die er anderswo schwerlich, und dann vielleicht nicht zu seinem Vortheil leichter gefunden hätte, dies wäre gegen die menschliche Natur, wenn man auch nicht das Gegentheil ausdrücklich aus seinem Munde wüßte. Wo wäre der Verfasser der Räuber im Jahr 1780 besser verstanden worden? und dazu kommt noch, daß man gerade hier daran gewöhnt war, daß sich der Untergang eines sogenannten mißrathenen Genies von Zeit zu Zeit wiederholte; auch war die deutsche Welt überhaupt noch nicht so darauf gefaßt, wie jetzt, Propheten in der Poesie fertig aus der Eischale springen zu sehen. Und vollends der gute fürstliche Erzieher, der auf Ordnung, Nüchternheit, praktischen Fleiß, auf das, was er mit Einem Wort Conduite nannte, Alles hielt, der seine Pepinière so schön gejätet und so sauber in Beete abgetheilt hatte, wie konnte der ahnen, daß der Auswuchs, der ihn am medizinischen Reis ärgerte, die Knospe einer Riesenblume war, die die Welt mit ihrem Dufte füllen sollte!

Doch genug, und vielleicht schon zu viel, da der Gedanke, Schillern in hiesiger Stadt eine Statue zu errichten, von Deutschland mit Begeisterung aufgenommen worden, und die Sache durch die in den Händen des Vereins befindlichen Geldmittel faktisch entschieden ist. Es sollte uns aber doch lieb seyn, wenn die Wenigen, welche den Marbacher Aufruf, zu welchem jedenfalls die Zeit nicht gut gewählt war, mißverstanden haben sollten, durch diese Bemerkungen bewogen würden, ihre Ansichten mit denen der großen Mehrheit zu vereinigen. Hat die Theilnahme, welche der Plan allgemein gefunden, die, bei den Zeitverhältnissen, bescheiden gestellten Erwartungen des Vereins so sehr übertreffen, daß man schon vor längerer Zeit ernstlich an die Ausführung denken konnte, so können wir jetzt die gewiß Jedem höchst erfreuliche Nachricht geben, daß Schillers Bild bereits geschaffen ist. Im Laufe des Sommers war dem ersten Künstler unserer Zeit, der in die Verherrlichung des großen Dichters seinen eigenen Ruhm setzt, von hier aus das nöthige Material übermacht worden: die Maske von Danneckers kolossaler Büste, eine kleinere Büste, nach welcher Dannecker einst jene größere gearbeitet, Kupferstiche u. s. w. Man erhielt die vorläufige Nachricht, Thorwaldsen beabsichtige, Schillern stehend und in modernem Kostüm darzustellen. War letzteres eine Vernunftforderung der von Toga und Lorbeerkranz sich emanzipirenden Zeit, so wurde es unter Thorwaldsens Hand, statt zu einer Klippe, zu einer Gelegenheit weiter, den gewaltigen Umfang seiner Mittel darzuthun; denn es ist bekannt, wie äußerst glücklich er schon mehrmals, namentlich an Lord Byrons trefflicher Statue, das überwunden hat, was dem noch halb rebellischen Auge als eine große Schwierigkeit erscheint. Sobald am Schlusse des vorigen Monats die Hitze zu Rom etwas nachgelassen hatte, griff der Meister zum Thon und verkörperte die wohl schon längst geborene Idee in einer halb lebensgroßen Skizze. Kenner, welche sie gesehen haben, äußern sich mit Begeisterung über die Idee und die ganze Haltung der Figur; sie erklären es für eines der gelungensten, geistreichsten Werke des Künstlers; Thorwaldsen selbst scheint mit seiner Schöpfung zufrieden, und äußerte, wie er sich freue, die Reihe seiner größern Werke mit einem so würdigen Gegenstand vielleicht beschließen zu dürfen. Schiller ist in nachdenkender Haltung, vorschreitend dargestellt, in der Linken Rolle oder Buch — darüber scheint Thorwaldsen selbst noch unentschieden — mit der Rechten den Mantel auffassend. Die Skizze wird im gegenwärtigen Augenblick in seinem Atelier und unter seinen Augen im Großen ausgeführt; das Modell ist schon weit gediehen, wir wissen aber noch nicht, welche Dimensionen es erhalten wird, da dies, wie Alles, natürlich dem Künstler überlassen wurde. Durch den nicht dankbar genug zu erkennenden Eifer des trefflichen Meisters und der unter ihm arbeitenden deutschen Künstler eröffnet sich uns die frohe Aussicht, daß sich die Aufstellung des Bildes kaum noch zwei Jahre verzögern wird.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 229.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 24. September 1835.

Maudite la muse obstinée
A railler les hommes puissans!
Béranger.

Die Karrikatur, der Charivari und das Gesetz Fieschi.

(Beſchluß.)

Indeß trauen ſie doch nicht recht und werden wohl die Majeſtät, an der ſie ſich arg verbrennen könnten, nicht gar zu plump angreifen. Dagegen hat ſich ihre ganze Wuth auf Sauzet und Guizot gewendet. Sauzet wird, wie es heißt, in der nächſten Seſſion Präſident der Kammer werden; ſein Bericht über das Preßgeſetz hat in dieſem Augenblicke alle politiſchen Leidenſchaften gegen ihn aufgeregt; ganze Carillons im Charivari läuten bloß ſeinen Namen; bei ſolchen gewaltigen Exploſionen des Zorns geht indeß meiſt der Witz verloren, es ſind lauter Perſönlichkeiten: Sauzet habe ſchmutzige Hände, es ſey falſch, daß er ſeine politiſchen Meinungen wie ein Hemd wechſle, denn ſonſt wären ſie immuables u. ſ. w.

Seitdem das neue Geſetz votirt iſt, habe ich drei Nummern des Charivari geleſen. Ich war begierig, wie er ſich benehmen würde: er hat wieder alle ſeine Artillerie aufgepflanzt und auf den Thron losgefeuert; die Birne, die Que, den Hut, die Hoſe, das Alles hat er wieder hervorgeholt, und ich zweifle ſehr, ob Louis Philippe, wenn er den Aufſatz läſe, ſich des Lachens würde enthalten können. In der geſtrigen Nummer tritt abermals die Birne, wie wir oben bereits bemerkt haben, incognito auf, und zwar in einem Liede. Die Entweichungsgeſchichte des Kapitän Pépin iſt aus den politiſchen Blättern bekannt; er wurde in Begleitung von zwei Polizeiagenten um Mitternacht in ſeine Behauſung geſchickt, und benuzte die Gelegenheit, zu entwiſchen; über dieſe Geſchichte gibt heute der Charivari eine Complainte. Der Richter läßt die lieux fegen;

Pour que le fond de ceci
Puisse enfin être éclairci.
. . on a cherché au fond
Les pièces de conviction.

Der Angeklagte ſchleicht davon und ſperrt die Juſtiz in der Foſſe ein, die nicht inodore iſt:

Le juge et le commissaire
Sont en fort mauvaise odeur
Par devant le ministère.

und zulezt heißt es:

Je suis content de l'histoire,
Car je doute fortement
Qu'un Pépin ait pu vraiment
Conspirer contre une . . .

Hier reimt nur das Wort poire, und wenn ſie's ſo arg treiben, kaum zwei Tage nach dem Geſetz, ſo läßt ſich ein baldiger Prozeß vor der Pairskammer erwarten.

Die Zeichnungen des Charivari sind meistens Porträts der Aprilangeklagten, denen biographische Notizen beigefügt sind. Trélat, der wegen seiner vor der Pairskammer gehaltenen Rede zu drei Jahren Gefängnißstrafe und einer Geldbuße von 10,000 Franken war verurtheilt worden, ist ein tüchtiger Arzt; er war Professeur d'hygiène am Athénée zu Paris, einer Anstalt, wo Laharpe und Lemercier Vorlesungen gehalten haben, und wo dieses Jahr Jules Janin seine Geschichte des Journalismus vorgetragen; unter der Restauration konspirirte er fortwährend. Die übrigen sind meist unbedeutende Menschen, außer Martin Mailleser, der einiges literarisches Talent besizt. Auch findet man die lithographirten Bildnisse der beiden berüchtigten Frauen Nina Lassave und der Petit, beide muthmaßliche Mitschuldige Fieschi's. Die Petit, die Mutter der Nina Lassave, hat feste und scharfe Züge, große, schwarze Augen, die unstet umherirren; sie sieht Niemanden gerade in's Gesicht, ihre Physiognomie ist widerlich und verräth bei allem Ansehen von Ruhe heftige Leidenschaften. Diese Charaktere sind in der Provence sehr häufig, glücklicherweise fehlt es ihnen meistens an Konsequenz und Ausdauer; die Leidenschaften gehen bei ihnen los wie Pulver, und dann ist es öde in ihnen, und sie versinken wieder in die träge Abspannung, die man den Menschen des Südens vorwirft. Man kann sich übrigens einen Begriff von der [illegible] der Petit machen, wenn wir erwähnen, daß dieses Weib einen unbegrenzten Einfluß auf den eisernen Fieschi ausübte, der sich weder von Ministern noch von Staatsprokuratoren imponiren läßt; seiner Mätresse gehorchte er wie ein Kind.

Es hieß, der Polizeipräfekt sey davongelaufen; in der lezten Nummer des Charivari (vom 2ten September) steht deßhalb folgende Annonce: Gisquet perdu, poil roux, manchot d'une patte, porte le collier de la légion d'honneur.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Beschluß.)

Da auch diese Mischung, zumal bei feuchtem Wetter, bald wieder Wasser aus der Atmosphäre an sich zieht, und dann, wie früher, sprizt und Flecken und Löcher macht, so verfiel ein Berliner Chemiker, Weinig, auf die sogenannten Friktionszündhölzer, welche man bloß durch Sandpapier zu ziehen braucht, um ihre Entzündung auf diesem trockenen Wege sogleich zu bewirken. Die Zusammensetzung der Masse, welche der Künstler hiebei zur Bestreichung seiner Hölzer anwendet, ist uns nicht recht bekannt geworden; wohl aber wissen wir, daß seine Erfindung allgemeine Anerkennung fand, und sich nach London, Paris, Wien u. s. w. verbreitete. Ein anderer Chemiker am leztgenannten Orte, mit Namen St. Romer, meinte, Weinigens Friktionsmasse durch Vermehrung der Entzündbarkeit noch zu verbessern, und sezte derselben zu diesem Zwecke einen neuen Antheil von Phosphor zu. Der beabsichtigte Zweck selbst ist dadurch erreicht, aber zugleich auch eine höchst gefährliche Eigenschaft solcher St. Romer'schen Zündhölzer, Zündpapiere, Zündschwämme, und wie die Einrichtungen weiter heißen, bedingt worden. Werden dergleichen Zündpräparate, wie es gewöhnlich geschieht, in verschlossenen Kästen versendet, so zersprengen sie, bei der häufig erfolgenden Selbstentzündung, diese Kästen mit der heftigsten Explosion, und theilen die Flamme allen benachbarten Gegenständen mit. Erst kürzlich sind wieder mehrere Fälle vorgekommen, wo Schiffe, Frachtwagen u. s. w., welche unter den verladenen Gegenständen dergleichen Kästen mit Zündpräparaten nach St. Romer'scher Vorschrift führten, durch die unerwartete Explosion in die dringendste Gefahr gerathen sind; und da jedem Leser dergleichen, wenigstens im Kleinen, widerfahren kann, so haben wir es für unsere Schuldigkeit gehalten, in unseren naturwissenschaftlichen Berichten, deren Haupttendenz Gemeinnüzlichkeit ist und immer bleiben soll, darauf aufmerksam zu machen.

Mit dem nämlichen Stempel der Gemeinnüzlichkeit sind die interessanten Erörternnaen bezeichnet, welche in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vom 13ten Juli auf Veranlassung des Einsturzes der Hängebrücke über die Dürance bei Pertuis stattgefunden haben, und welche also auch vor das Forum unserer Berichte gehören. Bis jezt hat man die Versuche zur Prüfung solcher Brücken auf die Weise angestellt, daß man auf der Brücke Reihen von Leuten postirte, welche sich so lange Steine zureichten, und dieselben auf dem Mittelgange der Brücke gleichmäßig vertheilten, bis das Maximum der Prüfungslast erreicht war. Brach die Brücke aber, wie es im vorliegenden Falle eben geschehen war, während dieses Versuchs selbst zusammen, so blieb das Leben der also darauf beschäftigten Arbeiter bedroht. Um nun diesem Uebelstande zu begegnen, schlägt ein Mitglied vor, mittelst einer großen, jenseits der Brücke aufgestellten Winde einen, mit dem Maximum des Gewichts beladenen Wagen von diesseits hinüber ziehen zu lassen. Wie vollkommen zweckmäßig dieses Auskunftmittel aber auch erscheint, so ward bei der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes von der Akademie doch die Verweisung an eine Kommission beliebt, über deren Gutachten wir seiner Zeit ferner berichten werden.

Anziehender für manche Leser erscheinen vielleicht noch die Versuche, welche man kürzlich zu Paris mit

der Beleuchtung durch tragbares Gas angestellt hat. Diese Versuche fanden am 20sten Juli in einem schönen Hause, in der rue de Courcelles, in Gegenwart des Präfekten der Seine, der Akademiker Arago und Darcet, so wie mehrerer Glieder des Stadt- und Gesundheitsraths Statt. Das Gas war in ausdrücklich dazu verfertigten Gefäßen auf Wagen ziemlich weit herbeigeführt worden. Die Entleerung dieser Gefäße in den, im Keller des Hauses aufgestellten Gasometer geschah in wenigen Minuten, ohne daß einer der Umstehenden den mindesten Geruch verspürt hätte; und obgleich dieser Gasbehälter nur einen Raum von sechs Fuß Länge, bei noch etwas geringerer Breite und Höhe, einnimmt, so ist er doch im Stande, zwanzig bis fünf- und zwanzig Flammen einen ganzen Abend lang zu speisen. Die Leitung des Gases aus dem Behälter bis zu den Oeffnungen für die Flammen geschieht in gewöhnlicher Weise durch Metallröhren; diese Flammen selbst brannten übrigens bei dem Versuche mit stets gleichem Nachdrucke fort, und man bemerkte an ihnen keine der Oscillationen, die sich bei der gewöhnlichen Gasbeleuchtung oft so unangenehm bemerklich machen, und die von der großen Ausdehnung der Röhrenleitung herzurühren scheinen, welche das Gas zu durchlaufen hat. Besonders fiel dies sehr angenehm an einem Kronleuchter mit einem Dutzend Flammen auf, welche, obgleich absichtlich keine Gläser übergestülpt waren, vollkommen unbeweglich blieben, wenn auch die nach dem Garten führende Thür des Saales offen gelassen wurde. — Der vollkommen befriedigende Erfolg dieses schönen Versuches scheint uns sehr wichtig, nur bedauern wir, in der vor uns liegenden Mittheilung keine Kostenberechnung zu finden, aus deren Vergleichung mit den Kosten einer gewöhnlichen Erleuchtung sich die ganze praktische Anwendbarkeit dieser neuen Beleuchtungsmethode erst recht beurtheilen ließe. Hoffentlich kommt es indeß doch noch dahin, daß man das tragbare Gas selbst zum Bedarf einer einzelnen Lampe jeden Abend im Kramladen erkaufen kann.

Deutsche Mährchen und Sagen.

Von Victor Strauß.

Unterthanenliebe.

Der Graf zu Schaumburg-Lippe, Herr Friedrich Christian,
In seiner Wehr zu Rosse kommt er die Straß' heran;
Da tritt ein stiller Bürger aus seinem Haus hervor,
Sieht den gestrengen Herren und birgt sich hinterm Thor.

Der Herr sieht ihn sich bergen und hält und ruft: „Heraus!“
Umsonst; er ruft noch einmal, es regt sich nichts im Haus;
Da rufet er's zum Dritten, und noch bleibt Alles still.
„Nun soll er's doch erfahren, wer hier mir trotzen will!“

Er zieht aus seinem Holster das Schießgewehr und schießt,
Daß heut noch in der Pforte das Loch zu schauen ist.
Fast traf er den Versteckten; der birgt sich länger nicht,
Und stürzt hervor und neigt sich mit bleichem Angesicht.

„Was birgt Er sich?“ ruft jener, die Stirn von Zorn gefurcht.
„Gestrenger Herr, ich sah Euch, da barg ich mich aus Furcht.“
Da sezt der Herr den Sporn ein und fährt ihn donnernd an:
„Man soll mich aber nicht fürchten, man soll mich lieben, Mann!“

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, September.

(Beschluß.)

Schillers Denkmal.

Der Aufwand, den Modell, Guß, Transport erfordern, ist so ziemlich abzumessen; allein die Kosten des Platzes, des Fußgestelles u. dgl. sind bis jezt lediglich nicht zu berechnen. Wenn sich indessen die bisher so rege Theilnahme Stande seyn, Thorwaldsens geniale Schöpfung in jeder Beziehung würdig auszustatten. Früher, da das Loos des Denkmals unentschieden, noch vor Kurzem, da die Verwirklichung wenigstens weit in Aussicht gestellt war, erschienen alle Besprechungen über den Ort der Aufstellung als ziemlich müßig; jezt aber wird man doch anfangen müssen, sich nach dem geeignetsten Platze umzusehen. Es versteht sich von selbst, daß nur ein Platz in der Stadt, nicht etwa in einem Garten außerhalb derselben, dem Charakter eines solchen Monuments entspricht, und die Wahl wird am Ende nicht schwer fallen. Seit einiger Zeit ist vom Bau eines neuen Theaters am großen Schloßplatz die Rede, und Vielen bot sich der Gedanke dar, Schiller vor die Façade des neuen Schauspielhauses zu stellen. Manche meinten aber — denn auch hier gibt es dramatische Malcontenten, die oft nicht wissen, was sie sagen — wenn ein den Musen geweihtes Gebäude und das Bild eines großen Mannes einander gegenseitig Bedeutung geben sollen, so müsse doch wohl lezteres, wenigstens nach der pars potior, ein Symbol dessen seyn, was im Gebäude vorgehe, und man könne es gar wohl der Nachwelt überlassen, die Statue mit dem Theater in Rapport zu bringen, wenn einmal eine Zeit kommen sollte, wo Schiller vor Thaliens Hause kein Epigramm sey. Doch abgesehen von solchen Grillen, bedachte man nicht, daß der Eindruck des Bildes bei der großen Ausdehnung des Platzes sehr geschwächt werden müßte. Es ist hier aber ein Platz, der nicht nur die größten relativen Vorzüge hat, sondern auch, nach meinem Gefühl, an sich wenig zu wünschen übrig ließe: ein hübsches, mit alten Kastanienalleen im Viereck umgebenes Rasenstück, begrenzt an der einen Seite vom alterthümlichen Schloß unserer Herzoge, an der

zweiten Seite von einem Pavillon des königlichen Schlosses und einem Theil der vormaligen Karlsschule, an der dritten vom Waisenhause. Wem der Platz nicht großartig genug vorkommt, der denkt nicht daran, daß ein Denkmal der Art, um seine volle Wirkung zu thun, einen Rahmen haben muß, und daß der Platz größer ist, als der Berliner Wilhelmsplatz, der fünf bis sechs Helden beherbergt. Nach meinem Urtheile würden die muthmaßlichen Dimensionen der Statue mit den unmittelbaren Umgebungen im besten Verhältnisse stehen, meines Wissens stände dieser Verwendung des artigen Flecks weder ein früherer Plan, noch sonst eine Schwierigkeit im Wege, und ich bin überzeugt, daß am Ende die Wahl auf diesen Platz fallen wird, der bis jezt noch keinen Namen hat und also, bei seiner neuen Bestimmung, keinen abzulegen braucht.

Bei der raschen, günstigen Entwickelung der Sache wird auch der Verein auch an die Redaktion des Schilleralbums thätige Hand legen. Das Publikum darf sich ein sehr interessantes Buch versprechen; zwar sind, aus den hundert Abhaltungsgründen deutscher Schriftsteller und Künstler, noch manche bedeutende Namen im Rückstand; indessen wird der Verein besondere Aufforderungen erlassen und die Nachzügler geziemend um Beschleunigung ihrer literarischen Beiträge ersuchen, damit die Sache so bald als möglich zum Abschluß komme. Das Werk wird jedenfalls eine Gestalt bekommen, daß sich Keiner, der am Ende darin fehlt, mit etwas Anderem als Nachlässigkeit oder übler Laune wird entschuldigen können, auch wenn er von der Unsterblichkeit der Seele ungleich fester überzeugt seyn sollte, als von der Unsterblichkeit des Namens. H. H.

London, September.

(Fortsetzung.)

Mangel der englischen Gesetzgebung.

Ein spezieller Fall dürfte diese Ungerechtigkeit näher erläutern. Einem meiner Freunde wurde eine Anzahl Bücher gestohlen. Da er ein reicher Buchhändler ist, so achtete er den Verlust geringer, als er es wahrscheinlich gethan haben würde, wenn er ein armer Schriftsteller wäre, und obgleich er den Dieb mit ziemlicher Gewißheit errieth, so nahm er sich doch vor, ihn nicht gerichtlich zu verfolgen; warum? weil der Werth der gestohlenen Bücher die Untersuchung vor die Assisen führte, die Assisen an einem von der Wohnung meines Freundes ziemlich entfernten Orte stattfinden, und mein bequemer und ökonomischer Freund vielleicht den Aufwand, jedenfalls die Unbequemlichkeit einer Reise dorthin und eines mehrtägigen Aufenthalts daselbst scheute; ganz abgesehen von dem wirklich wahren Umstande, daß er gerade zur Zeit der Assisen nicht ohne beträchtlichen Schaden sich von seinem Geschäfte entfernen konnte. Inzwischen wurde der Diebstahl, der Argwohn, wer ihn begangen, und zugleich der Vorsaz des Bestohlenen bekannt, das Vergehen ohne Anzeige zu lassen. Was geschah? Jemand, der entweder dem Diebe, oder dem Bestohlenen nicht wohl wollte, oder eine andere Ansicht von der Strenge staats- und weltbürgerlicher Obliegenheiten hatte, als mein Freund, eröffnete ihm in wenigen Zeilen, daß es ihm zwar allerdings frei stehe, den fraglichen Diebstahl der Gerechtigkeit zu unterschlagen und einen Galgenvogel mehr im Lande herumfliegen zu lassen, daß er jedoch, Schreiber der betreffenden Zeilen, solchenfalls sich verpflichtet achten werde, ihn deßhalb vor den Assisen in Untersuchung zu bringen. Das war eine um so beschwerlichere Alternative, da sich derselben auf gute Manier nicht ausweichen ließ, der Gerechtigkeitsfreund von einem, ihm unbestreitbar zustehenden Staatsbürgerrechte Gebrauch zu machen drohte, die öffentliche Stimme in einer Denunciation solcher Art durchaus nichts Tadelnswürdiges finden konnte, und, wenn der Gerechtigkeitsbefördernde Wort hielt, was ihm ganz ähnlich sah, mein Freund schlecht wegkommen mußte. Wollte er also lieber den Dieb als sich bestraft sehen, so mußte er sich zu dem sauren Apfelbisse gerichtlicher Verfolgung entschließen; er that es, der Dieb wurde schuldig befunden und auf sieben Jahre transportirt, mein Freund aber bekam nicht allein — und das hatte er vermuthet — von den ihm gestohlenen und rein verschwundenen Büchern kein einziges zurück, sondern hatte auch einen baaren Kostenaufwand und einen effektiven Schaden von so und so viel Pfund Sterling.

Es würde leicht seyn, im Gebiete der Phantasie einen Fall aufzutreiben, der eindringlicher als der des Buchhändlers die von mir behauptete englische Justizunrechtigkeit belegte, vielleicht einen Fall, der die Nothwendigkeit persönlichen Erscheinens vor den Assisen zum Behuf der Anklage eines dem Staate gefährlichen Menschen zur Veranlassung, und zwar zur vorhergesehenen Veranlassung aller nur erdenklichen Uebel für den gezwungenen Ankläger machte, den Verlust seines Vermögens und die Zerstörung seines häuslichen Friedens zur Folge hätte. Ich will aber nur ruhig und gelassen und der Wahrheit gemäß einen Vorfall erzählen, der auch auf den Beweis meiner Behauptung abzweckt, der in diesen Tagen in diplomatischen Cirkeln besprochen worden ist, Gelegenheit zu gesandtschaftlichen Noten gegeben hat, und in dem gefühlvollen Deutschland um so sicherer auf Theilnahme rechnen kann, da der betreffende Dulder nicht, wie es Anfangs hieß, ein Russe, sondern ein Pole ist. Es geschah nämlich am zweiten September, daß ein polnischer Edelmann, Herr von Tyßkiewicz, ungefähr um [illegible] in der Nähe der Chancerygasse einen raschen Ruck an seiner Tasche fühlte, und fast gleichzeitig von einem Vorübergehenden bedeutet wurde, daß ein Mensch, der eben in raschen Sätzen die Chancerygasse hinabeile, ihn vermuthlich bestohlen habe. Der Pole war nicht langsam, die Tasche zu untersuchen, und entdeckte sogleich, daß seine Börse sammt dem Inhalte von zehn Sovereigns und sechs Schillingen auf und davon war. Sogleich scholl dem verdächtigen Renner der übliche Ruf nach: stop thief! aufgehalten! Das war aber leichter gerufen, als gethan. Der verfolgte Flüchtling verdoppelte seine Eile, stürzte auf die Careystraße zu und brach sich offene Bahn durch das Schwingen eines sogenannten Lebensretters, mit welchem er allerdings sein Leben zu retten suchte, dafür aber das eines Jeden bedrohte, den es etwa gelüstete, den Ruf an ihn zu vollstrecken. Und daß seine Zeichensprache mit seiner Willensmeinung vollkommen übereinstimmte, bewies er nur zu schnell durch die That. Ein junger Mann trat ihm entgegen, wollte ihn fassen und sank von einem furchtbaren Schlage, das Gesicht mit Blut überströmt, besinnungslos zu Boden. Der Verfolgte benutzte die dadurch unter seinen Verfolgern entstehende Verwirrung, schlug rasch eine andere Richtung ein und lief den Schiffhof nach Temple-Bar hinab. Vergebens; nach einem Kampfe der Verzweiflung mit einem baumfesten Fleischhauer und einem riesigen Polizeidiener mußte er sich ergeben; der Lebensretter wurde ihm entwunden, und in der Nähe des Kampfplatzes lag der Geldbeutel, den man ihn hatte wegwerfen sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 230.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 25. September 1835.

— Sieh, da müßig gaffend ich hier ſtand,
Fühlt' ich der Liebe Macht im Müßiggang,
Und offenherzig nun bekenn' ich dir:
Ich brenne, ſchmachte, ſterbe, Tranio,
Wird mir dies ſanfte Mädchen nicht zu Theil.

Shakeſpeare.
Die gezähmte Keifferin.

Der Freier zweier Tanten.

Eine engliſche Anekdote, nacherzählt von W. Seyffarth.

Während jezt ein dreifacher Strom von Landaus, Briskas und Cabriolets nur nach Hydepark und Regentspark fluthet, war vor etwa zwanzig Jahren Kenſington-Garten der Tummelplaz der feinen Welt. Zu jener Zeit nun geſchah es gegen Ende Junis an einem ſchönen Sonntage, daß Charles Pritchcraft, damals in der Blüthe des Lebens, ohne Begleitung und ohne Zweck die beſuchteſten Theile jenes Gartens durchſtreifte und den Grund zu einem Abenteuer legte, das ich erzählen will, weniger wegen der Merkwürdigkeit der Begebenheiten, als weil die damit verknüpften Umſtände dem Deutſchen ein deutlicheres Bild von mancher Seite des engliſchen Lebens geben, als eigentliche Abhandlungen.

Pritchcraft, ein emſiger Beſchauer der gefeierten Schönheiten des Tages, hatte ſchon Manches zu bemerken gefunden, als plözlich ſeine ganze Aufmerkſamkeit von zwei Damen gefeſſelt wurde, die ſich ihm in entgegengeſezter Richtung näherten und deren Aeußeres allerdings ſelbſt einem minder achtſamen Beobachter nicht füglich hätte entgehen können. Die Aeltere war von ſtattlicher Größe, kräftigem Wuchs, und allem Anſcheine nach in jenem unnennbaren Alter, welches auf der einen Seite an die Vierzig und auf der andern an die Fünfzig grenzt. Sie trug ſich aufrecht, in unbeugſamer Steife, ihr Hut von antik-grotesker Form ſpizte ſich zu wie ein Zuckerhut, und ihr Kleid von ſchwerem dunkelfarbigen Atlas haßte jede Falte. Gleich einer Duenna, die einen gefährlichen Pflegling zu hüten hat, umſchloß ſie mit der linken Hand den Arm ihrer jüngern Begleiterin, mit der rechten handhabte ſie einen Fächer von anſehnlichem Durchmeſſer. Von dieſer jüngern Begleiterin läßt ſich weiter nichts ſagen, als daß in ihr mit der Friſche des kaum ſiebzehnjährigen Mädchens ſich eine Figur vom reinſten Ebenmaß vereinigte, daß ſie in einem einfachen Kleide anſpruchlos einherging, und daß die unverkennbare Beſcheidenheit ihres ganzen Weſens eine genauere Bekanntſchaft mit dem ländlich-ſtillen, als mit dem künſtlichen Leben der Londoner Kreiſe verrieth. Beim erſten Anblick hatte Charles Pritchcraft entſchieden, daß beide Damen-Mutter und Tochter, und nur zufällig auf Beſuch in der Stadt, ohne Zweifel vom Lande hereingekommen ſeyen, um etwas von den Freuden der Seaſon zu genießen. Während er ſo dachte und gleichzeitig mit bewunderndem Auge an dem, ihm näher und näher kommenden Vorbilde weiblicher Lieblichkeit hing, ließ die ältere Dame, in Folge eines im Rücken erhaltenen Stoßes, den lackirten, rieſenhaften Fächer fallen, den ſie bisher mit ſo vollendeter Würde getragen hatte.

Welches glückliche Ereigniß! Auch verlor Pritchcraft nicht einen Moment, ſein gutes Glück zu nützen: der Fächer wurde aufgerafft und der Eignerin zurückbehändigt mit der zarteſten, gewinnendſten Artigkeit. Die Matrone nahm den Beweis ſtiller Huldigung mit dem Ausdrucke wohlgefälligſter Zufriedenheit auf, und belohnte ihn mit einem unnachahmlichen Knicks, in welchem alle Grazie und aller Glanz der alten Zeit ſich ſpiegelte. Wie jedoch Pritchcraft aus der demüthigen Stellung ſich erhob, in welche ſein ritterlicher Sinn ihn geworfen, begegnete er im Auge der jüngern Dame einem Blicke ſo voll Muthwillen, daß er eine Sekunde lang ganz verblüfft war.

Obgleich Freund Pritchcraft damals für einen ſehr lebendigen und gut erzogenen Menſchen von höchſtens dreißig und einigen Jahren galt, ſo war er doch, wie die Welt ſich auszudrücken pflegt, merkwürdig häßlich. Volle ſechs Fuß hoch und dünn wie ein Taſchenmeſſer, war er zugleich im Beſitz einer Naſe von furchtbarer Länge, und einer ſolchen, die man nur einmal geſehen zu haben braucht, um ſie nie wieder zu vergeſſen. Alſo darf man ſich nicht wundern, daß eben erwähntes Zuſammentreffen einigermaßen auf die Lachmuskeln des ſchönen Mädchens wirkte. Charles Pritchcraft hatte aber, gleich Vielen, die ihm ähnlich ſehen, nicht die entfernteſte Ahnung, daß ſein Aeußeres ſich irgend unvortheilhaft auszeichne; im Gegentheil, er war mit den ihm von der Natur eingebundenen perſönlichen Vorzügen außerordentlich zufrieden. Welchen Eindruck er aber auch gemacht haben mochte, die Damen ſezten ruhig ihren Spaziergang fort, und Pritchcraft, dem jeder Vorwand zu fernerer Zudringlichkeit fehlte, der aber von den ſchönen Augen, die er eben geſehen, tief verwundet worden war, änderte ohne Zögern ſeine frühere Richtung und folgte unbemerkt der jungen Schönheit und ihrer Begleiterin. Beide nahmen ihren Weg nach dem weit geöffneten Thore, ſchienen jedoch, als ſie daſelbſt ankamen, von allen Seiten gedrängt und außer Stand, unter dem Schwarm von Livreebedienten den ihrigen heraus zu finden, in großer Verlegenheit. Pritchcraft faßte ſich ein Herz und fragte beſcheiden, ob er vielleicht auf irgend eine Weiſe nützlich ſeyn könne. Die ältere Dame erklärte ſich für beſonders verpflichtet und antwortete, ſie fürchte, ihr Diener, der nicht ſehr an London gewöhnt ſey, habe irgend ein Verſehen begangen, weßhalb ſie gern von ſeinem Erbieten Gebrauch mache, ihren Wagen aufzuſuchen. Der glückliche, begeiſterte Pritchcraft bot jeder Dame einen Arm; die ältere nahm ihn an, die jüngere dankte ſehr artig. Sie mochten ungefähr zwanzig Minuten zuſammen gegangen ſeyn, und Pritchcraft that während dieſer Zeit das Aeußerſte, ſich als den angenehmſten Menſchen auf Gottes weiter Welt zu beweiſen, da gelangten ſie zu dem Wagen, auf deſſen fliegender Brücke Joſeph, der Diener, in reiner ländlicher Einfalt ſanft und feſt entſchlummert war. Pritchcraft hob die Damen in den Wagen, nicht ohne zu bemerken, daß ſolcher von hellgelber Farbe und auf dem Schlage mit einem ſchwarzen Adlerflügel geziert war. Sobald die Damen ihre Plätze genommen, bat die ältere um den Namen des Herrn, dem ſie Beide ſo tief verſchuldet ſeyen, und ſezte hinzu, ſie ſey gewiß, „Doktor Lovegrove werde durch ſeine Güte ſich höchlichſt verpflichtet fühlen.“ „Pritchcraft, Ihnen zu dienen, Madame,“ war die unhoffährtige Antwort, welche der Inhaber dieſes Namens mit einem tiefen Bückling begleitete. Ein gütiges Lächeln und ein würdevolles Bewegen des freundlichen Fächers wurde ihm von der ältern, eine leichte Kopfneigung von der jungen Dame zu Theil; dann rollte der gelbe Wagen mit den ſchwarzen Adlern und dem ſchlaftrunknen Joſeph, der jezt aufrecht und feſt an den Wagenhaltern hing, durch Wolken von Staub auf Piccadilly zu.

Der Wagen war unſerem galanten, nun einſamen Freunde kaum aus den Augen, als ein voller Strom von Gedanken auf ihn einbrach und er, faſt unwiſſentlich den Weg nach Hauſe nehmend, in einem fort mit halber Stimme vor ſich hinmurmelte: „Lovegrove, Lovegrove — ja, ja, das war der Name, und auch das Wappen ein Adler — merkwürdig! — ſchönes, reizendes Mädchen! ganz gewiß eine Verwandte meines Freundes, Harry Lovegrove — morgen früh muß ich zu ihm.“ — Der Morgen kam und aus ſeiner Wohnung in Upper-Berkeleyſtraße ſtürzte Pritchcraft nach dem Tempel und befand ſich bald im Bureau ſeines alten Univerſitätsfreundes. Lovegrove prakticirte beim Gerichtshofe und widmete in einem, ungefähr fünfzehn Fuß im Viereck haltenden Zimmer, das ſchwarz und räucherig genug war, um viel Aehnlichkeit mit einem Kohlenſchiffe zu haben, der Fernſicht auf Ruhm und Geld den beſten Theil ſeiner Kräfte. Auch verſicherten wirklich alle Rechtsgelehrte, ſeine Ausſichten ſeyen ganz herrlich, denn er prakticirte erſt ſeit acht Jahren, und ſchon belief ſich ſeine lezte Jahreseinnahme auf 32 Pfund, keinen Schilling und ſechs Pence, während ſeine lezte Jahresausgabe, Reiſe- und Bureaukoſten eingeſchloſſen, die mäßige Summe von 350 Pfund Sterling betragen hatte. Pritchcraft ſeinerſeits, der ſich dem geiſtlichen Stand gewidmet, war von der Univerſität fortgeſchickt worden; er hatte dadurch nicht bloß die Gelegenheit, dem geiſtlichen Stande anzugehören, ſondern, was ihm noch ungleich wichtiger zu ſeyn ſchien, auch die Gewißheit verloren, eintretenden Falls in einer der fruchtbarſten Grafſchaften Englands eine warme, einträgliche Pfründe zu erhalten, und ſich daher genöthigt geſehen, bei ſehr beſchränktem Einkommen zu der großen Klaſſe von Menſchen überzutreten,

welche in London wegen ihrer vielen nützlichen und angenehmen Eigenschaften allgemein geschäzt und allgemein unter dem Namen der Pflastertreter bekannt sind.

(Die Fortsezung folgt.)

Der Aetna und der Montblanc.

Dritter Abschnitt.

Wir sind am Schluß des vorigen Briefs beim Nachtlager auf den Grands-mulets stehen geblieben.

Die Führer waren mit ihren Zubereitungen für die Nacht fertig. Zur Lagerstätte diente uns ein Raum, etwa zehn bis zwölf Fuß lang und vier breit, im Osten durch eine Felsenspize geschüzt und in großer Höhe über dem Gletscher schwebend. Am Rand dieses ebenen Raumes liegen einige große Steine und bilden fast eine Schutzwand. Auf sie legten wir ein halbes Dutzend Stöcke, deren anderes Ende auf dem Felsen auflag. Darüber her wurde ein großes Tuch gebreitet, und dies bildete das Zelt, unter dem unser kleines Häuflein schlief, Einer nahe bei dem Andern, um uns dadurch vor der Kälte zu schüzen. Eine gemeinschaftliche Decke hüllte uns alle ein. Nur zwei Guiden fanden unter dem Zelte nicht Raum, sie suchten daher Schuz in der Höhlung eines nahen Felsen. Vor der Oeffnung unsers Zelts brannte ein Feuer, so gut wir es mit unserem geringen Holzvorrath unterhalten konnten; seine flackernde Flamme erleuchtete den Schnee und den schwarzen Felsen, an den wir uns lehnten. Um uns herum lagen einige Ueberbleibsel unseres Mahls, und in einer Ecke standen unsere noch übrigen Weinflaschen in zusammengetragenem Schnee. Bald aber wurde das Feuer immer kleiner und düsterer, die zusammengeschobenen Feuerbrände warfen nur noch einen röthlichen Schein auf die nächsten Gegenstände. In diesem Augenblick war Alles ganz still auf dem Berg und unserem Felsen, ja es war, als seyen wir in einer unendlichen, grenzenlosen Einsamkeit verloren.

Es läßt sich leicht denken, daß ich nur wenig schlief. Ich war in einer sehr unbequemen Lage, gezwängt zwischen zwei Führer, die mir kaum Freiheit zum Athmen ließen. Der Schlaf kam mir um so weniger, als ich oft durch die Lawinen, diesen Donner der Gebirge, aus halbem Schlummer aufgeschreckt wurde. In der Stille der Nacht, wenn die ganze Natur völlig erstorben scheint, wenn auch nicht das geringste Geräusch hörbar ist, gibt es nichts Erhabeneres, als das Krachen und Donnern der Lawinen. Es machte mir ein besonderes Vergnügen, auf sie zu hören und in Gedanken ihrem Sturm- und Riesengang zu folgen. Ich maß und berechnete den Raum, den sie durcheilten, nach ihrer größern und geringern Schnelligkeit. Es ist ein furchtbar erhabenes Toben, das nach und nach immer schwächer wird und sich endlich in ein dumpfes Geräusch auflöst. Jedesmal, wenn eine Lawine ging, fragte ich einen meiner Führer nach ihrer Richtung, ob es in der Gegend sey, die wir nun durchziehen mußten, und ob sie uns ein Hinderniß für morgen werden könne? Die Guides waren manchmal selbst ergriffen und hörten den Lawinen, wie einer Geisterstimme, aufmerksam zu, bis sie sich in der Ferne verloren. Wie ein unerschrockener Guerillas oder Parteigänger, den zahlreiche Feinde laut schreiend umgeben, das Ohr spizt, den Zeigefinger sinnend auf den Mund legt, die Augen nicht von der Erde wegwendet und eine Hand auf sein treues Gewehr stüzt, um so auf die Bewegungen des Feindes zu horchen, wie er am Ende keck und fest den Kopf erhebt und kalten Blutes sagt: ich weiß, dort muß ich vorüber: so auch der kühne Gebirgsmann; mit ganz eigenem, scharfen Sinn studirt er alle Umstände und den furchtbaren Gang der Lawinen; in Gedanken folgt er ihnen und sagt dann ruhig: diese kam von der Aiguille du Midi.

Gegen Morgen fielen mehr Lawinen, als in der Nacht. Vom Brinvagletscher gingen mehrere nach Courmayeur hinab, die unendlich lang dauerten, eben so die von der Aiguille du Géant und dem Mont-Maudit. Die Lawinen vom Dôme du Goûté konnten uns noch mehr für unsere Reise am folgenden Morgen beunruhigen; die von der Aiguille du Midi gingen links nieder und schienen bis zu uns zu dringen. Erst gegen Sonnenaufgang, wenn die Kälte am stärksten ist, werden die Gletscher still. Dann drängt sich der Schnee zusammen, und was in der Tageswärme weich geworden, friert wieder. Zu dieser Zeit hat auch die Reise in den Gletschern weniger Gefahr. Meine Führer schienen aber gar nicht geneigt, früh aufzubrechen, was doch durchaus nöthig war; denn in dieser Jahreszeit waren die Tage schon so kurz, daß kein Augenblick verloren werden durfte. Nur sehr langsam erhoben sie sich von ihrem harten Lager, und erst nach einem guten Frühstück von gebratenem Geflügel und Wein, der in der Nacht gefroren war, sezten wir uns gegen sechs Uhr Morgens in Marsch.

Im Thal war es noch tiefe Nacht, auf unserer Höhe aber sahen wir schon genug, um die Richtung und den Weg erkennen zu können. Es mochten ungefähr 6 — 7° R. Kälte seyn; doch vermag ich es nicht genau zu bestimmen, da mein Thermometer zerbrochen war. Dies war mir zwar sehr fatal und ärgerlich, ich meinte aber doch, es habe dieser Verlust bei mir weniger auf sich, als wenn er Saussure begegnet wäre. Ich zweifle indessen doch, ob Wein bei einem so geringen Kältegrad

gefrieren kann, wenn er auch ſo ſchwach iſt, wie der unſrige. Dazu mag freilich die auf dieſer Höhe ſehr verdünnte Luft beigetragen haben. Beim Herabſteigen von dem Felſen kamen wir an den Trümmern der Hütte vorüber, die Sauſſure errichten ließ, der auch eine Nacht auf den Grands-mulets zugebracht hatte. Es ſind die Reſte von vier Mauern, ungefähr noch zwei Fuß hoch, ſieben bis acht Fuß lang und fünf bis ſechs breit. Sie waren größtentheils von Schnee bedeckt, und wenn man ihn wegkehrte, könnte man da noch recht gut ſein Nachtquartier aufſchlagen, würde aber da wohl nicht ſo gegen Lawinen geſichert ſeyn, wie auf dem kleinen Felſenplateau, wo wir kampirt hatten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, September.

(Fortſetzung.)

Mängel der engliſchen Juſtizverfaſſung.

Der Dieb wurde vor die Magiſtratsperſon, Maſter Halls, geführt; der Pole ſtellte ſeine Anklage, mehrere Zeugen beſtätigten ihre Wahrheit, der Lebensretter und die Börſe lagen als corpora delictorum vor, und zum Unglück für den Ergriffenen erkannte man in ihm ein anrüchiges Mitglied der ſaubern Diebsgeſellſchaft, die in London the swell-mob heißt, aus oft ſehr anſtändig gekleideten Beutelſchneidern beſteht, ihren Namen daher hat, daß Volksaufläufe, die ſie deßhalb ſelbſt erregen, ihre einträglichſten Fiſchereien ſind, und eine große Menge fingerfertiger Mitglieder zählt. Auf die Frage des Richters an den Dieb, was er gegen die wider ihn erhobene Anklage und die verhörten Zeugen einzuwenden habe, verharrte er ſchweigend, und wurde alſo zu voller Unterſuchung in der nächſten, den 21ſten September beginnenden Sitzung des Central-criminal-Court verurtheilt, und demgemäß zu ſicherer Verwahrung abgeführt. Sobald das geſchehen und der Beutel ſammt goldenem und ſilbernem Inhalt dem Herrn von Tyßkiewicz behändigt worden war, öffnete dieſer eben den Mund, wahrſcheinlich, um ſich für die Schnelligkeit einer Juſtiz zu bedanken, von welcher er aus Polen keinen lebhaften Eindruck mit nach England gebracht hatte, als Maſter Halls ihn durch die Bemerkung unterbrach, er habe nun zu verſprechen, daß er zu der angegebenen Zeit als Ankläger des Gefangenen vor dem genannten Gerichtshofe erſcheinen wolle, und habe deßhalb —. Herr von Tyßkiewicz fiel hier dem Richter mit der Verſicherung in's Wort, daß er das nicht verſprechen könne, und zwar aus dem einfachen Grunde nicht, weil er ſchlechterdings übermorgen England verlaſſen und nach Rußland reiſen müſſe. Mr. Halls erwiederte, das ſey ihm außerordentlich leid, er könne aber Herrn von Tyßkiewicz die Abreiſe nicht geſtatten, indem er zum Behuf der Anklage des Gefangenen durchaus anweſend ſeyn müſſe. „Ihre Abweſenheit," ſagte er, „würde die Freiſprechung des Gefangenen zur Folge haben. Sie werden mir jedoch zugeben, daß ein Menſch wie dieſer, der die Verwegenheit beſaß, am hellen Tage und auf einer volkreichen Straße einen ſolchen Diebſtahl zu begehen, der eine lebensgefährliche Waffe zu ſeiner Vertheidigung führte und einen blutigen Gebrauch davon gemacht hat, daß dieſer nur dann frei ſeyn darf, wenn die Geſchwornen ihn frei ſprechen. Ich erfülle daher eine Pflicht, die ich meinen Mitbürgern und dem Publikum ſchuldig bin, wenn ich, wie hiemit geſchieht, Ihnen als Garantie Ihres perſönlichen Erſcheinens die Summe von vierzig Pfund Sterling, und da Sie Ihren Entſchluß, England zu verlaſſen, ſelbſt verſichert haben, noch außerdem zwei genügende Bürgen, jeden für den Betrag von zwanzig Pfund Sterling, abfordere." — Der Pole antwortete hierauf, er müſſe gegen ſolches Anſinnen und gegen ſo ungerechtes Verfahren feierlich proteſtiren, ſein verlängerter Aufenthalt in London würde natürlich ſeine ſpätere Ankunft in Rußland, dies aber eine ſehr ſchwere Strafe für ihn zur Folge haben, und er werde deßhalb unaeſäumt ſeine Beſchwerde beim ruſſiſchen Botſchafter anbringen und dieſer „die Sache zurecht ſetzen" Mr. Halls bedauerte abermals, daß das Geſagte ſeinen Ausſpruch nicht ändern könne. „Ich zweifle nicht," ſagte er, „daß Ihr verlängerter Aufenthalt in England Sie einigen Unannehmlichkeiten in Rußland ausſetzt; doch vermag ich das eben ſo wenig zu hindern, als weder ich, noch der ruſſiſche Botſchafter den Lauf des engliſchen Rechts zu ändern vermögen. Entweder Sie leiſten die geforderte Sicherheit, oder ich ſehe mich, wiewohl ungern, gezwungen, Sie feſtzunehmen." — „Unerhört!" rief der polniſche Edelmann; „das einem Unterthan des ruſſiſchen Kaiſers! Ich kann und will die Sicherheit nicht leiſten." — „So habe ich nichts weiter zu ſagen," verſetzte der Richter, und winkte einem Diener der Themis, deſſen ausdrucksvolle Geberde den Polen bewog, ihm ohne Widerſtand zu folgen. Nicht lange aber, ſo traten Beide wieder ein, der Diener mit der Meldung, daß der polniſche Herr ſich ſehr ungebührlich benehme, daß er Gewalt verſucht, ſich zu befreien, daß er wüthend geſchimpft, der polniſche Herr hingegen mit lauten Betheuerungen, daß ſeine Behandlung ein himmelſchreiendes Unrecht, und England das Land ſey, vor deſſen Juſtiz der Himmel jeden Menſchen bewahren möge. Kaltblütig, wie das die engliſchen Friedensrichter faſt alle ſind, ließ Mr. Halls den Polen ſich erſchöpfen und ſagte dann: „Ich wiederhole, daß ich herzlich die Nothwendigkeit bedauere, welche mich zum Ergreifen einer harten Maßregel gegen Sie zwingt. Ich bedauere das um ſo mehr, da Sie ein Ausländer ſind, als ſolcher Anſprüche auf die engliſche Gaſtfreundſchaft haben, und als ſolcher wahrſcheinlich die dringende Nothwendigkeit des vorliegenden Falls nicht einzuſehen vermögen. Allein was ich als Menſch fühle, darf keinen Einfluß auf die Pflicht meines Amtes üben, und was ſeit Ihrer Feſtnehmung geſchehen iſt, nöthigt mich, den Betrag der geforderten Bürgſchaften zu erhöhen. Entweder alſo, Sie leiſten eine Gewähr von einhundert Pfund Sterling und ſtellen außerdem zwei Hausbeſitzer als Bürgen, jeden für fünfzig Pfund, dieſer ſämmtlichen Summen verluſtig, wenn Sie nicht den 21ſten des laufenden Monats als Ankläger vor dem betreffenden Gerichtshofe erſcheinen, oder Sie bleiben bis dahin im Gefängniß." — Unter vielfachen, in engliſcher und polniſcher Sprache ausgeſtoßenen Verwünſchungen wurde Herr von Tyßkiewicz in Verwahrung genommen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 231.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 26. September 1835.

Nun schon wieder
Den erathmenden Schritt
Mühsam den Berg hinauf!
Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und hoffend hinan!
Goethe.

Der Aetna und der Montblanc.

(Fortsetzung.)

Auf der andern Seite des Felsen mußten wir wieder auf den Taconnazgletscher einlenken und noch einige Zeit darauf gehen. Die Schwierigkeiten waren wieder wie am gestrigen Tage, indessen war die Unordnung doch nicht so groß, der Schlünde waren weniger, die Abhänge dagegen steiler und länger. Seit einem Monat hatte es nicht geschneit, daher fanden wir noch die Fußstapfen derer, die zuletzt auf dem Montblanc gewesen waren, und sie konnten uns leiten. Sie kamen von der Ascension des Dr. Barry, die vor vier-und-zwanzig Tagen, d. h. am 16ten September Statt gehabt hatte. Diese Spuren waren eine lange Reihe im Zickzack, und man hätte schwören sollen, sie kommen nur von einem einzigen Menschen. Wir folgten dieser Spur, so lange sie sich zeigte, denn da, wo wir vom Taconnazgletscher die Petites-Montées hinanstiegen, hörten sie auf; die Fußstapfen waren mit Schnee ausgefüllt, den der Wind von oben herabgetrieben hatte.

Diese Petites-Montées heißen ganz uneigentlich eine Schneemauer, denn sie sind nur eine steile Abdachung von etwa 65°, die wir freilich nur mit vieler Mühe ersteigen konnten. Wir brauchten dazu drei Viertelstunden, mußten aber dabei mehrmals inne halten und ausruhen, denn die Verdünnung der Luft ward immer fühlbarer. Die Führer riethen mir, das Gesicht nach dem Thal zu wenden, wodurch mir wirklich das Athmen leichter wurde. In perpendikulärer Linie sind die Petites-Montées 400′ hoch. Oben liegt das Petit-Plateau, und hier hatten wir auf einmal keine der Schwierigkeiten von gestern, keine Schlünde, keine Eismauern mehr. Erstere werden wenigstens sehr selten, aber so breit und lang, daß man nur durch Brücken über sie gelangen konnte. Wir trafen bald auf eine solche; sie war von einer Lawine übrig geblieben, die sich hier in den Schlund gestürzt und darin ihr Ende gefunden hatte; vielleicht bestand sie auch aus zusammengefrornem Schnee, der vom Winde hier aufgehäuft war. Den Führern schien er nicht sicher, deßwegen gingen sie nur mit großer Vorsicht darauf. Der vorderste Guide schritt langsam vorwärts, und vor jedem Schritt untersuchte er mit seinem langen Stock die Festigkeit der Brücke. Dabei war ihm ein Strick um den Leib gebunden, damit er, wenn die Brücke mit ihm einstürze, zurückgehalten werden konnte. So kam einer nach dem andern hinüber. Dieses Petit-Plateau wäre bei uns in Frankreich eine ansehnliche Berghalde, denn man braucht eine halbe Stunde, um hinüber zu kommen.

Nach dem Petit-Plateau kommen die Grandes-Montées, die auf das Grand-Plateau führen. Sie haben

eine Neigung von ungefähr 70°, man könnte sie daher eher Mauer nennen, als die vorige Anhöhe. Wir brauchten über eine Stunde, um hinauf zu gelangen, wiewohl sie nur 300′ hoch sind, also 100′ weniger als die Petites-Montées. Da wir schon seit geraumer Zeit keine Spur mehr hatten, so ward es dem vordersten Guide sehr schwer, im Schnee fortzuschreiten, um uns einen Weg zu machen, er mußte sich daher oft ablösen lassen. Endlich kamen wir auf das Grand-Plateau, den zweiten Ruhepunkt unserer Ascension. Seit den Grands-Mulets waren wir vier Stunden gegangen. Es war eilf Uhr Morgens.

Wir gingen jezt über eine wirkliche Ebene, und doch empfanden wir mehr Müdigkeit und eine sehr starke Kälte. Ein heftiger Wind erstarrte uns das Gesicht und hinderte uns an Errichtung eines Zelts auf unsern Stöcken. Auf dem Gipfel des Bergs zeigten sich kleine Schneewolken wie Staub, den der Ostwind uns entgegen trieb. Als die Führer dies sahen, wurden sie Alle stumm vor Unruhe; sie fürchteten, wir möchten nicht bis auf des Montblancs Spitze gelangen können. Der Guidechef trieb uns selbst zur Eile an und sagte dann mit etwas bedenklichem Gesicht: „wir wollen bis um vier Uhr gehen, also unser Mögliches thun.“ Diese kurzen Worte erschreckten mich nicht wenig, denn sie bewiesen mir, daß das Nichtgelingen unserer Ascension gar nicht unwahrscheinlich war. Allerdings sind die unten ganz dünn scheinenden, kräuselnden Wolken oben die Vorboten heftigen Orkans. Davon nur ein Beispiel. Napoleon hatte den Gedanken, ein großes eisernes Kreuz auf dem Montblanc aufstellen zu lassen. Man traf dazu eine Menge Vorbereitungen und Vorsichtsmaßregeln. Es fand sich glücklicherweise eine Stelle, wo der Schnee nicht sehr tief war und man auf den Granit dringen konnte. In diesen ward ein tiefes Loch gemeißelt, in dieses der Stamm des Kreuzes eingesezt, sorgsam vernietet, verklammert und mit Blei ausgegossen. Endlich stand das Kreuz und nahm sich als Symbol des Christenthums auf dem höchsten Punkt Europas recht gut aus. Nach wenigen Stunden stand es aber schon nicht mehr, denn der Sturm hatte es umgerissen und weit weggeschleudert.

Soviel war gewiß, mit unserer ferneren Ascension sah es mißlich aus. Der uns entgegen gehende Wind konnte uns oben ein unübersteigliches Hinderniß werden, schon jezt wär's manchmal ein tüchtiger Sturm, gegen den ich mich nur mit Mühe aufrecht zu halten vermochte. Dessen ungeachtet sezten wir uns auf den Schnee und frühstückten mit gutem Appetit, zwei oder drei Führer ausgenommen, die sich schon schwach fühlten. Wir mußten aber bald wieder aufbrechen, denn sonst wären wir auf der Stelle erfroren; von nun an gingen wir ganz still und vorsichtig, denn auf einem Theil des Grand-Plateau sind die Lawinen sehr zu fürchten. Wir mußten über die Trümmerspuren von zweien, und die Führer zeigten mir von weitem den Ort, wo 1820 bei der Ascension des Dr. Hamel drei Guides von einer Lawine verschüttet worden waren. Es war gewiß hier nicht der Ort, Julien Desvouassous, der damals dabei war, über die nähern Umstände dieses furchtbaren Ereignisses zu fragen; ich verschob es auf den Abend. Zu jener Zeit ging man einen andern Weg, er war etwas näher, aber sehr gefährlich, denn eine gute Zeit lang schwebte man wirklich in der größten Gefahr vor den Lawinen. Einige Zeit nach jenem Unglück suchten die Führer einen andern Weg auf den Montblanc, und fanden auch glücklich einen; es ist der, welchen wir gingen.

(Die Fortsezung folgt.)

Der Freier zweier Tanten.

(Fortsezung.)

Die üblichen Begrüßungsformeln waren zwischen den beiden Freunden kaum ausgetauscht, als Pritchcraft sich stürmisch in die Erzählung aller Einzelnheiten seines lezten Abenteuers ergoß, heftige Deklamationen in Betreff der plözlichen Zuneigung einmischte, welche seinen Kopf, sein Herz, sein ganzes Wesen für die liebenswürdige Jungfrau erfülle, und schließlich seinen Freund beschwor, ihn bei ihr einzuführen, sintemal er unbezweifelt mit ihr verwandt sey. Lovegrove bestätigte zuvörderst die Vermuthung seiner Verwandtschaft mit den in Frage befangenen Damen, eröffnete dann Pritchcraft, daß Dr. Lovegrove sein Oheim von väterlicher Seite und Pfarrer des großen, in der Nähe eines fashionabeln Badeorts an der südlichen Küste gelegenen Kirchspiels Alberton sey, und fügte hinzu, die Damen seyen diesen Morgen wieder nach Hause abgereist, sie haben ihm gestern nicht bloß das Rencontre im Garten mitgetheilt, sondern es auch herzlich bedauert, den Namen des Herrn, der ihnen so viele Artigkeit erzeigt, nicht vergessen zu haben. Eins jedoch verschwieg Lovegrove, die Beschreibung, welche seine junge Verwandte von dem artigen Herrn gegeben, der, ihrem Ausdrucke zufolge, einem ungeschickten Langbein mit einem Storchschnabel statt der Nase sehr ähnlich sehe. Unter manchem Seufzer bejammerte Pritchcraft sein Unglück, und endigte seine schmerzlichen Klagen mit einer immer neuen und immer glühenderen Schilderung der tausend Reize der liebenswürdigen Tochter aus dem Hause Lovegrove, und nebenbei mit einem launigen Gemälde von dem Zuckerhute und der atlasnen Robe der stattlichen Matrone, zur

großen Beluſtigung des Rechtsgelehrten. „Meine Tante Lovegrove, wie ſie leibt und lebt!“ lachte dieſer; „doch nicht zu vergeſſen, daß ſie ein Vermögen von zwanzigtauſend Pfund hat, ganz unabhängig von meinem Oheim, dem Doktor.“ — „Sprich mir nicht von ſchlechtem Gelde, ich dürſte nur nach näherer Bekanntſchaft mit dieſer Göttin der Lieblichkeit und Unſchuld,“ verſetzte Pritchcraft, innerlich gar nicht unzufrieden, daß ſo hübſches Vermögen in der Familie ſey. „Schlechtes Geld? nichts dergleichen!“ rief Harry Lovegrove; „reines, gutes Geld in dreiprocentigen Konſols. Als wahrer Freund rathe ich Dir, vernachläſſige meine Tante Lovegrove nicht.“ — „Aber um nichts in der Welt, liebſter, beſter Freund,“ erwiderte Pritchcraft, „möchte ich Dir in's Gehege kommen. Bei ſolchen Ausſichten auf Reichthum und Seligkeit fühlſt Du vielleicht ſelbſt ein gewiſſes Attachement an Deine junge Verwandte — laß uns ehrlich gegen einander ſeyn.“ — „Sey ganz ruhig, liebſter Pritchcraft,“ ſagte der Andere, „ich hatte nie die Abſicht, mich mit dieſem Theile meiner Familie enger zu verbinden. Verſuche keck Dein Glück; bedenke die zwanzigtauſend Pfund, und ſieh, ich wette zweihundert Pfund, daß, ehe vier Wochen vorüber ſind, Du meiner Tante Lovegrove zwei Heirathsanträge gemacht haſt.“ — „— — —“ — entgegnete Pritchcraft; „Deiner Tante Lovegrove —“ — „N'importe,“ verſetzte Harry; „ich halte Dir die Wette: [illegible] Pfund für jeden Heirathsantrag; willſt Du, oder willſt Du nicht?“ — „Nun gut,“ erklärte Pritchcraft; „es klingt freilich wie ein Spaß; indeſſen da Du, was weltliche Angelegenheiten anlangt, um Vieles beſſer daran biſt, als ich, und vielleicht aus Mitleid Luſt haſt, mir auf anſtändige Manier eine Banknote von zweihundert Pfund zu ſchenken, ſo nehme ich die Wette an.“ — „Abgethan!“ rief der Andere, ergriff Papier und Feder und zeichnete ſofort das Nähere der Wette auf.

Da Pritchcraft ein völlig müßiger Menſch war, den weder Beruf, noch Geſchäft, ja nicht einmal eine Einladung in London feſthielt, ſo theilte er ſeinem Freunde den ſchnell entworfenen Plan mit, ohne Zeitverluſt nach dem Badeorte zu reiſen, in deſſen Nähe ſeine Hochwürden, Herr Dr. Lovegrove wohnte. Harry billigte den Entſchluß, gab ihm ein kurzes Empfehlungsſchreiben an ſeinen Oheim und bemerkte zugleich, daß ſeit Kurzem ein herrlicher Eilwagen dorthin gehe. Auf Pritchcrafts Bitte notirte er ihm auf die Rückſeite einer Karte das Bureau, die Straße u. ſ. w., und begleitet von ſeines Freundes herzlichſten Wünſchen eines glücklichen Erfolgs, eilte jener vergnügt wie ein Gott davon.

Welch warmer und enthuſiaſtiſcher Verehrer weiblicher Schönheit Pritchcraft auch immer geweſen und noch war, und wie ſehr er ſich auch von der liebenswürdigen Spaziergängerin in Kenſington-Garten wirklich bezaubert glaubte, geleugnet kann doch nicht werden, daß der Eifer, mit welchem er jetzt ſeinen Plan verfolgte, durch die Ausſicht auf die ſo glückliche Vereinigung von Reichthum mit perſönlichen Reizen einigermaßen erhöht wurde. Pritchcraft war in derartigen Fällen ein ſchneller Rechner, ein ſanguiniſcher Spekulant; er hatte, wie früher angedeutet, von ſich, ſeiner Perſon, ſeiner Liebenswürdigkeit und ſeinen Talenten eine durchaus gute Meinung. Die Natur iſt gerecht in allen ihren Werken; es iſt wahr, ſie hatte unſerm Helden die Vorzüge eines einnehmenden Aeußern verſagt, aber ſie hatte ihm dafür die Fähigkeit verliehen, in dieſer Beziehung ganz verſchieden von andern Menſchen zu urtheilen. Nächſtdem beſaß Charles Pritchcraft, ſobald er es einmal auf etwas abgeſehen hatte, einen hohen Grad von Ausdauer und Selbſtbeherrſchung — Manche nannten es Unverſchämtheit — und ſchon lange hatte er ſich nach einer ſchönen und zierlichen Frau umgeſehen, deren Verbindung mit Ackerland, Hutung oder Holzboden, mit Kohlen-, Zinn- oder Bleigruben, mit Kanalactien, mit grönländiſchen oder Südſeewallfiſchfahrern, mit Lachsfiſchereien, mit abgelösten Zehnten, langen oder kurzen Lehnen, Kirchlehen mit Pacht- und Grundzinſen ſeinen Entſchluß rechtfertigen könnte, ſie dafür mit dem ausgezeichneten und beneidenswerthen Namen Pritchcraft zu beſchenken.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, September.

(Beſchluß.)

Mängel der engliſchen Juſtizverfaſſung.

Ich begriff die Aufregung des Polen. Ich war überzeugt, daß es im engliſchen Rechte einen Ausweg geben müſſe, ſolch offenbares Unrecht zu umgehen, einen Ausweg, der meines Erachtens ſich hier ſehr leicht darin finden ließ, wenn der Beſtohlene ſeine Anzeige eidlich bekräftigte und darüber ein Protokoll niedergeſchrieben würde, zweifelte überdies keinen Augenblick, daß, wofern ein derartiger Ausweg möglich ſey, bald ein Berufener oder Unberufener auftreten werde, ihn der unwiſſenden Magiſtratsperſon zu zeigen. Ich erkundigte mich am folgenden Tage, ob Herr von Tyßkiewicz noch in Verhaft ſey, und erhielt bejahende Antwort. Während ich hierauf andern polizeilichen Verhandlungen zuhörte, erſchien Lord Dudley Stuart und ſtellte, zu meiner großen Freude, an den Herrn Friedensrichter dieſelbe Frage, die ich beſcheidentlich an den Herrn Gerichtsdiener geſtellt hatte. Die Antwort war zwar dieſelbe, der Unterſchied aber zwiſchen Lord Stuart und mir der, daß ich mit der empfangenen Auskunft mich begnügt hatte, er hingegen dem Friedensrichter weiter bemerkte, daß die Anführungen des Herrn von Tyßkiewicz in Betreff der Nothwendigkeit ſeiner Abreiſe in der Wahrheit beruhten, daß er allerdings mit Erlaubniß der ruſſiſchen Regierung in England ſey, jedoch wenigſtens

nach Sibirien auf den Zobelfang geſchickt werden würde, ſollte er über ſeinen Urlaub ausbleiben, daß der ruſſiſche Geſandte ſich auf diplomatiſchem Wege für ihn verwenden wolle, und vielleicht hier unter den eigenthümlichen Umſtänden eine ſchriftliche und beſchworene Ausſage ſein perſönliches Erſcheinen vor dem Gerichtshofe vertreten könne. Ich lächelte, weil der Lord meine Anſicht theilte, auch der Friedensrichter lächelte, doch aus einem andern Grunde; denn er ſagte, das gehe nicht, weil es wider den Buchſtaben des Geſetzes ſey, welches ausdrücklich und ſchlechterdings verordne, daß in der Unterſuchung wider den Angeklagten der Kläger perſönlich Zeugniß gebe, unterbleibenden Falles der Angeklagte von der Unterſuchung entbunden und losgezählt werden müſſe, und fügte dann hinzu, die weiter einſchlagenden Umſtände ſeyen ſo beſchaffen, daß kein Friedensrichter in England die durch die Abweichung vom Geſetze ihm nothwendig treffende Verantwortlichkeit über ſich nehmen könne. Alſo bat Lord Stuart um Verzeihung, beläſtigt zu haben, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß der Dieb dem Polen weniger Schaden gebracht, als das den Dieb beſtrafende Geſetz, und daß der Beſtohlene klüger gehandelt haben würde, den Dieb unverfolgt und die Börſe im Stiche zu laſſen, als Beides den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern. Das aber, ſollte ich meinen, iſt ein Gedanke, der von einer guten Juſtizverfaſſung nicht angeregt als daß Herr von Tyſkiewicz in [illegible] die diplomatiſchen Bemühungen [illegible] Erfolg gehabt.

Ich erwähnte, daß ich nach meiner Erkundigung in Betreff des polniſchen Edelmanns andern polizeilichen Verhandlungen zugehört habe, und muß allen Fremden, die London beſuchen, wenn ſie den engliſchen Charakter kennen lernen und ſich bisweilen beſſer amüſiren wollen, als meiſt in den Theatern, den Rath geben, ihre überflüſſige Zeit lieber in den friedensrichterlichen Büreaus, als in den Schauſpielhäuſern zuzubringen. Es iſt kaum zu glauben, welch mannichfache Scenen man da erlebt, Scenen, die zwar oft dem Herzen wehe thun, oft aber auch die Ueberzeugung gewähren, daß unter den zerlumpteſten Kitteln die edelſten Herzen ſchlagen. Am häufigſten ſind freilich die Fälle feiner und grober Diebereien; aber auch dieſe ſind nicht ohne Intereſſe und ohne Nutzen. Wenn man anfängt, auf das ganze Menſchengeſchlecht zu zürnen und Alle, die ihm angehören, für abgefeimte Betrüger zu halten, wird man ſchnell eines andern und beſſern Glaubens, wenn man Menſchen ſieht, die ſchon eine Reihe von Jahren das Leben durchzogen und dabei das Vertrauen zu ihren Brüdern ſich ſo rein erhalten haben, daß ſie Kinder an Gemüth und Herz ſind. Freilich ſind es dann oft ſie, denen flinke Hände und liſtige Köpfe die Taſchen leeren; aber gerade die Leichtigkeit, mit welcher ſie ſich betrügen laſſen, gibt deutlich Zeugniß, daß ſie lange gelebt haben, ehe ſie einem Betrüger begegneten. Wer ſollte z. B. glauben, daß ein alter Seekapitän von einem Pferdehändler ſich ſo anführen laſſen könnte, wie ein ſolcher kürzlich vor einem Friedensrichter ſich als angeführt erwies! Der Seekapitän erzählte, er habe vor wenigen Tagen ein Pferd in den Zeitungen zum Verkauf geſtellt gefunden, das alle nur immer denkbaren guten Eigenſchaften beſitzen ſollte. „Die Beſchreibung gefiel mir dergeſtalt,“ ſagte er, „daß ich hinging, mir das Pferd anzuſehen. Es ſtand in der Nähe von Haymarket, und dort wurde ich an einen Mann gewieſen, der ſich Eigenthümer des fraglichen Pferdes nannte und mir es vorzeigte. Allem Anſcheine nach — denn ich bin kein ſonderlicher Kenner von Pferdefleiſch — beſaß das Thier alle Tugenden, die ſein Herr von ihm rühmte, und er ſah dabei ſo ehrlich aus, daß ich mich geſchämt haben würde, an ſeinen Worten zu zweifeln. Da er intereſſen darauf beſtand, daß ich bei einem benachbarten Kaufmanne mich nach ſeiner Reſpektabilität erkundigen ſollte, ſo ging ich zu dieſem und erfuhr, daß der Pferdehändler ein ausgezeichnet ehrlicher Mann ſey, der um keinen Preis in der Welt Jemand beim Kauf eines Pferdes betrügen werde. Alſo kehrte ich in den Stall zurück, fragte, was das Pferd koſten ſolle, hörte fünfzig Guineen, und erbot mich, ſie zu bezahlen, wenn ich vorher das Pferd probiren dürfe, denn Vorſicht kann doch am Ende nicht ſchaden. Gegen das Probiren hatte der Eigenthümer Anfangs ſein Bedenken; nach einiger Zeit ſagte er jedoch: „Nun, wiſſen Sie was? das ſoll kein Hinderniß ſeyn; Sie erlegen den geforderten Betrag und nehmen dafür das Pferd; gefällt es Ihnen nicht gut, ſo iſt nichts leichter in der Welt, als daß Sie mir das Pferd wiederbringen und ich Ihnen Ihr Geld zurückgebe.“ Dagegen konnte der vorſichtigſte Menſch nichts einwenden, und ich bezahlte die zweiundfünfzig Pfund und zehn Schillinge und nahm das Pferd mit. Nicht lange, ſo kam mir Manches verdächtig vor; ich ließ das Pferd von einem Roßarzte unterſuchen, und erfuhr von dieſem, daß mein Pferd kein geſundes Haar am ganzen Leibe und keinen guten Knochen in allen vier Beinen habe. Demgemäß ging ich zu dem ehrlichen Manne, dem Roßkamme, und bat mir mein Geld aus. Der aber lachte mir in's Geſicht und ſagte — es ſind ſeine eigenen Worte — ich ſolle viel [illegible] Pferde zum Teufel reiten und den Hals brechen, ſo der Kapitän den Friedensrichter, ihm von ſeinem Pferde und zu ſeinem Gelde zu verhelfen, erbielt jedoch den Beſcheid, daß er zwar unbezweifelt betrogen ſey, das aber im Wege einer Civilklage aus- und [illegible] müſſe. W. S.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 225:

Die Regungsloſen ſind,
O Leſer, Stahl und Stein;
Ein Schüler ſchlägt damit
Dem Zunder Leben ein.

Am Zunder zündet er
Das Schwefelhölzchen dann,
Und mit dem Schwefel ſich
Das todte Licht nun an.

Der Schüler dann ſtudirt,
Ihm leuchtet gern das Licht,
Und todt iſt Cicero
Schon lang, der mit ihm ſpricht.

Räthſel.

Nach Catone d'Utica Lucheſe.
(Einmal, um die Mitte des 18ten Jahrhunderts.)

Die Mutter Erde hat mich geboren.
Das Feuer hat mich lebendig gemacht.
Im Waſſer hab' ich das Leben verloren.
Drauf hat man mich ſchnell an die Luft gebracht;
Nun bin ich verwandelt in harten Stein:
Wer mag ich ſeyn? J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 232.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 28. September 1835.

Gremio. — Ei! ei! Ihr macht verzweifelt schnell voran.
Petruccio. — Verzeiht, Signor, ich wär' gern bald im Reinen.

Shakespeare.
Die gezähmte Keiferin.

Der Freier zweier Tanten.

(Fortsetzung.)

Vielfach waren Pritchcrafts Versuche, zahlreich seine Bemühungen gewesen, ein so löbliches Ziel zu erringen. Aber das Glück war nicht mit dem Verdienste gegangen, und die Erfahrung, die er geerntet, hatte bereits dazu gedient, die ursprüngliche Schwelgerei seiner Plane nüchterner zu machen und seinen einst ausschweifenden Erwartungen Schranken zu setzen. Charles war wirklich in seinem Begehren mäßiger geworden: von vierzigtausend war er auf dreißigtausend, und von da auf zwanzigtausend Pfund herabgestiegen, und es fehlte nicht an boshaften Zungen, die da meinten, er werde kein langes Bedenken tragen, sich für fünfzehntausend Pfund zu verkaufen. Guter Leser, sey nicht zu streng in Deinem Urtheil über diesen Mann; es ist hart, sehr hart, ein armer Gentleman zu seyn, und ist es nicht am Ende eben so klug, nach Geld, als nach Schönheit zu heirathen?

Nach vier-und-zwanzig Stunden saß Pritchcraft in dem neuen, eleganten Eilwagen, der Sturmwind genannt. Um die vornehme Stunde, eilf Uhr Vormittags, legte dieses Muster von Comfort und Schnelligkeit vier bäumende Braunen vor, mit dem Versprechen, seine Fracht todt oder lebendig — Sicherheit war nicht zugesagt — binnen zehn und einer Viertelstunde nach dem, mehr als hundert Meilen entfernten D—, dem fraglichen Badeorte, zu liefern. Der Tag war herrlich, die schnelle und bequeme Fahrt steigerte Pritchcrafts Heiterkeit, und mehr als je ließ er es sich angelegen seyn, die Reisegenossen zu unterhalten, von denen namentlich ein ihm gegenübersitzender, schwarz gekleideter, kleiner, verwachsener, ältlicher Herr den lächerlichen Anekdoten ein aufmerksames Ohr lieh, welche Pritchcraft, mit allem Stadtgeklatsch von London vertraut, freigebig spendete. Der kleine Herr fuhr nicht mit bis nach D—, sondern wollte, ohngefähr eine Meile von dort, am lezten Chausseehause absteigen. Er erklärte sich beim Abschied gegen Pritchcraft für seine angenehme Unterhaltung vielfach verpflichtet, sagte ihm, er wohne nicht weit von D—, und bat, indem er ihm seine Adresse überreichte, jenseits um den Namen des interessanten Reisegefährten. Pritchcraft ließ sich nicht ein zweites Mal bitten, langte schnell eine Karte aus der Tasche und behändigte sie dem artigen Herrn. „Alles richtig!“ rief der Kutscher, fort sauste der Sturmwind, und fünf Minuten später führte ein schmucker Kellner, eine Wachskerze in jeder Hand, den fröhlichen Pritchcraft auf ein bequemes und gut meublirtes Zimmer des seit lange bestehenden, wohlfeilen und fashionablen Hotels „Zum Vielfraß“ in der Highstraße von D—.

Es war völlig dunkel gewesen, als Pritchcraft mit seinem Reisegefährten die Karten gewechselt. Beide waren daher mit ihren gegenseitigen Namen und Wohnorten unbekannt geblieben. Aber sobald Pritchcraft in seinem comfortabeln Hotel es sich bequem gemacht, zog er die empfangene Karte hervor und las zu seinem ungeheuern Erstaunen in wohlgestochenen Buchstaben: „Dr. Lovegrove, Hochwürden, Pfarrherr zu Alderton.“ Dieser Contretems war zu arg! Zehn Stunden hatte Pritchcraft dem Vater der liebenswürdigen Miß Lovegrove gegenüber gesessen und keine Gelegenheit gefunden, sich ihm namentlich bekannt zu machen, während ein Empfehlungsschreiben von des Doktors eigenem Neffen müssig in seiner linken Brusttasche ruhte. Seinen Aerger zu zerstreuen, zog Pritchcraft die Klingel und fragte den Kellner, was es etwa von Vergnügungen in der Stadt gebe. „Vergnügungen?“ wiederholte der Gefragte. „Nun, da ist heute Abend in der Reunion ein Wohlthätigkeitsball, an welchem die ganze vornehme Welt Theil nimmt, Frau von Kessel, Gräfin —“ — „Schön, schön,“ unterbrach Pritchcraft; „dürfte wohl auch die Familie aus dem Pfarrhause zu Alderton dort seyn?“ — „Die Lovegroves!“ rief der Kellner; „nun, da können Sie sich darauf verlassen, die fehlen bei keinem Balle.“ — „Um welche Zeit fängt er an?“ fragte der glückliche Pritchcraft in höchster Ungeduld. — „Schlag zehn Uhr,“ versetzte Jener. „Sie haben vollauf Zeit; es ist eben erst halb.“

Pritchcraft behelligte den Kellner mit keinen weitern Fragen, sondern eilte nach seinem Schlafzimmer, um für eine so günstige Gelegenheit eine ausgezeichnete Toilette zu machen. Seine Bemühungen, obgleich im Fluge, waren deßhalb nicht minder glücklich, und er trat hervor in aller Glorie eines glänzenden, pflaumfarbigen Fracks mit polirten Stahlknöpfen, eines in zahllose Falten gelegten Halstuchs vom feinsten indischen Musselin, einer schneeweißen Weste, rosenfarbener, geflammter seidenen Strümpfe und Nankinmodesten mit langen Knieschleifen, denn weite, sackartige Pumphosen entweihten damals noch nicht die heilige Stätte eines Ballsaals. Die Zimmer der Reunion waren ziemlich gefüllt und der Tanz hatte bereits begonnen, als Pritchcraft eintrat. Eine jener mühseligen Anglaisen der damaligen Zeit war in voller Arbeit; an den Händen einer gleichen Zahl schwerfälliger, von Schweiß triefender Herrn jedes Alters hüpften unermüdliche Mädchen, flüchtig wie Rehe, in schneller Folge die Reihen hinab über die rothen, weißen und blauen Kronen, Disteln, Kleeblüthen und Füllhörner, mit welchen die weiß getünchte Flur reich bemalt war. Pritchcraft warf einen forschenden Blick umher, den schönen Magnet zu entdecken, der ihn nach D— gezogen, den Gegenstand aller seiner Hoffnungen, Wünsche und Anstrengungen. Endlich gewahrte er zu seiner innigsten Seelenfreude auf einer Bank die ältliche, korpulente Dame aus Kensingtongarten. Sie war angethan mit einem karmosinrothen Sammtkleide, dessen Schnitt nebst angehängten Zierrathen dem Zeitalter von Sarah Jennings, der berühmten Herzogin von Marlborough, angehören mochte; eine rabenschwarze Lockenperrücke, überragt von einem schwefelgelben Turban, vollendete den reichen Kunstbau ihres Anzugs, und da sie ein paar Wangen hatte, so rund und roth wie eine voll aufgeblühte Päonie, so erschien sie Pritchcraft, der an jenem Abende Alles hübsch fand, eine sehr respektable, ältliche Dame. Er eilte daher, einen leeren Sitz an ihrer Seite einzunehmen, und wurde augenblicklich für den galanten Ritter vom Fächer erkannt. Ohne weitere Einleitung knüpfte er sogleich ein vertrautes Gespräch an, spielte den Angenehmen aus Leibeskräften und wurde freundlich aufgenommen und freundlich angehört, selbst ehe er noch erwähnte, daß er seit lange das Vergnügen habe, den Neffen, Herrn Harry Lovegrove, zu kennen, daß er von ihm mit einem Empfehlungsschreiben beehrt worden, und daß er so glücklich gewesen sey, mit dem Herrn Doktor in demselben Eilwagen zu reisen. Die Dame ihrerseits versicherte ihn wiederholt, wie innig leid es ihr bis auf den jetzigen Augenblick gethan, den Namen ihres aufmerksamen Bekannten nicht ausmitteln zu können, daß Doktor Lovegrove sich glücklich schätzen werde, seine nähere Bekanntschaft zu machen, und daß derselbe, den Geschäfte länger in London zurückgehalten, trotz seiner späten Ankunft auf dem Pfarrhause, nicht unterlassen werde, die Damen abzuholen. Pritchcraft war entzückt, den höchst vortheilhaften Eindruck zu bemerken, den er unstreitig gemacht, Bilder voll Seligkeit und Wonne zitterten vor seinem trunkenen Auge, ihm blieb es kein Zweifel, daß seine beturbante Freundin sich seiner Sache annehmen, seine Bewerbung um Miß Lovegrove unterstützen und folglich den gewissen zwanzigtausend Pfund gewiß nicht erlauben werde, einen Weg aus der Familie zu finden. Und mit so viel Anstand und Würde schritten Beide die Zimmer auf und nieder, daß Aller Augen nur ein Ziel verfolgten, den langen, magern Mann mit der langen Nase und die dicke, rothwangige Dame mit dem karmosinenen Sammtkleide und der rabenschwarzen Perrücke. Alles dies hatte den klugen Pritchcraft indessen keine Minute gehindert, aufmerksamen Blicks jeden Winkel des Ballsaals zu durchspähen und jedes der fünf-und-dreißig Paare zu mustern, die mit größter Anstrengung auf Zehen und Fersen tanzten, lediglich zum Besten der berühmten Wohlthätigkeitsanstalt: „Asyl für Wittwen und Wittwer.“ Und seine Augen hatten in der Masse der Tänzerinnen den bezaubernden Gegenstand seiner Anbetung, Miß Lovegrove, schnell herausgefunden, aber auch seine Eifersucht war

einigermaßen bei der Wahrnehmung rege worden, daß die junge Dame an den gekreuzten Händen, an dem Hinabchaſſiren und an dem Hand in Hand ziemlich großen, und noch bei weitem größern Gefallen an dem etwas vertrauten und leiſen Zuflüſtern ihres Tänzers zu finden ſchien, der, ein ſchöner, ſchlanker Mann, die damalige glänzende Dragoneruniform trug. Nicht als ob Pritchcrafts Beſcheidenheit auch nur einen Augenblick die Beſorgniß genährt hätte, daß er durch Vergleichung mit beſagtem leichten Dragoner im Entfernteſten verlieren könnte, das keineswegs; ganz allein, weil Lezterer ſich im momentanen Beſitze befand und er ähnlichen Vorzug zu genießen wünſchte, ſehnte er das Ende der ewig langen Anglaiſe herbei. Auch war Pritchcraft ein geübter Tänzer, einer aus der alten Schule, der ſich etwas darauf zu Gute that, in allen Arten von Sprüngen, von der Zeit Sir Rogers von Coverley bis auf die neueſten Erfindungen der Vathcottillons, bedeutend zu excelliren, und den deßhalb nicht wenig nach der Gelegenheit verlangte, ſeine Geſchicklichkeit zu zeigen und dadurch ſeine liebenswürdige Zauberin zu bezaubern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Aetna und der Montblanc.

(Fortſetzung.)

Nach ohngefähr zwanzig Minuten gelangten wir zu einer Eiswand, über die ſich Felſen erhoben. Dieſe fürchterliche Mauer war gewiß 1000′ hoch, und in den Falten lag harter Schnee, in den man mit der Axt Stufen hieb, um die Füße einzuſetzen. Es war bei der dünnen Luft und der heftigen Kälte entſetzlich mühſam. So kamen wir denn endlich auf die Petits-Mulets, denn ſo heißt dieſer Felſen. Während wir daran hinauf kletterten, konnte ich das Grand-Plateau in ſeiner ganzen Schönheit überſehen, was früher nicht möglich war. Es liegt 1995 Toiſen hoch über der Meeresfläche, und iſt ein weites, von rieſigen Schneebergen eingefaßtes Schneefeld. Nach dem Thal hin iſt es offen und gleicht daher einer Muſchel, deren Ausſchnitt nach Chamouni gewendet wäre. Die Lawinen haben ungeheure Seracs oder Eisſtücke in der Mitte liegen laſſen, die aber gegen jene Maſſen der Einfaſſung wie kleine Brocken ausſehen. Uns gegenüber auf der andern Seite des Grand-Plateau lag der Dome du Gouté, eine abgerundete Höhe, die dem hintern Rücken eines Kameels gleicht, deſſen Buckel der Montblanc ſelbſt bildet. Wir ſahen hier zwei Vögel, was in dieſer Höhe ziemlich ſelten iſt. Sie flogen aber ſo fern, daß wir nicht unterſcheiden konnten, was für eine Art es war. Sie und zwei Krähen, die wir ſpäter auf dem Gipfel ſelbſt über dem ewigen Schnee ſahen, waren die einzigen lebenden Geſchöpfe, die uns auf dem Berg begegneten.

Auf der Höhe der Petits-Mulets konnten zwei Guiden nicht gleichen Schritt mehr mit uns halten, ſie mußten zurückbleiben, und dadurch ward unſer eigener Gang mühſamer und langſamer; denn der vorderſte Führer, der immer in dem weichen und tiefen Schnee vorwärts ſchreiten muß, ermüdet viel ſchneller, als die nachfolgenden, muß alſo häufig von ihnen abgelöst werden. Je weniger aber ihrer ſind, deſto häufiger kommt die Reihe an jeden, und ſo werden alle ſchneller erſchöpft. So erging es uns auch wirklich; denn ſchon eine halbe Stunde, nachdem jene Guiden zurückgeblieben waren, blieben noch zwei andere zurück, und ich blieb mit zweien allein. Und doch waren die lezten Nachzügler Julien Desvouaſſous und Mathieu Simon, die für die kräftigſten Männer unſerer Truppe galten. Auf dem Montblanc aber iſt man nicht einen Tag wie den andern; die Robuſteſten fühlen ſich da manchmal ſchwach. Francois Desplaud und David Simon waren mir allein geblieben; dieſe rüſtigen und unerſchrockenen Gemsjäger ermuthigten ſich gegenſeitig, und ihr Muth nahm wirklich mit den Schwierigkeiten zu.

Ich muß es geſtehen, es gehörte eine recht feſte Willenskraft dazu, denn nie iſt mir ein ſo ungleicher und unzuverläſſiger Boden vorgekommen. Der Schnee, auf dem wir gingen, war mit einer dünnen Eisſchichte überzogen, manchmal zu ſchwach, um einen Mann zu tragen, manchmal auch ſtark genug dazu. So fand ein Fuß oft eine feſte Stütze, unter dem andern aber brach das Eis und er ſank tief in den Schnee; beim nächſten Schritt dieſelbe Ungewißheit und Unſicherheit. Man kann ſich nichts Unangenehmeres, Schwierigeres und Ermüdenderes denken. Uebrigens empfand ich keine von den Unannehmlichkeiten, über die ſich alle Montblancbeſteiger beklagen. Ich hatte weder Uebelſeyn, noch Durſt, und auch keine Neigung zum Schlaf; ja, was noch auffallender iſt, ich hatte eine verzehrende Eßluſt. Leider aber waren faſt alle meine Führer zurück, und die zwei, welche ich noch bei mir hatte, trugen nur wenig Nahrungsmittel; zudem hatten ſie nichts in ihren Ranzen, was zum Eſſen und Trinken auf dieſer Höhe paßte, denn von den Grands-Mulets an ſind alle ſtarken Getränke und erhitzenden Fleiſchſpeiſen ſehr gefährlich. Dieſen ganzen zweiten Tag darf man nichts genießen als Eſſigſyrup, Limonade und Geflügel. Die Anſtrengung wurde immer größer, der Wind heftiger, die Luft dünner, die Ermüdung daher fühlbarer. Bei all dieſen immer zunehmenden Schwierigkeiten, bei aller Erſchlaffung und dem Zurückbleiben meiner meiſten Guiden, kam mir nicht ein einziges Mal der Gedanke, zurückzubleiben. Die furchtbare Anſtrengung reizte mich nur noch mehr und gab meiner Willenskraft noch mehr Stärke. Links lag der Mont-Maudit, rechts die Felſen

der Petits-Mulets, die auf der italienischen Seite des Bergs mit der Eismauer der Côte endigen, einer wirklichen Mauer. Despland zeigte mir sie als lezten Hinderniß, das wir zu übersteigen hätten; sie war abermals 300′ hoch.

Auf der höchsten Abplattung der Petits-Mulets überraschte mich schon eine wundervolle Aussicht. Vor mir lag die ganze penninische Alpenkette gegen den St. Gotthard hin, und über ihre majestätischen Höhen ragten die gelblichen Spitzen des Mont-Rosa's empor. Ganz nahe bei mir zog sich der furchtbare Brivaglietscher nach Courmayeur hinab, welches Thal zu meinen Füßen lag. Links stand die drohende Spitze des Mont-Maudit, noch mehr links das Mer de Glace, der Jardin in der Ferne; der famöse Col du Géant und seine rechtwinkelige Spitze; endlich die ganze lange Kette der Berner Alpen. Deutlich erkannte ich die Gemmi, das Schreckhorn, das Wetterhorn, den Eiger, den Mönch, das Finsteraarhorn und die Jungfrau. Näher stand der Mont-Cervin mit seinem erhabenen Haupt, der mit dem Mont-Rosa um die Höhe zu streiten schien, rechts endlich, viel näher, der Gipfel des Montblanc, das Ziel meiner Wünsche, der Gipfel, welchen nur wenige Reisende bisher hatten erreichen können. Ich sah ihn so nahe, war aber doch noch 1000′ bis 1200′ darunter. Das größte Hinderniß hatte ich noch zu überwinden, wiewohl meine Kräfte lange nicht mehr dieselben waren. Der abscheuliche, unsichere und unzuverlässige Schnee der Petits-Mulets hatte uns fast ganz erschöpft und unsere Kräfte vernichtet, und doch war keine Minute zu verlieren. Es war daher gleichsam ein Anlauf der Verzweiflung, in dem wir die Besteigung der furchtbaren Côtemauer begannen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Eintritt der Herbstsaison. Die große Oper.

Jezt athmet man wieder freier in Paris, die große Sommerhize hat nachgelassen, die Pairskammer ist mit ihrem monströsen Kriminalprozesse fertig geworden, oder hat sich wenigstens so angestellt, als ob sie damit fertig würde, und macht eine Pause. Die Doktrinärs haben so ziemlich alle Macht bekommen, wornach sie sich sehnten, und schicken nun die Deputirten wieder nach Hause, die Pariser haben sich von dem Schrecken wieder erholt, den ihnen die Fieschische Höllenmaschine und die überall herumspürende, aber, wie es scheint, nirgends Aufschluß findende Polizei verursacht hatte; die Abende werden länger, Vakanz, Weinlese und Jagd treiben eine Menge Bewohner aus dem Gewühle der großen Hauptstadt in's Freie; dagegen strömen Fremde in Menge herbei und nehmen an allen öffentlichen Belustigungen Theil; somit beleben sich denn auch die Theater wieder, obschon sie eigentlich nie gefeiert, sondern den ganzen Sommer hindurch ohne Unterlaß gespielt haben; aber wie gering mag die Einnahme bei manchen Theaterkassen gewesen seyn! An der großen Oper legt Dr. Veron das Scepter nieder, oder übergiebt ihn vielmehr den Händen seines Gefährten Duponchel, der schon lange die Bühne besorgt hat, oder was man hier la mise en scène nennt. Hiezu wird ein eigener Mann, ja sogar ein eigenes Genie erfordert; wenn nämlich ein neues Stück angenommen ist, Text sowohl, als Musik, so kommt es darauf an, es auf eine würdige, und was noch wichtiger ist, auf eine anziehende Weise darzustellen, und Alles so zu ordnen, daß nicht allein der Zweck des Dichters erreicht werde, sondern daß auch das Publikum mit der Darstellung völlig zufrieden sey. Das Bühnengenie muß für Dekorationen sorgen, jedoch alle unnüzen Kosten dabei vermeiden, die Schauspieler oder Sänger und die Chöre zusammenbringen, die Rollen vertheilen, überspannte Forderungen abweisen, eifersüchtige Schauspielerinnen besänftigen, den vielen Aufwand verlangenden Dichter herabstimmen, den ein starkes Orchester verlangenden Tonsezer mit einem geringern zufriedenstellen, dem Direktor nicht zu viel Geld ausgeben, dem Publikum nicht zu wenig geben, kurz, er muß das Mögliche und auch das Unmögliche thun, um alle Welt zu befriedigen. Ein bewährtes Bühnengenie kann also nach abgelaufener Dienstzeit wohl auf die Ehre, Theaterdirektor zu werden, Anspruch machen, und verdient auf dem Throne auszuruhen, für welchen er Jahre lang so thätig gewirkt hat. Solch ein seltener Phönix soll nun Duponchel seyn, und daher ohne Weiteres von dem Minister des Innern, welcher stets die Oberaufsicht über die Oper ausübt, weil er die Zulage ertheilt, mittelst welcher die Oper sich aufrechthält, bestätigt worden seyn. Auch als Schriftsteller hat sich der Mann bekannt gemacht, nämlich durch Aufsäze in den Zeitschriften über Ballette, Maskenbälle u. dal. So geschickt er sich nun aber auch bei seiner Bühnenleitung benommen haben mag, so scheint er doch nicht Allen zu behagen. Dies ergab sich vor einigen Jahren aus der kleinen Rache, die ein Ungenannter an Duponchel nahm. An einem gewissen Tage bekam nämlich das ganze Theaterpersonal gedruckte Laufzettel mit der Nachricht, Duponchel sey gestorben und seine Familie lade zu dem Leichenbegängnisse ein. Zur bestimmten Stunde fanden sich auch eine Menge Leute in seiner Behausung ein und wollten ihn zu seiner lezten Wohnung begleiten. Dr. Veron verstand die Kunst, das Opernvolk, Große und Kleine, in Respekt zu halten, den Großen viel, den Kleinen wenig zu geben, doch so, daß Niemand laut klagte, und dabei kannte er so gut den wandelbaren, neuerungssüchtigen Geschmack der Pariser, daß es ihm stets gelang, sie zufriedenzustellen, daß eben die Oper, von der man sonst wie vom Aufenthalte der majestätischen Langeweile sprach, und die ihres schreienden Gesanges und ihrer kein Ende nehmenden Opern halber verrufen war, jezt wieder ein Sammelplaz der großen und elegannten Welt geworden ist; so etwas hätte man vor zwanzig Jahren kaum für möglich gehalten. Die jezige Regierung hat die ihr gestellte Aufgabe, einen mit republikanischen Institutionen umgebenen Thron zu errichten, nicht lösen können oder wollen, aber Dr. Veron hat die nicht minder schwierige Aufgabe, aus der langweiligen Oper ein angenehmes, ergözendes Schauspiel zu machen, völlig gelöst, und er hinterläßt seinem Nachfolger ein in so gutem Rufe stehendes Reich, daß bereits auf den künftigen Winter alle Logen vermiethet sind, was in einem so ungeheuer großen Saale sehr viel sagen will und fast unerhört ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 233.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 29. September 1835.

Einmal noch mit Kraft geschoben,
So gelangen wir nach oben,
Wo uns Alles weichen muß.

Goethe.

Der Aetna und der Montblanc.

(Fortsetzung.)

Ich fürchtete immer, meinen zwei Führern würden die Kräfte ausgehen, denn sie hatten allerdings einen schweren Stand. Sie hingen so zu sagen in der Luft, ohne recht feste Stütze, und mußten dabei noch mit der Axt tiefe Löcher hauen, wo wir abwechselnd Hände und Füße einsetzten, aber immer nur eine Hand, denn mit der andern mußten wir die Eisenspitze unserer großen Stöcke tief in's Eis stoßen. Während wir so kletterten, kamen die früher zurückgebliebenen Führer wieder zu uns; sie halfen uns aber nichts, denn sie blieben immer wieder zurück.

Dieses lange, ermüdende Klettern dauerte ungefähr anderthalb Stunden. Dabei konnte ich hinlängliche Betrachtungen über die tollkühne Neugierde des Menschen anstellen, womit er allen Gefahren trotzt. Manchmal war der Wind so heftig, daß wir uns aus allen Kräften anklammern und dabei das Gesicht gegen die Eismauer wenden mußten. Hätte er uns hier weggerissen, so wären wir von seiner Wuth unfehlbar in den Abgrund geschleudert worden. Je höher wir stiegen, desto senkrechter wurde die Schneemauer, endlich jedoch gelangten wir glücklich hinauf. Gewöhnlich lassen die Reisenden die Guiden allein hinaufsteigen, diese werfen ihnen dann einen Strick mit einem laufenden Knoten von oben zu, diesen schlingen sie sich um den Leib und werden dann wie mit einer Schiffswinde hinaufgehißt. Diese Procedur wäre noch nöthiger beim Herabsteigen. Mir aber kam weder das Eine noch das Andere zu gut, da meiner Begleiter viel zu wenige waren.

Nun waren wir auf einer ziemlich weiten Ebene, die sich bis zu der Calotte, oder zu der lezten Höhe hinzog; sie schien mir ein wahrer Kegel, und indem wir uns ihr näherten, schritten wir von einem Wunder zum andern. So erschien uns zuerst nach dem Gipfel des Montblanc hin die Sonne mit sieben Ringen umgeben, und jeder hatte die sieben Regenbogenfarben; ein entzückender Anblick, an dem ich mich nicht satt sehen konnte; ich blieb oft stehen, um ihn zu bewundern, und mußte mehrmals an's Weitergehen erinnert werden. Aber der reizende, phantastische Zauber verringerte sich mit jedem Schritt, um den ich mich dem Kegel näherte, wahrscheinlich weil ich meine Stellung gegen ein leichtes Wölkchen änderte, das zwischen mir und der Sonne stand; dies Wölkchen selbst aber war so überaus zart und duftig, als wäre es aus der dünnsten Silbergaze gewoben.

Am Fuß der lezten Anhöhe setzte ich mich an dem Rocher-rouge, dem lezten Felsen, nieder, den man auf dem Weg auf den Montblanc ungefähr einige hundert Fuß unter seinem Gipfel findet. Der Rocher-rouge

iſt der höchſte nackte Fels Europas. Von hier bis ganz hinauf iſt noch eine gute Stunde Wegs. Hier ſieht man zuerſt das Chamounithal wieder, das mehrere Stunden lang unſichtbar geweſen war. Die Eis- und Schneeanhöhe über dem Rocher-rouge iſt gleich im Anfang ſteil, wird aber am Ende mit ihren 80° nur ſehr ſchwer zugänglich. Die immer dünner werdende Luft ermüdete uns entſetzlich. Sauſſure konnte bei ſeiner Aſcenſion hier nicht mehr als zwanzig bis fünf-und-zwanzig Schritte machen, ohne auszuruhen; ſo arg aber war es bei uns doch nicht, denn wir konnten doch immer hundert und fünfzig Schritte zwiſchen jedem Anhalt machen. An den ſteilſten Stellen dieſes Abhangs gegen Norden habe ich mich überzeugt, daß er von Eis gebildet war, was die Meinung widerlegt, als ob die höchſten Bergſpitzen nicht mit Eis, ſondern nur mit Schnee bedeckt ſeyen.

Um halb vier Uhr Nachmittags (am 9ten Okt. 1831) erreichte ich zuerſt den Gipfel des Montblanc. Es war ein herrliches Gemälde, das ſich vor mir aufthat und bei deſſen Anblick eine Menge widerſtreitender Ideen und Gefühle in meinem Gemüth auftauchten. Ich fühlte mich dem Himmel näher, ich fühlte mich unter dem Einfluß eines der wohlthätigen Genien, die uns im Traum erſcheinen und uns über die Region des Aethers hinaus heben, um uns beſonders zweierlei zu zeigen: die Kleinheit unſerer Welt, auf die wir doch ſo ſtolz ſind, und die Größe des unendlichen Gottes. Ihm dankte ich zuerſt im Stillen, mich über den kühnen Flug des Adlers erhoben zu haben, um da beſſer ſeine grenzenloſe Macht betrachten zu können, dann aber dachte ich an Vaterland, Familie und Freunde. Mein erſter Blick galt Frankreich, nach dem auch mein lezter gerichtet ſeyn wird.

Ich ließ meine Augen hinausſchweifen, ſo weit als der Blick des Menſchen reicht, und entdeckte ganz in der Ferne die Vogeſen und die Berge des Vivarais wie eine Hügelreihe, auch das ganze mittägliche Frankreich wie eine weite, mit Städten beſäte Ebene, unter denen beſonders Lyon, das kriegeriſche Lyon, glänzte, die Rhone beherrſchend, die ſich wie ein Bach durch eine ausgetrocknete Wieſe ſchlängelt. Links iſt das ganze grüne Iſerethal. Noch weiter ſtand der Monte-Viſo mitten über den Seealpen, und neben ihm das ganze nördliche Italien. Mitten in der lombardiſchen Ebene ſtand Mailand wie ein weißes Dorf. Am äußerſten Rand dieſer weiten Ebene war es mir, als ſähe ich Venedig wie einen ſchwarzen Punkt im Grund des adriatiſchen Golfs, gleich einem Eisvogel, der über den Wellen ſchwebt. Mit ſüßer, wehmüthiger Freude heftete ich die Augen auf dieſen Punkt, den erſten meines Exils. Aber was iſt aus deiner Größe geworden, Venezia la bella!

(Beſchluß des dritten Artikels.)

Der Freier zweier Tanten.

(Fortſetzung.)

Endlich kam der Augenblick, wo die Violinbogen nach Colophonium, die Klarinetten nach Wind, und ſämmtliche Muſikanten nach Grog verlangten. Ihr Streichen und Kratzen hörte auf, das Streichen und Kratzen der Herrn fing an, und Jeder führte mit ritterlichem Gehorſam ſeine Tänzerin ihrem Chaperon zu. Auch der funkelnde Dragoner geleitete ſein ſchönes Convoi mit ſoldatiſchem Anſtand auf deſſen Platz, wo Pritchcraft die Ehre widerfuhr, mit freundlicher Heiterkeit erkannt und begrüßt zu werden. Er verbeugte ſich tief, zugleich ein geheimes Stoßgebet ſprechend für möglichſt ſchnelle Abberufung mehrerwähnten geſchwätzigen Dragoners, zwiſchen welchem und Miß Lovegrove er einen Austauſch zärtlicher Blicke entweder wirklich geſehen, oder zu ſehen geglaubt hatte. Trotz dem wagte Pritchcraft, indem er eine ſeiner intereſſanteſten Stellungen annahm, um die Ehre eines Tanzes mit Miß Lovegrove zu bitten, die ihm denn auch nicht verſagt wurde. Der Ceremonienmeiſter klappte den Staub aus ſeinen weißen Woodſtocker Handſchuhen und befahl der Muſik, einen Cotillon zu ſpielen. So oft damals dieſe Art Tanz ſich zwiſchen einem hochländiſchen Reel und einer inländiſchen Anglaiſe einſchwärzte, war er ſtets Gegenſtand höchſter Aufmerkſamkeit. Wenige Ballgänger waren befähigt, in einer ſolchen Schauſtellung aufzutreten, die Unbefähigten ſtellten ſich als eifrige Zuſchauer auf Stühle und Bänke. Welches Glück nun, welche Seligkeit für Pritchcraft! Miß Lovegrove hatte eingewilligt, ſeine Moitié zu ſeyn, und er, wohlbekannt mit den verſchlungenſten Figuren und Meiſter jedes graziöſen Schritts in dieſem ausgezeichneten Tanze, er ſeufzte nach dem Momente, ſeine Alles niederſchmetternde Geſchicklichkeit zu zeigen. Der Cotillon war voll, ein Strom auffordernder Töne ergoß ſich vom Orcheſter nieder, die Augetretenen ſezten ſich in Bewegung; chaine des dames, moulinet, ronde, rief in der Reihenfolge Pritchcraft, der Vortänzer, und während er ſo rief, chaſſirte, pirouettirte und ſchlug er Entrechats, wirbelte ailes de pigeons und ſprang pas de basque in einem Styl, wie man ſolches noch nie zuvor in dem Ballſaal zu D— erblickt hatte. Miß Lovegrove war erſtaunt, und ihr Chaperon im karmoſinenen Kleide hatte die neugierige Keckheit, um die wundervollen Thaten ihres neuen Freundes bewundern zu können, ihre werthe Perſon dem ungewiſſen Halte eines Rohrſtuhls anzuvertrauen. Wahrhaftig, der größere Theil der Geſellſchaft war wie vom Donner gerührt über die unglaublichen Leiſtungen des ſechs Fuß meſſenden

Herrn mit der langen Naſe, dem pflaumfarbigen Fracke und den Nankinmodeſten.

Pritchcraft befand ſich eben in der Ausführung jener höchſt intereſſanten und graziöſen Tour, welche cavalier seul heißt, und im Anſatze zu einem entrechat de cinq, als er, mit anſtändiger Beſcheidenheit die Augen zu der Maſſe der Zuſchauer erhebend, zum erſten Male ſeinen hochwürdigen Reiſegefährten, den Herrn Dr. Lovegrove, anſichtig wurde. Sobald er zu vollſtändiger Selbſtzufriedenheit ſein pas seul beendigt hatte, machte er dem Doktor eine höchſt artige Verbeugung, welche dieſer in einer kalten, ſtolzen, zurückſtoßenden, ja die Bekanntſchaft durchaus verneinenden Manier erwiderte. Unbegreiflich! mißbilligte etwa der kleine, krummbeinige Pfarrherr Pritchcrafts Aufmerkſamkeit für Miß Lovegrove? und warum? — Gleichzeitig mit dieſer an ſich ſelbſt gerichteten Frage bemerkte Pritchcraft, daß der Doktor ebenſo eifrig als leiſe auf vier oder fünf ihn umſtehende Herrn einredete, daß darunter der Ceremonienmeiſter und Hauptmann Lovington ſich befanden, und die ganze Gruppe ihm ſehr erzürnte Blicke zuwarf. Noch wenige Minuten, und der Cotillon war vorüber. Pritchcraft führte ſeine Moitié auf ihren Platz; da nahte ſich ihm auf den Schuhſpitzen Herr Süß, der Ceremonienmeiſter, zog ſeinen ſyſtematiſch-regelmäßigen Bückling und bat in ſeinem gewöhnlichen Flötenlaute um wenige Worte in einem anſtoßenden Zimmer. Der hochwürdige Doktor, der Hauptmann und mehrere Andere folgten. Herr Süß fragte unſern Helden, ob Pritchcraft ſein Name ſey, und als dieſer ſolches bejaht, deutete er ihm in den artigſten und zarteſten Redewendungen ſein Erſtaunen, wie ſein Bedauern an, daß Herr Pritchcraft es gewagt, ſich in eine ſo angeſehene und erleſene Geſellſchaft einzudrängen, und rieth ihm freundſchaftlichſt, ſich ganz in der Stille aus dem Staube zu machen. Pritchcraft war verblüfft; kaum aber hatte er ſich geſammelt und angefangen, eine kühne Stellung und eine ſtolze Sprache anzunehmen, als der ganze Chor rief: „Hinaus mit dem Burſchen!“ Der Hauptmann ſah gewaltig wild aus, der hochwürdige Doktor wurde vor Zorn roth wie ein Puderhahn, Herr Süß vor Indignation leichenblaß, und Pritchcraft, der einſah, daß Widerſtand zu nichts führte, entfernte ſich, jedoch nicht ohne die drohende Verſicherung, daß man bald von ihm hören ſolle, und daß der ſchwarze Rock des hochwürdigen Herrn ſein alleiniger Schutz ſey. Er flog zum Hauſe hinaus, die Straße hinab nach dem Hotel, und wie er dort ankam, hatte ein heftiger Regenſchauer und das Austreten der Rinnſteine ihn in ſeinen dünnen Tanzſchuhen und ſeidenen Strümpfen, wenn auch nicht vollſtändig abgekühlt, doch zu ruhiger Erwägung und Beſchlußnahme um Vieles geeigneter gemacht. Sein erſter Gedanke war, den Dragoner und den Ceremonienmeiſter zu fordern; aber Klugheit gewann die Oberhand, und er entwarf ein ſehr gemäßigtes Billet an Herrn Doktor Lovegrove, Hochwürden, in welchem er um gefällige Anzeige der Urſache der ihm widerfahrenen, ſo unceremoniellen Behandlung ergebenſt bat; den Empfehlungsbrief des Neffen ſchloß er bei. Als er mit Schreiben und Abſchreiben fertig war, fand ſich, daß es zu ſpät war, das Billet abzuſchicken. Alſo legte er ſich zu Bett und ſchlief trotz aller Strapatze, Wuth und Anſtrengung bis tief am Morgen.

Da Pritchcraft Bedenken getragen haben würde, nach der lächerlichen Figur, die er am Abend vorher geſpielt, und ehe nicht genügende Aufklärung erfolgt, ſein Hotel zu verlaſſen, ſo war es in der That ein glücklicher Zufall für ihn, daß es den ganzen nächſten Tag ohne Unterlaß regnete. Das Billet wurde inzwiſchen nach dem Pfarrhauſe geſchickt, und die in geziemender Friſt überbrachte Antwort war ſo begütigenden Inhalts, daß Pritchcraft ſich vollkommen verſöhnt fühlte. Der Doktor ſchrieb, der beigefügte Brief ſeines Neffen habe ihn von einem höchſt ſonderbaren und unglücklichen Irrthum überzeugt, einem Irrthum, für welchen er weder hinreichende Genugthuung, noch Entſchuldigung bieten könne, der jedoch durch die, von Herrn Pritchcraft ſelbſt ihm behändigte, zum Beweis beiliegende Karte veranlaßt worden ſey, erklärte, daß er demgemäß Herrn Pritchcraft irrthümlich für einen Schneider gehalten, verſicherte, daß er keinen Augenblick verlieren werde, ſothanen höchſt unangenehmen Irrthum gegen Herrn Süß, den Hauptmann Lovington und mit wem er ſonſt zu ſprechen komme, aufrichtig zu bekennen, hoffte, daß Herr Pritchcraft, ſobald das Wetter ſich aufhelle, ohne weitere Einladung nach dem Pfarrhauſe kommen werde, und bemerkte ſchließlich, daß die Damen ſich freuen würden, ihn zu ſehen. „Iſt der Mann verrückt?“ rief Pritchcraft. Die beigefügte Karte war auf den Boden gefallen, er hob ſie auf und erblickte zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen eine gewöhnliche Verkaufskarte von „Pritchcraft, Schneider und Kleiderverfertiger, auch fertige Kleidungsſtücke in Auswahl vorräthig, Nr. 15, Holbornbügel.“ Das Umdrehen der Karte löſte das Räthſel: es war dieſelbe, auf deren Rückſeite Harry Lovegrove das Gaſthaus angemerkt hatte, von welchem der Sturmwind abfuhr. Pritchcraft hatte ſie in die Taſche geſteckt und dem Doktor ſtatt ſeiner eigenen behändigt, indem es damals zu finſter war, Geſchriebenes oder Gedrucktes zu erkennen. Natürlich gab nun Pritchcraft alle Schießpulver- und Racheplane auf und ſich nochmals den Bildern einer wonnereichen Zukunft hin. Alles lächelte ihm, nur das Wetter nicht. Der Barometer war noch im Fallen, und der folgende Tag eben ſo naß, wie der vorhergegangene.

Dennoch machte Herr Süß, der Ceremonienmeiſter, ſeine Aufwartung, und da er einer der artigſten und amuſanteſten Menſchen von der Welt war, ſo lachte er auf eine ſehr angenehme und unterhaltende Weiſe über den drolligten Irrthum des kleinen Pfarrherrn. Dabei ſagte er Pritchcraft in Betreff ſeines Tanzens viel Schönes, und endigte mit der konfidentiellen Verſicherung, daß, als er geſtern im Pfarrhauſe zu Mittag geſpeiſt, er nicht umhin gekonnt habe, wahrzunehmen, in welch außerordentlicher Gunſt Herr Pritchcraft bei den dortigen Damen, und ganz beſonders bei Miß Lovegrove ſtehe. Der Ton, in welchem Herr Süß dieſe Verſicherung ausſprach, war ſo markirt, daß Pritchcraft darin deutlich die Abſicht erkannte, ihm indirekt eine günſtige Mittheilung zu machen. Sobald daher Lezterer ſich empfohlen hatte, ſäumte er nicht, einer ſo angenehmen Andeutung gemäß zu handeln. Er überzeugte ſich, daß es im gegenwärtigen Falle rathſam ſeyn dürfte, einen kühnen Anlauf zu nehmen, und entſchloß ſich demgemäß, noch vor ſeinem Beſuche im Pfarrhauſe Miß Lovegrove einen ſchriftlichen Heirathsantrag zu machen. Das Schreiben wurde ſofort aufgeſezt und noch denſelben Abend abgeſendet. Es lautete wörtlich ſo: An Miß Lovegrove. „Es gibt Fälle, wo der undämmbare Strom unſerer Gefühle uns zu anſcheinend unſchicklichen Handlungen fortreißt. Dies ſpreche meine Entſchuldigung. Als ich Sie das erſte Mal ſah, fühlte ich, daß mein Geſchick erfüllt war: ich erblickte ein Weſen, dem mein Herz, mein Vermögen, mein Leben für immer zum Eigenthume verfallen ſind. Darf ich mir mit der Hoffnung ſchmeicheln, daß dieſe Ueberſiedlung nicht mißbilligt werden wird? O, zerſtören Sie nicht die Träume von Seligkeit, die da träumt — Ihr aufrichtiger und feſt entſchloſſener Anbeter Charles Pritchcraft.“

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortſezung.)

Theater.

Die jährliche Miethe einer Loge in der großen Oper beläuft ſich auf mehrere tauſend Franken, und gar viele Leute kommt die Hausmiethe nicht ſo hoch zu ſtehen. Allerdings hat die Direktion auch ſchon für anziehende Neuigkeiten geſorgt. Beſonders ſoll die „Pariſer Bluthochzeit“ zum Beſten gegeben werden, an welcher Duponchel ſein vormals bewährtes Bühnengenie wieder wird entfalten können. — Die italieniſche Oper beginnt der Regel nach ihre Darſtellungen mit dem Oktober. Was wir hier zu erwarten haben, iſt noch nicht bekannt, außer den Namen einiger Sänger und Sängerinnen. Roſſini ſcheint nun einmal keine Oper mehr ſetzen zu wollen, ſondern dieſes Vergnügen oder dieſe Mühe den Bellinis, Marliani's, Donizettis zu überlaſſen. Für die Leute, welche Muſik lieben, aber keine Logen, weder in der franzöſiſchen, noch in der italieniſchen Oper zu miethen im Stande ſind, bietet das Gymnase musical ſeine täglichen Konzerte, die in der lezten Zeit durch die bayeriſche Bauerfamilie Graſſl etwas belebt wurden. Es nahm ſich ſonderbar aus, die muſikaliſchen, bayeriſch gekleideten Kinder mit ihrem Vater auf die ernſthafteſte Weiſe die einſtudirten Stücke vor den ſpaßhaften Pariſern aufführen zu hören, die ſolche ſonderbare Virtuoſen noch nicht zu ſehen und zu hören bekommen hatten, obſchon hier beſtändig Virtuoſen aus Deutſchland herbeiſtrömen. — Die komiſche Oper befleißt ſich auch wieder, den Zuſpruch des Publikums zu verdienen, und hat abgetretene Sänger und beiſeite gelegte Stücke mit neuen Sängern und neuen Stücken abwechſeln laſſen, um dem Publikum zu gefallen. So hat ein Herr Monpou, der ſich in der Choronſchen Singſchule gebildet hat und bisher nur als ein Liedermelodiendichter bekannt war, obſchon er ſich auch daran gemacht hatte, Bürgers Lenore zu komponiren, es gewagt, eine Oper zu ſetzen, „die beiden Königinnen,“ nämlich Chriſtine von Schweden und die Königin von Dänemark, welche Beide incognito in einer Herberge zuſammentreffen, woraus ein komiſches Imbroglio entſteht. Die Operette hat nur einen Aufzug, und der Verſuch iſt nicht hinreichend, um daraus das dramatiſche Talent Monpou's ermeſſen zu können. Bisher haben die Liedertichter in Paris, wenn ſie ſich an's Dramatiſche wagten, wenig Erfolg gehabt; es iſt ganz etwas anderes, eine Romanze, eine Elegie in Muſik zu ſetzen, und eine dramatiſche Handlung muſikaliſch durchzuführen. Der einaktigen Operetten hat die komiſche Oper ſeit Kurzem eine Menge bekommen; ſie tragen zwar zur Mannichfaltigkeit der Darſtellungen bei, allein um das Publikum in Menge herbeizuziehen, ſind große Opern, Meiſterſtücke der dramatiſchen Tonkunſt nöthig. In Ermangelung einer vorzüglichen Neuigkeit hat die Direktion Heroldś Zampa wieder vorgenommen; ſie kann aus dem ältern Repertoire noch manche andere gute Oper hervorziehen, wenn die lebenden Tonkünſtler ſie im Stiche laſſen. An neuen Vaudevilles hat es den ganzen Sommer hindurch nicht gefehlt; ich wüßte aber keines anzuführen, welches einen beſondern Beifall erhalten hätte, als etwa die Gants jaunes und Une chaumière et un coeur. Eben ſo haben die Boulevards mehrere Melodramen gegeben, die in äſthetiſcher Hinſicht eben nicht auszuzeichnet waren, aber dem Volke gefielen, beſonders Ango. Das Théâtre français hat nur eine einzige bedeutende Neuigkeit, Jacques II. von Vanderburg, gegeben, ein Drama in Proſa, etwas, was die Franzoſen als eine Zwittergattung anſehen, und daher weit geringer achten, als ein Trauerſpiel in Verſen, wie alle ihre Meiſterſtücke gedichtet ſind. Den Theatern ſteht jezt ein gewaltiger Sturm bevor; Miniſter und Deputirte ereifern ſich wider die neuen Produkte, und der weiland ſo liberale Thiers hat auf der Rednerbühne die Behauptung aufgeſtellt, die fünf Jahre völliger Freiheit haben der dramatiſchen Kunſt mehr geſchadet, als der frühere lange Zwang, und alle Meiſterwerke der franzöſiſchen Dramatik ſchreiben ſich aus der Zeit her, da die Polizei den wilden Ausbrüchen einer ungezügelten Phantaſie zuvorgekommen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 234.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 30. September 1835.

Das Mädchen lauscht am Fensterlein
Und führt den kleinen Krieg;
Der Blicke scheue Heeresmacht
Zieht aus und ein zum Sieg.
Moore.

Lieder von O. F. Gruppe.

Das Eckhaus.

In dem Eckhaus wohnt ein Mädchen,
Um das Eckhaus geht ein Steg,
Und mich führt im ganzen Städtchen
Hier vorüber jeder Weg.

Und sie schaut mit blonden Locken
Aus dem Fenster, welch ein Glück!
Doch verlegen und erschrocken
Springt sie jedesmal zurück.

Recht verdrossen geh' ich weiter
Um das weinbelaubte Haus:
Ei, da schauet sie so heiter
Von der andern Seit' heraus!

Abendstille.

Stiller wird des Marktes Getümmel,
Und zu Hause sind die Leute;
Grade wallt der Rauch gen Himmel,
Es verhallt das Thurmgeläute.

Ruh' ist ringsher in den Lüften,
Stille ringsher auf den Fluten,
Nur die stillen Blumen düften —
Herz, laß deine Wunden bluten!

Trost.

Ach, wer schützt wohl alle Blüthen
Vor dem Hagel und dem Sturm?
Und wer kann das Herz behüten
Vor Verkommen, Frost und Wurm?

Fällst du, stürzet im Getümmel
Drüber fort der Andern Lauf —
Oder zeichnet doch im Himmel
Einer die Zertretnen auf?

Beruhigung.

Manches möcht' ich vor dem Grab
Auch wohl einmal schauen,
Doch ich konnte noch nicht ab,
Um mein Glück zu bauen.

Steht, ihr hohen Alpen, steht,
Bis ich euch beschreite;
Pilgern möcht' ich, wenn auch spät,
In die sel'ge Weite.

Ihr doch, hoff' ich, bleibet stehn,
Bis auch ich euch schaute —
Alles sah ich sonst vergehn,
Drauf ich hofft' und baute.

Der Freier zweier Tanten.

(Beschluß.)

Der Abend verging und der ungeduldige Liebhaber erhielt auf sein zärtliches Briefchen keine Antwort. Also entschloß er sich zu einem zweiten Schreiben und schrieb, wie folgt: An Miß Charlotte Lovegrove. — „Der fürchterliche Gedanke, Sie beleidigt zu haben, versteinert mich. Ich flehe — Vergebung! Doch was bleibt dem Unglücklichen, der eine Zurückweisung vom Gegenstande seiner ersten Liebe nicht zu überleben vermag! Gleichwohl kann ich Ihr Schweigen nicht für Zurückweisung nehmen. Haben Sie Barmherzigkeit mit Ihrem Sie anbetenden Charles Pritchcraft." Nach näherer Ueberlegung kam Pritchcraft zu dem Entschlusse, den gesiegelten Brief einzustecken, und wofern es ihm nicht gelingen sollte, eine persönliche Zusammenkunft mit der liebenswürdigen Charlotte zu erhalten, den Brief für sie im Pfarrhause zurückzulassen. Zu früher Stunde machte er sich nach Alderton auf den Weg. Ehe er die Pfarrwohnung erreichte, kam er an der Kirche vorüber, und da er hier, so wie im ganzen Dorfe, starke Bewegung bemerkte, fragte er, was es gebe, und erfuhr, daß Bekannte der Familie Lovegrove diesen Morgen getraut werden sollten, die Pfarrdamen bereits in der Kirche, die Brautleute aber noch nicht angekommen seyen. Demnach trat er in die Kirche und gewahrte, selbst ungesehen, die beiden Damen Lovegrove in dem altmodischen und bequemen Pfarrstuhle, die Aeltere mit ihrem Zuckerhut, mit dem lackirten Fächer und atlasnen Kleide, die liebliche Charlotte im allerliebsten Anzuge einer jugendlich blühenden Brautjungfer. Seine Freundin mit dem Fächer hielt dem jungen Mädchen offenbar eine ernste Ermahnungsrede, und eben so offenbar hörte das junge Mädchen zwar mit niedergeschlagenen Augen, aber nicht sehr aufmerksam zu. — „Ah ha!" dachte Pritchcraft, „Charlotte hat meinen Brief vorgezeigt und die bevorstehende Trauung unstreitig zu einigen angemessenen Betrachtungen Stoff gegeben." Unbemerkt verließ er die Kirche, achtete dies eine gute Gelegenheit, seinen Plan hinsichtlich des zweiten Briefs auszuführen, ging nach der Pfarrwohnung und händigte dem Bedienten den Brief ein, mit dem Beisatze, er werde bald wieder vorsprechen, die Antwort zu holen. Als er zurückkam, war der Doktor ausgegangen, aber die Damen waren zu Hause, und in dem Wohnzimmer, wohin er gewiesen wurde, fand er zu seinem innigsten Entzücken und mit gesteigerter Hoffnung Miß Charlotte Lovegrove allein. Die junge Dame empfing ihn sehr freundlich, bot ihm die Hand zum Willkommen und bat, unter herzlichem Lachen, das sonderbare Versehen des Doktors zu entschuldigen. „Aber das Lustspiel der Irrungen," setzte sie listig hinzu, „ist noch nicht zu Ende. Glauben Sie wohl, daß ich einen förmlichen Heirathsantrag von Jemand erhalten habe, der entweder Ihren Namen führt, oder ihn angenommen hat? Sehen Sie hier," und so sagend, zeigte sie ihm seinen Brief. „Verzeihung, Engel der Lieblichkeit!" rief Pritchcraft und sank auf ein Knie; „ich erkenne meine Verwegenheit, aber ich bete Dich an, ich verehre Sie — ich —"

Da klopfte es an die Thür, eine Dienerin trat ein und flüsterte Miß Charlotte etwas zu, in dessen Folge diese das Zimmer verließ, doch gewiß nicht im Zorn, denn mit sichtbarer Anstrengung unterdrückte sie das Lachen. Pritchcraft hatte sich kaum in höchster Verlegenheit aus seiner demüthigen Stellung erhoben, als seine Freundin mit dem Zuckerhut vor ihm stand, ihn holdselig willkommen hieß und, während sie selbst einen Stuhl nahm, ihn bat, sich niederzulassen. Es war etwas Gezwungenes, etwas Zögerndes in ihrem ganzen Wesen, Pritchcraft fühlte, daß die Entscheidung nahte; „sie muß um den Brief wissen," dachte er, und in respektvoller Entfernung leistete er schweigend Gehorsam. Nach einigen einleitenden Hems und Has und mehreren beiderseitigen gleichgültigen Bemerkungen hob die Dame leise und schüchtern an: „Herr Pritchcraft, Sie haben die Güte gehabt, einen Brief —" — „Verzeihung, Madame, ja, ich bekenne es!" fiel Pritchcraft ein. — „Es ist nicht an mir, Sie zu tadeln," versetzte die Dame; „allein Sie wissen, es kam so plötzlich, und ich, es würde mir leid seyn, die Ausdrücke falsch zu deuten —" — „Falsch zu deuten!" rief Pritchcraft; „ich schwöre Ihnen bei Allem, was heilig ist, Madame; mein Antrag ist der aufrichtigste, der reinste, der uninteressirteste von der Welt," und dabei ergriff er die Hand der schönen Dame. — „O, Herr Pritchcraft, ich bezweifle das nicht; aber die Klugheit — Sie werden zugeben — gleichwohl — ich will aufrichtig seyn — ich will kein Hinderniß —" — „Des Himmels reichsten Segen über Sie, Madame!" unterbrach Pritchcraft. — „Aber was wird mein Bruder, meine Schwester denken?" fuhr die Dame fort. „Bruder — Schwester!" wiederholte Pritchcraft. „Sie meinen Ihren Neffen, werthe Madame. Harry Lovegrove ist mein Freund und weiß bereits um

meine Liebe.“ — „Sonderbar,“ entgegnete die Andere, „wahrhaftig, ſehr ſonderbar, daß zwei ſolche Ereigniſſe faſt zugleich in unſerer Familie ſtattfinden ſollen!“ — „Zwei Ereigniſſe! welches zweite Ereigniß, Madame?“ forſchte Pritchcraft. „Wiſſen Sie denn nicht, mein theurer, lieber Freund,“ erwiderte die Dame, „daß Charlotte ſich nächſten Monat verheirathet?“ — „Char — Charlotte — welche Charlotte?“ rief Pritchcraft in höchſtem Erſtaunen. „Welche Charlotte!“ verſetzte die Dame; „nun, meine Schweſter Charlotte — Charlotte Lovegrove, die mit Hauptmann Lovington verlobt iſt.“

Es würde unmöglich ſeyn, die Ueberraſchung, Beſtürzung, Verwirrung unſers Freundes Pritchcraft zu malen. Sein vis à vis war nicht weniger betreten, und es dauerte geraume Zeit, ehe Pritchcraft, der ſeine ganze Geiſtesgegenwart aufbot, folgende Erklärung erhielt. Doktor Lovegrove's Vater hatte ſich ſehr jung verheirathet und drei Kinder gezeugt, den Doktor, des Rechtsgelehrten Harry Vater und Miß Lovegrove, die Eigenthümerin des Zuckerhuts und des lackirten Fächers. Nach dem Tode ſeiner Frau hatte er ſich in ziemlich vorgerücktem Alter ein zweites Mal vermählt, aus welcher Ehe ein einziges Kind, die liebenswürdige Charlotte, entſprungen war, die nach dem Ableben ihres Vaters ſich ſtets bei ihrer Schweſter und ihrem Bruder, dem Doktor, aufgehalten, jedoch wegen der Ungleichheit des Alters ſtets mehr für die Tochter, als für die Schweſter gegolten hatte. Demgemäß war die Lovegroveſche Tantenſchaft in Bezug auf den Rechtsgelehrten Harry ein verwandtſchaftlicher Grad, welcher beiden Damen mit gleichem Rechte zukam. Die ältere wurde immer Miß Lovegrove, die jüngere immer Miß Charlotte genannt; daher Pritchcrafts Verſehen. Sein erſter, an Miß Lovegrove gerichteter Brief war dieſer Dame zugegangen und von ihr, wie wir geſehen haben, ganz ernſtlich aufgenommen worden.

Sobald Pritchcraft den Gebrauch ſeiner geſunden Vernunft wieder gewonnen hatte, berechnete er, daß er ſich nicht bloß ſehr lächerlich gemacht, ſondern auch, was für ſeine Umſtände noch wichtiger, die doppelte Wette der einhundert Pfund verloren habe, indem er offenbar um zwei Tanten Lovegrove gefreit. Ein Auskunftsmittel war indeſſen zur Hand. Allerdings beſaß Charlotte von ihrer Mutter ein unabhängiges Vermögen von zwanzigtauſend Pfund, allein ihre Schweſter beſaß auch eigenthümliche zwölftauſend Pfund in ſicheren oſtindiſchen Papieren, und außerdem ein gut rentirendes Haus in der Stadt. Pritchcraft war in ſeinen kälteren Augenblicken ein verſtändiger Menſch. Die ältere Miß Lovegrove nahm ihr Wort nicht zurück, Pritchcraft machte gute Miene zum böſen Spiel, und bald darauf wurden Beide Mann und Frau.

Zwanzig Jahre ſind ſeitdem vergangen. Die ſchöne Charlotte, jezt Miſtreß Lovington, hat zwar zehn Kinder, iſt aber immer noch eine hübſche, angenehme Frau. Miſtreß Pritchcraft, obgleich ziemlich alt, iſt ebenfalls noch am Leben. Aber ihr geliebter Charles hat ſeine ganze Tanzcelebrität verloren, iſt dick, ſchläfrig und gichtbrüchig geworden. Der kleine Doktor iſt geſtorben; Harry hat deſſen Vermögen geerbt, ſeine geſammte juriſtiſche Bibliothek für zwanzig Pfund, zehn Schillinge und ſechs Pence verkauft und ſich zur Ruhe geſezt. Er bemerkt oft, daß er zwar zwei Tanten Lovegrove verloren, dafür aber einen Oheim Pritchcraft gewonnen habe. Endlich iſt noch anzuführen, daß Oheim Pritchcraft ſeinem Neffen nie das Geringſte auf die fragliche Wette bezahlt hat.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

Die Gemäldeſammlung von Merried und Frante.

Zwei Franzoſen, von denen einer ein Deutſcher iſt, ſind hier, um dem Staate, oder wenn der ſie nicht will, den Privatleuten eine Reihe von Bildern aus alten Schulen anzubieten. Die Gemälde haben nicht allein den Namen berühmter Meiſter verbrieft und beſiegelt, ſondern auch zum Theil den Werth für ſich, und wäre nicht der Preis, welchen ihre Eigenthümer ſetzen, ſo wäre Alles gut. Die Zeit, wo man 50.000 Franken für einen Andrea del Sarto mit Vergnügen gab, iſt vorüber. Der Ankauf der Solliſchen Sammlung, welche den Hauptbeſtandtheil des Muſeums bildet, hat zu viel Gerede gegeben und die Ankäufer gewitzigt, um, ohne Zuſtimmung der öffentlichen Meinung, welche hier mitzuſprechen hat, derlei gewagte Geſchäfte zu unternehmen. Ein Theil des Mißkredits, welcher, nur bald gerechtfertigt, auf unſerm Muſeum haftet, bezieht ſich auf jene übertheure Erwerbung der Solliſchen Sammlung, und die Menſchlichkeiten, welche dabei vorgegangen ſeyn mögen. Die Frage, wer, wo der Staat als Kunſtkenner auftreten muß, das Organ deſſelben ſeyn ſoll, wird freilich, ſtatt erledigt zu ſeyn, täglich ſchwieriger, wo ſelbſt unter den Berufenen — vorausgeſezt, daß dieſe durch ein ideelles Scrutinium zu ermitteln wären — die Schulanſichten ſich ſchroff entgegentreten. Das Publikum erfuhr dies aus vielen Streitſchriften, die unter den Betheiligten und Berechtigten gewechſelt wurden, und, heftig geführt, ſelbſt die Aengſtlichkeit der Behörden aufweckten, indem an der Autorität beſtallter Kunſtkenner von andern Beſtallten gerüttelt wurde. Wirklich, in ſolchen Fällen iſt der Staat ſchlimm daran, und noch ſchlimmer iſt es die Wahrheit, indem es doch auch noch ſeinem Opponenten der kunſtkenneriſchen Oligarchie in den Sinn gekommen, unbedingt an die vox populi zu appelliren und die Meinung aufzuſtellen, daß, was der Mehrzahl des Publikums gefalle, angeſchafft werden müſſe; ein Princip, von dem vielmehr Jeder zugibt, daß es zum Abſurden führt. Alſo iſt hier die Kampfbahn nur abgeſteckt für Tories und Whigs, für Liguiſten und Frondeurs, für ſolche, welche jezt

mitzusprechen haben, und für die, welche mitsprechen möchten. Herr von Rumohr, der sonst mitsprach, wenn auch nicht bestallt, ist nicht hier, und ebensowenig Dr. Wagen, der das bestallte Organ ist, um zu sprechen. Er reist noch in England, um offiziell anzusehen, was wir nie zu sehen bekommen werden. Also werden die Herren Morries und Franke, mit ihren köstlichen Rubens, Sartos, Domenichinos, Ruysdaels u. A., wohl unbefriedigt Berlin verlassen und sich nach England wenden, um ihre Schätze in der Landhalle irgend eines Squire oder Nobleman, der noch nicht an die Revolution denkt, die seine Parks und Mauern durchbricht, für das Publikum zu vergraben; denn so reiche Privatleute, welche statt des Staates kaufen könnten, gibt es bei uns nicht. Herr Franke, ein geborner Berliner, hat sich übrigens schon früher um unsere Kunstsammlung verdient gemacht, indem er den Ankauf der wertvollen Giustinianischen Sammlung vordem in Paris zu Stande brachte. Andernseits drängt sich neben jener bedenklichen Rechtsfrage die faktische auf: wie kamen Privatleute zu einer Sammlung, welche für Privatkäufer zu kostbar ist? Der Wege, zu Gemälden zu kommen, sind gewiß so viele, als derer in's Himmelreich. Diesmal geben die versiegelten Atteste des Königs der Franzosen, daß mehrere der Stücke in der Gemäldesammlung seines Vaters Orleans gewesen, einen Fingerzeig, wie die erste französische Revolution vermuthlich die Vermittlerin gespielt hat. Noch muß ich anführen, daß im Publikum sich Stimmen überhaupt gegen den theuren Ankauf alter Gemälde erheben und der Meinung sind, daß für die 30,000 Franks, welche ein einziger Andrea del Sarto kosten soll, zehn treffliche Bilder neuerer vaterländischer Meister anzuschaffen wären, mit denen das Nationalmuseum eröffnet werden könnte.

Paris, September.

(Beschluß.)

Die Theatercensur.

Wenn die Behauptung des Herrn Thiers nicht widerlegt worden ist, so rührt es wohl daher, weil die Opposition einsah, daß alle ihre Einreden vergeblich seyn würden, oder weil sich unter den nichtministeriellen Deputirten Niemand fand, welcher über Dramatik ernstlich nachgedacht hätte. Es ist sonderbar, daß man jetzt von der Bühne eine Moralität verlangt, die sie zu keiner Zeit in Frankreich gehabt hat. So z. B. hat ein Deputirter dem Dichter Chatterton vorgeworfen, er habe den Selbstmord als erlaubt, ja ganz rechtlich dargestellt. Was ist aber verkehrter, als dem Dichter die Fehler oder die falschen Schlüsse eines von ihm aufgestellten Charakters beizumessen! War es Goethe's Absicht, den Selbstmord als löblich darzustellen, weil Werther in seiner Lage diese Handlung als etwas ganz Natürliches ansieht? So hätte man ja auch Racine einen Vertheidiger der Blutschande schelten können, weil er durch seine Kunst Phädra alle Theilnahme der Zuschauer zuwendet, und Corneille wäre dann der Lobredner des Zweikampfes; denn in seinem Cid wird derselbe als der einzige Ausweg zur Rettung der Ehre dargestellt. Eine Sittenschule ist das Theater schon lange nicht mehr, und vielleicht nie gewesen; man verlange also heutzutage nicht mehr von demselben, als was es von jeher geleistet hat. Unter der Censur war es nicht moralischer, als jetzt, und darum kümmerten sich die Censoren auch wenig. Die Hauptsorge dieser kurzsichtigen Leute (ich spreche von den französischen Censoren) lief nur stets darauf hinaus, ein Wort, einen Ausdruck auszumerzen, der ihrer Meinung nach eine gefährliche Wirkung hervorbringen müßte. Wortklauberei war ihre Hauptbeschäftigung, und dadurch ermüdeten sie die Theaterrichter so sehr, daß man allgemein erfreut war, als diese Plage endlich aufhörte. Der einzige gegründete Vorwurf, den man dem jetzigen Theater in Paris machen kann, ist, daß es viel zu viele Greuel, Laster, abgeschmacktes und fades Zeug darstellt. Dies ist aber Sache des Geschmacks, nicht der Moralität. Dem Publikum scheint dies Alles zu behagen, wie es ihm in den Romanen gefällt; je teufer und scheußlicher, desto besser. Solch einem auf Abwege gerathenen Geschmacke hat die Censur nie abgeholfen, und wird es auch jetzt nicht thun. Dagegen war die ganz freie Bewegung der dramatischen Kunst seit fünf Jahren ein höchst interessantes Schauspiel; ihr vorzüglich hat Frankreich es zu verdanken, daß der alte, herkömmliche Respekt vor den sogenannten Theaterregeln, besonders den trois unités, dem gesunden Verstande hat weichen müssen, und daß es dem Genie endlich erlaubt worden ist, sich eine Bahn zu brechen, von dem Gängelbande, welches der Mittelmäßigkeit so gut zu Hülfe kam, sich frei zu machen und kühn seinen Flug zu nehmen. Uebrigens wird der Zwang, den man jetzt dem Theater wieder auflegen will, keine andere Folge haben, als elende Plackereien, welche den Theaterdichtern einigen Verdruß machen, aber das Theater selbst nicht im Geringsten bessern werden, falls es wirklich so schlecht ist, als man behauptet. So lange es eine freie Presse in Frankreich geben wird (und hoffentlich wird sich die Nation dieselbe nimmer nehmen lassen), können die dramatischen Geisteserzeugnisse unverstümmelt zur Nachwelt übergehen, wenn sie auf der Bühne nicht so dargestellt werden können. Auch wird das Censiren der neuen Theaterstücke ziemlich große Schwierigkeiten haben. Man ist an dieses Joch nicht mehr gewöhnt, und wird sich dagegen sträuben; über jeden dummen Streich der verborgenen Censoren wird die Journalistik nicht ermangeln, sich lustig zu machen; nun fürchtet aber Alles in Frankreich, vom Minister an bis zum unbekanntesten Schriftsteller, vor dem Publikum lächerlich gemacht zu werden. Auch befinden sich unter den Theaterdichtern Deputirte und Beamte, welche die Regierung nicht beleidigen darf, wofern sie auf ihre Stimme, auf ihre Unterstützung rechnen soll. Die Theaterdichter in Paris haben bekanntlich schon längst ein Komité zur Handhabung ihrer Rechte und ihrer Interessen gebildet, sie stehen nicht einzeln da, sondern stellen sich als ein achtbares Korps der Regierung gegenüber. Daher wird man gelinde gegen sie verfahren und den Herrn eine recht süße Censur beizubringen suchen, damit die Minister doch wenigstens ihr Recht behaupten. Man glaubt allgemein, daß einige Deputirte, welche auch Theaterdichter sind, und zwar im klassischen, das heißt, jetzt verrufenen Style, nur deßwegen für das Theaterjoch gestimmt haben, weil sie hoffen, daß nun das Romantische fallen und ihre klassisch zugerichteten Tragödien wieder Aufnahme finden werden. Die armen Herrn betrachten die Scheere der Censur, als Waffe zur Vertheidigung ihrer eigenen Klassizität. Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 251:

Der Kalk.

Beilage: Monatsregister September.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 235.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 1. Oktober 1835.

Diese Köpfe scheinen zusammenzugehören, und doch können sie weiter aus einander liegen als drei Fixsterne, die einen Triangel formiren. Es ist Alles bloß scheinbar: jeder ist eine Welt für sich, jeder hat sein eigenes Licht. Wer noch nicht weiß, daß der Kopf die Welt macht, nicht die Welt den Kopf, der sehe hieher.

Lichtenberg.
Zu Hogarths Bildern.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn. *

Von Guido Görres.

Zweiter Abschnitt.

(Mit einem Umriß.)

Nach den allgemeinen Betrachtungen im ersten Abschnitt wenden wir uns zu den einzelnen Figuren.

Der Moment der Darstellung ist folgender. Die Kranken sind in dem Hof unter der Aufsicht des Hauswärters, um Luft zu schöpfen. Der Hof, von der Mauer und dem Narrenhause eingeschlossen, ist nackt und öd, nur hier und da sprossen spärlich einige Pflanzen, noch kahler ist ein Bergzug, der sich hinter der Mauer herzieht. Nur ein paar einzelne Bäume sind darauf zu sehen. Man kann sich denken, daß es ein düsterer, kalter, trauriger Herbsttag sey, Nachmittags, wenn man nicht weiß, ob das trübe Licht von dem grauen Himmel oder dem Nahen der Nacht herrührt. Sieben von den Kranken sitzen auf viereckigen Steinen in einem Halbkreis neben einander; sieben andere stehen in zwei Gruppen getheilt hinter ihnen.

Der Trieb der Geselschaftlichkeit, der sich bei den Unglücklichen nur noch in dem Bedürfnisse der menschlichen Wärme äußert, treibt sie instinktmäßig zusammen; denn ein anderes Band gibt es zwischen ihnen nicht, weil Jeder seine eigene Logik hat, und keiner den Andern versteht. Sie fühlen nur zum Theil dunkel die innere Unheimlichkeit, mit sich selbst allein zu seyn, und suchen sich Einer an dem Andern zu wärmen. Rechts in einiger Entfernung, die rauchende Pfeife im Munde, die Peitsche in der Tasche, die Hände mit den Schlüsseln auf den Rücken geschlagen, steht der wohlbeleibte Wächter, das Gesicht mit dem Ausdruck gleichgültiger Verächtlichkeit halb gegen die Kranken gekehrt, als wollte er sagen: dummes Narrenvolk! rühre sich keiner, sonst kriegt er die Zwangsweste. Ganz links in noch größerer Ferne, nicht weit von der Mauer, geht ein altes Mütterlein, das Gesicht beinahe ganz verhüllt, die Augen vor sich hin gegen die Erde gekehrt, geschäftig ihren eigenen, stillen Weg, der mit den Uebrigen in gar keiner Beziehung zu stehen scheint. Die verhüllte, stille, geschäftige Gestalt hat etwas Geheimnißvolles, man könnte sie für das dunkle, still über Menschen und Göttern waltende Schicksal

* Der Kupferstich, von welchem ein verkleinerter lithographirter Umriß beifolgt, kostet vor der Schrift auf weiß Papier 12 fl., chinesisch 14 fl. Nach der Schrift weiß Pap. 8 fl. 6 kr., chinesisch 10 fl. Man kann ihn bei allen Kunstvereinen einsehen.

halten, für eine Parze, die eben einen Lebensfaden abſchneiden will, ohne rechts oder links zu ſehen, und taub für alle Bitten und Klagen. Aus den verſtörten Geſichtern ſpricht der Wahnſinn, man ſieht, daß in ihrem Innern ein freſſendes, wild und wirr loderndes Feuer brennt; die Züge ſind ſcharf und ſchneidend wie ein Fels, an den mit eintöniger Bewegung die Welle ununterbrochen anſchlägt. Alle Geſtalten treten mit einer erſtaunlichen Plaſtik aus dem Bilde hervor, und wer einmal in einem Narrenhauſe war, wird gewiß hier alte Bekannte wieder zu erkennen glauben, ſo ſchaudererregend iſt ihre Wahrheit, und ſie erzählen ihre Leidensgeſchichte und ihren Zuſtand ſo deutlich, daß wir ihnen nur Worte geben dürfen.

Der Kupferſtich iſt von Herrn März mit lobenswerther Treue und außerordentlicher Sorgfalt ausgeführt. Er zeichnet ſich beſonders dadurch aus, daß er den falſchen, glänzenden, auf augenblickliche Beſtechung berechneten Effekt verſchmähend, in der guten alten Weiſe Marc Antons mit wenig Mitteln einfach und ſicher das Original wiedergibt. Die Aufgabe war hier um ſo ſchwieriger, da ſie die vollkommenſte Auffaſſung des feinen Mienenſpiels in den verzerrten Geſichtern dieſer Verrückten erforderte. So viel über den allgemeinen Eindruck des Bildes.

In der Mitte des Halbkreiſes ſizt eine edle, hochgewachſene, ſtarke, wohlgebaute Geſtalt. Der Kopf ruht vorgebeugt auf der zornig geballten Fauſt des rechten Arms, und dieſer auf dem rechten Knie, das nachläſſig über den linken Fuß geſchlagen iſt. Die Beinkleider ſind kurz, die Strümpfe hängen nachläſſig tief herunter und zeigen Schienbeine, aus denen man auf den eiſernen, muskulöſen Bau der ganzen Geſtalt ſchließen kann. Rechts über die Bruſt gebunden hängt oben an der linken Schulter ein hölzerner Degen; wenn wir nicht irren, ſo iſt es derſelbe, den die Frankfurter Deputation zum Feſte nach Hambach überſandte. Aus dem Geſichte mit den aufgeſträubten Haaren und den fletſchenden Zähnen, der geballten, den halben Mund bedeckenden Fauſt, und vor Allem aus den finſter drohenden, zornig blitzenden Augen ſpricht ſich ein furchtbarer Ingrimm drohend aus, der aber ſeine eigene Ohnmacht fühlt und darum auf die Zähne beißt. Schon lange verzehrt er ſich ſo in ſeinem innern Grimme, trotz ſeiner Kräftigkeit ſind die Wangen gegen den Mund mit dem Schnurrbart ſcharf eingefallen.

Es iſt dies ein Geſpenſt aus jener glänzenden Kaiſerzeit des ſogenannten franzöſiſchen Ruhms, da der größte Theil von Europa, zu Boden geworfen, den blutigen Staub von dem Fuße des Sohnes der Revolution küßte und ſich wie ein Wurm vor dem krümmte, auf deſſen Fahnen zuerſt die Namen der Freiheit und Gleichheit, und dann die des Ruhms und des Völkerglücks ſtanden. Damals focht er in den Reihen jener berühmten alten Kaiſergarde der großen Armee, die von ihrem Herrn nur langſam und zulezt auf den Feind losgelaſſen wurde, wenn die Gefahr ſcharf auf ſie andrängte und ihren Zorn hinlänglich entflammt hatte, und die dann im Bewußtſeyn ihrer Unbeſiegbarkeit auf die Beute ſich losſtürzte. Aber es gingen andere Sterne am Himmel auf; der Allgewaltige, der mit Kronen und Völkern, mit Rechten und Verträgen, mit Treue und Glauben geſpielt, wie Kinder mit Bällen, wurde ſelbſt wie ein Ball von der Hand eines Mächtigeren hinaus auf einen einſamen Felſen in das fernſte Meer geworfen, wo ihm nichts blieb, als hinter ſich der Rückblick in eine ungeheure Vergangenheit voll unermeßlicher Trümmer, voll von Leichenfeldern und Leichenſteinen geſcheiterter Hoffnungen, und vor ſich der Blick in die Ewigkeit und die Stunde einer ernſten Rechenſchaft über die Gaben, die in ſeine Hand gelegt geweſen.

(Die Fortſezung folgt.)

Die Syſteme des thieriſchen Organismus.

Von Joh. Meeßler.

Wenn der Menſch die erſten Blicke wirft auf die Schaar der Individuen, die ihn umgibt, ſo fühlt ſich ſein Geiſt verwirrt von dieſer ungeheuern Mannichfaltigkeit der Weſen, die, wie die bunten Gebilde einer Tropfſteinhöhle, vom Zufall geſchaffen und ohne ein einigendes Geſetz zuſammengeworfen ſcheinen. Sind aber unſere geiſtigen Sinne erſt ſcharf und geübt genug, ſo werden wir da die ſchönſte Symmetrie erblicken, wo der Idiot nur chaotiſche Verwirrung ſieht, ſo werden uns da die entzückendſten Harmonien entgegen tönen, wo des nicht Geweihten Ohr nur ſchreiende Diſſonanzen vernimmt. — Es iſt die Aufgabe der Naturwiſſenſchaft, ihre Schüler auf den Standpunkt zu führen, von welchem aus eine ſolche Auffaſſung möglich wird, und ſie wird dies Problem deſto genügender löſen können, je näher ſie dem Ziele gekommen ſeyn wird, das ſie gegenwärtig erſt anſtrebt. Sollte es ihr einſt gelingen, dies Ziel vollkommen zu erreichen, ſo würde ſie klar und ſicher nachzuweiſen im Stande ſeyn, welche Geſetzmäßigkeit im Reiche der Natur allenthalben herrſcht, mit welcher Regelmäßigkeit die Natur in ihren Schöpfungen vom Niedern zum Höhern aufſteigt, wie genau überall das Folgende an das Vorhergehende ſich anſchließt. Der gegenwärtige Aufſatz ſoll, ſo weit es nach dem gegenwärtigen Standpunkte unſerer Disciplin möglich iſt, durch die Behandlung ſeines Themas die Wahrheit des eben im Allgemeinen Behaupteten an einem ſpeciellen Gegenſtand darthun. Ganz vorzüglich war es unſere Abſicht, zu zeigen, wie im Reiche der Natur daſſelbe Geſetz der Entwicklung, das

im größeren, einſchließenden Kreiſe herrſcht, auch im kleineren, eingeſchloſſenen immer ſich wiederhole, nicht dem Weſen, nur dem Grade nach verſchieden.

Der Körper des Menſchen wie der vollkommenern Thiere beſteht aus fünf anatomiſchen Syſtemen,* aus dem Zellſyſtem (Hautſyſtem), Knochenſyſtem, Muskelſyſtem, Gefäß- oder Blutſyſtem und Nervenſyſtem. Es wird im Verlaufe dieſes Aufſatzes klar werden, daß dieſe Syſteme an Dignität einander nicht gleich ſind, ſondern nach der Ordnung, in der wir ſie genannt haben, an Bedeutſamkeit gewinnen, ſo daß das Zellſyſtem am tiefſten, das Nervenſyſtem am höchſten ſteht. — Wir werden finden, daß das höhere Thier, eben indem es dieſe Syſteme enthält, gleichſam das geſammte Thierreich in ſich begreift. Da nämlich die organiſchen Syſteme nicht zumal, ſondern ſucceſſiv im Thierreich auftreten, ſo daß das Thier auf ſeiner unterſten Stufe nur das niedrigſte Syſtem beſizt, aber ſo oft es eine neue, höhere Stufe erſtiegen hat, von der Natur ein neues, höheres Syſtem erhält, ſo wird durch jedes einzelne anatomiſche Syſtem recht eigentlich eine beſtimmte Thierklaſſe repräſentirt. Es erhellt aus dem Geſagten, daß hier ähnliche Beziehungen Statt haben, wie bei den Sinnorganen. (Man vergleiche den Aufſatz in Nr. 153 und 154 d. J. des Morgenblatts.) — Aber nicht nur die zoologiſchen Klaſſen werden durch die Syſteme der höhern thieriſchen Organismen wiederholt, ſondern ſelbſt die Reiche der Natur überhaupt. Achtet man nämlich einerſeits auf die Grundcharaktere der Naturreiche, und anderſeits auf die Grundbedeutung der animaliſchen Syſteme, ſo tritt eine Analogie ſcharf und unverkennbar hervor. Eine ſpezielle, freilich nur die betreffenden Momente umfaſſende, gedrängte Betrachtung der einzelnen Syſteme ſoll nun die eben aufgeſtellten Sätze erläutern, ausführen, begründen.

Das Zellgewebe erſcheint im Thier in doppelter Geſtalt, einmal als eigentliches Zellgewebe und zweitens in erhöhter Potenz als Haut, wie dies Oken gezeigt hat. Das Zellſyſtem iſt die Baſis aller übrigen Syſteme, es iſt, wie Oken ſich ausdrückt, die Hauptmaſſe, in der die andern Elemente nur wie Erzgänge angeſchoſſen ſind. Schon in dieſer Beziehung entſpricht das Zellſyſtem der unorganiſchen Welt, die gleichfalls die Mutter der höhern Naturreiche, der Grund alles Organiſchen iſt. Aber auch noch ein anderes wichtiges Vergleichungsmoment bietet ſich uns hier dar. Wie nämlich im Mineralreich nur geometriſche Geſtalten, aber nie freie, eigenthümliche Formen erſcheinen, ſo bildet auch das Zellſyſtem, obgleich es einen feſten Beſtandtheil des Körpers ausmacht, dennoch nie eigenthümliche, organiſche Formen, ſondern es formt ſich gleichfalls nach geometriſchen Geſetzen, oder ſchmiegt ſich der Form anderer Theile an. Das Zellgewebe iſt alſo das rein materielle Subſtrat des ganzen thieriſchen Körpers. Das Zell- oder Hautſyſtem entſpricht der unterſten Abtheilung des Thierreichs, den ſogenannten wirbelloſen Thieren. Bei dieſen iſt noch keines der höhern Syſteme entwickelt, wenn gleich Andeutungen von ihnen ſich finden, ſondern ſie haben bloß aus Zellgewebe und Haut gebildete Organe. Die wirbelloſen Thiere ſind die Zellgewebs- oder Hautthiere. Schon wegen des Mangels eines innern Skeletts kann man ihnen keine eigentliche, feſte Form zuſchreiben. Man kann ſie daher formloſe, materielle Thiere nennen. Wie das Zellgewebe, ſtreng genommen, nicht ſowohl den übrigen Syſtemen eigentlich coordinirt iſt, ſondern ihnen allen zuſammengenommen gegenüberſteht, da das Zellgewebe den Grund, die übrigen Syſteme das auf dieſem Grund erbaute Gebäude vorſtellen, ſo bilden auch die Hautthiere eigentlich nicht eine Klaſſe, die den übrigen Klaſſen des Thierreichs coordinirt wäre, ſondern das geſammte Thierreich zerfällt in zwei große Abtheilungen, in Thiere ohne ein entwickeltes, rein animaliſches Syſtem, Hautthiere, und in Thiere mit entwickelten animaliſchen Syſtemen, die ſogenannten Wirbelthiere. Die Hautthiere ſtehen alſo den vier übrigen Klaſſen zuſammengenommen gegenüber. Dem Angegebenen analog ſpaltet ſich auch die geſammte ſichtbare Natur eigentlich in zwei Abtheilungen, in eine unorganiſche und in eine organiſche, ſo daß das Mineralreich dem Pflanzen- und Thierreich gegenüberſteht.

Das Knochenſyſtem ſteht um eine Stufe höher, als das Zellſyſtem, weil es die Form des Körpers beſtimmt, und dies iſt zugleich ſeine Hauptbedeutung. Das Knochenſyſtem iſt das Formſyſtem. — Das Knochenſyſtem tritt in ſeiner ausgebildeten Geſtalt, d. h. als vollkommenes, inneres Skelett zuerſt bei den Fiſchen auf. Die Muskeln der Fiſche ſind noch unvollkommen, da ihnen die rothe Farbe fehlt und ihre Faſern meiſt parallel laufen, ohne ſich in Sehnen zu vereinigen. Das Blutſyſtem iſt noch unvollkommen, denn das Blut der Fiſche iſt kalt und der Kreislauf deſſelben einfach. Noch weniger ausgebildet iſt das Nervenſyſtem: das Gehirn verdient kaum dieſen Namen. Wie entwickelt und vorwaltend dagegen das Knochenſyſtem bei den Fiſchen ſey, davon hat ſich wohl Jeder überzeugt, den je beim Verzehren eines Fiſches die Menge ſowohl der größern, als der kleinern im ganzen Körper verbreiteten Gräten geärgert hat. Die Fiſche ſind die Knochenthiere; ſie ſind die erſten

* Die Schriftſteller differiren ſehr in der Beſtimmung der Begriffe organiſches Syſtem, Organ, organiſcher Apparat. Wir halten uns hier im Ganzen an die einfachen und klaren Definitionen, die von Bär in ſeiner trefflichen Anthropologie gegeben hat, da dieſe denn doch ziemlich allgemein angenommen ſind.

Thiere, die, eben dadurch, daß sie ein Knochensystem erhalten, eine feste Form gewinnen, und die Natur, einmal so weit gelangt, scheint gleichsam zu luxuriren in ihren Formbildungen; daher die zahlreichen, bunten, barocken Gestalten der Fische. Sie sind die Formthiere.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, September.

Zeitungen. Interessante Fremde. Industrieausstellung. Gegenwärtige Lage des Hofburgtheaters und der Oper. Hasslinger. Zang.

Mit wahrem Heißhunger fällt man jetzt über die Allgemeine Zeitung her, deren Interesse sich hier durch den Umstand erhöhte, daß man sie nunmehr für immer um einen Tag früher, also den dritten schon erhält. Wenn schon ehedem wichtig durch ihre zahlreichen Korrespondenzen in allen Zeichnungen und Farben, ist sie es jetzt aus eben genanntem Grunde um so mehr für den Wiener, als er die bedeutendsten Neuigkeiten, oft aus seiner nächsten Umgebung, durch dieselbe zu erfahren seit langer Zeit gewohnt ist. So kommt es denn, daß man dieses Blatt hier überall findet, oft in den kleinsten Etablissements zu zwei Exemplaren, und daß Jeder, weil eben Jedermann seine Lebensfarbe darin abgespiegelt sieht, zuerst nach ihr verlangt, besonders im letzten wichtigen Zeitabschnitte. Die scheinbar geringfügigsten Umstände in ihren Mittheilungen werden mit der größten Aufmerksamkeit gelesen. Das wirkt denn natürlich günstig auf den Redaktionsgeist des Beobachters und der Wiener Zeitung ein, die nicht zurückbleiben wollen; schätzenswerth hierin ist die Offenheit des Erstern, mit welcher er sich beeilt, nicht nur Thatsachen, sondern selbst Reden und [illegible] jener Blätter, die der freiesten Opposition huldigen, seinem großen Lesekreise mitzutheilen. Wenn die Wiener Zeitung, wie zu hoffen steht, auch an Sonn- und Feiertagen erscheinen wird, und die Herausgeber ihrem braven Redakteur Bernard einen größern Spielraum für Politik und vielleicht auch (wie in der preußischen Staatszeitung) einen Platz für Kunstkritik überlassen werden, so dürfte dieselbe, allenfalls auch auf einladenderem Papier gedruckt, an Interesse sehr gewinnen. — Unter den zahlreichen Fremden (in den letzten Tagen durch vornehme Cholerafluchtlinge aus Italien vermehrt) nimmt noch immer Ahmed Pascha die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Gestern wurden ihm zu Ehren auf der Simmeringer Haide Leuchtkörper geworfen und ein imposantes Feuerwerk abgebrannt; auch erzählt man sich täglich Anekdoten und Bonmots theils zu seinen Gunsten, theils auf seine Kosten. Die beste kleine Geschichte dürfte die aus dem Blindeninstitute seyn. Man legte ihm die schönsten Arbeiten der Blinden vor, mit dem Ersuchen, einen trefflich gearbeiteten Beutel als Andenken zu nehmen. Er aber griff mit den Worten: „Aus dem, was Blinde gefertigt, will ich auch blind wählen!“ geschlossenen Auges unter die ausgelegten Sachen und — zog ein Kruzifix. Nächstens kehrt er nach Konstantinopel zurück. — Der literarischen Welt nicht uninteressant ist die Anwesenheit des Fürsten Lichnowsky, dessen Geschichte der Habsburger in zehn Bänden durch Schaumburg auf Pränumeration angekündigt worden. Wenn sie nicht besser glückt, als die für Heerens Sammlung verfertigte Geschichte Oesterreichs von Graf Mailath, so dürfte für vaterländische Historie nicht viel gewonnen seyn; Mailaths Arbeit (I. B.) erfuhr hier durch die österreichische Zeitschrift eine strenge, aber nicht unbillige Rüge. — Daß auch der Statistiker Baldi hier ist, werden Sie wissen, vielleicht aber nicht, daß er in der Staatskanzlei im indirekten Dienste steht. J. Groß (genannt Groß-Hoffinger), der den Wunsch hegt, wieder nach Oesterreich zu kommen, hat hier persönlich Schritte dafür gethan, deren Resultat noch nicht bekannt ist. Er wäre der Mann für ein geographisches Institut, worin er seine schönen Kräfte nutzbringend üben könnte, während er sie seit einiger Zeit Arbeiten zuwendet, die ihm hier und dort Feinde machen. — Die seit dem 15ten dieses Monats in den ungeheuern Sälen der k. k. Reitschule und Bibliothek eröffnete vaterländische Industrie-Produkten-Ausstellung erregt hohes Interesse, und ich behalte mir vor, ehestens ausschließend darüber zu schreiben; sie ist von europäischer Wichtigkeit. — Mehr und mehr füllen sich nun auch schon die Theater. Die große Schröder ist wirklich für die Burg gewonnen und trifft zu Ostern ein. Man kann ohne sie fast keine große Tragödie geben; mit ihr kehren Macbeth, Maria Stuart, Lear, Hamlet, Medea, Braut von Messina u. s. f. wieder ein. Noch bleibt aber dem Hofburgtheater viel zu thun übrig, wenn es seinen durch Schreyvogels (Weste) unermüdeten Eifer begründeten Ruhm als erstes deutsches Theater behaupten will; denn es fehlen ihm ein jugendlicher Held, eine zärtliche Mutter, ein zärtlicher Vater, ein Charakterspieler, wie Wolf, Seydelmann (nicht zu sprechen vom verewigten Rose), eine jugendliche Heldin aber vor Allem. Bei Ermangelung dieser Genannten erklärt und rechtfertigt sich die Neigung der Direktion wie des Publikums für das Lustspiel, das in der That auch die herrlichsten Kräfte zählt: Koberwein für scharf humoristische Partien, Fichtner für sogenannte Naturmenschen und etwas chargirte Liebhaber, Costenoble und Wilhelmi für komische Väter, Wothe in Karrikaturen, Herzfeld als Courdi, vor Allen aber Korn für die Klingsberg und jetzt auch Marinellis, im Vereine mit den Dües, Müller und Peche für elegante und pikante Damen, mit Mad. Fichtner in ihrer naiven Gemüthlichkeit, und der in Gurlioden immer gleich liebenswürdigen Mad. Anschütz, wie der köstlichen Schwäbin Mad. Koberwein, lassen, bei nur halbwegs tractablen Stücken, nichts zu wünschen übrig. Dies der Grund, daß so manche Stücke, die hier gefallen haben, anderswo gefallen sind. Bauernfelds neues Lustspiel: „Bürgerlich und romantisch.“ ist sehr günstig aufgenommen worden. Sein leichter Dialog entschädigte auch in diesem Stücke für den Mangel an Erfindung. — Die Oper kommt zu Ostern wieder unter kaiserliche Regie, mit dem Grafen Gallenberg, bekannt durch manche treffliche Balletmusik, als Intendanten. Auch spricht man von einer italienischen Oper.

Zu den Sehenswürdigkeiten der innern Stadt gehört jetzt das Etablissement des k. k. Hof-, Kunst- und Musikalienhändlers Haslinger am Graben. Man kann sich nichts Geschmackvolleres vorstellen: ein heiteres, salonartiges Gewölbe mit lichten, symmetrisch angebrachten Meubeln, geschmückt durch weiße Büsten Sr. Majestät und der Großwürdenträger der Tonkunst. — Vor wenigen Tagen starb hier einer der größten Aerzte, die je die Erde hervorgebracht, der durch seine Schriften mehr noch im Auslande, als bei dem etwas indolenten Wiener berühmte Professor Zang. Ihn schmückte — nicht das Leopoldskreuz, das er vor Vielen verdient hätte, kein Titel außer dem leeren Rath, aber das Bewußtseyn, mehr gegeben als empfangen zu haben, und der stille Dank zahlloser Armen, denen er ein Retter war. Friede seiner Asche!

Beilage: Kunstblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 236.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 2. Oktober 1835.

Das Leben gleicht dem Wirbel eines Stromes, der mehr oder minder reißend, mehr oder minder zusammengesetzt, nach derselben Richtung hinströmt, indem er immer Theilchen derselben Art in sich aufnimmt und wieder ausstößt, so daß die Form der lebendigen Körper beständiger ist, als die Materie, aus der sie bestehen.

Cuvier.

Die Systeme des thierischen Organismus.

(Beschluß.)

Das Muskelsystem bildet, wie sich dies anatomisch und physiologisch nachweisen läßt, ein Mittelglied zwischen dem Knochensystem auf der einen, und dem Blut- und Nervensystem auf der andern Seite. Es theilt daher einigermaßen die Bedeutung dieser Systeme. So trägt namentlich das Muskelsystem das Seinige zur Formbestimmung des thierischen Körpers bei. Die Hauptbedeutung des Muskels ist jedoch die Bewegung. Nerve und Blut sind Ursachen der Bewegung, der Knochen ist das Bewegte, der Muskel ist das eigentlich Bewegende. Das Muskelsystem ist demnach das Bewegungssystem zu nennen. — Vollkommene Muskeln treten zuerst auf bei den Reptilien, denn die Muskeln dieser Thierklasse sind roth, haben einen bestimmten Umriß und sind in Kopf, Bauch und Sehne getheilt. Dagegen ist das Blut noch kalt und noch kein doppelter Kreislauf vorhanden, und das Nervensystem ist gleichfalls noch sehr unentwickelt. Die Reptilien sind die Muskelthiere. — Bei ihnen treten die bei den Fischen noch im Leibe vergrabenen Bewegungsorgane aus diesem allmählig hervor, und zwar in solcher Vollkommenheit, daß der gemeine Mann heutzutage die Mehrzahl der Reptilien näher an die Säugethiere gerückt glaubt, als die Vögel. Deßhalb nennen wir die Reptilien Bewegungsthiere.

Das Gefäß- oder richtiger Blutsystem steht höher als die früher genannten Systeme, denn das Blut ist das eigentliche Agens des Lebens; von keinem jener niedern Systeme läßt sich etwas der Art sagen. Das Blutsystem ist das Lebenssystem; es erscheint zuerst vollkommen bei den Vögeln, denn diese haben warmes Blut und einen doppelten Kreislauf. Die Vögel sind also die Gefäß- oder Blutthiere. Oken nennt die Vögel Nerventhiere, aber das Nervensystem erreicht erst durch die Ausbildung des Gehirnmantels seinen Kulminationspunkt, und dieser Mantel ist bei den Vögeln noch äußerst unentwickelt. — Daß erst bei den Vögeln ein rechtes Leben erwacht sey, das ist wohl Jedem klar geworden, der, indem ihn das herrliche Chor der gefiederten Sänger des Waldes rings umtönte, zurück dachte an die stummen, dumpfen, düstern Thiere der tieferen Klassen. Erst die Vögel verdienen eigentliche Lebensthiere genannt zu werden.

Völlig einander entbehren können in der Natur organische Form und Leben freilich niemals. Die organische Form gleicht dem Zauberschloß in jenem Mährchen von Steffens. Der Berggeist hat es erbaut, indem er den Strom aus seinem Bette verdrängte, indem er die

wilden Felsen zwang, sich in schöne, regelmäßige Gestalten umzuwandeln, indem er aus den rauhen Stoffen, wie sie das öde Gebirge bietet, die anmuthigsten Zierden für sein Gebäude formte. Die Lebenskraft aber gleicht dem räthselhaften Alten, der immer geschäftig seyn muß, damit nicht der reißende Bergstrom wieder sein altes Bette aufsuche, damit nicht die Mauern sich wieder in wilde Felsen wandeln und die frühere Einöde wieder sichtbar werde. — Darum müssen Form und Leben, wo sie zuerst in der Natur erscheinen, nothwendig zugleich auftreten. Und in der That treten im Pflanzenreiche zu gleicher Zeit organische Form und Leben auf, und auch Bewegung, zwischen jenen beiden in der Mitte stehend, durch beide bedingt, ist in vielen Pflanzen schon bemerklich. Freilich ist hinsichtlich der Form, des Lebens und der Bewegung hier noch nicht an die Vollkommenheit zu denken, die bei den Thieren erscheint.

Das Nervensystem ist das höchste aller organischen Systeme, weil es der Sitz des Geistes ist, woran gegenwärtig in der Hauptsache wohl kein Naturforscher mehr zweifelt. — Das Nervensystem erreicht erst bei den Säugethieren seine Vollendung, denn bei diesen erst ist auch der Mantel des Gehirns entwickelt; sie sind die Nerventhiere. — Die geistigen Fähigkeiten treten bei den Säugethieren ungemein scharf hervor und erreichen endlich ihren Höhepunkt im Menschen. Die Säugethiere sind die Geistthiere. — Im Verhältniß jedoch zu den übrigen Reichen der Natur kann man füglich das gesammte Thierreich das Naturreich des Geistes nennen, denn einigen Geist kann man keiner Thierklasse absprechen, wenn gleich, wie gesagt, eine eigentliche Entwicklung des Geistes erst bei den höchsten Thieren beginnt.

Wir fügen dieser Skizze zur Erleichterung der Uebersicht ein kurzes Schema bei, in welchem das Wesentliche sich rekapitulirt findet:

Materie	. Zellgewebe	. Wirbellose Thiere	. Mineralr.
Form	. Knochen	. Fische	} Pflanzenreich.
Bewegung	. Muskeln	. Amphibien	
Leben	. Gefäße	. Vögel	
Geist	. Nerven	. Säugethiere	. Thierreich.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach.

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

In der lezten Entscheidungsschlacht bei Waterloo erhielt der Unglückliche auf dem Bilde eine Kugel in den Hinterkopf. Er sank hin, rief vive l'empereur und glaubte zu sterben. Doch überlebte er die Wunde und litt von dem an beständig an einem dumpfen, innern Kopfschmerz. Mit dem Sturze seines Idols waren auch ihm alle Hoffnungen und Träume von Marschallstäben und Fürstenthümern zerronnen. Ein finsterer Gram nistete sich in seinem Innern ein. Da glaubten die Republikaner in seinem mißmuthigen, kühnen, verzweifelten Wesen ein rechtes Werkzeug für ihre Zwecke gefunden zu haben. Sie theilten ihm daher ihre Lehre mit von der Befreiung der Völker, von der großen Propaganda, wie man ganz Frankreich mit einem Gürtel von Revolutionen umgeben müsse, um dann den großen Alexanderzug der Freiheit über die Erde zu beginnen. Die Herrschaft sollte, wie in jenem großen Weltreiche, dem würdigsten und tapfersten Streiter zufallen. Da flammte die alte, kriegerische Eroberungslust wieder auf; allein je mehr ihm die neuen Lehren unbedingter, allgemeiner Freiheit zu Kopfe stiegen, um so wilder wurde sein Grimm; auch das alte napoleonische Kopfweh nahm zu, und da der Augenblick der Ausführung immer nicht kommen wollte, brach endlich die innere Wuth in hellen Flammen aus. Er wurde rasend, stürzte zur Vendomesäule, schreiend, die Ehre Frankreichs sey verrathen, fiel alle Vorübergehenden mit dem Degen an und mußte in Ketten gelegt werden. Seitdem hört er nichts, als den beständigen Kanonendonner der großen Kaiserschlachten von Marengo und Austerlitz. Mitten in der Nacht steht er auf und kommandirt bald zum Sturm auf Saragossa, bald will er die Flammen von Moskau löschen, bald zittert er vor Kälte, dann glaubt er wieder in den Wüsten Egyptens umher zu irren, oder er befiehlt, eine italienische Stadt zu plündern, oder er kündigt einem deutschen Fürsten an, daß er aufgehört habe zu regieren. Zuweilen aber fühlt er seine Ohnmacht, dann sezt er sich nieder, wie er hier dargestellt ist, er möchte seine Wuth verbeißen, aber mächtiger als er, ergreift sie ihn immer wieder, und er sizt dann drohend da, wie ein schwarzes Gewitter über den Bergen, und sein einziger Wunsch ist, die ganze Welt wäre eine Pulvertonne, und er könnte sie als Feuerwerk zur Ehre der Republik in die Luft sprengen. *

Und wie er mit dem verhaltenen Grimme hier im Narrenhause sizt, so gehen seiner Brüder Hunderte in Frankreich frei herum und verkünden die alte, aufgewärmte Lehre von Neuem mit einer Zuversicht, als ob seit vierzig Jahren gar nichts vorgefallen wäre. Gerade

---

* Dies wurde sechs Wochen vor der Explosion der Höllenmaschine in Paris und den Mordbrennereien in Spanien geschrieben.

wie er, so sizt der gesammte Republikanismus Zerstörung brütend in Paris und ruft der Welt mit glühenden Blicken zu: könnt' ich, wie wollt' ich! Der französische Gardist ist sein Bild nach allen seinen verschiedenen Farben, am frappantesten aber möchte er jener Nüance gleichen, die eine universale Soldatendemokratie als höchstes Ideal der Menschheit ausgibt. Fühlten diese Rasenden sich nicht gefangen, wüßten sie nicht, daß der Eisenmeister mit der Peitsche so nahe stünde, sie würden ganz anders sprechen oder vielmehr handeln; denn aus ihren Absichten machen sie schon jezt kein Geheimniß und apotheosiren Robespierre und Danton zu mythologischen Halbgöttern. Ihre zornigen Liebesblicke aber gelten vor Allen den gutmüthigen Schafen, die diesseits des Rheins grasen und aus deren Wolle sie nach altem französischen Herkommen das Zeug zu ihrem republikanischen Purpur nehmen möchten. Was sich ihrer Schur im Namen der Freiheit nicht fügen wollte, würde auf den Kopf geschlagen und dem Boden gleich gemacht, wie man es mit dem Straßburger Münster vorhatte, als man ihm eine rothe Mütze aufgesezt und nun gewahrte, wie aristokratisch hoch er die Nase über die übrige Gemeinheit und Flachheit trage. Wenn man bedenkt, daß es Republikaner waren, die beim Tode Lafayettes mit einer Freude, die Hyänen Ehre gemacht hätte, ihr Gefängniß St. Pelagie beleuchteten, weil ein Verräther der Freiheit mehr gestorben sey, so kann man fragen: wer wird von unsern schwachherzigen Weltverbesserern frei gesinnt genug seyn, um Gnade vor ihnen zu finden? Mit den Brandfackeln der Lafayetteschen Illumination wird man uns aufklären, wenn wir nicht wie Sklaven vor der neuen Inkarnation der Freiheit anbetend niederfallen und zitternd jede ihrer despotischen, goldgierigen und ehrsüchtigen Launen befriedigen. Der englische Radikalismus sieht etwas lumpiger, körperlich aufgeriebener, magerer, fieberhafter und geistig verzweifelter und ingrimmiger als unser Gardist aus. Der deutsche Ultraliberalismus dagegen hat mehr von dem Jupiter Ammon, und ein bedeutend einfältigeres, halb Affen-, halb Schafsgesicht, das ohne eigene Gedanken mit offenem Munde nach Frankreich hinüber horcht, und was man ihm von dort zuwirft, blöckend nachkäut.

Ein Glück ist es indessen, daß der Degen, den die Vorkämpfer an der Seite führen, derzeit noch von Holz ist. Es liegen der enttäuschten Welt noch zu sehr die Folgen in allen Gliedern, daß sie den Rasenden einmal geglaubt, und der Wahnsinn, der in ihren Köpfen spukt, tritt zu grell und offen hervor, als daß es für das Nächste zu fürchten wäre, daß Wüthende, wie dieser hier, noch einmal die Herrschaft der Welt und die Schicksale der Völker in ihre blutigen, raubsüchtigen Hände bekommen sollten.

Neben diesem Mars sizt zur Rechten die Minerva des Narrenhauses in der Gestalt eines philosophirenden Schusters, wie es scheint. Seine körperliche Stellung ist ganz bequem und passend, um die Anstrengung seines scharfsinnigen, spekulirenden Geistes zu erleichtern und ihm volle Freiheit zu geben. Er hat den Stein, auf dem er sizt, zwischen beide Füße genommen. Zwischen ihnen liegen zwei Bücher über einander. Eine Anzahl Seiten des untern wird am Steine zerknittert, im obern liest er. Die rechte Hand hat er dabei fest und bequem auf den rechten Fuß aufgestemmt; mit der Linken aber rechnet er demonstrirend nach, wie der vorgestreckte Daumen und Zeigefinger andeuten. Auf der Nase sizt die Brille, und die Augen sind herab auf das Buch gesenkt. Unter dem Arme hält er noch eine Rolle. Er scheint ganz in seinem geistigen Reiche, in seiner Forschung versunken, und kümmert sich um den hinter ihm sizenden Kriegsgott mit seinem Zorne nicht im allermindesten. Sprach sich in jenem ein kühner, kriegerischer Muth aus, so spricht aus diesem Geist und Verstand. Er zeigte auch als Kind viel Talent und Scharfsinn, und hatte große Wißbegier. Er war aber in die unglückliche Zeit der Schulverbesserungen gefallen, worin die Bauerkinder mehr von Jupiter und Venus, von Römern und Griechen, von Asien und Amerika und allem Uebrigen lernten, als was ihnen eigentlich zu wissen nothwendig war. Ich weiß nicht, wie viele Schulplane, wie viele Organisationen, Reorganisationen und Desorganisationen er bis zum Ministerialreskript Nr. 9999, das wieder Alles von vorne anfing, erlebte. Kein Lehrer stimmte mit dem andern überein, die wenigsten mit sich selber, Alle aber waren in offener Opposition gegen den Pfarrer und trugen in der Regel das Gegentheil vor. Außer diesem allseitigen Unterrichte genoß er noch den besondern Vortheil, einem Professor und Scholarchen die Schuhe putzen zu dürfen, wofür dieser ihm den Gebrauch seiner Bibliothek freistellte, die gleich einer Apotheke Gifte und Gegengifte in großer Anzahl enthielt. Dann diente er einer journallesenden Gesellschaft als Bote, der täglich die neueste Weisheit in ihren verschiedenen Proteusgestalten von einem Mitgliede zum andern trug.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, September.

Die Industrieausstellung.

Es war gegen Ende Juli in dem verhängnißvollen und ereignißschweren Jahre 1830, als die erste Gesammtausstellung der Erzeugnisse des Gewerbfleißes der Niederlande

in der Hauptstadt Brabants stattfand. Nicht lange vorher war das Palais de l'industrie von dem Architekten Roget vollendet worden. Dicht bei der steilen Montagne de la cour und der regelmäßigen Place royale gelegen, auf der die Kirche von St. Jakob auf dem Kaudenberg mit den sie umgebenden schönen Hotels und Wohnungen eine so gute Wirkung hervorbringt, schließt dies stattliche Gebäude, dessen Inschrift: Industriae et artibus, seinen Zweck bezeichnet, sich an den alten Pallast der österreichischen Statthalter an, welchen gegenwärtig die burgundische Bibliothek und die verschiedenen Museen einnehmen. „Die interessante Feierlichkeit (sagt ein neuerer Geschichtschreiber Belgiens), begleitet von einer Reihe von Festen, Konzerten, Pferderennen und vielen andern öffentlichen Vergnügungen, welche bestimmt waren, die ungeheure Menge der zur Hauptstadt strömenden Fremden zu unterhalten, sollte am 24sten August, an welchem Tage König Wilhelm in sein 59stes Jahr trat, mit einer glänzenden Beleuchtung und Feuerwerken beschlossen werden. Nie zeigte Brüssel sich fröhlicher und belebter, nie war so viel Belustigung mit so vielem öffentlichen Nutzen vereint. Die Gasthöfe waren mit einer solchen Menge gefüllt, daß es selbst dem Könige von Würtemberg schwer ward, ein Unterkommen zu finden, als er auf seinem Heimwege durchkam. Schauspielhäuser, Spaziergänge, Gärten und Straßen strotzten von Zuschauern, von Equipagen und Fußgängern, aus Frankreich, England und den Rheinprovinzen. Dem Anscheine nach war Alles Glückseligkeit und Zufriedenheit; einem Fremden wäre es unmöglich gewesen, die geringste Vorbedeutung des entsetzlichen Sturmes zu entdecken, welcher bestimmt war, so bald diese Scene der Lust und des freundschaftlichen Wetteifers in einen Schauplatz der blutigen Entzweiung und des Bürgerkrieges umzuschaffen.“ Aber während dieser scheinbar ruhigen Tage sauste über das nachbarliche Frankreich der Sturm, welcher die Dynastie Heinrichs von Navarra vom Thron stürzte; man fand für gut, die zur Feier des Geburtstages des Monarchen angesagten Festlichkeiten aufzuschieben, und am Abend des 25sten August tobte zuerst auf der Place de la monnaie das Ungewitter, dessen Folgen die Umwälzung des ganzen, eben noch so friedlichen Königreiches herbeiführten und Brabants dreifarbiges Banner an die Stelle des oranischen setzten.

Seit dieser Zeit hat keine große Industrieausstellung mehr in der Hauptstadt Belgiens stattgefunden. Das Land brauchte Zeit, sich zu erholen von den tiefen Wunden, welche die Revolution und die in ihrem Gefolge ziehenden Uebel ihm geschlagen; viele derselben bluten noch, und der Himmel weiß, ob sie heilen werden. Aber der Reichthum, womit die Natur diesen glücklichen Boden gesegnet, ist so unversiegbar, der Gewerbfleiß der Bewohner so erfinderisch und vielfach thätig, der Nationalcharakter so gewohnt an unvorgesehene und rasche Uebergänge, daß ungünstige Verhältnisse nur theilweise und periodisch einzuwirken vermögen, und die unermeßlichen Hülfsquellen dieses Landes selbst ansteuernd Vernichtung bringenden Zeitumständen Trotz zu bieten im Stande sind. Belgien, das im Mittelalter in Handel, Industrie und schaffendem Kunstleben nur dem gleich regen, gleich unruhigen, eben so oft unterdrückten und gegen diese Unterdrückung revolutionirenden Italien an die Seite gestellt werden kann, das selbst die entsetzliche Zwangs- und Blutherrschaft Spaniens und ein grauser Krieg nicht zu stürzen vermochte, dessen Schicksale in neuern Tagen so oft wechselten, dies Belgien ist auch jetzt wieder Nebenbuhler mächtiger Nachbarstaaten durch seine Produkte, entwickelt immer neue Hülfsquellen, geht dem europäischen Festlande mit dem Beispiel unermeßlich beschleunigter Kommunikationsmittel voran, wozu freilich die physische Beschaffenheit des Bodens Ermunterung und Erleichterung bot.

Ein Kabinetsbefehl vom 30sten Juli 1834 bestimmte den 15ten August des laufenden Jahres als den Zeitpunkt, wo die erste neue Industrieausstellung beginnen sollte; durch eine spätere Verfügung wurde sie indeß bis zum 15ten September verschoben. Es ist eine Zeit, wo zahlreiche Fremde die Hauptstadt Brabants füllen. Viele kehren aus den deutschen Bädern zurück, wo sie den Sommer zugebracht haben; England sendet den Schwarm der Zugvögel, die jährlich im Herbste den südlichen Klimaten zueilen; die kühlere Witterung verscheucht manchen reichen Eigenthümer von seinem Landsitz und bestimmt ihn zur Rückkehr in seine Winterquartiere. Im Park, diesem mit Recht gerühmten Lieblingsorte, der sich allmählich von den Verheerungen erholt hat, deren Schauplatz er in den Septembertagen des Jahres 1830 war, und wovon die umliegenden Gebäude noch Spuren an sich tragen, wurden Gerüste zu den Musikfesten und andern Festlichkeiten errichtet, welche während der Dauer der Ausstellung stattfinden sollten. Eine große Menschenmenge füllte die Säle am ersten Tage, aber so gut waren die Anstalten getroffen, daß Keiner den Andern hinderte, daß nicht die mindeste Unordnung stattfand. In sechs großen Räumen, zur ebenen Erde und im ersten Geschoß des Pallastes, waren die verschiedenen Gegenstände aufgestellt. Im ersten derselben sah man Wachsleinwand, Maroquins, Haarstoffe, Lampen und Leuchter, Filz- und Strohhüte, Schuster- und Schlosserarbeiten, Bürsten, chemische Produkte, Parfümerien, Seife, Wachs. Einen ganz verschiedenen Anblick bot der zweite Saal; hier fanden sich die mannichfachen Gattungen von Baumwollenzeugen*: Calicots, Jaconats, Indiennes, Cotonnettes, Guingaans, gedruckte Schnupftücher und Zeuge für Meubles, so wie eine Auswahl gesponnener und gefärbter Wolle. Reicher noch war der darauf folgende. Hier kamen die Wollenzeuge an die Reihe: Tücher, Casimire, Castorinen, Sarschen, Teppiche, Decken, Stoffe von Baumwolle und Flachs, Haus- und Tafelleinwand, Bänder, Mützen, Posamentirarbeit, nebst Meubles und Porzellan. Der vierte Saal entwickelt in buntester Reihe Maschinen, Ackerbauwerkzeuge, Gegenstände von Gußeisen, Glaser-, Töpfer-, Schlosser- und Tischlerarbeiten, Leder, Seile, Fußteppiche und die Produkte der Arbeits- und Zuchthäuser. Den prächtigsten Anblick boten die beiden noch übrigen Säle, in welchen die feinern Industrie- und Luxusgegenstände sich vereinigt fanden. Im ersten derselben bewunderte man die Seiden- und leichten Wollenstoffe, Sammt und Plüsch, Spitzen, Tülles, Blonden, Pelzwerk, gemaltes Porzellan, geschliffene Krystalle, Waffen, Bronzen, Gold- und Silberarbeiten, Bijouterie- und Modeartikel. Den sechsten Saal endlich füllten Wandtapeten, Erzeugnisse der Papierfabriken, Lithographien, Schriftgießereien und Typographien, mathematische, physikalische und chirurgische Instrumente, Stahl- und Eisenwaaren und eine Menge kleiner Sachen und Arbeiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Die blühende Provinz Ostflandern ist der Hauptsitz dieses Industriezweigs. Die Hauptstadt Gent zählte 1832 nicht weniger als 66 Dampfmaschinen, wovon 55 für die Baumwollenspinnerei, Weberei und Färberei. Die ganze Provinz hat deren 78 aufzuweisen, wovon 23 im Auslande gearbeitet sind, die übrigen zu Gerang, Lüttich, Verviers u. s. w. Die meisten sind von niederm Druck. (Die Gesammtbevölkerung der Provinz beläuft sich auf 733,938, die von Gent auf 70,000.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 237.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 3. Oktober 1835.

— Heil'ger Ocean,
Du großer Thaten Vater und Gedanken!
Johnson.

Einem Ziehenden.

Die See geht hoch; tritt deine Wallfahrt an!
Laß von den Raa'n
Die Segel fallen, laß die Wimpel wehn!
Am Ufer stehn
Und meerwärts winken will ich mit dem Hut,
Bis aus den Augen dich mir trägt die Flut.

Du stehest sinnend auf des Schiffes Stern;
Bald senkst du fern
In fremden Kiessand deines Ankers Wucht:
Sey's! — keine Bucht,
Kein Meereseiland, keine Küstenstatt,
So nicht für dich ein freundlich Grüßen hat.

Heil, wer, wie du, das weite Meer befährt!
Du hast gehört
Von den Entdeckern, die da ohne Furcht
Die See durchfurcht,
Und deren Züge, kreuzend her und hin,
Ein geistig Netz um das Gewässer ziehn.

Du hast gehört von wüsten Inseln auch,
Allwo, das Aug'
Auf's Meer gedeftet starr und unverwandt,
In sehn'ger Hand
Die hagre Wange, der Verschlagne sitzt,
Indeß die Welle seinen Fuß besprizt.

Das sind die Helden deiner Knabenzeit; —
Die Einsamkeit
Des Tannenwalds durchzogen sie mit dir,
Vasallen schier.
Du führtest sie, schweißtriefend und bestaubt,
Ein dreizehnjährig Abenteurerhaupt.

Aus Busch und Wolke traten sie hervor:
Du sprangst empor
Vom moosgen Stamm; da sausten sie vorbei,
Ernst mit dem Blei
Die Tiefe messend, Flaggen schüttelnd; — du
Riefst ihnen Grüße durch das Sprachrohr zu.

Jezt wird dir Alles wie ein Traum erfüllt.
Auf's Neue quillt
Und sprudelt dir der alten Wunder Born;
Ein reiches Horn
Von Abenteuern gießt mit üpp'gem Guß
Vor deine Füße seinen Ueberfluß.

Und Eins noch weiß ich, was das wüste Meer
Dir werth und hehr
Und herrlich macht. O, rede: weht nicht auch
Der Dichtung Hauch
Auf diesen Wassern? schimmern glüh'nd und frisch
Nicht Liederkronen auf der Fluth Gezisch?

Was nenn' ich dir Jedweden von der Zeit
Homers bis heut',
Der da ein Blatt in diese Kränze wob?
Du kennst ihr Lob.
Aus jeder Welle, die am Schiff sich bricht,
Erſteht ein Held dir, klingt dir ein Gedicht,

Auch deutsche Lieder! — Die auf schatt'ger Stell'
Im Wald, am Quell
Und Strom erwuchs, die deutsche Poesie,
Sie weilt auch hie!
Sie sah die Wasser, Noah's Taube gleich,
Und kehrte heim mit manchem grünen Zweig.

Stand Lenau nicht noch jüngst an einem Steu'r,
Und sah den Schlei'r
Die Meerfrau'n lüften? aus der Tiefe drang
Gruß und Gesang. —
Und schwamm nicht in des Rurik's Wellenwieg',
Der auf den Fels Salas y Gomes stieg? —

Die See geht hoch; tritt deine Wallfahrt an!
Laß von den Raa'n
Die Segel fallen, laß die Wimpel wehn!
Am Ufer stehn
Will ich! — Leb' wohl! — wie ferne schon, wie fern! —
Du stehest sinnend auf des Schiffes Stern.

F. Freiligrath.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebſt Ideen über Kunſt und Wahnſinn.

Von Guido Görres.

(Fortſetzung.)

Er verſäumte nicht, von allen dieſen Erkenntnißquellen Gebrauch zu machen, und ſchlürfte das pro und contra mit der gleichen Begierde ein. Als aber ſein Kopf ſo voll war, wie ein Faß mit geſtampften Futterkräutern, und Alles in fauler Gährung chaotiſch durch einander brauste, mußte ihn ſein Vater, der Schuſter, zum Bedauern des Direktors, der ſchon einen ausgezeichneten Jugendlehrer und würdigen Mitarbeiter in ſeinem allſeitig gebildeten Geiſte erkannte, wegen Mangel an Mitteln aus der Schule nehmen, damit er das Handwerk erlerne. Da ihm nun zu ſeinem Verdruß die Quelle profaner Wiſſenſchaft verſchloſſen war, beſuchte er um ſo eifriger die Predigten, ſeine philoſophiſch-theologiſchen Studien zu erweitern. War aber die Verwirrung früher groß geweſen, ſo war ſie hier, wo möglich, noch größer. Auch jetzt machte er es ſich zur Gewiſſensſache, alle zu hören, um darüber zuletzt ſein Endurtheil abzugeben. Da hörte er denn die ganze Skala durch von den Pietiſten der höchſten Note und ihrer ſanften Prädeſtinationslehre und dem Todtſeyn der Werke, durch alle Nüancen hindurch bis zum groſſeſten Rationalismus und Atheismus. Er nahm eifrigen Antheil an dem Streite für und gegen die Agende zwiſchen den Altgläubigen und Neugläubigen. Wo er damals war, als man eine Intervention für nöthig fand, damit die geflügelten Bauern nicht wie die Sperlinge von den Bäumen auf und davon flögen, darüber ſchweigen ſeine wahrheitliebenden Biographen.

Als indeſſen durch einen Krawall und eine Schwadron Dragoner, mit einem Feſtungsbohrer und einer Feldbatterie die Pietiſten und Altgläubigen in ſeiner Stadt das theologiſche Schlachtfeld räumen mußten, trat ein Prediger neueſter Façon auf. Derſelbe taufte die Kinder im Namen der allervernünftigſten Dreifaltigkeit, nämlich der Moral, der Aeſthetik und Induſtrie mit Roſenwaſſer, das man in einer Dampfmaſchine, oder, wie er ſie nannte, in dem größten Wunderwerke des menſchlichen Gottesgeiſtes deſtillirt hatte. Dieſer hielt dann ſeine erſte Antrittspredigt, die ungefähr ſo lautete: „Sie werden, Hochgebildete! ohne Zweifel in unſerer Staatszeitung geleſen haben, daß ſich in dieſer Welt des Fanatismus die Philoſophen leider in zwei Schulen ſpalten. Die Einen behaupten, es gebe einen Gott, die Andern, und darunter viele ſcharfſinnige, um die Menſchheit hochverdiente, helle Köpfe, behaupten, es gebe keinen Gott. Es wäre von mir in hohem Grade intolerant, wollte ich hierin Ihrem Urtheile vorgreifen, prüfen Sie ſelbſt und behalten Sie das Beſte! Sollten indeß nicht neuere Entdeckungen in der Chemie und Phyſik und in der höhern Mechanik des Himmels ein unerwartetes Licht auf dieſe dunkle Frage werfen, ſo möchte ich faſt glauben, die Wahrheit könnte vielleicht hier, wie überall, in der Mitte liegen. Ich empfehle Ihnen darum, es zur Aufgabe Ihres Lebens zu machen, dieſe richtige Mitte zu ſuchen; doch warne ich Sie bei ſolchen dogmatiſchen Unterſuchungen vor Myſtik, Aberglauben, Köhlerglauben, Jeſuitismus und Fanatismus, und überdies ſind dieſe Fragen, wie die über die Quadratur des Zirkels, mehr oder minder unfruchtbar. Wir unſererſeits wenden uns darum lieber zu noch wichtigern Aufgaben, die mehr in das praktiſche Leben einſchlagen.“ Hierauf begann er einen weitläufigen

Vortrag über die beste Bereitung des Düngers zur Veredlung des Bodens, und über den Einfluß der Belletristik zur Veredlung des menschlichen Herzens. Man will bemerkt haben, daß unser spekulativer Schuster seit jener Predigt sein Handwerk, das er schon vorher wegen der übermäßigen Gelehrsamkeit nicht sonderlich trieb, von Tag zu Tag mehr vernachlässigte. Sollte er einen Schuh flicken, dann zeichnete er mit dem Pfriemen auf die Sohle einen Kreis, in diesen machte er ein Quadrat und hielt nun den Pfriemen in die Mitte, indem er Stundenlang in tiefer Betrachtung dasaß. Erinnerte man ihn an seine Arbeit, so war die Antwort: er habe Wichtigeres zum Wohle der Menschheit zu thun, als Schuhe zu flicken. Bald verlor er seinen Schlaf, er war beständig in Rechnungen begriffen und sprach von nichts, als richtiger Mitte und Quadratur. Um sich allseitiger auszubilden, beschloß er, auch den Katholizismus kennen zu lernen und gerades Weges nach Rom zu gehen, um das gefürchtete Ungeheuer in seiner Heimath aufzusuchen. Als er aber zu dem Gesandten kam, um seinen Paß visiren zu lassen, erklärte ihm dieser mit der höflichsten und ruhigsten Miene von der Welt, daß daraus nichts werden könne, da er eben eine Ministerialordre erhalten habe, welche ihm im Namen der Gerechtigkeit, Gewissensfreiheit und religiösen Toleranz verbiete, einem katholischen Theologen einen Paß nach Italien oder gar nach Rom zu visiren. Ueberdies sehe er ihm an den Augen an, daß er ein überaus gefährlicher Jesuit sey, dem er einen ganzen Aktenstoß von Seiten der Polizei in Händen habe. Er sey auch die eigentliche Ursache einer sehr unangenehmen und durch ihre Hartnäckigkeit ganz unerhörten Straßenemeute, welche zweifelsohne nicht stattgefunden hätte, wäre die Polizei nicht mit ihm und Seinesgleichen zu sehr beschäftigt gewesen. Der anfänglich galante und feine Mann ereiferte sich nach und nach durch seine eigene Rede so sehr, daß wenig gefehlt hätte, er würde ihn für alle Revolutionen verantwortlich gemacht haben. Der gute Schuster überließ ihm daher seinen Paß, der noch unter den geheimen Gesandtschaftspapieren aufbewahrt wird, und entfernte sich so eilig, daß die Vermuthung des Gesandten zur Gewißheit stieg, und er ihn mit Steckbriefen verfolgen ließ. Er kehrte also still in die Heimath zurück, setzte seine Betrachtungen bei dem Leisten solo fort, und behauptete endlich, das Geheimniß gefunden zu haben. Nun wurde es aber noch toller: alles Leder, das er in die Hand bekam, schnitt er zuerst rund und dann viereckig, und bohrte mitten ein Loch hindurch, welches er die philosophische Mitte zwischen Seyn und Nichtseyn nannte. Er saß ganze Tage und schaute durch dieses Loch hindurch, indem er sagte, dadurch könne er alle Wissenschaften durchschauen und die richtige Mitte der Extreme erkennen. Er mußte in's Narrenhaus gebracht werden, und ist seitdem unabläßig beschäftigt, sein System weiter auszubilden, und wie man aus seinem zufriedenen Gesichte sieht, macht er täglich Fortschritte. Das Unglück bei ihm ist, daß er aus seinen früheren, gelehrten Studien gerade noch so viele Syllogistik behalten hat, um siegreich alle Einwürfe, die ihn von seiner Verrücktheit überzeugen könnten, zu widerlegen. Er sagt, wie der gelehrte Sgambari, der bei sonst gesunder Vernunft in dem Wahne stand, Pabst zu seyn: was wollt ihr mit mir? entweder haltet ihr mich für einen Narren oder nicht; haltet ihr mich nicht dafür, dann thut ihr mir ja großes Unrecht an, mich in einem Tone anzureden, als ob ich einer wäre; haltet ihr mich aber für einen Narren, dann halte ich euch, mit gnädigster Erlaubniß, für noch größere Narren, als mich selbst, weil ihr euch einbildet, einen Narren durch bloßes Zureden von seiner Narrheit überzeugen zu können. Er meint, daß man ihn in's Narrenhaus gebracht, sey bloß aus Neid und Mißgunst seiner Feinde, der Philosophen, geschehen, die gefürchtet, daß seine neue Weisheit, sobald sie bekannt, sich über den ganzen Erdball verbreiten würde, wo sie mit ihrer Weisheit dann wie unwissende Thoren dastehen müßten. Der Scharfsinnige glaubt daher, daß es keinen bessern Beweis für seinen gesunden, siegreichen Verstand gebe, als eben daß er im Narrenhause sitze, und mit diesem Triumphe seiner Lehre ist er sehr wohl zufrieden, da er so auch gehörige Muße hat, sie ruhig auszubilden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Die Literatur nach dem Gesetz Fieschi.

* Mit dem Gesetze Fieschi tritt hier eine neue Periode im politischen Leben ein: der Republik und dem Karlismus ist für den Augenblick der Mund zugebunden, die Quotidienne hat ihren Heinrich V. mit Trauerflor verhüllt und ist vor lauter Schmerz und Entrüstung vernünftig geworden; so sprach sie auch in der ersten Zeit nach der Julirevolution gar verständig. Damals war sie für ihre Existenz besorgt, gegenwärtig wollen sie ihr an den Geldbeutel. Figaro hat den Zeitpunkt benuzt, um mit Ehren abzuziehen; die Auspizien der Bäckermeister, unter denen er wieder in's Leben getreten, haben ihm kein Glück gebracht; das Blatt gab alles Mögliche, Theaterberichte und Rezensionen neuer Werke, politische Bülletins und Berichte über neue Moden. Schnurren, Anekdoten, Coups de lancette, es hatte weder eine Spezialität, noch eine Partei im Auge, und konnte demnach unmöglich Glück machen. Die Karrikatur hat ebenfalls den Geist aufgegeben; sogar das Schild bei Aubert, welches die Karrikatur als allegorische Figur darstellte, ist von der Polizei weggenommen worden. Der Charivari hat seine Vignette weggelassen, und trauert in weiß, wie die Chinesen. Es ist kein Wunder, daß die Minister so freundlich mit Fieschi thun, daß sie ihn mon cher Fieschi oder Monsieur Fieschi nennen; der Mann hat ihnen das Regieren

gar leicht gemacht, und allerdings war es ihnen seit der Julirevolution sauer genug geworden. Mit der Politik wäre es vor der Hand hier aus; dagegen werden Literatur und Theater sich bald rühren. der Zeitpunkt ist günstig. Der Regen fällt in so breiten und langen Strömen, daß man ordentlich meinen sollte, der Sommer wolle vor seinem Hinschreiben das Versäumte nachholen; die Alleen im Palais-royal sind gelb und welk, und die Blätter wirbeln im kalten Winde durch den Garten; die schöne Welt sitzt nicht mehr unter den Hagebuchen des Café de Foy; dafür sieht man jetzt einige Engländer dort, die während der Julihitze im Salon neben der Küche saßen; die bals champêtres und die Konzerte im Freien haben aufgehört, es ist Herbst; für die Theater geht der Frühling an, und zwar sehr frühzeitig; dafür hatten sie einen beißen Winter; die Porte St. Martin hat im Juli und August oft keine fünfzig Franken eingenommen, und es ist eines der großen Theater von Paris. Die Nachtigallen sind noch nicht angelangt; der Director des Théâtre italien hat deren zwei aus Italien verschrieben; ihre Namen sind aber, hier wenigstens, obskur und mir wieder entfallen. Im Théâtre du palais-royal ist die Dejazet wieder angelangt; da war großer Jubel unter den jungen Commis und Grisetten, den Epiciers und den Kaufmannsweibern im Palais; sie trat in einem veralteten Vaudeville auf, la fille de Dominique; da spielt sie vier oder fünf Rollen: als Hebamme, als Tambour u. s. w. Die Ovationen in der Provinz haben sie noch ein Bischen impertinenter gemacht, als sie war; dies gehört aber eben zu ihren Vorzügen; ihre Impertinenz ist allerliebst, und wir, die wir dies schreiben, wir haben uns darüber geärgert und ihr doch zuklatschen müssen; so streifen auch ihre Manieren und Späße nicht selten an's Zotenhafte, aber man mag noch so ungehalten darüber werden, es hilft nichts, es gefällt einem doch. Das Weib hat unter andern dies mit Satanas gemein, daß, wenn sie einen nur an einem [illegible] packt hat, sie ihn mit Leib und Seele. Neuigkeiten braucht für's Erste das Palais-royal nicht zu geben; die Dejazet ist die anziehendste Novität, die es dem Publikum anbieten kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Brüssel, September.

(Fortsetzung.)

Die Industrieausstellung.

In einem Augenblick, wo der Zustand der belgischen Industrie ein Gegenstand so allgemeiner Berücksichtigung geworden ist, und eine Frage, welche das ganze Land lebhaft interessirt, die der Baumwollenfabrikate (und mit ihr verknüpft die der Handelsfreiheit), alle Gemüther beschäftigt und ernste Debatten in den Kammern veranlaßt, in einem solchen Augenblick muß diese Schaustellung der Erzeugnisse der südlichen Niederlande die Aufmerksamkeit in verdoppeltem Grade in Anspruch nehmen. Wenn sich nicht bestreiten läßt, daß der Verkehr im Großen äußerst gelitten hat, daß Antwerpen zum zweiten Mal von der Stufe des hohen Flors, worauf es sich zum Nachtheil der rivalisirenden Schwestern Amsterdam und Rotterdam geschwungen, herabgesunken ist, daß die Entziehung bedeutender Summen, womit die niederländische Regierung die Manufakturen unterstützte, manchen unter diesen gleichsam den Todesstoß gegeben hat, daß die Attitüde Hollands, Belgien gegenüber, letzterm Lande den Hauptausweg für seine Produkte gesperrt, so muß man um so eher anerkennen, daß unter solchen Verhältnissen die Industrie so viel Rühmenswerthes und Vortreffliches geliefert hat, daß man es nicht merkt, wie vor ein paar Jahren fast ihre Existenz gefährdet war. Zum Theil findet man eine Lösung des Räthsels, wenn man die Provinzen Flandern, Antwerpen, Brabant u. s. w. durchwandert und sieht, in welchem Zustand sich dieses Land, dieser Boden befinden, welchen keine Revolution, keine Verheerung, keine Tyrannei auf die Dauer etwas anhaben konnten. Die Menge preiswürdiger Gegenstände, welche alle verschiedenen Provinzen in größerem oder geringerem Maße beisteuerten, ist zu bedeutend, und diese selbst sind zu mannichfaltig, als daß eine Aufzählung derselben sich in die Grenzen dieser Notiz zusammendrängen ließe, welche daher nur eine kurze Uebersicht der Hauptsachen enthalten soll. Ost- und Westflandern lieferten wie gewöhnlich die zahlreichen und schönen Baumwollenzeuge aller Art (Gent, Alost, Mouscron). Damast- und Tafelleinwand, so wie die zum Hausgebrauch (Courtrai, Brügge), Molleton, Siamoisen, Bazins, Spitzen, Filzhüte (Brügge), sammtartige Teppiche, chemische Produkte (Courtrai), prächtige farbig gedruckte Papiere (Gent) u. a. m. Die Provinz Antwerpen brachte eine Menge Seidenstoffe, namentlich schwere, schwarze zu den in diesen Gegenden noch häufig getragenen Fallen, Seide zu Kleidern und Halsbinden, aus der Hauptstadt, überdies ebendaher Teppiche, Wollenstrümpfe, Damastleinwand, musikalische Instrumente, Leder; sodann farbige Papiere aus Turnhout. Höchst mannichfaltig und verschiedenartig ist die Reihe der Erzeugnisse, welche aus Brabant hervorgingen. Die bemerkenswerthesten darunter waren: Baumwollen-, Seiden- und Wollenstoffe, aus Brüssel, Laeken, Enregbem, Foreſt u. s. w., von denen namentlich die Schärpen, Shawls und Foulards sich durch geschmackvolle Muster und treffliche Farben und Schattirungen auszeichneten; schöne Zeuge von Roßhaar aus Brüssel, Stoffe zu Meubles aus Vilvorde, Spitzen aus Brüssel und Löwen, Leinwand aus Brüssel, Tolmers, Löwen, Anderlecht; Teppiche und Seife aus Molenbeek, St. Jean, chemische Farben, musikalische Instrumente, feine und kunstreiche Tischlerarbeiten. Oefen und Kamine von Gußeisen und Messing und von eleganten Formen, Wanduhren, Porzellan (worunter ganz feines mit schöner Malerei und Vergoldung, namentlich aus der Manufaktur von Pannel und Chapel in Brüssel), gute Papiere, Buchbinderarbeiten, Proben der Schriftgießereien und Lithographien (darunter die prachtvollen Ansichten der Monumente gothischer Baukunst in den Niederlanden von Simonau), alle aus der Hauptstadt. Daneben sandte Mecheln wollene Decken, Marbais Ackerbauwerkzeuge, Löwen Wandtapeten von besonders schöner Zeichnung u. m. a.

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

(Nach Catone d'Utica Lucchese.)

Wie heißt die Amazone, die Braut,
Mit einem kräftigen Krieger getraut,
Sonst hatte zur Pracht sie die eigne Kapelle,
Wie Königinnen, mit Wachen zur Stelle;
In schwarzes Kleid ist sie eingepackt,
Doch geht sie zum Kampfe noch lieber nackt;
Blutdürstig und Allem, was lebet, feind,
So stärker, je mehr sie geschmeidig erscheint,
Ziert sie den Sterblichen zu schon lange,
Daß ihnen am Faden das Leben hange.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 238.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 5. Oktober 1835.

— Als wüchsen
Mir Schwingen an, so ist mir wohl und leicht
Hier oben.

Hölderlin.

Der Aetna und der Montblanc.

Vierter und lezter Artikel.

Ich gewahrte auf dem Gipfel des Montblancs Städte ohne Zahl, die wie Atome nach allen Seiten hin ausgesät waren, und das schöne Italien bis gegen Bologna hin schmückten, dann die ganze Kette der Apenninen mit Schnee bedeckt (Anfangs Oktobers?), der die Sonnenstrahlen zurückwarf. Nördlich von Italien entwickelten sich die tyrolischen Alpen und die beschneiten Höhen der kärnthischen und krainischen Berge, die mit den Apenninen das adriatische Meer mit zwei Silberbändern einzufassen schienen. Näher stand der St. Gotthard und seine Familie, die hohen Pyramiden des Eigers, des Mönchs, der Jungfrau, endlich das hohe Haupt des Mont-Cervin, die zahlreichen Zacken des Mont-Rosa. Zu meinen Füßen lagen der kleine und große St. Bernhard, die Allee-Blanche, die Thäler Aosta und Courmayeur. So stand ich auch über den niedern Höhen des Montblanc, die alle mit Gletschern wie mit krystallenen Bändern eingefaßt waren. Chamouni schien ein kleiner Steinhaufen mitten auf einem Rasen. Die Biegungen der Arve, die das Thal und seinen Rasen bespült, und dies Thal selbst verloren sich gleichsam in der Unendlichkeit des Bildes, denn auf dem Montblanc verschwinden die Einzelnheiten, und nur das Ganze, die Massen stellen sich dar. Die Seele fühlt sich zu hoch, um sich mit der Betrachtung von Kleinigkeiten abzugeben; beherrschte die Ermüdung und Erschöpfung des Körpers ihren Aufschwung nicht, so würde sie sich noch freier nach Oben schwingen. Unwillkührlich sah ich immer wieder nach dem Horizont hin, der so rein, so dunstfrei vor mir lag; im Westen zogen sich einige blaulichte Linien hin und vermehrten den Glanz noch; nach Frankreich hin sah ich den Genfersee und die Linie des Jura.

Ja, man brauchte ganze Tage, um sich an all den Wundern satt zu sehen. Aber die Zeit, welche wir in der Ebene so oft schwer, lastend und bleiern finden, die uns aber doch immer entschlüpft wie ein Traum, diese Zeit verging mir hier oben noch schneller. Mir war es, als sey ich kaum drei Minuten auf dem Montblanc, als Desplanд mich aus meinem Entzücken weckte und mir sagte, es sey Zeit zum Aufbruch. Ich sah nach der Uhr und fand mit Erstaunen, daß ich schon achtzehn Minuten auf dem Gipfel war. Große Eiszapfen hingen mir am Schnurrbart, ich war es aber nicht gewahr geworden. Meine zwei Guiden fürchteten, vor Frost den Gebrauch ihrer Glieder zu verlieren, und doch schäzten wir die Kälte nicht unter 15°, wir fühlten sie aber viel mehr wegen unserer leichten Kleidung, besonders wenn sich

der heftige Wind an dem Haupt und den Schultern des Riesen stieß, auf den wir geklettert waren.

Ganz uneigentlich nennt man die Höhe des Montblanc ein Plateau, denn sie ist nur ein abgerundeter Grat, wie ein Karpfenrücken, so daß man in horizontaler Richtung kaum ein paar Schritt machen kann. Auf der piemontesischen Seite, nach der Allee-Blanche hinab sind es nur unzugängliche, senkrechte, furchtbare Granitwände. Ebenso unzugänglich sind die Felsen des Dome du Goutè und des Col du Géant, die sich an die Montblanchaube anschließen. Ihr höchster Punkt ist 2160 Toisen über der mittelländischen Meeresfläche. Hier ist die Luft schon so dünn, daß eine losgeschossene Pistole fast gar kein Geräusch macht. Dr. Barry, der drei Monate vor mir den Montblanc bestieg, ist der zweite Reisende, dem es gelang, hier oben Wasser in einer Theekanne zum Sieden zu bringen; Saussure allein aber hat über den Wärmegrad des Siedens Beobachtungen angestellt. Ich konnte nichts Aehnliches versuchen, denn erstlich war mein Thermometer zerbrochen, und meine zwei Guides hatten nicht Kohlen genug bei sich; überdies hätte uns der heftige Wind schwerlich erlaubt, Feuer anzuzünden.

Endlich mußte von dem Berg geschieden seyn, von ihm, zu dem so Viele aufstiegen, auf dessen Gipfel aber nur Wenige gelangten, es mußte geschieden seyn von diesem herrlichen Gemälde des Wundermalers, ich mußte von ihm scheiden, um es wahrscheinlich nie mehr in meinem Leben zu sehen. So warf ich denn noch einen schmerzlichen Blick nach Frankreich, aus dem ich verwiesen bin, nach Venedig hin, und dann wieder nach Frankreich. So lebe denn wohl, du gastliches Venedig, lebe wohl, du indolentes Italien, lebt wohl, all ihr furchtbaren Berge, die ihr den Himmel zu bedrohen scheint, und du, mein Frankreich, lebe wohl!

Meine Führer bestanden darauf, daß ich mich reitend auf meinen Stock sezte und dann so den Abhang hinab gleitete. Dies hat einige Aehnlichkeit mit den russischen Rutschbergen. So kam ich in zehnmal weniger Zeit zu den Rochers-rouges hinunter, als hinauf. Bei der großen Leichtigkeit der Luft war mir, als berührte ich die Erde nicht; ich ging leicht, aber doch fühlte ich mich erschöpft. Die Mauer der Côte hielt mich nicht auf, eben so wenig der treulose Schnee der Petits-Mulets. Auf dem schrecklichen Abhang über dem Grand-Plateau bemerkte ich ungeheure Eisblöcke, die oben über dem Abhang zu hängen schienen. Wenn sie niederstürzen, und dies geschieht ziemlich oft, gibt es kein anderes Mittel, sich vor ihnen zu retten, als sich an den Fuß des steilen Abhangs zu drängen; denn so ungeheure, über den Rand von so großer Höhe herabschießende Massen fallen nicht an dessen Fuß nieder, sondern ziemlich weit davon. Hier muß ich aber bemerken, daß die Furcht vor Lawinen lange nicht so gegründet ist, als man gewöhnlich glaubt, denn man verweilt nur zehn Minuten, oder höchstens eine Viertelstunde auf den gefährlichen Stellen. Bedenkt man nun, daß sich an derselben Stelle eine Lawine nur etwa alle vierzehn Tage wiederholt, so ergibt sich daraus der Umfang der Gefahr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach.

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Das Gegentheil von diesem scharfsinnigen, spekulativen Philosophen bildet eine andere Gestalt zur Linken des Gardisten, aus deren Gesicht auf die ausdrucksvollste Weise das Hinstarren der Stupidität sich ausspricht. Durch die papierne Krone und den hölzernen Scepter und eine Ordenskette, an der wahrscheinlich das goldene Vlies hängt, ersieht man, daß der Horizont, in den der Wahnsinnige hineinschaut, ein politischer ist. Man kann weiter aus diesem Krönungsornate, den er sich, wie Napoleon, ohne Zweifel selbst beigelegt hat, schließen, daß, wenn seine Gedanken nicht tief, doch sein Dünkel sehr hoch geht, wie das gewöhnlich der Fall zu seyn scheint.

Ueber dem Gesicht liegt eine unendliche chinesische Langeweile und gedankenlose Leere ausgebreitet. Es ist eine geistige Wüste, auf der nur kümmerlich einiges Gras aufwächst. Er starrt und starrt in's Blaue, ohne irgend etwas, selbst das nicht, was ihm gerade vor der Nase steht, zu sehen. Von dem vielen anstrengenden Nachdenken sind ihm die Knochen über den Augen in die Höhe gegangen, während der untere Theil des Gesichts sich beträchtlich in die Länge gezogen hat, wegen seines beständigen dummen Erstaunens und Maulaufsperrens. Statt seines hohlen Kopfes könnte man eben so gut einen Kürbis mit einem Lichtchen hinstellen.

Der gute Mann ist zu einfältig gewesen, als daß er hätte von selbst ein Narr werden können, man hat ihn dazu gemacht. Er war ursprünglich ein ehrsamer Schneider oder Knopfmacher, der schon als Kind große Mühe hatte, die Länge von der Breite zu unterscheiden, und die Treppen hinaufzufallen pflegte. Sonntag Abends ging er in's Wirthshaus und trank dort seinen Schoppen Wein. Da wurde zuerst vom Wetter und dann vom politischen Horizont gesprochen, die Zeitungen vorgelesen und über Theater, Ständeversammlungen, Zollverein, Wein und Bier, Volkssouveränität und göttliches Recht

gestritten. Alle waren Mitglieder der Gesellschaft zur Verbreitung des Kleesamens, und Inhaber des freimaurerischen Schlüsselblumen-Champagner-Geheimnisses von Altstädt in der goldenen Au. Da die ganze Philisterschaft sich zur liberalen Meinung bekannte, so war es nicht sowohl ein Prinzipienstreit, als vielmehr ein Interessenstreit, wie das Journal des Débats sich auszudrücken pflegt, der den Stoff zu ihren Diskussionen hergab. Wenn ich nicht irre, so waren die bekannten drei englischen Schneider, welche ihre Adresse an den König mit den Worten begannen: Wir, das Volk von England, Ehrenmitglieder dieser sonst ganz deutschen Gesellschaft. Die ganze Welt wurde hier von oben herab reformirt und arrangirt, es ging nichts in der Christenheit vor, das nicht der Dümmste der Gesellschaft besser auszuführen im Stande gewesen wäre. Jeder hatte aber seine Lieblingshelden, der eine bewunderte den Talleyrand, der andere betete den alten Lafayette an, als die wahren Männer des Jahrhunderts. Das große Manöver von Kalisch, seine hochpolitische Bedeutung, die militärische Haltung der Truppen, das elegante Theater, der erstaunliche Luxus, die schönen Ballettänzerinnen, die 3000 Kisten Champagner, die kostbaren russischen Orden mit den berühmten böhmischen Steinen boten lange der Konversation reichlichen Stoff dar. Indessen wäre zweifelsohne die Gesellschaft zulezt an den Folgen einer galopirenden Langeweile gestorben, die bereits mit der einschläfernden Schwüle eines heißen Sommertags ringsum die Luft sehr drückend machte, so daß man schon in einem weiten Rayon unwillkührlich gähnen mußte; da ist aber zum großen Glücke dieser Knopfmacher, die Blume der Philister, in ihrer Mitte erschienen.

Weil er auch an allen Reformen und Verbesserungen unmaßgeblich Theil nehmen wollte, so merkten sie bald, daß er noch ein gut Theil einfältiger sey, als sie selbst. Die Langweiligen suchten sich eine Kurzweil aus seiner Langeweile zu machen. Es wurde Styl, daß bei der zweiten Pfeife sich das Gespräch nur noch um ihn drehte. Sie machten ihm mit geheimnißvoller Miene die wichtigsten Mittheilungen, forderten ihn dann auf, seine Meinung zu sagen, und Alles lauschte auf das Orakel der Einfalt. Nach und nach machten sie ihn zum Mitwisser einer Verschwörung, die keinen geringeren Zweck habe, als ihn auf den Thron zu heben, damit er seine Reformen zum Besten der Welt ausführen könne. Im Geheimen und schriftlich gaben sie ihm auch schon den Titel; sie sagten, der Herzogmantel sey schon zugeschnitten, es fehlen nur noch die Krönungsinsignien, die man in Paris bei einem Juwelier bestellt hätte und die von einem Posttag zum andern eintreffen müßten.

Das währte so lange, bis er eines Abends mehr als gewöhnlich von dem auflösenden Schlüsselblumen-Champagner getrunken hatte. Er sah am andern Morgen seinen Stuhl für seinen Thron an, und ließ sich von da herab gravitätisch in gebietendem Tone also zu seiner Frau, der Knopfmacherin, vernehmen: „Laß' den Minister nur herein; ich muß mich mit ihm über einen Vortrag, den ich im Staatsrath halten will, besprechen; er betrifft eine Reform, die nächstens im Sonnensysteme eingeführt und den Ständen zur Berathung vorgelegt werden soll. Die Sonne soll künftig früher aufstehen und nicht länger schlafen, als ich, der ich doch ihr König bin. Will sie sich in Gutem nicht fügen, so werde ich sie als Refraktair auf die Festung schicken; das aristokratische Wesen dulde ich nicht. Die Fixsterne sind auch nur so fixe Ideen unsers Herrgottes, die er geschaffen, als ihm der Verstand ausging; ich will sie als Nationalgarde mobilisiren, sie können den Depeschendienst versehen und auf meinem Staatswagen hinten aufstehen; denn die königliche Würde muß mit Glanz umgeben seyn, der Einfältigen und Schwachen wegen.“ Als die Frau Knopfmacherin diese Worte ihres Herrn Gemahls hörte, sperrte sie Mund und Ohren auf vor Verwunderung; hätte sie statt dessen die Hand aufgesperrt und ihm einige Denkzeichen hinter die Ohren gegeben, so wäre er vielleicht im ersten Augenblicke von seinem königlichen Wahne befreit worden; denn nach Lichtenberg wirken Prügel bei Narren manchmal besser, als alle Medizin, weil sie dieselben an jene Welt erinnern, aus der diese kommen. Statt dessen redete sie ihm gütlich zu; er wurde aber sehr ungnädig und immer zorniger, klagte über die Folgen einer Mesallianz, verurtheilte sie zum Staatsgefängnisse und leitete sogleich im Staatsrath die Scheidung ein. Während der Unterhandlung aber wurde er in's Narrenhaus gebracht, wo er sich seitdem nicht anders, denn als König gerirt und von Morgens bis Abends reformirt. Ihm selber fällt nichts ein; was er vorbringt, sind bloß Erinnerungen aus der politisirenden, liberalen Abendgesellschaft, die er halb nicht verstanden, halb wieder vergessen und halb gar nicht gewußt hat. Er stellt sie auf den Kopf, rüttelt sie unter einander wie Erbsen und bringt sie dann mit großer Selbstgefälligkeit vor.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsezung.)

Theater. Stellung der Literatur.

Das Vaudevilletheater war wegen seiner Schmuzigkeit berüchtigt: ein schwarzes, staubiges Loch, mit kolossalen Oelflecken: jezt hat es sich gar stattlich herausgeputzt; es hat sich lackirt und vergoldet und türkische Teppiche und Cachemirshawls, nämlich gemalte, über seine Logen und Galerien

bis zum Amphitheater hinauf geworfen; die dreifarbigen Fahnen, die früher über dem Proscenium schwebten, waren zu alt und verbleicht, und die Administration mag wohl die Kosten gescheut haben, neue anzuschaffen. In der ersten Vorstellung, welche nach der Restauration des Saales gegeben wurde, machte Arnal darüber seine Späße: was die dreifarbigen Fahnen anbelange, so sey hier nicht mehr der Ort dafür; sie gehörten an den Balkon einer Mairie, oder an die Bude eines Marchand de vin, ein Theater aber habe mit dem Kriegszeichen nichts gemein. Das erste Mal ließ ihn das Publikum reden, das zweite Mal aber wurde er ausgepfiffen; hat ihn die Polizei auspfeifen lassen? Wohl möglich; vielleicht wollte der Direktor des Vaudevilletheaters, ein Bruder des Oppositionsdeputirten Arago, durch Arnals Späße die Regierung necken; jedenfalls hat diese den Direktor aufgefordert, seinen frisch aufgeputzten Saal zu räumen und sich anderswo niederzulassen; das Theater sey ringsum von Häusern eingeschlossen, und somit Feuersgefahr vorhanden. Das ist eine gut ausgesonnene Rache, und Arago kann dadurch ruinirt werden. Es muß dabei noch bemerkt werden, daß das Odeon und das Theater Ventadour die beiden einzigen freistehenden Schauspielhäuser in Paris sind, und daß weder im einen, noch im andern gespielt wird. — Drouineau, der Verstorbene, ist nicht wieder zum Vorschein gekommen. Dem Manne, der sich mit einer neuen religiösen Lehre herumträgt, mag es wohl ein wenig im Kopfe spuken; sein Don Juan d'Autriche ist daher wieder in die Kartons zurückgekehrt. Der Don Juan Delavigne's wird wohl die Wintersaison eröffnen.

Die Literatur hat in Paris an merkantilischer Wichtigkeit ungemein gewonnen und an sozialer Bedeutung verloren. Für den Schriftsteller, der mit Talent Savoir-faire vereinigt, kann hier zu Lande das literarische Gewerb eine Quelle der Wohlhabenheit, ja selbst des Reichthums werden. Corneille war ein armer Teufel; einen seiner Landsleute, der ihn besuchte, nahm er mit sich zu einem Schuster, bei dem er sich die zerrissenen Stiefeln flicken ließ; heutzutage halten sich die Vaudevilledichter Karossen und Grooms; der sublime Maler der römischen Größe war dürftig und groß im Leben, wie die Heiden, die er schilderte; die heutigen Romanschreiber sind üppig und schwelgerisch, wie ihre Werke. Und selbst Kritiker bereichern sich und Uebersetzer. Loewe Weimars, der gegenwärtig gemeinschaftlich mit Jules Janin die Feuilletons im Journal des Débats schreibt, bewohnt in der Rue de Provence einen gar zierlichen Pavillon, mit gothischen Sesseln, türkischen Tapeten und chinesischem Porzellan, und den haben ihm Hoffmann ausmeublirt, und Van der Velde und Zschokke, und die andern Schriftsteller tutti quanti, die er kritisirt oder travestirt hat. Bei Jules Janin herrscht ein orientalischer Luxus; da duften die seltensten Blumen, da funkeln die reichsten Meubeln, die Patères oder Haken an den Wänden sollen von vergoldeter Bronze seyn, und inmitten dieser Herrlichkeiten ruht der Rezensent auf dem Sopha, und gibt den Autoren und Buchhändlern Audienz und antwortet den Supplikanten, die einen Artikel für ihr Werk von ihm haben wollen: „c'est trois cents Francs, au juste;“ das hat alles seine Taxe; ein Prospectus ist am theuersten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Brüssel, September.

(Beschluß.)

Die Industrieausstellung.

Aus der Provinz Hennegau kamen die prachtvollen Teppiche von Tournai, Silber-, Messing- und Eisenarbeiten aus Mons, Charleroi, Nimy-Maisières, Spitzen und Strohhüte aus Mons, Stahl von Soignies, vorzügliche Seidecocons aus der königlichen Anstalt für die Kultur des Maulbeerbaums und die Zucht des Seidenwurms zu Mestin-l'Evêque, Wollenstoffe, Strümpfe u. s. w. Namur und Lüttich sind auch diesmal in Betreff der gelieferten Produkte und ihrer Güte herkömmlichem Gebrauche treu geblieben. Namur, das belgische Solingen, zeichnet sich noch immer durch seine mannichfachen Stahlwaaren aus, sandte auch Porzellan (aus Andenne), Eisen- und Messinggegenstände, Glaswaaren u. a. Aus der Provinz Lüttich kamen die schönen Tücher, Circassiennes, Castorines u. s. w. von Verviers (namentlich aus den Fabriken von Biolley und Simonis), von Dolhain u. s. w., Waffen, Oefen von Gußeisen, Eisen- und Messingarbeiten aus Lüttich, Huy, Herstall, Krystalle aus Val St. Lambert, und neben andern Dingen ein kunstreiches Modell zu einer Dampfmaschine, bei welcher man die Ausdehnung des Dampfes reguliren kann, von J. L. Malherbe zu Lüttich. Von den hübschen Holzarbeiten, welche in dem Badeort Spa und seiner Umgebung in solcher Menge gemacht werden, waren mehrere von großer Eleganz vorhanden. Der belgische Antheil des Großherzogthums Luxemburg lieferte Eisen und Eisenwaaren aus Bouillon, Rousselles, Lasoye, Porzellan und Fayence aus Sepfontaines; die Provinz Limburg Baumwollenstoffe, wollene Decken, Gegenstände von gebrannter Erde u. v. a. Einen eigenen Artikel bildet die Industrie der Zucht- und Armenarbeitshäuser zu Gent, Vilvorde u. s. w., aus denen eine Menge von Gegenständen für den Bedarf des Heeres, Hemden, Beinkleider, Guetres, Westen, Mützen u. s. w., so wie Uniformstücke, wie Epaulettes, Kordons u. a. hervorgingen.

Wir wären nunmehr zu Ende mit unserer Uebersicht, welche wenigstens hinreichen wird, zu zeigen, daß der Gewerbfleiß dieses Landes so mannichfaltig, als thätig ist. Und dennoch fehlten einzelne Artikel bei der gegenwärtigen Ausstellung, z. B. die kunstreichen Maschinen, welche namentlich aus dem großartigen Etablissement des Herrn J. Cockerill zu Seraing bei Lüttich hervorgehen. Dem Vernehmen nach ist diese sowohl, als andere Anstalten während letzterer Zeit mit Aufträgen so überhäuft gewesen, daß sie für die jetzige Gelegenheit nichts zu liefern im Stande waren. — Wenn so Vieles in Jahren geleistet worden ist, wo die Staats- und bürgerlichen Verhältnisse umgewälzt wurden, wo der Verkehr großentheils eine neue Richtung zu nehmen gezwungen wurde, wo dem Handel und der Industrie bedeutende Kapitalien abgingen, wo Fabrikinhaber und Handelshäuser unersetzliche Verluste erlitten, wo die nur zu begründete Furcht vor neuen Unruhen und gewaltsamen Störungen von großen Unternehmungen abschreckte und also große Geschäfte lähmte, und überdies die Seuche, welche Europa dem russisch-polnischen Kriege zu verdanken scheint, überall hemmend und störend auftrat, so darf man sich wohl vertrauensvoll der Hoffnung hingeben, daß die Aufrechthaltung des Friedens und der Ordnung und die Konsolidirung der politischen Stellung der europäischen Staaten dazu beitragen wird, einerseits die einander schroff gegenüber stehenden Parteiungen in diesem Lande allmählich einander näher zu führen — wenn überhaupt in unserer Zeit eine solche Annäherung und Versöhnung möglich ist — anderseits die Thätigkeit der Industrie, des Ackerbaus und Handels immer mehr erstarken und sich verbreiten zu lassen. Alf. Reumont.

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 239.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 6. Oktober 1835.

Menenius. — O daß ihr eure Augen rückwärts gegen den Nacken kehren könntet und so euer werthes Selbst überblicken; o daß ihr's könntet!
Brutus. — Und warum, Herr?
Menenius. — Ei, da würdet ihr ein paar verdienstloser, übermüthiger, wetterwendischer Beamten gewahr werden, alias Narren.

Shakespeare.
Coriolan.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Zur Verbindung von Europa und Amerika will er eine Kettenbrücke anlegen und darüber eine Eisenbahn führen, um auf Dampfwagen die republikanischen Institutionen herüber zu holen, mit denen er seinen Thron umgeben will. Der amerikanische Konsul, sagt er, habe ihm eine Schrift über die Ausführbarkeit und sehr befriedigende Kostenüberschläge vorgelegt. Die Reform in dem Sonnensysteme hat er wirklich durchgeführt, und dessen zum Zeichen in seine Krone als Wappen Mond und Sterne eingesezt. Die Ausführung soll aber erst mit dem nächsten Etatsjahr in's Leben treten. Es soll künftig kein Stern mehr auf und unter gehen, ohne dem Ministerium davon Anzeige zu machen und um einen Paß einzukommen. Gegenwärtig ist er eben damit beschäftigt, eine ähnliche Verbesserung zum Wohle der Menschheit auszudenken. Er sinnt über eine große tabellarische Knopfstatistik nach; alle Knöpfe von den Röcken, Thürmen und Blumen seiner Unterthanen sollen in die Tabellen mit hundert Rubriken eingetragen werden. Sein Kopf hat während dem Nachdenken fast selbst die Gestalt eines Knopfes angenommen, und die Nasenspitze gleicht wieder einem kleinen Knöpfchen, das sich im Gesichte zum König erklärt hat. Man könnte den Steinblock, auf dem er sizt, während seines Nachsinnens vor seinen Augen in die Luft sprengen, und er würde auffahren, ohne das Mindeste davon zu merken.

So stupid er indessen aussieht, so hat er doch viele seines Gleichen in der Welt. Mancher Politiker und mancher Diplomat, der seine Stelle anderswo, als im Narrenhause hat, sizt gerade so da und starrt mit der gleichen Stupidität in den großen Kampf unserer Zeit hinein, ohne nur einmal zu wissen, wovon denn eigentlich die Rede ist. Mit dem Schlüsselblumen-Champagner der abgetragenen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts haben sie sich noch vollends den lezten Funken gesunden Verstands herauspurgirt. Es sind die charakterlosen Tagspolitiker, die Alles vergessen und nichts lernen, die jedes Prinzip preisgeben, um ihr kümmerliches Daseyn von einem Tage zum andern zu fristen. Ob das Haus ein Fundament, ob der Baum eine Wurzel hat oder nicht, das ist ihnen ganz gleichgültig, wenn es nur so aussieht. Wie sie kein Prinzip haben, so haben sie auch kein Ziel, und meinen darum, mit allen Winden gleich

gut, am beſten aber mit halbem ſegeln zu können. Die Revolution beſtreichen ſie mit Roſenwaſſer, den Deſpotismus finden ſie auch vortrefflich, wenn er nur die äußere Etikette beobachtet, die konſtitutionellen Formen ſcheinen ihnen ebenfalls beſonders geeignet, um zu thun, was man will. So vertragen ſie ſich mit Allem, nur mit dem Rechten nicht, und pflegen ihre Freunde zu mißhandeln und vor ihren Feinden zu kriechen. Sie halten ſich eine Staatszeitung, die mit der Zeit ſchwimmt, und eine Privatzeitung, die dagegen ankämpft. Sie rüſten und rüſten, der Friede zehrt den Krieg auf, und wenn die Zeit ihren Mann verlangt und die Glocke ſchlägt, wagen ſie noch nicht einmal, ein ernſtes, männliches Wort zu ſprechen, ſondern ſehen zu, und laſſen die, welche ſich für ihre Sache ſchlagen, ſich verbluten unter dem Hohngelächter ihrer Feinde, die ungeſtraft ſich Alles erlauben, und ihre Mordbrennerbanden ausſenden, wohin ſie wollen. Ohne eigenes Gepräge, nehmen ſie nach Belieben, wie das Geld, den Stempel deſſen an, der gerade regiert, und halten als Hoflakaien der Zeitmeinungen, wie Polonius im Hamlet, nach Befehl, dieſelbe Wolke bald für ein Kameel, bald für ein Wieſel, bald für einen Wallfiſch. Heute beugen ſie ſich wie feige Sklaven vor einer zügelloſen Preßfreiheit und fröhnen gehorſam all ihren Launen; morgen halten ſie es mit einer Cenſur, die die Lüge wie die Wahrheit gleichmäßig beſchneidet; übermorgen, wenn die Angſt ſich ihrer bemeiſtert hat, gebieten ſie den Vögeln im Walde ein altum silentium. Handhabt nur die Polizei die Ruhe der Straßen gegen Gaſſenbuben, blizt und donnert es nicht, dann glauben ſie, der tauſendjährige Friede ſey angebrochen und die Ruhe Europas werde in alle Ewigkeit nicht mehr geſtört werden. Zittert dann plötzlich der ganze papierne Bau, ſo halten ſie ſich die Augen zu und wiſſen nicht, was ſie denken, noch viel weniger aber, was ſie thun ſollen. Sind ſie vom Schreck wieder zu ſich gekommen, dann pflegen ſie am liebſten, wie der Knopfmacher hier, gedankenlos in die Zeit hineinzuſtarren. Indeſſen ſoll der arme Tropf ſich in Acht nehmen, daß es dem wahnſinnigen Gardiſten nicht einmal einfällt, ihm die papierne Krone herunter zu reißen und den hölzernen Scepter ihm auf dem Rücken entzwei zu ſchlagen. Wann wird einmal der Zumalacarregup erſcheinen, der beiden den rechten Platz anweiſt?

Unmittelbar hinter dieſem ſchwachſinnigen Politiker ſieht man den Kopf und die Bruſt einer andern Jammergeſtalt. Es iſt ein Mann mit kurzgeſchornem Haar, ſein Kleid ohne Ermel geht nur bis zur Achſel. Er lehnt ſich übergebeugt mit der rechten Hand, die den Kopf ſtüzt, auf den Rücken des Politikers. Das Geſicht hält er lauernd zwiſchen dem gegen die Naſenſpitze vorgeſtreckten Zeigefinger und Daumen der Linken. Er ſcheint den Politiker ausborchen zu wollen; denn kein Thor iſt ſo groß, der nicht größere als Zuhörer findet.

Was hat nun dieſe klägliche Geſtalt mit dem geſchornen Kopfe, dem rechnenden, lauernden Blicke und dem Bettleranzuge mit der Politik zu ſchaffen? Offenbar iſt es ein ſchwindelnder Börſenſpekulant, der bei einer unerwarteten Kursflauheit Vermögen und Verſtand verloren. Er war einmal ein ſolider, ehrlicher Kaufmann, wie man noch aus ſeinem mitleidenswerthen Geſichte erſieht. Zwar hatte er keine Ausſicht, Millionär zu werden, aber er war wohlhabend und zufrieden, ſein Eſſen ſchmeckte ihm, weil er es ſich im Schweiße ſeines Angeſichts verdiente, er ſchlief ruhig, weil ihn keine Furcht vor mißlungenen Spekulationen quälte, da ſein Handel ſicheren Gewinn brachte, wie die Saat des Landmanns. Da mußte er einmal von einem ſchlechten Gläubiger an Zahlungsſtatt Staatspapiere annehmen, die eben in ſchlechtem Kurſe ſtanden. Er ſah das Geld ſchon für verloren an, als die Papiere durch ein unerwartetes Ereigniß plötzlich al pari ſtiegen, und er mehr gewann, als die verloren geglaubte Schuld betrug. Jezt regte ſich in ihm zuerſt eine Unzufriedenheit mit ſeiner Lage, und die Begier nach mehr ergriff ſein Herz. Gegenüber ſah er den Pallaſt eines Staatspapierjuden, und da ſprach er zu ſich ſelbſt: was ſollſt du ein Narr ſeyn und dich von Morgens bis Abends plagen, immer nur Kreuzer und Kreuzer einnehmen, ohne irgend eine weitere Ausſicht? Mache es wie dein Nachbar, da kannſt du mit Vorſicht und Mäßigung ein ganz anderer Mann, auf eine viel leichtere Weiſe werden. Du brauchſt ja nur einen kleinen Theil deines Gewinns ſo anzulegen, den Kram kannſt du für's Erſte behalten, und wenn es nicht gut geht, ſteht es dir immer frei, das wieder zu werden, was du jezt biſt, ein armſeliger, kleiner Kaufmann, der vor jedem vorübergehenden Kunden, bat er einmal für einen Kreuzer gekauft, demüthig den Hut herunternimmt und alle Abend rechnet, ob er nicht mehr ausgegeben, als eingenommen.

(Die Fortſezung folgt.)

Der Aetna und der Montblanc.

(Fortſezung.)

Ueber die Grandes-Montées wurde à la ramasse herabgefahren, d. h. mein Guide ſezte ſich dicht unter mich, nahm meine Beine unter ſeine Arme und rutſchte mit dieſem Doppelſchlitten pfeilſchnell den Abhang hinab. So kamen wir in zehn Minuten da hinunter, wo wir fünf Viertelſtunden hinauf gebraucht hatten. Die Winkelneigung iſt hier 70°, und aufwärts mußten Lücken

in's Eis gehauen werden, um Hände und Füße einzusetzen. Später hörte die Ramasse auf, denn der Abhang der Petites-Montées ist um 5° oder 6° weniger geneigt, als der vorige. Hier gleitete ich auf einmal mit beiden Beinen aus; zum Glück und aus Vorsicht ging ich zwischen zwei Führern, und war um den Leib an einen Strick angebunden. Ohne diese Vorsicht wäre ich eine Höhe von vierhundert Fuß hinabgerollt. Beim Fallen entschlüpfte mir mein Stock, blieb aber glücklicherweise am Rand eines Abgrunds liegen. Mich aber retteten die beiden Führer, denn in dem Augenblick, als sich der Strick anspannte, an dem sie mich hielten, stießen sie mit Kraft und Geschicklichkeit ihre Stöcke in das Eis und standen nun fest wie Mauern. Hierauf zogen sie mich zu sich hinauf, wie einen großen Fisch an der Angel, und stellten mich wieder auf die Beine.

Nach dieser Episode überraschte uns die Nacht auf dem Taconnazgletscher. Bis hierher hatten wir vom Gipfel des Montblanc an noch nicht ein einziges Mal ausgeruht. Ich fühlte nun aber auch meine Kräfte sehr abnehmen. Wiewohl es schnell immer dunkler wurde, und wir nicht deutlich mehr unterscheiden konnten, wo wir den Fuß hinsezten, so mußten wir doch über einen tiefen Schlund, und zwar auf einer Brücke, die des Montblancs ganz würdig ist. Sie bestand aus sechs oder sieben Stöcken, die neben einander über den Schlund gelegt wurden. Dabei waren meine Stiefeln mit Eis überzogen; um also nicht in einen Abgrund von fünfhundert Fuß Tiefe zu fallen oder zu rutschen, ließ ich mich wieder um den Leib anbinden. Endlich waren wir sehr froh, in der Dunkelheit glücklich über den so gefährlichen Taconnazgletscher gelangt zu seyn, und es schien uns dagegen ein Leichtes, die Grands-Mulets als unser Nachtlager wieder zu erreichen. Mein Erstes war hier, meine eisstarren Füße in eine Schafhaut einzuwickeln, um sie dadurch zu erwärmen. Ich fühlte auch bald die Wärme, mit ihr aber auch unerträgliche Schmerzen. In einer halben Stunde schwollen meine Füße furchtbar an, und ungeheure Blasen bildeten sich auf der Oberfläche. Nun bedauerte ich es, sie nicht früher in Schnee gesteckt und damit gerieben zu haben. Jezt aber war es nicht mehr Zeit, denn sie waren erfroren.

Den 10ten Oktober. Zwar litt ich entsezlich an meinen Füßen, die Bise wüthete auch furchtbar an dem Felsen, und es gingen mehr Lawinen nieder, als gewöhnlich; dies hinderte mich jedoch nicht am Schlaf, den nur für Augenblicke Schmerzen unterbrachen. In diesen Momenten dachte ich über die Mittel nach, wieder nach Chamouni zu kommen, wenn ich nicht mehr auftreten könnte; denn dies schien mir unmöglich. So schwankte ich zwischen Schlaf, Unruhe und Schmerz bis an den Morgen. Während der Bereitung des Frühstücks befragte ich Julien Desvouassons über das Unglück bei der Ascension des Dr. Hammel im Jahr 1820, bei dem er als Führer gegenwärtig war und nur durch ein Wunder gerettet wurde. Die Nacht vor dieser Ascension, die man auf den Grands-Mulets zubrachte, war ein heftiger Sturm. Die meisten Guiden riethen auch am folgenden Morgen, die Ascension nicht zu wagen, sondern nach Chamouni zurückzukehren. Diesem aber widersezte sich hartnäckig Dr. Hammel, der die abrathenden Guides und seine zwei Begleiter, gleichfalls Engländer, furchtsam nannte und ihnen dadurch den Mund schloß. Sie ergaben sich in Alles, wiewohl einer der Führer, Tairraz, ein Vorgefühl von seinem Tode hatte; denn in jener stürmischen Nacht umarmte er mehrmals seinen Kameraden, weinte und sagte wiederholt zu ihm: „Ich bin ein verlorener Mann, es wird mich das Leben kosten.“ So kam es auch; August Tairraz war eines der drei Opfer. Die andern hießen Peter Cairriez und Peter Balmat. Diese drei Führer gingen voran, dann kamen die Engländer, Julien Desvouassons und Contet schlossen den Zug. Die sie verschüttende Lawine war ungefähr dreihundert Schritte lang, zweihundert breit, aber nur zwei tief. Als sie herabkam, hatten die Führer keine Zeit mehr, zu überlegen, und Julien konnte kaum noch ausrufen: „Wir sind verloren!“ so wurde er schon mit seinen Kameraden bis an den Fuß des Abhangs fortgerissen, den sie eben hinaufstiegen, um von dem Grand-Plateau wegzukommen. Dieser Abhang mochte ungefähr vierhundert Fuß hoch seyn. Glücklicherweise war es nur eine Schneelawine; denn hätte sie Eisstücke oder Felsblöcke enthalten, so wären Alle in Einem Augenblicke wie in einer Mühle zerknirscht worden. Bei diesem Hinabrollen kam Julien dreimal an's Tageslicht.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder der Nacht.

Kühlung.

Der Tag war lang, der Weg war weit,
Nun ist der Sonne Ruhezeit,
Hat müd' sich gehen müssen;
Wie Stirn und Aug' und Wange flammt!
Sie drückt sie in den rothen Sammt
Der flaumenweichen Kissen.

Goldschnee.

Hei, das ist ein lustig Schneien!
Schaut die goldnen Flocken nur,
Die im Blau sich glizernd reihen,
Eine goldbeschneite Flur.

Die Spinne.

Mit Liſten ſacht
Um Mitternacht
Schleicht der Mond, die Rieſenſpinne.
Hoch im blauen Dome hängt
Sein Geweb' er auf und fängt
Die zappelnden Sternlein drinne.

Ludwig Seeger.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortſetzung.)

Stellung der Literatur. Damenjournal.

Ich table Jules Janin um ſo weniger, da er ſich auf dieſe Weiſe ein Einkommen von 40.000 Franken erſchreibt. Seinen Ruhm fördert er dadurch freilich nicht; aber was liegt daran, ob die Seifenblaſe ein Bischen länger oder ein Bischen kürzer ſchimmert? ſie zerplatzt am Ende doch, und wenn man's beim Licht betrachtet, ſo hat Janin doch kein anderes Talent, als ſeinem Publikum ein wenig Roſſiniſche Muſik aufzuſpielen. In den höhern geſellſchaftlichen Kreiſen macht das Auftreten dieſer opulenten und eleganten Auteurs indeß nur wenig Effekt. In den Salons hat die Literatur der Politik weichen müſſen. Vor Einführung der repräſentativen Regierungsform war es anders: da waren die Literaten nicht bloß Unterhaltungsſchriftſteller, da war die Oppoſition in der Literatur; Beaumarchais und Voltaire regten alle die Leidenſchaften auf, die heutzutage nur im Sturmwinde wogen, der von der Rednerbühne herabbrauſt. Wenn Guizot oder Thiers in der Kammer eine entſcheidende parlamentariſche Schlacht gewinnen, ſo ſind Abends ihre Receptions wahre Ovationen, und man muß den Franzoſen Gerechtigkeit widerfahren laſſen, es geſchieht dann nicht ſowohl, um den Hof zu machen, daß ſie Weihrauch zu den Füßen der Excellenzen brennen; intellektuelle Superiorität erkennt im Durchſchnitt die Nation willig an und huldigt ihr ohne Nebenabſicht, während ſie ſonſt nicht leicht etwas thut, wobei ſie keinen Nutzen hat oder hofft. Und welcher Jubel im Faubourg St. Germain, wenn Berryer mit friſch gebrochenen Palmen gekrönt erſcheint! Die ſchönſten Augen ſenden ihm ihre feurigſten Blicke zu, und die alten Markiſen umbraſſiren den beredten Notarier. Wir wollen damit nicht ſagen, daß der literariſche Ruhm verkannt werde; es iſt für viele Cirkel eine große Auszeichnung, wenn die Dame des Hauſes ſagen kann: „nous aurons ce soir Monsieur de Lamartine," oder: „voici M. Hugo qui entre." Lamartine iſt in dieſer Hinſicht der glücklichſte unter allen Literaten; er hat eine Menge Mittel, ſeinen Ruf wieder anzublaſen, wenn er merkt, daß er etwas erkaltet; geht es mit der Proſa nicht, ſo wird ein Gedicht in die Welt geſchickt, und ſind die Verſe vergeſſen, ſo kommt eine Rede in der Kammer zu Hülfe. In der geſetzgebenden Verſammlung zeigt er ſich ſtets ſehr ſanft und milde, und herablaſſend und populär; zu Hauſe aber und in der großen Welt ſpielt Lamartine den grand Seigneur; er geht meiſt mit den adeligen Familien um und gibt Rendezvous, die er nicht einhält.

Außer den Literaten von Profeſſion ſind es eigentlich nur noch die Damen, die ſich mit der Literatur ernſtlich beſchäftigen; um ſie bewegen ſich junge Leute, die durch die Literatur und die Damen emporkommen wollen, beides unfehlbare Mittel, um die man ſich aber auch hartnäckig ſtreitet. Für viele junge Schriftſteller ſind in der That die Damen von großem Nutzen; da ſich die Literatur meiſt doch nur mit flüchtigen Novellen oder Elegien und dergleichen, oder wenn es hoch kommt, mit Romanen beſchäftigt, ſo können Damen allerdings kompetente Richter ſeyn, und ihr feiner Takt, ihr Schönheitsſinn kommt ihnen trefflich zu ſtatten. Leider haben die Damen dieſen Takt, dieſen Schönheitsſinn öfters in eigenen Kompoſitionen verleugnet. In dem livre des femmes ou heures du soir ſtehen Geſchichten, von denen die Grazien und ſelbſt die Schamhaftigkeit ſich zürnend abwenden. Eine Novelle in dieſen Abendſtunden dreht ſich um folgende abſurde, greuliche Thatſachen. Vorerſt müſſen wir bemerken, daß hier Frauenzimmer ſind, welche Herren und Damen die grauen Haare ausreißen und ſich reichlich von ihrem Salon épilatoire nähren. In der eben angeführten Erzählung ſucht ein junger Menſch, um ſich den Weg zu einem Mädchen zu bahnen, das dieſes Geſchäft treibt, ſich auf alle mögliche Weiſe graue Haare zu verſchaffen: er ſtürzt ſich in das verruchteſte Leben, und mordet am Ende die Geliebte, die ihm ſo theuer zu ſtehen kommt. Bei dem fortwährenden Einfluſſe, den das weibliche Geſchlecht auf die geiſtige Entwickelung ausübt, bei der immer weiter und tiefer aufregenden intellektuellen Thätigkeit konnte es nicht fehlen, daß ein Journal für Damen zu Stande kommen mußte. Das ſo eben erſchienene Heft vom 15ten September liegt vor uns; es iſt nicht unintereſſant, einen Blick hinein zu thun. Neueſte literariſche Kompoſitionen, Tagesbegebenheiten, Theater und Moden, Alles, was das feinere geſellige Leben bildet, wird vorgeführt; es iſt Paris, wie es ſich in einem Dutzend Frauenköpfen abſpiegelt. Den Anfang macht, wie billig, das Modekupfer, ein Peignoir von Batiſte mit einer Garnitur. Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen hier ein Schneiderinventarium verſetze und Ihnen die Bänder und die Falten herzähle; von alle dem kommt auch in dem Artikel Modes kein Wort vor. Ueber neue Stoffe kann ohnedies noch nicht berichtet werden, da ſie erſt in vierzehn Tagen in dem klaſſiſchen Magazin des Herrn Delille anlangen. Statt deſſen ſehen wir eine recht artig erzählte Geſchichte von einem hübſchen jungen Mann, mit ſchwarzem Schnurrbärtchen, einer Blouſe von grünem Merinos und ſpirituellen Augen; dieſer tout petit jeune homme kommandirt in der Rue Cvoiſeul mit weiblichem Ernſte eine Eskadron Ouvrières; mit einem Worte, oder vielmehr mit zweien, es iſt un petit Modiste; er macht Damenhüte mit Bändern und Blumen. Nun, wenn die Damen Rezenſionen ſchreiben, wie wir deren ſogleich leſen werden, warum ſollen die jungen Herrn nicht Damenhüte machen? Und der kleine Modiſt hat vor den andern einen Vorzug, der allgemein einleuchten muß. Die meiſten Marchandes de Modes laſſen ſich nämlich von ihrem eigenen Gefühle influenziren; ſie lieben bloß die Nüancen, die ihnen gut ſtehen: der petit jeune homme im Gegentheil beobachtet ſorgfältig die Phyſiognomie der Damen, ihren Teint, die Farbe der Haare, réfléchit un moment, ſagt die Journaliſtin, ſchneidet dann ſeine Paſſe, und in vier-und-zwanzig Stunden iſt der Hut fertig, ja oft in ſechs Stunden macht er Ihnen einen chapeau délicieux, un bonnet ravissant.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 240.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. Oktober 1835.

So derb Gefahren
Und Mühen waren,
So süß die Ruh'.
J. Schmit.

Der Aetna und der Montblanc.

(Beschluß.)

In dem furchtbaren Augenblick, wo die drei ersten Führer in den unermeßlichen Schlund am Fuß des Abhangs hinabgestürzt wurden, erkannte Julien ein Bein seines Freundes August Tairraz an den schwarzen Kamaschen. Durch ein unbegreifliches Glück wurde er über diesen ersten Schlund weg in einen andern entferntern geworfen, der halb mit Schnee angefüllt war, so daß er ungefähr nur sechzig Fuß tief und nur auf weichen Schnee fiel. Er meint dieses Wunder einem sehr langen Barometer zuschreiben zu müssen, das er für Dr. Hammel trug, und das an einem starken Riemen auf dem Rücken hing. Dieser Riemen hätte aber sehr gut reißen können, als Julien Kopf oben, Kopf unten mitten in der Lawine fortrollte. Es ist mir auch wahrscheinlicher, daß ihn und Coutet, der doch kein Barometer trug, nur der gewaltige Stoß über den großen Abgrund weg in den kleinen geschleudert habe, und daß ihre drei Kameraden dagegen gerade unter der Lawine waren, als diese sich unten am Abhang in den großen Schlund stürzte, wo sie dann zu unterst darin begraben wurden. Jene beiden Glücklichen lagen auf weichem Schnee, Julien mit den Füßen in der Luft, in sehr unbequemer Stellung und jämmerlich zugerichtet von seinem Fall zwischen die engen Eiswände des Schlundes, Coutet fast ganz mit Schnee überdeckt. Julien konnte sich zuerst herausarbeiten, hierauf half er auch seinem Kameraden aus dem Schnee. Betäubt betrachteten sie sich lange, ohne ein Wort hervorbringen zu können, und hernach staunten sie nicht wenig darüber, noch lebend in diesem Grab zu seyn. Glücklicherweise hatten sie bei diesem Fall ihre Kraft und Besonnenheit nicht verloren. Die Engländer, welche die Lawine nicht berührt hatte, warfen ihnen eine kleine Axt hinab, und mit dieser hieben sie Löcher in das Eis und kletterten so hinauf. Da sah man, daß die drei vordersten Guiden fehlten, man machte also einige Stunden lang alle möglichen Versuche, sie zu entdecken, und untersuchte zu diesem Zweck den Schnee mit den langen Stöcken; man rief ihnen überall, aber Alles vergeblich, das traurige Echo des Grand-Plateau antwortete allein. So mußte dieses peinliche Suchen endlich aufgegeben werden, denn die Kälte wurde immer empfindlicher. Dr. Hammel wollte durchaus, einige Führer sollten hier an Ort und Stelle bleiben, er wolle ihnen von Chamouni aus sogleich Männer senden, um die Verunglückten auszugraben. Dieser Vorschlag sprach zwar nicht für die Ueberlegung Hammels, zeigte aber doch seine Menschlichkeit und Freundlichkeit. Die Führer ließen indessen ihren Zorn gegen

ihn laut werden, da sie ihm mit Recht seinen Eigensinn, die erste Ursache des traurigen Ereignisses, vorwerfen konnten. Seit dieser Zeit zieht kein Reisender ohne eine gewisse Scheu über das Grand-Plateau, denn er denkt gewiß an jenes traurige Ereigniß, das glücklicherweise bis jezt das einzige auf dem Montblanc gewesen ist.

Gegen halb acht Uhr brachen wir endlich auf. Dies war nichts Kleines, denn um nur gehen zu können, hatte ich meine leichten Stiefeln gegen die schweren Schuhe eines Führers gewechselt; diese waren zwar weit genug für mich, ich litt aber doch unsäglich darin, und ich hatte noch sieben volle Stunden zu gehen. Ehe ich jedoch die Grands-Mulets verließ, sammelte ich da noch viele Mineralien, Krystalle und besonders Asbest. Mit großer Mühe kam ich über den fürchterlichen Bossonsgletscher und dann zur Pierre de l'Echelle, wo ich wieder die erste Pflanze sah, das reizende Rhododendrum, für diese späte Jahreszeit eine seltene Erscheinung. Hier herauf waren auch einige Mädchen aus dem Thal geklettert, um uns Milch, Brod, Butter und von dem trefflichen Chamounihonig zu bringen, was wir uns Alle trefflich schmecken ließen. Es waren Kinder einiger Führer, die ihre glücklich zurückgekommenen Väter begrüßten und nach alter Art ihre Knie umfaßten. Unterhalb der Pierre-pointue hörte ich zum ersten Mal wieder leise das Rauschen der Arve aus dem Thal herauf, mehr aber noch erfreute mich der Anblick eines Maulthiers, das ein kleines Mädchen für mich hierher geführt hatte; ich erinnere mich seit lange keiner erfreulicheren Erscheinung.

Ehe wir wieder in Chamouni eintrafen, kam mir das Konseil der Guiden, mit ihrem Syndikus an der Spitze, entgegen, um mir zum glücklichen Erfolg der Reise Glück zu wünschen. Es war ein allgemeines Fest, an dem alle Einwohner Theil nahmen. Mein kleiner Haufen marschirte nun in Ordnung hinter mir her, was mir das Ansehen eines Triumphators gab. Als ich wieder beim Hotel de l'Union ankam, mußte ich durch eine Reihe schöner Damen, deren anmuthiges Lächeln und freundlicher Beifall meine zweite Belohnung war. Bald darauf erschien ich bei der Table d'Hôte, wo es nicht an Fragen und Erkundigungen fehlte.

Wenn Dich je die Lust ankömmt, den Montblanc zu besteigen, so rathe ich Dir dringend, meine Fehler zu vermeiden. Besonders erwärme Dir nicht die Füße, so kalt sie auch seyn mögen. Versieh Dich mit zwei Paar Stiefeln, was ich nicht gethan hatte; ziehe wollene Strümpfe an und nimm einen Mantel mit, den Du von einem der Führer tragen läßt; grüne Brille und Schleier können auch sehr dienlich seyn, besonders in frühern Monaten. Dies sind aber nur Dinge von untergeordneter Wichtigkeit, denn im ersten Rang stehen vier andere; fester Schritt, gute Augen, schwindelfreier Kopf, und besonders fester, bestimmter Wille.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach.

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Der Mann hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, das heißt, ohne die immer steigende Begehrlichkeit der menschlichen Natur. Daß er aber, als ihm die Spekulation mißlang, nicht wieder der wohlhabende, jeden behaglich grüßende Kaufmann war, sondern ein ganz anderer, das zeigt eben die Rolle, die er hier in dem Narrenhause spielt, und das kam also. Anfänglich machte er mit seiner neuen Spekulation die besten Geschäfte, statt des vierten Theils sezte er darum den halben, und wie es immer besser ging, sein ganzes Vermögen auf das Spiel. Er fand es sehr bequem, statt des alten, mühe- und sorgevollen Tagewerks mit seinen tausend kleinen Verdrießlichkeiten, Plackereien und Unannehmlichkeiten, einige Stunden auf der Börse spazieren zu gehen, seinen Gewinn einzuziehen, die übrige Zeit des Tags aber ganz seinen Vergnügungen zu leben und nichts weiter zu thun, als Zeitungen zu lesen und die höheren Gesellschaften zu besuchen, um Neuigkeiten zu erforschen und die Bewegungen des politischen Meers zu sondiren. Anfänglich, so lange es mit der Legitimität glänzend stand, spekulirte er darauf, je revolutionärer aber die Zeichen der Zeit wurden, um so mehr spekulirte er à la baisse; daher kam es, daß er bei der Juliusrevolution statt eines Verlustes, wie viele andere, einen unermeßlichen Gewinn machte. Nun aber, je reicher er wurde, um so ärmer fühlte er sich mit jedem Tag; denn nun konnte er erst die Millionen berechnen, die ihm noch fehlten, um einer der großen Geldaristokraten zu werden, die sich rühmen, Krieg und Frieden wie gefangene Geister in ihrer Börse zu haben, um nach Willkühr den einen oder den andern durch die magische Kraft ihres Goldes loslassen zu können. Da ihm die Revolution so reichen Gewinn gebracht, so machte er sie zur Basis aller seiner Operationen. Es wurde keine begonnen, worauf er nicht Aktien nahm; keine gedungene, halb verhungerte und ganz zerlumpte Mordbrennerbande wurde auf ein Land losgelassen, bei deren Ausrüstung er nicht betheiligt war, und keine revolutionäre Regierung eingesezt, der er nicht Vorschüsse leistete, um hernach, wenn die Entreprise gelang, sich in die Kron-, Gemeinde-, Kirchen- und Armengüter des unglücklichen Volks zu theilen,

das alsdann im Namen einer papiernen, lügneriſchen Freiheit von den Blutſpekulanten und Menſchenlieferanten ſyſtematiſch ausgeſaugt und niedergetreten wurde. Außer dieſen kriegeriſchen Spekulationen nahm er endlich auch an den friedlicheren der Brandaſſekuranzgeſellſchaften Antheil.

Während all dieſer Unternehmungen wurde aber ſein eigener Zuſtand immer gereizter, ängſtlich ſah er immer dem Ultimo, das heißt dem Abrechnungstage entgegen, Tag und Nacht träumte er von nichts als Gewinn und Verluſt. Es kam kein Kurier, ohne daß er bald roth, bald bleich wurde. Seine alte Zufriedenheit und Behaglichkeit war längſt dahin, er konnte weder eſſen, noch trinken, noch ſchlafen, noch lachen, wie ehedem. Stand ja nicht allein ſein ganzes Vermögen auf dem Spiele, ſondern ein Kredit, der im Unglücksfalle zur Zahlung der Differenzen das Zehnfache überſteigen konnte. Und die Würfel, welche die Begehrlichkeit, einen ruhigen Erwerb im Schweiße des Angeſichts verſchmähend, geworfen, ſie fielen unglücklich. Die Entrepreneurs der Bürgerkriege machten Bankerott, und ſein Geld war verloren. Zwar hatte er ſich noch eine kleine Summe für den Fall der äußerſten Noth zurückgelegt, allein ſein Sohn, um deſſen Erziehung er ſich während ſeiner raſenden Spekulationen unmöglich kümmern konnte, hatte ſie ihm entwendet. Derſelbe, ein verſchwenderiſcher, liederlicher, unwiſſender, aufgeblaſener Taugenichts, verſpielte nach dem väterlichen Beiſpiele das geſtohlene Geld auf der nächſten Pharaobank und ließ ſich dann in der Fremdenlegion anwerben, um für dieſelbe Sache ſein Blut zu opfern, die ſeines Vaters Gold verſchlungen. Dieſe doppelten Schläge erweckten Angſt und Gewiſſensbiſſe in dem Fieberkranken, gern wäre er wieder der kleine Kaufmann geworden, allein Müſſiggang, das Bedürfniß, ſtets in großen Hoffnungen und aufgeregten Gefühlen zu leben, die gedemüthigte Eitelkeit und die gänzliche Entblößung nahmen ihm Muth und Kraft und erfüllten ihn mit Lebensüberdruß und Verzweiflung. Durch die vielen Brände, die ihn ſo lange geängſtigt, gerieth er auf den Gedanken, es brenne in ſeinem Gehirn; da ihn Niemand aſſekuriren wollte, ſtürzte er ſich, dem Feuer und allem Elend und Jammer zu entgehen, in den Fluß, die Stunde verfluchend, da der Teufel ſeine Begierde zuerſt mit dem ſchwindelnden Börſenſpiele verſucht. Indeſſen wurde er gerettet, aber nun hatte er auch mit ſeinem Verſtande Bankerott gemacht. Tag und Nacht ſchleicht er lauernd und rechnend herum; kaum geht ein anderes Wort als fünfprozentige und dreiprozentige aus ſeinem Munde; bald berechnet er ſeinen Gewinn, bald jammert und heult er über Verluſt. Häufig ſtöhnt er mit jammernder Gebärde das Wort Ultimo! o Ultimo! hervor; iſt er im heftigſten Delirium, ſo kann man ihn damit wieder zu ſich bringen, er fährt ſogleich zitternd zuſammen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

Der Halleyſche Komet. Theater. Perſönliches.

Wäre nicht der Halleyſche Komet, ſo wüßte ich Ihnen diesmal eigentlich nichts aus Berlin zu ſchreiben. Er iſt glücklicherweiſe vom Juſtizrath Kunowski auf dem ehemaligen Templower-, jetzigen Kreuzberge, gefunden worden, als das Publikum ſchon alle Hoffnung aufgab. Seitdem füllt er allein, nämlich die Entdeckungsprotokolle über ihn, die Spalten unſerer Zeitungen. Wann er in Berlin, Treptow an der Rega und Potsdam zuerſt geſehen worden, iſt unſtreitig ein wichtiger Moment für die Wiſſenſchaft von den Kometen. Nur wird er leider, auch in Berlin, ſo klein bleiben, daß von einer allgemeinen Theilnahme nicht viel zu hoffen iſt. Auch geben unſere Weinbauer ſchon die Hoffnung auf, was, außer dem fehlenden Regen, ſchon deßhalb ſehr natürlich iſt, weil er nicht einmal einen Schwanz hinter ſich hat. Daß übrigens auch die Kometen nicht aus den großen Bahnen der Zeit gehen, beweiſt er durch das viele Geſchrei, das bei ſeiner Witterung gemacht wurde, und nun kommt für's Publikum nicht viel mehr heraus, als ein kleiner Nebelfleck, und Vergnügen und Nutzen ziehen die Aſtronomen allein. Außer der Regel wäre nur das, daß ihn ein Privatmann früher entdeckt hat, als der offizielle Aſtronom auf der Staatsſternwarte. Dieſes hat ſeinen natürlichen Grund, indem Kunowski den vorzüglichſten Frauenhofer hier beſitzt und ſein Obſervatorium auf dem ganz dunſtfreien Kreuzberge liegt, während die ſchöne königliche Sternwarte inmitten eines Häuſercarré's ſituirt iſt, wo aus tauſend Schornſteinen, aus Schmieden und Fabriken die Atmoſphäre verdampft wird. Auch dieſe Anordnung mag ihren innern Grund haben, indem jeder öffentlichen Wahrnehmung, und noch mehr ihrer Darſtellung, eine gewiſſe Färbung nöthig iſt; anzuerkennen bleibt es indeß, daß in einem Gemeinweſen, wo die Initiative der Entdeckungen und Verbeſſerungen ſtreng der vormundſchaftlichen Fürſorge der Behörden reſervirt iſt, einem Privatmanne geſtattet wurde, den neuen Stern nicht allein zuerſt zu finden, ſondern auch in der Staatszeitung es zuerſt bekannt zu machen.

Das Königsſtädtiſche Theater verſucht mit der Zeit fortzugehen. Es beruft ſich nämlich, dem Victor Hugo auf jener Seite der Spree das Bürgerrecht zu verſchaffen, und hat, nachdem es mit der Marie Tudor ſo allenfalls gelungen, jetzt auch den Tyrannen von Padua in's Deutſche überſetzt. Vorweg iſt an der Aufführung dieſes Stückes zu tadeln, daß ſie mit lebendigen Menſchen verſucht ward, da die Charaktere nur für Marionetten berechnet ſind. Auf einem Puppentheater in alter Art möchte dieſer immer gleich grimmige Angelo, dieſer hohle Liebhaber Rodolpho, dieſe ſtereotype Paſſivtugend der Katharina Bregelini, wenn ſie mit den hölzernen Armen aneinander klappten, ſich vortrefflich ausnehmen; und auch die mehr menſchliche Tibbe, wenn ſie einer buntausſtaffirten, recht gelenken Puppe zugetheilt wäre, könnte von Wirkung ſeyn, zumal in der Scene, wo Tibbe die Katharina aus dem Bette ſchleift. Es fehlte da

nichts an der hölzernen Tonleiter der Gefühle, als ein Kasperle, der bisweilen dazwischen seine Suffitensprünge machte. Diese Wahrheit geht bei einer Aufführung mit wirklichen Menschen verloren. Deßhalb, denn die Schauspieler haben es gewiß gefühlt, daß sie Hugo's Stück nicht ganz widergeben konnten, haben sie sich das neufranzösische Pathos etwas in das Altdeutsche übersezt, ich meine in jenes Altdeutsche aus Iffland's Zeit, was, so sehr die Intention zu loben, etwas seltsam Buntscheckiges zur Folge hatte; wenn man nämlich den Tyrannen innerlich gerührt sieht, daß er Tyrann seyn muß, und der teuflische Bösewicht mit thränendem Blicke der gequälten Unschuld zublinzelt: „Ich thue nur so.“ Was Victor Hugo wohl selbst dazu sagen würde, wenn er seine Stereotypen so durch Thränenwasser in's Deutsch-bürgerliche aufgelöst sähe! Die Mühe der Schauspieler, für deren gutes Herz es zeugt, erinnerte mich übrigens an die unserer jüngsten Schriftsteller, welche es den Neufranzosen gern gleich thun möchten. Wie sie sich auch anstrengen, gemüthlos barsch ihre Menschen, nur von Eigennutz und Leidenschaften regiert, zu kneten, die deutsche Sentimentalität guckt doch aller Ecken aus dem Thone vor. — Das Hoftheater wird, so lange das Kalischer dauert, verlassen seyn; ein guter Theil der Acteurs ist schon dahin befördert. Nächst dem Halleyschen Kometen hörte man in lezter Zeit die Reisetoilette des Fräulein von Hagn am meisten besprechen. Freilich wird sie auch der Stern dort seyn, um den viele Sterne sich drehen dürften, und das Herz manches tscherkessischen Prinzen wird heißer gegen den silbernen Schuppenharnisch der europäischen Kultur entgegenschlagen. Wer weiß, ob er nicht auf den Gedanken kommt, ein Theater im Kaukasus anzulegen, oder gar die Gitterthore seines Harems zu öffnen und seinen Frauen Freiheit und Erziehung zu geben, damit sie ihm nicht allein Genuß gewähren, sondern auch glänzen, für sich und ihn. Es geschieht jezt nichts in der Welt, was nicht zur allgemeinen Gesittung hinwirkt.

In unserer Personalchronik nimmt der Tod eines ausgezeichneten Offiziers, des Generallieutenant Braun, einen Hauptplaz ein. Bürgerlicher Herkunft, und bürgerlich dem Stande und dem Sinne nach geblieben, hatte er sich durch seine Verdienste und Talente zu dem hohen Ehrenplaze aufgeschwungen, in dem er, thätig bis zulezt wirkend, gestorben ist. Die allgemeine Achtung und Theilnahme sprach sich bei seinem Begräbniß aus. — Herr von Raumer ist noch immer in England; doch macht er Abstecher nach Irland und Schottland. Vertraut, wie er ist, mit allen dort in den Vorderreihen der Handelnden stehenden Personen, seyen es Whigs, Tories oder Radikale, ja unterstüzt selbst von den englischen Ministern in seinen historischen und statistischen Forschungen, versprechen seine Briefe eine reiche Ausbeute. Dem Vernehmen nach präparirt man in England selbst schon eine Uebersezung derselben. — Ein anderer Berliner Gelehrter, Professor Jumpt, reist in Griechenland, ist aber leider von dem jezt dort herrschenden Fieber, welches so vielen Deutschen gefährlich wird, ergriffen. — Raupach ist gestärkt von einem Nordseebade zurückgekehrt, und hat sich ein Rittergut in seinem Vaterlande Schlesien, am Fuße des Riesengebirgs, angekauft, wo er künftig die Sommermonate als Landwirth verbringen will. Es ist ein Irrthum, der, glaube ich, von Graf Platen aufgebracht, noch immer hie und da im Schwunge scheint, daß Raupach israelitischer Herkunft sey. Er stammt aus einer alten Prediger- und Gelehrtenfamilie Schlesiens, welche, schon lange vor ihm, manchen namhaften Schriftsteller zur Welt gebracht hat.

Paris, September.

(Beschluß.)

Schriftstellernde Weiber.

Die Spekulation mit dem Modisten ist nicht schlecht, und ich bin überzeugt, daß die vielen Equipagen, die ich heute früh in der Rue Choiseul gesehen, meist Damen trugen, welche ungeduldig waren, die petites moustaches und die grüne Blouse des petit Modiste zu sehen; er heißt Monsieur Charles. Wir finden ferner zarte Elegien, ganz im romantischen Modestyl, voll Thränen und Grabesschauer, mit Mondschein und Geläute der Abendglocke im Dorfe. Die eine, betitelt: litanies des femmes, ist von Madame Olympie de Lernay; alle Strophen endigen: mon Dieu, fait-moi mourir. Und wissen Sie, warum oder wann Sie sterben will? wenn ihre Stirne nicht mehr jugendlich ist, wenn ihr ausgetrocknetes Herz kein Interesse mehr hat, wenn sie, mit Einem Worte, alt wird, oder auch ehe sie es wird. Gewiß ist Madame de Lernay hübsch; sie sagt in einer andern Strophe: „wenn ich diejenigen, die ich anbete, nicht mehr werde entzücken können, wenn mich ihre eisigen Blicke anschauen, ohne zu genießen.“ Das ist doch die naivste Koketterie, die kompleteste Selbstsucht, die sich denken läßt: „quand je ne pourrai plus charmer ceux que j'adore!“ damit meint sie doch offenbar ihre eigenen Anbeter, und die Dichterin ist verheirathet und sie sendet solche Sachen in die Welt! Die Directrice, Madame Fanny Richbomme, rezensirt das Werk von Aimé Martin: „de l'éducation des mères de famille,“ mit einer recht ernsthaften Leichtigkeit und einer recht eleganten Würde. Das Werk A. Martins hat bekanntlich den prix Monthyon erhalten, und nicht Geringes denkt die Frau Richbomme von den Frauen: sie sind hautement appelées à la civilisation du genre humain, woraus denn zunächst folgt, daß sie auf das Journal des femmes subscribiren müssen; die Zeiten seyen nicht mehr, wo sie bloß mächtig gewesen durch ihre Schwachheiten, und wo sie nur durch die Grazie ihrer Toilette und ihrer Figur geherrscht; sie sollen jezt durch das Journal des femmes herrschen; dies ist auch leichter, denn es ist nicht jeder Dame vergönnt, durch die graces de la figure zu herrschen, und wir haben die Frau Richbomme stark im Verdachte, daß sie zu diesen gehöre, während die Herrschaft mittelst des Journal des femmes nur fünfzehn Franken halbjährlich kostet. Es kommt unsere Galanterie hart an, unumwunden zu gestehen, daß es um die Weltherrschaft durch dieses Blatt schlecht steht, daß wir außer den Modeberichten, die sich gerade eben wieder auf die Schwachheiten beziehen, nichts als Mittelmäßiges in dem ganzen Hefte gefunden. Indessen mögen sie immer schreiben, die Mlle. Vergenie de Séuancourt und die Madame Aglae Corday, die Madame B., née L. B., und wie sie alle heißen; sie werden sich damit auf anständige Weise die Zeit vertreiben, wenn sie nur nicht ihre Anbeter in ihren Alexandrinern paradiren lassen; sie werden zwar das Weltall nicht civilisiren, allein sich selbst, oder vielmehr ihre eigene Civilisation perfectioniren und sich, ich hätte beinahe gesagt, von Schilda nach Abdera schreiben, wenn der Ausdruck nicht unziemlich wäre; ich habe hier viel zu oft Leute um Pardon gebeten, denen ich nicht das Mindeste zu Leid gethan, um meinen Ruf von politesse und bonnes manières durch eine solche Plumpheit zu kompromittiren.

Beilage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 241.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 8. Oktober 1835.

On peut bien manger sans nappe,
Sur la paille on peut dormir.
Les gueux, les gueux,
Sont les gens heureux!
Béranger.

Die Pariser Bettler.

Es gibt in Paris tausend verschiedene Arten zu betteln; theils geschieht es mit vielem Anstande und bloß durch stumme Darlegung der Dürftigkeit, theils aber auch durch lautes, ungestümes Anfordern und andere widrige Mittel. Wenn wir in ein Kabriolet einsteigen, ist uns ein alter Mann behülflich und legt uns einen schwarzen Teppich unter die Füße, zieht hierauf schweigend den Hut ab und sieht uns mit einer flehenden Miene an; wenn wir aussteigen, ist sofort wiederum ein anderer dienstwilliger Genius da, welcher gleichfalls einen schwarzen Teppich auf dem Wagenaustritt ausbreitet, den Hut abnimmt und eine jämmerliche Gebehrde macht; sobald wir Jedem ein Zweisousstück zuwerfen, verneigen sie sich dankbar. Wenn man einen Fiaker nimmt, bleibt der Kutscher gewöhnlich auf seinem Bocke sitzen; ein anderer höflicher Mensch öffnet den Wagenschlag, macht den Tritt herunter, fragt, wohin man wolle, und schreit die Antwort dem Kutscher zu; darauf wendet er sich mit bittendem Ton an den Fremden: Mon maitre! la moindre de vos moindres! bis dieser, ungeduldig über den Aufschub, den der dienstfertige Geist verursacht, ihm einige Sous gibt, wofür er seine Dankbarkeit gewöhnlich in einer burlesken, aber zugleich schmeichelhaften Redensart ausdrückt, als: Allons, mon vieux, tape à mort pour d'aimables bourgeois! u. s. f. Führt man Damen in's Theater, so weist einem die Aufwärterin die Loge an, nachdem sie kleine Fußbänke für die Damen hingestellt hat, welche man natürlich nach Generosität bezahlen muß. Hat man im Kaffeehause seine Tasse Chokolade getrunken oder sonst etwas genommen, muß man außer der gewöhnlichen Bezahlung immer noch ein kleines Trinkgeld für den Kellner hinzufügen; man läuft zwar keine Gefahr, übermüthige Späße zu hören, aber man mag doch auch nicht gerne mürrische Gesichter sehen. Leute comme il faut, sagte mir neulich ein Kabrioletkutscher, bezahlen für jede Fahrt immer noch fünf Sous über den Tarif, und was thut der arme, eitle Mensch nicht, um seinen Stand geltend zu machen, selbst wo er nicht einmal auf Dankbarkeit und Anerkennung rechnen kann? — Auf dem Pont-royal, im Angesicht des Pavillon Marsan, der von der königlichen Familie bewohnt wird, steht Jahr aus, Jahr ein ein alter Soldat, ruhig und starr, wie in Erz gegossen, ein lebendes und doch gleichsam lebloses Monument aus der Napoleonischen Zeit; eine über seine Brust hängende Tafel meldet in großen Buchstaben seine Ansprüche an die Mildthätigkeit der Vorübergehenden, und an seiner linken Seite hängt eine blecherne Büchse, die Gaben guter Menschen zu empfangen; denn seine beiden Arme, die er schlaff herunterhängen läßt, sind verstümmelt. Ich sah ihn oft

unter dem regen Wogen der Menge einsam und verlassen dasteben, ein Bild seines großen, unsterblichen Feldherrn auf dem Felsen von Sankt Helena. Tausende eilten in geschäftigem Treiben oder in der Gedankenlosigkeit des Müßiggangs vorüber; Viele bemerkten ihn nicht, Wenige erbarmten sich seiner; aber nie hörte ich einen Laut der Klage, nie ein bittendes Wort aus seinem Munde. Mit der nämlichen stoischen Größe endete Napoleon auf seiner einsamen Insel, ein warnendes Bild für alle Herrscher, die, auf den Schultern des Volks emporgetragen, ihres Ursprungs vergessen.

Außer diesen wirklich hülfebedürftigen und, wenn ich mich so ausdrücken darf, anständigen Bettlern, gibt es nun aber in Paris noch eine große Anzahl von Leuten, welche aus dem Betteln ein Gewerbe machen und eigentliche Bettler von Profession sind. Dieser erbärmliche Stand ist hier einträglicher, als man glaubt; es gibt schwerlich ein Handwerk, welches bei so wenig Mühe und Anstrengung so viel einbringt, und diese Aussicht lockt den Müssiggänger und Tagedieb. So ein Bettler von Profession gewinnt den Tag über wenigstens drei oder viermal so viel, als der fleißigste, thätigste Arbeiter; und der Bettler ist um so viel reicher, als er der Natur seines Standes nach sich mancher Ausgaben überhoben sieht, welche der Arbeiter machen muß. Dieser kleidet sich anständig und hat eine eigene, reinliche Wohnung; jener begibt sich des Nachts in eine der öffentlichen Schlafstätten, wo er für einen Sou sein Nachtlager findet; reine Wäsche zu haben, gilt bei ihm für Luxus und Vorurtheil, und er legt nur die Kleidungsstücke an, welche nothwendig sind, wenn er nicht die öffentliche Moral beleidigen und mit der Polizei zu schaffen haben will. Er trägt einige Lumpen, welche eine Art von Jacke und Hose vorstellen sollen, und seine Fußbekleidung findet er an der ersten besten Straßenecke. Um zu essen, zu trinken und seine Familie reichlich zu ernähren, besitzt er demnach vier oder fünfmal so viel Geld, als der Arbeiter, welcher vier und fünfmal so viel Bedürfnisse hat, und ist deßhalb acht und zehnmal reicher, als dieser. Diejenigen von den Pariser Bettlern, welche so glücklich sind, irgend ein Talent oder ein körperliches Leiden zu besitzen, gelten für besonders reich und vom Himmel gesegnet. Gaudeant bene nati! Dahin gehören die lahmen oder blinden Violinspieler, Klarinetbläser oder Bänkelsänger, die einarmigen Leiermänner, die Krüppel an Beinen und Schenkeln, welche, in einer Mulde sitzend, fortrutschen und allerlei equilibristische Kunststücke machen, ohne noch diejenigen zu nennen, welche mit ihren körperlichen Gebrechen mancherlei Talente verbinden, welche z. B. in Ermanglung der Arme mit dem Bauche schreiben u. s. f. Jener Mann, dem ich so oft in der Straße begegne, der weder Arme noch Beine, sondern bloß eine Art von Kopf und einen Rumpf hat, und vermittelst einer besondern Vorrichtung mit seinem verstümmelten rechten Arm den Leierkasten dreht, ist reicher, als viele meiner Leser und ich jemals seyn werden.

Vor mein Haus kommen verschiedene Male des Tags herumziehende Sänger und Musikanten; jeder dieser Bettler sammelt während der Viertelstunde, die er sein Talent glänzen läßt, doch fast immer gegen zehn Sous ein, welche ihm aus den Fenstern der Nachbarhäuser zugeworfen werden. Wenn er auf diese Weise nur acht Stunden des Tags über arbeitet, so gewinnt er täglich gegen zwölf Franken, was ihm eine jährliche Einnahme von 4000 Franken ausmacht. Ich bin aber fest überzeugt, daß es Tausende von Familien unter den kleinen Beamten und Angestellten gibt, welche mit 1000 Franken das Jahr hindurch auskommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach.

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Drei Leidenschaften quälen und peinigen gleichmäßig seinen Geist: er glaubt immer noch im Besitze unermeßlicher Reichthümer zu seyn, der Geiz aber läßt ihn nicht ruhen und der Verdacht, überall sieht er Diebe, die ihm seine Schätze stehlen wollen; dann ist es die Habgier, die ihn peinigt: sein Geld soll nicht todt da liegen, es soll Zinsen tragen, und so müht er denn seinen Kopf unablässig mit Spekulationen ab und schleicht dem Politiker nach und belauscht seine Reformplane, um darnach die Hausse und Baisse der Fonds zu berechnen. Aber was ihn am meisten peinigt, ist der Gedanke, zuletzt doch eine falsche Spekulation zu machen und Hungers sterben zu müssen. Darum geht er auch so ärmlich gekleidet, um seine vermeintlichen Schätze für den Fall der Noth zu sparen. Während er so über seinen erträumten Reichthümern hinbrütet und sich mit ihnen abquält, sitzt seine Frau mit den übrigen Kindern, die er mit sich in das Elend gestürzt, daheim und darbt in der größten Noth und Verlassenheit.

Er ist ein Bild jener wahnsinnigen Gewinn- und Spielsucht, die unsere Zeit so furchtbar zerrüttet, wodurch auf eine telegraphische Depesche von drei Sylben Hunderte von Familien, die früher in unermeßlichen,

eben so leicht gewonnenen, oder auch manchmal von fleißigen Vorfahren ererbten Reichthümern schwelgten, der gräßlichsten Verzweiflung und gänzlichen Entblößung sich preisgegeben sehen, so daß Einer um den Andern von der Börse oder dem Spieltische schleicht, sich die Kehle abschneidet, oder ersäuft, oder eine Kugel vor den Kopf schießt, um dem Jammer seiner eigenen und vieler andern Familien zu entgehen, die er mit sich hinabgerissen. Dies Geldfieber hat sich so tief und zerstörend in unsere gesellschaftlichen Verhältnisse eingefressen, daß selbst Frauen daran Theil nehmen. Die spekulirenden Damen mußten erst neuerlich förmlichst von der Pariser Börse ausgeschlossen werden. Die zudringlichen, wahnsinnigen Furien hätten sie aber fast gestürmt, und schlugen, als es nicht gelang, ihr Lager nebenan auf. Das überspannte Fabrikwesen, das Tausende und Tausende, die es zu nähren vorgibt, an Leib und Seele zu Grunde richtet und eine Gegend weit umher verpestet, hängt auf's Innigste mit dieser ungenügsamen Gewinnsucht zusammen. Und man wird sich vielleicht über die Behauptung wundern, und doch ist sie wahr, daß ein großer Theil der amerikanischen Bevölkerung, deren jugendliche Freiheit und wunderbare Blüthe man romantisch ausmalt, wenigstens innerlich nicht viel anders aussieht, wie dieser Wahnsinnige hier. Denn nirgends ist vielleicht die lechzende Gier nach Geld und das ewige Sinnen auf Gewinn so zu Hause, wie dort, und vor allem in den Seestädten. Daher trotz ihrer äußeren Jugend jenes eiskalte, berechnende, durch und durch prosaische Wesen, das jeden Keim von Gemüth und Kunst und Poesie erstickt und sich dann wieder in tausend abgeschmackten Sekten rächt. In Lumpen gehüllt, sitzt der prahlerische, aufgeblasene Bettelstolz dort auf seinen Goldhaufen, die der Bankerott zehnmal in Staub verwandelt, und fühlt wie der Unglückliche im Narrenhause seine Armuth nicht.

Die Gestalt hinter dem Spekulanten ist eine der entsetzlichsten und ekelhaftesten auf dem ganzen Bilde. Sie ist aber mit so furchtbarer Wahrheit dargestellt, der verzerrte Mund spricht mit seinem unartikulirten Gebeul und Gestöhn so deutlich die tiefe Versunkenheit und ihre schreckliche Strafe aus, daß wir uns kurz fassen können. Mit der Linken kratzt er sich in dem mit Grind bedeckten, juckenden Haare, seine Züge sind ganz und gar thierisch geworden, sein Schmerz ist so beißend und verzweifelt, daß er mit dem heulenden Munde bald den Ausdruck eines fletschenden Tigers, bald eines grinsenden Affen hat, und man sieht auch hier, wie nahe Wollust und Grausamkeit verwandt sind. In der gegen den Politiker hin vorgestreckten Rechten hält er einen ausgerissenen Büschel Gras oder Kraut. Sein einziges Geschäft ist ein ewiges Kratzen, mit der einen Hand kratzt er sich den Grind und die Geschwüre des Leibes, mit der andern kratzt er die vermeintlichen Heilkräuter von der Erde und bietet sie Jedem an, weil er glaubt, jeder Mensch leide an der gleichen Krankheit. Er ist so ganz mit seinen Geschwüren eins geworden, daß er sich einen andern Zustand gar nicht mehr denken kann.

Da sein Gesicht so sehr jeden menschlichen Ausdruck verloren hat, so können wir unmöglich bestimmen, welchem Stande er früher angehörte. In Folge der moralischen Fäulniß, nach Ausschweifungen aller Art, nachdem er sich in dem stinkendsten Pfuhle herumgewälzt, ist auch die leibliche Fäulniß bei ihm eingetreten. Er zeigt, wie der Mensch sich tief, tief unter das Thier stellen kann; sein Leib ist nicht bloß degradirt, sondern gänzlich korrumpirt, während das Thier in einem gesunden, seinen geistigen Fähigkeiten angemessenen Zustande lebt. Und doch wohnt auch in diesem Unglücklichen noch eine unsterbliche Seele, die er tief in die Jauche und den giftigen Pfuhl eingesenkt hat. Auch über sie singt die Kirche bei seinem Grabe ihr requiesce in pace, wie bei jedem Andern. Möge sie nicht so unheilbar und unrettbar zerstört seyn, wie er es mit seinem Körper gethan hat.

Wollte man in einem leiblichen Bilde die tiefe innere Fäulniß, die Korruption und Bestialisirung darstellen, die unter einem übertünchten Aeußern im Innern unserer großen Hauptstädte, in den sogenannten Herden der Civilisation, wie ein Krebs um sich frißt, ihre Gestalt würde nicht viel anders aussehen, wie diese hier, vor der sich vielleicht Mancher mit Schauder und Ekel abwendet, der mit jener in engster Berührung steht. Ja, es war eine Zeit, da drohte das ganze menschliche Geschlecht in ein solches bestialisches Bild voll Eiterwunden und Geschwüren umgewandelt zu werden, hätte damals nicht von den Bergen des Nordens in die verpesteten Sümpfe des Südens ein frischer Wind geweht, hätte nicht die Völkerwanderung die große Pestgrube, das römische Weltreich, tief im Schutte begraben und das Christenthum ein neues Leben darüber gesät. Es war dies die Zeit des in die tiefste Fäulniß übergegangenen Heidenthums, als ein Tiber, Nero, Caligula, Heliogabal mit ihres Gleichen die Schicksale der Welt lenkten und sie zu einem großen Capreä ihrer bestialischen Lüste machten. Vielleicht hat der Hof des Regenten mit seinem liederlichen Adel, bildlich dargestellt, auch nicht viel menschlicher ausgesehen. Aus diesen Beulen ist die Literatur Diderots und Voltaires und manches Schriftstellers der neuesten Zeit aufgeblüht, und aus ihnen ist das Gift der Revolution aufgegangen, gegen das jezt unsere Zeit voll Verzweiflung, wie der Kranke hier, die Heilkräuter sucht. Man möchte es gerne für ein gesundes Ringen nach Recht, Licht und Freiheit ausgeben, während es doch nur das Kratzen

und Jucken eines Kranken ist, der die blutigen Wunden und Geschwüre, statt sie zu heilen, immer von Neuem aufreißt.

Etwas tiefer sizt eine Frauengestalt, ganz in ein weites, über den Kopf geschlagenes Gewand gehüllt, aus dem das Gesicht wie ein Medusenhaupt vorblickt. Auf den Knien hält sie ein Scheit Holz, wie ein Kind in Tücher geschlagen, das sie singend zu wiegen scheint. Entsetzen und Jammer hat alle Züge, die noch Spuren einer edlen Schönheit tragen, erstarrt. Sie ist eine jener Seelen, die Liebe und Haß und jede Empfindung in ihrer innersten Tiefe auffassen, und sich ihnen ganz hingeben, darum aber auch, sobald ihnen ein fester religiöser Grund, ein höherer Stern, zu dem sie ehrfurchtsvoll aufblicken und dem sie ihre Leidenschaften zum Opfer bringen, fehlt, der überwältigenden Gewalt erliegen, und sich in einem fürchterlichen Seelenkampfe, bricht das Unglück über sie herein, aufreiben. Allen Warnungen zum Trotz, hatte sie einen elenden, leichtfertigen Buben geheirathet. Gingen Andere zur Kirche, dann sezte er sich fluchend und spottend zum Kartenspiele und sagte, daß er sich vor dem Himmel und der Hölle nach dem Tode nicht fürchte, und was das Leben anbelange, da könne er auch ohne Gott hindurchkommen. Sie glaubte ihrerseits, da er ihr schmeichelte, es würde ihr ein Leichtes seyn, ihn nach ihrem Willen zu lenken und zu leiten. Er däuchte ihr ein stolzes, muthiges Roß, das sie fröhlich durchs Leben tragen sollte.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

Die Kunstausstellung.

Die Kunstausstellung ist noch im vollen Gange, und man darf ihr diesmal ungewöhnlich viel Gutes nachrühmen. Um so mehr fällt der verhältnißmäßig nur sparsame Besuch derselben auf. Besonders fehlt eine lebendige Theilnahme der Mittelklasse, die überhaupt schon seit einiger Zeit immer dann nur ein recht reges Interesse an der Kunstausstellung zeigte, wenn mit ihr eine Exposition von Gewerbgegenständen verbunden war, welche aber neuerlich mit gutem Bedacht nur nach einer Pause von mehreren Jahren stattzufinden pflegt. Das Nüzliche ist die Losung dieser Klasse, und die Kunst gehört allerdings zu den Luxusartikeln, wenn schon zu den edelsten. Daher wird denn auch die Klage über zu geringen Ankauf ausgestellter Kunstwerke von Privatpersonen lauter vielleicht als jemals vernommen. Um so wohlthätiger wirkt der Kunstverein in dieser Hinsicht, dessen Mittel, bei fortdauernd sich vermehrender Zahl der Theilnehmer, sich ebenfalls vermehren, so daß er im Stande ist, immer mehr und kostbarere Acquisitionen zu machen. Ein kleines Oelgemälde, ebenfalls von ihm angekauft, Madonna mit dem Kinde, von Peschel, wird besonders durch eine wahrhaft gefühlvolle Auffassung und Darstellung empfohlen. Das Kind schmiegt sich innig an die holde Mutter. Ob dem kleinen, vollen Bauerbuben der Rang eines künftigen Heilandes zuzuerkennen sey? Warum nicht? Bei Kindern dieses zarten Alters liegt die Spur des Geistes, gewöhnlich allein im Glanze des Auges, und wenn auch bei Erwachsenen von übervollen Wangen auf einen Mangel geistiger Kraft geschlossen zu werden pflegt, so gebührt gerade die strozende Fülle von Fleisch und Blut zur Vollkommenheit der nur noch den Sinnen angehörenden Kindesgestalt. Erst allmählich arbeitet die Seele die höhere Form des vollendeten Menschen aus, und gewöhnlich gelingt ihr eben dann die glücklichste Bildung zur vollkommenen Schönheit, je entfernter die Umrisse des Kindes von der Vollendung erschienen sind. Hartmanns Gemälde, Tarquin, wie er mit Collatin des lezteren Gemahlin, Lucretia, Abends im Hause überrascht und die sittsame Hausfrau im Kreise ihrer Dienerinnen findet, zieht als einnehmendes Bild schöner Häuslichkeit besonders an. Die Sklavinnen legen der Gebieterin die gefertigten Arbeiten zur Prüfung vor. Der Herrin Aufmerksamkeit darauf, so wie sämmtlicher versammelter Frauen auf ihren Billigung oder Verwerfung aussprechenden Mund ist so groß, daß Allen das Eintreten der beiden Männer völlig entgeht. Das Gemälde bildet ein sehr erfreulich zusammenwirkendes Ganze, das durch Sorgfalt in der Individualisirung der einzelnen Personen vorzüglichen Reiz gewinnt. Der gedruckte Nachtrag des Katalogs der ausgestellten Kunstwerke enthält 111 Nummern, unter denen sehr viel Ausgezeichnetes, besonders auch von Gemälden aus München anzutreffen ist: recht anziehende landschaftliche Darstellungen, unter andern eine Ansicht von Massa Carrara von Kienze, mehrere Gegenden von Becking, eine Schweizeransicht von Grolv, ferner zwei, das anziehende Volksleben Italiens recht lebendig versinnlichende Genrebilder von Pollack. Besonders ausgezeichnet sind auch mehrere Blumen- und Fruchtstücke in Oel gemalt von Jensen in Sorrent, Starke in Paris und dem hiesigen Lehrer an der Akademie, Wenzel. Um so schmerzlicher wurde übrigens ein Beitrag des durch so manches Kunstwerk, zulezt auch vorzüglich durch seine köstliche Platte nach der berühmten Madonna des Fra Bartolomeo zu Lucca als einer der ersten Meister anerkannten Kupferstechers Steinla vermißt, da man die Hoffnung gehegt hatte, die neueste Probe seines unermüdeten Kunstfleißes in dem Abdruck der von ihm in Arbeit genommenen und ziemlich ganz vollendeten Platte des Kindermordes zu Bethlehem, nach der Zeichnung des größten aller Maler, des unsterblichen Raphael, vorzufinden, die auch solchen Kennern, welche das wundervolle Original nicht selbst sahen, schon durch den Stich des Marc-Anton gewiß unvergeßlich bleiben wird. Steinla, der seine Platte nach der Originalzeichnung arbeitet, soll besonders auch darauf ausgehen, das Marc-Antonsche schöne Werk durch eine noch genauere Nachbildung manches Einzelnen zu übertreffen. So kühn auch der Versuch erscheinen möchte, so findet er doch in dem ungemein glücklichen Auffassungsvermögen des Künstlers die vollkommenste Rechtfertigung.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 242.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 9. Oktober 1835.

Die menschliche Natur kann solche Schrecken
Und solche Noth nicht tragen. —

Shakespeare.
König Lear.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach.

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Anfangs ging Alles gut, und sie führten Beide gemeinsam mit einander ein ziemlich lustiges Leben, das den Nachbarn nicht sonderlich erbaulich schien. Bald aber wurde er ihrer müde. Er verschwelgte auswärts sein Geld. Da er gewohnt war, über Alles zu spotten, da ihm nichts heilig war, so konnte er kalt ihrem Verdruß und steigenden Gram zusehen. Je mehr sie ihm über sein wildes Leben Vorwürfe, erst leise und dann immer lauter, machte, je mehr ihm selbst sein eigenes Gewissen unbequem wurde und ihren Klagen Recht gab, um so verhaßter wurde ihm sein Haus. Sie konnte bei ihrem kranken Kinde sitzen und weinen und sich abhärmen, während er mit liederlichem Gesindel sich erlustigte und lachend und fluchend bei den Karten saß. Immer schneller schwand das kleine Vermögen hin. Klagte sie, so drohte er mit geballter Faust und sagte: du hast mich ja genommen, jezt bin ich Herr im Hause, und du mußt thun, was ich will. Zulezt schien er es selbst eigentlich darauf anzulegen, sie so schnell wie möglich unter die Erde zu bringen, um dann mit einer andern das Leben von vorne anzufangen. Es wäre ihm auch gelungen, hätte sie nicht aus Liebe zu ihrem Kinde ihren eigenen Kummer gewaltsam verbissen. Sie mußte endlich mit ihren lezten Habseligkeiten auch ihr Hochzeitkleid, das er ihr unter Drohungen und Schlägen entriß, verkaufen sehen. Er nahm das Geld mit kaltem Hohne und ging, es im Wirthshause zu vertrinken, während sie mit dem kranken Kinde ohne Licht einsam daheim saß und hungerte. Am andern Morgen sollte auch das väterliche alte Haus den Gläubigern überlassen werden. Spät in der Nacht kam er betrunken nach Hause. Sie nahm das halb verhungerte, weinende Kind auf ihren Arm, sie ließ keine Klage vernehmen, keine Thräne floß aus ihrem Auge; so sagte sie zu ihm in einem fast lachenden Tone, sie habe da draußen unter den Weidenbäumen einen Schatz entdeckt, den wolle sie ihm zeigen, dann könnten sie wieder wie früher lustig mit einander leben. Der Mann glaubte anfänglich nicht, da er aber ihr lachendes Gesicht sah, und da sie ihm ganz gegen sein Erwarten gar keine Vorwürfe machte, so war er bereitwillig dazu. Sie ging mit dem Kinde voran, aber als sie zu dem Teiche unter den Weidenbäumen kam, stellte sie sich oben an den Rand und rief, indem sie das sterbende Kind in den Teich warf, mit heller, kreischender Stimme: „Da -

haſt Du deinen Schatz, verfluchter Mörder! den fiſche Dir aus dem Teiche heraus und gehe damit zu Deinem Geſindel und mache Dich luſtig und laß uns verhungern. Es iſt beſſer, daß der arme Wurm da unten in der Wiege liegt, als daß er in meinen Armen Hungers ſtirbt.“ Der Mann iſt ſeitdem verſchwunden, man weiß nicht, ob er ſich ſelbſt entleibte, oder ob er in die weite Welt lief; ſie ſelbſt aber fand man am Morgen ganz in der Stellung, wie ſie hier abgebildet iſt. Aus dem Waſſer hatte ſie ſich ein Scheit Holz geſiſcht, das wiegte ſie auf ihrem Schoße und ſang dazu in einförmigem Tone das alte trauer- und ſchaudervolle Lied:

Maria! wo biſt du geweſen!
Maria! mein einziges Kind!

Und ſeitdem läßt ſie nicht ab, Tag und Nacht daſſelbe Lied zu ſingen, das Kind zu wiegen und einzuwickeln. Stundenlang ſizt ſie manchmal da und trocknet es in großer Angſt ab, indem ſie jammert, daß es ſo entſezlich naß ſey und gar nicht trocken werden wolle. Nur zuweilen ſpricht ſie gleichſam tröſtend, es ſolle ſich nur gedulden, ſein Vater werde bald heimkehren und ihm einen großen Schatz mitbringen.

Zwiſchen ihr und ihrem Nachbar mit dem grindigen Kopfe, etwas tiefer zu ihren Füßen, ſizt die Geſtalt eines jüngern Mannes. Ein Mantel mit einem Kragen umhüllt ihn ganz, das Geſicht hat er wie im tiefſten Schmerze auf den rechten Arm, der auf dem Schoße ruht, geſenkt und verborgen, als wolle er von der ganzen Welt nichts hören und ſehen, da ihn nichts tröſten kann, und Alles nur an ſeinen Schmerz erinnert. In der herabhängenden Linken hält er einen Brief, der gerade den Boden berührt und die Nachricht ſeines Unglücks zu enthalten ſcheint. Von dem Geſichte iſt auch nicht eine Spur zu ſehen. Wer iſt nun dieſer Unglückliche? Wollte der Künſtler dadurch den ganz in ſich ſelbſt vergrabenen und verſchloſſenen Schmerz darſtellen? einen Schmerz, dem nur ein einziger Wunſch geblieben iſt, den Strahl der Sonne zum lezten Mal geſehen zu haben, weil er nur ſein Unglück beleuchtet? wollte er es ſo der Einbildungskraft eines Jeden überlaſſen, ſich nach ihrem eigenen Vermögen in das abgewandte Geſicht den größtmöglichen Schmerz hineinzudenken? Vielleicht iſt dem Unglücklichen ſeine Braut am Hochzeittage geſtorben, vielleicht wurde ſeine Treue mit Untreue, ſeine Liebe mit Verachtung, Haß und Undank vergolten. Oder hat er vielleicht in einem Augenblicke furchtbarer Entſcheidung, wo verſchiedenartige Pflichten entweder das eigene oder fremde Unglück nothwendig machen, durch Entſagung ein Opfer gebracht, das ſeine Kräfte überſtieg? ſah er, auf einem Felſen ſtehend, etwa ſeine Familie im Angeſichte des Hafens von einem Sturme ergriffen und in den Abgrund des Meers geſchleudert, ohne ihr helfen zu können? oder glaubte er ſich von Gott verlaſſen und verflucht, und von den Menſchen verſtoßen, zu nichts auf der Erde beſtimmt, als ſein Daſeyn zu beweinen? Wir können es nicht ſagen, denn das verhüllte Geſicht verſchweigt das Geheimniß des Herzens. Vielleicht wollte auch nach dem Beiſpiele der alten Meiſter ſich der Künſtler ſelbſt in dieſer geheimnißvollen Geſtalt darſtellen, wie er vor den Gebilden, die ſein eigener Geiſt geſchaffen, zurückbebt und voll Grauen und Mitleid ſich davon abwendet. Oder hat man ihn vielleicht für einen Genremaler erklärt, und weiß er ſich deßhalb nicht zu tröſten? Es könnte auch ſeyn, daß er ſein Geſicht darum ſo verſteckt hat, damit Niemand daraus, wie bei den andern, errathen könne, was denn ſeine Grillen, ſeine fixen Ideen, ſeine Schwachheiten und Leidenſchaften ſeyen, die wir um der Gerechtigkeit willen auch keineswegs bei ihm mehr, als bei den andern geſchont hätten, um dann entſcheiden zu können, in welche von den beiden bekannten großen Klaſſen der Menſchen er falle, ob er ein weiſer Thor oder ein thörichter Weiſer ſey, das heißt, ob bei ihm viel Weisheit mit wenig Thorheit, oder viel Thorheit mit wenig Weisheit gemiſcht ſich finde. Indeſſen wird die Annahme, daß der Künſtler es ſey, durch den Brief etwas zweifelhaft; er würde in dieſem Falle ohne Zweifel darauf ſein Narrenhaus im Kleinen als ſein lezteſ Produkt dargeſtellt haben. Jedoch ſcheint der Name März auf der Adreſſe des Briefs zu dem Schluſſe zu berechtigen, der Brief ſey in Angelegenheiten des Narrenhauſes an ſeinen Kupferſtecher gerichtet, und die traurige Geberde rühre daher, weil er an dem Erfolge ſeines närriſchen Blatts verzweifle. So viel ſcheint einmal ausgemacht, daß der Mantel, den die Geſtalt trägt, derſelbe iſt, den der Künſtler zu tragen pflegt. Die Löſung aller dieſer Fragen und Bedenken überlaſſen wir um ſo lieber unſern ſcharfſinnigeren Leſern, da wir uns nicht einer ähnlichen phyſiologiſchen Divinationsgabe rühmen können, wie Cuvier, der aus dem Kinnbacken die ganze Geſtalt eines antediluvianiſchen Urthiers errieth. Wir wollen vielmehr mit unſerer Erklärung beſcheidentlich warten, bis der Geheimnißvolle ſeinen Kopf aufrichtet, und man ihm in die Augen ſehen kann.

(Die Fortſezung folgt.)

Die Pariſer Bettler.

(Fortſezung.)

Es gibt in der Welt keine ſo kleine Tafel, von der nicht einige Broſamen abfallen, es gibt keinen noch ſo armen Teufel, der nicht ſeine Schmarotzer hat. So gibt

es hier Leute, welche von dem Almosen der Bettler leben und bei diesem Handwerk ein ganz erträgliches Auskommen haben. Wenn ein Blinder oder Lahmer keinen Hund hat, der ihn durch die Straßen der Hauptstadt führt, so nimmt er eine Frau als Führerin an, der er täglich zwanzig Sous nebst Nahrung gibt, was man monatlich zusammen auf sechzig Franken anschlagen kann. Nun findet man aber gewiß viele alte, in den Ruhestand versezte Soldaten, welche sich mit weniger behelfen müssen. Wie viele arme Studirende gibt es nicht, welche nach Paris kommen und dort während ihrer Studienjahre mit sechzig Franks monatlich sich durchschlagen, welche sie durch griechischen und lateinischen Unterricht spärlich und kümmerlich nebenher gewinnen. Es ist ein trauriges Loos, wenn die Musensöhne selbst an den Brunnen gehen und Wasser holen müssen, und wenn es sich am Ende des Monats nach einem gewissenhaften Ueberschlag findet, daß es der Tage im Monat mehr gegeben, als der Mittagessen!

Der Bettler lebt so zu sagen von einer fortdauernden, allgemeinen Subscription, wie man dergleichen wohl nach dem Tode eines großen, berühmten Mannes, der Hungers gestorben ist, zu veranstalten pflegt, um ihm ein prächtiges Grabdenkmal von Marmor zu errichten. Inmitten dieser unaufhörlichen Regsamkeit, inmitten all dieser Thätigkeit der Gesellschaft, um die Bedürfnisse eines Lebens voller Mühe und Leiden zu befriedigen, bleibt der Bettler allein unthätig und stellt sich ruhig an eine Straßenecke oder an einen Kirchenpfeiler in den Sonnenschein oder in den Schatten; alle Vorübergehende, welche zu ihren Geschäften eilen, sind seine Zinspflichtige; sie arbeiten mit für ihn und zahlen ihm ihren Zehnten. Ein Bettler, welcher sich mit equilibristischen Kunststücken ernährte und sauer dabei sein Brod erwarb, ließ eines Tags sein kleines Kind zur Erde fallen, welches durch den Fall das Bein brach; er hob es auf, umarmte es mit Freudenthränen in den Augen und rief einmal über das andere aus: „Von Stund an bist Du geborgen, Du armes Würmchen, von nun an bin ich für Deine Zukunft außer Sorgen; Du kannst einen vortheilhaften Stand ergreifen; mit einem Beine bist Du sicher, Deinen Weg und Dein Glück zu machen.“

Wahrlich, obschon man in unsern Tagen der individuellen Freiheit, wo man gerne noch neue Lasten auffinden möchte, um wenigstens das Vergnügen zu genießen, sie abzuschütteln, obschon man in unsern Tagen, meine ich, mit ungünstigem Auge jeden Vorschlag betrachtet, welcher irgend einer Art von Industrie Zwang und Hemmung auferlegt, so wünschten wir doch, daß jenen mißgestalteten Krüppeln ihr Handwerk von Polizei wegen gelegt, und daß jene Fezen von Menschen, welche die Luft verpesten und den Glanz der Sonne zu trüben scheinen, in ein eigenes Lokal untergebracht und dort auf Staatskosten ernährt würden. So ist z. B. auf den hiesigen Boulevards, einer der schönsten Promenaden der Welt, die Bettelei eine wahrhafte Eiterbeule, welche jedem Fremden diesen Aufenthalt verleidet. Mag man sich vor ein Café hinsetzen, oder auf den Trottoirs auf und ab gehen, sie folgt einem auf der Ferse nach, wie ein Gespenst, das Hunger leidet, dessen gieriger Blick einen verschlingen möchte, und welches die Mildthätigkeit und Barmherzigkeit der Leute durch ekelhafte Mittel zu erschleichen sucht. Wie froh ist jener Elende, wenn eine vornehm gekleidete Dame, die zu Fuß über die Boulevards geht, zufällig mit ihrem atlassenen Kleide seine Lumpen streift, plözlich einen Schrei ausstößt, eiligst ihre Börse aufschnürt und ihm ein Geldstück zuwirft! Wie sehr bedauert man in solchem Falle, keine Equipage zu haben, denn in dem Ideengange des Pariser Bettlers von Profession liegen die Begriffe von Elend und Diebstahl nahe bei einander, ohne daß dieser Unglückliche bedenkt, daß eine elegante, anständige Kleidung für den Gauner in Paris unerläßlich ist. Im vorigen Winter sah man auf den Boulevards am Fuß eines Baumes ein kleines, halbnacktes und vor Frost fast erstarrtes Kind ausgesezt; es war sicher keine zwei Jahre alt. Zu seiner Seite stand eine blecherne Büchse, in welche die Vorübergehenden ihre Gabe warfen. Diese Spekulation scheint guten Erfolg gehabt zu haben; denn kurze Zeit darauf sah man an verschiedenen Orten der Boulevards solche halbnackte, blaugefrorne Kinder am Fuß der Bäume ausgesezt. Der Spekulant hielt sich in der Nähe und beobachtete, oder, wenn seine Mittel es ihm erlaubten, mehrere Kinder an verschiedenen Bäumen zu halten, so ging er von einem zum andern, um die Almosen einzusammeln und seinen Vortheil zu wahren. Diesem schändlichen Mißbrauch hat jedoch die Polizei dieses Jahr gesteuert. In den Sommertagen sieht man oft ganze Familien auf den brennenden Steinen der Boulevards-Trottoirs ihre armseligen Sprünge und Kunststücke machen, und am Abend sind die Thüren der Kaffeehäuser stets von einem Schwarm armer Teufel belagert, welche, den Tod auf den Lippen, für einen Sou zehn Minuten lang singen und noch dabei lachen, wenn man so unmenschlich ist, es zu verlangen. Die vorschnelle Reife des Unglücks und Elends hat jene Bettlerkinder vor der Zeit grau und alt gemacht. Von Zeit zu Zeit ergreifen die Sergens de ville einen jener armen Würmer und stellen ihn wegen Vagabondage vor das Zuchtpolizeigericht; aber nach acht Tagen kommen sie wieder zum Vorschein, bereichert mit den nobeln Bekanntschaften der Polizeipräfektur und eingeweiht in die ersten Kunstgriffe, welche der Auswurf und Abhub

der menschlichen Gesellschaft seine Wissenschaft nennt. Da man nun doch, wie der schneidende Beaumarchais sehr bitter bemerkt, auch leben muß, selbst wenn man nicht mehr im Gefängnisse sich befindet, so versinkt die größere Hälfte jener Unglücklichen, wenn sie sich nicht früher oder später um's Leben bringen, in Ausschweifungen aller Art, bis die mitleidige und weise Justiz sie für ihre ingeniösen Streiche in die Force, von da auf die Galeeren und von diesen auf's Schaffot geleitet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Raben Wehgeschrei.

Was weckt den Wehschrei? was verdroß
Euch Raben? hab' ich es gefunden?
Gefällt, ein wahrer Waldkoloß,
Liegt hier ein Eichbaum, abgeschunden,
Sein Riesenarmwerk ohne Rinde,
Entsetzlich mir, dem Menschenkinde,
Was Wunder, daß der Schrecken packt
Des Waldes wanderfrohe Raben,
Seh'n sie den Alten todt und nackt,
Bei dem sie oft geherbergt haben.

Karl Mayer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

(Fortsetzung.)

Vogels Atelier und Tiecks Bild. Fruchtbarkeit des Jahrs.

Noch muß ich eines erst ganz kürzlich aufgestellten Bildes erwähnen, das nicht nur an sich zu den vorzüglichsten Schätzen der Ausstellung gehört, sondern auch in mehrfacher Beziehung kunstgeschichtlich interessant ist. Der Künstler, Professor Vogel von Vogelstein, eröffnet uns damit die Geburtsstätte seiner Schöpfungen, sein Atelier. Unter mehreren uns von dessen Wänden begrüßenden Kunstwerken befindet sich auch, klarer angedeutet, als die übrigen, ein Brustbild des größten Heiligen jedes echten Malers, des unsterblichen Raphael. Der Maler selbst tritt auf dem Tableau, die Palette in der Hand, hinter dem nur von der Rückseite zu bemerkenden Bilde, das er eben fertigt, hervor und richtet seine Blicke auf das vor ihm sitzende Original. Gleiche Aufmerksamkeit wendet auch noch ein Bildhauer auf dieses, um darnach eine kolossale Büste zu modelliren. Letztere ist schon so weit vorgerückt, daß ihre Aehnlichkeit mit dem Urbilde sich nicht mehr verkennen läßt. In dem durch Vogels Künstlerhand geschaffenen Quasi-Urbilde aber zeigt sich unser verehrter Ludwig Tieck auf einem Lehnstuhle in seiner ganzen, geistvollen Individualität, mit allen der Natur von der Kunst sorgfältig abgelauschten Zeichen des Lebens ausgestattet. Es ist allgemein bekannt, daß der berühmte Pariser Bildhauer David sich hieher begab, um eine solche Büste von Tieck zu fertigen, daher kann kaum ein Zweifel über die Identität mit ihm sogar in denen entstehen, welchen dieser Bildner vom Ansehen unbekannt geblieben. Er soll aber auf dem Gemälde von Vogel, wie Letzterer selbst, äußerst getreu wiedergegeben seyn. Schon vor mehreren Jahren erschien bekanntlich, als Frontispice eines Taschenbuchs, Tiecks Brustbild nach einer Zeichnung von Vogel so wohlgetroffen, daß der Dargestellte darin nicht zu verkennen war. In dem Grade aber, wie auf dem jetzigen Bilde, war diesem Blatte doch die Aehnlichkeit nicht zu Theil geworden. Vielleicht trägt zu der größern Aehnlichkeit des neuern Bildes vorzüglich bei, daß uns in demselben nunmehr die ganze Gestalt mit allen ihren Besonderheiten und Eigenheiten vor das Auge geführt wird. Wohlgetroffen erscheint auch neben Tieck dessen durch ihre Theilnahme an der Uebersetzung des Shakespeare bekannte Tochter Dorothea und ein sehr liebliches Kind, welches der Eigende freundlich an der Hand hält. Außerdem findet man noch darauf einige mit Betrachtung der Vorgänge beschäftigte Männer. Ueberaus sinnvoll ist Alles in Handlung gebracht, und man vergißt beinahe Zeichnung und Farbe, diese wesentlichen Mittel zu Erreichung des künstlerischen Zweckes, über der Kunst, mit deren Beistand es dem Maler gelungen ist, sie in einander zu verschmelzen und das lebendigste Ganze daraus zu erschaffen. Der darüber hinwehende geistige Hauch wird außerdem auf das Köstlichste gewissermaßen — wenn man so sagen darf — verkörpert durch einen wahrhaft zauberischen, hellen Lichtblick, welcher sich zum Fenster hereinstiehlt und über die Gestalt des mit dargestellten Schöpfers dieses höchst ausgezeichneten Kunstwerks freundlich hingleitet.

Die Getreideernte ist in hiesiger Gegend, mit Ausnahme derjenigen Stücke Landes, welche durch den Hagel heimgesucht worden, sehr reich und günstig ausgefallen. Dagegen hat die außerordentliche Trockenheit, hauptsächlich der letzten Monate den spätern Feldfrüchten großen Nachtheil gebracht, und in dem so fruchtbaren Nachbarlande Böhmen war es noch weit schlimmer. Von dem ungemeinen Reichthum an Obst fiel das Meiste ab, und dem Stehengebliebenen fehlt häufig der zur Güte der Frucht erforderliche Saft. Der überhaupt mehr Trockenheit vertragende Wein behauptet zwar in der Regel seine Beeren noch; allein in Verhältniß zu der erst ziemlich spät erfolgten Blüthe ist die nachherige Wärme doch nicht ausreichend gewesen. Besonders haben viele, gerade in den heißesten Monaten Juli und August eingetretene sehr kühle Nächte sein Wachsthum so sehr verhindert, daß nur bei noch sechs Wochen fortdauerndem warmen Wetter an das gehörige Reifen desselben zu denken seyn möchte.

Der Zufluß von Fremden ist noch fortdauernd groß. Allenthalben steigen neue Häuser, besonders in der Antonsstadt empor, ohne Zweifel mit auf die vielen Auswärtigen berechnet, die theils für längere Zeit, theils für immer ihren Aufenthalt in Dresden nehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 243.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 10. Oktober 1835.

Le petit métier à Paris est un Protée qui ne rougit de rien, qui se plie et se replie, qui se vautrera, s'il le faut, dans la fange, qui ne craint aucune espèce de honte, aucun genre d'usure.

Jules Janin.

Die Pariser Bettler.

(Fortsetzung.)

Auf dem Boulevard Montmartre, nicht weit von der Passage du Panorama, begegnete ich eines Abends gegen halb zwölf Uhr einer Frau von etwa dreißig Jahren, welche in einen alten, schlechten braunen Shawl eingehüllt war und ein kleines Kind auf dem Arme trug. Monsieur, winselte sie mich an, indem sie mir die Hand entgegenstreckte, quelque chose, s'il vous plait, pour mon pauvre petit enfant, auquel je ne puis plus donner le sein, faute de nourriture. Die Frau hatte in dem Ton ihrer Stimme etwas so Klägliches, Jämmerliches, daß ich ihr schnell ein Almosen gab und davon eilte. Das war vor zwei Jahren; vorgestern nun bin ich derselben Frau in ihrem alten, braunen Shawl wieder begegnet; sie kam auf mich zu und wiederholte dieselbe Anrede mit demselben Tone, wie vor zwei Jahren. „Lieber Herr, schenken Sie mir gefälligst eine Gabe für mein kleines Kind, dem ich aus Mangel an Nahrung nicht mehr die Brust geben kann.“ Comment! erwiderte ich in einer Anwandlung naiven Erstaunens, il tette encore? Und die Frau ging fort, indem sie etwas zwischen den Zähnen murmelte, das ich nicht verstand.

Wenn man von dem Arbeiter spricht, dem seine Kinder Holz hacken, pflügen, säen, heuen, ernten oder sonstige Handarbeiten mit verrichten helfen, so sagt man wohl: die Kinder sind das Glück und der Reichthum der Armen. Das könnte man viel eher auf die Pariser Bettler, als auf die fleißigen Arbeiter anwenden. Die Armen in Paris erziehen Kinder, wie andere Leute junge Hunde aufziehen oder Leinwand weben, aus bloßer Spekulation. Wenn die Frau eines Bettlers ein Ungeheuer, eine Mißgeburt zur Welt bringt, so sagt man ihr: die Frucht deines Schoßes ist gesegnet! Die Armen, welche keine Kinder haben, wissen ein Auskunftsmittel: sie miethen sich welche, und das ist in Paris ein sehr bekannter und ordentlicher Handel. Je nachdem die Kinder blässer, ärmlicher und elender aussehen, zahlt man dafür einen desto stärkeren Miethzins; man entrichtet dafür eine tägliche Summe, welche je nach Umständen von zehn Sous auf drei Franken steigt; wenn ein Kind täglich drei Franken eintragen soll, muß es schon halb todt seyn. Diejenigen, welche eine ganze Familie miethen, erhalten einen verhältnißmäßigen Rabatt, und der Dreizehnte wird jedesmal darauf gegeben. Doch genug! Das Alles ist schrecklich, aber man muß es sagen, daß es so ist, und die Menschen sind dazu geboren, daß es so ist. Das geht Alles ganz nach der Ordnung, ganz nach der einmal bestehenden Ordnung.

Zum Schluß will ich hier die Geſchichte eines Pariſer Bettlers, Namens Jacques Permanon, mittheilen, welcher den Kirchgängern von Notre-Dame Weihwaſſer zu reichen pflegte, und von dem die Journale der Reſtaurationsperiode oft geſprochen haben. Jacques Permanon war ein kleiner, buckliger Zwerg, höchſtens drittehalb Fuß hoch, der über zwei an einen winzigen Körper befeſtigten Armen einen ungeheuern Kopf ſchaukelte; dieſer Körper hatte keine eigentlichen Beine, ſondern nur zwei rieſenmäßige Füße, deren Knöchel aus der Gegend der Weichen hervor wuchſen. Hoch auf einen Schemel gepflanzt, welcher ihn gegen die Kälte ſchüzte und ihn außerdem den Eintretenden bemerkbar machte — denn Viele würden oft an ihm vorüber gegangen ſeyn, ohne nur daran zu denken, ſo tief auf die Erde zu blicken — ſagte Jacques Permanon ſeine lateiniſchen Gebete mit einer Eleganz in der Diktion und einer Reinheit in der Ausſprache her, wie man es unter Leuten ſeines Standes und Gewerbes ſelten anzutreffen pflegt. Er radbrechte nie die lateiniſchen Worte des Pater noster und des Ave Maria, und gab jeder Formel des Credo einen Ausdruck, welcher augenſcheinlich bewies, daß er den Inhalt ſeiner Worte verſtand. Auch bemerkte man, daß er nicht ohne eine gewiſſe Eleganz den Damen ſeinen mit Silber ausgelegten elfenbeinernen Weihwedel reichte und vor ihnen mit vielem Anſtand ſeinen ſtets reinlich gehaltenen und zierlich friſirten Lockenkopf verneigte. Was ſeine Kleidung anbelangt, ſo beſtand dieſelbe in einem grünen Oberrocke, welcher immer neu, glänzend, ohne Flecken und ſehr weit war, ſo daß der ganze Mann darin ſo ziemlich ausſah, wie ein auf einen mit grünem Tuch bedeckten Tiſche geſtellter Kopf. — Unter den Perſonen, welche Jacques Permanon Almoſen gaben und ihre Fingerſpitzen an ſeinem geſegneten Weihwedel benezten, befand ſich auch ein ganzes Penſionat junger Mädchen, welches von Madame N., die gegenwärtig noch lebt, geleitet wurde. — Unter der Reihe von entzückenden weiblichen Geſtalten, welche dieſe Anſtalt aufzuweiſen hatte, bemerkte man beſonders eine junge, blonde, blaſſe Engländerin, deren ſchöne Haare ſich in prächtiger Lockenfülle unter ihrem Hute hervordrängten, wie ſehr ſie ſich auch Mühe geben mochte, dieſelben darunter zu verſtecken. Es war eine arme Waiſe, für welche fünfzehn Jahre lang eine unbekannte Perſon mit großer Genauigkeit die nicht unbeträchtlichen Penſionsgelder bezahlt, und außerdem noch ſoviel hinzugefügt hatte, als nöthig war, um die Privatſtunden des Muſiklehrers zu berichtigen, was für das junge Mädchen nicht verloren war, denn es hatte binnen kurzer Zeit große Fortſchritte in der Muſik gemacht. Die Muſik bemächtigte ſich daher ganz dieſer jungen, zärtlichen Seele, und wenn Miß Jenny, ſo hieß die junge Engländerin, vor ihrem Piano ſaß und ihm harmoniſche Töne entlockte, vergaß ſie, daß niemals die Stimme einer liebenden Mutter ihr die ſüßen Worte: meine Tochter! zugerufen hatte.

(Der Beſchluß folgt.)

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach.

nebſt Ideen über Kunſt und Wahnſinn.

Von Guido Görres.

(Fortſezung.)

Wir wenden uns jezt zu den ſtehenden Figuren, und fangen zuerſt mit der verſchlungenen Gruppe links über dem Philoſophen und dem Gardiſten an. Da wird ein altes Feſtungswerk in der Geſtalt eines vertrockneten Kritikus von zwei Seiten beſtürmt, und hinten ſteht lauernd die Muſe der Tagsgeſchichte mit einem Strickſtrumpf und ſammelt Materialien zu den Memoiren dieſes Kampfes. Der Mann mit ſeinem zerknitterten runden Hut, dem mißmuthigen, alles tadelnden, ſcharfen, aber unſichern Auge und der merkwürdigen Naſe, die von ſtetem Rümpfen und Geringſchätzen ſich beträchtlich in die Höhe gezogen hat, mit den gleichgültig oben in die Hoſen geſteckten Händen, um ſich mit der Canaille nicht zu beſudeln, dieſe ganze Geſtalt ſtellt vortrefflich die Hochſchätzung der eigenen, kümmerlichen Mittelmäßigkeit und die ſouveräne kritiſche Verachtung alles Uebrigen eines verrückt gewordenen Kritikus dar. Er iſt einer von denen, die in dem Maße, wie ſie andere herabſehen, in ihren eigenen Augen ſteigen, was denn zulezt wirklich in's Unendliche geht. Auf der höchſten Höhe angelangt, und von dem ewigen Kritiſiren kritiſch abgemagert und abgetödtet, mit einem Kolorit Grau in Grau, wie alte, beſtäubte Schweinslederbände, rufen ſie dann herab: Zuerſt komme ich, und dann noch einmal ich, und dann kommt lange Niemand, und erſt dann kommt unſer Herrgott mit der übrigen Canaille von Menſchenvolk, das eigentlich unter aller Kritik iſt, und nur lebt, damit man es kritiſirt, und ſeine eigene Vortrefflichkeit daran ſpiegelt. Bei ſolchen Geſinnungen kann man ſich wohl denken, daß die beiden Schönen, ſähen ſie auch etwas vortheilhafter aus, wenig Hoffnung haben, dies Herz, das trockener als Puder iſt, aufzuweichen. Er macht auch wirklich ein Geſicht, das nicht weniger verächtlich iſt, als dasjenige, das ein engliſcher Schiffskapitän machen würde, wenn zwei kleine Kaperſchiffe ihn aufforderten, die Segel zu ſtreichen und gutwillig zu kapituliren, mit ſeinem Kriegsſchiff von 90 Kanonen, das den Namen the royal

George führt. Vor Verachtung kann der Mann gar nicht zum Zorne kommen. Er läßt es daher mit geringschätzender Gleichgültigkeit geschehen, daß sich die beiden Anbeterinnen um ihn reißen. Die eine, eine liederliche Dirne, stürzt wie eine rasende Hündin ihm von vorne um den Hals. In ihren Augen flammt die wildeste Begier, mit Zorn und Wuth gegen ihre Nebenbuhlerin gemischt. Sie faßt den Kritikus als gute Prise mit der Linken beim Kragen, während sie mit der Rechten jene zurückzustoßen sucht. Ihr Auge funkelt wie das einer Hyäne, die ihren Knochen allein fressen will. Die sentimentale Nebenbuhlerin scheint aber davon gar keine Notiz zu nehmen, sie hält den Kritikus von hinten umschlungen, oben bei der Halsbinde fest. Der Mann war früher Korrektor einer Leipziger Buchhandlung, der gegen einige Groschen eine bestimmte Anzahl Bogen Tag für Tag korrigiren mußte und alle Vierteljahre einmal an dem Tische des Prinzipals essen durfte. Von dem Druck- und Schreibfehlerkorrigiren war es ein kleiner Sprung zum Gedankenkorrigiren seiner Autoren, worin er sich mehr und mehr übte. So wurde er kühner, und übernahm in einer kleinen Provinzialzeitung das kritische Richteramt über Literatur von allen Waffengattungen. Er nahm, wie alle Philister und Schneider, zum Motto: Sieben auf einen Streich. Das alte Korrektoramt kam ihm dabei vortrefflich zu statten, denn in der Regel hatte er durch Angabe einiger Schreib- und Druckfehler nach Campe's Wörterbuch seinen Autor schon maustodt geschlagen, ehe er nur einmal an die Gedanken selbst kam. Die Philister rieben sich dabei vor Verwunderung die Augen und riefen ihm Beifall zu. Denn sie sahen, wie bei dem Schneider des Volksmährchens, daß das Wasser aus den blanken, harten Diamanten lief, wenn er mit seiner gewaltigen kritischen Faust darauf drückte. Daß er aber statt der Diamanten einen alten, stinkenden Käse aus seiner Tasche in die Hand praktizirt hatte, das merkten die Philister nicht. Und wie schauten sie erst auf, wenn er dann den Stein in die Höhe warf, so hoch, daß er gar nicht mehr zur Erde fiel, weil er statt des Steins einen Vogel in die Luft geworfen und dabei zitterte, der Stein möchte sich auf irgend einen Ast setzen und ein Liedchen zu pfeifen anfangen. Durch solche Heldenthaten stieg ihm der Kamm immer höher; unter Stadt- und Landpoeten wüthete er, wie der alte Moloch. Einige bekamen davon Herzklopfen, andere die Epilepsie, noch andere drohten ihm mit Gift und Dolch, oder suchten ihn dadurch zu rühren, daß sie ihm vorstellten, sie würden sich selbst um's Leben bringen, wenn sein steinernes Herz sich nicht erbarme und sie mit Schonung behandle. Und in der That wollten die Statistiker ein um einige Procente vermehrtes Sterben im Lande bemerkt haben. Er blieb aber gegen jede Bestechung und Drohung taub und streng wie Minos. Dadurch bekam er ein solches Gefühl seiner erhabenen Würde, daß er nach langem, vergeblichem Warten in einem Schreiben kurz und bündig bei seiner Regierung einkam, man möchte ihn mindestens zum ersten Minister machen, wie dies in Frankreich bei Leuten seiner Art der tägliche Brauch sey. Da er damit abgewiesen ward, fand er sich so tief verletzt, daß er melancholisch wurde, über den schwarzen Undank und die Blindheit der Welt klagte und sich und die Welt beseufzte, die dies Genie verkenne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, September.

Die Cholera in Livorno.

Gleich nach dem, wie immer, festlich begangenen Johannistage, von dem ich Ihnen ein andermal berichte, lebte man in Erwartung noch glänzenderer Feste. Der Hof, in dankbarer Anerkennung der Theilnahme, welche die Stadt an der Geburt des Thronerben genommen, wollte ein großes Volksfest veranstalten, und zu diesem Behuf den Platz vor dem Pallast Pitti, den Pallast selber und den Garten Boboli auf das Prächtigste erleuchten, und nach Verschiedenheit des Ranges, dem Adel, dem Mittelstande und dem Volk, drei große Bälle geben. Die Ausgaben beliefen sich, wie versichert wird, auf die bedeutende Summe von 40.000 Scudi. Alles war bis auf Sonntag den 9ten August festgesetzt, als am Donnerstag vorher plötzlich die Feier eingestellt ward. Der Florentiner, der Wichtiges zu erzählen, und jedes, nur nicht das natürlichste Motiv sich vorzustellen liebt, witterte in diesem plötzlich geänderten Beschluß der Regierung Alles, nur nicht die hinlänglich begründete Furcht vor der Cholera. Man wollte sich dies Uebel nun einmal nicht so nahe denken, hielt die Vorsichtsmaßregeln, welche die Behörden nach und nach zu treffen anfingen, vielleicht sogar für überflüssig, bis denn endlich die etwa um die Mitte des vergangenen Monats in Livorno ausbrechende Krankheit die Sorge des Gouvernements nur zu sehr rechtfertigte. Das Uebel begann, wie gewöhnlich, mit ganz einzelnen Todesfällen von alten oder schwachen Leuten, bis es in wenigen Tagen Fuß faßte und in seiner ganzen Heftigkeit zu wüthen anfing. Die Menge der nun täglich, und oft in wenigen Stunden Hingerafften, die Furcht vor den Ausbrüchen eines als wild bekannten Pöbels und eine gewisse Rathlosigkeit der Behörden verbreiteten über die armen Livornese so ungeheuren Schrecken, daß sie in Menge ihre Stadt verließen und nach allen Seiten hin über Toskana sich zerstreuten. Pisa, Florenz, Siena, Volterra, nah und fern gelegene Dörfer wurden von ihnen bevölkert, so daß von 80.000 Einwohnern in den schlimmsten Tagen vielleicht die Hälfte fehlen mochte. Diese Muthlosigkeit wirkte natürlich auf den Handel so zurück, daß er gänzlich stockte, und die Buden, ja (was für Livorno viel bedeuten will) selbst die Café's geschlossen waren. Eine große Prozession der ganzen Stadt nach der berühmten Madonna von Montenero. Sträflinge, welche die Gestorbenen forttrugen, einzelne Priester oder Mönche, welche den Leichen folgten, selten hier oder dort Bekannte, die sich von ferne grüßten, war Alles, was in diesen Tagen die Existenz einer sonst bevölkerten, wohlhabenden

Stadt bezeugte. Da eine große Anzahl des Volks aus Facchini besteht, die von dem leben, was sie sich Tags über verdienen, stieg die Noth unter diesen Umständen natürlich aufs Höchste; die Regierung aber that nun ihr Möglichstes, sandte nicht allein baares Geld, ließ nicht nur Brod an die Aermsten austheilen, sondern gab für guten Tagelohn zu arbeiten, und entwickelte daneben eine feste, sichere Haltung. Wie dies von unbefangenen Augenzeugen und in allen Briefen stets willig anerkannt wurde, nennt auf der andern Seite ganz Toskana die Namen der Aerzte mit Abscheu, welche in solcher Noth durch eine schimpfliche Flucht sich ihrer Pflicht entzogen, oder das Unglück zu größerm Vortheil benutzen wollten. Da eine ähnliche Elendigkeit gleichzeitig in Genua zum Vorschein kam, bestimmten die Behörden diesen Ausreißern eine kurze Frist zur Rückkehr, und drohten widrigenfalls mit Verlust des Doktordiploms. Es war zu erwarten, daß solche Leute, welche über Pflicht und Menschenliebe so raisonniren mochten, wie Falstaff über die Ehre, keine Ursache hatten, den gethanen Schritt zu bereuen; die Drohung soll also, wie man hört, fruchtlos geblieben seyn. Wenn man in diesen Helden nichts anders, als die echten Brüder jener Italiener der Fremdenlegion erkennen kann, durch deren Schuld neulich bei Algier die Schlacht gegen die Araber so gut als verloren ging, so verdienen die Namen einiger jungen Männer, welche durch Muth und edle Aufopferung sich auszeichneten, mit goldenen Buchstaben unter die wahren Menschenfreunde eingeschrieben zu werden. Man findet unter ihnen Baragli, der leider nach wenigen Tagen erliegen mußte, einen Griechen Lazzaras, einen Juden und Andere, welche, vom katholischen Italien als Ketzer angesehen, die Schamlosesten beschämen könnten. Jezt lauten die Nachrichten tröstlicher; am 16ten September belief sich die Zahl der Todten nur noch auf zehn, während in der schlimmsten Zeit täglich achtzig und darüber sterben mochten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, September.

(Beschluß.)

Theater. Hinrichtung.

Die hiesige Bühne hat sich nach und nach, durch Ausfüllung mehrerer allmählich entstandener fühlbarer Lücken, recht erfreulich ergänzt und regenerirt. Der wackere Komiker Koch gehört nun auch zu ihren Zierden. Fräulein Bauer ist die Unsere geworden, und weiß durch ihr so gefühlvolles, als kunstreiches Spiel, verbunden mit großer persönlicher Anmuth und Feinheit, den ungemeinen Beifall, welcher sie empfing, festzuhalten und fortdauernd zu vermehren. So eben erfreut uns die junge Sängerin Pixis mit ihren süßen Melodien. Als Romeo in Bellini's Capuleti und Montecchi wurde die Trefflichkeit ihres Gesangs und Spiels anerkannt, obschon die jezt eben abwesende Schröder-Devrient in dieser von ihr zur höchsten Vollkommenheit gebrachten Rolle sich vielleicht mehr, als in allen andern unvergeßlich gemacht hat.

Schon im April vorigen Jahres fiel bekanntlich die Ermordung zweier hiesiger bejahrter Frauen in ihrer mitten im belebtesten Theile der Stadt gelegenen Wohnung vor. Alle Zeitungen sprachen damals über die von besonders empörenden Umständen begleitete Schandthat. Zwei von den sieben Theilnehmern büßen längst ihren Frevel im Zuchthause. Den fünf Uebrigen war die Todesstrafe zuerkannt worden. Auf eine ihnen, wie gewöhnlich, gewährte zweite Vertheidigung erfolgte die Bestätigung des ersten Urtheils. Dasselbe war der Fall, als man den Verbrechern erlaubt hatte, noch eine dritte Vertheidigungsschrift einreichen zu dürfen. Der hiemit und in Folge mehrerer Retraktationen und veränderter Aussagen derselben veranlaßte längere Aufenthalt machte, daß die Vollstreckung des Blurturtheils sich bis jezt verzögerte. Einem der Verurtheilten war es inzwischen gelungen, aus der hiesigen Frohnfeste zu entkommen, und einem andern in Betracht mancher mildernden Umstände die Todesstrafe in lebenslange Zuchthausarbeit verwandelt worden, so daß nur noch drei übrig blieben, der Hutmacher Backof, der Agent Krause und der Kanonier Gäbler. Viele Tage schon vor ihrer auf den 9ten September festgesezten Hinrichtung waren sie fast der ausschließende Gegenstand aller Gespräche, besonders auch darum, weil mehrere seither bei dergleichen traurigen Feierlichkeiten beobachtete Gebräuche, als abgeschafft, zum ersten Male wegfallen sollten, wie z. B. die Hetzung des ganz veralteten, sogenannten hochnothpeinlichen Halsgerichts und die Hinausführung der Missethäter in Begleitung eines Geistlichen. Diesmal wurden sie auf einem offenen Wagen, wobei jedem ein Gerichtsdiener zur Seite saß, langsam nach der Richtstätte transportirt. Der Platz für das Blutgerüst war sehr passend auf einer Ebene, nahe vor dem Löbtauer Schlage, gewählt worden, so weit und umfangreich, daß außer der ungemein zahlreich versammelten Menschenmasse aus beiden Geschlechtern und allen Ständen, noch viele tausend Zuschauer mehr Augenzeugen hätten werden können. Bei einer so großen, vielartigen Menschenmasse verdient die wahrhafte Todtenstille gewiß bemerkt zu werden, welche allenthalben sich kund that. Außerdem würde auch der Laut nach dem jedesmal mit dem Richtschwerte geführten Todesstreiche schwerlich vernommen werden seyn. Der sehr schwache Laut galt offenbar dem glücklichen Aufhören der höchst unbehaglichen Bestemmung durch den Gedanken an die Möglichkeit, daß der Streich doch wohl auch nicht sogleich zum Tode führen und der Verbrecher einen vielleicht noch mehr als Einmal zu wiederholenden Hieb, mithin eine Strafe auszuhalten haben könnte, weit schärfer, als das Recht ihm solche zuerkannte. Wie leicht aber auch alle drei Köpfe von Einem Scharfrichter abgenommen wurden, und wie sehr dieser auch seinen gleiche Geschicklichkeit erprobt hat, so dürfte es doch wohl vorzuziehen seyn, die Vollziehung solcher Blutarthelle künftig lieber einer unfehlbaren Maschine als der niemals ganz zuverlässigen Menschenhand anzuvertrauen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 252:
Das Schwert.

Charade.

(Dreisylbig.)

Ich hab' — so sprach der Zimmermann —
Manch strenges Zweites heut gethan
Am Ganzen; aus dem Ersten nun
Ein volles Zweites will ich thun.

P. v. Tsch.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 244.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 12. Oktober 1835.

In diesem Mikrokosmus wird es ungefähr so gehalten, wie in dem ausgebreiteten Makrokosmus, der Welt selbst; es liegen nicht alle Narren an Ketten.

Lichtenberg.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach.

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Die Anzeige der bekannten Druckfehler in den Briefen eines Verstorbenen, welche, wie man sagt, der Fürst Pückler-Muskau von Algier aus in die Allgemeine Zeitung rücken ließ, gab den Ausschlag. Er behauptete nämlich, diese Druckfehler schon früher entdeckt und der ehrenwerthen Redaktion der Allgemeinen Zeitung eingeschickt zu haben, diese aber müsse sie aus schwarzem Neid unterschlagen haben, da dies ja häufig bei ihr der Fall sey. Das Postzeichen werde unwiderleglich für ihn sprechen, und er wolle sich mit Jedem, auch mit dem Herrn Fürsten, für die Wahrheit seiner Behauptung schießen oder stechen zu Fuß oder zu Roß. Kurz, der Arme nahm sich die Sache so zu Herzen, daß der von dem kritischen Plunder ohnehin schon schwere Kopf überschnappte. Im Narrenhaus treibt er nun sein altes Handwerk fort, überall sucht er die Druckfehler auf, Alles findet er unter aller Kritik, die Menschen selbst sind ihm weiter nichts als Druckfehler der Natur. Er wollte auch, wie früher, ein kritisches Blatt herausgeben, aber der Philosoph, der in den meisten Dingen nicht seiner Ansicht ist, weigerte sich, Mitarbeiter zu werden. Sie stritten sich nämlich schon beim ersten Artikel darüber, ob die Plankenmänner, welche man an der Wand des Narrenhauses von einem unbekannten Narren-Breughel ausgeführt sieht, zur Genre- oder Historienmalerei gehörten. Der Philosoph stellte die These auf, durch die richtige Mitte betrachtet, gehörten sie zur Historienmalerei wegen der scharfen, charakteristischen, geistvollen Umrisse, die ein Raphael, hätte er sich in der Narrheit hervorthun wollen, nicht besser hätte machen können. Dagegen wendete der Kritikus ein, mit kritischen Augen betrachtet, sey es Genre, da ein so gemeiner Gegenstand, wie Narrheit, offenbar zum Genre gehöre, und das Genre selbst nur eine Verrücktheit der Malerei sey. Ueberdies seyen es nicht einmal ideale Narren, sondern offenbar Porträts. So wenig wie hierüber konnten sie über den zweiten Punkt einig werden, ob die besagten Plankenmänner der Münchner oder der Düsseldorfer Schule angehörten. Der Philosoph erklärte sich für die Münchner, weil sie an die Wand gemalt seyen, und also entweder al Fresko, oder gar al Wachs ausgeführt werden sollten. Der Kritikus, eingedenk seines Leipziger Korrektoramts, wollte die Ehre den Berlin-Düsseldorfern zuschreiben. „Warte," sagte er, „bis sie

nur einmal untermalt ſind, und man wird ſogleich das Düſſeldorfer Kolorit erkennen, auch hat der Gegenſtand einen romantiſchen Anſtrich, auf den man ſich ebenfalls nur dort verſteht. Dir aber glaube ich nicht eher, bis Du ſie mir auf einem alten Bilde gezeigt haſt; denn in München malt man ja nur Geſpenſter von Bildern, die vor dreihundert Jahren gelebt haben." — „Hoho," entgegnete ihm der ſyllogiſtiſche Philoſoph, „die alten Meiſter vor dreihundert Jahren, ſag ich, malten gut, in Düſſeldorf will man anders, das heißt, ſchlecht malen, die Plankenmänner aber ſind gut, ſag ich, ergo ſind ſie von einem Münchner." — „Den Major und Minor leugne ich," fiel der Kritikus ein; „die Alten malten ſo ziemlich gut, und ihr Münchner macht ſie ſo ziemlich ſchlecht nach, in Düſſeldorf aber iſt man originell und gut, ergo gehören ſie uns an." So ſtritten ſie hin und her, der Philoſoph nannte zuletzt den Kritikus einen genremäßigen Originalnarren, worauf dieſer ihm die Antwort in gleicher Münze nicht ſchuldig blieb, und in einem Manifeſte, das er noch gegenwärtig mit einer Nadel an ſeinem Hute befeſtigt trägt, das Publikum des Narrenhauſes aufforderte, zu entſcheiden, wer von ihnen Beiden denn eigentlich der Narr ſey. Sollte das Urtheil inzwiſchen ungünſtig für ihn ausfallen, dann iſt er feſt entſchloſſen, an das kritiſche Urtheil der unparteiiſchen Nachwelt zu appelliren.

Es iſt unſäglich, welche Maſſe Druckfehler er überall entdeckt, die ganze Welt, alle Geſchöpfe und Werke Gottes ſind davon voll. Er will davon nächſtens eine verbeſſerte kritiſche Ausgabe für Denkgläubige herausgeben. So ſicher er indeſſen in ſeinem Urtheile iſt, ſo hat er doch häufig die Furcht, es könnte einmal ein Ungeſchickter hinter ſeine kritiſche Brandfackel kommen und das ganze Narrenhaus, ja die ganze Welt damit anſtecken, wo dann mit dem übrigen Plunder auch ſeine unſterblichen Werke untergehen müßten. Er läßt ſich daher die Herbeiſchaffung von Waſſer ſehr angelegen ſeyn und ſagt, es könne deſſelben nicht genug in der Welt geben.

Man kann die beiden Damen, die ſich ſo eifrig um ſeine Gunſt bewerben, auch für zwei literariſche Parteien anſehen, die das ſteinerne Herz ſeiner Kritik verführen wollen. Die vordere iſt die ſenſualiſtiſche Poeſie, die bekannte Schweinſtallmuſe, welche Voltaire anrief, als er ſein Pucelle ſchrieb, und mit deren Gunſt H. Heine zuweilen kokettirt. Das ganze Geſicht ſpricht, wie bei dem Grindigen, zu deutlich, als daß wir nöthig hätten, viel von den innern Affekten zu reden. Man ſieht ihr an, daß ſie aus niederem Stande iſt. Sie war vielleicht ein ordentliches, braves Landmädchen; ſie wurde aber von ihren Eltern in die Haupt- und Reſidenzſtadt in Dienſt geſchickt, um Zucht und Anſtand zu lernen. Die guten Leute dachten, wie kann es fehlen? gibt es ja doch daſelbſt Kinderbewahranſtalten und Kinderbälle, wo es hergeht, wie auf gewöhnlichen Bällen. Sie machte nun die traurige Laufbahn durch, die ſo viele ihrer Mitſchweſtern zu dem gleichen jammervollen Ziele führt, an dem wir ſie hier im Narrenhauſe angelangt ſehen. Von Haus aus hatte ſie ein wenig Religion und Sittlichkeit, die ihr der Urgroßvater vor ſeinem Tode eingeſchärft, mitgebracht, ſie ſelbſt hat viel Leichtſinn aus eigenen Mitteln dazu gegeben, und nun wird ſie auf allen Straßen von der frech und breit wie ein Pfau daherſtolzirenden Liederlichkeit angerufen. Welchen Widerſtand ſie da leiſten wird, iſt leicht zu errathen; denn nach neuern konſtitutionellen Staatsmaximen ſcheint die Polizei nur da, nicht um ein Verbrechen zu verhüten, ſondern um das begangene zu beſtrafen.

Die Sproſſen der Leiter, auf denen die Unglückliche mit tauſend andern in den Abgrund ſtieg, waren eine ſchlechte Herrſchaft, welche dem Pfandhaus gegenüber wohnte, privilegirte Tanzgeſellſchaften unter den Augen der Polizei, ſpäte Polizeiſtunde, und dieſe obendrein ſchlecht beobachtet, und endlich ein ausnehmender Kleiderluxus, der ſie vollkommen zu dem Titel: Fräulein Köchin, wie man ihn nicht ſelten hört, berechtigte. Alle dieſe Luſtbarkeiten forderten Geld, und dazu gibt es allerlei Mittel, wenn der Lohn nicht ausreicht. Da ſteht obenan das Pfandhaus, was jedoch eine dürftige, ſchwindſüchtige Quelle iſt, dann kommen in zweiter Inſtanz die wohlkalkulirten Marktrechnungen und andere dergleichen unmerkliche, nicht unmoraliſche Diebſtähle, drittens endlich der Liebhaber, und wenn einer nicht ausreicht, mehrere. Um Alles zu krönen, iſt dann noch die Lotterie da, die mit ihren Nummern in allen Ecken und Enden die einfältigen Leute herbeilockt, damit ſie ihren ſauren Erwerb, oder den Lohn der Sünde, oder den Diebſtahl zum Beſten des Staats ihr in den Rachen werfen, um ſich dann der Verzweiflung preisgegeben zu ſehen. Unſere weiſen Vorfahren haben nicht ohne Grund Geſetze gegen den Kleideraufwand und andern Luxus erlaſſen, weil ſie darin den Grund vieler Laſter und Verbrechen erkannten. Allerdings ſind Geſetze bei ſchlechten Sitten von wenigem Belang, aber ſelbſt das Wenige wird nicht einmal beachtet, geſchweige denn die Hauptſache. Die zum Stadtmädchen gewordene Landjungfer kam aus einer Hand in die andere, und wurde zuletzt eine Hogarthſche Hackabout oder ein Lichtenbergſches Pandemchen. Sie wollte ſich dann beim Ballet anwerben laſſen; wegen Mangel an Gewandtheit wurde ſie abgewieſen. Dieſe Kränkung, verbunden mit den Folgen ihres Lebenswandels, brachte ſie in das Narrenhaus, wo ſie das ſchreckliche Schickſal ſo vieler ihres Gleichen erwartet. Die Leidenſchaft hat ſich bei ihr zur konvulſiviſchen Raſerei geſteigert, in der ſie ſich aufzehrt, bis ſie, in

gänzliche Verweſung übergegangen, an einer der verſchiedenen Krankheiten der Entkräftung ſtirbt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Pariſer Bettler.

(Beſchluß.)

So oft die Penſion für Miß Jenny R. bezahlt wurde, war eine kleine Summe Geldes für ſie ſelbſt beigefügt, und Jacques Permanon, den das junge Mädchen zu ihrem Lieblinge auserkoren, empfing von dieſer Summe einen guten Theil. Da ſie kein lebendes Weſen, durchaus nichts auf der Welt hatte, was ſie hätte lieben können, nicht einmal einen Hund, hatte ſie eine Art von Zuneigung zu dieſem armſeligen Geſchöpfe gefaßt, welches auch faſt eben ſo verlaſſen, als ſie ſelbſt war. Neben dem wöchentlichen Almoſen eines Zehnſousſtücks erhielt Jacques Permanon jeden Sonntag regelmäßig von Miß Jenny Hemden, Halstücher und tauſend von jenen Kleinigkeiten, welche die jungen Mädchen in der Penſion in ihren einſamen und müſſigen Stunden verfertigen. Das Gebetbuch des Bettlers war daher mit papiernen Kreuzen und ausgeſchnittenen Bildern angefüllt; das Buch ſtak in einem ſchönen Beutel von grünem Taffet, und auf der erſten Seite des Bandes las man: „am 15ten April 1818 von Miß Jenny R... geſchenkt an Jacques Permanon.“ — Zu ſchildern, wie ſehr Jacques Permanon die junge Engländerin liebte, wäre unmöglich; denn was er für ſie fühlte, war mehr als Dankbarkeit und Zärtlichkeit, es war für ihn ein Kultus, eine Religion. Wenn die Stunde herbei kam, wo das Penſionat der Madame N. ſich gewöhnlich in die Kirche begab, ſah man ihn auf ſeinem Schemel erbleichen und ſich unruhig hin und her bewegen, und ganz vergeſſend, den Eintretenden ſeinen Weihwedel hinzuhalten, ſtreckte er den Kopf ſo weit als möglich nach der Kirchthüre vor, um die jungen Mädchen ſchon aus der Ferne zu beobachten. Hörte er endlich das Geräuſch ihrer Tritte und das Geflüſter ihrer Stimmen, ſo röthete ſich ſeine blaſſe Stirn wie Purpur, ein kalter Schweiß troff auf ſeine Hände nieder, und alle die mißgeſtalteten Gliedmaßen ſeines Leibes verzerrten ſich krampfhaft. Wenn dann Miß Jenny an ihm vorüberging, wenn er ihre Geſchenke empfing, wenn ſie ihm mit ihrer ſanften Stimme guten Tag ſagte, dann pochte ſein Herz in ſo ſtarken Pulsſchlägen, als wollte es ſeine Bruſt zerſprengen, und er kniete nieder, indem er Gebete herſtammelte, wobei er aber nicht mehr wußte, ob es Gott oder jener Engel ſey, den er in ſeinem Herzen anbetete.

Eines Tags kam Miß Jenny in die Kirche, mit Thränen in den ſchönen Augen; ein unausſprechlicher Kummer malte ſich in allen ihren Zügen, als wenn ihr ein großes Leid widerfahren wäre. „Jacques,“ ſagte ſie zu dem Bettler, „ich kann Dir fernerhin nichts mehr geben, denn ich bin eine arme Waiſe geworden, und noch ärmer, als Du. Seit einem Jahre hat Madame N. nichts mehr von meinen unbekannten Gönnern gehört. Sie hat es immer vor mir geheim gehalten, aber durch Zufall habe ich es geſtern erfahren. Ich bin ein armes Mädchen, das man aus Mitleid nicht Hungers ſterben laſſen will; aber ich habe geſtern meinen Muſiklehrer verabſchieden müſſen.“ Nach dieſen Worten ging ſie vorüber und kniete unter ihren Mitſchülerinnen vor dem Altar nieder. Des andern Tages waren bei der Portière der Madame N. dreitauſend Franken deponirt, ohne daß man die Perſon geſehen, welche ſie gebracht hatte. Auf dem Beutel, worin das Geld enthalten, ſtand: Für Miß Jenny R... Das dauerte vier Jahre ſo fort, während welcher Miß Jenny, die ihre frühere Ruhe und Fröhlichkeit wieder gefunden hatte, und auch wieder in den Beſitz ihres Piano's gekommen war, niemals verſäumte, jeden Sonntag ihrem Schützling in Notre-Dame ein Zehnſousſtück und die andern kleinen Geſchenke zu geben, woran ſie ihn gewöhnt hatte. Nach Verlauf dieſer Zeit wurde Jacques Permanon krank und kam nicht mehr in die Kirche. Miß Jenny war ſehr betrübt darüber, ihn nicht mehr zu ſehen, und erhielt von Madame N. die Erlaubniß, ihn in Begleitung einer Aufſeherin zu beſuchen. Mit vieler Mühe machte ſie die Wohnung Jacques Permanons ausfindig, und trat endlich in einen ſchwarzen, ſchlechtverwahrten Speicher, wo ſie Jacques auf einem elenden Strohſacke liegend fand. Jacques wurde beim Anblick Jenny's ſo gerührt, daß er die Beſinnung verlor und es ihn beinahe das Leben gekoſtet hätte. „Kind,“ ſagte er endlich, als er wieder zu ſich gekommen war, „Jeſus und die heilige Jungfrau ſchicken Dich hieher, um mir mein Ende glückſelig und ſanft zu machen. Wenn ich Dich nicht mehr geſehen hätte, wäre ich mit verzweifeltem Herzen geſtorben; jetzt ſegne ich Gott und ſeine unendliche Güte.“ — Bei dieſen Worten zog er ein ſorgfältig verſiegeltes Papier unter ſeinem Kopfkiſſen hervor, überreichte es dem jungen Mädchen und nahm ihr das Verſprechen ab, daß ſie es ſorgfältig aufbewahren und erſt nach ſeinem Tode erbrechen wolle. „Das iſt mein letzter Wille, den ich erfüllt ſehen möchte, wenn ich nicht mehr am Leben bin, und wenn Du es nicht thuſt, wer ſonſt in der Welt ſollte wohl daran denken, den letzten Willen eines armen Bettlers zu erfüllen?“ — Jenny verſprach ihrem Schützling Alles, was er verlangte, und als ſie am folgenden Tage ihren Beſuch erneuerte, fand ſie ihn

mit dem Tode ringend. Er ſtarb wenige Augenblicke nach ihrer Ankunft, die ſchöne Hand Miß Jenny's in ſeinen kümmerlichen Händen haltend. Den Tag darauf öffnete Miß Jenny mit naſſen Augen und betrübtem Herzen über den Verluſt ihres armen Jacques das geheimnißvolle Papier, welches nachſtehenden Brief enthielt: „Verfügen Sie ſich mit Madame N. zu Herrn O., Notar, in der Rue Montmartre, welcher Ihnen ein wichtiges Papier mittheilen wird. Unterzeichnet: Jacques Permanon.“ Dieſes Papier war ein Vermächtniß an Miß Jenny von hunderttauſend Franken in Gold und Bankbillets, welches Jacques Permanon vierzehn Tage vor ſeinem Tode, und als er ſich krank zu fühlen anfing, zu dem Notar getragen hatte. Reich und ſchön, fand Miß Jenny bald zahlreiche Bewerber, unter denen ſie, Dank der mütterlichen Fürſorge der Madame N., den Redlichſten und Beſten zu ihrem Gatten wählte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Florenz, September.

(Fortſetzung.)

Die Cholera. Segato's Mumien.

Ueber Florenz ſteht die Krankheit jezt ſeit mehr als fünf Wochen, wie das Schwert über dem Haupt des Damokles. Einzelne Fälle ſind ſporadiſch hier vorgekommen, und merkwürdig genug ſind namentlich Geiſteskranke im Spital von St. Bonifazio hingerafft worden, welche doch dem Verkehr und aller Contagien entrückt waren. An vielen andern Orten in Toskana ſind geflüchtete Livorneſer geſtorben, ohne die Krankheit irgend zu verbreiten. Dies hat beim Volk nach und nach die große Verzagtheit etwas verſcheucht, und der von der Regierung von Anfang an feſtgehaltenen Meinung, daß die Cholera nur epidemiſch ſey, mehr und mehr Eingang verſchafft. Man fängt an zu begreifen, daß jede Abſperrung gegen Piemont nuzlos geweſen wäre; Piemont zog Kordons gegen Frankreich, und das Uebel entwickelte ſich in Nizza und Genua; Toskana ließ den Verkehr frei, und Livorno hatte daſſelbe Schickſal. Unſere Nachbarn denken aber anders, und haben uns von allen Seiten eingeſchloſſen; in's Römiſche, Lucheſiſche und Modeneſiſche iſt nicht ohne lange Quarantäne hinüberzukommen. — Für ein wahres Glück iſt es zu halten, daß Livorno und Florenz nicht gleichzeitig von dieſer Seuche heimgeſucht wurden. Hier wenigſtens trifft der Feind uns jezt nicht ganz unvorbereitet. Für die Reinlichkeit der Stadt iſt und wird Sorge getragen; Klöſter ſind zu Spitälern eingerichtet, Subſcriptionen eröffnet, um Nothleidenden zu Hülfe zu kommen, und für die einzelnen Quartiere der Stadt ſind eigens Aerzte ernannt, welche auf Verlangen zu erſcheinen und unentgeldlich Hülfe zu leiſten haben. Beim wirklichen Beginne der Krankheit werden auch eigens dazu beſtimmte Apotheken Tag und Nacht offen ſtehen und den Armen die Arzeneien gratis verabfolgen. Es ſteht zu hoffen, daß auf dieſe Weiſe die Abneigung des Volks gegen wirkſame Mittel ſich verlieren wird. Opiumkuren, die man in Livorno im Anfang mit nicht beſonderm Glück verſuchte, riefen dies Mißtrauen hervor; ſpäter iſt in vielen Fällen Oel mit Erfolg angewandt worden. Bis jezt wird, wie anderswo, namentlich das Littorale heimgeſucht, obwohl in Piemont auch das Innere des Landes nicht verſchont zu bleiben ſcheint. In Cuneo namentlich iſt die Sterblichkeit groß geweſen. Genua, eine keineswegs unreinliche Stadt, zählt vom Beginne der Krankheit (Anfang Auguſt) bis zum 15ten September bei einer Bevölkerung von ungefähr 100.000 Seelen 3875 Kranke und 1949 Todte. Jezt nimmt ſie auch dort ab, und dürfte dem gänzlichen Aufhören nahe ſeyn. Alle Briefe aus Genua lauteten früher außerordentlich niederſchlagend; die Gegenwart des Königs, der aus Turin plözlich in jene Stadt kam, belebte den Muth der ganzen Bevölkerung. In Turin ſelbſt zeigen ſich, wie in Florenz, bis jezt vereinzelte Fälle. In Toskana, namentlich in Livorno, werden die Folgen dieſes Uebels für Handel und Verkehr noch lange fühlbar ſeyn.

Vor wenigen Monaten ward hier eine Entdeckung bekannt gemacht, welche großes Aufſehen erregt und folgereich zu werden verſpricht. Girolamo Segato iſt durch ſeine Karte von Toskana, durch zwei andere von Afrika und Marokko auch außer Italien bekannt geworden. Die Karte von Afrika namentlich ward mit verdientem Beifall aufgenommen, und als das Reſultat mühevoller Reiſen erkannt, welche der edle Segato, im heißen Durſt nach Wiſſenſchaft, im nördlichen und mittlern Afrika während einer Reihe von Jahren wiederholt unternommen hatte. In den endloſen Wüſten jenes Landes zog er im Juli 1820 umher, als ihm im Thale, welches ſich vom zweiten Katarakt des Nils nach Mograt hinzieht, eine der Windhoſen erſchien, welche in jener Wüſte, namentlich in den dem Nil benachbarten Gegenden von Hochnubien, nicht ſeltene Phänomene ſind. Häufig ſtehen ſie ganz ruhig auf dem Sandboden, und füllen die Gegend mit Staub- und Sandwolken nach allen Seiten. Dort nämlich, wo ſie den Boden berühren, höhlen ſie ihn dermaßen aus, daß ſie Vertiefungen bilden, welche dem Bette eines Sees zu vergleichen ſind. Andere Male ſchreiten ſie raſch hin, ähnliche Vertiefungen auf ihrem Wege hinter ſich zurücklaſſend. Einer dieſer beweglichen Windhoſen ging Segato einſt muthig nach, als er in der gefurchten Höhlung überall Reſte von Verkohlungen, und zulezt einen ganz verkohlten Körper vorfand, der übrigens in Knochen und Fleiſch erhalten war. Dieſe Wahrnehmung gab den erſten Anlaß zu nachfolgender Entdeckung. Ihm war einleuchtend, daß der Prozeß der Verkohlung hier durch den brennenden Sand vor ſich gegangen. Wenn nun, dachte er weiter, die natürliche Hize des Sandes hier gänzliche Austrocknung und Verkohlung der thieriſchen Subſtanzen bewirkte, warum ſollten nicht dieſelben bei einem gemäßigtern Grad von künſtlicher Wärme im Grade geringerer Verhärtung erhalten werden können? Die Verwirklichung dieſes Gedankens ward von nun an Aufgabe ſeines Lebens. Mit der Unerſchrockenheit, welche Spallanzani und Belzoni auszeichnete, waate er ſich darauf vermittelſt einer von ihm ſelbſt gemachten Oeffnung in die tiefſte Pyramide von Abuſir. Ein ſechstägiger Aufenthalt an dieſem Ort verurſachte ihm beim Heraustreten in die geſundere Luft eine tödtliche Krankheit. Sie war langwierig und fürchterlich; er ward aufgegeben und halb todt nach Europa zurückgebracht. In Livorno aber ſiegte wieder alles Erwarten ſeine mächtige Natur über das hartnäckige Uebel, und ſein erſter Gruß an ein wiedergewonnenes Daſeyn war die Wiederaufnahme ſeines Lieblingsgedankens.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 245.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 13. Oktober 1835.

In der morgenländischen Erzählung ist die Lehre selten von der kleinlichten Art, wie in unsern Erzählungen. Die Dichtung ist kühn, die Lehre, die in ihr dargestellt wird, ungemein und rührend.

Herder.

Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland.

Mitgetheilt von Friedrich Rückert.

Die gebratene Henne.

Es saß ein Mann bei seinem Weib und aß
Die Henne, die sie ihm gebraten hatte;
Am Thore rief der Bettler: Gebt mir was!
Ihn wegzuscheiten ging hinaus der Gatte.

Vergessen hatt' er den gebotnen Spruch:
Selbst satt, den Hungrigen nicht abzuweisen;
Da kam der Hunger ihm in's Haus als Fluch,
Und keine Henne hatt' er mehr zu speisen.

Aus Armuth schied er sich von seinem Weib,
Und ging im Land, ein Heimathloser, wandern;
Sie aber, zu erhalten ihren Leib,
Gab in die Ehe drauf sich einem Andern.

Und wieder saß ihr Mann bei ihr und aß
Die Henne, die sie ihm gebraten hatte;
Am Thore rief ein Bettler: Gebt mir was!
„Geh und gib ihm die Henne!“ sprach der Gatte.

Und als sie kam zum Bettler und ihm gab,
Da war's der Mann, der sie verstoßen hatte;
Sie kam herein und wischte Thränen ab,
Und um die Ursach fragte sie ihr Gatte.

Und sie erzählt' ihm, wie's begeben sich,
Seitdem der Bettler dort ward abgewiesen.
Er rief: bei Gott! der Bettler dort war ich;
Die Gnade des Barmherz'gen sey gepriesen,

Der, gnädig selbst, Barmherzigkeit gebeut,
Und gleichet aus den Reichen mit dem Armen.
Ich bettelte bei dem, der bettelt heut,
Und unser Beider mag sich Gott erbarmen.

Hormusan.

Hormusan, der edle Perser, ist gebunden und geschnürt,
Daß er seinen Tod empfange, seinen Siegern vorgeführt.

Furchtlos im Araberkreise wendet er des Blickes Flug,
Läßt dann mit Begier ihn haften am gefüllten Wasserkrug.

„Gott! nur eine einz'ge Schale von der vollen Lebensflut,
Daß ein Trunk zum letztenmale lösche meines Durstes Glut!“

Und des Siegers Großmuth winket einem seiner Sklaven zu:
„Einen letzten Labebecher dem Gefangnen reiche du.“

In's empfangne Waſſer ſchauet Hormuſan mit tiefem Sinn,
Statt der flücht'gen Labe ſieht er volle Lebenshoffnung drin.

Doch als wie vor unverſehnem Streiche bangend, blickte er:
Omar! bin ich ſicher, bis ich trinke dieſen Becher leer?

„Leere, ſicher nur des Lebens, ihn bis auf den lezten Zug!
Iſt von durſt'gen Lippen doch geleert ein Becher ſchnell genug.“

Aber Hormuſan, entſchloſſen, ſezt den labevollen Rand
Ab von der verlechzten Lippe, die den friſchen Duft empfand;

Schleudert aus der Hand, als ſey er ſeinen Tod zu halten bang,
An den Boden das Gefäß, wo es in tauſend Scherben ſprang.

Der Chalife ſchaut betroffen: Iſt dein Durſt ſo ſchnell verraucht?
„Nein, doch eine größre Hoffnung iſt im Becher aufgetaucht.

Haſt du Sicherheit verheißen, bis ich tränke dieſen leer,
Siehſt du, leer in meinem Leben trink' ich dieſen nimmermehr.“

Der Chalife ſchaut betroffen, doch der Becher liegt zerſchellt.
„Einen Freibrief hab' ich, ohne daß ich's wußte, ausgeſtellt.

Doch bewußt iſt es den Zeugen, und der Freibrief iſt geſtellt,
Unterſiegelt von dem Höchſten, dem dein Leben wohlgefällt.

Durſt'ger, dieſen andern Becher reich' ich dir nun meinem Gaſt;
Dieſen kannſt du leeren, ohne daß du Tod zu fürchten haſt.“

Omar und der Weintrinker.

Heimlich in der Nacht umher ging Omar, der geſtrenge,
Und aus einem Hauſe hört' er muntre Weingeſänge.

Stürmt hinein, und fand mit Mädchen einen Mann da trinken.
„Wie? Feind Gottes, in die Hölle willſt du nicht verſinken?“

Jener ſprach: O Fürſt der Gläub'gen, ſey um Huld gebeten!
Einmal hab' ich, dreimal haſt du ſelber übertreten.

Einmal ſpricht der Koran: „Gehet nicht im Finſtern ſchleichen!“
Nur im Finſtern konnteſt du den Weg zu mir erreichen.

Ferner ſpricht er: „Laßt euch nicht von Saitenſpiel verführen!“
Und das Saitenſpiel nur führte dich zu meiner Thüren.

Endlich: „Dringt unangemeldet nicht in fremde Wohnung!“
Und in meine eingedrungen biſt du ohne Schonung.

Der Chalife ſprach: Ich fehlte; willſt du mir vergeben?
„Ja, wenn du auch mir vergibſt; nie trink' ich mehr im Leben.“

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach.

nebſt Ideen über Kunſt und Wahnſinn,

Von Guido Görres.

(Fortſezung.)

Ihre Nebenbuhlerin, die ſchmachtende, ſentimentale Mondſcheinpoeſie, die ſich aber bei ihren romantiſchen, nächtlichen Promenaden faſt auf dieſelben Wege verirrt hat, wie jene, ſcheint von beſſerem Stande zu ſeyn. Ihre hohe Geſtalt, das noch immer ſchöne Geſicht mit den großen, edlen, regelmäßigen Zügen zeigt, daß ſie Anlagen zu etwas Beſſerem hatte. Sie ſtammt aus einer alten Patrizierfamilie her, die lange in Ehre und Anſehen im Rathe ihrer Stadt geſeſſen und das Regiment uneigennüzig und ſtreng in alter Ehrbarkeit geführt. In den Stürmen und Nöthen der neuern Zeit, wo größere Häuſer, die länger als ein Jahrtauſend in die Geſchichte Europas verflochten waren, gefallen ſind, fiel auch dieſes Haus in Trümmer. Ihre Eltern ſtarben frühe, ihr blieb nichts, als die Erinnerung an das ehemalige Glück, den Reichthum und die Ehre ihrer Familie. Zum Theil aus Mitleid, zum Theil Dienſte zu leiſten, wurde ſie dann in einem aufgeklärten Kaufmannshauſe von entfernten Verwandten aufgenommen, wo man ſie halb als eine Tochter, halb als eine Magd des Hauſes behandelte. Unglücklicherweiſe fiel ſie gerade in die ci-devant ſentimentale Romanliteraturzeit, und ihrer Wohnung gegenüber war eine Leihbibliothek mit der Aufſchrift: für Deutſchlands gebildete Frauen und ſinnige Jungfrauen. Sie verſchlang das weichliche, ihrer Einbildung ſchmeichelnde Gift mit gierigen Zügen, und bildete ſich daraus in Verbindung mit den Erinnerungen ihrer Kindheit ein erträumtes Paradies, in das ſie ſich zuerſt aus der kalten Welt zurückzog und welches ſie dann wieder, nachdem ſie, einzig in ihren Träumen lebend, allen Sinn für die Wahrheit der Wirklichkeit verloren, überall in die wirkliche Welt übertragen wollte. Alles wurde da mit Prinzen bevölkert, die dem kalten Glanze des Throns entſagen, um glücklich in den Armen irgend einer Pfarrerstochter oder Schäferin auf einem anmuthigen Luſtſchloſſe ganz den ſchönen Gefühlen der reinen Menſchheit und der Liebe zu leben; überall wimmelte es von reichen Lords, von beſternten Regierungspräſidenten, von goldenen alten

Onkeln und ihren edelmüthigen Neveu's, die das große Loos in der Lotterie gewannen. Dieſe geſammte Ritterſchaft der Romanliteratur aber hatte nichts auf Gottes weiter Welt zu thun, als durch Wälder und Thäler umher zu irren, bis ſie das ſtille Veilchen, von dem ihnen geahnet, im Verborgenen blühend fanden, und nun voll Entzücken es an den Buſen drückten und den duftenden Thau küßten.

Auch ſie glaubte endlich ihr Ideal in einem vornehmen jungen Herrn gefunden zu haben, der täglich mit zierlichen Kapriolen an ihrem Fenſter vorbeiritt und ſehr gewandt die Rolle eines Helden ihrer Traumwelt ſpielte. Er gehörte auch wirklich zu jener weit verbreiteten Chevalerie gewiſſenloſer Liederlichkeit, die Veilchen, welche im Verborgenen blühen, ſehr emſig und unverdroſſen aufſucht, die ſie aber pflückt und einen Tag in's Knopfloch ſteckt und dann wegwirft, um ein neues, friſcheres an die Stelle zu ſetzen. Die Unglückliche hatte, wie natürlich, trotz den klarſten Ausſprüchen der Romane und den Betheurungen des jungen Herrn, auf den ſie ihr Glück gebaut, kein anderes Schickſal. Durch dieſen Sturz aus ihren Träumen in die eiskalte Welt und in eine Zukunft der Schande und des Elends verfiel ſie im Uebermaße des Schmerzes in Wahnſinn. Die Sehnſucht nach dem verlornen Paradies iſt ihr einziges Sinnen. In jedem Manne, deſſen ſie anſichtig wird, glaubt ſie den treuloſen Geliebten wieder zu ſehen; ſie ſtürzt ihm entgegen oder hält ihn klagend und bittend feſt, daß er ſie doch nun ja nicht mehr verlaſſen möge, nun wollten ſie ihres Glücks genießen, und nichts ſolle ſie mehr trennen. Niemand iſt ſicher vor ihrer Zudringlichkeit, wie ſie es jetzt gerade mit dem Kritikus macht, der indeſſen in ſeinem kritiſchen Herzen nichts in ihr ſieht, als einen ſchlechten Nachdruck der Clauren'ſchen Romane, der entſetzlich voll Druckfehler ſey und mit dem er ſich nicht befaſſen könne, während er vor dem unvergleichlichen Originale eine unbegrenzte Hochachtung hege und ihn auf einen Beſuch einlade.

Die lauernde Alte mit dem Strickſtrumpf, neben der Sentimentalen, ſieht äußerlich recht manierlich aus. Ihr Kleid iſt zwar etwas altmodiſch, dafür aber ſitzt es ihr gut und iſt ſogar zierlich. Es erinnert ganz an eine gewiſſe reichsſtädtiſche bürgerliche Wohlhabenheit, die es ſich in ihren Häuſern und Kleidern weit und bequem machte. Die Alte hat, wie in dem wohlgeordneten Anzuge, ſo auch in dem Geſichte etwas Kluges, ſo daß man bei ihrer vernünftigen Beſchäftigung zweifeln könnte, ob ſie nicht vielmehr eine Art Aufſeherin ſey. Sie iſt es auch allerdings, jedoch unbeſchadet ihrer Narrheit, wie dies vielfältig in der Welt der Fall iſt, wo man die Narrheit manchmal ſogar zur allererſten Bedingung macht, und oft ſehr weit her die ausgeſuchteſten Närrinnen zur Mädchenerziehung verſchreibt. Die Narrheit der Alten hier verrathen die ſcharf eingefurchten Züge über dem Munde, die eine gewaltſam nagende Leidenſchaft bezeichnen. Dann blinzelt ſie auch mit ihren Katzenaugen ſo ſcharf hervor, daß man glauben möchte, ſie ſehe im Dunkeln.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Oktober.

Stadterſchönerung. Neue Stücke. Kunſt. Rettich. Bourmont. Meinung über Menzel und Guzkow. Geiſtiger Bürgerkrieg. Journale.

Mehr und mehr ziehen ſich bedeutendere Familien auf die Stadt zurück, weichend vor der Avantgarde des Winters, der beröſtlichen Langeweile auf dem Lande, und bald dürfte Wiens dramatiſches Leben ſich wieder aufthun, da auch Ihre Majeſtäten ſchon den 16ten dieſes hier erwartet werden. Man muß dieſe Stadt im Frühlinge oder Spätherbſte ſehen, um ein richtiges Bild von ihr mit ſich zu nehmen; das Gedränge auf den Straßen wird da oft lebensgefährlich. Zwei Arten von Verſchönerung finden gegenwärtig ſtatt: Gasbeleuchtung und neue Pflaſterung; ſehr rüſtig arbeitet man an Beidem. — Intereſſant iſt der augenblickliche Andrang bei allen Theatern, die, ein ſeltener Fall, faſt am ſelben Abende Zugſtücke brachten. Bauernfelds graziöſes Luſtſpiel: „Bürgerlich und Romantiſch,“ füllt noch immer die Burg; Aubers „Ballnacht“ gefällt immer mehr. „Der falſche Konzertiſt,“ eine Poſſe, worin der Komiker Rott den ſeltſamen Virtuoſen auf dem Holz- und Strohinſtrumente Guſikow parodirt, zieht nach der Joſephſtadt, wie das Zauberſtück: „der Waſſerfall im Feenhain.“ in die Leopoldſtadt. Die pikanteſte Neuigkeit aber brachte das Theater an der Wien mit der (ſogenannten) Lokalpoſſe: „Zu ebener Erde und erſter Stock,“ vom Verfaſſer des „Lumpacivagabundus,“ Neſtroy. Dieſes Genreſtück wirkt mit den einfachſten Mitteln, ohne alle Zuthat von Maſchinen, ſo ſtark, als Raimunds „Verſchwender;“ es iſt reich an rührenden, wie komiſchen Situationen, voll treffender, witziger Gedanken. Unter Raimunds Firma hätte dieſes treue Lebensbild wohl noch größere Senſation erregt, da man bei Neſtroy frühere Gemeinheiten zu vergeſſen hat. Die Rückkunft des Helden Kunſt von Peſt wird nun auch ernſte Stücke wieder zur Anſchauung bringen. Dieſer Schauſpieler, deſſen Naturell das günſtigſte iſt, beginnt leider, wahrſcheinlich verführt durch die Kritik, zu dehnen und zu ſtrecken und nicht mehr, wie früher, gleich Löwe, aus einem Guſſe zu ſpielen; er iſt auf dem beſten Wege zur langweiligen Manier Eſtairs. Sein leidiges Verhältniß zu Mad. Sonder, ſeiner Exzemahlin, verſperrt ihm für immer den Eintritt in das Hoftheater, für das er geboren iſt. Statt ſeiner werden wir wahrſcheinlich Rettich ſehen, den man aus Rückſicht für ſeine Gattin, wenn man ſie engagirt, wie es heißt, wird mit acquiriren müſſen. — Achmed Paſcha iſt abgereiſt, dagegen eine militäriſche Notabilität eingetroffen, die in Algier zu rechter Zeit und bei Beute-Alliance zu ſpät angekommen iſt. Don Miguel ſchien ſeinen Namenstag in Wien feiern zu wollen, allein er kehrte von Laibach wieder um, ſich in Rom gratuliren zu laſſen. — Guzkows Erklärung gegen Menzel erregte hier allgemeine Indignation, ſo wie des Letztern männlich einfache Erwiderung Beifall. Trauriger

Zwiespalt in der deutschen Literatur! Schiller — Goethe: muß man, statt sich über ihren Gräbern die Hände zu reichen, an ihren Leichensteinen das Schwert ziehen zum geistigen Bürgerkriege? Ich ehre die deutsche Gesinnung Menzels und theile seine Verachtung gegen jenen abstoßenden Indifferentismus Goethe's, nimmermehr aber kann ich sein catonisches: Ego vero censeo! billigen. Goethe, sammt allen seinen Werken, ist bereits eine Vergangenheit, und wir haben es mit der Gegenwart zu thun, die neue Lebens- und Kunstprinzipien entwickelt, deren Keime um die lebendige Leiche des großen Autors emporschossen. Zudem, Gewissensfreiheit in der Kunstreligion! Binden und verbünden mögen sich zu Schulen und Kliquen die Schwachen und als Faszes zwischen ihren Köpfen das kritische Beil tragen; eine echt künstlerische Natur gedeiht nur in der Einsamkeit, frei und fern von allem Zunftwesen und dumpfem Einerlei. — Die Wiener Zeitung hat bereits angekündigt, daß sie schon mit diesem Monate Berichte über das Theater bringen werde, wahrscheinlich als Beilage. Die Theaterzeitung dürfte dadurch bedeutenden Schaden leiden. Kaltenbäks österreichische Zeitschrift gab in den vier letzten Nummern einen sehr lesenswerthen Aufsatz über die „schöne Literatur Oesterreichs“ von Bauernfeld. Er beginnt mit Denis und endet bei uns. Seltsam, daß er nicht die Gelegenheit benuzte, auf das physische Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland hinzuweisen, nämlich zu erinnern, daß man bei dem Vergleiche unserer Literatur mit der übrigen deutschen acht Millionen mit vierundzwanzig in Parallele zu setzen habe. Einen Ausdruck, wie „schöne Literatur,“ hätte sich übrigens Bauernfeld nicht sollen zu Schulden kommen lassen; er erinnert an die „schönen Wissenschaften“ verschollenen Andenkens. — Die Wiener Zeitschrift erscheint nunmehr unter verantwortlicher Redaktion von Friedrich Witthauer, der im ersten Blatte die Erklärung abgegeben, er werde das Journal ganz im Geiste des verstorben Redakteurs fortführen, ohne jene Anforderungen zu übergehen, die fortschreitender Geschmack an ein solches Unternehmen stellt. — Witthauer hat sich bereits als einen Mann von bedeutender Erudition und redlicher Gesinnung bewährt, und es läßt sich erwarten, daß er für dieses literarische Institut seine schönen Kräfte in immer höherer Thätigkeit entwickeln werde.

Florenz, September.

(Beschluß.)

Segato's Mumien.

Segato begann die praktischen Versuche, und kam endlich dahin, den Körpern und Gliedern der Thiere Solidität und unzerstörliche Dauer zu geben. Bei diesem Prozeß nehmen die ganzen Körper, wie die einzelnen Theile derselben eine durchaus feste Konsistenz an, die in dem Verhältnisse fühlbarer und bestimmter ist, als die einzelnen Theile selbst weicher oder konsistenter sind. Haut, Muskeln, Nerven, Venen, Fett, Blut u. s. w., Alles besteht diese Veränderung, ohne daß es nöthig ist, die Eingeweide zu entfernen; diese nehmen dieselbe Konsistenz an. Dabei verändern sich Farbe, Form, Charakter überhaupt im Allgemeinen nicht, kein Geruch ist bemerkbar, und auf diese Weise wird dem Zahn der Zeit sein verjährtes Recht streitig gemacht. Jeden Gedanken an eine etwaige Vergleichung mit frühern Versuchen wird vollends die Wahrnehmung aufheben, daß Glieder und Gelenke in ihrem natürlichen Zustande bleiben, biegsam sind und sich bewegen lassen. Skelette selbst bleiben in ihren eigenen Bändern unter sich verbunden, so daß die bisher gebrauchten künstlichen Mittel gänzlich unnöthig erscheinen. Haben die Körper einmal diese Konsistenz gewonnen, so vermag weder Feuchtigkeit, noch Luft, noch Motten, noch, wie es die Proben dargethan haben, vieltägiges Stehen unter Wasser etwas gegen sie. Das Gewicht vermindert sich um ein ganz Geringes, alle übrigen Aeußerlichkeiten aber bleiben bis auf die Hautflecken, seyen sie natürlich oder durch krankhafte Zustände veranlaßt. Kein Haar verliert sich, weder von der Haut, noch von dem Haupt; sie sitzen fester als je in ihren Wurzeln. Vögel und Fische verlieren weder Federn, noch Häute, Schuppen oder Farben, und auf gleiche Weise bleiben Insekten und Würmer nicht allein im Allgemeinen, sondern in allen Einzelnheiten unverändert. Hiezu finden sich im Kabinet Segato's mannichfache Belege. Ein Kanarienvogel ist in diesem jezt zehnjährigen Zustand vergeblich von Wasser und Motten angegriffen worden. Im ersten Jahre stand er dreißig, im zweiten vierzig Tage und darüber unter Wasser; längere Zeit war er in einer Schachtel den eigens dazu verbeigeschafften Motten ausgesezt. Bei der Herausnahme erschien er durchaus unbeschädigt. Mit andern Thieren wurden ähnliche Versuche auf eben so glückliche Weise vorgenommen. Die Hand einer an der Schwindsucht gestorbenen Frau zeigt die ganze Blässe und die Ausmergelung der tödtlichen Krankheit; eine männliche Hand ist in den Gliederungen der Finger beweglich und dabei durchaus unverändert. Noch merkwürdiger ist eine Tafel, welche aus einem Parallelogramm von 214 regelmäßigen, in einander gefügten Stücken besteht. Dem Kenner erscheinen diese als eben so viele Arten von Pietra dura, und doch sind sie mit all ihren lebhaften Farben nichts weiter, als größtentheils pathologische Theile von menschlichen Gliedern. Es leuchtet aus dem Gesagten ein, daß die egyptischen Mumien und die neuen Versuche, zu mumifiren, mit diesem Prozeß nichts gemein haben können. Der Nuzen dieser Entdeckung dürfte vielfach seyn. Für die Anatomie ist sie von besonderer Wichtigkeit: die Präparate verlangen große Mühe, Zeitaufwand und Aufmerksamkeit, werden nach kurzer Zeit unbrauchbar und müssen durch andere ersezt werden; hier dagegen wird das Präparat so zu sagen verewigt. Für die pathologische Anatomie ist hier nicht allein die Möglichkeit gegeben, einzelne Theile, welche verschiedene Fälle besonderer Krankheiten darstellen, zu erhalten, sondern sie auch an jeden beliebigen Ort zu versetzen. Der vergleichenden Anatomie ist die Aussicht eröffnet, die seltensten Thiere aus den fernsten Weltgegenden zu erhalten. Der Naturgeschichte überhaupt wird die Entdeckung auf alle Weise zu Statten kommen; namentlich brauchen die Realerungen nicht mehr für eine doch nur temporäre Erhaltung durch Spiritus ungeheure Summen auszugeben, da ihnen ein in jeder Beziehung zweckmäßigeres Mittel der Erhaltung um ein Zehnfaches wohlfeiler geboten wird. Dies ungefähr ist der Inhalt der kleinen Schrift, welche der Advokat Giuseppe Pellegrini verfaßt und durch vielfache poetische Einkleidungen einem größern Publikum schmackhaft zu machen gesucht hat. Beigegeben ist das wohlgetroffene Porträt des Segato, ein Kopf, der hier durchaus selten ist und durch eine merkwürdige Beimischung von Orientalischem als höchst charakteristisch sich auszeichnet. Zeugnisse der angesehensten Professoren bescheinigen die Wirklichkeit der Entdeckung.

Beilage: Kunstblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 247.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 15. Oktober 1835.

Novi hominem tanquam te: his humour is lofty, his discourse peremptory, his tongue filed, his eye ambitious, his gait majestical, and his general behaviour vain, ridiculous and thrasonical.

Shakespeare.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach.

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Er ist auf dem Bilde dargestellt, wie er eben eine Homilie an das wahnsinnige Publikum hält. Wenn uns sein eben so gründlicher als ernsthafter Biograph, dem wir diese Notiz entnehmen, nicht betrogen hat, dann mag diese Predigt ohngefähr so lauten: „Höret die Worte und Wunder des neuesten Evangeliums, ihr Brüder und Auserwählte der Liederlichkeit. Ihr, die ihr die Scham von euch gethan, wie Männer ihre Kinderschuhe, höret und staunet. Eine Stimme geht aus von der Lache, welche sich die Hauptstadt der Welt nennt; sie wird Alles mit Wohlgeruch und Licht erfüllen; thuet nach meinen Worten, und ihr werdet seyn, wie die Götter, denen keine Lust versagt ist. Ihr wißt es, ich trage das Weh einer Welt in meiner Brust, und der Schmerz frißt mir das Herz ab, und doch mache ich aus dem Heiligsten einen Witz und singe mit den Brüdern im Faust: Uns ist so kannibalisch wohl, als wie fünfhundert Säuen. Ihr, meine Vertrauten, ihr Männer von Sodom und Gomorrha, ihr kennt mich, daß ich den Titanen in mir fühle; ha! ich bin ein gewaltiger Goliath, und wie ein Winkelried wollte ich meine Brust dem Schwerte aller Tyrannen darbieten, und aus meinem Herzblute sollte die Rose der Freiheit aufsprossen, und doch bin ich so schnellfüßig wie das Zwerglein im Zauberer Malagis, und liebe die Sicherheit, wie eine kranke Henne ihr Nest, und schmeichle meinen Feinden in's Angesicht, und verlästere sie hinter dem Rücken. Die Tiefe der Weisheit vergangener Tage ist mir aufgeschlossen, die Pforten der Zukunft sind mir entriegelt, ich kann euch das Räthsel des Christenthums, das euch befangen hält, lösen und euch den Weg der Wahrheit zeigen, und doch weiß ich viel besser, als Sokrates, daß ich eigentlich nichts recht weiß; was mir fehlt, ersetze ich reichlich durch pikante Frechheit und brillante Unverschämtheit, und von dem Christenthum und seinen Tugenden weiß ich so viel, wie Herodes vom Christkind. Deutschland, du weißt es, wie ich dich liebe, wie nahe mir dein Unglück zu Herzen geht und wie ich um dich mein Lager mit Thränen benetze, und doch stelle ich dich vor den Augen Frankreichs dar, als wärest du eine Dirne aus dem Palais-royal, ich schminke dein Gesicht mit der Schönheitssalbe aus dem Boudoir der infernalischen Großmutter und behandle dich wie meines Gleichen, daß kein christlicher Hund ein Stück Brod aus deiner schmutzigen Hand nehmen möchte.

„Macht rückgängig, Herr, den Handel!“
„„Herr, erklärt ihn für ungültig!““
Spricht der Richter: Legt vor Allem
Geld und Waare dem Gericht vor!
„Herr, ich ließ im Lauf des Tages
An Liebhaber ab die Perlen.“
„„Herr, im Handel und im Wandel
Hab' ich aus das Geld gegeben.““
Ei, so geht in Gottes Namen!
Wozu ſtreiten? ſpricht der Richter.
Doppelt iſt der Handel gültig,
Und das Geld iſt wie die Waare;
Schlechte Waare, falſche Münzen,
Beide doch, nun unter Leuten
Fortzukommen, gut genug.

Salomo's Bewirthung.

Erklärung eines arabiſchen Sprichworts.

Zu Suleiman, über welchem Heil ſey,
Sprach der Widhopf, einſt ſein Liebesbote,
Aber jetzt ſein luſt'ger Rath: „Ich muß Dich,
König, auch einmal bei mir bewirthen.“
Mich allein? fragt ihn mit Scherz der König.
„Nein! Dich und Dein ganzes Heer. Der Ort iſt
Dort die Inſel, und der Tag iſt morgen.“
Als es Morgen wurde, kam Suleiman
Und ſein Heer, neugierig der Bewirthung.
Zum Empfang entgegen flog der Widhopf,
Sittig ſeinen Gäſten ſich verneigend,
Sträubte dann den Federbuſch, und ſchwang ſich
Hoch vor den Erſtaunten in die Luft,
Fing ein Heuſchrecklein und warf in's Meer es,
Rief von oben: „Nun in Gottesnamen,
Angerichtet iſt die Supp', ihr Gäſte,
Eſſet aus der allergrößten Schüſſel!
Wer nicht kriegt den Brocken, kriegt die Brühe.“
Hungrig war Suleiman und die Seinen,
Hungrig blieb er, doch er lachte ſatt ſich.
Drauf im Heimzug ſprach der weiſe König,
Der in's Künſt'ge ſah und in's Verborgne:
Nicht umſonſt hab' Hudhud uns bewirthet;
Zum Gedächtniß dieſer Gaſtbewirthung,
Zur Empfehlung der Genügſamkeit auch,
Bei des Lebens oft ungleichem Schmauſe,
Sagen Araber im Sprichwort künftig:
Wer nicht kriegt den Brocken, kriegt die Brühe.

Die Verſe in der Wüſte.

Alasmai erzählt: Als ich in der Wüſte reiſte, kam ich an einem Stein vorbei, auf welchem dieſer Vers geſchrieben ſtand:

Um Gotteswillen, Liebeskund'ge, ſagt mir an:
Wenn einen Mann die Liebe heimſucht, was er thut?

Da ſchrieb ich darunter:

Er fügt ſich dem Verlangen, unterwirft ſein Herz
Demüthig, und hält ſein Geheimniß ſtreng in Hut.

Am andern Tag kam ich wieder dahin und fand darunter dieſen Vers geſchrieben:

Wie ſoll ein Mann mit Schweigen dem ſich fügen, was
Ihn tödten will und täglich füllt ſein Herz mit Blut?

Da ſchrieb ich darunter:

Und wenn zu dulden ſchweigend ihm die Kraft gebricht,
So kommt ihm auf der Welt nichts als der Tod zu gut.

Am dritten Tag kam ich wieder dahin und fand einen Jüngling am Steine todt hingeſtreckt, und darunter waren die Verſe geſchrieben:

Wir hörten und gehorchten, und wir ſtarben. Bringt
Dort meinen Gruß hin, wo ich nie fand holden Muth.
Bekomme wohl den Glücklichen des Glücks Genuß,
Und den Verliebten ihr Verſchmachten in der Gluth!

Der Hofpoet.

Vor der Pforte des Chalifen,
Des Chalifen Alraſchid,
Stand Abu Nuwas, der Dichter,
Den man heut nicht gleich einließ,
Weil ſich, einen Spaß zu machen,
Der Beherrſcher erſt berieth.

Zu den Höflingen begann er:
Hole Jeder ſich ein Ei,
Berg' es unter dem Gewande;
Und nun laßt den Dichter ein.

Als er nun hereingetreten,
Eingenommen ſeinen Ort,
Das Geſpräch begann zu kreiſen,
Jeder gab dazu ein Wort;
Plötzlich aber unterbricht es
Der Chalif und ruft im Zorn:

Alle ſeyd ihr dumme Hennen,
Nichts als gackern könnt ihr ja.
Legt mir Eier auf der Stelle!
Oder eure Stund' iſt da.

Gleich zum Einen, der zur rechten
Hand ihm ſitzet, kehrt er ſich:
Lege du dein Ei zum erſten!
Und der drückt und krümmet ſich,
Bringt ſein Ei hervor und zeigt es,
Von der Strafe löst er ſich.

Dann zum Zweiten und zum Dritten,
Und die ganze Reih' herum,
Endlich kam er zu dem Dichter,
Der den Spaß mit ansah stumm.

„Nun sollst du dein Ei mir legen.“
Doch der sträubt und brüstet sich,
Schlägt die Arme statt der Flügel,
Ruft ein helles Kikriki!
Herr, zu all den Hennen brauchst du
Einen Hahn, der Hahn bin ich.

Lachend spricht der Fürst der Gläub'gen:
Wohl gelöset hast du dich;
Und du bleibst dafür wie immer
Auch der Hahn im Korbe mir.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Wohlfeilheit in London.

Einer meiner englischen Freunde, der vor Kurzem vom Kontinent zurückgekehrt war, ergoß sich gestern gegen mich im Preise der in Deutschland herrschenden Wohlfeilheit und in Verwünschungen gegen die Theurung in London. Er forderte mich auf, letztere zum Thema meines nächsten Berichts zu machen; ich erwiderte: „Wozu über Dinge schreiben, die sogar die Berliner zugestehen? Kein Mensch auf dem Festland bezweifelt, daß London das theuerste Pflaster hat. Im Gegentheil habe ich Lust, etwas über die Wohlfeilheit in London zu sagen.“ — „Hundert Pfund gegen einen rheinischen Gulden,“ rief der stets Wettlustige. „Sie können nicht zwei Dinge auffinden, die wesentlich für das Menschenleben und in London wohlfeiler, als z. B. in Dresden sind.“ — „Nicht zwei?“ wiederholte ich. „Sie meinen doch in derselben Sphäre des bürgerlichen Lebens, und zwar, um ganz bestimmt zu reden, in dem Stande, der hier wie überall bei solchen Fragen zur Norm dienen muß, im Mittelstande?“ — „Natürlich.“ versetzte mein Freund. — „So schlage ich ein.“ war meine Antwort; „hundert Pfund gegen einen rheinischen Gulden Ihrer, und folglich ein Gulden gegen zwölfhundert meinerseits: ich finde nicht blos zwei Dinge auf, die wesentlich für das Menschenleben und in London wohlfeiler, als z. B. in Dresden sind, sondern es sollen auch Dinge seyn, ohne welche die bürgerliche Gesellschaft, wie sie nun einmal von Gott und Menschen geordnet ist, gar nicht bestehen kann, und liberal, wie ich bin, liefere ich ein drittes ditto als Zugabe.“ — Die Wette gilt, und das Publikum ist zum Schiedsrichter bestellt. Der Erwerb von zwölfhundert rheinischen Gulden ist mir auf meiner schriftstellerischen Laufbahn noch nie so leicht geworden, als jetzt, da ich zu beweisen habe, daß zwei, drei wesentliche Dinge hier wohlfeiler sind, als in Deutschland. Was ist zum Bestehen der Menschheit nothwendiger, als daß die Menschen geboren und begraben werden? Was fordert die bürgerliche Gesellschaft ernster und strenger, als daß sie heirathen? Nun, das Eintrittsgeld in diese drei Hauptrechten, Anfang, Höhepunkt und Schluß des menschlichen Lebens, ist für den Mittelstand in London niedriger, als z. B. in Dresden, wo, um dies nebenbei zu bemerken, zwar der Reichthum nicht, wohl aber eine bedeutende Sucht nach „Anständigkeit“ zu Hause ist. Doch das geht mich nichts an; nicht ich, mein Freund hat Dresden zum Orte der Vergleichung gewählt. Die Endpunkte des Dresdener Mittelstandes, die natürlich nach oben und unten sich allmählich verlaufen, glaube ich am richtigsten zu bestimmen, wenn ich den Faden, an welchem die sechzig und einige tausend Einwohner gereiht sind, unten bei den selbstständigen Schlächtern, Bäckern, Müllern, und oben, jenseits der mißbräuchlich Kaufleute genannten Krämer, über den Köpfen der Hof- und Appellationsgerichtsräthe abbreche. Letztere nehmen das vielleicht übel, weil sie selbst sich nicht zum Mittelstande zählen mögen; das wäre mir um so mehr leid, je größere Vorliebe ich stets für die vielen Menschen gefühlt habe, die in Deutschland Räthe heißen. Wie kann ich sie aber über den Mittelstand erheben, da sie nur in der fünften und vierten Klasse der Hofrangordnung stehen, und Mehrere nicht einmal ein Von vor ihrem Namen haben? Unmöglich kann ich sie zu den Generalen mit und ohne Kommando, zu den Geheimeräthen mit und ohne Stimme, zu den Kammerherrn mit und ohne Gehalt und zu all den Namenlosen stellen, die in der ersten, zweiten und dritten Klasse der Hofrangordnung rangiren und überdies meist geborene Adelige sind. Wenn demnach in einer zu jenem Kreise gehörenden Familie die große Stunde naht, die einen Weltbürger oder eine Weltbürgerin, ein Knäblein oder ein Fräulein zu Tage fördern soll, wer muß da Alles in Bereitschaft und der Dienstleistung gewärtig seyn? Eine Kinds- und eine Stubfrau, ein Geburtshelfer, eine Wärterin und eine wendische Amme, d. i. fünf Personen wenigstens. Vollendet die Natur ihre Aufgabe in vorschriftmäßiger Ordnung, so daß die vier zuerst genannten Personen nicht zu Extragratifikationen berechtigt sind, so beträgt die Geldabfindung derselben zwischen dreißig und fünfzig Thalern. Daß diese Summe durch die vierfordrige Habgier einer wendischen Amme ansehnlich gesteigert wird, versteht sich von selbst. Wie sieht es nun zu London in einer Familie des Mittelstandes aus, wenn die Stunde naht, in welcher oft Leben und Tod sich die Hände reichen? Doch zuvor die Frage, in welchem Umkreise liegt der Londoner Mittelstand? Ich meine, in dieser Hinsicht läßt sich, örtliche und ländliche Abweichungen eingerechnet, die Antwort ziemlich so geben, wie für Dresden. Soll ein Unterschied hervorgehoben werden, so dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß aus andern Gründen, als weil London keine Hof- und Appellationsgerichtsräthe hat, die hiesigen Rangverhältnisse noch schärfer als dort gegen einander abfallen. Indessen läßt sich sagen, daß, wie in allen wahrhaft großen Städten und wie überall, wo der Adel vorzugsweise Grundbesitzer ist, die Londoner Bevölkerung, mehrfache Unterabtheilungen natürlich zugestanden, in drei große Hauptklassen zerfällt, die der Armen, der Reichen und des Adels. Können nun weder die Armen, noch der Adel zum Mittelstande gezählt werden, so würde das zwar zu der Folgerung berechtigen, daß die Personen, die reich, jedoch nicht von Adel sind, den Mittelstand ausmachen, allein was heißt in London reich? Ein Londoner Familienvater kann mit dreihundert Pfund Sterling jährlich eben so „anständig“ leben, wie ein ihm gleichstehender Dresdener Familienvater mit einem Einkommen von jährlich achthundert Thalern. Dieser wie jener gehören zum Mittelstande.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 248.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 16. Oktober 1835.

Nun, fechtet ihr denn wider Gottes Feind,
So schirmt euch billig Gott als seine Krieger.

Shakespeare.
Richard III.

Das Reformationsjubiläum in Genf.

Besonders seit dem Frühling 1532 war ein großer Rumor in Genf, auf Straßen, Gassen und Plätzen; denn Handelsleute waren aus Deutschland gekommen und hatten viel von dem Mönch erzählt, der sich schon vor Jahren gegen Ablaß, Pabst, Messe, Reliquien und Prozessionen erhoben habe, und dafür nur Gott und seine Gnade, Jesus Christus und die Bibel erkenne und predige, und dem deßhalb das Volk jezt mächtig anhänge. Aehnliches erscholl von Zürich her. Wie mochte dies zu den Vorbereitungen zum päbstlichen Jubiläum passen? Die Priester und Mönche liefen bedenklich hin und her, streckten die Köpfe zusammen und raunten einander zu: „die Leute sind jezt ganz anders wie sonst; das Lutherthum ist sehr zu fürchten“ u. s. w. Darum ließen sie es sich auch nicht verdrießen, jezt noch mehr, noch bessern und kräftigern Ablaß für das Jubiläum zu versprechen als sonst. Am 9ten Junius früh gingen die fleißigen Leute wie sonst an ihre Arbeit, und Viele wollten vorher nach damaliger frommer Weise ihr Gebet in St. Peter verrichten. Da gewahrten sie an dem Anschlagpfeiler neben der Kirche ein großes Papier. Es war ein Aufruf an die Genfer, nicht zum päbstlichen Jubiläum und Ablaß, sondern zur christlichen Reue und Besserung nach dem Evangelium, durch die Gnade, die Versprechungen, das Leiden und den Tod des Heilands. Diesen Anschlag hatte Jean Goulaz, ein tüchtiger Genfer, gemacht, und hatte es auch gar nicht Hehl, als die Hellebardirer und Reisigen des Bischofs, nebst dessen geistlichen Dienern in Menge herbei kamen und die Schrift abreißen wollten. Es kam bald zu blutigen Händeln, die ersten für den neuen Glauben.

Gerne möchten wir auseinandersetzen, wie sich von nun an in der glut- und farbenvollen, höchst dramatischen Zeit bis 1535, unter eigenthümlichen Umständen der Kampf für Geistesfreiheit entwickelte, der hier zugleich ein Kampf für politische Freiheit war; wie nach dreijährigem Ringen mit äußern und innern Feinden, nach manchem Strauß mit dem Herzog von Savoyen außen, und mit dem Bischof innen, nach manchem Aufruhr und mancher Disputation, nach vielfachen Unterhandlungen und Zänkereien mit den Bundesgenossen, dem katholischen Freiburg und dem reformirten Bern, durch Verstand und Begeisterung, durch die klugen Magistrate und die Männer Gottes Farel, Froment, Viret und Bernard, das große Werk ohne Märtyrer und Blutgerüste zu Stande kam. Der Umfang dieser Blätter gestattet solche Entwicklung nicht; daher nur wenige Worte über die hiesigen Verhältnisse nach entschiedenem Kampfe im Innern.

Am 12ten August 1535 hob das Konseil die Messe provisorisch auf, und am 27sten erschien das merkwürdige Edikt, wodurch sie ganz abgeschafft und das Evangelium

als alleinige Richtschnur der Genfer Kirche anerkannt wurde. Die verkauften Kostbarkeiten, so wie das Vermögen der Kirchen und Klöster bildeten den Grund zu der herrlichen, noch jetzt blühenden Anstalt des Hospitals in Genf, das nicht bloß für Kranke, sondern auch für Arme und andere Hülfsbedürftige, für Waisen und Nothleidende aller Art bestimmt ist.

Fast ein halbes Jahr lang blieb man verständig und mäßig, und es wurde keinerlei Zwang gegen die Katholiken geübt; nur hatten sie keine Kirche und durften keinen katholischen Gottesdienst halten. Im Grunde war dies schon drückend genug, konnte indessen durch die feindselige und gehässige Stimmung der Katholiken selbst gerechtfertigt werden. Am 6ten Februar 1536 ging aber die Regierung von diesen weisen Grundsätzen der Mäßigung ab, und man begann die Katholiken zu bestrafen, wenn sie den Protestantismus nicht annehmen wollten, ja man zwang sie am Ende, die Stadt zu verlassen.

Diese Intoleranz der Genfer Regierung hatte, wie alle ungerechten Maßregeln, ihre nachtheiligen Folgen. Die Katholischen erwarben nun ein Interesse, das ihnen bisher abgegangen war, sie wurden ihres Glaubens wegen verfolgt, sie litten für diesen, sie waren Märtyrer. Viele von denen, die ihnen bisher abgeneigt gewesen waren, hingen ihnen nun an; selbst Protestanten ließen heimlich ihre Kinder von katholischen Priestern taufen. Alles wurde wieder Partei und innerer Krieg. Und auch von Außen war Genf mehr und heftiger bedroht als je. Feinde wirkten da mit Freunden zusammen. Der alte Erzfeind Savoyen rüstete mächtiger als je; Frankreich versprach zwar Hülfe, aber dafür sollte sich ihm Genf unterwerfen; mit Bern war es ebenso. Genf Unterthan des Berner Bären! davor schauderte Jedem. Außerdem verheerten savoyische Reisige, so wie die Ritter der Schlösser Peney, Gaillard, Jussy und andere die Umgegend der Stadt, plünderten alle Dörfer und Landgüter, überfielen die Genfer, die sich aus ihrer Stadt wagten, schnitten der Stadt die Zufuhr ab u. s. w. Die Gefahr war so nahe, daß die Männer mit dem Degen in die Predigt gingen, um bei einem Ueberfall gleich bei der Hand zu seyn, und daß sie die Geistlichen auf die Wälle und auf die Hauptwachen kommen ließen, um ihnen zu predigen und Muth einzusprechen. Genf aber vertraute auf Gott und schlug damals schon Münzen mit der Inschrift: Post tenebras lux, und auf der andern Seite: Deus pugnat pro nobis. Und doch konnten diese Leute im Oktober 1535 nicht einmal aus ihrer Stadt, um den heranziehenden Neufchatelern die Hand zu reichen, die zu ihrer Hülfe kamen und an denen die Savoyer feindlich, die Berner aber schlecht handelten. Die Bedrängniß wurde nach und nach so arg, daß auf Farels Antrag für den 18ten December ein feierlicher Buß- und Bettag angeordnet wurde, und neunzehn Tage nachher, am 7ten Januar tönte die große Clémence von St. Peter wieder, um Gott für die zugestandene Hülfe Dank zu sagen, denn die lang zaudernden Berner hatten sich endlich erklärt, Genf mit allen Kräften zu Hülfe kommen zu wollen, da der Herzog von Savoyen immer drängender gegen die Stadt anrückte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach.

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Uebrigens machen die allerletzten Worte die Treue unseres Biographen doppelt verdächtig, da er sie offenbar aus der geharnischten Vorrede von Gutzkow entwendete, den Einige anfänglich für den bekannten Schildknappen jenes Goliaths II. hielten, indem sie die Chiffer K. G., womit er seine Artikel in dem verbreitetsten Organe deutscher Oeffentlichkeit unterzeichnet, auslegten: der Knappe Goliaths; andere hielten ihn für den großen Riesen selbst. Und in der That renommirt er mit seinem Priesterhaß und seinem alten, abgehetzten, neumodisch aufgezäumten Atheismus, und läßt das magere arme Thier Capriolen machen, wie der alte Ritter mit seiner Rosinante. Doch wir wollen den schlafenden Löwen nicht wecken, ruft er ja den großen Berliner Professoren, die sich an der Pensions- und Ordenssonne wärmen, mit gewaltigem Drohen zu: „gegen diese Herren bin ich gerüstet bis an die Zähne, die eine scharfe Rede umhegen und die deutschesten Laute.“ Ritterlicher und heldenmüthiger hat wahrhaftig sein uralter Vater nicht gesprochen, als er den glänzenden Helm Mambrins, das bekannte Barbierbecken, auf dem Haupte hatte und Windmühlen und Schafheerden zum Kampfe aufforderte. Der Kritiker behauptet, er habe schon mehr der Art Kämpfen zugesehen, und man könne ihren Memorabilien als Motto vorsetzen, was in einer alten Kölnischen Chronik steht:

Und do war ene blodige Krieg,
Doch Jott gaf,
Dat Niemand blaf.

Sind übrigens die Nachrichten der Alten mit dem Strickstrumpfe richtig, so hat auch wirklich schon seine Vorrede einen solchen Berliner siegreich aus dem Felde geschlagen. Der große deutsche Buchhändler-Börsenverein, der sein Haus am Reformationsfeste einweihte, soll

geglaubt haben, auch etwas für die Moral thun zu müssen, und trug darum, dem Vernehmen nach, auf Exkommunikation des Herrn Campe in Hamburg an, weil er die obigen Worte gedruckt. Dieser soll aber den neuen Moralitätswächtern erklärt haben, daß er sich gar erstaunlich wundere über diese befremdliche Prüderie und Splitterrichterei seiner Kollegen, da dieser fanatische Vorschlag ja von einem Berliner Buchhändler ausgegangen, der eine Prachtausgabe der so schmählich gelästerten Lustide veranstaltet, wozu er doch nur nachträglich die Vorrede geliefert; daß er demnach so unschuldig sey, wie ein neugebornes Kind. Wobei es denn auch in der That sein Bewenden hatte zum Vortheile der Moralität, die sich dadurch merklich erweitert fand.

Der Unglückliche, der von ihm weggeht und den kummerschweren Kopf auf die gefalteten Hände mit dem Rosenkranze stützt, erweckt nicht sowohl Abscheu, als tiefes Mitleid; denn er trägt nicht wie die meisten Andern den Stempel des Lasters und Verbrechens. Er sieht aus wie Einer, der schon vierzehn Tage geweint hat und noch weinen wird, nirgends aber einen Ausweg aus seinem Kummer gewahrt. Er war von Jugend auf ein zartes, weiches Gemüth, das, in der Zimmerluft und im Schatten auferzogen und vor jeder Zugluft sorgfältig bewahrt, zu schwach war, um den rauhen Stürmen des Lebens Trotz zu bieten. Er konnte sich mit einer bis in's Kleinliche getriebenen Gewissenhaftigkeit ängstigen und abquälen, daß ihm oft der Kopf schwindelte. Nun wurde ihm die Erziehung zweier Knaben anvertraut, die er mit der angstvollsten Sorgfalt bewachte. Er machte mit ihnen eine Reise durch die Alpen. An einem heißen Mittag kamen sie auf eine jener wundervollen Höhen, von wo man in weiten Kreisen die weißen Schneeberge Haupt an Haupt mit ihren tausend Spitzen an einander gedrängt sieht, wo man den Thälern von ihrem Ursprunge an mit allen ihren Zweigen und Aesten bis tief in die Ebene folgen kann. Dort legten sie sich nieder, in der glühenden Mittagssonne auszuruhen. Es war ein grüner Rasenplatz, der sich nach allen Seiten senkte, nur nach einer Seite hin war er durch starke Bäume verdeckt und die Aussicht versperrt. Er sagte den Knaben, sie sollten ruhig an seiner Seite bleiben und ein wenig schlafen, er selbst dachte zu wachen. Allein die Hitze, die Ermüdung und die beständige ängstliche Sorge schlossen auch ihm bald die Augen zu. Die Knaben wachten vor ihm auf und schlichen leise gegen seinen Befehl nach den Bäumen hin, um Heidelbeeren und Erdbeeren zu pflücken. Wie es aber in dem hohen Gebirge häufig ist, hinter den grünen Sträuchen war eine senkrechte, hohe Felsenwand versteckt. Der jüngere beugte sich über den Rand, bekam das Uebergewicht, wollte sich an dem Rocke seines Bruders halten, und mit einem Schrei des Schreckens stürzten beide die Wand hinab, wo man sie zerschmettert fand. Der Unglückliche, im ersten Augenblicke wie rasend, riß sich die Haare aus und rannte mit dem Kopf wider die Wand, dann fiel er in tiefen, stummen Kummer, er sprach kein Wort, wollte nichts essen, schien Niemand zu erkennen, ja Alles vergessen zu haben. Seit einiger Zeit hat sich sein Schmerz in Thränen aufgelöst, immer hört er noch den Schrei der Hinabstürzenden und sieht die Felsenwand; er bedeckt sich die Augen, um den Jammer der Eltern nicht zu sehen. Gerne möchte er beten, allein immer übermannt ihn von Neuem der Schmerz.

Zwischen dem Gefängnißwächter und dem Religionsfabrikanten geht eine andere Gestalt des Schmerzens, ein Mädchen mit gefalteten Händen, das lange Haar mit dem Kamm nachlässig auf dem Kopf festgesteckt und über das Gesicht herabfallend. Sie hat uns den Rücken gekehrt, und man sieht das Gesicht nur von der Seite. Auch sie hatte von Natur ein weiches, sanftes Herz, das in dem religiösen Zwiespalt ihrer Konfession aufgerieben wurde. Ohne höhere, feststehende, durch Jahrhunderte unwandelbare Autorität, der sie ruhig hätte vertrauen können, sollte sie sich in einer hundertfältig zerrissenen Zeit ihre eigene Religion schaffen. Die Kälte der Nationalisten mit ihrer Geistesdürre und Armuth, die statt Beruhigung dem Menschen nichts zu geben weiß, als ein zweifelhaftes Achselzucken und eine bettelarme Moral ohne sichern Grund, konnte ihr nicht genügen; sie besuchte nun die pietistischen Prediger jeder Art, von den zuckersüßen, sentimental flüsternden, bis zu den einfachen, naiven, populären; von den giftigen, die jeden Andersdenkenden schief ansehen, und wenn er bettelt, ihm ihr Gold verführerisch zeigen, als Lohn, wenn er sich bekehren wolle, während sie ihm das Brod versagen, wenn er sich weigert, bis zu jenen salbungsreichen Naturen, die alle Welt in einen Brei zusammenrühren möchten. Alle hörte sie, und von Jedem glaubte sie, bei ihrer Gewissenhaftigkeit, das Strengste nehmen zu müssen. So wagte sie bald nicht mehr frei zu athmen, sie seufzte, wenn sie ein fröhliches Kind sah, die bunte Farbe eines Kleides machte ihr Angst, gern hätte sie die ganze Welt in eine große Herrnhuter Anstalt umgewandelt. Und für alle diese Entsagung hatte sie nicht den Ersatz, daß sie, abgeschieden von der Welt, nun ihren Blick voll ruhiger Zuversicht zu Gott hätte richten, für sich und Andere beten und ihre Seele reinigen und läutern können. Es war ja Alles so unsicher und ungewiß in ihrem Innern, ihr Glaube schwankte in steten Aengsten hin und her. Aus diesem Prediger hatte der heilige Geist so gesprochen, aus jenem so, und man fürchtete, er möchte bald aus dem ersten wieder anders sprechen. Es wurde ihr oft schwer, das Strengste und Ueberspannteste

herauszufinden, so gern sie es gethan hätte. Ihr Kampf stieg auf's Höchste, als sie unwillkührlich eine Neigung für einen Offizier fühlte. Nun quälte sie sich damit ab, ob es nicht eine Sünde sey, wenn sie sich verliebe, und ob sie nicht lieber einen heirathen müsse, den sie nicht liebe. Es kam zuletzt dahin, daß sie sich selbst ein Gewissen daraus machte, zu beten, denn sie hielt sich dazu ganz unwürdig, sie könne nur Gott dadurch erzürnen. So fiel sie in eine tiefe Schwermuth, in der wir hier die Unglückliche finden; da sie indessen, wie das Bild zeigt, bereits wieder Muth zum Beten gefaßt hat, so steht zu hoffen, daß sie in einiger Zeit ganz wieder geheilt werde.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Wohlfeilheit in London.

Darf ich annehmen, daß es in Dresden keinen Mann des Mittelstandes gibt, der sich eines jährlichen Einkommens von mehr als zehntausend Thalern zu erfreuen hat, so liegt es auf der Hand, daß dort der achthundert Thaler-Mann ein viel reicherer ist, als der dreihundert Pfund Sterling-Mann in London, wo es Männer des Mittelstandes mit einem Einkommen von jährlich über fünfzigtausend Pfund gibt. Dessenungeachtet gehört ein solcher dem Mittelstande mit gleichem, obschon auch mit keinem bessern Rechte an, als derjenige, der sich mit ihm zwar in derselben Lebenssphäre bewegt, jes doch ein bestimmtes Einkommen eigentlich gar nicht besitzt. Dieses Bewegen in gleicher Lebenssphäre ist also in London, wie mehr oder weniger überall, die entscheidende Marke der verschiedenen Stände, und hier um so entscheidender, je abgeschlossener die Lebenssphären rollen. Ist man arm, d. h. so arm, daß man nicht einmal einen gewissen Schein von Wohlhabenheit um sich zu verbreiten vermag, so ist man fast hermetisch von den Kreisen derer abgeschlossen, die — ob wirklich oder mit täuschendem Scheine — sich in ungeniirten Vermögensverhältnissen befinden. Es ist kaum zu glauben, welcher unbedingte Werth in London dem äußern Erscheinen beigelegt wird, um so unglaublicher, da der englische Charakter im Allgemeinen nur das wahrhaft Reelle und Solide zu achten und auszuzeichnen pflegt; aber der Grundsatz, immerhin arm zu seyn, doch nimmer arm zu scheinen, wird mit der ängstlichsten Gewissenhaftigkeit beobachtet. Wer als Handwerker, als Kaufmann, als Künstler, als Gelehrter, als Arzt oder Sachwalter Beachtung finden will, darf nicht durch seine Aeußerlichkeit verrathen, daß er genöthigt ist, für Geld zu arbeiten. Er muß durch seine Kleidung, durch seine Wohnung, durch den Zustand seines Hauswesens das Publikum glauben machen, daß er „gut daran“ ist, und es ihm folglich ganz gleich seyn kann, ob das Publikum seine Dienste ansprechen will oder nicht. Von keinem Orte kann man in umfassenderm Sinne behaupten, als von London, daß Jeder just so hoch geachtet wird, als er sich selbst achtet, daß Jeder seinem Werthe den eigenen Preis stellt. Ein Künstler, und sey er noch so geschickt, ein Arzt, und sey er ein Hippokrates, ein Rechtsgelehrter, und spreche er mit Cicero's Zunge, wenn sie und Alle, die in ihren besondern Fächern ihnen gleich stehen, nicht auf einem gewissen elegannten Fuße leben, so können sie nie auf die Gunst und das Gold des großen Publikums rechnen. Ein Konzert mit einem Eintrittspreise von zehn Schillingen wird in der Regel zahlreicher besucht, als wenn derselbe Meister dieselben Musikstücke für ein Entrée von fünf Schillingen vorträgt, und es ist Thatsache, daß ein Sprachlehrer, so lange er sich erbot, seinen Unterricht für zwei Schillinge die Stunde zu ertheilen, keine Nachfrage, sobald er aber das Fünffache forderte, einen Schüler nach dem andern erhielt. Welcher Schaden hieraus der Allgemeinheit erwächst und nothwendig erwachsen muß, bedarf keines Beweises. Wie hart der Einzelne unter dieser festgewurzelten Thorheit leidet, ist eben so leicht zu begreifen, und einer der geachtetsten Sachwalter Londons hat mir auf seiner weitverzweigten Praxis die Versicherung gegeben, daß von hundert Aerzten und Juristen wenigstens neunzig über die Kräfte ihres Einkommens leben, um den Schein des Gegentheils zu behaupten. Wie aber offenkundige Armuth vom Umgange mit Reichen und Wohlhabenden ausschließt, so darf auch der reichste Bürgerliche nicht hoffen, zu den aristokratischen Cirkeln des Adels zugelassen zu werden. Ich spreche hier natürlich von dem, was sich als Regel herausstellt; denn einen gültigen Einwurf dagegen wird wahrscheinlich Niemand darin finden wollen, daß bisweilen ein junger, in seinen Geldmitteln beschränkter Lord Arm in Arm mit einem jungen, sein Geld vergeudenden Commoner die Regentstraße auf und nieder schlendert, daß junge Leute, die zwar Stocks, aber keinen Adel von ihren Vätern geerbt haben, in den Spielgesellschaften fünftiger Pairs herzlich willkommen sind, daß eine Miß, deren Vater im Oberhause sitzt, und die nach fünf oder sechs erfolglosen Seasons die Hoffnung aufgegeben hat, den ältesten Sohn eines altadeligen Hauses in Hymens Fesseln zu legen, einem in Reichthum schwelgenden Bürgerlichen Gehör und Liebesblicke schenkt, und daß derselbe Bürgerliche von ihren Eltern die Erlaubniß erhält, in der stolzen Halle ihrer Ahnen ihr den Finger mit dem goldenen Trauringe und diamantenen Schmuckringe zu schmücken, damit die Tochter nicht etwa einwillige, ihren Liebesbund vom Schmiede in Gretna-Green weihen zu lassen. Solche Beispiele werfen die aufgestellte Regel nicht um, und wer den Einwand gebrauchen will, daß die Herausgeber der Tagesschriften zu den Routs des Adels eingeladen und Tonkünstler für ihr Erscheinen oft reich belohnt werden, der vergißt oder hat nie gewußt, daß jene Herausgeber ihre Einladung durch eine das Fest an Glanz überstrahlende Beschreibung abverdienen müssen, daß der gefeierte Rubini durch die Art, wie er bei solchen Gelegenheiten behandelt wurde, sich zu der Aeußerung veranlaßt fühlte: „in diesen Cirkeln verkauft der Künstler seine Ehre.“ und daß, so weit die Annalen der englischen Routs reichen, die Sontag die einzige Bühnenkünstlerin ist, die, zum großen Entsetzen vieler jungen und alten Damen, mehr Auszeichnung erfahren hat, als in den Gesellschaften des Adels einer „bezahlten Person“ zukommt. Muß ich daher auch die Möglichkeit zugeben, daß die eisernen Schranken der Ausschließung sich einem nicht Ebenbürtigen öffnen, in den meisten Fällen ist Eigennutz, in den wenigsten Anerkennung des Verdienstes der Dränger an der fest verschlossenen Pforte. Das Gesagte wird genügen, die auf- und absteigenden Klassen zu bezeichnen, welche in London die Gesammtheit des Mittelstandes bilden. Und wie sieht es also in einer dahin gehörenden Familie aus, wenn eine freudig genährte Hoffnung ihrer Erfüllung nahe tritt?

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 106.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 249.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. Oktober 1835.

Wenn in des Jammerthales graufe Nacht
Auch nur ein Strahl der Hoffnungsſonne fiele!

Byron.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach.

nebſt Ideen über Kunſt und Wahnſinn.

Von Guido Görres.

(Beſchluß.)

In einem ſonderbaren Kontraſt mit all dieſem Jammer und dieſen wirren, wilden Träumen, womit die Unglücklichen ſich peinigen und abmagern, ſteht der gleichgültige, wohlbeleibte Gefängnißwächter; er ſteht da, nicht als ob er in einen ſolchen Abgrund des Elends hinabſähe, ſondern wie ein Landmann, der behaglich am Sonntag ſein wohlbeſtelltes, friſch aufſproſſendes Feld betrachtet. Er weiß ſich gewiß nicht mehr zu erinnern, ob er einmal ein Gefühl des Mitleids mit dem Unglücke gehabt habe. Iſt er nur warm gekleidet und wohlgenährt, dann mögen jene immerhin frieren und abmagern, es iſt ja doch nur dummes Narrenvolk. Und obſchon er ſo ruhig unter ſeiner langen Pelzmütze, die die ganze Stirne bedeckt, hervorſieht, ſo iſt doch auch er nicht ſicher, daß er nicht vielleicht einmal unter denen ſitzt, die er gegenwärtig bewacht. Denn es iſt eine allgemeine Erfahrung, daß der beſtändige Umgang mit Narren leicht anſteckend wirkt, und daß die täglich wiederholten Eindrücke unwillkührlich ſich ihren Aufwärtern einprägen. So geſchieht es zuweilen, daß die, welche Raſende zu verpflegen haben, ſelbſt raſend werden; ſo ſieht man auch unter den Narren, daß einer, deſſen Krankheit auf einer niedern Stufe ſteht, beim Anblick eines ſolchen, der ſie im vollſten Maße hat, heftiger und in der gleichen Weiſe ergriffen wird. Und doch iſt dieſer Wärter mit ſeiner gleichgültigen Miene noch ſehr reſpektabel gegen den gebildeten Pöbel, der des Vorwitzes halber die Narrenhäuſer beſucht und ſich von den Wärtern, wie bei wilden Thieren, ihre verſchiedenen Künſte und Sprünge zum Amüſement vormachen läßt.

In dieſem Gefängnißwärter iſt eben der kalte, egoiſtiſche Weltverſtand repräſentirt, der hier, wie überall, ſein Amt verrichtet, weil er dafür bezahlt wird, der gleichgültig und gefühllos auf das Unglück herabblickt und es ſich wie ein Miſtkäfer dabei wohl ſeyn läßt. Für all das Elend und den Jammer der Unglücklichen hat er kein anderes Berubigungsmittel, als die Peitſche in ſeiner Taſche. Es wäre aber unſerer Anſicht nach zu wünſchen geweſen, daß zur Milderung und Verſöhnung des ſchmerzlichen Eindrucks, den der zuſammengedrängte Jammer des Bildes nun immer machen muß, der Künſtler neben dieſem kalten, egoiſtiſchen Weltverſtand auch den höheren, von Gott erleuchteten und erwärmten Verſtand dargeſtellt hätte, der nicht, weil er bezahlt iſt, gleichgültig und

gefühllos, wie eine Maſchine, ſeinen Dienſt verſieht, ſondern der um Gotteswillen, freiwillig, voll Mitleid und Liebe die Kranken wie ſeine Brüder pflegt. Hätte er z. B. einige barmherzige Schweſtern in ſeine Kompoſition aufgenommen, dann würde er gegen die wilde Wuth der Wahnſinnigen, gegen ihre kalte Erſtarrung, ihre endloſe Angſt, ihre flammende Begier und thieriſche Verſunkenheit ein vollkommenes Gegengewicht erhalten haben in der ſtillen Hingabe und Aufopferung chriſtlicher Seelen, die ſich ſelbſt vergeſſen und nur für Andere leben, und freiwillig und freudig ihren Brüdern Dienſte leiſten, die man um keinen Preis erkaufen kann. Aus ihrem ruhigen, mitleidsvollen Auge, dem Spiegel einer reinen, von keiner Leidenſchaft, ſondern von heiliger Liebe erglühten Seele, wäre in dieſe Nacht des Elends und des Verbrechens ein Lichtſtrahl aus einer höhern Welt herabgefallen. Und gewiß würde man ſeine erleuchtende und erwärmende Kraft auf dem Geſichte der Unglücklichen wieder erkannt haben. Denn es iſt eine allgemein anerkannte Thatſache, welche wunderbar magiſche Kraft ſelbſt das gewöhnliche ruhige und feſte Auge des Arztes auf die Seele, auch in dem Zuſtande ihrer völligen Zerrüttung übt; wie denn umgekehrt auch hier noch ſehr häufig das Gewiſſen ſich in ſeiner verhüllt wirkenden Kraft zeigt, indem Esquirol die Beobachtung gemacht, daß Wahnſinnige, welche in ihrer Wuth große Verbrechen, wie die Ermordung ihrer Freunde oder Verwandten begangen, eine völlige Unheilbarkeit fürchten laſſen, da er noch keinen behandelt, der in dieſem Falle wieder geneſen.

Wir wiederholen nochmals, wie unendlich wohlthätig es dem Gefühle gethan hätte, wenn der Künſtler jene Geſtalten des Friedens und der Barmherzigkeit lindernd und tröſtend ihren unglücklichen Pfleglingen gegenüber geſtellt hätte, wie ſie das wilde Ungeheuer des Wahnſinns an dem ſeidenen Bande ihrer Liebe führen. Da indeſſen der Künſtler die Abſicht hat, Blätter der Art von Darſtellungen, welche unmittelbar aus dem Leben gegriffen ſind, und die das Leben in ſeinen verſchiedenen Verhältniſſen an unſerem Auge vorüberführen ſollen, noch mehrere zu geben, ſo iſt zu hoffen, er werde in einem künftigen Blatte ein Gegenſtück zur Verſöhnung dieſes ſchmerzlichen Eindrucks uns darſtellen. Möge es ihm dann gelingen, daß, wie der Beſchauer bei der furchtbaren Wahrheit dieſes Blatts von Schauer und Schreck über die entſetzlichen Geſtalten des Unglücks und des Laſters im Wahnſinn erfaßt wird, er in gleichem Grade voll freudiger Ueberraſchung auf den Frieden und das Glück der Tugend, der Weisheit und Heiligkeit herabblicke.

Wir glauben auch, daß ſolche Blätter, wenn wirklich das Leben, dem ſie entlehnt ſind, aus ihnen herausſpricht, auch lebendig wieder auf das Leben zurückwirken werden; denn es bedarf zu ihrem Verſtändniß keines Studiums, da ihre Wahrheit jedem verſtändlich iſt und ihm das zurückruft, was er ſo oft geſehen oder ſelbſt erfahren. Auf dieſe Weiſe haben auch die Hogarthſchen Darſtellungen ſo außerordentlich auf ihre Zeit gewirkt, wenn ſie gleich bei ihrem unerſchöpflichen Reichthume von geſundem, ſcharfem Volkswitze ſich nicht über eine gewiſſe Höhe des Gedankens erheben und manchmal unter die Sphäre der Kunſt herabſinken.

Mögen Einige immerhin ſolche Gemälde aus dem wirklichen, alltäglichen Leben als Genrebilder geringſchätzig behandeln, ſo bleiben wir unſererſeits, wie wir am Eingange ſchon angedeutet, bei der Ueberzeugung, daß in dieſer Beziehung die Aufgabe des Künſtlers ganz mit der des wirklichen Hiſtorikers zuſammenfällt. Auch dieſer kann die bedeutendſten, ganze Jahrhunderte oder große Wendepunkte der Geſchichte repräſentirenden Charaktere und die folgenreichſten, univerſalhiſtoriſchen Ereigniſſe auf die kleinlichſte, gedankenloſeſte und oberflächlichſte Weiſe darſtellen, ſo daß ſie alle Größe und Bedeutung verlieren und das Ganze zu einer Sammlung geiſtloſer Anekdoten, kleinlicher Intriguen, gewöhnlicher Tagsgeſchichten, zu einer ſogenannten Memoirenklatſcherei herabſinkt. Man lernt daraus ſo viel von dem eigentlichen Charakter und der Richtung einer Zeit, und von dem innern Grunde der einzelnen Ereigniſſe, und warum ſie dieſe und keine andere Wendung genommen, wie man aus dem Munde eines antichambrirenden Kammerdieners die Gedanken eines Fürſten und die Geſinnung und den Zuſtand eines Volks erfahren kann. Dieſes iſt hiſtoriſche Genremalerei. Und umgekehrt kann auch der wahrhafte Hiſtoriker, gleich dem wahrhaften Künſtler, das ganz alltägliche Leben mit all ſeinen ſcheinbar unbedeutenden Erſcheinungen in einer Weiſe auffaſſen, daß es zu einem großartigen, gedankenreichen Gemälde wird. Er kann in dem Leben und den Schickſalen eines zerlumpten Bettlers, mit ſeinen Sorgen und Hoffnungen, den Charakter eines ganzen Volks und ſeiner Zeit abſpiegeln, und aus den Augen eines gemeinen Gardiſten wird er beſſer die Geſchichte jener glänzenden Kaiſerzeit herausleſen, als ein Anderer aus dem Angeſichte des Welterſchütterers ſelbſt.

Doch wird immer, wie ſich von ſelbſt verſteht, das Große, Heilige und Göttliche, iſt es auf eine ſeiner würdige Weiſe dargeſtellt, den Vorrang vor dem Kleinen, Nichtigen, Unvollkommenen und Flüchtigen behaupten, da die Größe der Darſtellung des Letztern einzig nur darin beſteht, daß es entweder als Symbol von jenem erſcheint, oder eben durch ſeine in die Augen fallende Nichtigkeit und Unvollkommenheit den Geiſt an das erinnern ſoll, was ihm gerade fehlt, während das Große, groß dargeſtellt, für ſich ſelbſt in dem verklärten Lichte ſeiner ganzen höhern Würde und Herrlichkeit vor unſere Augen tritt.

Das Reformationsjubiläum in Genf.

(Fortsetzung.)

Einige Tage vor der Berner Ankunft versuchten die Savoyer Abends zwischen neun und zehn Uhr auf drei verschiedenen Seiten die Stadt zu stürmen, wurden aber von den wachsamen Bürgern mit großem Verlust zurückgeschlagen. Zwei Tage später kam der Berner Herold an, der dem Herzog von Savoyen den Krieg erklärte. Aber ehe noch die Berner kamen, machten die Genfer mehrere glückliche Ausfälle gegen die Savoyer, um sich vom Lande Lebensmittel zu verschaffen, wobei freilich viel Rohheit und Grausamkeit geübt wurde. Ja sogar Ger, so wie die festen Schlösser Peney, Jussy und Gaillard wurden genommen und zum Theil zerstört. Endlich am 2ten Februar 1536 kamen die Berner Banner an. Unter ihrem tapfern Anführer Naegely hatten sie schnell das damals Savoyen angehörende Waadland unterworfen, denn nirgend hielten die Savoyer vor ihnen Stich, und überall hatten ihnen Schlösser und Dörfer die Thore geöffnet. Aber in dem armen, ausgehungerten Genf hatte man für die Freunde nichts zu essen. Daher zogen die Genfer, besonders ihre Reiterei, mit ihnen nach Savoyen, dessen Arve- und Seeland sie schnell unterwarfen und die Genf zunächst liegenden Theile für sich behielten.

Schon Farel sah ein, daß die äußere Sicherung Genfs und die Reformation im Innern nur von geringer Bedeutung wären und wenig Sicherheit gewährten, wenn nicht das Volk durch gute Schulen sittlich gereinigt und bleibend zum Bessern geführt würde. Daher drang er wiederholt auf deren Errichtung, und am 21sten Mai 1536 beschloß endlich das Conseil feierlich in St. Pierre: Quant aux écoles, on résolut unanimement qu'on tacheroit d'avoir un homme savant pour cela et qu'on le paieroit ensorte qu'il pourrait nourrir et enseigner les pauvres sans leur rien demander. Durch diesen Beschluß wurde Genf erst recht und bleibend reformirt. Aber schwer, unendlich schwer war das unternommene Werk in dem unwissenden und in Sitten so ausgearteten Genf. Gar manchmal ging dabei Farel und seinen Gehülfen der Muth aus, ja es wäre ihnen wahrscheinlich nicht ganz gelungen, hätte Gott nicht auch hier wieder im Augenblick der höchsten Noth Hülfe geschickt.

An einem Augusttag 1536 kam Abends ein ziemlich armseliger Wagen bei einer geringen Herberge in Genf an, und aus ihm stieg ein hagerer, bleicher Mann, um die Nacht da zuzubringen und am folgenden Morgen weiter gen Basel zu reisen. Die auffallende Magerkeit des noch jungen Mannes, sein gelbliches, kränkliches Aussehen, sein dünner, schwarzer, in eine Spitze ausgehender Bart, sein auffallendes, scharfgezeichnetes, aber sehr geistvolles Gesicht erregten Aufmerksamkeit, ohne jedoch zu gefallen. Glücklicherweise sah ihn ein Dr. Caroli, der mit ihm in Paris studirt hatte, und benachrichtigte sogleich Farel davon. Dieser Mann war Calvin. Farel ging sogleich zu ihm und suchte ihn zum Verbleiben in Genf zu bereden; aber dies gelang ihm nur mit großer Mühe und nach langem Widerstreben Calvins, denn dieser war von Natur schüchtern und der Studienruhe sehr ergeben. Nach Farels beredter Zusprache sah er endlich sein Verbleiben in Genf als Gottes Wille an: comme si Dieu l'eût saisi alors du ciel par un coup violent de sa main, wie er selbst sagt. Er begann auch sogleich seine religiösen Vorlesungen in St. Peter. Einige Tage nachher schrieb der Staatssekretär in die Akten des Conseils: Maitre G. Farel exposa que la lecture que ce Français (isto Gallus) avait commencée à Saint-Pierre, était nécessaire; c'est pourquoi il suppliait qu'on avisât de le retenir; und am 13ten Februar 1537: On a donné six écus au soleil a Cauvin, soit Calvin, vu qu'il n'a encore guère reçu.

Von nun an sehen wir Calvin als Professor, Pfarrer, Gesetzgeber, [illegible] Genfs, der aus Frankreich und Italien eine Menge ausgezeichneter Familien nach dieser Stadt zog, deren Nachkommen zum Theil noch leben und der Republik zur Zierde gereichen. Calvins erstes Werk war die Reinigung und Verbesserung der durch schlechte Bischöfe, unsittliche Generalvikarien und Kanoniker, und besonders durch den öftern Aufenthalt des savoyischen Herzogshofs in der Stadt seit Jahrhunderten frei, frech und ausgelassen gewordenen Sitten. Unsäglich war der Widerstand, den er hiebei besonders von Seiten der Libertinerpartei fand, die es durch ihren Einfluß im Conseil auch dahin brachte, daß Calvin schon 1538 wieder von Genf verwiesen wurde, was die Regierung aber bald bitter bereute, und ihn nach zwei Jahren von Straßburg, wo er indessen Pfarrer geworden war, wieder zurückrief. Er wollte nicht kommen, ließ sich indessen überreden, kehrte 1540 nach Genf zurück und begann nun mit neuem Eifer sein großes Restaurationswerk. Von Calvins ganzer, fast wundersamen Thätigkeit und Wichtigkeit für Genf, in Beziehung auf dessen sittliche, religiöse und politische Regeneration, wobei ihm Theodor de Bèze redlich half, von seinen großen Verdiensten, aber auch von seinen großen Mißgriffen sprechen wir vielleicht ein ander Mal in diesen Blättern. Hier nur noch Einiges über seine Lebensweise. Les jours, sagt Th. de Bèze, que ce n'était pas à lui à prêcher, étant au lit, il se faisait apporter des les cinq ou six heures quelques livres afin de composer, ayant quelqu'un qui écrivait sous lui; si c'était sa semaine, il se trouvait

toujours prêt à l'heure de monter en chaire, et après, étant retourné en sa maison, se remettait dans le lit ou se couchait seulement dessus tout vêtu, et ayant quelque livre, poursuivait son labeur.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Wohlfeilheit in London.

Unter den zum Empfange des unbekannten Gastes versammelten Personen erblicke ich, Gottlob! keine Amme, no wet-nurse. Vor länger als rechtsverjährter Zeit wurden in England die Frauen aller Stände in den Augenblicken verhängnißreicher Entscheidung von sogenannten Wehemüttern unterstützt: jetzt leisten diese nur noch den Frauen der ärmsten, folglich der untersten Klasse Beistand; alle übrigen bedienen sich der Kunst männlicher Geburtshelfer. Ich habe mehrere Engländerinnen über diesen Wechsel ihr Erstaunen ausdrücken hören, und das auch sehr natürlich gefunden, da [illegible] des weiblichen Geschlechts das Zartgefühl [illegible] ist, als bei der englischen. Man bedenke aber: Deutschland hat seine Hebammeninstitute, England nicht. In Deutschland geht der Anstellung solcher Frauen eine geordnete Prüfung voraus, in England ist das Gewerbe frei. Hieraus folgt von selbst, daß Deutschland in dieser Beziehung besser berathen ist, als das in allen seinen medizinischen Institutionen siechte England, und daß die Kindsmütter dort mehr Achtung und Vertrauen verdienen, als das hier füglich der Fall seyn kann. Eine Kinds- und eine Stuhlfrau sind daher in den Wochenstuben des Londoner Mittelstandes unbekannte Personen, und demnach besteht das ganze, der Dienstleistung gewärtige Personale nicht, wie in Dresden, aus fünf, sondern blos aus zwei Individuen, dem Geburtshelfer und einer Wärterin. Aber, wird nun von den Ufern der Elbe dem Gestade der Themse zugerufen, aber was kosten diese zwei Individuen in London? Ich antworte: im Durchschnitte zwischen zwanzig und dreißig Thaler, ohne allen rechtlichen Anspruch auf Extravergütung. Man erstaunt über diese Antwort; denn in Betreff der Londoner Theuerung ist theils durch reichthuende Engländer, theils durch solche Deutsche, die in England gewesen und entweder der Aufschneiderei freund sind, oder die Kosten eines festen Wohnsitzes nach dem Aufwande eines wochenlangen Durchzugs berechnen, über Deutschland eine vielfach übertriebene Vorstellung verbreitet worden; ich erinnere aber daran, daß der englische Charakter, im Allgemeinen, vom Scheitel bis zur Zehe kaufmännisch-spekulativ ist. Nimmt man dazu zwei andere Eigenthümlichkeiten, die einer stets regen Vorsicht gegen Uebervortheilung und die einer großen Vorliebe für Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten, so werden diese dreifachen Ingredienzien den anscheinenden Mangel an Delikatesse erklären, mit welchem der englische Hausvater oder die englische Hausfrau mit dem Arzt und der Wärterin, ehe noch die Zeit ihrer Dienstleistungen kommt, genau akkordiren. Die nächste Folge hievon ist der genaueste Preis, und das Resultat des Ueberflusses an Personen beiderlei Gattung die angegebene Wohlfeilheit. Ländlich, sittlich; wogegen die Dresdener „Anständigkeit“ sich zum Theil empören würde, das findet der Londoner Gebrauch ganz in der Ordnung, und am Ende sind die Londoner die Klügern. Mit wenigen Ausnahmen erwarten alle deutschen Aerzte in größern Städten ihre Honorirung von der Generosität ihrer Patienten, und senden Rechnungen nur, wenn sie müssen, d. h. wenn entweder der Patient gar keine generöse Anwandlung blicken läßt, oder gestorben ist, und ein vergeßlicher Erbe oder ein verantwortliches Gericht die Bezahlung zu besorgen hat. Bei diesem System ist häufig den Aerzten nicht wohl, die auf ihren redlich verdienten Lohn oft jahrelang warten müssen und selten eine sichere Einnahme haben, und die Patienten sind dabei in Verlegenheit, weil sie aus leicht begreiflichem Grunde nicht zu viel, und aus dem vollwichtigen Grunde der Anständigkeit nicht zu wenig geben wollen. In London begegnet der abgeschlossene Vertrag beiderseitigen Beschwerden. Jeder Theil weiß, was er zu leisten, was er zu geben und zu empfangen hat. Der Gebende verspricht nicht über seine Kräfte und der Empfangende erwartet nicht über das Versprochene. Bedarf außerdem ein Landesgebrauch überhaupt einer Entschuldigung, so läßt die Londoner Sitte sich sogar rechtfertigen. Deutschland hat seine Medizinaltaxen, England nicht. Schlägt daher in Dresden das Generositätsverfahren fehl, so weiß der Arzt, welchen Betrag das Gesetz ihm zuspricht, und auf die Entscheidung des Gesetzes kann sich auch der berufen, der eine etwaige Forderung des Arztes damit nicht im Einklange findet. Eventuell übt also das Gesetz die schiedsrichterliche Gewalt; nicht so in England. Die deutschen Aerzte werden schaudern, dafern sie hier zum ersten Male hören sollten, daß kein englischer Arzt einen gesetzlichen Anspruch auf Bezahlung hat. Ich werde krank und lasse mir einen Arzt holen; er kommt, ich finde nicht für gut, ihm, wenn er geht, die übliche Guinee in die Hand zu drücken, und er hat zwar kein Recht, mir auch nur einen Sixpence abzufordern, aber eben so wenig eine Verbindlichkeit, wieder zu kommen. Dieses einfache Beispiel wird den Vorwurf des Mangels an Delikatesse widerlegen, und das anscheinend unzarte Akkordiren als das sicherste Mittel rechtfertigen, beiden Theilen das zu verbürgen, was kein Gesetz ihnen zuspricht. Das Akkordiren mit der Wärterin bedarf keiner Bemerkung: das findet wohl auch drüben statt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 245:

Flaschenzug.

Räthsel.

(Nach Catone d'Utica Lucretse.)

Unter dem hellesten Himmel verdorren am Boden die Blüthen
Um so schneller, je mehr Regen von ihm sich ergießt;
Seine Gluth erzeuget den Thau, den häufig ein Mädchen
Weil sie sein sich erfreut, sorglich im Busen verwahrt.
Ach unglückliche Blüthe, du lösest, je schöner der Tag war,
Ueber Tag und bei Nacht schneller in Seufzer dich auf.
Unter dem schweren Mantel erstickte der glänzende Himmel
Mit viel Brüdern zugleich roh dich, o liebliches Kind!
Und mit den grausamen Thränen des wilden egyptischen Thieres
Weinet er allzuspät um die Gemordeten dann.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 250.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 19. Oktober 1835.

— Als man ihn
Verſchmachtet in der Wüſte liegend fand,
Lag dieſes Gold vor ihm und die Schrift:
„Was half dem Aſaſer Edelſtein und Geld?
Verſchmachtet liegt er hier!“

Herder.
Aus Sadis Blumengarten.

Erbauliches und Beſchauliches aus dem Morgenland.

Mitgetheilt von Friedrich Rückert.

Der Schatz von Jemen.

Es fiel ein Wolkenbruch in Jemens Thal,
Die Ström' ergoſſen ſich in wilden Wogen,
Und wühlten auf ein altes Todtenmal,

Aus welchem ward ein Weib hervorgezogen,
An dem der reichſte Todtenſchmuck ſich fand.
Die Arm' und Knöchel ſchmückten goldne Bogen;

Ein Ring an jedem Finger jeder Hand,
Den Hals umwanden Perlenſchnüre ſieben,
Und ihr zu Häupten eine Truhe ſtand,

Voll Edelſtein' und Schmelzwerk, goldgetrieben.
Doch drüber lag ein pergamenen Blatt,
Auf welchem war in alter Schrift geſchrieben:

Im Namen Gottes, der an dieſe Statt
Mich legte ſammt dem Schatz, von deſſen kalter
Umſtimmerung mein Herz nicht worden ſatt.

Ich, Tochter Safar's, ſchickte den Verwalter,
Mit einem Scheffel Silbers ſchickt ich ihn,
In Hungersnoth, zu kaufen Mehls ein Malter.

Und als dafür ihm keines ward verliehn,
Mußt' ich mit einem Scheffel Golds ihn ſenden;
Und als er wieder leer vor mir erſchien,

Wollt' einen Scheffel Perlen ich verwenden;
Und als auch damit er zurück mir kam,
Zerrieb die Perlen ich mit wunden Händen.

Ich legte mich auf meine Schätz' im Gram,
Die mir nicht dienen konnten zur Erquickung,
Worauf ich ſo mit mir in's Grab ſie nahm.

Wer dieſes hört, beweine meine Schickung!
Und welch ein Weib den Glanz, der hier verdarb,
Gebrauchen will zu ihres Leibs Umſtrickung,

Der ſterb' ihr Sohn des Todes, den ich ſtarb.

Abubeker von Kom.

In das Städtchen Kom, wo die Schiiten
Wohnen, kam einſt der ſunnitiſche Landvogt,
Glaubenseifrig ſprach er zu den Bürgern:
Ich erfuhr, daß ihr aus ſtarkem Haſſe
Gegen die Gefährten des Propheten,

(Ueber dem und über denen Heil sey!)
Keinem eurer Kinder einen Namen
Jener Heiligen beilegt. Wenn ihr Einen
Mir nicht herbringt, dessen Nam' ist Omar,
Oder dessen Zunam' Abubeker,
Werd' ich dies und das euch thun. — Da zogen
Und durchsuchten sie die Stadt, und brachten
Endlich einen schielenden von Augen,
Kahlen Kopfs, von Antlitz ganz unholden,
Mißgewachsenen an allen Gliedern,
Dessen Vater war in Kom ein Fremdling,
Und ihn zubenannt hatt' Abubeker.
Als der Landvogt diesen sah, ergrimmt er,
Schalt und sprach: Ihr habt ihn Abubeker
Nur genannt, weil er ist gar so häßlich;
Eben das ist der Beweis des Hasses
Gegen die Gefährten des Propheten.
Doch es sprach ein Witzling unter ihnen:
O Emir, was dir gefällt, das thu' uns!
Doch der Boden und die Luft von Kom bringt
Einmal keinen bessern Abubeker.
Lachend sprach der Landvogt: Billig nehmen
Wir fürlieb denn mit dem Landerzeugniß.

Dank und Undank.

Zu den Zeiten unsrer Väter
Trat der große Wunderthäter
An den Weg der Menschenkinder,
Wo ein Lahmer und ein Blinder
Saßen, klagend ihre Noth,
Bittend um ein Stücklein Brod.
Dieses gab er ihnen nicht,
Aber Andres gab er wieder,
Lahmem die gesunden Glieder,
Und dem Blinden Augenlicht.
Daß auch nicht die Nahrung fehle,
Gab er Rinder und Kameele
Jenem, diesem aber Schafe:
Weidet sie und meidet Strafe!
Als nun eine Zeit vergangen,
Kam dem Wundermann Verlangen,
Nachzusehn, was Jene machten,
Wie sie seiner Wohlthat dachten.
Sich verwandelnd erst als Lahmer,
Zu dem Lahmgewesnen kam er:
Sieh, beglücktes Menschenkind,
Ein Kameel mir oder Rind,
Daß sich mehre deine Heerde,
Und die Hand nicht lahm dir werde!
Jener drauf voll Grimm und Scham:
Daß die Hand mir nicht ist lahm,
Will ich dir handgreiflich zeigen,
Wenn du gehn nicht wirst und schweigen.
Und er ging vom Herrn der Rinder
Und Kameele, nun als Blinder
Zu dem Blindgewesnen trat er,
Und mit schüchterner Geberde
Um ein Lamm der Heerde bat er.
Jener sprach: Die ganze Heerde,
Nicht ein Lamm allein ist dein;
Könnt' ich minder dankbar seyn,
Der ich arm und blind gewesen,
Und von beidem bin genesen? —
Heil dir! sprach, nicht mehr als Flehnder,
Segnend er: o wahrhaft Sehnder,
Sieh, wie reine Dankbarkeit
Von der Schuld die Welt befreit!
Jenes Weltkind mit den Rindern
Und Kameelen wollt ich strafen;
Du mit deinen frommen Schafen
Hast die Macht, es zu verbindern.
Da hier Dankbarkeit mir lohnt,
Sey der Undank dort verschont.

Das Reformationsjubiläum in Genf.

(Fortsetzung.)

Calvin, der Mann auf dem so ungeheure Arbeiten lagen, war von mittlerer Gestalt, bleich, sehr mager, häufig am Fieber leidend, überdies geplagt von furchtbarem Kopfweh, von der Gicht, vom Stein, von heftiger Kolik, von Brustschmerzen und Blutspucken, und überdies von so großer Magenschwäche, daß ihn die leichtesten Speisen belästigten. Er ging etwas gebückt, aber mit dem Kopf ganz aufrecht; das Gesicht war von fast fieberhafter, von großer Anstrengung zeugender Lebhaftigkeit, doch ließ sich in seinen kränklichen, angespannten Zügen viel Kraft nicht verkennen. Wenn er sich setzte, stützte er sogleich den Kopf auf, als sey er müde und erschöpft, nie aber zeigte sich in seinen Gesichtszügen Erschlaffung. Um seinen Geist freier zu erhalten und weniger an manchen Uebeln zu leiden, nahm er nur einmal des Tags Nahrung zu sich, nämlich des Abends, ja wenn er sein heftiges Kopfweh hatte, blieb er manchmal sechs- und dreißig Stunden ohne Nahrung, was ihn jedoch gar nicht am Arbeiten hinderte. Sehr merkwürdig ist, was er kurz vor seinem Tod zum Conseil, das am 27sten April 1564 an seinem Krankenbett versammelt war, mit mehrfacher Unterbrechung sprach, nach goldenen Warnungen für alle Regierungen die schönen Worte: Enfin, magnifiques seigneurs, après vous avoir conjuré derechef de me pardonner les faiblesses et les

infirmités que vous avez remarquées en moi, lesquelles je n'ai pas honte d'avouer devant les hommes, puisqu'elles sont connues de Dieu, prenez à gré mon petit travail. Je prie ce grand Dieu qu'il soit toujours votre conducteur, et qu'il augmente sur vous ses plus précieuses graces, à votre salut et à celui du pauvre peuple qu'il a confié à vos soins. Wer jezt in Genf lebt, wird wohl nicht zweifeln, daß Gott das Gebet ſeines ſterbenden Dieners erhört hat.

Nach dieſen Andeutungen geben wir zur Feier dieſer großen Zeit in den folgenden Jahrhunderten über. Es zeigt ſich, daß 1635 die politiſchen Umſtände, beſonders Richelieu's alles beherrſchender Einfluß in dem Frankreich ſo nahen Genf, jede öffentliche Feierlichkeit für das Reformationsjubiläum verhinderten. In den Familien wurde es indeſſen fromm begangen. Ein Jahrhundert ſpäter, 1735, wurde es öffentlich und eifrig gefeiert, und zwar von der Regierung, der Geiſtlichkeit und der ganzen Stadtbevölkerung, durch Predigten, Erleuchtungen, und ein großes Mahl, das vom Conſeil der Vénérable Compagnie des Pasteurs und den angekommenen fremden Geiſtlichen gegeben wurde, denn Bern, Zürich und Neufchatel waren zu dieſem Jubiläum eingeladen worden und hatten ihre ausgezeichnetſten Geiſtlichen geſchickt. — So wären wir denn beim Jubiläum 1835 angekommen, deſſen Beſchreibung das bisher Geſagte nur als Prodromus und Verſtändigung dienen ſoll.

Unter der franzöſiſchen Herrſchaft war 1803 der katholiſche Gottesdienſt nach zweihundert und acht- und ſechzigjähriger Unterbrechung wieder in Genf hergeſtellt worden, und ihm wurde die Kirche Saint Germain in der obern Stadt angewieſen, ja es war in der Kaiſerzeit zu Paris nahe daran, daß ihm St. Pierre, die alte, ehrwürdige Hauptkirche eingeräumt wurde. Durch den Traktat des Wiener Kongreſſes von 1815 waren zu dem neuen Schweizerkanton Genf mehrere benachbarte Gemeinden von Frankreich und Savoyen geſchlagen worden, deren katholiſcher Kultus durch den bald darauf folgenden Turiner Traktat geſichert ward. Dadurch war Genf aus einem rein reformirten Kanton ein vermiſchter geworden. Es war daher ſehr paſſend, daß die jetzige Regierung als ſolche keinen Antheil an dem Jubiläum nahm, ſondern es lediglich der evangeliſchen Geiſtlichkeit und den Bekennern der Reformation in Genf überließ. Sie betrachtete es nicht als Staats-, ſondern als Familienfeſt, und dies war es auch im ſchönſten Sinne des Worts.

Die Mäßigung der Regierung hinderte jedoch zwei ſonſt ganz verſchiedene Parteien nicht, dem Feſt entgegen zu arbeiten, um es, wenn nicht zu verhindern, doch weniger glänzend und anziehend zu machen; zuerſt die methodiſtiſchen Geiſtlichen mehrerer waadländiſcher Kirchendiſtrikte, die auf die Genferiſche Einladung zur Theilnahme an dem Feſt ſo unrichtig als herzlos und unnachbarlich erwiderten: ſie könnten daran unmöglich Theil nehmen, weil Genf von den Grundſätzen der Reformation abgegangen ſey. Eine ähnliche Antwort kam aus ähnlichen Gründen von Schottlands Geiſtlichkeit. Handgreiflicher und im Geiſt des Katholizismus des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts benahm ſich der größte Theil der Genfer katholiſchen Geiſtlichkeit, welche im Dorf Anières das Volk zur Zerſtörung eines evangeliſchen Bethauſes aufregte und antrieb, hierauf eine Denkſchrift an den Biſchof von Freiburg, Lauſanne und Genf abfaßte, welche über den Sinn und die Handlungen der Genfer Regierung, ſo wie der Privatperſonen gegen die Katholiken Unwahres vorbrachte, den Biſchof um Abſtellung aller dieſer der katholiſchen Kirche drohenden Gefahr bat, und ſich dabei eine Menge bitterer Bemerkungen über das bevorſtehende Jubiläum erlaubte. Bekanntlich hat der Biſchof von Freiburg den Solliciteuten ſeine Unzufriedenheit über dies Memoire zu erkennen gegeben. Alle ihre Maßregeln halfen auch nur dazu, die Theilnahme der gutdenkenden Katholiken im Kanton Genf — und dies iſt die große Mehrzahl — an dem Reformationsfeſt zu vermehren und zu erhöhen; denn durch Bruderſinn und reichliche Gaben für das Feſt zeigten ſie, daß ſie nicht mit jenen Geiſtlichen in Eine Klaſſe gehörten. Hingegen war es der Genfer Kirche ſehr tröſtend und erfreulich, echt chriſtliche und brüderliche Antworten auf ihre Einladungen zum Reformationsfeſt von den ausgezeichnetſten Kirchen und Geiſtlichen Deutſchlands, Frankreichs, Englands, der Niederlande, Nordamerikas u. ſ. w. zu empfangen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Regſamkeit in der Provinz.

Im September befindet ſich halb Paris außer der Stadt; dieſes Jahr beſonders, in welchem Pairs und Deputirte, Erſtere namentlich, es ſich haben müſſen ſo ſauer werden laſſen, lieſen ſie Alle davon, als die Seſſion kaum beendigt war. Schon am Abend der lezten Sizung waren die Malleposten und Diligencen mit Deputirten angefüllt; Richter, Studenten, Profeſſoren, ſchöne und nicht ſchöne Frauen, Alles reiſte, in der Hoffnung, der September werde ſo ſchön werden, als es der Auguſt geweſen war, worin man ſich aber getäuſcht fand. Auch der Hof begab ſich auf einige Zeit in die Normandie. Bei dieſer allgemeinen Auswanderung iſt es ja auch wohl den Berichterſtattern erlaubt, dem Stadtgewühle zu entfliehen und ſich in der Provinz etwas umzuſehen. Ich ſchlug nordöſtlich von Paris die Landſtraße nach Metz ein, um Freunde in der Umgegend des kleinen, aus dem Feldzuge von 1814 berühmten Städtchens Montmirail zu beſuchen. Dieſe Landſtraße wurde vor Kurzem noch weit mehr befahren, als jezt; denn auch nach Nancy

und Straßburg führte dieselbe; allein neulich ist eine kürzere nach diesen Städten eröffnet worden, und daher ziehen nur noch die von Metz kommenden Fuhrleute und Reisende über Montmirail, oder über Dormant und Chateauthierry. Es herrscht eine überaus große Regsamkeit im Weg- und Brückenbau, und die französische Postverwaltung gibt sich sehr viele Mühe, schnellere Verbindungen zwischen den Städten einzuleiten und das Postwesen zu verbessern, wo denn freilich noch immer viel zu verbessern übrig bleibt. Besonders abgeschmackt dünkt mich die Verordnung, nach welcher die auf einer Poststraße, z. B. der nach Metz, abgegebenen und für letztere Stadt oder für noch entferntere Städte bestimmten Briefe erst zurück nach Paris müssen, und von da nach Metz oder Frankfurt expedirt werden, so daß die Briefe, je näher man dem Ziele wohnt, desto weiter reisen und desto länger unterwegs bleiben. Wahrscheinlich ist diese unvernünftige Vorkehrung nur deßwegen getroffen, damit die Post, wenn sie einmal von Paris nach einer großen Stadt auf dem Wege ist, nicht durch die vielfältigen kleinen Versendungen von Ort zu Ort aufgehalten werde; denn diese Lokalkorrespondenzen werden nur als Kleinigkeit und Nebensache betrachtet; die Hauptsache ist die Korrespondenz zwischen Paris und der Grenze, folglich dem Auslande, oder einer der Grenze nahe liegenden großen Stadt. Indessen könnte doch auch die Korrespondenz von den Zwischenstädten besorgt werden, ohne daß die Briefe nöthig hätten, erst nach Paris zu wandern; wenigstens könnte man in den größern Städten auf einer Poststraße die Briefe aus den kleinen Orten empfangen und von dort aus versenden, wodurch sie wenigstens der unnützen Reise nach Paris überhoben würden. Das Anlegen einer Poststraße oder das Berichtigen und Verändern einer bereits vorhandenen erregt viel Eifersucht und Streit unter den kleinern Städten Frankreichs. In den Departementsversammlungen kommen daher auch die Ansprüche und Anmaßungen dieser Städte häufig zur Sprache. Freilich können nur die Poststraßen Leben und Bewegung in die Departementsstädte bringen, wofern nicht schiffbare Flüsse oder Kanäle diese Straßen ersetzen. Diejenigen Departements Frankreichs, welche weder Poststraßen, noch Flüsse und Kanäle haben, stehen daher auch in Hinsicht der Kultur und der Wohlhabenheit weit hinter den andern zurück. Uebrigens geht es hier wie anderswo: jede Stadt denkt und handelt für sich; wenn eine keine Poststraße haben kann, so möchte sie gerne eine Garnison, oder ein Bisthum, oder ein Gericht, oder ein königliches Schulkollegium haben; ob aber der Truppen, der Bisthümer, der Gerichtsbeamten und der Schulbehörden so viele seyen, darum bekümmert sich die Stadt wenig. So viel wird aber doch durch den regen Eifer bewirkt, daß man sich allgemein von der Nothwendigkeit guter Landstraßen und Wege überzeugt, und daher auf die Verbesserung oder Anlegung derselben sein Augenmerk richtet. Die Ingenieurs werden höchst wichtige Leute, und die Departementsgelder werden vorzüglich für Brücken- und Wegbau ausgegeben; freilich die beste Art, um die Staatskapitalien anzulegen, denn sie werfen den Departements reichlichen Gewinn ab. Ein anderer Punkt, welcher in der Provinz die Behörden vorzüglich beschäftigt, betrifft die Findelkinder. Man hat allgemein die Bemerkung gemacht, daß, seitdem man so human ist und der Verzweiflung der Mütter durch die Versorgung der unehelichen Kinder zuvorzukommen sucht, die Zahl der Findelkinder so bedeutend zunimmt, daß die Departementsbehörden vor den dadurch veranlaßten Auslagen erschrecken, und Alle darauf ausgehen, diese Ausgaben zu vermindern.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Wohlfeilheit in London.

Das Zweite, was ich meinem wettlustigen Freunde für seine hundert Pfund nachzuweisen habe, ist das in Vergleich mit Dresden wohlfeilere Begräbniß in London. Wo es sich bloß um den Kostenaufwand handelt, da kann darauf nichts ankommen, ob die Dresdener oder die Londoner Ceremonien die feierlicheren sind, worin diese und worin jene bestehen, und ob es hübscher aussieht, den Wagen, der den Sarg trägt, nach dortiger Sitte mit schwarzsammtner, in Gold gestickter Decke zu überhängen, oder nach hiesigem Gebrauche mit schwarzen Federbüschen zu zieren. Man braucht auch in der That, um das Resultat herauszufinden, ob die letzte Mühe, die der Mensch den Menschen macht, hier oder dort theurer bezahlt wird, nicht einmal die gegenseitigen Summen zu wissen und neben einander zu stellen. Das richtige Facit muß schon aus der Richtigkeit der zwei Sätze folgen, daß die Dresdener selten über die Kräfte ihres Einkommens leben, aber oft über die Kräfte ihres Nachlasses begraben werden, dagegen der Londoner Mittelstand es verzeihlich findet, über den Betrag seines Einkommens zu leben, es aber eine unverzeihliche Thorheit nennt, den Geschiedenen über den Betrag seines Nachlasses zu bestatten. Man wird vielleicht einwenden, daß diese Ansicht keineswegs zu meiner frühern Behauptung von dem unbedingten Werthe stimme, welcher in London der äußern Erscheinung beigelegt werde, und daß das Zahlenverhältniß solcher Familienmitglieder, von deren Nachlaß überhaupt keine Rede seyn könne, gegen das sogenannter Familienhäupter bedeutend groß sey. Ich gebe Beides zu, erkenne mich aber nicht verpflichtet, die Anomalie zu erklären, und räume zugleich ein, daß, selbst wenn ich es wollte, ich es doch nur versuchen könnte. Sollte etwa ein Grund darin liegen, daß die Engländer im Allgemeinen der Stätte, wo die Heimgegangenen ruhen und ihre Lieben den letzten Schlummer schlafen, weniger Aufmerksamkeit, weniger Sorgfalt widmen, als die, im Ganzen genommen, sentimentaleren Deutschen? Ein Gang über einen englischen und ein Gang über einen deutschen Kirchhof muß diese Thatsache beweisen. In England wie selten, in Deutschland wie häufig die sprechenden Zeichen einer das Grab überdauernden Anhänglichkeit! Wer je ein theures Leben dem Grabe übergeben hat, wird auf einem deutschen Kirchhofe fast stets Gefährten seines Schmerzes finden, wird fast stets dort solche sehen, die mit ihren Thränen die Blumen benetzen, welche sie vielleicht Tags zuvor mit zitternder Hand gepflanzt, oder frische Kränze an die Stelle der verwelkten hängen, gleich als solle überall ein freundliches Bild das Grausen der Verwesung bedecken. Auf Englands Kirchhöfen gehört eine solche Erscheinung zu den Ausnahmen; wohl aber erblickt man da Reihen von Gräbern, die kein Stein, kein Kreuz, keine Blume, nicht einmal ein Rasenhügel schmückt. Ich weiß nicht, wer es gesagt hat, daß die Deutschen mehr äußerlich, die Engländer mehr innerlich empfinden; ich weiß auch nicht, ob es wahr ist; mein Gefühl zieht mich zur deutschen Grabessitte hin, aber die Merkmale letzter Ehrenbezeugung, welche die Hinterlassenen zu Bettlern machen, diese können dem Todten nicht willkommen seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 107.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 251.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 20. Oktober 1835.

Der Mohr kämpft allbereits mit meinem Gift!
Shakespeare.

Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland.

Mitgetheilt von Friedrich Rückert.

Das Fieber.

Ein Araber im Sonnenbrand
Vom Fieber ward befallen,
Doch er that tapfern Widerstand
In seiner Feindin Krallen.

Er stieg hinab in's dumpfste Thal,
Recht in des Mittags Gluthen,
Zog nackt sich aus im Sonnenstrahl,
Und strich den Leib mit Ruthen.

Dann reibt er ganz mit Oel sich ein,
Wälzt sich im heißen Sande
Und spricht: Nun, Fieber, merkst du fein,
Zu wem du kamst im Lande?

Warum nicht bliebst du dort zu Gast
Bei Reichen und Emiren?
Mit dem du's aufgenommen hast,
Bei dem wirst du verlieren.

Und sich zu tummeln ruht er nicht,
Bis daß der Schweiß entspundet
Mit Kraft aus allen Poren bricht,
Und er steht auf gesundet.

Dann sagt man ihm am nächsten Tag:
Weißt du was Neues, Lieber?
Das Neuste: der Emir erlag
So eben hart am Fieber.

Er hört die Mähr' halb abgewandt,
Als ob er schon sie wüßte;
Er spricht: Ich hab's ihm zugesandt!
Und flieht in seine Wüste.

Der Einsiedler und der Hund.

Auf dem Berge wohnte der Einsiedler,
Dem an jedem Tag ein Brod — er wußte
Nicht von wannen — zukam, und er stillte
Seinen Hunger mit dem Brod zufrieden.
Eines Tages kam kein Brod, er brachte
Hungrig seine Nacht zu, und am Morgen
Wuchs sein Hunger. Von dem Berge stieg er,
Und es lag ein Dorf am Fuß des Berges;

Heiſcht' er da ein Brod am erſten Hauſe,
Und der Herr des Hauſes gab ihm dreie.
Freudig nahm er ſie und ging dem Berg zu;
Doch der Hund des Hauſes kommt mit Bellen
Nachgerannt, bereit, ihn anzugreifen;
Und der fromme Mann in der Beſtürzung
Wirft, ihn zu beſchwichtigen, ein Brod hin.
Das verſchlingt der Hund, und bellend wieder
Kommt er nach; er wirft ihm hin das zweite.
Dieſes auch verſchlungen, iſt der Beller
Wieder da und droht ihn anzufallen.
Hin wirft er das dritte Brod und eilet
Seinem Berge zu; doch kaum auf halber
Höh' iſt er, da hört er den Verfolger
Wieder ſchnauben hinter ihm. Nun wendet
Sich der fromme Mann und ſpricht zum Hunde:
Schamvergeſſner! nur drei Brod' empfing ich;
Alle gab ich dir, was willſt du weiter?
Aber Gott that auf den Mund des Hundes,
Und er ſprach: Wer iſt der Schamvergeſſne?
Nicht du ſelber? Sieh, an meines Herren
Thore wach' ich Jahre lang, und oftmals
Leid' ich Hunger zwei Tag' oder dreie,
Und mir kommt nicht in den Sinn, den Poſten,
Den mir anvertrauten, zu verlaſſen,
Um an fremden Thüren Brod zu betteln.
Doch dir bleibt die Nahrung einen Tag aus,
Ungeduldig läſſeſt du die Schwelle
Deines Herrn, des Berges Andachtswarte,
Kämpfſt um's Futter mit des Thales Hunden.

Die Engel in der Moſchee.

Am Freitag ſtehen Engel
An des Bethauſes Thor,
Und ſchreiben auf die Namen
Von Allen, die da kamen
Einander nach oder vor.

Sie ſchreiben den am erſten
Gekommnen am erſten Ort,
Und am zweiten den zweiten,
Und all ſo weiter ſchreiten
Sie bis zum lezten fort.

Wenn zum Gebet der Iman
Nun hervortritt, im Nu
Wirbeln ſie ihre Rolle
Zuſammen, die namenvolle,
Und hören mit Andacht zu.

Zur Ehre des Knechtes.

Mohammed ſprach:
Ein Knecht zu ſeyn iſt keine Schmach;
Des treuen Knechtes harret Lohn.
Und bei des höchſten Herren Thron!
Wär' es nicht, um den heiligen Streit
Zu führen und Gerechtigkeit
Zu ſpenden meinem Volksgeſchlecht,
Ich wär' am liebſten ſelbſt ein Knecht.

Das Reformationsjubiläum in Genf.

(Fortſezung.)

Den 21ſten Auguſt kam ein mächtiger Kaiſer mit ſeinen Vornehmen und Großen in einer kleinen ſlaviſchen Stadt an, wo aus allen Theilen Europas Könige, Königsſöhne, Großherzoge, Erzherzoge, Herzoge, Fürſten und Große huldigend zuſammenſtrömten zu einem Kriegsfeſt, das an Pracht und Aufwand, an Geräuſch, an Staub und Kanonendonner wahrſcheinlich ſeines Gleichen noch nicht in Europa gehabt hat. An demſelben Tage, und vielleicht in derſelben Stunde trafen in Genf, am weſtlich entgegengeſezten Punkte Mitteleuropas, nicht weniger ausgezeichnete Fremde ein, die feierlich empfangen und eingeführt wurden; keine Könige und Fürſten, ſondern Geiſtliche, treue Bekenner und Lehrer des Chriſtenthums, wie es durch die Reformation umgeſtaltet, freier und würdiger geworden iſt, Geiſtliche aus der übrigen Schweiz, Deutſchland, Frankreich, England, Schottland, Irland, Holland, Dänemark, Schweden, Rußland, ja ſelbſt aus Nordamerika. Alle kamen, um dem alten Genf, einer der ehrwürdigen Mutterſtätten der Reformation, Glück zu wünſchen zu ihrem dritten Kirchenjubiläum. Manche kamen in Auftrag ihrer Regierungen, Städte und Kirchen, Manche für ſich ſelbſt. Viele kamen mit dem Dampfſchiff Leman, Andere anders, und ſie wurden am Hafen von einer zahlreichen Deputation unſerer Geiſtlichkeit freundlich empfangen. Dieſer ſchöne Moment, dem Tauſende gepuzter Menſchen auf den breiten Kai's mitfeiernd beiwohnten, war vom heiterſten Sommerwetter begünſtigt, das unſere an der Hafenſeite jezt ſo anmuthige Stadt in ihrem ganzen großartigen Reiz darſtellte. Die Gäſte wurden in die dazu bereiteten Säle des botaniſchen Gartens geführt, und hier begann eine neue, rührende Scene. Es traf ſich, daß hier reiſe, und ſelbſt alternde Männer wieder zuſammen

kamen, die vor dreißig Jahren auf einer Universität nahe Bekannte oder Freunde gewesen waren, sich aber dann nach und nach aus dem Gesicht verloren hatten, wie das häufig im Leben so geht. Hier erkannten sie sich wieder, und in wenigen Augenblicken that sich vor ihren Gemüthern das ganze Zauber- und Feenland des Jugend- und Universitätslebens mit allen seinen bunten Memorabilien wieder auf. Welch herzliche Begrüßungen, welch schöne Anklänge! Ward ein Geistlicher von bekanntem oder berühmtem Namen eingeführt, so bildeten sich gleich Gruppen um ihn, die den Mann sehen, kennen lernen und mit ihm sprechen wollten, von dem sie schon oft hatten reden hören. Die protestantischen Kirchen vom baltischen bis zum mittelländischen Meer, von St. Petersburg bis Toulon, von Dublin bis Dresden, von Paris bis Berlin sahen hier ihre Repräsentanten, und dies Genfer Jubiläum hat die Bande zwischen den Kirchen und Geistlichen Deutschlands, Frankreichs und der Schweiz wieder fest gezogen, was unausbleiblich von großem Nutzen für diese drei Nachbarvölker seyn, und gar manches Ungleiche zwischen ihnen ausgeglichen wird. Aus dem Konservatorium des botanischen Gartens wurden die fremden Geistlichen in die Häuser geführt, wo ihnen auf ganz freies und selbst dringendes Anerbieten der Besitzer Wohnungen und die gastlichste Aufnahme bereitet war. Es war wieder die gute, alte Zeit, wo das Herz und der freundliche Menschensinn die einzigen Herbergen öffneten.

Sonnabends, den 22sten August, früh um acht Uhr war in der Kirche des Auditoriums die erste feierliche Versammlung, welcher der Pastor und Professor Duby als zeitiger Modérateur der Compagnie des Pasteurs vorstand. In der Geschichte des Protestantismus sind gewiß wenige ähnliche Momente zu finden, und seine ganze Weihe wird wohl keiner von denen vergessen, die hier gegenwärtig waren. Der Sekretär rief eine fremde Deputation nach der andern auf, und ihre Präsidenten drückten hierauf die Gefühle und Gesinnungen aus, die ihnen von ihren Kommittenten für Genf aufgetragen worden waren. Wir hörten nur Glückwünsche, Ausdrücke der Theilnahme, Freundschaft, Eintracht, des Mitgefühls, des christlichen Brudersinns. Besondere Auszeichnung neben so manchem schönen und trefflichen Wort verdienen hier die Glückwünsche des Königs von Preußen, ausgesprochen in einem Schreiben des Ministers von Altenstein, denn es ist unmöglich, menschlicher und echt christlicher zu sprechen. Die Genfer Kirche wird dieses königliche Schreiben unter den Urkunden bewahren, die ihr am theuersten sind, und auf deren Besitz sie stolz seyn zu müssen glaubt.

Viele protestantische Kirchen, die durch ihre zu große Entfernung oder andere Umstände an der Sendung eigener Deputationen gehindert waren, hatten sich doch in Sendschreiben an die Genfer Kirche auf das Herzlichste und Würdigste ausgesprochen. In allen diesen ehrenden Aeußerungen fand die in der neuern Zeit so vielfach mißverstandene, angegriffene, ja durch ein Schisma bezeichnete Genfer Kirche die erhabenste Genugthuung, und die Bestärkung ihres Vorsatzes, fortan auf dem einmal als richtig erkannten und betretenen Weg getreulich fortzufahren, und damit den echten Sinn des Protestantismus zu bethätigen, welcher ist Freiheit und Unabhängigkeit des evangelischen Sinnes von bloßer Menschen- und Kirchensatzung. In diesem wichtigen geistlichen Vereine, in diesem protestantischen Synedrium und Koncilium fanden die verschiedensten theologischen Meinungen ihre Repräsentanten, und diese redeten unabhängig, wie es Protestanten geziemt. Alle aber stellten sich fest um die Bibel, als den einen gemeinschaftlichen Hord und Fels, und sprachen nur Worte des Friedens, der Duldung, der Einheit und der Bruderliebe. Schon bei dieser ersten Vereinigung trennte man sich schwer und ungern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Beschluß.)

Wohlfeilheit in London.

Hiemit könnte ich die versprochene Beweisführung schließen, und jeder unparteiische Gerichtshof würde mir den Gewinn der Wette zuerkennen; ich bin indessen meinem Freunde noch eine Zugabe, einen Appendix schuldig, und der Gegenstand desselben ist, was ich den Höhepunkt des menschlichen Lebens nannte, die Verheirathung. Die Kosten desjenigen Theils dieses Aktes, den ich bestimmter mit dem Worte Trauung bezeichne, damit den kirchlichen Consens meinend, sind in London ausnehmend gering gegen Dresden. In Sachsen, welche Mühe, welche Schreiberei, welche Beutelschneiderei, bevor man an den Altar gelassen wird! Man klagt in Dresden über die zunehmende Heirathscheu; ich wundere mich, daß es dort ein einziges, in Sachsen getrautes Ehepaar gibt. Will der Zufall, daß beide Theile verschiedenen Konfessionen angehören, so muß Bericht erstattet und höhere Genehmigung eingeholt werden; fügt es sich, daß ein oder der andere Theil etwa fünf Meilen von Dresden, folglich außerhalb Sachsen, wohnt oder geboren ist, so fordert der trauende Priester, ehe er den Akt vollzieht, Tauf-, Ledigkeits-, Heimaths- und der Himmel weiß, was Alles für Scheine. Ist man etwa mit der Trauung pressirt, oder will aus irgend einem Grunde das sogenannte von der Kanzel Werfen vermeiden, so steht nur einer höhern Behörde die Befugniß zu, vom Aufgebote zu dispensiren, es wäre denn daß man ein Von vor seinem Namen hätte; doch dann

zählt man sich auch in Dresden nicht zum Mittelstande. Alle diese Dinge kosten viel, sehr viel Geld, und wer den Zeitverlust in Anschlag bringt, der muß eine enorme Summe vorräthig haben. Wandeln die Verlobten auf glatter Bahn, d. h., haben sie gar keine Steine des Anstoßes aus dem zur Kirche führenden Wege zu räumen, und lassen sie sich in gebührender Form dreimal von der Kanzel verlesen, so ist es möglich, daß die Entrichtung von zehn Thalern ihnen die Kirchpforte öffnet. Haben sie aber Scheine herbeizuschaffen, Berichte einzufordern und Dispensationen zu bezahlen, so können sie bis zu fünfzig Thalern und darüber besteuert werden. — Nun in London. Von Tauf-, Ledigkeits-, Heimaths- und allen dergleichen Scheinen ist hier schon gar keine Rede. An einen vorläufigen Gang zum Geistlichen wird eben so wenig gedacht, als dieser an eine ermahnende und verwarnende Altaroration denkt. Der Zeitgewinn springt also in die Augen. Und der Geldbetrag? Wer sich aufbieten läßt, gelangt ziemlich ohne allen Aufwand zur Kirche, und wer, was der Mittelstand meist thut, seinen Namen und seine Absicht nicht an der Kirchthüre angeschlagen haben will, geht zu einem bei den Doctors commons — ungefähr ein Institut wie das Dresdener Konsistorium — practicirenden Anwalt, Proctor genannt, erklärt diesem sein Vorhaben, besiegelt dann mit einem Kusse auf das Evangelium die Versicherung, daß zwischen ihm und der Wahl seines Herzens, von welcher er bloß Namen und Alter anzugeben braucht, keines Wissens ein Ehehinderniß nicht stattfinde, verbürgt dies mit seiner Unterschrift und empfängt dagegen ein pergamentenes Dokument, Kraft dessen binnen drei Monaten nach seiner Ausstellung der Geistliche des Kirchspiels zu der diesfalls üblichen Zeit den Akt der Trauung vollziehen muß; Alles dies mit einem Aufwande von ungefähr dreißig Minuten und vierzehn Thalern. Ist das nicht billig? Käme es mir darauf an, meinem Freunde über die Zugabe hinaus zu zeigen, wie sehr er im Irrthum war, so könnte ich ihm viertens sagen, was in Dresden ein Kind zu taufen kostet, und er würde mir zugestehen, daß das um mehrere Male die Summe von drei Schillingen oder einem Thaler übersteigt, welche der Londoner Mittelstand dem taufenden Geistlichen und dem fungirenden Küster zu bezahlen pflegt. Doch ich will nicht zu genereds seyn. W. S.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Findelhäuser. Rothschild als Gutsherr.

In England geht man den Vätern auf die Spur und zwingt diese, sie mögen wollen oder nicht, für die Kinder zu sorgen, deren Väter sie wirklich oder vorgeblich sind. In Frankreich aber würde dieser Vaterschaftszwang lächerlich scheinen; lieber sorgt man mittelst Steuern für den Unterhalt der unehelichen Kinder. Freilich ist dies keine Kleinigkeit; denn aus den vom Handelsministerium neulich veröffentlichten statistischen Tabellen (einer vortrefflichen Sammlung, die hoffentlich noch einige Bände ähnlicher Dokumente zur Fortsetzung haben wird) ergibt sich, daß in dem letzten Dezennium jährlich 114 bis 127,000 Kinder in Frankreich ausgesetzt worden sind, deren Unterhalt neun bis zehn Millionen Franken gekostet hat. Nun sinnt man überall darauf, wie man diese Last vermindern könne. Einige Präfekten haben endlich ein Mittel gefunden, wenigstens meinen sie es. Sie haben nämlich bemerkt, daß manche verheiratheten und unverheiratheten Weiber ihre Säuglinge aussetzen, und es dann so einrichten, daß ihnen dieselben gegen einen bestimmten Lohn zum Säugen überlassen werden, so daß sie ihre Kinder auf Staatskosten ernähren. Diesem Unfuge, der freilich nicht so strafbar ist, als das Aussetzen, soll dadurch abgeholfen werden, daß die verschiedenen Arrondissements eines Departements die Findelkinder ihrer Hospizien gegen einander austauschen, wodurch sie also den Müttern aus dem Gesichte kommen, und dieses soll, wie man hofft, zur Folge haben, daß die Mütter nicht so leichtsinnig ihre Kinder aussetzen, oder gar die Zahl ihrer unehelichen Kinder vermehren, um dadurch als Ammen mehr zu gewinnen. Im Aisnedepartement hat die Generalversammlung sogar vorgeschlagen, ein neben der Grenze befindliches Findelhaus in's Innere zu verlegen, weil die armen Savoyarden ihre Kinder dorthin brachten, so daß nicht allein die unehelichen Kinder Frankreichs, sondern auch noch die der Unterthanen Sr. piemontesischen Majestät dem Departement zur Last fielen. — In der Umgegend von Meaux sprach man viel von einer Jagdbelustigung, welche die Rothschildsche Familie auf ihrem Gute zu Ferrières neulich dem Kronprinzen, oder wie er hier heißt, dem Prince royal gegeben hatte. Seitdem Rothschild das Landgut bei Ferrières besitzt, hat sich der wohlthätige Einfluß seiner wohlberechneten Prachtliebe auf die ganze Umgegend bemerklich gemacht. Um zu dem ziemlich bedeutenden Dorfe Ferrières gemächlich gelangen zu können, hat der Gutsherr auf seine Kosten die Wege verbessern müssen, und diese kommen nun auch den umliegenden Dörfern zu gute. Der Pachthof zu Ferrières ist eine wahre Musterwirthschaft geworden, wo die Bauern in der Nähe Manches lernen können, wäre es auch nur Reinlichkeit und Ordnung; in dem Kuhstalle zu Ferrières sieht es reinlicher aus, als in den meisten Bauerhütten. Seit der Julirevolution beschäftigt er fast beständig über hundert Arbeiter, und auch dadurch genießt die Umgegend viel Gutes. Das Schloß gehört eben nicht zu den größten, ist aber auf's Kostbarste eingerichtet. Dem Modegeschmacke an Raritäten oder sogenannten Kuriositäten ist hier auf's Mannichfaltigste gehuldigt; ein langer Saal ist mit solchen Sachen, zum Theil aus dem Mittelalter, ganz angefüllt, und auch die Bibliothek enthält derselben eine Menge. Manche haben berühmten Personen angehört, oder stammen aus ehemaligen königlichen und fürstlichen Sammlungen. Aus dem Vestibul des Schlosses ist ein Arsenal gemacht worden, an dessen Eingang vier gebarnischte Ritter stehen. Andere Säle zeichnen sich durch Meubeln von massivem, kostbarem Holze, oder durch elegant drapirte Wandverzierungen aus. In jenem Kuriositätensaale befinden sich Tapeten von bemaltem und vergoldetem venedischem Leder. Reizend und mannichfaltig ist der an's Schloß stoßende Park. Die Ländereien weit umher gehören dem Gutsherrn, und in den an wohlhabenden Gutsbesitzern so reichen Frankreich kann Rothschild unter die bedeutenden gerechnet werden. Zu dem Gute gehören sehr beträchtliche Gehölze; in diesen fand die große Jagd statt; man sprach von einem Pavillon, den Madame Rothschild in der Nacht hatte errichten lassen, und in welchem die Jagdgesellschaft am andern Morgen ihr Frühstück zubereitet fand, ohne daß der Gutsherr auch nur etwas davon geahnt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 252.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 21. Oktober 1835.

Histories are more full of examples of the fidelity of dogs than of friends.

Pope.

Anekdoten aus der Naturgeschichte der Thiere.

Schon mehrmals haben wir aus der Gleanings in natural history von Jesse, Parkaufseher des Königs von England, interessante Züge aus dem Leben der Thiere mitgetheilt. Die vor Kurzem erschienene lezte Sammlung liegt vor uns, wir benützen sie in der frühern Weise und beginnen mit den merkwürdigsten neuen, nach der Versicherung des Verfassers vollkommen beglaubigten Geschichten von demjenigen Thiere, dessen Fähigkeiten Jesses Bemühungen, allen Thieren etwas Höheres als den sogenannten Instinkt zuzuschreiben, allerdings am besten unterstützen, von dem Thier, dessen Racen ganz so unerklärlich sind wie die der Menschheit, dessen Naturgschichte überhaupt mit der des Menschen merkwürdige Aehnlichkeit hat, wenn man auch Goethes Epigramm, in welchem er beide einander assimilirt, für Verläumdung erklärt.

* * *

Einer meiner Bekannten schoß einmal einen Hasen an, und dieser schlüpfte durch ein Loch am Fuß einer Mauer. Ein alter Spürhund, den man ihm nachschickte, sezte hinüber, fing den Hasen und kam mit ihm zur Mauer zurück. Zu wiederholten Malen versuchte er, mit seiner Last die Mauer zu überspringen, aber vergeblich; da schob er den Hasen, so weit er konnte, durch das Loch, sprang hinüber, zog ihn hervor und brachte ihn seinem Herrn. — Ein Gegenstück hiezu ist folgendes. Zwei Jäger hatten auf der Entenjagd einen klugen Neufundländer bei sich. Beim Röhricht am Ufer eines Flusses legten sie ihre Hüte ab und schlichen dem Wasser zu. Bald darauf hießen sie den Hund ihre Hüte holen, wovon einer größer war, als der andere. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, beide mit dem Maul zu fassen, sezte der Hund den kleinern Hut in den größern, drückte ihn mit dem Fuß nieder und brachte so beide.

Die brittische Fregatte Leander, welche im lezten Krieg bei Halifax in Neuschottland stationirt war, hatte einen alten Neufundländer an Bord. Er war schon seit vielen Jahren auf dem Schiff, und man erzählte sich viele Geschichten von seiner ausnehmenden Klugheit; namentlich behaupteten die Matrosen sammt und sonders, der Hund verstehe, was man spreche, und nach dem folgenden Vorfall sollte man dies allerdings glauben. Er stand in großer Gunst bei der Mannschaft und war von jeher sehr gut behandelt worden; aber eines Tags, da er eben auf dem Verdeck lag, sagte der Kapitän: „Es kommt mich sauer an, aber ich muß Neptun erschießen lassen, denn er wird zu alt und schwach.“ Verstand der Hund diese Worte, oder erschreckte ihn nur der Ton, in dem sie gesprochen wurden? ich weiß es nicht, aber

gleich darauf ſprang er über Bord und ſchwamm an ein Schiff, das neben dem Leander lag. Er wurde aufgenommen und blieb hier bis an ſeinen Tod. Durch nichts war er zu vermögen, wieder auf den Leander zurückzukehren; war er am Lande, und Jemand von der Mannſchaft ſeines alten Schiffs kam ihm nahe, ſo machte er ſich eilends davon.

Sehr merkwürdig iſt es, in welch großer Entfernung Hunde am Bord eines Schiffs Land wittern. Lange bevor ein Menſch eine Spur von Land entdeckt, geben die Hunde auf die unzweideutigſte Weiſe zu erkennen, daß ſie ein Vorgefühl davon haben. — Es iſt allgemein bekannt, daß die Hunde, wenigſtens manche Racen, ſich, bevor ſie ſich niederlegen, mehrere Male im Kreis herumdrehen. Nun weiß man, daß viele wilde Thiere zu ihrem Lager vorzugsweiſe langes Gras aufſuchen, das ſie niederdrücken und dadurch bequemer machen, daß ſie ſich zu verſchiedenen Malen darin umdrehen. Die Gewohnheit unſeres Haushundes ſcheint ſomit wirklich ein Ueberbleibſel aus ſeinem wilden Zuſtande zu ſeyn, und es iſt dies ſehr merkwürdig, als ein Beweis, wie feſt der natürliche Inſtinkt des wilden Thiers noch nach tauſendjähriger Zähmung haftet.

Unter mehreren neuen Beiſpielen, auf welch große Entfernungen und faſt unbegreifliche Weiſe Hunde den Weg nach Hauſe finden, geben wir diesmal nur dieſes. Ein Engländer reiſte von Northumberland nach Amerika; er hatte einen Hühnerhund bei ſich, verlor ihn aber bald nach ſeiner Landung auf der Jagd in der Umgegend von Baltimore. Einige Zeit darauf wurde der Bruder des Reiſenden in Northumberland durch einen lärmenden Hund im Schlaf geſtört; man ließ ihn ein und erkannte ihn alsbald als denjenigen, der die Reiſe nach Amerika mitgemacht hatte. Nach Jahresfriſt kam der Eigenthümer zurück und ward von dem Hunde jubelnd begrüßt. Man brachte nicht heraus, auf welchem Schiff der Hund die Ueberfahrt gemacht, und wo er in England an's Land gekommen war.

Der folgende Fall beweiſt, daß der Hund gleichſam auch ein Zeitmaß haben muß. — Eine Londoner Familie war ſeit Jahren gewohnt, die Chriſttage bei Freunden in Guildford zuzubringen; regelmäßig kamen ſie den Tag vor Weihnachten zur Eſſenszeit an und hatten einen großen Wachtelhund bei ſich, der bei beiden Familien in großen Gunſten ſtand. Nach etwa ſieben Jahren entſtand ein Mißverſtändniß zwiſchen den befreundeten Häuſern, und die Einladung zu Weihnachten unterblieb. Am Tage vor Weihnachten, etwa eine Stunde vor dem Eſſen ſtand der Guilforder Mann am Fenſter und rief ſeiner Frau zu: „Sieh, die Londoner haben ſich eines Beſſern beſonnen; ſie kommen, obgleich wir ſie nicht eingeladen; dort iſt ſchon Cäſar.“ Wie immer, kam der Hund in's Zimmer herauf, die Frau vom Hauſe rüſtete die Betten, man wartete eine Stunde mit dem Eſſen, aber es erſchienen keine Gäſte. Cäſar blieb genau ſo viele Tage, als er gewohnt war, und trat ſodann den Heimweg an. Der Briefwechſel, zu welchem dieſer Vorfall Anlaß gab, führte die Ausſöhnung der Familien herbei, und Cäſar ſtattete, ſo lange er lebte, in Geſellſchaft ſeiner Herrſchaft den jährlichen Beſuch ab.

Ein Pächter, deſſen Haus auf mehrere Meilen in der Runde ganz einſam lag, kam oft mehrere Tage nicht nach Hauſe, ſo daß die Seinigen Nachts nie auf ihn warteten. Eines Tags wurden ſie durch ein furchtbares Gebelle des Haushunds, der immer in der Küche lag, aufgeſchreckt. Man wollte ihn beſänftigen; da er aber, immer kläglicher heulend, an der Thüre kratzte, ließ man ihn hinaus. Nach einer Stunde kam der Herr des Hauſes mit dem Hund, und erzählte, er ſey in der Trunkenheit vom Pferd bis an den Hals in einen Graben gefallen. Unvermögend, ſich heraus zu arbeiten, habe er ſich am Rande gehalten, bis ihm vor Kälte — es war im Januar — die Sinne vergangen. Er erinnerte ſich, daß er laut um Hülfe gerufen; der Hund hatte ihn beim Kragen gepackt und aus dem Graben gezogen. Es war dies etwa eine Meile vom Hauſe, und der Hund, der am Boden lag, mußte in der Stille der Nacht den Hülferuf ſeines Herrn gehört haben.

Das Reformationsjubiläum in Genf.

(Fortſetzung.)

Als um Mittag die alte biſchöfliche Clemence mit ihren kleinern Glockenſchweſtern den ſchönen Ruf in die Kirche ertönen ließ, zog die Stadt ganz freiwillig und ohne alle Mitwirkung der Regierung, ohne allen Befehl und Aufforderung ihr Feſtkleid an. Ueberall ſchloſſen ſich die Laden und Magazine, denn ihre Beſitzer ſtrömten mit tauſend Andern nach den Kirchen, wo alle Genfer Kinder vom ſiebenten bis zum fünfzehnten Jahr, ohne Anſehen des Standes der Eltern, vereinigt waren, um aus den Händen ihrer Pfarrer die kleine Reformationsmedaille * und ein Exemplar der trefflichen kleinen

* Zwei Medaillen ſind für dieſes Feſt geſchlagen worden, beide in Paris, wo der Genfer A. Bovy, unſtreitig jetzt Europas ausgezeichnetſter Medailleur, von der franzöſiſchen Regierung ſchon den großen Preis dafür erhalten hat. Die große Medaille, beſtimmt für die fremden geiſtlichen Deputirten und die andern Mitglieder der allgemeinen Verſammlung, ſtellt auf der einen Seite dar: einen Altar und darauf die offene Bibel, rechts der Glaube, links die Vernunft, ſich

Schrift des Pfarrers und Professors Cellerier über die Reformationsgeſchichte in Genf zum Andenken an dies Feſt zu empfangen. Es waren in den vier Kirchen über viertauſend Kinder, alle feſtlich angethan und mit einer kleinen Bandſchleife in den Farben der Republik (roth und geld) bezeichnet. Unſere Kinder, die ſonſt immer ſo beweglich, zerſtreut, ſchwer in Ordnung und bei Aufmerkſamkeit zu erhalten ſind, fühlten, daß es heute ein ganz anderer Kirchentag ſey, wie ſonſt, daß er ſchwerlich für ſie wiederkehren dürfte. Sie waren daher auf der Straße und in den Kirchen ſehr geſammelt, wiewohl ihnen der Aktus der Vertheilung und Anrede hätte lang ſcheinen können. Sehr paſſend war das Orgelſpiel und die zu dieſem Zweck gedichteten und komponirten Hymnen, welche die Kinder einſtudirt hatten und denen Chöre Erwachſener antworteten. Hierauf zogen die Kinder mit freudigen Blicken auf ihre Geſchenke ab, und ihre Stelle nahmen die Eltern, Verwandten und Erwachſenen ein, welche mit ihren Geiſtlichen Dem danken wollten, der immer der Fels und die Feſtung der Republik geweſen iſt.

Um vier Uhr verſammelten ſich die Kinder wieder an verſchiedenen Stellen der Stadt; denn ſie ſollten zu ſchönen Feſten ausziehen, welche die Beſitzer großer Gärten und Landhäuſer für ſie angeordnet hatten, damit auch dieſe heitern Feſte ſie an den merkwürdigen Tag erinnerten. An ihrer Spitze ging volle Militärmuſik; die Knaben zogen ihre Kanonen und Böller, und waren nach Fähnlein geſchaart. Es war erfreulich, zu ſehen, wie ausgezeichnete Pfarrer und echte Genfer Patrioten die Kinderzüge führten und rechts und links begleiteten; Aehnliches thaten Studenten der Akademie. Leider fiel ſtarker Regen ein, als die Kinder ſchon an Ort und Stelle waren und auf weiten Raſenplätzen aßen und tanzten, Mädchen und Knaben beſonders. Man hatte Mühe, die große Menge unter Dach zu bringen, und hie und da waren nicht nur alle Zimmer und Säle voll, ſondern es mußten auch die Keller zu Hülfe genommen werden. Dies hinderte jedoch die Knaben nicht, Abends unter heftigen Regengüſſen in derſelben Ordnung wieder nach der Stadt zu ziehen und dabei ihre kleinen Lieder, Jeder das ſeinige, hören zu laſſen, was gar komiſch anzuhören war. Die kleinen Mädchen wurden zu Fünfzigen in Omnibus gepackt und nach Haus geführt, wobei freilich der ſchon durch den Regen eingeweichte Putz noch mehr in Unordnung gerieth. Die Mädchen behielten aber bei dem Allen ihre Heiterkeit und ihren frohen Muth bei. Es wurde ſogleich beſchloſſen, daß dieſes durch den Regen geſtörte Feſt einige Tage ſpäter bei ſchönem Wetter wiederholt werden ſollte, damit die Kinder nicht zu kurz kämen; und ſo geſchah es auch.

Der 22ſte Auguſt hatte ganz den Kindern, der heranwachſenden Generation angehört. Es war Alles geſchehen, damit ſie auch im ſpäten Lebensalter des ſchönen, für ihr Vaterland doppelt bedeutenden Jubiläums gedächten. Der Sonntag, 23ſte Auguſt, ſollte der herangewachſenen, reifen, kräftigen und der ſchwindenden Generation angehören. Die erſten Strahlen der diesmal herrlich und wolkenlos aufgehenden Sonne begrüßten unſere Glocken und ſchienen in ihren langſamen Akkorden das Genferiſche: post tenebras lux anzuſtimmen.

Schon lange vor dem Beginnen des Gottesdienſtes war in den vier großen, neugeſchmückten Kirchen kein Platz mehr zu finden; denn Jeder, der ſie auch jahrelang nicht geſehen, fühlte doch heute einen beſondern Zug dahin zur Feier der Reformation, die in Genf größere Bedeutung hat, als in Deutſchland, da ſie der kleinen Republik nicht allein Gedanken- und Religionsfreiheit gab, ſondern auch neues politiſches Leben und Daſeyn, politiſche Unabhängigkeit vor dem drohenden Nachbar, und hierauf mehr Ordnung in der Verwaltung, Losreißung und Reinigung von der früher herrſchenden Rohheit und Sittenloſigkeit. Wer hätte nicht wenigſtens an dieſem Tag den Blick und das Wort des Herzens dankend zu Dem richten wollen, der lange den kleinen Staat ſo wunderbar ſchützte und ihm nach zwölf traurigen Jahren unter fremder Zwingherrſchaft wieder nationale Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit gab? — Acht Stunden lang, von Früh acht bis Nachmittags vier Uhr waren die Kirchen immer gedrängt voll, und eine treffliche Rede, ein ſchöner Chorgeſang folgte dem andern. Unſere Geiſtlichen zeigten ſich überall in ihren Vorträgen des Tages würdig. In St. Peter, unſerer Hauptkirche, von der 1532 Goulazens erſter Aufruf im Sinne der Reformation ausging, auf dieſer erſten Diſputationsarena zwiſchen Farel und Turbity, waren Sitze für die zweihundert fremde Geiſtlichen

---

vor ihr neigend, mit der Umſchrift: Biblia fidei et rationi restituta, eine Sentenz, die den Proteſtantismus im Sinn der Genfer Kirche in ſich faßt. Darunter ſteht: Liber apertus est qui est vitae. Apoc. XX. 12. Auf dem Revers der Medaille ſtehen die Köpfe und Namen der vier Reformatoren Genfs: Farel, Viret, Calvin und Theodor de Bèze, mit der Umſchrift: Jubil. Ref. Genevae Ter Celeb. MDCCCXXXV. Dieſe Medaille hat 26 Linien im Durchmeſſer. Ausgezeichnet ſchön aufgefaßt und dargeſtellt ſind in Haltung und Ausdruck die Geſtalten des Glaubens und der Vernunft. Die Porträts ſind nach Bildern auf der hieſigen Bibliothek. Gern hätte man auch Froments Kopf hinzugefügt, es findet ſich jedoch nirgends ein Bild von ihm. — Die kleine Medaille, die zum Andenken an die Kinder vertheilt wurde, zeigt auf einer Seite die offene Bibel, mit den Worten: Biblia sacra, und dem Anagramma J. H. S., als Umſchrift aber: Post tenebras lux; auf dem Revers bloß die Inſchrift: 3e Jubilé de Réformation de Genève, 23. Août 1835.

bereitet, und ihre Gegenwart trug viel dazu bei, die Feier zu erhöhen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Das Leben in der Provinz.

Diesseits sowohl, als jenseits Meaux sah ich, wie es mit den gewöhnlichen Kanälen in Frankreich steht. Wegen des trockenen Sommers hatten sie fast kein Wasser mehr, und konnten daher schon lange nicht mehr zur Schiffahrt dienen. Kanäle sind nicht das beste Verbindungsmittel in einem Lande, wo es oft an Wasser mangelt. Freilich sind nicht alle Sommer so heiß und dürr, als der lezte; indessen müssen doch auch die gewöhnlichen Sommer in den kleinen Kanälen Frankreichs wenig Wasser lassen. Uebrigens ist der Kanal bis Meaux mit vieler Sorgfalt angelegt; Baumpflanzungen beschatten seine Ufer, und neben Meaux ist ein kleiner Hafen mit zwei Magazinen zur Niederlage der ein- und auszuschiffenden Waaren. Zu Laferte zogen mehrere schwerbepackte Wagen mit auswandernden lothringischen Familien über die Landstraße. Alle waren guten Muthes, und hofften in Amerika ein Glück zu finden, wornach sie zu Hause vergeblich gestrebt hatten. Dagegen kam einige Tage später eine aus acht Individuen bestehende lothringische Familie von Havre zurück, die, weil sie kein Geld mehr hatte, sich nicht hatte einschiffen können, und nun im größten Elende, zerlumpt und bettelnd, wieder ihre alte Heimath suchte. Sie hatten ihre kleine Habe verkauft, um die Reise antreten zu können; allein das Geld hatte nur bis Havre gereicht, und nun besaßen sie nicht das Geringste mehr, und werden vermuthlich der Gemeinde zur Last fallen. Vielleicht thäte der Staat wohl, wenn er diesen Leuten das Auswandern durch eine Geldsteuer erleichterte, obschon ich überzeugt bin, daß es ihnen auch zu Hause nicht übel gehen würde, wenn man ihnen nur einigermaßen zu Hülfe käme. Uebrigens ist es auffallend, daß die einzigen Provinzen Frankreichs, aus welchen man nach Amerika auswandert, nämlich Elsaß und Lothringen, von germanischen Völkern bewohnt werden. Obschon auch im mittäglichen Frankreich manche Familie dürftig leben mag, so fällt es dort doch keiner ein, auf ihr Vaterland zu verzichten und ein anderes in einem entfernten Welttheile zu suchen; und geht man ganz Europa durch, so trifft man die Auswanderungslust hauptsächlich nur bei germanischen Völkern, d. h. in Deutschland und England; in lezterm Lande kann sie durch das Kolonialwesen geweckt worden seyn, warum wandern aber die Deutschen so gerne aus? Manches wirkt allerdings das Beispiel, und oft wandert man aus, weil Andere ebenfalls auswanderten. Dieses Beispiel wirkt aber in den Gegenden Frankreichs, welche die Lothringer durchwandern, gar nicht ansteckend; in der Champagne und Brie herrscht freilich große Wohlhabenheit, und fast jeder Bauer besizt sein eigenes Land, hat auch wohl noch ein Gewerbe dazu. — Obschon man befürchtet hat, nach Aufhebung des Vorrechtes der Erstgeburt werde das Land so zerstückelt werden, daß keine große Landwirthschaft mehr vorhanden, noch möglich sey, so hat bis jezt die Erfahrung das Gegentheil bewiesen. Es fehlt gar nicht an reichen Gutsbesizern, welche im Stande sind, ihr Gut stets zu vergrößern und immer mehr Ländereien zu demselben zu ziehen. Ein solcher ist, wie oben erwähnt worden, der Bankier Rothschild; ein ähnlicher sizt zu Montmirail, der Herzog von Doudeauville, der bloß aus dem in seinen Waldungen gefällten Holze ein jährliches Einkommen von 60.000 Franken zieht, und der von seinem Schlosse herab nach allen Seiten nur ihm zugehörige Ländereien erblickt. Dieser Herzog lebt, wie so viele andere Hofleute aus der Restaurationszeit, auf seinen Gütern, und hat sich auch von den Wohlthätigkeitsvereinen, deren Vorstand er sonst war, fast ganz zurückgezogen. Für das Land mag diese Eingezogenheit so vieler reichen Landbesizer nicht ohne Nuzen seyn; denn statt daß sie sonst ihr Einkommen großentheils in Paris verzehrten, lassen sie nun einen beträchtlichen Theil desselben in der Gegend, wo sie sich aufhalten. Montmirail ist eine von den kleinen Städten, die wenig Handel und Gewerbsfleiß besizen, und sich daher auch wenig verschönern. Doch ist hier ein ziemlich starker Durchzug von Fuhrleuten, welche über Saarbrücken und Metz deutsche Waaren nach Paris bringen; auch kommen ziemlich häufig Handelskuriere durch, bloß um Börsennachrichten von Paris nach Frankfurt zu bringen. Gewöhnlich reiten diese nach der Börsezeit in Paris, das heißt nach vier Uhr, von dort ab und legen die zwölfundzwanzig Lieues bis Montmirail in weniger als sechs Stunden zurück. Da die Post erst um sechs Uhr von Paris abfährt, so haben diese Kuriere einen bedeutenden Vorsprung vor derselben, und leisten daher den großen Handelshäusern, besonders dem Rothschildschen, einen wichtigen Dienst. Vielleicht schickt dieses Haus eben so viele, wo nicht noch mehr Kuriere ab, als die Regierung. So oft einer durchreitet, schließen die Leute auf der Landstraße, daß an demselben Tage ein bedeutendes Sinken oder Steigen der Staatseffekten auf der Börse zu Paris sich ereignet habe, und dies wird ihnen denn auch bald durch die Zeitung bestätigt. Die Pariser Journale trifft man überall; sie sind für einen großen Theil der Bevölkerung von Frankreich die Hauptlektüre, und da man sie sehr schnell bekommt, so können die Departementszeitungen gegen sie nicht aufkommen. Zwar fährt die Post erst, wie gesagt, am Abend von Paris ab; allein die Zeitungsexpeditionen haben mit manchen Diligencen, welche um sieben Uhr Morgens abfahren, die Uebereinkunft getroffen, daß diese die Zeitungspakete mitnehmen, so daß man zehn Meilen in der Runde gegen Abend die am Morgen in Paris erschienenen Zeitungen lesen kann, und die Nachrichten so gut weiß, als die Pariser. Für die Departementszeitungen sind die lezten Preßgesetze ein tödtlicher Schlag; da sie nur wenige Abonnenten haben, ausgenommen wenn sie in großen Städten erscheinen, so können sie die ungeheure Kaution nicht aufbringen, und müssen großentheils aufhören. Dadurch kommen die Pariser Journale noch mehr empor, und diese sind der Staatsgewalt weit gefährlicher, als die Zeitungen in den Landstädten, die etwa nur den Lokalbehörden lästig waren. Liberale Zeitungen findet man in den Landstädten weit häufiger, als legitimistische, die indessen immerhin noch eine bedeutende Anzahl von Lesern haben. Am wenigsten erblickt man ministerielle Blätter, das Journal des Débats ausgenommen, welches in literarischer Hinsicht noch immer geschäzt wird, und auch seiner Grundsäze halber sehr Vielen zusagt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilagen: Literaturbl. Nr. 108 u. Intelligenzbl. Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 253.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 22. Oktober 1835.

Farbig glitzert's in der Ferne,
Irrend leuchten bunte Sterne,
Wie von magischer Laterne.

Goethe.

Das Reformationsjubiläum in Genf.

(Fortsetzung.)

Gegen Abend änderte sich die Gestalt des uralten Genfs. Das ernste, feierliche, religiöse Kleid vom Morgen, unter Glockenklang angethan, ward heiterer, lachender, farbiger, voll Leuchten, Glanz und Melodie. Weit auf standen die Pforten von St. Peter, und sein Inneres glich einem Feenreich. Ungeheure, mit Gaze verhüllte Globen warfen ihr mattes Licht auf die gothischen Wände, Pfeiler und Galerien. Oben am Karnies lief eine Reihe Lampen hin, die in dieser Höhe nichts Störendes hatten, sondern wie eine Schnur Diamanten aussahen. Nur die Orgel war reich mit bunten Lampen beleuchtet. Tief im alten Chor der Kirche saßen die zahlreichen Sänger und Sängerinnen, die ein geistliches Konzert ausführten, in dem das herrliche Te Deum von Händel vorherrschte. Dirigent war unser Berstedt aus Braunschweig, der Schöpfer der hiesigen Kirchenmusik. Für den weiten Kirchenraum und die mit unvermeidlichem Geräusch darin immer hin- und herfluthende Menge waren jedoch der Sänger — wiewohl sehr zahlreich für Genf — viel zu wenig, und das geringe Volumen ihrer Stimmen drang nicht bis zum andern Ende der Kirche.

Während des Konzerts war es vollends dunkel geworden, und als wir aus der Kirche traten, überraschte uns auf dem St. Petersplatz ein taghelles Gewimmel von Lichtern und bunten Lampen in Reih und Glied, die sich an den Fenstern, Altanen und Korniſchen der hotelartigen Häuser herum, hinauf und hinab zogen. Wir standen einige Zeit an, wo wir zuerst hingehen, oder wo wir uns eigentlich langsam hinbewegen lassen sollten. Da hörten wir zu Andern sagen: Venez au Bourg-de-four; c'est tout ce qu'il y a de plus joli. Also dorthin. Dicht bei dem engen Thor, das der burgundische König Gondebald, Genfs erster Gesetzgeber, erbaut hat, standen mehrere Wagen mit englischen Damen und jungen Herrn, welche den in dichten Massen von dem nahen St. Peter Herbeiströmenden das Weitergehen fast unmöglich, wenigstens gefährlich machten. Ich erinnerte mich gleich der Anmaßung und Unart dieser Leute beim römischen Karneval im Korso. In Rom trägt man dies aber geduldig, denn was ertrüge man da nicht von den studirenden Engländern? Hier aber trat ein wohlgekleideter Mann, der an dem einen Arm seine Frau und mit der linken Hand seine zwei Kinder führte, an den Wagen und sagte zu den Kutschirenden: Mesdames, vous devriez descendre de vos voitures et aller à pied comme nous autres; n'ayez pas peur, nous sommes tous en famille. Der Mann war einer unserer angesehensten

und reichſten Genfer, der mehrere Kutſchen und die Pferde dazu hat, es aber für paſſender hielt, an dieſem Tag unter ſeinen Mitbürgern zu Fuß zu gehen, wie die Aermſten; nur Fremde fuhren an dieſem Tag. Dies fühlten jedoch die Engländer nicht, ſondern befahlen ihrem Kutſcher nur, von dieſer engen Stelle wegzufahren. Aehnliches ſoll ihnen an mehreren Orten geſagt worden ſeyn, und ich weiß, daß ſie ſich am folgenden Tag bitterlich über die Genferiſche silliness und rudeness beklagt haben. Der ganze obere und untere Bourg-de-four war wirklich gar ſchön anzuſehen. Da waren nicht allein alle Häuſer, auch die ſchmalſten und kleinſten, vielfarbig von unten bis oben beleuchtet, ſondern wie die gleichen Gedanken und Gefühle dieſen Abend aus einem Haus zum andern gingen und ſich gleichſam die Hand reichten, ſo zogen ſich auch dicke Gehänge von bunten Lampen über die Straßen von einem Haus zum andern, und aus den Zweigen leuchteten viele wie kleine Baumgeiſter verſtohlen hervor. Der Brunnen prangte als brillante Pyramide mit vielem leuchtenden Beiwerk. So ſchien der ganze Platz in gewiſſer Entfernung ein großes, feſtlich erleuchtetes Amphitheater. Wie armſelig erſchienen dagegen die großen, zum Theil pallaſtähnlichen Häuſer der benachbarten obern Straßen und Plätze; denn dieſe waren nur gering mit wenigen Lampen beleuchtet oder ganz dunkel gelaſſen, deßgleichen das große Stadthaus, wo alle Regierungsbehörden ihren Sitz haben. Lezteres mußte freilich dem eben ausgeſprochenen Grundſatz der Regierung treu bleiben; aber ſo viele Andere?

Herrlich zeigte ſich dagegen die ganze untere und überbouiſche Stadt. Da war in den langen, weiten rues basses, auf den Kai's und auf dem in der Genfer Reformationsgeſchichte ſo intereſſanten Platz Molard, aber ganz beſonders in St. Gervais, kein Haus, kein Häuschen, das nicht luſtig von unten bis oben beleuchtet geweſen wäre; und doch wohnen in dieſen Stadttheilen, beſonders in dem leztern, viele unbemittelte, ſelbſt arme Handwerkerfamilien. Daher hat St. Gervais — wo übrigens J. J. Rouſſeau ſeine erſte glückliche Jugend verlebte — bei den andern Genfern, beſonders bei den Leuten du haut einen übeln Leumund; die Kinder dieſes Stadtviertels hatten auch ihr Feſt in einem beſondern Garten. Auf der Rouſſeauinſel ſpielte ein hübſches Feuerwerk, deſſen Leuchtkugeln, Raketen, Feuerräder und Feuerſonnen, aus dem Waſſer widerſtrahlend, einen gar lieblichen Effekt machten, wie Erinnerungen, die aus dem ſechzehnten Jahrhundert Genfs in das neunzehnte herüberleuchteten. In allen Straßen waren paſſende Transparente mit guten Unterſchriften angebracht, am häufigſten Calvins Bruſtbild. Selbſt außer der Stadt leuchteten mehrere Landhäuſer geſchmackvoll mit weithin ſichtbaren Lampenpyramiden auf den Dächern.

(Die Fortſezung folgt.)

Anekdoten aus der Naturgeſchichte der Thiere.

(Fortſezung.)

Einer der intereſſanteſten Punkte in der Naturgeſchichte der Thiere, iſt die verſchiedene Weiſe, wie ſie ihre Jungen füttern. Jeder Beobachter hat die Bemerkung gemacht, wie der den Eltern eingepflanzte Inſtinkt ſie wunderbar das für die noch ganz ſchwachen, wie für die erſtarkten Jungen paſſende Futter finden läßt. Die Faſanendenne führt ihre eben erſt ausgeſchlüpfte Brut auf Wieſen zu Ameiſenhaufen, ſpäter aber, wenn ſie Sämereien ertragen können, auf Kornfelder. Sehr viele Vögel füttern ihre Brut in den erſten paar Tagen nur mit kleinen Würmern und Inſekten, ſpäter mit immer größern. Bekanntlich legen viele Inſekten ihre Eier in Subſtanzen nieder, welche die Entwicklung derſelben befördern, und ſpäter der Larve als Futter dienen. Sehr intereſſant iſt, was der berühmte Hunter von der Taube erzählt. Während des Brütens wird bei der Taube der Kropf allmählich viel weiter, ſeine Wände dicker als im gewöhnlichen Zuſtand; in dieſem iſt er dünn und häutig, aber kurz bevor die Jungen ausſchlüpfen, erſcheint er eigentlich drüſigt und weit blutreicher, zum Zweck der Abſonderung des Stoffs, der den Jungen in den erſten Lebenstagen als Nahrung dienen ſoll. Tödtet man um dieſe Zeit eine Taube, ſo findet man in ihrem Kropf immer jenen Stoff, in Form einer weißen, geronnenen Materie, vermiſcht mit dem gewöhnlichen Futter des Vogels, Gerſte, Wicken u. dergl. Läßt man die Jungen äßen und unterſucht dann ihren Kropf, ſo findet man denſelben geronnenen Stoff darin, der ſofort in den Magen übergeht. Einige Zeit wird die junge Taube allein mit dieſer Subſtanz gefüttert, aber ſchon am dritten Tag zeigt ſich etwas gemeines Futter beigemiſcht; das Verhältniß deſſelben ſteigt nun regelmäßig, und vom ſiebenten bis neunten Tag hört jene Abſonderung im Kropf der Alten ganz auf. Merkwürdig dabei iſt, daß die alte Taube jenen eigenen Stoff Anfangs ganz unvermiſcht heraufbringt, ſpäter aber ihn unwillkührlich in dem den Jungen zuträglichen Verhältniß mit gewöhnlichem Futter vermengt.

Jedes neue Beiſpiel von der Liebe der Thiere zu ihren Jungen unter ungewöhnlichen Umſtänden iſt des Aufzeichnens werth. Die Selbſtvergeſſenheit, die rückſichtsloſe Aufopferung ſonſt ſcheuer Thiere, wenn ſie ihre Jungen bedroht ſehen, iſt oft im höchſten Grade auffallend und rührend. Im Park zu Richmond wurden Bäume gefällt, unter andern ein ſehr hoher, in deſſen Wipfel ſich ein Eichhornneſt befand. Das Geſchäft ging ſehr lärmend vor ſich, aber das weibliche Eichhorn machte keinen Verſuch, ſeine friſch geworfenen Jungen zu

verlaſſen, ſondern blieb ruhig bei ihnen im Neſt. Als der Baum ſtürzte, wurde es aus dem Neſt geſchleudert, doch nicht verlezt, und ſofort mit den Jungen in einen Käfig geſperrt. Es ſäugte ſie eine Zeitlang, fraß aber durchaus nichts; die Liebe zu ſeinen Jungen äußerte ſich indeſſen bis zum lezten Augenblick, und es ſtarb unter der Bemühung, ihnen ſo viel Nahrung zu verſchaffen, als es im Stande war. — Ein Gutsbeſizer in Lincolnſhire war eines Tags zu Pferde auf dem Feld und beaufſichtigte ſeine Pflüger, da ſah er ein Rebhuhn aus ſeinem Neſte ſchlüpfen, ſo dicht am Fuß eines der pflügenden Pferde, daß er meinte, die Eier müßten zertreten ſeyn. Dies war indeſſen nicht der Fall, und er bemerkte, daß die Eier ganz nahe am Ausſchlüpfen waren. Kaum war er weg, ſo kam das Huhn zum Neſt zurück. Beim nächſten Strich des Pflugs mußten nothwendig Neſt und Eier in der Furche begraben werden. Wie groß war aber ſein Erſtaunen, als er an den Fleck zurückkam und zwar das Neſt, aber kein Huhn und keine Eier mehr fand. Er ſuchte umher und ſah auch bald die Henne unter einer Hecke auf ein-und-zwanzig Eiern ſitzen. Bis der Pflug wieder an die Stelle kam, waren etwa zwanzig Minuten vergangen, und in dieſer Zeit hatte ſie alſo, wahrſcheinlich vom Hahn unterſtüzt, die ein-und-zwanzig Eier etwa vierzig Ellen weit weggeſchleppt.

Unter den neuen Geſchichten aus dem Kapitel vom Neſtbau iſt wohl folgende die merkwürdigſte. Bei einem Gutsbeſizer in Northumberland hatte ſich eine Schwalbe den Winkel am Vorhauſe zum Neſtbau auserſehen. Da ſich aber hier nirgends ein Vorſprung als Stüzpunkt für den Bau fand, ſo ſah man die kleine Baumeiſterin mit Material herbeikommen und daraus an beiden Wänden, nicht weit vom Winkel, eine Art Leiſte bilden; ſodann legte ſie ein Stück Holz quer darüber, und in dem ſo gebildeten dreieckigen Raume konnte ſie nun ſicher fortbauen.

Manche Vögel müſſen ein Ahnungsvermögen haben, mittelſt deſſen ſie Gefahren oft lange voraus wittern, unter Umſtänden, wo wir gar nichts bemerken. Im Pfarrgarten zu Newcaſtle am Tyne fiel eine große, ſchöne Eſche um. Den Jahresringen nach mußte ſie ſehr alt geweſen ſeyn. Dicht über der Wurzel war ſie faſt ganz verfault und im Innern kaum noch in der Dicke eines Arms geſund. Seit langer Zeit hatte alle Jahre ein Schwarm Krähen in der Krone des Baums geniſtet; ſie mußten aber ein Vorgefühl von ſeinem bevorſtehenden Sturze haben, denn etwa drei Jahre vorher verließen ſie ihn ohne ſcheinbare Urſache und ſchlugen ihr Quartier auf einer benachbarten Eſche auf.

*

Von der Schildkröte. — Im Sommer des Jahrs 1825 bezog ein Engländer ein Gut im Staate New-Jerſey, das ſein mütterlicher Ur-Urgroßvater im Jahr 1708 an ſich gebracht hatte. An einem noch mit Urwald bewachſenen Hügel fanden die Arbeiter eine kleine, etwa vier Pfund ſchwere Landſchildkröte, auf deren Bruſtſchild die Buchſtaben D. W. C., die Chiffre jenes Vorfahren, und die Jahrszahl 1708 eingegraben waren. Die Schrift war ganz deutlich, nur etwas auseinander gezogen und abgeblättert. Noch jezt iſt es Brauch in Amerika, daß man in der Langeweile in Wald und Feld ſeinen Namen auf Schildkröten ſchreibt, wie die Verliebten in der alten Welt die Namen ihrer Gebieterinnen in die Bäume ſchneiden, und es iſt wohl nach allen Umſtänden moraliſch gewiß, daß jene Schildkröte ſchon vor 115 Jahren lebte. Wer weiß, wie alt ſie damals ſchon war!

Ein engliſches Kriegsſchiff, das auf der Rückkehr nach Hauſe bei der Inſel Aſcenſion anlegte, nahm verſchiedene große Schildkröten ein, unter andern eine, welche nur drei Tatzen hatte und daher beim Schiffsvolk Lord Nelſon hieß. Es wurden ihr, wie gewöhnlich, mit dem heißen Eiſen einige Buchſtaben ſammt Jahreszahl auf das Bruſtſchild gebrannt. Das Schiff war ſehr lang unterwegs, und in Folge davon wurden die Schildkröten krank oder ſtarben. Bei der Einfahrt in den Kanal von England ward Lord Nelſon, der dem Tode nahe ſchien, über Bord geworfen. Er mußte ſich aber in ſeinem Element wieder erholt haben, denn zwei Jahre nachher wurde dieſelbe Schildkröte in ihrer alten Heimath bei Aſcenſion wiederum gefangen. Bedenkt man die ungeheure Strecke, und daß Aſcenſion nur ein ganz kleiner Fleck im gewaltigen Ocean iſt, ſo kann man ſich nicht genug über den Inſtinkt wundern, mittelſt deſſen ein ſo ſchwerfälliges, ſcheinbar ſo beſchränktes Thier den Weg in die Heimath fand.

Erbauliches und Beſchauliches aus dem Morgenland.

Mitgetheilt von Friedrich Rückert.

Sprüche der Ueberlieferung.

1.

Sä' und pflanze früh und ſpät!
Wenn von dem, was du geſät
Und gepflanzt, ein Vogel friſſet,
Ein Thierlein iſſet,
Denk, daß es ein Almoſen iſt,
Das du den Armen ſchuldig biſt;
Es wird dir kommen zu Statten,
Vom Uebrigen wirſt du erſtatten.

2.

Wer einen Brunnen gräbt, hat die Müh allein,
Der Nießbrauch ist der Nachbarschaft gemein,
Und jeder Wandrer darf daran sich laben;
Zum Lohn dafür zertritt man rund
Dir um den Brunnen Feld und Grund;
Drum ist's verdienstlich, einen Brunnen graben.

3.

Wer einen Hund aus Antrieb frei
Hält, nicht zur Jagd und Schäferei,
Hat freventlich das Brod vertheuert;
Genießen könnt' ein Menschenmund,
Was frißt ein solch unreiner Hund;
Ein solcher also sey besteuert!

4.

Frag' nicht, auf welcher Seite sey
Recht oder Unrecht, wenn du schlagen
Siehst deinen Bruder, steh ihm bei,
Und nachher magst du jenes fragen.

5.

Es wünsche keiner sich den Tod auf Erden.
Wenn einer bös' ist, kann er noch
Sich bessern; wenn er gut ist, doch
Noch besser werden.

6.

Wer ist der wahre König? Gott allein.
Wo Könige ein Land einnahmen,
Verwüsten sie's, so weit sie kamen;
Gott heilt ein Herz, so weit er es nimmt ein.

7.

Wenn von des Tages Arbeit matt
Du suchst bei Nacht die Lagerstatt,
Sprich: Herr, vor dem es nicht wird Nacht,
Dir übergeb' ich mein Geschäfte,
Soweit ich es durch dich gebracht;
Und wenn ich's morgen, neuerwacht,
Fortsetzen soll, gieb neue Kräfte!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Literatur und Theater in der Provinz.

Der Wunsch, die behagliche Ruhe, worin man jezt lebt, möge lange dauern, beseelt den großen und den kleinen Handelsstand, und auch viele Landeigenthümer. Diese Leute billigen Alles, was ihnen dahin zu zwecken scheint, jene Behaglichkeit fest zu gründen, und sie lesen daher nicht gerne Zeitungen, welche ihnen Besorgniß einflößen und ihren Optimismus stören. Das Journal des Débats ist nun aber ganz dazu geeignet, ihrem Sinne für's Behagliche zu schmeicheln; denn die Politik handelt es nur beiläufig ab, es schildert ihnen die Lage der Dinge auf's Reizendste, unterhält sie angenehm über Pariser Oper und amerikanische Dampfschiffe, über einen neuen Roman und über ein Hoffest, und erscheint auch von Zeit zu Zeit ein beunruhigender Aufsatz, so ist dies doch nur ein Wölkchen am heitern Himmel, das bald wieder verschwindet. Auch der sonst so gefürchtete Constitutionnel, den man noch häufig in der Provinz antrifft, hat seinen alten Ton sehr herabgestimmt, und ist ein sehr gemäßigter Widerredner geworden, der nur deßwegen zu widersprechen scheint, um nicht das Ansehen zu haben, als ob er nichts mehr zu sagen hätte. Die eleganten Pariser Zeitschriften trifft man nur in den Häusern der Reichen an; dagegen haben die vielen, beziehungsweise erscheinenden literarischen Produkte, ältere sowohl, als neue, die pittoresken Magazine u. dergl., eine Menge Abnehmer in allen Ständen. Das Erscheinen in Heften ist jezt beinahe die erste Bedingung des Gedeihens der literarischen Unternehmungen. Man hat viele Mühe, sich aus allen diesen Heften herauszufinden, und wenn die Buchbinder nicht bald für das Sammeln sorgen, so wird der lesenden Nachwelt eine furchtbare Konfusion vorbehalten seyn. Den Genuß des Theaters hat der Bewohner einer kleinen Landstadt natürlich nicht so, wie in Paris; indessen fehlt er nicht gänzlich, und in den meisten Städtchen an den Landstraßen erblickt man große Anschlagzettel mit Ankündigungen der Vorstellungen von in Paris beliebten Vaudevilles und Melodramen. Meistens besteht eine Abendvorstellung aus einem Melodram oder auch einem Drama nach dem neuesten Geschmacke und aus zwei oder drei Vaudevilles; denn auch in den Landstädten will der Zuschauer viel für sein Geld haben und sich einen ganzen Abend belustigen. Für die Theaterdirektionen in der Provinz wird das neue Gesetz hinsichtlich der Beschränkung der Theaterfreiheit eine wahre Plage werden. In Paris wagt die Regierung keine bedeutenden Eingriffe in die Theaterfreiheit; denn hier ist die Presse beständig bei der Hand, sie dem Publikum bekannt zu machen. In der Provinz aber kann jeder Präfekt nach Willkühr über die armen Theaterstücke verfügen, und dieselben von seinem Sekretär, oder von irgend einem Andern, dem zuweilen das Theater ein unbekanntes Fach ist, verstümmeln lassen, ohne daß das Publikum davon nur in Kenntniß gesezt wird. Glücklicherweise haben die Direktoren jezt unter so vielen Theaterstücken zu wählen, daß, wenn man ihnen auch die Hälfte wegschnitte, doch noch genug übrig bleibt, und die Zuschauer haben den Trost, daß sie das, was nicht gespielt werden darf, wenigstens gedruckt lesen können. Den Dichtern wird aber der Gedanke an den Theaterzwang manchmal den Geistesschwung lähmen; die fünf verflossenen Jahre waren für sie ein goldenes Zeitalter, das vielleicht so bald nicht wieder zurückkehrt. Thiers hat auf der Rednerbühne behauptet, es seyen in jener Zeit weniger Meisterstücke hervorgebracht worden, als früher unter dem Theaterzwang. Die Behauptung mag gegründet seyn; allein das Eigenthümliche in den dramatischen Produkten der lezten Zeit, das Streben, neue Bahnen zu brechen, unerwartete Effekte hervorzubringen, der Dramatik einen neuen Impuls zu geben, war doch eine merkwürdige Erscheinung, und sicher wird diese Epoche nicht ohne Wirkung auf die Dramatik der kommenden Zeit bleiben. Das Schreckliche, das Abscheuliche wird hoffentlich untertauchen und das Bessere sich aufrecht halten. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 254.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 23. Oktober 1835.

— Keinen Tag soll man verpassen,
Das Mögliche soll der Entschluß
Verwegen sogleich beim Schopfe fassen;
Er will es dann nicht fahren lassen,
Und wirket weiter, weil er muß.
Goethe.

Wie man in Paris bekannt macht.

1. Zeitungsannoncen. Prospektus. Anschlagzettel.

Die Kraft des Dampfes ist gewiß eine herrliche Erfindung; aber die Art, wie man in Paris bekannt macht, ist ohne Widerrede die wichtigste von allen, welche in unserm Jahrhundert aufgekommen sind. Weiterhin werde ich beweisen, daß ich nicht übertreibe. Die spezielle Eigenschaft dieser Bekanntmachungsart besteht darin, fortdauernd auf unsere äußern Sinne einzuwirken, unsern Ohren ununterbrochen dieselben Töne zu wiederholen, unsern Augen stets dieselben Buchstaben vorzuführen, kurz, auf dieselbe Weise zu wirken, wie alle langsamen und gleichmäßigen Kräfte, welche binnen einer gewissen Zeit ungeheure Massen in Bewegung setzen. Man macht sich im Grunde selten eine richtige und genaue Vorstellung von der Vortrefflichkeit und der unbedingten Macht, welche eine Maschine der Art auf uns auszuüben im Stande ist, gerade weil diese Wirkung unmerklich geschieht und sich so zu sagen in unser Gehirn einschleicht und einschmeichelt, nach Art jener Quellen, deren Wasser Tropfen für Tropfen durch den Felsen hervorsickert und am Ende einen reißenden Waldbach bildet. Fragt einmal den Trappisten, der alle Nacht gewaltsam aus dem Schlaf aufgeweckt wird, dem die heisere Stimme eines Mönchs unaufhörlich die Worte: „Bruder, Du mußt sterben!“ wiederholt, welcher jeden Morgen, wenn er aufwacht, am Fuß seiner Bettstelle die schrecklichen Worte: „Bruder, Du mußt sterben!“ an der Mauer angeschrieben erblickt; fragt ihn, ob jener fürchterliche Spruch auf die Dauer sich nicht auf unauslöschliche Weise seinem Geiste einprägt, ob der magische Schrecken und Schauer jener vier Worte, welcher ohne Unterlaß wie ein Hammer mit verdoppelten Schlägen an seine Einbildungskraft pocht, nicht am Ende darin Wohnsitz nimmt und sich darin festsetzt, wie ein Nagel, den man in's Holz schlägt. Und dieser Spruch: „Bruder, Du mußt sterben!“ ist in unserem Sinne die Zeitungsannonce, der Prospektus und der Anschlagzettel für den Orden der Trappisten.

Gehen wir also von da aus. Man ist jung und kommt fremd in Paris an; man hat einen schwarzen oder blauen Leibrock, eine leidliche Gestalt, glückliche Anlagen und den bescheidenen Wunsch, sich so hoch als möglich hinaufzuarbeiten. Das ist Alles sehr löblich und gut, aber nun muß man irgend einen Stand wählen, irgend eine Spezialität ergreifen. Wie aber auch die Wahl ausfalle, Maler, Musiker, Schauspieler, Architekt, Gelehrter oder Krämer, gleichviel, der allgemeine Lebenszweck ist, Geld zu gewinnen, und die Mittel dazu sind fast immer dieselben. Das Leben eines jungen

Menſchen läßt ſich in unſern Tagen in eine ſynthetiſche Formel bringen: andere Leute von ſich ſprechen zu machen, ſoviel als möglich von den hundert Poſaunen des Rufs beſchäftigen, in's große Horn ſtoßen und einige ſchreiende Mißtöne hervorbringen, welche in die Ohren dringen und die Vorübergehenden halb toll machen; das iſt die ganze Sache.

Um nun zu dieſem Endzweck in Paris zu gelangen, läßt man hier ſich zuerſt den Kopf ſorgfältig friſiren, umpanzert ſich das Gewiſſen mit dreifachem Erz, und legt namentlich, wenn man es je hatte, jenes feinere, deutſche Gefühl ab, nach Art der Bittſteller, welche, aus der einen Thüre hinausgejagt, zur andern ſogleich wieder hereintreten. Vor Allem läßt man ſodann eine Anzeige in die Zeitungen rücken, worin man den Schwamm ſeiner Eigenliebe bis auf den lezten Tropfen ausdrückt, und zwar wenn er eines Morgens recht ſtark geſchwollen und voll war. Man ſchämt ſich nicht, hier in den öffentlichen Blättern ſein Standbild auf ein Piedeſtal ſo hoch als möglich zu ſtellen, damit es den Leuten in die Augen falle; man bindet ſich darin einen Strauß von den prangenſten Blumen, welche nur in den Treibhäuſern des menſchlichen Stolzes, Vorwitzes und Eigendünkels gedeihen, und vergißt ja nicht, ſich einige Titel, und zwar wohlklingende, beizulegen und ſich der mächtigſten und höchſten Gönnerſchaften zu rühmen; kurz, man bläst ſich die Backen mit Wind auf wie Aeolus und begießt ſeine Leſer mit einem reichlichen, befruchtenden Thau von albernen, läppiſchen und unverſchämten Redensarten. Ein ſolches Meiſterwerk übergibt man nun irgend einem vielgeleſenen Journale, welches einem gegen Erſtattung der Einrückungsgebühren von 1 Frank 25 Centimes für die Zeile, nicht einmal, zweimal, ſondern hundertmal, ja das ganze Jahr hindurch ſeine Spalten leiht und bereit hält. Dann läßt man das ausgeſtreute Samenkorn aufſchießen, geht nach Hauſe und ſorgt bloß dafür, daß man eine Wohnung mit einem Vorzimmer und eine eigene Klingel hat. Der Ruf und der Reichthum, dieſe beiden gütigen Feen, werden unverzüglich an eurer Thüre ſchellen.

Doch wenn dem Pariſer auch gleich Anfangs ein günſtiger Erfolg ſeiner Bemühungen zu Theil geworden iſt, ſo läßt er ſeinen Eifer, ſeine Thätigkeit nicht erkalten; er überredet die Eigenliebe ſeiner neuen Freunde, es liege in ihrem Intereſſe, ihn anzupreiſen und noch ferner zu rühmen, läßt rechts und links eine Maſſe Proſpektus austheilen, verſchafft ſich ein Brevet d'invention, ſtiftet ein Journal, nimmt an einer Omnibusentrepriſe Theil, bezahlt ein Dutzend Zeitungsſchreiber, miethet ſich eine Loge in der großen Oper, begehrt endlich eine Audienz beim König der Franzoſen oder reicht eine Bittſchrift an die Deputirtenkammer ein. Vor Verlauf von ſechs Monaten iſt er ein gemachter Mann, hat 200,000 Franken in ſeiner Kaſſe und das rothe Band im Knopfloch. Das iſt die Pariſer Induſtrie, wenn ſie es beim rechten Ende anzufaſſen weiß.

Viele Hunderte haben hier ſo und nicht anders ihr Glück gemacht. Ich will nur den weltbekannten Veron, den Direktor der großen Oper nennen, jenen Sultan, der ſo eben ſeine Krone niedergelegt hat, um fernerhin ruhig auf ſeinen Lorbeeren und von ſeinen 30,000 Franken jährlicher Renten zu leben, welche er in wenigen Monaten gewonnen und zuſammengerafft hat. Die ganze Geſchichte dieſer 30,000 Franken jährlicher Renten iſt folgende.

Bevor er Direktor der großen Oper wurde, war Veron Literat, und bevor er mit ſeinen Händen den literariſchen Teig knetete, war er ein unbedeutender, ſehr wenig bekannter praktiſcher Arzt, welcher gern viele Kunden und ſtarken Zulauf gehabt hätte. Hartnäckigkeit iſt heutzutage, und beſonders in Paris, Genie. Veron ſpürte wenig Neigung, ſeine Krankenbeſuche, zu drei Franken den Gang, noch lange fortzuſetzen, und da er mit Händen und Füßen auf den Reichthum losſteuerte, machte er eines Morgens aus ſich einen Apotheker und erfand als ſolcher die ſogenannte pâte pectorale de Regnauld, was die leichteſte Sache von der Welt war; jeder Stößer in einer Apotheke hätte dieſe Päte verfertigen und erfinden können. — Nachdem nun die pâte pectorale erfunden war, mußte ſie auch verkauft werden, und dafür wußte Veron wieder ein treffliches Auskunftsmittel. Er ſezt zu dem Behuf einen weitläufigen Proſpektus auf, wie er dergleichen ſpäter ebenfalls für die Revue de Paris und die große Oper anfertigte, füllt ſeine Taſchen mit Fünffrankenthalern und läuft mit dieſen und der Annonce zum Conſtitutionnel, zum Journal des Débats, zum Courrier und Gott weiß, wo ſonſt noch hin, ſo daß jeder Abonnent der obengenannten Zeitungen, wenn er die Anzeigen auf der vierten Folioſeite ſeines Journals flüchtig durchlief, jeden Morgen daſſelbe Detail, dieſelbe ſchwülſtige Lobhudelei von den bewunderswürdigen Eigenſchaften der pâte pectorale de Regnauld wieder fand. Dieſes Mittel befreite von Schnupfen und Katarrh, heilte geſchwollene Drüſen, namentlich Mandeln, vertrieb Bruſtbeklemmungen, kurz, war gegen alle möglichen Uebel anwendbar und wirkſam. Unmerklich gewöhnte ſich der Leſer an dieſen Namen und verſah ſich aus Neugierde mit dieſem famöſen Heilmittel. Er wußte genau, wo man es verkaufte, ſo daß er es in vorkommenden Fällen auch wohl ſeinen Bekannten empfahl. Auf dieſe Weiſe debütirte Veron.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Reformationsjubiläum in Genf.

(Fortsezung.)

In diesen so festlich geschmückten Theilen der obern und untern nicht großen Stadt wogten gewiß an vierzigtausend gepuzter Menschen umher; denn außer der ganzen Bevölkerung Genfs, die ihre Häuser leer stehen ließ, war hier ein großer Theil der Umgegend, Tausende aus dem Waadland und unzählige Fremde aus nah und ferne versammelt. Bald war man heiß und dicht gedrängt, bald konnte man wieder in bequemen Strömungen freier aufathmen. Ich bin überall hingekommen, ich habe überall stillgestanden, ich bin überall mit meinem zahlreichen Haus gegangen, ich kann also ein Wort mitreden, und ich rede es mit, indem ich versichere, daß mir nirgend in Europa bei einem öffentlichen, bei einem Volksfest ein so durchaus gehaltener, freier Anstand, eine solche Rücksichtsnahme, eine so würdige Ruhe neben warmer Heiterkeit, Brüderlichkeit und Gesprächigkeit vorgekommen ist. Es war durchaus das Fest einer gebildeten Familie, das Fest eines Hauses, in dem sich alle Bewohner kennen und gleich berücksichtigen. Kein überlautes Wort, keine in irgend einem Sinn unverständige Aeußerung, kein Schreien der Jugend, kein Drängen und Stoßen kam an diesem Abend vor. Alle gingen ruhig und freundlich an einander vorüber, die Bekannten sich schnell und traulich grüßend, die Unbekannten mit ruhigem Anstand. Kleine Kinder wanderten sicher neben großen Leuten, noch kleinere wurden von Müttern oder Vätern getragen, und gern machte ihnen Jedermann Platz, soviel es nur immer möglich war. Es war der große, helle Festsaal eines guten Bürgerhauses. Nur Eins fehlte, was doch bei andern europäischen Volksfesten gewöhnlich eine große und wichtige Rolle spielt — die Polizeisoldaten und die Waffengewalt. Von Beiden war nichts in den Straßen zu sehen, und nur aus Vorsicht, im Fall eines Unglücks, waren in der Arsenalhalle beim Stadthause einige dreißig Mann aufgestellt, die ihren Platz jedoch nicht verlassen haben.

Man wird fragen: woher diese schnelle Veränderung und Umgestaltung? Kaum ist's ein Jahr, daß der Genfer Korrespondent des Morgenblattes von schändlichen Volksscenen bei Gelegenheit eines dort dem helvetischen Konzert zu Ehren gegebenen Balles berichtete. Die Erklärung ist ganz einfach. Jene bösen Buben waren nach der vorgenommenen Untersuchung gar nicht aus Genf, sondern fast alle aus Carouge, und standen unter dem Einflusse eines pseudo-republikanischen Blattes, das damals hier erschien, nun aber seit mehreren Monaten aufgehört hat. Die Sache war angeordnet, um auf energische Art den Unwillen des Volks (!) über den hohen Eintrittspreis des Balles auszudrücken, eigentlich aber nur, um den Genfer Bürgern die Allgewalt des Republikanismus zu zeigen. Solche Demonstration, der alle Wege recht waren, auch die unsittlichsten, brachte aber sogleich ihr Heilmittel mit sich; denn diese Bürger verbanden sich fest und brüderlich unter einander zur Verhütung ähnlicher Auftritte, ja, es wäre denen schlecht ergangen, die sie noch einmal, gar am Jubiläum, hätten wiederholen wollen. Ueberdies hatten die Pfarrer in ihren Predigten und durch ihre Zusprache in Schulen und Familien viel dazu beigetragen, daß die jungen Leute die Weihe und Würde dieses echt nationalen Festes fühlten und recht davon durchdrungen waren.

Später, nach zehn Uhr, als hie und da die Lampenreihen schon merkliche Lücken zeigten, nahm das ganze Fest noch einen rührenden Familiencharakter an. Lange Tische wurden da schnell in den Straßen von St. Gervais, besonders in Coutance, längs der Häuser aufgestellt; im nächsten Augenblick waren die schmucken und gepuzten Frauen und Mädchen schon mit mannichfachem Imbiß in reinlichen Körben und weißen Servietten zur Hand, die Männer trugen Weinbouteillen zu, aber mit Maß, denn man hatte sich das Wort darauf gegeben, anständig zu bleiben. Nun sezten sich alle Familien, groß und klein, aßen, tranken und stießen lustig die Gläser an. Da rief einer der Geachtetsten: „Mes amis! il nous manque ce que nous avons de mieux, nos bons pasteurs; allons les chercher!“ In einem Augenblicke waren die angesehensten Männer in der Höhe, die Röcke wurden wieder angezogen, und nun ging's zu den Pfarrern. Nur mit Mühe fand man Einen, den würdigen, allgeliebten Pfarrer Goty, einen der ausgezeichnetsten Kanzelredner Genfs. Als er in Coutance ankam, gingen ihm Alle begrüßend entgegen; es war ein allgemeines, herzliches Andrängen, alle Kinder wollten seine Hände, oder wenigstens einen Rockzipfel von ihm fassen. Da brach dem Mann die Stimme; er, der sonst so trefflich spricht, konnte jezt kein Wort hervorbringen, und doch war dies Schweigen so beredt, denn seine Rede sprach aus seinen Thränen. Es war eine Scene, der Farelschen und Fromentschen Zeit würdig, als das Volk diese Männer nach den Kirchen und Plätzen trug, damit sie ihm das lautere Wort Christi predigten. Aehnliche Scenen fanden auf dem Bourg-de-four und bei der Magdalenenkirche statt. Da standen offene Tafeln mit Wein und Erfrischungen für Jedermann unentgeldlich. Die Gastgeber waren bloß die Anwohner der Plätze, lange nicht Genfs wohlhabende Einwohner. Sie luden die Vorübergehenden freundlich zum Zulangen ein. Was half's ihnen aber? sie mußten ihr Gut selbst verzehren, denn Jeder dankte eben so freundlich, ging aber ohne Zusprache vorüber und erfreute

ſich über die gaſtfreien Leute. Ich weiß nicht, in welchen Städten Europas Aehnliches geſchehen würde.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Weimar, Oktober.

Geſellſchaftliches und Kunſtleben.

Weimar vereint manche Elemente, um Jedem, der nicht durch den Schimmer des großſtädtiſchen Treibens verwöhnt iſt, einen angenehmen, genußreichen Aufenthalt zu gewähren und freundliche Erinnerungen darzubieten. Intelligenz und unverzärtelte Bildung, ein reger Sinn für alles Schöne, Offenheit und Biederkeit im geſelligen Umgange ſind die Hauptgrundzüge des hieſigen Lebens, die dem Beobachter wohlthuend begegnen. Man weiß, daß der Staat durch weiſe Grundſätze, liberale Konſtitutionen, durch ſtetes Fortſchreiten keine Gelegenheit verabſäumt, die Summe des Geſammtwohls zu mehren, daß die Regierung im einträchtigen Wirken mit den Volksvertretern nur einen Zweck, die Wohlfahrt des Vaterlandes, verfolgt. Hingebendes Vertrauen bildet daher einen ſchönen Zug im Charakter des Weimariſchen Bürgers, und erklärt einen Theil der freundlichen Erſcheinungen im hieſigen Volksleben. Die Erinnerung an die vielbeſprochene Blüthenzeit Weimars unter Amalia und Karl Auguſt, den Unvergeßlichen, waltet unter den Einwohnern noch mächtig und belebend fort. Es iſt anziehend und erquickend, wenn man aus dem Munde ſo manches ſchlichten Bürgers einzelne, in die Farben reiner Begeiſterung getauchte Schilderungen, einzelne Züge vernimmt aus dem Leben jener Männer, die für Deutſchland eine neue Aera, für Weimar eine glorreiche Epoche herbeiführten. Mit Wehmuth und gerechtem Stolze zugleich blickt der Weimarer auf dieſe Tage zurück, die auf faſt alle hieſigen Verhältniſſe ſo unverkennbar tief eingewirkt und die Bildung, die Humanität auf einen Höhegrad gebracht haben, der dem kleinen Weimar zur unvergänglichen Zierde gereicht. — Man hat dem Weimarer, beſonders in der neuern Zeit, übermäßigen Hang zum Vergnügen vorgeworfen, eine Beſchuldigung, die ſich ſchwerlich im Allgemeinen und im Hinblick auf andere Reſidenzen rechtfertigen läßt. Der Kern der Einwohnerſchaft bewahrt jene Einfachheit, die, den Freuden der wahren Geſelligkeit nicht abhold, Extreme faſt unwillkührlich vermeidet. Auch das den höhern Ständen, beſonders dem Adel, zum Vorwurf gemachte Abſchließungs- und Abſonderungsſyſtem ſchwindet immer mehr, und räumt unverkennbar nach und nach den durch die Anforderungen der Zeitverhältniſſe gebotenen Rückſichten der Humanität das Feld. Weimar beſitzt, unter dem Schutz weiſer Geſetze, der Einrichtungen und Inſtitute zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe, zur Beförderung der Wohlthätigkeit, zur Bildung des Volks, Belebung und Hebung der Induſtrie, zur Läuterung des Geſchmacks und Kunſtſinns verhältnißmäßig ſo viele, daß es ſich mit größern und reichern Städten in die Schranken ſtellen kann.

Die Freuden der Geſelligkeit beginnen nunmehr, mit dem Eintritt des Herbſtes, ihren Kreislauf von Neuem. Das noch dem Sommer angehörige beliebte und in der Regel jährlich wiederkehrende ſogenannte Volksfeſt, das Vogelſchießen, zeigte auch diesmal nichts beſonders Merkwürdiges. Es iſt ein Vergnügen, nicht für eine beſtimmte Klaſſe des Volks, wo dieſe den Akteur, die übrigen Stände die bloßen Zuſchauer abgeben, ſondern ein Vergnügen für alle Klaſſen und jedes Alter, ähnlich den meiſten Luſtbarkeiten gleichen Zwecks in andern Städten. Eine unbefangene, gemeinſchaftliche, aber nicht gemeine Fröhlichkeit ſchlägt während der geſetzlichen Dauer des Feſtes gewöhnlich ihren Sitz auf und verdrängt, wenigſtens momentan, manche Sorge, wenn auch vielleicht hin und wieder auf Koſten mancher ſchwer erworbenen Erſparniß. Ein beſonderes Intereſſe dagegen bot in dieſem Jahre die, wie immer, am 3ten September, dem Geburtstage Karl Auguſts, eröffnete Kunſtausſtellung, ein Inſtitut, das, ſo wie viele andere, dem genannten hochherzigen Fürſten ſein Daſeyn verdankt. Urſprünglich weniger für die Werke eigentlicher Meiſter vom Fach, als hauptſächlich zur Belebung des Eifers der Zöglinge des freien Kunſt- und Zeichneninſtituts beſtimmt, gewann die Anſtalt doch bald an Umfang, Bedeutung und Gehalt, indem ſie beide Zwecke, einestheils Erweckung, Läuterung und Fortbildung des allgemeinern Kunſtgeſchmacks durch Darbietung tüchtiger Werke im Felde der Malerei, Skulptur und Architektur, Aufmunterung des wahren Talents, anderntheils Ueberzeugung des Publikums von den Fortſchritten der Schüler der erwähnten Anſtalt, vereinte. Der Einfluß Schorns auf beide Kunſtinſtitute hat ſich in der kurzen Zeit ſeines Hierſeyns ſchon ſo unverkennbar wohlthätig bewährt, daß ſich von der fernern Leitung dieſes geiſtreichen Mannes für das Ganze nur das Beſte verſprechen läßt. Die diesjährige Ausſtellung liefert den Beweis, was reger, ernſter Wille und Begeiſterung für die Sache, bei verhältnißmäßig geringen Mitteln, vermag, eine Erſcheinung, die überhaupt in Weimar nicht zu den Seltenheiten gehört. — Eine detaillirte Darſtellung der einzelnen Werke, welche die Kunſtausſtellung gebracht hat, liegt außer dem Zwecke dieſer Blätter. Darum ſey nur kurz und flüchtig des Erwähnenswertheſten gedacht. Den auswärtigen Verbindungen des Hofraths Schorn verdanken wir diesmal mehrere treffliche Werke aus der Düſſeldorfer und Münchener Schule; namentlich gereichen die Mährchenerzählerin, vom Profeſſor Hildebrandt, ein Meiſterſtück in Idee, Ausführung und Kolorit, der unzufriedene Trinker, von Franken in Düſſeldorf, König David, von B. p. Heyſgarten daſelbſt, der Hochzeitmorgen im bayriſchen Hochlande, von Peyl in München, ein Hirtenknabe beim Frühſtück, von Mende in München, ein Invalide, der ſeine Thaten erzählt, von Engelhardt in Nürnberg, die ſchlummernde Tochter, durch die Mutter überraſcht, von Kreul daſelbſt; unter den Landſchaften mehrere von Heinel und Klein in Nürnberg, von Schein in Düſſeldorf, Brandes in Braunſchweig, Ahlborn in Berlin, Moſch in Livanie; Jagdſtücke und ein Feuerſtück von Brockhoff in Hildesheim, der Ausſtellung zur Zierde und zwar immer eine große Anzahl theilnehmender Beſchauer an. Nicht weniger tüchtige, werthvolle Werke haben die einheimiſchen Künſtler beigeſteuert: ſo die höchſt talentvollen Landſchaftsmaler Preller und Kaiſer, auch die gefühlvollen, ſinnigen Hiſtorien- und Porträtmalerin Luiſe Seidler und der Genremaler Remde aus Weimar, jetzt in Dresden, welche faſt jährlich Beweiſe ihres ſchönen Talents liefern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 109.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 255.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 24. Oktober 1835.

Den ſüßeſten Schlaf und Träume ſchönſter Ahnung,
Die je gekommen in ein müdes Haupt,
Hab' ich gehabt. —

Shakespeare.

Gedichte von K. F. Hebbel.

Offenbarung.

An Sie.

Auf deinem Grabe ſaß ich ſtumm
In lauer Sommernacht.
Die Blumen blühten rings herum,
Die ſchon dein Grab gebracht,
Und ſtill und zauberhaft umfing
Ihr Duft mich, ſüß und warm,
Daß ich in ſanftem Weh verging,
Wie einſt in deinem Arm.

Und meine Augen ſchloßen ſich,
Vom Schlummer leicht begrüßt,
Und auf den Raſen legt' ich mich,
Der deinen Staub verſchließt.
Es war mir ſo, als küßteſt du
Zu himmelſchönem Tod
Mir ſelbſt die müden Augen zu,
Was dir kein Gott verbot.

Was ich geträumt, ich weiß es nicht;
Ich ahne es nur kaum,
Daß du, ein himmliſches Geſicht,
Mir nahe warſt im Traum.

Doch, was dies flücht'ge Wiederſehn
Geſchafft in meiner Bruſt,
Das kann die Seele wohl verſtehn,
Die keimt in neuer Luſt.

Du haſt der Dinge Ziel und Grund
An Gottes Thron durchſchaut,
Und thateſt kühn mir wieder kund,
Was dir der Herr vertraut.
Und wenn das große Löſungswort
Gleich mit dem Traum verſchwand,
So wirkt es doch im Tiefſten fort,
Gewaltig, unerkannt!

Auf ein ſchlummerndes Kind.

Wenn ich, o Kindlein, vor dir ſtehe,
Wenn ich im Traum dich lächeln ſehe,
Wenn du erglühſt ſo wunderbar,
Da ahne ich mit ſüßem Grauen:
Dürft' ich in deine Träume ſchauen,
So wär' mir Alles, Alles klar!

Dir iſt die Erde noch verſchloſſen,
Du haſt noch keine Luſt genoſſen,
Noch iſt kein Glück, was du empfingſt —
Wie könnteſt du ſo ſüß denn träumen,
Wenn du nicht noch in jenen Räumen,
Woher du kameſt, dich ergingſt?

Wie man in Paris bekannt macht.

(Fortsetzung.)

Ein Jahr später brachte Veron die Revue de Paris in Aufnahme, bezahlte seine Autoren in Bankbillets von 1000 Franken, und warf der erstaunten literarischen Welt Namen von Ministern und Pairs, die in den Reihen seiner Journalisten dienten, an den Kopf. Das Mittel wirkte drastisch; von der Ankündigung der Revue de Paris datirt sich die Erscheinung des buttergelben Umschlags, welchen die fashionablen Leser seit einigen Jahren günstigst und gnädigst adoptirt haben. Durch die Revue de Paris hatte Veron sich schon an die untersten Zweige des Baums in der Rue Lepelletier angeklammert, und einem so erfindungsreichen Kopfe konnte es nicht fehlen, daß er bald den Gipfel desselben erstieg. Er schaffte sich die schönste Equipage in ganz Paris an, wurde Gevatter von Mademoiselle Taglioni und der Cherubin von allen Pariser eleganten Schönen, gab prächtige Mahlzeiten und brillante Soiréen, umringte sich mit einem Hof von Künstlern und Feuilletonisten, deren Eifer und Journalartikel er splendid bezahlte; mit einem Worte, Veron verstand sich auf das Mittel, die Stummen sprechen, die Blinden sehen und die Tauben hören zu machen, so daß er in wenigen Monaten ein gemachter Mann war.

Didier, der Erfinder der Moutarde blanche, welcher seinen Laden in der Galerie d'Orleans des Palais-royal hat, soll gegen 200,000 Franken ausgegeben haben, um seinem Heilmittel Publizität zu verschaffen. Ja, er hat noch mehr gethan, und ein eigenes Journal gegründet, das nur dazu bestimmt ist, von den Wunderkuren seiner Moutarde blanche zu sprechen. Höchst selten verunglückt eine solche Ankündigung, und ich weiß mich nur eines solchen Falls zu erinnern: der Prospektus des Vicomte Botherel über die Omnibus-restaurans ist zu Wasser geworden, obschon, wie es heißt, die Unternehmung noch nicht ganz aufgegeben ist.

Die Pariser Kaufleute und Handwerker wenden dieselben oder ähnliche Mittel an, um Käufer herbeizulocken und Geld zu verdienen. Wenn der Kaufmann hier seine tägliche Einnahme sich verringern, seine alte Kundschaft und das große Publikum anderswohin gehen und sich selbst dadurch in die Nothwendigkeit, mit seinen Gläubigern zu liquidiren oder zu fallitren, versetzt sieht, nimmt er zu außerordentlichen Hülfsmitteln seine Zuflucht. Acht, vierzehn Tage lang läßt er die Quais, Boulevards und belebtesten Straßen der Hauptstadt mit sogenannten Prospektus überschwemmen, welche anzeigen, daß die grands établissemens des trois Sultanes, du Vampire oder des vêpres siciliennes geschlossen und die in diesen „unermeßlichen Magazinen“ aufgehäuften Waarenvorräthe wegen Auflösung der Handlung (par cessation de commerce) mit bedeutendem Rabatt, nämlich dreißig Prozent unter dem Fabrikpreise verkauft werden sollen. Das Publikum, froh, im Schiffbruch eines Handelsmanns sich wohlfeil versehen zu können, strömt in Masse herbei. Dank diesem stürmischen, egoistischen Eifer, welcher oft durch Gensdarmerie gezügelt werden muß, räumt der Kaufmann seine sämmtlichen fonds de boutique auf; Alles, was er seit Gründung seines Magazins an alten, aus der Mode gekommenen, verlegenen, verschossenen Waaren aufgehäuft hat, verschleudert er ballenweis um einen Spottpreis an die zahlreichen Käufer, welche sich vor seiner Ladenthüre drängen und Rippenstöße austheilen. Wenn der alte Waarenvorrath auf diese Weise ausgeleert ist, schließt der Kaufmann sein Gewölbe, läßt es neu anstreichen und vergolden, schafft sich neue Waarenvorräthe an, ändert sein Schild und läßt frische Prospektus austheilen, worin er dem verehrlichen Publikum ankündigt, daß die Eröffnung der grands magasins de la Dame blanche, de Robert Macaire oder de la Juive unwiderruflich auf den und den Tag festgesetzt sey. So hat sich sein Magazin gleichsam neu gehäutet; er fängt seinen Handel gleichsam wieder von Neuem an, kann es seinen Nebenbuhlern zuvorthun und läßt es in der Zukunft auf Gott und das Handelstribunal ankommen.

Kein deutscher Buchhändler, kein deutsches Journal, kein deutscher Sprachmeister versteht die Kunst des Aufschneidens besser, als der Pariser Kaufmann und Handwerker in seinen Prospektus. Wie einfach und doch verlockend zugleich sind schon die Benennungen: „magasins à prix fixe und maisons de confiance? wie verführerisch und perfid lauten alle jene Anzeigen von unmöglichen Waaren zu so niedrigen Preisen, daß sie selbst die Erwartungen des ärmsten Lumpensammlers und des schmutzigsten Geizhalses übertreffen? Il faut le voir, pour le croire, heißt die banale Formel in dieser Hinsicht. Es ist nicht wohl möglich, den Prospektus eines neuen Journals, die Annoncen von der Einrichtung eines neuen Instituts und die Einladung zu irgend einer Subscription in listigern, geschmeidigern und schmeichelhaftern Ausdrücken abzufassen, als es in jenen tausend und aber tausend weißen, grünen, blauen, rothen und gelben Papierstreifen geschieht, welche einem hier am Ausgang aus jeder belebten Passage, an jeder Straßen- und Marktecke tagtäglich aufgedrungen werden. Wir lassen einige Proben davon folgen. Ein Marchand mercier, welcher in der Rue Saint-Denis ein Magasin au grand Mogol etablirt hat, kündigt seine neue Erfindung der Gigots-Zephir, das Stück zu 2 Fr. 75 Cent. folgendermaßen an: Cette charmante innovation a pour

agrément d'être d'une solidité complète et parfaite; leur légèreté et leur grande souplesse offrent un avantage qu'aucun autre gigot n'a eu jusqu' à présent; ils ne font aucun bruit et ne cassent jamais lors d'une pression telle forte qu'elle puisse être, et reprennent de suite leur forme primitive; ils soutiennent la manche avec cette élégance, qui ne laisse rien à désirer. Zum Schluß folgen verschiedene Abbildungen vom Gigot-Zephir.

(Die Fortsezung folgt.)

Das Reformationsjubiläum in Genf.

(Beschluß.)

Späterhin bildeten sich Runden, die heiter und lustig, aber mit Sitte bis gegen Morgen um die erleuchteten Brunnen tanzten, deren Lampen zwar nach und nach matt wurden und erlöschten, nicht aber die Freude und Lust der Nachbarn und Nachbarskinder, sich so zusammenzufinden. Es war das ganz wieder wie zu Jean-Jacques Zeiten, wo auch oft die Einwohner eines Quartiers Runden um ihren Brunnen tanzten.

Es wurde jedoch an diesen öffentlichen Festmalen und Tänzen etwas gesehen, was Rousseau in seinem Genf doch nie erlebt hat, nämlich die echte christliche Art, wie sich dabei lang entfremdete, in offenem oder geheimen Haß mit einander lebende Familien einander näherten, sich die Hände boten und mit einander versöhnten, um das Reformationsfest würdig zu begehen. Dergleichen geschah aber nicht nur in Genf, sondern auch in den umliegenden Dörfern, Gemeinden und Bezirken, wo die wohlhabenden und reichen Genfer Familien, die da Güter besitzen, Alles thaten, um den benachbarten Landleuten, besonders auch ihren Kindern, einige frohe Tage zu machen.

Der Montag (21ste) war weniger vom Wetter begünstigt, sonst würde er nicht bloß heiter an Freude, sondern auch durch Lampen und Lichter hell geworden seyn. Des Morgens war wieder eine geistliche Konferenz, wo mit neuer Wärme die großen Fragen der Zeit in Beziehung auf kirchliche Freiheit, Reinheit, Einfalt und Würde besprochen wurden. Merkwürdig war dabei besonders der reine, glühende Eifer der Geistlichen aus dem südlichen Frankreich, die dadurch an Farel, Froment und Calvin, ihre Landsleute, erinnerten. Möchten doch die wenigen, geistig sich erneuenden Franzosen auf solche Stimmen hören! Am Abend sollte in der Dunkelheit ein schönes Fest folgen. Alle unsere großen und kleinen Schiffe, Dampfboote, Barken, Schaluppen und Kähne waren bereits mit bunten Lampen erleuchtet, das Dampfboot zu begleiten, das die fremden Geistlichen und die Mitglieder des Genfer Konsistoriums von Secheron, wo sie zu Mittag aßen, nach der Stadt zurückführen sollte. Ueberdies sollte wieder der große Kay und alle die Straßen erleuchtet werden, durch die der Zug nach Hause ging; aber anhaltende Regengüsse vereitelten Alles. Die wenigen Lampen und Lichter, welche sich herauswagten, gingen sogleich wieder aus.

Dieser Festessinn dauerte noch die ganze Woche in Genf fort, weniger öffentlich, als in kleinen Vereinen. Nur Donnerstags war ein billiger Nachtrag für die Kinder. Hier zogen sie, aber diesmal beim schönsten Wetter, gepuzt, in Reih und Glied, unter Musik und Fahnenschwingen auf den herrlichen, mit Bäumen umgebenen Rasenplatz auf Plainpalais, um hier in schönen Gruppen Kuchen, Wein u. s. w. einzunehmen. Später bildeten sich Reigen, Runden und Tänze, ja, diese würden noch länger gedauert haben, wenn nicht mit einbrechender Nacht die Luftballons mitten auf dem Rasenplatz sich immer mehr gedehnt und gebläht hätten. Bald darauf flog einer nach dem andern auf; es waren ihrer vier, sie kulminirten stolz eine Zeitlang und zogen dann, immer kleiner werdend, hinüber nach Savoyen und Frankreich, die Genfer Wappen, Farben, Embleme und freisinnige Inschriften leicht mit sich durch die Wolken tragend, hinter denen sie manchmal verschwanden. Hierauf begann ein lustiges Feuerwerk, und dieses sprühte, leuchtete und blizte noch, als die Kinder unter Musik seelenvergnügt wieder in die Stadt zogen und müde, wie sie waren, eilig zu Bette gebracht wurden, wo sie das schöne Fest wieder anknüpften und fortträumten.

Die sehr bedeutenden Ausgaben für diese Feste, für den Druck der Reformationsschrift in so vielen Tausend Exemplaren, für die Medaillen, für die neue Dekoration aller Kirchen u. s. w. waren durch Privatbeiträge zusammengebracht, an denen der Staat nicht den geringsten Antheil hatte.

So schloß sich dieses Fest, vom ersten Glockenton an bis zum lezten Kinderjauchzen als reiner Abdruck des Volksgemüths, so schloß sich das Fest, vor dem so manchen Zitterern so bange gewesen war. Aber nicht bloß Genfer Reformirte hatten daran Theil genommen, sondern auch eine Menge verständiger und aufgeklärter Katholiken. Sie sahen darin nicht, wie die Zeloten, eine Beleidigung ihrer Kirche, wie sie jezt ist, sondern nur die Reminiscenz an das, was sie 1535 war, und wie sie solche jezt selbst nicht dulden würden. Sie erblickten darin auch lange nicht bloß ein kirchliches, sondern mehr ein Nationalfest. Darum hatten sie, wenn gleich ihre Kinder fehlten, doch als echte Genfer, als echte Bürger, als echte Republikaner durch reiche Gaben daran Theil genommen.

Dr. Ch. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, Oktober.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung. Theater.

Aus dem Gebiete der Skulptur verdienen die Porträtmedaillons von Tieck in Berlin, David in Paris, die Büste Cuviers, von Merlieux in Paris, die Jungfrau Lorenz von Tangermünde auf ihrem Hirsch, von Rauch in Berlin, und mehrere Reliefs von Henning in London, ein Onyx mit dem erhaben geschnittenen Kopfe des Herkules und eine Anzahl Muschelkameen von Angelika Facius aus Weimar, und endlich einige Medaillons von A. Straube, ebenfalls von hier, vorzugsweise Erwähnung. — Es ist erfreulich, daß die von Schorn zur Verloosung mehrerer werthvollen Gemälde eröffnete Subscription allseitige Unterstützung findet. — Ein Gewinn für das Publikum und ein wesentlicher Fortschritt ist die jetzige Einrichtung, wornach die Gemäldegalerie und die damit verbundene reiche Kupferstichsammlung an einigen Tagen der Woche geöffnet ist. Wenn auch die erstere mit den berühmten ähnlichen Sammlungen in Dresden, München ꝛc. eine Parallele nicht aushält, weder was die Zahl, noch was den Gehalt der Kunstwerke betrifft, so enthält sie doch manch schönes Stück, das auch größere Sammlungen schmücken würde, namentlich von Lukas Kranach, Holbein, aus der niederländischen Schule (Rubens, van Dyk, de Fries), von Caravaggio, Tischbein, Stieler und Jagemann; ganz vorzüglich aber sind es die vortrefflichen Handzeichnungen des genialen Carstens, welche der hiesigen Gemäldegalerie einen eigenthümlichen Werth verleihen.

Wenn wir von Anstalten zur Beförderung des Kunstsinns in Weimar sprechen, dürfen wir das Theater nicht unerwähnt lassen. Dieses Institut hat im Verlaufe der neuern Zeit so verschiedenartige Beurtheilungen erfahren, daß einige unbefangene Worte zu dessen richtiger Würdigung wohl am Platz seyn dürften. Die Behauptung, daß die Weimarsche Bühne noch auf der Kunsthöhe stehe, welche sie unter Schiller und Goethe auszeichnete, wäre eben so einseitig, übertrieben und unwahr, als die andere, daß sie in der Periode ihres Glanzes ohne allen Einfluß auf den Zustand des deutschen Theaters überhaupt geblieben sey. Daß die jetzige Zeit dem echten Gedeihen des letztern nicht besonders hold, daß der reine, geläuterte Kunstgeschmack zum guten Theile der sinnlichen Genußsucht gewichen, daß an die Stelle weiser Einfachheit und inneren Gehalts äußere Verschwendung getreten sey, sind längst gewohnte und, wer wollte es leugnen? nicht ungerechte Klagen. Der Mittel, dem gesunkenen Bühnenzustande wieder aufzuhelfen, sind viele in Vorschlag gebracht, wenige angewandt worden; namentlich hat es die wahre Kritik, bei allen ihren redlichen Bestrebungen, im großen Ganzen noch nicht dahin bringen können, den Direktionen die Wahrheit eindringlich genug zu machen, daß nur dann eine bessere Epoche des deutschen Bühnenwesens zu erzielen und hervorzurufen sey, wenn das Publikum zur Kunsthöhe herangezogen, nicht aber dem verwöhnten Geschmacke des großen Haufen länger gehuldigt, wenn der deutsche Dichter durch Sicherstellung seines geistigen Eigenthums ermuthigt und in den Stand gesetzt werde, mit jener Freudigkeit und hingebenden Begeisterung für die Sache zu wirken und zu schaffen, die des Erfolgs gewiß ist. Die Zeit ist hoffentlich nicht mehr fern, wo diesen dringenden Bedürfnissen Abhülfe geschieht, wo der Deutsche auch in dieser Beziehung anfängt, wieder deutsch, wieder selbstständig zu werden. Daß dann auch Schauspieler erstehen, Bühnenkünstler in der edlern, würdigern, einzig wahren Bedeutung des Worts, unterliegt keinem Zweifel, und während wir jetzt nur vereinzelte, spärliche Erscheinungen erblicken, wird eine bessere Periode frische, tüchtige Kräfte erwecken, pflegen und zeitigen, die jetzt schlummern oder im Gewühle verflachen und untergehen. Der Kunstfreund wird es der Verwaltung des Weimarschen Theaters aufrichtig Dank wissen, daß sie, die Mängel des deutschen Theaters erkennend, das rüstige Streben zeigt, denselben nach Maßgabe ihrer Kräfte so viel möglich Abhülfe zu verschaffen und dem Institute seinen alten, wohlerworbenen Ruhm zu erhalten. Das vorherrschende Prinzip der hiesigen Bühnenleitung ist: Festhalten an dem guten Alten neben Fortschreiten mit dem Geist der Zeit, Veredlung des Kunstgeschmacks durch öftere Darbietung der Werke deutscher Meister, weise Benutzung und rechte Anwendung der gegebenen Mittel. Sie hat sich von der verderblichen Ueberschwemmung mit zum Theil seichten Produkten des Auslandes bis jetzt ziemlich frei zu halten, und im Ganzen richtige Auswahl darunter zu treffen gewußt, auch dadurch unverkennbar günstig auf das Publikum gewirkt, daß sie in der Regel nur den bessern neuern Werken einen dauernden Platz auf dem Repertoire einräumt. Wenn auch vielleicht denjenigen, welche meinen, die Raupachsche Muse werde, wie in Berlin, so auch in Weimar, theilweise über Gebühr gepflegt und begünstigt, nicht ganz Unrecht zu geben, und wenn die zuweilen hier öffentlich ausgesprochene Behauptung: Raupach gehöre den größten Dichtern aller Jahrhunderte an, eine arge Uebertreibung ist, so läßt sich doch, in Betracht der jetzigen Sterilität auf dem Felde der dramatischen Literatur Deutschlands, die möglichst umfangreiche Benutzung des vorhandenen wenigen Einheimischen einer Anstalt nicht zum begründeten Vorwurfe machen, welche, wie die hiesige, dem Andrang des Fremden Schranken zu setzen sucht. Das Weimarsche Theater, unter der Leitung eines vielseitig gebildeten Mannes, wie der jetzige Intendant, Obermarschall von Spiegel, nimmt unter den Kunstanstalten unsers deutschen Vaterlands das sicher einen ehrenvollen Rang ein und steht, was das, der hiesigen Bühne stets vorzugsweise eigen gewesene Zusammenwirken der einzelnen Kräfte zu einem Totale betrifft, noch immer als Vorbild da. Daß übrigens die Weimarsche Bühne nicht die letzte seyn wird, welche zu Schillers Denkmal ihre Beisteuer liefert, läßt sich nicht bezweifeln.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 249:
Destillirkolben.

Räthsel.

Nach dem Lateinischen des Lactantius. (Symposion.)

Ich leb' auf großem Fuß,
Doch hab' ich nur den Einen;
In meinem großen Kopf
Verberg' ich meine Kleinen;
Mein Kind ist auch der Schlaf,
Doch müßt ihr ja nicht meinen,
Ich sey in ihn verliebt:
Ich selbst — ich habe keinen.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 256.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 26. Oktober 1835.

Wagner. — — Die Welt, des Menschen Herz und Geist!
Möcht' jeglicher doch was davon erkennen.
Faust. — Ja, was man so erkennen heißt!
Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Goethe.

Die Spekulation und der Menschenverstand.

Der Streit zwischen der Philosophie oder Spekulation, welcher Name in neuern Zeiten vorgezogen wird, und dem gemeinen Menschenverstand oder dem unphilosophischen Bewußtseyn, ist so alt, als die Philosophie selbst, und wird, wie mancher Reichskammerprozeß, nur dadurch beendigt und erledigt werden, daß das Reich — der Welt — aufhört. Wir sind jedoch weit entfernt, ihn für einen Streit um des Kaisers Bart zu halten, und wollen unser Interesse daran dadurch an den Tag legen, daß wir die gegenseitigen Anklagen beider anhören und ihre Ansprüche abwägen.

Gegen die Spekulation berief sich der Menschenverstand — man erlaube uns die beiden Parteien einigermaßen zu personificiren — auf jenes alte Wort: es sey nichts von einem Fieberkranken im Delirium gefaselt worden, was nicht auch ein Philosoph behauptet hätte; er berief sich auf den beständigen Wechsel der Systeme, deren jedes, seinen Vorgänger stürzend, sich selbst für untrüglich und unwiderleglich erklärte, bis es auch wieder einem siegreichen Nachfolger den Thron einräumen, das Scepter übergeben mußte; er berief sich darauf, daß die Koryphäen und Wohlthäter der Menschheit, die Ordner der Staaten, die Gesetzgeber, die Helden keine Philosophen waren. Die Masse von Begriffen, Einsichten und Kenntnissen, welche unter der Menschheit verbreitet ist, sey, so behauptet er, nicht ein Geschenk der Spekulation, sondern eine Tradition des Menschenverstandes, der immer fortschreitend, seine Erfahrungen erweiternd, ihre Resultate berichtigend, die Thatsachen der Natur, der Geschichte, des äußern und innern Lebens sammle, und unbefangen auf einem Wege, der Allen nicht eben stiefmütterlich Ausgestatteten zugänglich sey, der Wahrheit nachgehe, ohne jene überschwänglichen Flüge in's Blaue zu wagen, deren Gewinn meist ein glänzender Irrthum, ein lecker und gewaltsamer Widerspruch mit dem Leben bleibe, ungefähr wie jener griechische Philosoph durch seine Spekulationen endlich dahin gekommen, daß er die Bewegung leugnete, aber sogleich dadurch widerlegt worden, daß ihm ein Anwesender vor der Nase herumspazierte.

Die Spekulation ihrerseits hat nicht ermangelt, auf diese Vorwürfe reichlich zu antworten. Sie erinnerte den Menschenverstand (oder das gemeine Bewußtseyn), wie lang er an die Bewegung der Sonne um die Erde unbefangen geglaubt habe, bis ihm unwidersprechlich das, der sinnlichen Anschauung so ganz zuwiderlaufende Gegentheil demonstrirt worden; sie setzte ihm mit der Frage zu: ob die Menschen unter seinen Auspizien etwa einiger unter sich gewesen, als die Philosophen? sie forderte ihn auf, aus seinen Begriffen, Vorstellungen, Ueberzeugungen das auszuscheiden, was er mit Recht

als ſein Eigenthum in Anſpruch nehmen könne, und machte ſich verbindlich, ihm, wofern er nicht auf den kahlſten Senſualismus ſich beſchränken will, eine Menge von Begriffen und Anſichten nachzuweiſen, die er nicht als ſein urſprüngliches Eigenthum beſitze, ſondern entweder von einer, über den Menſchenverſtand hinausliegenden Offenbarung oder von der Spekulation entlehnt habe. Wegen des Wechſels von Philoſophemen aber hat ſich die Spekulation damit entſchuldigt, daß, abgeſehen von manchen philoſophiſchen Wucherpflanzen, die dem eigentlichen Stamm der Spekulation fremd geblieben, ſich der Baum der Weltweisheit organiſch fort und fort aus ſich ſelbſt entwickelt habe, daß immer an die Stelle einer abgeworfenen Blüthe eine neue und höhere getreten ſey, deren Zuſammenhang mit der früheren, dem Auge des Uneingeweihten unbemerkbar, von dem Kundigen leicht begriffen werde, und eben dieſe ununterbrochene Entwicklung ſey die Bürgſchaft von der unerſchöpflichen Lebensfülle der Spekulation. Unwiſſend und undankbar empfange die Menſchheit die Gaben dieſer verkannten und beſcheidenen Wohlthäterin, und der gemeine Menſchenverſtand, um Generationen hinter den neuen Entdeckungen der Spekulation zurückbleibend, fange an, die ſchon halb verſchollenen Anſichten und Entdeckungen älterer Syſteme zu rühmen und anzuerkennen, wenn die Eingeweihten längſt an neuen und höhern Anſchauungen ſich erfreuen. In die Waffenrüſtungen der von jüngern Siegern niedergeſtreckten ältern ſpekulativen Kämpfer ſtecke ſich der geſunde Menſchenverſtand, als wären ſie durch die Niederlage gefeit und gefeſtet, und als müßte die Spekulation zittern vor den Schatten von Gegnern, die ſie ſchon einmal beſiegt. Die Spekulation geſteht ferner dem Menſchenverſtand (und als Anhänger deſſelben gelten alle, welche nicht in die Höhen und Tiefen der Logik und Metaphyſik ſich hinauf und hinab gewagt haben, z. B. ſo ziemlich alle Engländer und Franzoſen) gar kein Urtheil über ſich zu, weil er ſelbſt bekennen muß, ihre Studien nicht durchgemacht zu haben, und mithin nichts von ihr zu verſtehen. Jeder Schuhmacher müſſe ſeine Lehrjahre durchmachen, und obgleich jeder Menſch an ſeinem Fuße den Leiſten habe, könne er ſich doch nicht ſeine Schuhe ſelbſt machen (— das iſt wohl wahr, aber auch wer das Schuſterhandwerk nicht erlernt hat, glaubt urtheilen zu können, ob ihn der Schuh — drücke?) Anerkannt gelehrte und geiſtreiche Männer müſſen ſich mit ihren Urtheilen über Spekulation von dieſer zurückweiſen laſſen, als unbefugte Richter und anmaßliche Laien, während der Menſchenverſtand mit ſeinen Begriffen und Verſtellungen ihrem höchſten Forum unterliegt. Nichts als Vorurtheile hat der Menſchenverſtand oder das gemeine Bewußtſeyn; von ſeinen Verſtellungen überſinnlicher Dinge weiß er keine Rechenſchaft zu geben; ſeine Begriffe ſind loſe und willkührlich aneinander gereiht, gar nicht zuſammenhängend, einander widerſprechend; er huldigt der Autorität, ſtatt ſelbſtſtändig und ſelbſtthätig zu wiſſen; er iſt ein im Dunkel tappender Götzendiener, ſtatt im Lichte der Wahrheit zu wandeln, das allein den ſpekulativen Philoſophen ſtrahlt. Mit ſolchen und ähnlichen Behauptungen ſtehen die leztern eigentlich als Weſen höherer Art, als eine geiſtige Ariſtokratie da, durch eine weite Kluft getrennt von dem Meere des Vorurtheils und der blinden Autorität, und wenn ſie nicht die Großmuth hätten, mitleidig auch manchen Andern den gleichſam bewußtloſen, nur inſtinktartigen Beſitz deſſen zuzuſchreiben, was ſie mit Bewußtſeyn als gediegenen Schatz inne haben, ſo bildeten ſie eine gar kleine Kaſte bevorzugter, hellſehender Sonntagskinder, gegenüber von dem andern, blödſichtigen Werktagsſchwarme.

(Die Fortſetzung folgt.)

Wie man in Paris bekannt macht.

(Fortſetzung.)

Der Schuhmacher Galmais, aux deux petits lions de cuivre, Rue Dauphine, bittet das Publikum, ſein Etabliſſement nicht mit andern dieſer Art verwechſeln zu wollen, da er der Einzige in ganz Paris ſey, welcher ein paar Stiefeln zu 5 bis 6 Franken und auch darüber mache, die eben ſo elegant und dauerhaft ſeyen, als die zu 20 bis 25 Franken, welche man bei ſeinen Kollegen kaufe. Il ne dira pas, comme plusieurs de ses confrères, qu'il existe une grande diminution dans le prix des marchandises, il ne veut pas retirer le salaire des bons ouvriers qu'il occupe; mais il se contente d'un petit bénéfice. — Ein Barbier in der Rue Valois, hinter dem Palais-royal wendet ſich an die hommes sensibles. Er beginnt: De tous les maux, qui affligent l'humanité, le plus affreux c'est l'usage de se faire la barbe. Da nun aber, fährt er fort, dieſes ſchreckliche Uebel einmal beſtehe, ſo ſey unter ſo bewandten Umſtänden ein ſchlechtes Raſiermeſſer wiederum eines der größten Leiden für das menſchliche Geſchlecht; und dieſes Leiden dauernd zu verſüßen, haben bisher alle ſeine Kollegen mit ihren Savons onctueux und andern Cosmétiques vergebens verſucht; er habe dagegen ein Mittel erfunden, welches das ſchlechteſte, ſcharfigſte Raſiermeſſer trefflich ſchneiden mache; das ſey der Talisman, der heilende Balſam und die Zauberruthe für alle Leute, welche einen Bart haben; von Stunde an plus de souffrances! plus de mauvais rasoirs! Le public en jugera! Den Flacon von dieſem Elixier bietet der menſchenfreundliche Barbier zu fünf Franken an. — In der Paſſage Choiſeul fiel mir neulich

folgende Anzeige in die Hand: Ouverture des grands magasins de nouveautés etc. etc. Le nouveau propriétaire de cet établissement, jaloux de mériter votre confiance et de surpasser même les mérites de son prédécesseur, n'aura jamais recours aux indignes moyens, que le charlatanisme ne rougit pas de faire entrer dans les matières les plus respectables. Il a donc l'honneur de prévenir les dames, qu'il aura à leur offrir un choix considérable d'étoffes du meilleur gout, à des prix très avantageux, ayant traité des dépôts des principales villes de la France et de l'Europe. Elles rencontreront les plus belles qualités des véritables satins d'Arabie, reps d'Alger tout soie et la mousseline imprimée des Indes, châles cachemires, satins et foulards, mousselines Thibet pour robes, mérinos véritable barbe de Pacha, chalys, Sumatra, Pondichérys unis et brochés, toiles pour chemises, le tout au-dessous du cours. Darauf folgt eine lange Aufzählung von indiennes bon teint zu 18 Sous, von mousselines blanches zu 6 bis 8 Sous, von calicots sans apprêts zu 10 und 12 Sous die Elle, von mouchoirs zu 2, cravattes zu 5, écharpes zu 15 Sous u. s. f. — Ganz kürzlich wurde mir ein kleiner Zettel in die Hand gedrückt, worauf gedruckt zu lesen war: Dans la rue Galande Nr. 13 on habille une femme des pieds à la tête, robe, chemise, jupon, fichu, bonnet et bas pour — 3 francs 10 cent.

Keine Anzeige in einem Journal, stände sie auch in dem gelesensten Tageblatte, und wäre sie auch mit den größten Lettern, 100 Sous die Zeile, abgedruckt, würde jene Wirkung für den Kaufmann hervorbringen, als solch ein kleiner, überall ausgestreuter Prospektus thut. Es liegt in dieser Art zu verfahren viel Welt- und Menschenkenntniß; die Pariser Kaufleute wissen, mit wem sie zu thun haben, es muß hier Alles mit einer gewissen pikanten Unwahrscheinlichkeit auftreten; Bescheidenheit und Wahrheit machen hier kein Glück, und wer in diesem wogenden Meere von Betriebsamkeit nicht zu schwimmen versteht, kann sich nicht lange auf der Oberfläche halten, sondern geht darin zu Grunde. Daher ist es dem Kaufmann nicht zu verdenken, wenn er auf die Weise spekulirt, welche ihn selten trügt. Das Publikum weiß eben so gut, als jeder gelernte Krämer, daß man keine Mousselines zu sechs, oder Calicots zu acht Sous die Elle verfertigt; auch ist das verehrliche Publikum schon hundert und tausendmal mit den Mouchoirs à deux sous und Cravattes à cinq sous mystifizirt worden, und es kam noch nie zu rechter Zeit, um châles brochés zu 5 Franken und écharpes zu 15 Sous kaufen zu können; es hat sich aber dadurch niemals abhalten lassen, dahin zu gehen, wo man ihm neue Versprechen ähnlicher Art macht und fabelhafte Wohlfeilheit vorspiegelt; auch wird es in seiner unverbesserlichen Albernheit immer glauben, daß derjenige, welcher zuletzt zu ihm spricht, Recht hat. Darauf spekulirte nun der oben erwähnte Prospektus; er bezweckte nichts weiter, als Lärm zu machen und auf eine Weise aufzutreten, welche die öffentliche Aufmerksamkeit erregt und die neugierige Menge und Kunden herbeilockt. Und das gelingt durch ein solch einfaches Mittel jedesmal. Die Kauflustigen sagen zu sich: gehen wir einmal hin und sehen die Sachen an, wir brauchen ja nichts zu kaufen! und in Folge dieses Trostgrundes füllt sich die Bude des Kaufmanns und öffnet sich die Börse des Käufers; denn in wessen Sterblichen Macht ist es gegeben, der beredten Suada eines Pariser Krämers, der geschäftigen Gefälligkeit eines Pariser Ladendieners und der einschmeichelnden, sirenenartigen Beredsamkeit einer Pariser Comptoirdame zu widerstehen?

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Oktober.

Improvisatoren. Geburt des Kronprinzen.

Seitdem die Muse Sgricci's verstummt ist und sich nur noch selten in einzelnen Gelegenheitsgedichten vernehmen läßt, sind die Improvisatoren, namentlich bedeutendere, in Italien Seltenheiten geworden. Während im vorigen Jahrhundert, besonders gegen das Ende desselben, die gesammte geistige Thätigkeit der Italiener in Akademien und literarischen Gesellschaften mehr oder minder erschöpfende Befriedigung fand, und unter der zahllosen Menge dieser Anstalten nicht leicht eine für vollständig angesehen wurde, die nicht einen guten oder schlechten Improvisator aufzuweisen hatte, scheint jetzt mit der Gleichgültigkeit und Verachtung gegen diese Institute die Manie und das Vermögen, ex tempore zu dichten, in Abnahme und Verfall zu kommen. An Aufmunterung von Seiten des Publikums fehlt es nicht. Jeder Improvisator ist an sich eine so durchaus neue Erscheinung, daß sie noch jedesmal, und jetzt der größern Seltenheit wegen vielleicht mehr als früher, in die Theater lockt. Was den Südländer beim Schaffen solcher Poesien anzieht, ist nicht allein die Tortur des Gehirns (mettere il cervello a tortura, wie der Italiener diese Versuche passend bezeichnet), nicht allein das, wenn man so sagen darf, physische Produziren des Geistes, oder das gewaltsame Ringen eines in sich konzentrirten Gemüthes mit Gedanken und Form, nicht die sichtliche Freude oder die Ueberraschung des Sängers, wenn glückliche Gedanken ihm erstehen, nicht des Sichermuthigen und Heben desselben durch den Beifall eines ihn in dem Moment verstehenden, ja seine nur halb ausgesprochenen, nur angedeuteten Ideen im Voraus fassenden Publikums, nicht dieses allein nimmt die Aufmerksamkeit der hiesigen Hörer in Anspruch, sondern mehr als dies die natürlichste, rhapsodenartige Recitation, dann das den Bewohnern dieses Landes sonst unbekannte, willenlose und unbeabsichtigte Sichhingeben an einen Gegenstand, die am Ende jedes Gedichts sich einstellende, fast bis zur Bewußtlosigkeit führende Erschöpfung, und endlich die Unsicherheit des Erfolgs, welche in einer ängstlichen Spannung erhält und einen geistigen

Kitzel erzeugt, wie man es hier eben zu lieben pflegt. — Lecconi, der jetzt in Paris in größern Versuchen Sarticci nachstrebt, ist hier sehr wohl bekannt; man meint aber, von dem noch jungen Regaldi, der vor wenigen Wochen zum ersten Male öffentlich auftrat, sich dasselbe vielleicht mehr versprechen zu dürfen. Es blitzten in diesen Erstlingen seiner Muse einzelne Funken auf, welche ihn höherer Dichterweihe würdig machen und zu etwas Besserm, als zu einem Improvisator bestimmen könnten. Glücklich war er namentlich in seinem Liede auf den verstorbenen Romagnosi und in den Strophen auf den bekannten Segato. Wenn man auch zugeben kann, daß solche Gegenstände, die zum Tagesgespräch gehören, im Allgemeinen vorher überdacht waren, so tragen doch Wechsel des Versmaßes und Eigenthümlichkeit des Ausdrucks durchaus den Stempel improvisirter, aber in dieser Beziehung ausgezeichneter Poesie. In dieser Hinsicht überraschte auch durch Einfachheit und würdige Haltung das Lied auf Florenz:

Beati i tuoi colli di rose vestiti,
Beati i tuoi campi di gloria nutriti,
Beate quell' onde, che versa Apennin,
Beati i tuoi templi, le mura fastose,
Che fra le guerresche vicende campose
Dell' arti maestro l'orgoglio divin.
Bambina la patria favella vagia,
Et era il vagito divin armonia,
Che rese più santo l'Italico sol.

Gepriesen deine Hügel, mit Rosen bekleidet,
Gepriesen deine Gefilde, vom Ruhm genährt,
Gepriesen die Wogen, die der Apennin gießt,
Gepriesen deine Tempel, die stolzen Mauern,
Die im Wechsel des Kriegs schuf
Göttlicher Stolz, Meister jeglicher Kunst.
Kind noch, wimmerte die heimische Sprache,
Und göttliche Harmonie war ihr Wimmern,
Die heiliger noch machte den italischen Boden.

Die Folge nun hat nach diesem guten Anfang zu lehren, ob Regaldi, wie es der Fall zu seyn pflegt, auf dieser Stufe verbleiben, oder durch sorgfältiges, fortgesetztes Studium weiter streben wird.

Es ist in fremden, auch in deutschen Zeitungen viel von großen Volksfesten die Rede gewesen, welche hier bei der Geburt des Kronprinzen gefeiert worden seyn sollen. Sie sind aber zunächst durch Schuld der Cholera beim guten Willen verblieben und auf's Unbestimmte hinausgerückt worden. Doch hat auch ohne sie dies glückliche Ereigniß für das Land seine unmittelbar heilsamen Folgen gehabt, und nicht allein hier und überall in den Provinzen in den bei solchen Gelegenheiten üblichen Salven, Messen und Te Deum sich ausgesprochen, sondern auch der Noth und dem Elend Unterstützung und Erleichterung gewährt. Hier ward den Aermsten ein gehöriges Quantum Brod verabfolgt, und auf den drei Pfandhäusern der Stadt unentgeldlich Alles zurückgegeben, was sich an Pfändern auf 1 — 4 Lire belief, und der Fiskus mit dem Schadenersatz belastet. Für unbemittelte Mädchen setzte man 560 Mitgiften, unter diesen 207, jede zu 20 Scudi, 563, jede zu 15, aus; die ersten vergab der Großherzog, die übrige größere Anzahl vertheilte das Loos. Alle vorliegenden Kriminalprozesse, Desertionen, Zelldefraudationen, unbeabsichtigter Mord, überhaupt alle Vergehen, die nicht einem Andern unmittelbaren Schaden bringen, wurden annullirt, politische Vergehen aber durchaus nicht berücksichtigt. Der Magistrat verordnete drei Festtage und forderte zu einer allgemeinen Illumination auf.

Weimar, Oktober.

(Beschluß.)

Musik. Meyer.

Der Sinn für Musik war in Weimar von jeher einheimisch, und in ganz Thüringen wird sie gepflegt und mit Begeisterung geliebt. Glücklicherweise hat ein richtiger Takt Ueberbildung, Verzärtelung und all den neumodischen Flitter bis jetzt hier fern zu halten gewußt, die in unsern Tagen immer mehr überhand nehmen und, wie Schlingpflanzen, den guten, einfachen Geschmack zu ersticken drohen. Durch tüchtige Institute ist für Ausbildung des Musiksinns gesorgt; wir besitzen eine Anzahl musikalischer Vereine, eine Liedertafel, eine treffliche Oper, Anstalten, die dem Würdigen und Gediegenen huldigen; wir besitzen an Hummel, Lobe, Häser ꝛc. Männer, welche sich durch ihre Leistungen einen ehrenvollen Namen erworben haben, und besonders auch auf den musikalischen Bildungsgrad in Weimar einflußreich wirken. — Der würdige Rochlitz aus Leipzig hat neuerlich, auf Veranlassung des Hofes, den hiesigen Kunstfreunden einen Genuß reiner und edler Art gewährt durch seine Vorträge über die Geschichte der Gesangkunst, namentlich der geistlichen, in den letzten drei Jahrhunderten, als Fortsetzung der von diesem ausgezeichneten Theoretiker bereits vor drei Jahren vor einem gewählten Cirkel über denselben Gegenstand gehaltenen Vorlesungen. Die Biographien und Werke von Rolle, Graun, Hasse, Naumann, Fasch, Haydn, Mozart, Beethoven, Hummel, Abt Vogler, Cherubini und Spohr waren diesmal die Gegenstände seiner gediegenen Vorträge, denen er mit Hülfe der Vorführung klassischer, theilweise seltener Tonstücke von den genannten Meistern, wodurch eines jeden Eigenthümlichkeit wahr, scharf und anschaulich hervortrat, noch einen besondern Reiz verlieh.

Nicht ohne Freude wird die literarische Welt die Nachricht vernehmen, daß Heinrich Meyers Geschichte der bildenden Kunst bei den Griechen (Dresden, 1824), bekanntlich das Resultat seiner, durch die Herausgabe der Winkelmannschen Schriften in Gemeinschaft mit Fernow und Schulze angeregten vieljährigen Beobachtungen und Forschungen über die Geschichte der Kunst im Alterthum, kein Bruchstück mehr bleiben wird. Leider erlebte der Verfasser die Vollendung dieses Meisterwerks durch den Druck nicht; er starb, seinem Freunde Goethe bald nachfolgend, am 14ten Oktober 1832 in Jena. Dem thätigen Bibliothekar Riemer verdanken wir die Herausgabe der Fortsetzung des Buchs, welche bei Meyers Tode zum Druck bereit lag. Ersterer hat sie vor Kurzem angekündigt unter dem Titel: Heinrich Meyers Geschichte der bildenden Kunst bei den Griechen und Römern (Dresden, bei Walther). — Aber nicht bloß als Künstler und Gelehrter, auch als Mensch hat sich Meyer ein unvergängliches Andenken bereitet. Die Armen hiesiger Stadt nennen seinen Namen mit Segen, denn sie verehren in ihm den Wohlthäter und Vater. Dieser edle Menschenfreund hat in seinem Testamente zu Erben seines ganzen, nach Abzug mehrerer Legate gegen 33,000 Thaler betragenden Nachlasses die Armen in Weimar ernannt. Der jährliche Zinsenabwurf von dem Vermögensstamme wird, nach dem Willen des Stifters, dazu verwendet, kranke Hausarme von jedem Stande, Alter und Geschlechte mit ärztlichem und wundärztlichem Beistande und mit Arzeneien zu versehen, sie zu warten, bis zu ihrer Wiedergenesung oder ihrem Tode unentgeldlich zu versorgen, und zwar in ihren eigenen Wohnungen. Diese Stiftung hat seit ihrem zweijährigen Bestehen schon viele Thränen getrocknet. Die Oberaufsicht über dieselbe führt die Frau Großherzogin, die erhabene Beschützerin alles Edlen und Großen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 150.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 257.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 27. Oktober 1835.

Treibt Schelmgewerbe, treibt's, da ihr's bekennt,
Als Handwerk!

Shakespeare.
Timon.

Wie man in Paris bekannt macht.

(Beschluß.)

Das Bekanntmachen beschränkt sich nun aber nicht auf die Einrückung einer Annonce in die Spalten eines Journals oder auf das Austheilen zahlreicher Prospektus, man sucht durch alle möglichen Mittel die Aufmerksamkeit und die Augen der Vorübergehenden auf sich zu ziehen. Besonders tragen die Pariser ihre Seelenergüsse noch in den großen Anschlagzetteln zur Schau, welche sie an den verschiedenen Mauern der Hauptstadt oft in ungeheurem Format ankleben, und worin sie ihre unverschämten Lügen in großen Worten und Buchstaben auskramen, um die Gutmüthigkeit und Leichtgläubigkeit zu bethören. Bald ist es eine Anzeige in gothischen Lettern, bald gehen die Buchstaben von unten nach oben, bald von oben nach unten; der große Anfangsbuchstabe ist gewöhnlich in eine hübsche Vignette verschlungen. Hier wird die Anzeige auf rothem, dort auf grünem, blauem oder gelbem Papier gemacht, und bisweilen sind die Buchstaben sechs Zoll lang. Ja man begnügt sich nicht mehr, diese Anschlagzettel an die Mauern zu kleben, sondern man faßt sie zierlich unter Rahmen und Glas und läßt sie an irgend einem Hause, in irgend einer besuchten Passage oder an einem Schornstein aufhängen oder einmauern, wie man solches in der Rue Vivienne, in der Passage Colbert, auf dem Boulevard Bonne Nouvelle und an andern Orten sieht; man hängt sogar die Annoncen als Luftballon auf. Von meinem Fenster aus habe ich einmal Abends über dem Pont des Arts, etwa 300 Fuß hoch in der Luft, einen erleuchteten Luftballon schweben sehen, den ich Anfangs für den neuen Kometen hielt; genauer aber und durch die Brille besehen, war dieser neue Stern die Anzeige einer neuen Methode, in fünfzehn Stunden eine schöne Handschrift schreiben zu lernen. Ich glaubte, der Mann habe mir zum Spott seinen Luftballon da aufgehängt, und schloß ärgerlich das Fenster.

Vor der Julirevolution waren auch die ambulirenden Affichen noch Mode. Ein von Kopf bis zu Fuß, vorn und hinten, über und über mit Affichen bedeckter Mann ging damals von Morgen bis Abend in den Straßen der Hauptstadt herum und blieb an den besuchtesten Orten jedesmal eine Viertelstunde stehen. Das war wirklich eine neue, originelle Erfindung, welche Anfangs auch viel Glück gemacht haben soll. Seither hat man die Prospektusaustheiler in allerhand wunderliche Verkleidungen gesteckt; sie begegnen einem bald als Affen, bald als Matrosen, bald als Wilde, bald als Teufel oder Schotten gekleidet. Neulich sah ich in der Rue Richelieu zwei Milchweckverkäufer, wovon der Eine mit

einem eisernen Klöppel unaufhörlich auf eine Glocke schlug, während der Andere ein unbändiges Geschrei dazu erhob. Sie zogen einen kleinen, zweirädrigen Karren hinter sich her, auf dem die noch ganz frischen Milchwecken dampften, und über demselben ragte eine kolossale hölzerne, roth angestrichene Hand mit einem noch kolossaleren Daumen empor, worunter die Inschrift stand: Au pouce du millionnaire. Doch das sind Abnormitäten, und damit wollen wir uns nicht beschäftigen. Im Vorbeigehen bemerke ich übrigens, daß der berühmte englische Radikale und Schuhwichsverkäufer Hunt seine Waare gleichfalls in einem sonderbaren Wagen feil bot, der, ganz eigens geformt, mit schönen Pferden bespannt war und von reich gekleideten Bedienten in sonderbarer Livree geführt wurde.

Doch ich schließe; ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle die verschiedenen Arten, sich in Paris bekannt zu machen, aufzählen wollte. Von den Pariser Aushängeschildern, als einer besondern zahlreichen Gattung von Annoncen, wollen wir die Leser dieser Blätter nächstens unterhalten. Für heute können wir schließlich unsern Landsleuten die Pariser Journalanzeigen, Prospektus und Anschlagzettel nicht genug zum Studium anempfehlen, wenn sie hier, wie es einem Deutschen Anfangs wohl in Paris zu begegnen pflegt, Langeweile haben und eine Unterhaltung suchen, die nichts kostet, oder doch nicht sehr kostspielig ist. Ueberdies ist diese Unterhaltung belehrend und angenehm zugleich. Wenn man mit dem Omnibus fährt, lasse man sich stets den Gratis geben, im Kaffeehause lese man regelmäßig das Journal des petites affiches parisiennes, und wenn einen der Weg an einem Platz vorüberführt, wo die Mauer von oben bis unten mit Anschlagzetteln bedeckt ist, so widme man der Lektüre derselben einige müßige Augenblicke. Man wird immer etwas Merkwürdiges für die Seelenkunde der Pariser darin finden, weil sie bei diesen Gelegenheiten ihr Herz — nämlich das, was sie auf der Zunge, nicht das, was sie im Herzen haben — ausschütten. Es sind lauter Windbeuteleien; aber die Aeolsharfe selbst braucht Wind, um ihre harmonischen, wunderbaren Töne dem vorübergehenden Wanderer zuzutragen; wie sollten die Pariser den Wind entbehren können, welche mit ihrer Industrie den Ton für die ganze Welt angeben wollen? Ich muß oft lachen, wenn ich hier an allen Straßenecken angeschlagen finde, daß man ein Hospital für alte, kranke und schwache Hunde eingerichtet habe, daß man Katzen und Hunden die Schwänze ohne Schmerzen abschneide und Zahnweh im Augenblick kurire, daß man in der Rue de l'arbre sec nr. 11 ein Dekokt finde, welches alle Uebel der Menschen auf der Stelle und von Grund aus heile, und Anderes dergleichen mehr. Es ist wunderbar, daß Elende die Mittel, gesund zu werden, und arme Teufel die Kunst, Reichthum zu erwerben, um ein Billiges öffentlich feilbieten. Doch darf man sich daran nicht stoßen und die Pariser deßhalb gleich der Quacksalberei und Charlatanerie beschuldigen. Wir haben in Deutschland auch so viele untrügliche Mittel, den Staat frei, reich und blühend, die Wanzen unschädlich, die Menschen glücklich, die Jugend wohlerzogen zu machen, daß man glauben sollte, es gebe bei uns keine arme Staaten, kein lästiges Ungeziefer, kein Elend und keine ungezogene Schlingel mehr. Das ist ein, allen Menschen gemeinsamer Egoismus, daß sie auf irgend eine Weise ihre Kenntnisse zum Wohl der Menschheit auskramen; und die gute Menschheit hat sich von den egyptischen Priestern an bis auf den Père Enfantin herab so viel vorschwatzen und vorlügen lassen, daß man bei den Versuchen, sie glücklich, gesund und frei zu machen, noch Manches wagen kann, ohne gerade für einen Betrüger oder Quacksalber zu gelten.

Die Spekulation und der Menschenverstand.

(Fortsetzung.)

Um den Schein einer allzuanmaßlichen Ausschließlichkeit zu mildern, wird Einzelnen, die nicht gerade auf dem strengen und steilen Wege der spekulativen Methode und in der Zucht der Schule herangekommen sind, das Ehrenbürgerrecht der spekulativen Republik ertheilt, wie z. B. Goethe, welchem nachsichtigerweise die poetische Anschauung als begriffliche Spekulation, und die von ihm beobachtete Neutralität für geleistete Hülfe angerechnet wird; aber doch war auch Goethe, wenn man streng seyn will, obgleich mit der Krone und dem Purpur der Poesie geschmückt, doch nie mit dem weißen Mantel der Spekulation bekleidet; ach! er hat den Zauberstab der Methode nicht gekannt! Andere mußten für ihn aus der Fülle seiner Geisteserzeugnisse sein spekulatives Glaubensbekenntniß herauslesen und herausdeuten, was freilich dadurch leicht wurde, daß er hinsichtlich der philosophischen Probleme sich vorsichtig zurückgehalten, und die sich überall aufdrängenden Fragen mit Gegenfragen, mit Allegorien und Ironie, mit symbolischen Andeutungen und mit Bedenklichkeiten abgelehnt oder umgangen hatte. Wenn es aber Goethe gefallen hätte, über die Spekulation ein entschiedenes, ein ungünstiges Urtheil auszusprechen, würde sich diese darum bekümmert und ihm die Befugniß dazu eingeräumt haben? Gewiß nicht! Aber Goethe war zu besonnen, um sich durch Widerspruch, Tadel oder Zweifel da einen Gegner zu erwecken, wo ihm schon sein Schweigen und Zusehen einen Freund erwarb.

Gibt es alſo, um ſich das Recht zu erwerben, über die Spekulation und ihre Ergebniſſe zu urtheilen, keinen andern Weg, als den, ſich unter ihre Meiſter und Jünger zu miſchen und ihre ſchwere Sprache, die Hegel die Sprache der Götter nennt, zu lernen? Dies ſcheint wirklich ihre Forderung zu ſeyn, und dabei rechnen ſie darauf, daß Jeder, der ſich den geheiligten Kreiſen nahe, durch den Genuß ihres Lotos ſo bezaubert werden müſſe, daß er nicht als feindſeliger Spion zurückkehre, ſondern als getreuer Fechter und Wächter ausharre ſein Lebenlang; wer einmal das Kreuz (des Begriffes) auf ſich genommen, der muß auch im gelobten Lande ſterben. Wer aber nicht treu bleibt — der iſt eben kein rechter Schüler geweſen, und die Göttin Spekulation hat ihn, ſeine Tücke vorausſehend, nicht mit echtem Nektar getränkt, der eine ewige Wahrheitstrunkenheit erzeugt, ſondern mit einem nachgemachten Gebräue, das nur einen flüchtigen Rauſch gibt. Nur ein ſolcher etwa, der, wie Odyſſeus an den Sirenen vorbeiſegelte, obgleich er ihren lockenden Geſang vernahm, in gefahrloſer Ferne ſich mit der Spekulation vertraut gemacht hätte, könnte über ſie urtheilen; aber das ſcheint beinahe unmöglich zu ſeyn.

Iſt dieſer anmaßliche Deſpotismus der Spekulation, die ſich das Monopol der Einſicht in den höchſten und wichtigſten Gegenſtänden vorbehalten will, zu dulden? Eine wohl aufzuwerfende Frage. Aber zuerſt ſehen wir, in welchen Gebieten ſie denn eigentlich die Meiſterin ſpielen will. In den Naturwiſſenſchaften wohl nicht; denn hier bleibt doch immer das Erfahrungsmäßige überwiegend, verbunden natürlich mit dem Raiſonnement, der ſcharfſinnigen Kombination und Divination, die mit der Spekulation nicht gerade nothwendig verbunden ſind. Auch der Geſchichte wird ſich die Spekulation vergeblich ganz zu bemächtigen ſuchen, ſo lange tüchtige Kämpfer die wahren Schätze derſelben gegen Geſpenſter hüten, welche gerne dieſelben ſtehlen und falſches Zaubergeld daraus prägen möchten. Auch das praktiſche Gebiet der Rechte und der Politik hat ſich die Spekulation noch nicht aneignen können. Die Sphäre, wo ſie ausſchließlich herrſchen will und Jeden, der nicht ihre Farbe trägt und ihre Sprache redet, für unmündig erklären, iſt die, wo die Begriffe und Probleme von Gottes Seyn und Weſen, ſeinem Verhältniß zur Welt, zur Natur und Geſchichte, von der Religion und von den Religionen, von Unſterblichkeit, Freiheit und Nothwendigkeit, Schickſal u. ſ. w. vorkommen. Hier ſoll jeder Andere verſtummen vor den Orakelſprüchen, die aus dem Heiligthum ſpekulativer Wiſſenſchaft hervortönen; hier wird jedes, nicht dem Syſteme entnommene Urtheil mit dem Namen Vorurtheil gebrandmarkt, jede Beweisführung, die von andern Vorausſetzungen ausgeht, als ſchales Raiſonnement verachtet. Die untergeordneten Sphären dürfen wohl auch von Andern behandelt werden, aber die lezten Ringe der Weltkette halten ſie in den Händen, die Centralſonne der Intelligenz iſt ihr ausſchließliches Eigenthum.

Was iſt denn aber der Zauber, der jene Glücklichen vom Boden, an dem wir andern, ſchwerfälligen Sterblichen haften, erhebt? was ſind die Schwingen, die ſie in den durchſichtigen Aether des Wiſſens und der Wahrheit tragen? welcher Art iſt die Organiſation, die zu einem ſolchen Vorzuge befähigt? Vor einiger Zeit gab die ſogenannte intellektuelle Anſchauung, die ſich freilich nicht ſo genau beſchreiben, nicht erzwingen, ſondern nur fordern ließ, das Anrecht zu jener geiſtigen Adelstribüne, dem δος μοι που στω; in neuerer Zeit aber iſt man auf die Entdeckung gekommen, die auch einem nivellirenden Zeitalter mehr Ehre macht: daß jene Verzückung nicht das Wahre ſey, daß man mit gemeſſener Bedachtſamkeit ſich emporarbeiten könne ohne jenes Gnadengeſchenk der intellektuellen Anſchauung, die, wie man jezt zu verſtehen gab, dem nüchternen Denker wenig zieme. Als das einfache Mittel dazu wurde nunmehr angegeben — die Strickleiter der Logik oder des Denkprozeſſes, welche, angeheftet, und zwar, wie wunderbar! unten, an das reine Nichts, den unverdroſſenen Eskaladeur bis hinauf zu dem Empyreum der Ideen, oder vielmehr des Begriffs, des abſoluten Geiſtes leitet, wobei unerläßliche Bedingung iſt, daß er nicht ſelbſt vorwitzig taſte und klettere, ſondern ſich der aus ſich ſelbſt weiter geſponnenen Strickleiter gänzlich überlaſſe, widrigenfalls ſie ihm zum Fallſtrick der raiſonnirenden Subjektivität werden würde. Statt der Anforderung: die intellektuelle Anſchauung zu haben, deren ſich freilich Mancher nur ehrenhalber rühmen mochte, zumal da man nicht ſo ſtreng examinirte, wird dem Zögling der Spekulation jezt nur die ſcheinbar kinderleichte Zumuthung gemacht, das reine Nichts zu denken, (was freilich wohl etwas Anderes ſeyn mag, als das bekannte Nichts oder an Nichts denken) und ihm verheißen, wenn er dieſer Forderung entſpreche, ſo müſſe ihn die Selbſtbewegung des reinen Denkens wie ein Sturmwind die ganze Stufenleiter der Begriffe hinan bis zum höchſten abſchließenden Gipfel tragen. Wer, der jene erſte Forderung zu erfüllen vermag, ſollte ſich nicht verſucht fühlen, das wunderbare Experiment, die transſcendentale Reiſe um die Welt mitzumachen, wo ein Land, eine Inſel um die andere wie neu geſchaffen emporſteigt, und er ſich endlich wieder als ein ſpekulativer Cook auf der Stelle findet, von wo er ausgegangen! Einigermaßen freilich könnte der Enthuſiasmus herabgeſtimmt werden durch die Reſultate einer ſolchen Gedankenfahrt; denn während der Weltumſegler edle Metalle, Edelſteine, Gewürze, Vögel, Affen und andersredende

Menſchen mitbringt als Beweiſe ſeiner Reiſe, bringt man von dem ſpekulativen Weltgang Sätze mit, wie: alles Wirkliche iſt vernünftig, und alles Vernünftige wirklich, und von allen jenen Schätzen und Seltſamkeiten nichts — als etwa einen andersredenden Menſchen, ſich ſelbſt. Dies Reſultat hilft mit beſtätigen, was ohnedin keinem Zweifel unterlag und keiner Verſicherung bedurfte: daß es bei dem Prozeß der logiſch-metaphyſiſchen Weltſchöpfung ganz natürlich zugehe, und den Glauben beſtärken, daß der Schein des Wunders: aus dem Nichts das All, aus dem leeren Seyn die Natur und den Geiſt hervorgehen zu laſſen, doch nachgerade verſchwinden müſſe. Immerhin aber kann ſich unſer Zeitalter auf ſeine Erfindungen, welche die Beweiſe einer unglaublichen Oekonomie und Benutzung aller Gegenſtände ſind, etwas zu Gute thun. Den Dampf ſah man früher für ſo viel wie Nichts an, und jezt iſt er die gewaltigſte Kraft. Das Nichts hat man bisher thörichterweiſe für Nichts gehalten, und jezt erſt findet man in ſeinen Falten den Keim der Welt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Das Pantheon.

London iſt ſo groß und dabei ſo voll geſtopft mit Sehenswürdigkeiten, oder wenigſtens mit ſolchen Dingen, die Jedem, der ſie noch nicht geſehen hat, als das non plus ultra des Sehenswerthen gerühmt werden, daß es für männiglich, zu deſſen Lebenszwecken es nicht gehört, Jahr aus, Jahr ein vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht von Straße zu Straße, ich möchte ſagen, von Haus zu Haus zu ziehen, geradehin eine Unmöglichkeit iſt. Alles zu ſehen. Wie oft bin ich mit dem Vorſatze ausgegangen, das ſeit ungefähr zwölf Monaten in neuer Pracht und Herrlichkeit erſtandene Pantheon zu beſuchen! Und wenn ich müde und matt nach Hauſe zurückkam, hatte ich Vieles, doch nicht das Pantheon geſehen. Sehr natürlich: rechts und links hatten rieſenmäßige Anſchläge mich vom Wege abgelenkt. Sie ſprachen alle von Gegenſtänden, die kein Menſch ungeſchaut laſſen dürfe, und hier war es das allerletzte, dort das letzte und an einer dritten Hausthüre das vorletzte Mal, daß die Gelegenheit des Schauens ſich bot, während ja das Pantheon ein feſtſtehendes und täglich — Sonntags ausgenommen — geöffnetes Inſtitut iſt. Hierin fand ich ſtets genügende Entſchuldigung für die Untreue an meinem Vorſatze, und wer weiß, wie lange ich mich noch von dieſem Blendwerke hätte gängeln laſſen, wenn ich nicht vor Kurzem in der Oxfordſtraße von einem heftigen Herbſtſchauer überfallen und durch die Nähe des Pantheons auf den glücklichen Gedanken gebracht worden wäre, in der Befriedigung meiner Schauluſt dem Regenſtrome ſein bereits angefeuchtetes Opfer zu entziehen. Als ich aber in die Halle eingetreten war, ohne zum Behuf des Oeffnens der Thüre die Hand an das Schloß oder an eine Klingel gelegt zu haben, denn hinter den ungeheuern Glasfenſtern ſtehen aufmerkſame Portiers, die dem Eintrittluſtigen das Eine, wie das Andere erſparen, da empfand ich den ſchönen und reichen Gewinn gründlich gepflegter hiſtoriſcher Studien. Während Hunderte von Gaffern ſich umhertrieben, nur mit der Gegenwart beſchäftigt, wußte ich, wie es vor ſechzig und mehr Jahren hier ausgeſehen, kannte ich den Boden, auf welchem ich ſtand, ſchwelgte ich im Genuſſe der Vergleichung. Das große, unter dem Namen Pantheon die Oxfordſtraße in London ſchmückende Gebäude wurde urſprünglich nach dem Plane von James Wyatt errichtet, 1768 angefangen, 1771 vollendet und, laut Verſicherung eines Zeitgenoſſen, von Eingebornen und Fremden für das ecelſte Bauwerk in Europa, wo nicht des ganzen Erdkreiſes erklärt. Sein Zweck war, ein Schauplatz für öffentliche Beluſtigungen zu ſeyn, und wie es demgemäß am 27ſten Januar 1772 dem Publikum geöffnet wurde, füllten über zweitauſend der vornehmſten und faſhionabelſten Menſchen die ungeheure Rotunde und die vierzehn Säle, aus welchen das Ganze beſtand. Erſtere hatte doppelte, mit griechiſchen Reliefs geſchmückte Kolonnaden. Aehnliche Reliefs füllten die weit geſpannte Kuppel. Damit das Gebäude den Namen eines Tempels der Götter mit Fug und Wahrheit führen möchte, wurden rings um die Baſis der Kuppel Niſchen zur Aufnahme von Statüen heidniſcher Gottheiten gewölbt, und drei derſelben beſetzt mit — einer Britannia, einem dritten Georg und einer Königin Charlotte. Während des erſten Winters fanden im Pantheon nur Abonnementsaſſembleen des hohen Flugs ſtatt, dreimal die Woche, bloße Schaugerichte, ohne Muſik und ohne Tanz; aber man amüſirte ſich himmliſch. An den übrigen drei Tagen wurde jeder Menſch eingelaſſen, der das Innere zu ſehen wünſchte, gegen Erlegung von fünf Schillingen die Perſon. Obgleich das für ſolchen Genuß ſelbſt in London ein enormes Entrée iſt, ſo faßte doch das weite Haus oft nicht die Zahl der Gäſte, und man beſchloß im folgenden Juli, das Gebäude zu vergrößern. Sobald das geſchehen war, zeigte es ſich für die Zahl der Gäſte zu groß; denn Gottes weite Erde trägt kein veränderlicheres Geſchlecht, als die müßige Londoner Welt. Alſo arrangirte man Maskeraden im glänzendſten Styl. Eine der berühmteſten iſt die, welche der bekannte Pantalon Delpini zur Feier der Volljährigkeit des Prinzen von Wales veranſtaltete. Er ließ ſich jedes Billet mit drei Guineen bezahlen. Wer nur immer drei Guineen wegzuwerfen hatte oder ſolches die Leute glauben machen wollte, kaufte ſich ein Billet. Dennoch kam Delpini nicht auf ſeine Koſten, und ſagte deßhalb zum Prinzen, ein zweites Unternehmen der Art würde ihm einen Platz auf „des Papa's Bank“ (Kings bench) anweiſen. Auf derſelben Maskerade erſchien Garrick als Zigeunerkönig, und der Annaliſt des Feſtes bemerkt, daß er dieſen Charakter mit ſo viel Geiſt und Humor durchgeführt habe, daß, wer nach ihm denſelben Charakter darſtellen wolle, ſich „ganz unbedingt blamiren müſſe.“ Bei der Wankelmüthigkeit des Londoner Publikums geriethen dieſe Unterhaltungen nach und nach in Verfall, und das um ſo ſchneller, je feſter die Unternehmer an dem unhaltbaren und mit der Eigenthümlichkeit einer Maskerade ganz unverträglichen Grundſatze hielten, daß die Geſellſchaft eine gewählte ſeyn ſolle. So geſchah es, daß nach der Einäſcherung des Opernhauſes im Jahre 1790 das Pantheon zu einem Theater eingerichtet wurde und die italieniſche Oper es in der Seaſon von 1791 bezog.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 258.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 28. Oktober 1835.

Der Schlaf hat seine eigne Welt; ein Reich,
Ein großes, voll seltsamer Wirklichkeit.
Und Träume haben Leben im Verlauf,
Und Thränen, Qualen und der Freude Puls.

Byron.

Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland.

Mitgetheilt von Friedrich Rückert.

Der Traum der Wittwe.

In Basra eine Wittwe war
Mit ihren beiden Söhnen,
Die zog sie fromm von Jahr zu Jahr
Zum Guten und zum Schönen.

Einst schlief sie in Gedanken ein
An ihres Hauses Segen,
Da trat der Jüngste von den zwei'n
Ihr aus dem Traum entgegen,

Sprach: Mütterchen, wir haben da
Das Zicklein bei der Alten,
Das überwächst die Mutter ja,
Wenn wir's noch länger halten.

Es saugt ihr ganz das Euter aus,
Drum, eh' sie uns versiege,
Schlacht' ich das Zicklein in das Haus,
Und melke du die Ziege.

Die Mutter sprach: Das ist wohl wahr,
Ich will es dir erlauben.
Im Traum war Alles ihr so klar,
Sie konnte wach sich glauben.

Da ging der Sohn, das Messer nahm
Er aus dem Schrank und schliff es,
Ging dann damit zum Stall und kam
Zum Zicklein und ergriff es,

Und schlachtet' es und brühte es,
Und schob es wohlberathen
Zum Ofen ein und glühet' es,
Und zog's hervor gebraten.

Die Mutter prüft' im Traum am Duft,
Daß nichts war dran vergessen.
Darauf er seinen Bruder ruft,
Sie setzen sich und essen.

Da sagt ihr ältster Sohn ein Wort,
Das sie nicht recht verstehet;
Worauf zu ihm der jüngre dort
Her mit dem Messer gehet,

Und bohrt ihm's Messer in den Leib,
Daß es vom Blute rauchet.
Vom Traum erwacht das arme Weib,
In Schweiß und Angst getauchet.

Es fällt durch's Dach des Morgens Schein
Und dämmert schon im Raume.
Und wirklich tritt ihr Sohn herein,
Ihr jüngster, wie im Traume,

Spricht: Mütterchen, wir haben da
Das Zicklein bei der Alten,
Das überwächst die Mutter ja,
Wenn wir's noch länger halten.

Es saugt ihr ganz das Euter aus,
Drum, eh' sie uns versiege,
Schlacht' ich das Zicklein in das Haus,
Und melke du die Ziege.

Die Mutter spricht: Das ist wohl wahr,
Ich will es dir erlauben.
Da werden ihr die Bilder klar,
Daß sie den Sinn ihr rauben.

Hin geht der Sohn, das Messer nimmt
Er aus dem Schrank und schleift es;
Dem ältern Bruder ist's bestimmt,
Die Schaudernde begreift es.

Vom Lager sie sich raffen will,
Die Glieder doch versagen
Den Dienst, und wieder hält sie still
Ohnmächtiges Verzagen.

Sie sinkt in Schlaf zurück und ruft
Noch des Propheten Namen.
Er selber tritt aus Wolkenduft
Und spricht: In Gottes Namen!

Was wirret dich? — Da gibt sie ganz
Ihr Leid ihm in Verwahrung.
Er wendet sich im Morgenglanz
Und ruft: Traumoffenbarung!

Da tritt aus aufgethaner Wand
Ein Weib hervor, ein holdes,
Durchwirkt ihr Haar und ihr Gewand
Von Sternen reinen Goldes.

Er sprach zu ihr: Was nahmst du vor
Mit dieser armen Frommen?
Sie sprach: Bei Gott, der dich erkohr,
Ich bin ihr nicht gekommen!

Sie schwebt davon, er aber ruft
Zur Wand: O Traumverwirrung!
Ein unhold Weib tritt aus der Kluft,
Mit falschen Schmucks Umstirrung.

Er spricht zu ihr: Was wolltest du
Mit dieser frommen Alten?
Sie spricht: Verstören ihre Ruh
Mit falschen Schreckgestalten.

Er spricht: Geh hin! ich zürne nicht,
Du thatest nur das Deine.
Doch du, o Weib, im hellen Licht
Erwache, frei vom Scheine!

Geschlachtet ist das Zicklein schon,
Die Söhne sind im Frieden
Beim Schmaus, und haben dir davon
Den besten Theil beschieden.

Die Spekulation und der Menschenverstand.

(Fortsetzung.)

Wagt man in den Schriften, Aufsätzen und Kritiken der spekulativen Meister und Jünger zu lesen, so wird einem freilich zu Muth, als wären dies Menschen aus einer andern Welt, als sollten sie sich ganz fremd fühlen unter den groben, plumpen, verblendeten Sterblichen, die auf der Stufe des gemeinen Bewußtseyns, des Menschenverstandes und der Reflexion stehen, als sollten sie, die hinter dem Vorhang in's Allerheiligste sehen und völliger Klarheit sich erfreuen, denen die Welt wie Krystall durchsichtig geworden ist, nicht mehr verkehren wollen mit den Alltäglichen, Ungeweihten. Welche Berührung haben die geflügelten Schmetterlinge der Intelligenz mit den schwerfälligen, kriechenden Raupen? Und doch, o Wunder! doch dauert noch dieser Verkehr in einem höhern Grade, als man möglich glauben sollte. Eng verbunden und verschmolzen sind noch häufig die Spekulativen mit den andern Sterblichen in dem gewöhnlichen Verkehr und Verlauf des Lebens, mit wie großer Verachtung sie auch in ihren Büchern sich von denselben abwenden. Wie ist dieser Widerspruch zu lösen? ist es etwa Demuth und Duldung, was die Erhabenen so verträglich stimmt, oder hegen sie die Hoffnung, nach und nach Alle zu sich heranzuziehen? Es ist wohl keines von beiden.

Gewaltig und unentfliehbar ist die despotische Macht der Alle beherrschenden Lebensverhältnisse. Nothwendigkeit und Bedürfniß, Gewohnheit und Sitte gleichen den Unterschied der Philosophen und der Kinder der Welt großentheils aus und schlagen zwischen beiden eine versöhnende Brücke. Nicht immer kann der Jünger der Spekulation sich ihr widmen und denken und schreiben; er muß auch rasten von seinem Dienste und den Bedürfnissen seiner Natur genügen; da vergißt er die Sprache

der Götter und redet — aus Großmuth oder gezwungen? — die Sprache der sterblichen Menschen, weil jene nicht verstanden würde, und es scheint ihm doch auch wohl zu werden in den behaglichen Hauskleidern. Zwar weiß er wohl, daß Essen und Trinken nichts anderes ist, als die Verzweiflung an der Realität der irdisch genießbaren Dinge und die Vollstreckung des Urtheils der Nichtigkeit an denselben durch Verzehren; aber mit liebenswürdiger Akkommodation an die Schwachen, geberdet er sich bei einer wohlbesetzten Tafel, als wäre ihm die Einsicht in jene Mysterien entschwunden, als wüßte er nicht, daß er einen wichtigen philosophischen Akt vollziehe, als ergötzte er wirklich seinen Gaumen mit Speisen und Getränken, während er doch nur die Gewißheit jener Nichtigkeit von Neuem in sich bestätigt. Er weiß, daß die Lust die positive Identität mit sich, die negative Allgemeinheit, die verdachtlose, aber schleichende und zehrende Macht des Individuellen und Organischen ist; aber er scheint dies für gewöhnlich zu vergessen und sich nur daran zu erinnern, wenn die Sage von einem in der Luft daher schleichenden oder fliegenden Miasma den Verdacht gegen das Verdachtlose dennoch erweckt und so den Spekulativen in einen Widerspruch verwickelt, bei dem es ihm erst recht wohl wird. Er weiß, wenn er das Urtheil des Erwachens an sich vollbracht hat, recht wohl, daß er während des Schlafs aus der Welt der Bestimmtheit, der Zerstreuung, aus dem Festwerden in den Einzelnheiten in das allgemeine Wesen der Subjektivität zurückgekehrt war; aber während des Schlafs wußte er es nicht, wenn er nicht anders, was aber ein seltener Fall seyn soll, nach Kategorien träumte. Ach! so weit lassen sich die Schicksalskundigen und Vertrauten des Weltgeistes zu ihren schwachen Brüdern herab, daß sie selbst Rollen übernehmen in der Tragikomödie des Lebens, und sie mit einem täuschenden Ausdruck von Naturwahrheit, von Leidenschaft und Angst durchführen, so daß man darauf schwören sollte, sie seyen von dem großen Dichter der Welt, dessen Geheimniß sich ihnen im Begriff aufgeschlossen hat, ohne ihr Wissen und Wollen engagirt und inspirirt worden; ja auch durch ihre Theilnahme am Loose des Todes zeigen sie sich gleichen Geschlechts mit uns, und ihre Freunde verschmähen nicht, nach löblichem deutschen Sprachgebrauche den Abgeschiedenen das erbauliche Prädikat: der Selige, statt des spekulativen: der Aufgehobene zu geben. Diese Gleichartigkeit ihres Lebens und ihrer ganzen Weise zu seyn versichert uns so sehr von ihrer brüderlichen Verwandtschaft mit uns, daß wir oft mehr als billig ihrer höhern Natur vergessen und durch einige Phrasen aus dem Lexikon der Götter von Zeit zu Zeit gewarnt und zurechtgewiesen werden müssen.

Wenn nun aber die Spekulativen und die Ordinären in den gewöhnlichen Vorkommenheiten des Lebens, in Freuden und Leiden, in Erscheinungen, Wünschen und Bestrebungen, in Urtheilen über Charaktere und Thaten (nur daß jene rarere und gebäuftere Prädikate haben und weiter ausholen) so ziemlich zusammentreffen, sollte nicht am Ende der ganze Unterschied in Worten stecken? Dies wäre doch ein übereilter Schluß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, den 16ten Oktober.

Rückkehr des Hofes. Kaiser Nikolaus. Industrieausstellung. Theater. Rettich. Schuster. Kunst. Journale.

Gestern Nachmittags vier Uhr trafen Ihre Majestäten hier ein und fuhren, Schritt für Schritt, durch die, trotz des stürmischen Wetters gedrängt vollen Straßen, in denen das Bürgermilitär in Parade aufgestellt war, unter Glockengeläute, festlicher Musik und freudigen Akklamationen der frohen Menge, nach der Hofburg und von da nach Schönbrunn, wo sie noch vierzehn Tage verweilen werden. Fürst Metternich kam vorgestern an. Dieser Herbst bildet einen neuen Abschnitt in der Geschichte der Gegenwart. Der erneuerte Handschlag der drei großen Monarchen garantirt Europa den Frieden. Die Ueberraschung der Wiener bei des Kaisers Nikolaus von Niemand geahnter Ankunft war eben so froh, als allgemein; die rührende Aufmerksamkeit für Ihre Majestät die Kaiserin Mutter, sein Gang in die kaiserliche Gruft, seine einfache Erscheinung, wie das Leutselige seines Benehmens machten hier auf alle Gemüther einen sehr angenehmen Eindruck. — Unser geliebter Kaiser, erfrischt durch diese Reise, ist Willens, kommende Woche die durch die Kommission bezeichneten Preise in Medaillen von Gold, Silber und Bronze für die bedeutendsten Produkte der herrlichen Industrieausstellung, die den 20sten dieses geschlossen wird, selbst zu vertheilen. Bei dieser Gelegenheit sey ein Bild dieser Epoche machenden Centralisirung inländischer Friedenskräfte in Umrissen zu entwerfen erlaubt. Es führen auf dem schönen, durch das Bibliothekgebäude, die Reitschule und Redoute, wie durch das geschmackvolle gräflich Friesische Palais gebildeten Josephsplatze (von der inmitten prangenden Reiterstatue Kaiser Josephs so genannt) drei Portale in dieselbe. Der Haupteingang führt über eine breite Treppe in den ungeheuern Saal der Reitschule. Eine Tapetenwand bis zur halben Höhe theilt ihn in gleiche Hälften. Auf Tafeln liegen hier die kostbarsten Gegenstände des Luxus ausgebreitet. Säulen und Wände sind architektonisch geschmückt mit Shawls, edlen Wollen- und Seidenstoffen, Teppichen und Tapeten, unter denen sich die der kaiserlichen Linzer und der Neunkirchner Fabrik auszeichnen. Die Erzeugnisse in Glas, Porzellan, Silber, Patsong und anderu Kompositionen, die Plattewaaren, vor Allem aber die Mailänder Bronzeartikel seyen in Erstaunen, die Erzeugnisse aus Leder, besonders Damenschuhe und Handschuhe, überraschen behaglich. Unter den Gewehrfabrikanten gewann

Zeiler den ersten Preis. Aus diesem Saale gelangt man durch einige kleinere Säle in den der Redoute. Hier stehen kostbare Klaviere von den berühmtesten Meistern, wie Graf, Streicher, Jansen, Nieß, Hyra, Streichinstrumente, Harfen, Spiegel und Meubel. Von hier kommt man in die großen Parterresalen des Bibliothekgebäudes, in die bei weitem interessanteste Abtheilung. Hier stehen nämlich, unter vielen andern wichtigen Metallerzeugnissen u. dgl., Modelle der verschiedenartigsten Maschinen, auch Maschinen im Großen. Die frappanteste unter diesen ist eine mächtige Decimalwage, im Verhältnisse von 1 — 100, für die gebräuchlichen Lastwagen. Der darauf aufgeführte Wagen zeigt durch Federdruck den Centner als ein Pfund. Der Erfinder dieser Maschine (zu verschiedenem Gebrauche bis herab zur Goldwage) heißt Rolle. Unter den schönen Wagen erhielt ein leichter vierrädriger von Hartinger den ersten Preis. So viel im Allgemeinsten. Ich verließ die Ausstellung mit einem Gefühle, als müßte ich ausrufen: Anch'io sono Austriaco! Dieses liegende Heer des Friedens muß mit der Zeit das stehende des Krieges überflüssig machen. Man wird einst nur statistische Kriege führen, wie jetzt schon nur noch diplomatische; man wird nämlich sagen: so viel erzeuge ich, wie viel erzeugst du? Wer weniger erzeugt, ist geschlagen. — Das ohnedies schon rege Stadtleben wird nunmehr täglich bunter. Im Hofburgtheater gastiren Herr und Madame Rettich (geb. Glev). Sie trat bis jetzt als Maria Stuart, Olga und Gretchen (in Scenen aus Goethe's Faust) mit großem Beifalle auf, besonders in letzterer Rolle. Sie wird engagirt mit ihrem jungen Gatten, der sich zu seinem Vortheile verändert hat. Sein Spiel ist freier, sein Organ sonorer geworden. Gestern trat in der Leopoldstadt der vortreffliche Komiker Janaz Schuster zum letzten Male auf; schon vorgerückt in Jahren, zieht er sich nun zurück. Das Josephstädter Theater, dessen Afterpächter Scheiner sich vor einigen Tagen von hier heimlich entfernte, wird wahrscheinlich wieder unter die Direktion des eigentlichen Pächters Stöger (in Prag) kommen. An der Wien zieht noch immer Nestroys neues Stück. Kunst wird ehestens als Beilsar seinen neuen Gastrollencyklus eröffnen; zu seinem nächsten Benefiz gibt er Braunthals Trauerspiel, „die Geopferten" das bereits im Drucke erschienen ist (bei Rohrmann und Schweigerd in Wien). Von demselben Verfasser brachte die Pichlersche Buchhandlung ein Drama, „Shakespeare," nach L. Tiecks berühmter Novelle, Dichterleben. — Die Wiener Zeitschrift erscheint nun, herausgegeben von Schicks Wittwe, unter verantwortlicher Redaktion von Friedrich Wirtbauer, der sich durch einige Jahre schon um dieses ehrenwerthe literarische Institut sehr verdient gemacht hat, und der den wohlerworbenen Ruf desselben mehr und mehr zu verbreiten Kraft und Talente besitzt. Ebersbergs Feierstunden, vor Jahren gegründet für die Jugend, erscheinen gegenwärtig im Comptoir des Beobachters unter dem Titel: österreichischer Zuschauer. Dieses Journal, freisinnig redigirt, zerfällt in zwei Abtheilungen, in das Hauptblatt (mit kurzen Novellen, pikanten Aufsätzen, Biographien u. s. f.) und in ein Beiblatt, das durch mathematische und andere Aufgaben den Scharfsinn zu üben bestimmt ist. — Man spricht von einem neuen Journal, das mit dem 1sten Januar 1836 erscheinen und den Pater Veith (einst Thierarzt, später Liguorianer, jetzt Weltpriester) zum Redakteur haben soll. Dieser ausgezeichnete Kopf eignete sich allerdings für ein solches Unternehmen, und ein Journal wäre für ihn eine Brücke zurück in's weltliche Leben, das ihn besser verwenden kann, als das geistliche.

London, October.

(Fortsetzung.)

Das Pantheon.

Das Haus war etwas eng, die Vorstellungen der italienischen Oper aber gediegen, und die Engländer konnten sich kaum bändigen vor Entzücken über die wunderschönen Sachen, die sie hier zum ersten Male auf ihrer Insel hörten, die Symphonien, Concerto's, Solo's und Rondolen, mit welchen Giardini, la Motte, Kramer, Giornovichi, Fischer, Crosdill, Cervetto und Andere sie bewirthten. „Wie gefällt es Ihnen hier?" sagte ich zu einem alten Herrn von meiner Bekanntschaft, der in jenen Tagen jung gewesen war, und den ich zu der Stunde, wo der Regen mich in's Pantheon trieb, sich daselbst gemächlich auf einem Stuhle schaukeln sah. Er blickte auf, seufzte tief und sprach: „Mein lieber junger Freund, wer Anno 1791 im Pantheon gewesen ist und sich der Musik erinnert, die er hier gehört, und der glänzenden Versammlungen gedenkt, die er hier gesehen hat, der ist ein Klotz, wenn er Anno 1835 hier anders sitzen kann, als seufzend." — Am 14ten Januar 1792 wurde das stattliche Gebäude ein Raub der Flammen. Das Feuer kam im Malerzimmer aus und griff so pfeilschnell um sich, daß auch nicht das Geringste gerettet werden konnte. Die von den trockenen Brennstoffen genährte Glut erleuchtete das ganze Westende, und als das Dach einstürzte, erhob sich ein furchtbar prächtiges Schauspiel, mehrere Minuten lang eine himmelanstrebende Feuersäule. Der Werth des auf diese Art zerstörten Eigenthums wurde auf 80.000 Pfund Sterling berechnet, und es war der Höhe und Dicke der Mauern zu danken, daß die benachbarten Häuser von der verzehrenden Gewalt des Elements verschont wurden. Später wurde es zwar wieder aufgebaut, doch keineswegs in seiner ursprünglichen Pracht; bloß die elegante Façade und den schönen Haupteingang in der Orfordstraße stellte man wieder her. In dieser Form diente es bald als Theater, bald zu Ausstellungen, Vorlesungen und musikalischen Unterhaltungen, bis der Eigenthümer im Jahre 1814 sich dazu verstand, es an das Haus der Administration eines Gerichtshofs zu verkaufen, welcher the court of chancery heißt, und hinsichtlich seiner Langsamkeit auf dem Kontinente nur mit dem seligen Reichskammergericht eine einigermaßen wahre Vergleichung aushält. Endlich entschlossen sich im vorigen Jahre vier oder sechs spekulative Köpfe, das bis dahin aus reger Sorge für das Beste der Gläubiger unbenutzt gelassene und keineswegs besser gewordene Haus dem vorsichtigen Gerichtshofe abzukaufen. Der Handel kam zu Stande; das Gebäude wurde unter Anleitung des Architekten Sydney Smirke reparirt und ausgeschmückt, und wenn es dem Leser nunmehr genehm ist, mit mir einzutreten, so wollen wir sehen, welche Früchte jetzt auf dem historisch untersuchten Boden wachsen. Und gar keinen Blick auf das Aeußere? — Nun, auch den: ein von acht kannelirten dorischen Säulen getragener Portikus, darüber ein schönes venetianisches Fenster, dann ein einfaches Dachgeschoß, und wir sind fertig. Nicht so schnell wird es mit dem Innern gehen, denn ich lese in einem Zeitungsavertissement, daß dasselbe in Bezug auf Größe, Geschmack, Bequemlichkeit und Schönheit seiner Einrichtung weder in London, noch in Europa seines Gleichen finde. Also sehen wir uns das an.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 259.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 29. Oktober 1835.

Blick' in der Hoffnung
Magischen Spiegel,
Schau' deiner Zukunft
Liebliche Landschaft:
Lorbeer und Pinie!
Myrth' und Cypresse!
Glänzender Aether!

Matthisson.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

Den 18ten August.

— Also in Leipzig; schon und doch endlich! Das Wetter bis jezt war vortrefflich; gestern ein feuchtwarmer Abend, die Nacht dämmrig durch inkonsequenten Mondschein, um Mitternacht plözlich fiel dichter Nebel, der bis heute um zwölf Uhr anhielt; doch blieb es warm ohne Hize, schwül ohne Glut. Sogleich nach kurzem Mittagessen geht unsere Fahrt nach Naumburg weiter; bis über Rudolstadt morgen, Mittwoch sind wir in Coburg, Donnerstag in Nürnberg, Sonnabend muß Augsburg erreicht seyn, und dann mache ich in München Halt. Die bisherige Gesellschaft darf ich loben: Freund B. auf den ersten Stationen reiseunlustig zurückverlangend; der Kleine großstädtisch, wie es ihrer Viele gibt, von fertiger Zunge und fertigen Urtheilen, doch lustig und in frischer Hoffnung, ein neues Stück Welt zu sehen; ich selber stumm, still, und in Betreff der ersten Tage durchaus resignirt.

Den 21sten.

Du mußt mich heute in Nürnberg aufsuchen. Wie wir hierher gekommen, wie bisher gelebt, gefahren, geschlafen haben, Alles will ich sogleich berichten. Kaum hatte ich Dir Montags in L. geschrieben, als wir zu Tisch gingen, und kaum saßen wir, als auch K. bereits eintraf, so daß wir's uns nach dem Mittagessen schon im Wagen bequem machten. Das Wetter war unvergleichlich, das Gespräch hell und lebendig, obschon B. noch wollig blieb. Um acht Uhr langten wir in Naumburg vor dem Hecht an; die Uebrigen gingen zu dem abgemachten Schmause, ich entschuldigte mich, blieb, aß und schwazte recht philisterhaft mit dem Kellner. Am andern Tage um vier Uhr beim ersten Morgengrauen saßen wir bereits wieder im Wagen. Der Morgen war frisch, die Unterhaltung auch. Von Jena aus ging ich mit K. voraus; die Gegend ward immer heiterer, die Saale, von immer freundlicheren Ufern umgeben, schlängelte und rauschte munter neben uns hin, die ersten kalten, kahlen Berge grünten lieblicher auf, der Nebel war gefallen, und Gottes Welt wurde mir lieb, das Reisen schön, jede Erinnerung erquicklich, und die Gegenwart nicht besser zu wünschen. In Rudolstadt Markt, Scheibenschießen, Gewühl von Vieh, Bauern, Leuten und Menschen. Die Menschen waren wir, und am Ende, da sie vergnügt und ausgelassen waren, die Uebrigen auch. Wir zwei liefen wieder voraus; der Weg nach Schwarzburg, von Berlin aus betrachtet, ist zum Glücklichwerden, und ich ward es auch. Erst ein weites, klares, grünes, bebautes, sächsisches Thal, bald aber verengert es sich,

und immer näher und näher treten die Berge zusammen, als liebten sie sich mehr. Rechts Birkengestrüpp zwischen Schiefernasen und Stirnen, drolligen Häuptern und kahlen Spitzen, links dichte, schwarze Kiefern, unten im Grunde die dunkle, schäumende Schwarza, zwar dürr wegen der Hitze, aber doch ein Forellenwasser und gebirgsfrisch, darüberhin Wolkenwechsel und Lichtspiel. Nun hob sich der Weg leise ansteigend, wir bogen um die Ecke, und das weiße Schloß von Schwarzburg blickte auf seiner schroff sich niedersenkenden Felsenspitze durch die dunkeln Tannen. Die Sonne war schon im Untersinken, wir eilten daher, das Schloß zu besehen, und wurden nicht müde, rechts und links in's Thal zu schauen. Welche Augenerquickung! Auf dem Wiesengrunde, durch den leise rauschend die Schwarza zwischen Laubholz sich hindurchwindet, lagerten Hirsche zu ganzen Rudeln, auf der andern Seite zieht sich das malerische Dorf stufenweise tief in's Thal herab; dicht beim Schlosse liegt das Wirthshaus, zu dem uns erst spät der Nebel und die Abendfeuchte hinauf trieb. Das Essen war schlecht, der Wein in Wasser erst erträglich, doch Hunger und Durst wurden Koch und Mundschenk. Sogleich zu Bett; schreckliche Federbetten; also um vier Uhr schon wieder im Freien, wir zwei voraus, immer beweglich und lustig. Die Müdigkeit verlief sich bald, und als der Wagen uns eingeholt hatte, durchfuhren wir nun das schönste, immer schönere Thal, das durch die Berge sich zu stets wechselnden Aussichten langsam hinschlängelte. Alles Bilder mit Everdingens Fichten, nur grüner, und die Berge ohne Granitkraft, aber höchst erfreulich. Auf der nächsten Station noch einmal voraus, denn sie packten jedesmal eine halbe Stunde an den Hutschachteln und Mantelsäcken. Gehend war es noch schöner, der Himmel hell, die Sonne warm, die Kräfte frisch, das Herz jung. Den Augenblick ersah sich der Reisegenosse und sprach mir vom Bodensee, Graubündten, Chur, dem Splügen, Como, Italien, Tyrol, München, Salzburg, von Linz und der Donaufahrt, von Wien, Prag, Dresden, dem schönen Wetter, seligen Leichtsinn, Erholung an Natur und Kunst — und ich müßte mit ihm. Er wolle von Como gleich wieder zurück durch Tyrol. Ich widerstand schwach, und die Sache war ihm abgemacht, als der Wagen heranrollte. So ging es immer weiter und weiter bis Bamberg. Leider kamen wir erst um acht Uhr an und mußten den Dom und die Burg dem Nebel überlassen.

Nachts hatte es sachte heruntergerieselt, und als wir um vier Uhr uns aus den ersten guten Betten erhoben, war Alles trübe und naß. Am vorigen Tage jedoch hatte der Staub uns dermaßen belästigt, daß uns der Regen nicht störte, als wir um fünf Uhr im Wagen saßen. Gegen neun Uhr schon klärte es sich, wir zwei Fußgänger gingen wieder voraus und kamen zunächst nach Erlangen; dann zur Mittagstafel langten wir in Nürnberg an; sie war gut, und das war nothwendig. Nach Tische labte mich das köstlichste Porträt des alten Holzschuher von Dürer, und machte den ersten eigentlichen Reiseübergang von Natur zu Kunst. Doch zum Beschreiben und Schildern habe ich noch keine Ruhe und Lust, und in die alte Gewohnheit, gleich an Ort und Stelle Kunstbemerkungen, gelehrte Notizen, neugefällte glückliche Urtheile reisepflichtmäßig aufzuzeichnen, werde ich diesmal wohl nicht hinein kommen. Mir ist, als müßte ich einmal nur genießen, statt nur zu lernen.

Leider fand sich zu solchem Genusse, als wir, um die dortigen Gemälde zu besehen, die Burg bestiegen hatten, wenig Gelegenheit. Die Sonne war schon im Untergehen, die Bilder, eines dem Könige gegebenen Stadtfestes wegen, hatten sämmtlich von ihrem alten Platze, auf dem ich sie in frühern Jahren mit erster Bekanntschaftsandacht bewundert hatte, weichen müssen, und hingen jetzt im ungünstigsten Lichte. Von den Dürerschen Aposteln z. B. waren nur die Fußzehen noch deutlich zu sehen. Bei genauerer Betrachtung aber wurden selbst diese ein starker Beweis für die alleinige Originalität des Münchner Exemplars der gleichen Apostel. Solche Fußzehen hätte Dürer auch in ungünstigsten Stunden nicht malen können, und so galt mir denn das ex unque leonem auch diesmal. Aergerlich ging ich vor Kaiser Karl und Sigismund vorüber; die Bilder sind erst verpuzt, dann mittelmäßig übermalt; dies zweifach traurige Loos brachte mich dahin, bei nunmehr eingebrochener Abenddämmerung so schnell als möglich fortzueilen. Wir gingen in das neuerbaute, außen und innen wohleingerichtete Stadttheater. Sie gaben Lumpacivagabundus. Wie ein Kind, Theaterunschuldig, als hätte ich noch nichts gesehen, saß ich da; nach einer halben Stunde aber kam die Bildung wieder, und nach dem ersten Akte waren wir auf der Straße. Es ist eine prächtige Stadt: jedes Haus ein Individuum, voll Physiognomie, die Straßen charaktervoll, mittelalterlich, wenn auch dem Heutigen angepaßt, philisterhaft poetisch, Hans Sachs leider mit Clauren versetzt, und doch eindrucksvoll und unvergeßlich. Das Echte ist unzerstörbar, und ich schalt auf unsere heutigen Bauherrscher und ihre geraden, zierlichkeitsüppigen, kahlen, nachgeahmten Linien und Formen ohne individuellen Geist und Leben. B. sprach in ähnlichem Sinne, und wir docirten in Verwünschungen.

Was nun in der nächsten Woche aus mir werden wird, weiß ich noch nicht. Die Naturfreude lockt mich den Riesenbergen, Gletschern, Seen, dem blauen Himmel, der Vergessenheit entgegen, und ich bin in stetem Schwanken. Mit B. gehe ich jedoch nicht nach Florenz und Neapel, denn er führt eine gigantische Brieftasche voll Empfehlungen an italienische gelehrte Notabilitäten

mit ſich, und will ſie alle abgeben. Mailand, München und Wien aber würde ich jenen Vorſchlägen nach nicht verlieren; doch vierzehn Tage und — nun, wir wollen ſehen.

Die Spekulation und der Menſchenverſtand.

(Fortſetzung.)

Es gibt allerdings Punkte und Gegenſtände, wo ſich die Spekulativen trennen von den Nichtſpekulativen. Sie belächeln die Vorſtellungen der Nichtphiloſophen von ſolchen Begriffen wie Schickſal und Zufall; ſie haben das Weſen Gottes gar anders begriffen, als der große Haufen der Ungebildeten, und ſelbſt der Gebildeten; ſie bedauern den Gott der gewöhnlichen Vorſtellung wegen der ihm beigelegten Allwiſſenheit, vermöge deren er Alles, was da iſt und geſchieht, wirklich wiſſen ſollte, weil, ſchon nach dem Sprichwort, viel Wiſſen Kopfweh macht, und ſie ſetzen deßwegen, ſtatt des gewöhnlichen Begriffs von Wiſſen, einen andern, ſpekulativen, der eine außerordentliche Aehnlichkeit mit der Bewußtloſigkeit hat. Sie ſpotten des armen, pragmatiſchen Geſchichtſchreibers, weil ſie mit dem durch die Geſchichte ſich hindurchbewegenden Geiſt auf Du und Du ſind; ſie wiſſen, daß die Ewigkeit etwas ganz anderes iſt, als die endloſe Zeit, und bedauern den, der ernſtlich an eine Schöpfung im gewöhnlichen Sinne glaubt.

Hier werden ſie nun wohl in ihrem Recht und dem Menſchenverſtand, dem unphiloſophiſchen Bewußtſeyn unangreifbar ſeyn? Wer über jene Probleme gründlich nachgedacht, kommt doch wohl zu einer richtigeren Einſicht, als wer bei der Ueberlieferung, bei unklaren, ungeläuterten Vorſtellungen ſtehen bleibt, die er nur etwa mit wenigen zufälligen Reflexionen aufſtutzt, ohne wirklich in ihr Inneres einzudringen, ohne das Neſt von Widerſprüchen darin ahnen und aufdecken zu wollen? Wie verworren mögen die Vorſtellungen der Meiſten z. B. vom Schickſal ſeyn, und dies darum, weil ſie das Wort an- und aufgenommen haben, ohne ſich den Sinn deſſelben durch eigene Denkthätigkeit zu verdeutlichen, ſo daß ſie die gröbſten Widerſprüche darin unbedenklich dulden, während der ſpekulative Philoſoph aufzuzeigen vermag, welche Stelle dieſer Begriff im ganzen Syſtem der Begriffe und der Gedankenwelt einnimmt, und was der wahre Gehalt deſſelben iſt, den er, als einen einfachen Kern, aus dem ihn umhüllenden Dunſtnebel herauszieht. Gewiß verlohnt es ſich der Mühe und iſt dankenswerth, die oft ſchwer verworrenen Knoten ſolcher Begriffe zu entwirren, und man wird den Meiſtern der Spekulation zugeben, daß ſie mit größem Scharfſinn und Konſequenz manchen aufgelöst haben; oft aber will es einem doch bedünken, der das Geheimniß der Welt aufhellende Philoſoph gleiche einem Fackelträger, der ſeine nächſte Nähe erleuchtet, während es vor und hinter ihm Nacht bleibt; das, was uns der Philoſoph vom Schickſal z. B. ſagt, das mag klar und wohl zuſammenhängend ſeyn; aber was er uns erklärt, iſt eben nicht der ganze Begriff des Schickſals, und nur er, der die Fackel trägt, meint überall hin ſein Licht zu verbreiten. Ohne Zweifel hat Spinoza gründlicher und ſchärfer als ſeine Zeitgenoſſen über die Freiheit nachgedacht, und doch war ſein, von der heutigen Spekulation verworfenes Endreſultat die Unfreiheit des menſchlichen Willens; ein Beweis, daß die Tiefe der Forſchung und Schärfe des Verſtandes nicht vor Irrthum ſchützt. Wendet man aber dagegen ein, Spinoza ſey auf dem Standpunkte der Verſtandesreflexion geſtanden, ſtatt auf dem der ſpekulativen Vernunft, ſo müſſen wir geſtehen, daß uns nachgerade lächerlich vorkommt, auf die Unterſcheidung von Verſtand und Vernunft ein ſolches Gewicht zu legen. Sollte ſich etwa Spinoza durch ſeine Art zu philoſophiren die Vernunft gleichſam haben verroſten laſſen und den Verſtand geſchärft, ſo daß er, mit der geiſtigen Verfaſſung, in welcher er ſtarb, nicht mehr zum Schüler der neuen Spekulation tüchtig geweſen wäre, ungefähr wie ein Pferd, das viel Galopp geritten wird, nicht mehr gut traben kann? Ob man den Verſtand oder die Vernunft in Thätigkeit ſeyn laſſe, die geiſtigen Funktionen ſind doch wahrlich immer dieſelben: das Faſſen und Feſthalten von Vorſtellungen oder Begriffen, das Fortſchreiten von einer Vorſtellung zur andern, das Verbinden Aller unter ſich; der Verſtand hat keine andern Geſetze, als die Vernunft, denn beide ſind Eins. Wenn Kant die theoretiſche Vernunft zum nothwendigen, ewigen Irrthum verdammte, ſo wird in der neueſten Spekulation dies Loos dem Verſtand zugetheilt, nur daß freilich hier noch der Ausweg übrig bleibt, den Unglücklichen in den Adelſtand der Vernunft zu erheben, während bei Kant die Vernunft ihre höhern und unvergeßlichen Anſprüche auf Beſitz in partibus hätte aufgeben müſſen, um als nüchterner Verſtand anerkannt zu werden. Unpaſſend iſt es gewiß, die Differenzen der intellektuellen Kraft, die allerdings ihren eingebornen Geſetzen mehr oder minder gemäß angewendet werden, ſchwächer oder energiſcher, einſeitiger oder umfaſſender ſeyn kann, in den menſchlichen Geiſt ſelbſt hineinzutragen und durch Spaltung deſſelben in Verſtand und Vernunft zu fixiren. Wenn aber die Spekulation die Fähigkeit, ſolche Begriffe zu faſſen, wie die einer urſprünglich bewußtloſen und doch allweiſen Intelligenz, eines unperſönlichen und doch ſittlich wirkenden Weltgeiſtes, zum Kennzeichen machen will, ob Einer der

spekulativen Vernunft sich erfreue, oder noch an der Scholle des Verstandes klebe, so erklären wir, jenen Vorzug Niemanden zu beneiden; denn wir erblicken in der Aufstellung jener Begriffe (die dem gesunden Menschenverstand als baare Widersprüche erscheinen) nur das Bestreben, um jeden Preis über das Verständliche sich zu erheben.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Beschluß.)

Das Pantheon.

Der Eingang von der Oxfordstraße führt durch eine Vorhalle in einen weiten Bogengang, wo mehrere recht gute Bildhauerarbeiten aufgestellt sind. Von hier gelangt man über eine einfache, steinerne Treppe zu den Sälen der Gemäldegalerie, die hoch ist und vom Dache aus erhellt wird. Aber durch ein edel gewölbtes, von Scagliolasäulen gehaltenes Portal öffnet sich die Aussicht auf die Hauptsache, auf den großen, zum Bazar eingerichteten Saal. Dieser 116 Fuß lange, 90 Fuß breite und 60 Fuß hohe Raum ist eben so glänzend schön, als der coup-d'oeil imposant ist, und ich glaube, nur ein Blinder kann nicht überrascht und entzückt seyn von der Größe der Dimensionen, von der Schönheit der Verhältnisse, von der Helle und Eleganz, von der Heiterkeit und Frische der Verzierungen. Fast alles Licht fällt vom Dache herein, welches, halbkreisförmig, in seiner ganzen Länge auf einer doppelten Reihe von Bogen ruht, die aus massiv steinernen Pfeilern hervorspringen. Die Abtheilungen der architektonisch reichen Decke sind in weißem Relief auf blaßfarbenem Grunde verziert, was bei der Fluth von Licht, welches von den zwei Reihen langer, gebogener Dachfenster zuströmt, eine lustverbreitende Wirkung macht. Die Seiten der Pfeiler und die Flächen der Bogen sind mit schönen Arabesken bedeckt, mit Blumen, Früchten und Vögeln, geschmackvoll in einem glänzenden, immer harmonirenden Wechsel von Farben. Diese Art der Verzierung ist in England neu, und ich irre vielleicht nicht, wenn ich sage, daß zur Zeit hier noch kein anderes öffentliches Gebäude sie besitzt. Wer in München war, hat Aehnliches gesehen; doch haben die englischen Künstler die Idee nicht aus München, sondern aus Rom geholt, sie den Loggias des Vatikan abgeborgt. Die Malerei hält auch als Kunstprodukt die Probe, und verträgt nicht bloß, sondern verdient eine sorgfältige, nahe Betrachtung. Rings um das Ganze läuft zwischen den Pfeilern und den Seitenwänden eine geräumige Galerie, die eben so, wie die untere Flur, voll und sinnreich mit Verkaufstischen besetzt ist. Ein Blick auf letztere macht beinahe glauben, daß man die Parterre eines bunten Blumengartens vor sich habe. Was Alles auf diesen Verkaufstischen ausgelegt ist, will ich nicht beschreiben; ich denke aber, daß wenig an dem Vielen fehlen wird, was der kultivirteste Mensch überflüssiger Weise zu seinem Anzuge, zu seinem Schmucke, zu seinen Spielereien und Tändeleien bedarf und begehrt, von der Wiege bis zum Grabe. Ausgenommen ganz allerliebstes, veritables Nürnberger Spielzeug, in dessen Verfertigung die Engländer unbedingt den Deutschen den Vorrang einräumen, dürfte ziemlich Alles englische Manufaktur und zum großen Theile das Werk geschickter und erwerbsamer Frauenhände seyn, die man zu dem Ende sich emsig rühren sieht, und unter all dem Zierlichen, Zarten, Hübschen und Saubern, was das Auge erfreut, ist das nicht das Unangenehmste, daß die Verkaufstische von meist zierlichen und zarten, hübschen und sauberen Verkäuferinnen bedient werden. Die Höhe und die richtigen Verhältnisse des Gebäudes lassen sich am besten wahrnehmen, wenn man die Treppe nach der Flur hinabsteigt. Der Schmuck des Ganzen trägt allenthalben einen klassischen Charakter, und es würde mir unmöglich seyn, eine erschöpfende Beschreibung zu geben von der gewählten Mannichfaltigkeit der Kranzleisten und Simse, von dem vollendeten Geschmacke und der Keuschheit der Paterä, oder von dem gediegenen Reichthume der Konsolen und Kandelaber, der Altos und Basreliefs. Nur das darf ich nicht vergessen zu erwähnen, daß alle diese Zierrathen aus einem Stoffe bestehen, der zu solchem Zwecke bis jetzt entweder noch gar nicht, oder höchst selten angewendet worden ist, aus Papiermaché, und daß der Künstler, der in der Zeit von kaum vier Monaten sie erfand, ausführte und malte, sich Charles Bielefield nennt. Daß an die den Salon umkreisende Galerie verschiedene Gemächer stoßen, in denen die Besuchenden Durst und Hunger stillen, sich erfrischen oder erwärmen, erquicken und ausruhen können, werde nur nebenbei bemerkt. Wir haben keine Veranlassung, uns hier zu verweilen, und wenden uns nach dem sogenannten Konservatorium, in welches wir durch die große, dem Eingange von der Gemäldegalerie gegenüber auf der Flur befindliche Wölbung gelangen. Das Konservatorium ist 88 Fuß lang und 25 Fuß breit, ist in maurischem Styl gebaut und besteht aus einer reich geschmückten Halle, deren Decke mit Arabesken bedeckt oder vielmehr illuminirt ist. Unterhalb derselben befinden sich gigantische Spiegel und von vergoldetem Draht geflochtene Vogelbehälter, in welchen Sperlinge aus Java, die gelben Sänger der Kanarien und andere bunt und hell gefiederte Thierchen sich nach Möglichkeit belustigen. Daneben hängen in vergoldeten Reifen die ehrwürdigen, superklugen, mit aus mehr als einem Grunde verbauten Papageien. Die Mitte nimmt ein geschmackvoller Springbrunnen ein, der eine durchsichtige, mit Goldfischen belebte Vase trägt, und seinen krystallenen Strahl hoch aufschießt, bis derselbe, zu Perlen verwandelt, in ein geräumiges Bassin niederstäubt, auf welchem schöne Wasserpflanzen blühen. Den Bogen der Halle tragen, ich weiß nicht wie viele Scagliolasäulen mit glänzend vergoldeten Kapitälen. Wenige Stufen hinab führen zu einer Sammlung erlesener Pflanzen, exotischer und einheimischer, alle geschmackvoll geordnet, während andere mit graziöser Unbescheidenheit sich an den gläsernen Wänden hinauf nach der Decke ranken. Den Schluß des Ganzen machen drei, in maurischem Geschmack mit Spiegeln eingesetzte, weiße Marmorbogen, und es begreift sich ungesagt, welche zauberähnliche Täuschung von Licht, Raum und Munterkeit die Spiegel hervorbringen. Der mittlere Bogen öffnet den Eintritt in einen zeltartigen Saal, wo alle diejenigen, die über einen Wagen zu verfügen haben, das Vorfahren desselben erwarten können. Zunächst ist die Vorhalle für die Dienerschaft, und aus dieser gelangt man in die große Marlboroughstraße. Aber, um all dies Herrliche zu schauen, welcher Eintrittspreis? — Der niedrigste, den es füglich geben kann, nichts. W. S.

Beilage: Kunstblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 260.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 30. Oktober 1835.

Laßt uns ſeyn ein Wall von Felſen,
Der alsdann, gar ſteil und feſt,
Von dem Meere der Gemeinheit
Sich nicht unterwühlen läßt.

A. Grün.

An Wolfgang Menzel.

In des Zeitenſtromes Rauſchen tobt der laute Menſchenſchwarm:
Der ſchleicht klug ſich durch die Menge, der ſchlägt kreiſchend dort Allarm;
In der Schellen wildes Klappern und der Narren gellend Wort
Weinen ſentimentale Seelen einen ſchmelzenden Akkord.
Donnernd aber durch des Stromes weitbeſchäumten Katarakt
Schlägt die Wahrheit und die Liebe ihren ewig gleichen Takt.
Wenige Gemüther ſind's nur, denen in die Seele tief
Jener Donner ſeine ernſten, majeſtät'ſchen Klänge rief,
Daß ſie, vor Entſetzen ſchaudernd, fühlten unnennbares Weh,
Und die höchſte Luſt der Menſchheit in des Gottverwandten Näh'.
Laß ſie feſt zuſammenhalten, daß ſie mit vereinter Kraft
Künftigen Geſchlechtern wahren, was der Gott im Menſchen ſchafft.
Auf! daß nicht der wirren Menge blinder, unbedachter Schritt
In den Koth der Erde nieder das urewig Schöne tritt!
Reich auch mir die Hand zum Bunde, edler Ritterſchaft Genoß,
Und zum Kampf auf adeligen Sinnes ſtolzem Flügelroß!

O...m in Bayern. J. Br.

Die Spekulation und der Menſchenverſtand.

(Beſchluß.)

Der Prozeß der Spekulation, durch reines Denken vom Nichts bis zur abſoluten Vernunft, zum Geiſt emporzuſteigen, und dieſe ganze Welt der Gedanken und Weſen aus der undulirenden Dialektik hervorbrechen zu laſſen, hat zwei Seiten: die Einen preiſen nur die Wohlfeilheit der Mittel, womit Alles geleiſtet werde, die Kühnheit, die Bedürfnißloſigkeit und Selbſtmacht des Gedankens; die Andern ſehen auf das Reſultat, welches ſie für gleichbedeutend mit dem Anfang halten. Oder macht denn die Spekulation wirklich begreiflich, was das Leben iſt, und wie es entſteht? läßt ſie ſich darauf ein, in ihrem Spiegel die Erſchaffung oder Entſtehung auch nur einer Thiergattung zu zeigen? hat ſie die reale Definition, die das Zauberwort, die identiſch iſt mit dem Weſen und daſſelbe hervorbringt? Die Frage nach dem Anfang beſtimmter Weſengattungen, die doch erweislich nicht von Ewigkeit her ſind, wie zum Beiſpiel das Alter des Menſchengeſchlechts durch die Geſchichte der Erde gemeſſen wird, iſt der ſpekulativen Philoſophie eben ſo unlösbar, als dem Menſchenverſtand, und wird auch von ihr klüglich umgangen und abgelehnt. Mag immerhin ein Uebergang von den durch generatio aequivoca belebten

Wesen an, die ganze Leiter bis zum Menschen hinauf nachgewiesen werden: die Einsicht in den graduellen Fortschritt und den durch Mittelglieder unterhaltenen Zusammenhang ist noch nicht die Einsicht in die Nothwendigkeit, daß aus dem niedern Wesen ein höheres entstehen mußte, ist noch nicht die Anschauung der Kraft, wodurch dies geschah. Was ist damit gewonnen, wenn man sagt: der geistige Mensch habe die Pflanzen und Thiere zu seiner Voraussetzung, und erst in ihm komme der Planet zum Bewußtseyn? kann die Spekulation uns belehren, ob der Mensch aus dem Affen hervorgegangen, oder ob der Affe die Grenze sey der Thiere schaffenden Naturkraft, das lebende Denkmal ihrer Ohnmacht, wenn sie sich zu etwas Höherem versteigen will, das einen andern Ursprung haben muß?

Worauf sich die Spekulativen viel zu gute thun, das ist ihre völlige Hingabe an die Gegenstände, an die Sache selbst, deren man sich nur dadurch wahrhaft bemächtige, daß man sich völlig in sie versenke, im Gegensatz gegen das Verfahren, welches den Gegenständen willkührliche Bezüge und Voraussetzungen, einseitige Reflexionen aufdrängt. Dieses bezeichnen sie als räsonnirende Weise, das ihrige als spekulative Methode. Nur die leztere mache eine wahre Geschichte der Menschheit, eine Geschichte der Religion, der Kunst, der Philosophie möglich, indem sie überall das Beiwerk und die Hülse von Kern und Gehalt scheide, das Wesentliche hervorhebe und organisch Alles verknüpfend dem Gang der Sache selbst, ihrer innern Entwicklung treu und gewissenhaft, ohne subjektive Willkühr nachgehe. Ueber diese Grundsätze kann man ihnen gewiß nicht den Krieg machen; aber strebt derjenige, der kein spekulativer Philosoph ist, mit Bewußtseyn nach etwas Anderem, als eben auch darnach, das innerste und eigentliche Wesen zu erfassen, zu begreifen und darzustellen, und ist dem spekulativen Philosophen durch seinen Grundsatz schon eine Bürgschaft gegeben, daß ihm, wornach er strebt, auch gelingen müsse? gibt die Anerkennung eines an sich richtigen Satzes auch den Scharfblick, dessen Tugend es ist, das Wesentliche und Unwesentliche zu unterscheiden, das Zerstreute in die Grenze Eines Ueberblicks zu versammeln, und gibt sie die Fülle des Wissens? sind die gewaltigsten, treffendsten, erleuchtendsten und fruchtbarsten Ansichten wohl eher das Ergebniß einer konsequenten und lehrbaren Methode, oder des freien Genies? Wir stehen nicht an, uns für das Leztere zu entscheiden.

Vornehm sieht die spekulative Rechtslehre und Politik herab auf die räsonnirenden Theorien eines Rousseau und de Lolme; aber gerade auf diesem Gebiet darf man wohl fragen, ob die spekulativen Begriffe bis an die Wirklichkeit heranreichen, und bezweifeln, ob selbst das Wichtigste und Beste, was dort gelehrt wird, und angeblich durch die reine Bewegung des Gedankens erzeugt wurde, sich dort finden würde, ohne die Untersuchungen der Männer, die sonst als Philosophen zählten, in neuern Zeiten aber zu Räsonneurs degradirt wurden, und ohne die gemachten Erfahrungen der lezten fünfzig Jahre. Unter Anderem aber ist uns, wie wir gestehen müssen, die Rechtfertigung der Erblichkeit der Monarchie dadurch, daß hier das Vernünftige in das Natürliche umschlage, allzu spekulativ gewesen, und wir haben es uns in die schlichten Worte übersezt: es lasse sich dafür kein absolut vernünftiger Grund angeben, und man stelle es also dem Zufall der Natur anheim. — Die Weisheit der Natur in ihrer Sphäre wollen wir nicht bezweifeln, aber gewiß gebührt es nicht der Natur, den Staaten ihre Beherrscher zu bestimmen; denn dazu hat der Mensch die Vernunft, daß er die sittlichen und rechtlichen Verhältnisse selbst, und zwar oft im Kampf mit der Natur, ordne. Mag also der Grundsatz der Erblichkeit aus andern Gründen empfehlungswerth seyn, spekulativ ist er gewiß nicht gerechtfertigt.

Wir suchen das Ergebniß und die Tendenz des Bisherigen zusammenzufassen. Möge man uns nicht mißverstehen! Wenn wir gegen eine übertriebene Schätzung und gegen die maßlosen Verheißungen der Spekulation uns etwas unglaubig zeigten, so möchten wir doch keineswegs zum Vortheil des Menschenverstandes die Spekulation herabsetzen. Wir erkennen es für eine ehrende Aufgabe, für ein lockendes Ziel des menschlichen Geistes, mit seinem Denken das ganze Reich der sinnlichen und geistigen Wesenheiten zu umfassen, ihre Bezüge zu entdecken, den Zusammenhang der Gebiete und Systeme in der Natur, der Thaten in der Geschichte, der Begriffe im Bewußtseyn nachzuweisen, und würden es für eine thörichte Anmaßung halten, der Subtilität in der Forschung Grenzen setzen zu wollen. Tadelt ihr den Naturforscher, der die kleinsten Organe des kleinsten Thieres sorgfältig mit dem Mikroskop untersucht, den Anatomen, der die feinsten Nerven und Muskeln zerlegt? wollt ihr den Denker schelten, der, um seine Probleme zu lösen, die Begriffe auf eine Art analysirt und dialektisch behandelt, welche dem, der sein Experiment nicht versteht, kleinlich, pedantisch und unfruchtbar vorkommt? Die Figuren, die der Mathematiker auf eine Tafel zeichnet, sind der Entwurf zu einer Maschine von unberechenbarem Nutzen — so kann die scheinbar pedantische Analyse eines Begriffs die fruchtbarsten Folgen haben. Lassen wir also dem Philosophen seinen Denkapparat unangefochten; wer nicht mit ihm studirt hat, dem gebührt über den Apparat keine Stimme; aber das wagen wir zu behaupten: auch der Nichtspekulative, auch der Menschenverstand hat eine Stimme über einen Theil der Resultate der Spekulation. Wenn Spinoza die Freiheit des Willens

leugnete, und das Bewußtseyn davon für eine Täuschung erklärte — was ist eher anzunehmen: daß das menschliche Bewußtseyn von der Freiheit eine allgemeine, aber nothwendige, unentfliehbare Täuschung sey, die der einzige Spinoza entdeckte, doch ohne sich selbst derselben erwehren zu können, oder daß er, der erste Philosoph seiner Zeit, sich irrte? In praktischen Gegenständen besonders, wo wir am Gewissen, in ästhetischen, wo wir am Geschmack, sofern er nicht ungebildet oder verschroben ist, einen Anhalt haben, darf sich der Menschenverstand wohl ohne Unbescheidenheit eine Prüfung der spekulativen Ergebnisse erlauben; und auch sonst kann oft eine glückliche Beobachtung, eine scharfe Aufmerksamkeit Einwürfe entdecken, welche das spekulative Gewebe zerreißen; aber unbestreitbar bleibt der Spekulation das Recht, Einwendungen, die lediglich auf vorgefaßten Meinungen und Autoritäten beruhen, abzuweisen und in keinem Falle sich in ihrem Streben irre machen zu lassen, das, wenn es auch keine Himmelsleiter erbaut, die zur vollkommenen Erkenntniß führt, doch eine treffliche Gymnastik des Geistes bleibt, und wenn es auch den Stein der Weisen nicht entdeckt und häufig ein Stein des Anstoßes wird, doch die Kraft, die Tiefe, den Reichthum des Menschengeistes mehr und mehr offenbart.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

Den 22sten August.

Heute früh sollte ich künstlerisch gelungene Abbildungen einer neuen Seherin von Prevorst in Augenschein nehmen, welche in hiesiger Stadt seit vielen Wochen schon ihre seligkranken Gefühle zu erdulden hat. Doch Du weißt, wie sehr dieser Mittelkreis zwischen Geist und Leib, dies nervöse Himmelreich mich anwidert, und so wurde ich meiner Zusage ungetreu, und besuchte statt dessen die Sebaldus- und Lorenzkirche. Du kennst sie beide, auf Beschreibungen lasse ich mich deßhalb nicht ein. In der Moritzkapelle, welche durch die dort zusammengestellten Bilder seit einigen Jahren berühmt geworden ist, konnten wir leider aus Zeitmangel nicht lange verweilen, und seltsamerweise habe ich auch diesmal für die oberdeutschen Maler nicht den rechten Sinn. Selbst der tiefe Wohlgemuth will nicht recht bei mir greifen. Mein Sinn steht nach Lebensfülle, Duft, Farbe, Glanz und Glut. Nur ein paar Bemerkungen laß mich flüchtig hinzufügen. Die bekannte Grablegung Dürers in der Sebalduskirche ist unzweifelhaft eine Kopie, wie auch, wenn ich mich nicht verlesen habe, die Jahreszahl besagt; eben so wenig scheint mir das früher zur Boisserée'schen Sammlung gehörige ähnliche Bild in der Moritzkapelle das eigentliche Original. Es hat die Physiognomie einer geistreichen Schülerarbeit; für Dürer ist es zu zahm und im Ausdruck zu kahl. Das eigenste Leben, der ursprüngliche, unbeschreibliche Hauch des Originalen fehlt. Eines andern Bildes wegen hätten wir fast einen Auftritt erlebt. Es war im Katalog als Herlein verzeichnet. Freund B., der denn doch vor wenigen Jahren die Kirche zu Nördlingen nicht vergebens mit mir wollte besucht haben, sezte den Kustos zur Rede, wie solch ein mittelmäßiges Bild mit diesem Namen zusammenstimme. Der Kustos, ergrimmt, ließ die Antwort nicht fehlen: das Bild komme aus München, dort sey der Name festgestellt und über jeden Zweifel erhoben; denn in München verstehe es der Herr Direktor wie kein Anderer, und damit Basta. Nun kam es, da wir Uebrigen lachten, zum Streit, den ich endlich durch den begütigenden Ausweg beizulegen suchte, daß es der Herlein ja mehrere gebe, von denen der schlechteste leicht einmal könne ein schlechtes Bild gemalt haben. Damit waren beide Theile zufrieden. Bei dieser Gelegenheit drängte sich mir aber doch die Bemerkung auf, daß die Münchner Regierung allerdings durch das Anlegen von Filialgalerien das ernstliche Bestreben darthue, durch das ganze Reich kunstgeschichtliche Kenntnisse zu verbreiten, durch die Qualität dieser Sammlungen aber auch viel Unheil zu stiften im Begriffe sey. Außer einigen werthvollen, dem Ort selbst zugehörigen Bildern sendet sie nämlich nur das in die Provinzialstädte, was sie in München selbst nicht brauchen kann. Dabei ist denn an pomphaften Namen kein Mangel. Wer nun als Fremder unglücklicherweise dergleichen Meister an solchem Orte zum ersten Male sieht, und sich ihren Werth fest einprägen will, erhält ein schiefes Urtheil, und muß, statt gelernt zu haben, später nur immer wieder umlernen. Den Einheimischen aber, und besonders den angestellten Kustoden, geht es mit solchen Sammlungen wie kleinen Städten mit ihrem Theater; jeder schwört darauf, Lustspiel, Tragödie, Orchester, Oper, Gebäude und Publikum sey nirgends in der Welt besser. Der Wust des Mittelmäßigen, alt und neu, wird überhaupt noch viel zu viel in prächtige Goldrahmen gefaßt und aufgehängt, und wo es vorherrscht, verschiebt sich durch Gewohnheit Auge und Urtheil nach und nach so unvermerkt, daß zulezt die Mittelmäßigkeit allein den ersten Rang einnimmt.

Den 25sten.

Heute in Augsburg. Abgespannt, denn von Nürnberg herüber wurde die Nacht hindurch die Fahrt auf der Schnellpost, der feuchten Frische beim klarsten Mondschein zum Trotz, sehr ermüdend. Mein erster Gang

war zur Galerie auf dem Stadthause. Besonders interessirte mich ein Bild, das durch den auf einer Thurmglocke authentisch aufgeschriebenen Namen, Hans Holbein, mit der Jahreszahl 1499, sich als echt erweist. Eine gewisse Milde und Verblasenheit der Züge erinnert an die Kölnsche Schule; die markige Individualität der frühern Niederländer dagegen ist erweicht und macht einem Drang nach verallgemeinerten Formen und deren Schönheit Platz, während wieder das Extrem oberdeutscher, übertriebener Wildheit im Ausdruck schlechter Leidenschaften mit absichtlicher Komik seltsam kontrastirt. Burckmair erschien mir in seinen Gemälden als ein Quodlibet der verschiedenartigsten Meister. Ein Rest von Wohlgemuths Ernst und Wichtigkeit der Charaktere geht ihm nicht ab, die kurzen Figuren des alten Meisters finden auch hier noch ihren Platz, die schwarzen Umrisse sind noch nicht abgelegt, aber die Farbe erfreut schon durch Schmelz und Glanz. Die Landschaften erinnern an die Art, welche Scheufflein von Dürer annahm; die Formen werden mit steigender Jahreszahl der Bilder immer weicher, charakterloser, und versuchen eine sogenannte idealere Schönheit zu erreichen; doch was sich auch sonst noch an eigenen und fremden Elementen anschließt, will sich zu einer kräftigen Eigenthümlichkeit nicht zusammenfügen und verarbeiten.

Traue aber diesmal meinem Urtheil nicht; ich kann nicht in den rechten Zug kommen, mein Auge schweift nur immer vorwärts und vorwärts, und all meine Sehnsucht strebt nach Süden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Der europäische wissenschaftliche Kongreß.

Zwei oder drei Gelehrtenversammlungen, hier Kongresse genannt, haben wir diesen Herbst in Frankreich schon gehabt, ein lezter steht uns noch bevor. Die bisherigen wurden in Landstädten gehalten, eine zu Douay, eine andere stillere zu Toulouse, eine dritte ich weiß nicht wo. Aber nun soll auch ein Kongreß in Paris gehalten werden, und nicht weniger seyn, als ein Congrès européen. In Paris, dem Size so vieler gelehrten Gesellschaften, ist eigentlich ein beständiger Kongreß; es scheint also überflüssig, hier noch einen Congrès européen auszuschreiben, an welchem doch das übrige Europa wahrscheinlich nur geringen Antheil nehmen wird; denn die Gelehrten reisen nicht, wie Minister und Diplomaten, auf Staatskosten, und können sich jezt auch ganz gemächlich mittelst Zeitschriften und gelehrten Abhandlungen verständigen. Indessen ist von Seiten der hiesigen Gelehrtengesellschaft: Institut historique, ein gedrucktes Circularschreiben an die Gelehrten Frankreichs und des Auslandes ergangen, sich am 15ten November dieses Jahrs auf dem Pariser Rathhause einzufinden und daselbst dem europäischen Kongresse beizuwohnen, und damit sie sogleich wissen, was verhandelt werden soll, sind dem Circulare die zu erörternden Fragen angehängt, wovon sogleich die Rede seyn wird. Das sogenannte Institut historique ist eine seit einem Jahre bestehende freie Gesellschaft, der man ohne weitere Ceremonie beitreten kann, wenn man sich anheischig macht, einen jährlichen Beitrag von zwölf Franken zu zahlen, nebst fünf Franken für ein Diplom auf Papier. Will man eines auf Pergament haben, so zahlt man das Doppelte. Seitdem die genealogischen Dokumente in Frankreich ihre Wichtigkeit und ihr Ansehen verloren haben, sind die Gelehrtendiplome in Aufnahme gekommen, und manche Leute bilden sich etwas auf Pergamente ein, die von einer gelehrten Gesellschaft unterzeichnet sind. Dieses Institut nun gibt sich mit der Geschichte ab, und zwar in einem solchen Umfange, daß sogar die Geschichte der Wissenschaften und Künste also die gesammte Kulturgeschichte, in den Kreis ihrer Forschungen gezogen worden ist. Von ihrem Wirken zeugt ein monatlich erscheinendes Bülletin. Man sieht aus demselben, daß sie bisher sehr thätig gewesen ist, und eine Menge von Subscribenten für ihren Zweck gewonnen, aber im Grunde noch wenig ausgerichtet hat, wenigstens in Vergleich mit der Menge von Gelehrten, die sich in den Verein haben aufnehmen lassen. Ein löbliches, auch von andern hiesigen Vereinen beobachtetes Verfahren ist der Abdruck der Protokolle ihrer Sizungen, so daß das Auge des Fremden bis in's Innere der Gesellschaft dringen kann, und ihm nicht einmal die kleinen Zwistigkeiten und Anmaßungen, welche in den Vereinen, früh oder spät mehr oder weniger laut werden, verborgen bleiben. Das Institut historique theilt sich in sechs Abtheilungen: allgemeine Geschichte, Geschichte der gesellschaftlichen und philosophischen Wissenschaften, der Natur- und mathematischen Wissenschaften, der Sprachen und Literaturen, der bildenden Künste, und endlich Spezialgeschichte Frankreichs. Besser wäre es wohl gewesen, wenn der Verein sich bloß mit der Völkergeschichte abgegeben hätte, ohne auch noch die Fortschritte der Wissenschaft und Kunst zum Gegenstande seiner Forschungen zu machen; aber in Frankreich will man immer viel umfassen, und so kommt es manchmal, daß man wenig leistet. Gewöhnlich werden die gelehrten Vereine von Leuten gestiftet, welche mehr Rührigkeit als Gelehrsamkeit besizen, daher selbst kaum wissen, was sie leisten wollen, und die sonderbarsten Versprechen laut werden lassen. Nach und nach bringen jedoch bedächtigere Leute die Sache besser in's Geleise, und die übrigen Stifter verschwinden, nachdem sie wenigstens das Verdienst gehabt, einzelne Kräfte zu einem gemeinsamen nüzlichen Zwecke in Vereinigung gebracht zu haben.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 255:

Mohnkopf.

Räthsel.

Nach dem Lateinischen des Lactantius. (Symposion.)

Viel Lärmen macht die Wohnung dort,
Doch der drin wohnt, ist stumm;
Die Wohnung läuft nur vorwärts fort,
Ihr Gast läuft um und um.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 111.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 261.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 31. Oktober 1835.

— Die freie,
Ungeheuchelte Herzensgabe
Kaufen Eide nicht, die Treue.
F. Müller.

Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland.

Mitgetheilt von Friedrich Rückert.

Die Strafe der Untreue.

Der Abbassid' Alhadi, wird erzählt,
War in ein Mädchen Namens Trug verliebt,
Der Frauen schönste von Gesicht, und feinste
Von Bildung, holdeste von Sitt' und Art,
Und süßeste von reizendem Gesang.
Als sie nun eines Nachts ihn unterhielt,
Ihm sang und spielte, da verwandelte
Sich seine Farbe plötzlich, und ein Zug
Von Traurigkeit erschien auf seinem Antlitz.
Sie sprach: Was hat der Fürst der Gläubigen?
Nicht lasse Gott ihn sehn, was ihn verdrießt!
Er sprach: Gekommen ist mir in Gedanken
Die Stunde, wo ich sterben werd', und Harun,
Mein Bruder, nach mir diesen Thron besteigt,
Und daß mit ihm du dann wirst seyn, wie jetzt
Mit mir du bist. — Sie sprach: Nicht lasse Gott
Mich überleben dich! Und dann begann sie
Ihn zu liebkosen, ihn zu unterhalten,
Vom Spiegel des Gemüthes wegzuhauchen
Den Anflug der Betrübung; doch er sprach:
Du mußt mir schwören Eide, kräftige,
Nicht nach mir ihm zu nahn. Da schwor sie ihm,
Und Zeugen nahm er und Versichrungen,
Die kräftigsten; dann stand er auf und sandte
Zu Harun, seinem Bruder, hieß ihn schwören,
Nicht mit dem Mädchen Trug nach ihm zu leben,
Und Zeugen nahm er und Versichrungen
Von ihm auch, wie er sie von ihr genommen.
Dann währt' es keinen Monat und er starb,
Und Harun nach Alhadi ward Chalife.
Der ließ das Mädchen rufen, und sie kam;
Er hieß sie mit Gesang ihn unterhalten.
Sie sprach: Und was nun macht mit jenen Eiden
Der Fürst der Gläubigen? Er sprach darauf:
Schon hab' ich sie für dich und mich gesühnt.
So lebt' er dann mit ihr, und sie gewann
An seinem Herzen bald so nahe Stelle,
Daß keine Stund' er seyn mocht' ohne sie.
Einst als sie schlief in seiner Kammer Nachts,
Erwachte sie verstört aus bangem Traum;
Er rief: Was ist's? Mein Leben zahlt für dein's!
Sie sprach: Dein Bruder kam zu mir und sang:
Und brachst du mir die Treue, seit
Ich ein Bewohner bin der Grube?
Vergassest und verscherzetest
Die Eide, die du schworst zum Luge?

Betrogeſt mit dem Bruder mich?
Wahr ſprach, wer dich benannt vom Truge!
Nicht ſey des neuen Bundes froh,
Und Unruh ſey in deiner Ruhe!
Dich abzurufen, eh' es tagt,
Erſchein' ich, und du folgſt dem Rufe.
Und alſo denk' ich, folgen werd' ich ihm
Noch dieſe Nacht. — Doch Harun ſprach mit Schmeicheln:
Mein Leben zahlt für dein's! Laß dieſen Wahn!
Das ſind des Traumes wirre Dichtungen.
Was mahnt er die Unſchuldige, nicht mich?
Des Eides Straf' hab' ich auf mich genommen.
Sie aber ſprach: Der Fürſt der Gläubigen
Iſt ſtraf- und ſchuldlos, aber ich muß büßen.
Da faßt ein Schauer ihre Glieder an,
Sie rang die Hände, wand den ſchönen Leib,
Und war im Nu verſchieden.

Der Veſir.

Von Veſiren habet ihr
Oft gehört; doch was Veſir
Heiße, mögt ihr nun auch wiſſen?
„Laſtbar," weil er wohlbefliſſen
Seinem Herrn die Laſt nimmt ab.
Hört, wie einer bin ſich gab
Für den Herrn, wo's Noth geſchienen,
Recht als Laſtthier ſelbſt zu dienen.

Der Veſir zum König ſpricht:
Du verſäumeſt deine Pflicht,
Ganz und gar mit Seel' und Leben
Deiner Schönen hingegeben;
Liebe zieht zum Staub dich hin,
Aufwärts ſtrebet Königsſinn;
Laß zu deines Ruhmes Bahnen
Dich den treuen Diener mahnen.

Der getroffne König hört
Die Ermahnung ſehr verſtört,
Aber nimmt ſie doch zu Herzen,
Unterläßt des Tags zu ſcherzen
Mit der Schönen, ungeneigt.
Wie der König finſter ſchweigt,
Weiß ſie ihm nach ein'gem Stocken
Das Geheimniß zu entlocken.

„Herr, die Liebe tritt zurück
Vor der Weisheit, die dein Glück
Hat im Aug' und die es deutet;
Sey dir jeder Wunſch erbeutet!
Jenem lohne nach Gebühr,
Schenke mich ihm ſelbſt dafür!"
Und ſie wird ihm zugeſendet,
Schön, daß ſie die Augen blendet.

Der Veſir, mit ihr allein,
Naht ihr gleich mit Schmeichelei'n,
Doch ſie wendet erſt ſich blöde,
Spielt mit Artigkeit die Spröde;
Als er ſcheint genug ein Thor,
Legt ſie die Bedingung vor:
Eh' du hoffſt mich zu umfaſſen,
Mußt du auf dir reiten laſſen.

Und ſie legt, er ſträubt ſich kaum,
In den Mund ihm einen Zaum,
Einen Sattel auf den Rücken,
Und er muß dem Ritt ſich bücken.
Da ſie ſo ihn tummelt fein,
Tritt der Fürſt gerufen ein:
„Ei, ſind das die Weisheitsthaten,
Die mein Meiſter mir gerathen?"

Er mit Müh' erhebt ſein Haupt,
Wie es ihm der Zaum erlaubt,
Und gebückten Leibs erwidert:
Siehſt du, wie die Lieb' erniedert?
Dieſem unterwarf ich mich,
Davor zu bewahren dich;
Beſſer, dacht' ich, daß ich's litte,
Als daß ſie dich ſelber ritte.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunſtfreundes.

Den 21ten Sept.

Hier ſitze ich in dem großen Mailand, dicht an dem offenen Balkon; draußen über dem Garten, auf welchen hinaus unſere Fenſter gehen, leuchtet der heiſſte Sonnenglanz, das hohe Zimmer mit Amoretten an der Decke, Seidentapeten, goldenen Leiſten und Verzierungen, die Teppiche und Mahagonibetten deuten auf einen einſtigen, jezt verfallenen Pallaſt, die Luft iſt mild und noch nicht drückend, der ganze Zuſtand ſo wünſchenswerth und behaglich als möglich, da ich mich endlich zu Dir, zu euch ſammeln kann. Zu ſchreiben war durchaus unmöglich; kein Brief würde bis zu Dir gedrungen ſeyn; vorwärts, rückwärts, nach allen Seiten hin war die regelmäßige Verbindung mit der übrigen Welt verſperrt. Wie dies zugegangen, wirſt Du im Allgemeinen bereits aus den Zeitungen erfahren haben; ſo höre denn, wie es uns Allen im Einzelnen ergangen iſt.

Die lezten Zeilen ſchrieb ich den 23ſten in Augsburg. Kaum war dieſer Pflicht Genüge geſchehen, als ich den höchſten Thurm beſtieg, und von hier aus rings über die leere, einſt ſo reiche, volle Stadt hinaus einer freundlichen Ausſicht genoß. Von Süden her drohten

schwere, dunkle Wolken, und ein heftiger Wind trieb mich wieder hinunter. Am nächsten Tage, vor Sonnenaufgang, bei frischester Morgenkühle, saßen wir in einem Haudererwagen, der uns bis Lindau führen sollte. Es regnete, die Cigarren brannten nicht, der Wagen war unbequem, die Pferde schlecht, der Kutscher krummfüßig, alt, bierroth, steif und eigensinnig, und das Gespräch stockte immer von Neuem. Mit dem Frühstück in Schwabmünchen klärten sich der Himmel und wir selber uns auf; wir zwei Fußgänger liefen wie immer voraus, und waren ohngefähr eine Viertelmeile gegangen, als wir fern am Wolkenhimmel, zur Linken, zum ersten Male die Vorarlberger Kette, als Vorboten der Tyroler und Schweizer Alpen, mit ihren krausen Wellenlinien fröhlich begrüßten. Nun ging es schon lustiger und hoffnungsreicher vorwärts. Historische lächerliche Examina, botanische Studien und sonstiges hinflatterndes Geschwätz wechselten wie sonst, und in Mindelheim war nach dem Vorgenuß einer herrlichen Aussicht auf das dunkelblaue, wolkenbeschattete Gebirg das Mittagessen ermuthigend. Dann fuhren wir wieder in's Weite hinaus. Der Tag wurde schwül, und wir schliefen sämmtlich ein. Plötzlich weckte uns gegen sechs Uhr der heftigste Sturm; stromweise rasselte der Regen und Hagel von dem schwarzen Himmel, die Pferde mußten ausgespannt und gegen den Wind gesichert werden, und diese Störung dauerte wohl eine Stunde, so daß wir erst mit anbrechender Nacht in Memmingen einfuhren. Für einen Reisesonntag war das Wirthshaus schlecht genug, kalt, feucht, ohne Erquickung guter Speise oder reiner Betten. Dennoch waren wir Montag schon um vier Uhr im Wagen. Es regnete von Neuem, die Wege waren ungangbar; wir kamen zum Verzweifeln langsam vorwärts. Nur ein gutes Mittagbrod in Wangen tröstete uns einigermaßen. Ein hypochondrischer Baseler mit seiner jungen Frau, die wir von Augsburg aus überall getroffen hatten, blieben auch diesmal unsere Tischgenossen. Der Regen hörte nicht auf, und erst gegen fünf Uhr waren wir auf der Spitze dieser ersten Hügelreihe. Nun aber, bei durchbrechenden, froh begrüßten Sonnenblicken, lag plötzlich der unabsehbare, grüne Bodensee vor uns, zu dem wir herniederrollten, während ein glänzender Bogen sich von Osten nach Westen über die hoch emporgethürmten Gebirge hinzog. Die Freude war groß; Lachenderes, Freundlicheres und Hohes zugleich hatte ich lange nicht gesehen.

Wir fuhren jauchzend in Lindau ein, das, auf einer Insel erbaut, rings vom See umspült wird. Hieher hatte ich deinen Brief von Augsburg nachzusenden befohlen, und war schon, ehe ich noch ein Zimmer betreten hatte, auf der Post. Ich fand sie bereits verschlossen, aber der gefällige Postmeister ließ sich aus seinem Familienkreise aufstören, und nach wenigen Minuten schon hielt ich die langersehnten Zeilen in meinen Händen. Sie in gehöriger Stille und Einsamkeit durchzulesen, fand sich die beste Muße; die Freunde, des starken Windes ohnerachtet, hatten sich sogleich, ohne mich zu erwarten, in ein Boot gesezt. Ich betrieb deßhalb nach dem Lesen die nöthigsten Hausgeschäfte, und sah, als sie endlich ausgerichtet waren, von ohngefähr aus dem Fenster, das auf den See hinausging. Die Berge ringsum glühten im feurigsten Rosenduft und spiegelten sich in dem grünen, wellenschlagenden Wasser immer glühender wieder; Schneespitzen ragten wie Rubinen in den Himmel hinein, an welchem die Wolken noch düster umherflogen. Da war kein Haltens mehr; ich eilte an's Gestade und stellte mich, wie sehr es auch stürmte, an die äußerste Hafenspitze. Diese Aussicht in diesem Lichte war unbeschreiblich. Weit im See segelte ein Kahn, es waren die Freunde, die zurückkehrten, und nicht genug von dem Sonnengold und Wiederschein in den Wellen, von dem schwarzen Wolkenrand, hinter welchen die Sonne zulezt hinabsank, zu erzählen wußten. Nun war Alles in Nacht und Schatten gehüllt, und auch wir nach einem mühseligen Reisetage suchten sobald als möglich die nöthige Ruhe.

*

Von hier aus sollte die Reise eigentlich erst angehen, und in der That hatte ich beim Erwachen Thüringen, Nürnberg, Augsburg, ja die Heimath und mit ihr die tägliche Plage und Lust der lezten Jahre wie vergessen.

Der Morgen glich dem Abend. Um sechs Uhr schon bestiegen wir das Boot, um hinüber nach Bregenz zu fahren. Vor uns ragte von Appenzell her der schneeige hohe Säntis mit seiner Bergreihe hervor, hinter uns lag Lindau mit lieblichen, grünen, bewachsenen Hügeln, Landhäusern und Baumgruppen, nach Westen hin verflachten sich rechts und links die Ufer, bis am fernsten Rande ein lichtblauer Berg, dem Donnersberge ähnlich, mit dem Himmel und den Wolken verschmolz. Wir steuerten auf Bregenz los, das sich terrassenartig emporthürmt, von den hohen Gipfeln Vorarlbergs überragt, indeß sich die Graubündtner Spitzen höher und höher emporhoben. Drei Bergreihen lagerten sich hintereinander, die nächsten durch die blauen Schleier, buntbewachsen, mit ihren wechselnden Formen und grünen Abhängen und Fichten durchschimmernd, die ferneren von dunklerem und hellerem Duftblau überschleiert.

Ueber dem Säntis zog sich am Himmel ein weiter, gelber Morgenschimmer hin, der in den grünen Wellen sich spiegelte; die breite Wasserfläche umspülte uns wie fließender Chrysopas mit Rosastreifen zart angehaucht, und dieses Farbenspiel wogte und schillerte so ineinander, sezte so scharf sich ab, und blieb so harmonisch, daß sich mir Natur und Kunst zum erstenmal in ihrem Wetteifer

verwirrten, bis ich der Natur den Farben- und Formensieg unbestritten zutheilte. Von diesen krausen Linien der Berge, von diesem Wechsel der Gestalt, von dieser Gewalt und Macht und lieblichen Phantasie, ja Phantastik der Gestalten und Färbung, hatte ich bisher keine Ahnung gehabt. Nur in der Wolkenbildung hatte ich das Aehnliche bewundert, nun sah ich es, wie für die Ewigkeit festgehalten, erstarrt, und doch wunderbar lebendig und stets lebendiger vor mir. Je näher wir Bregenz kamen, desto weniger fehlte es an Mittelgründen; denn eine Landspitze mit Wiesen, Häusern und prächtigem Laubholz, Buchen, Nußbäumen, Sträuchern und Tannen streckte sich tief in den See hinein, in welchen sich am Ende dieser Ebene der junge Rhein ergoß. Gegen zehn Uhr waren wir in Bregenz und bestiegen den Gebhardsberg, dessen Spitze die schönste Aussicht liefern sollte. Wirklich war sie auf den See und Lindau hin von seltener Schönheit. Rechts die Appenzeller Berge, davor die üppigsten Wiesen zwischen dem Rhein und der Bregenzer Ach, die aus den dunkeln Bergen Graubündtens hervordrang. Aber es thürmten sich von Süden her immer drohendere Wetterwolken empor, oben auf der Höhe war es kalt und stürmisch, und ich mußte wieder hinab, um mich durch Laufen zu erholen; denn ich fühlte mich erkältet und krank. Aber eine heitere Heimfahrt bei stets wechselndem Wind und rings umher aufziehenden Gewittern, Abendluft und Nachtruhe stellten mich völlig wieder her, nachdem mich noch ein langer Spaziergang an den Ufern des Sees erquickt hatte. Um Mitternacht jedoch störte uns ein Klappern und Stoßen immer von Neuem aus dem Schlafe. K. stieg aus dem Bett; es war ein Gewittersturm, der schwarze Wolken vor sich hertrieb, es blitzte in der Ferne, und ein unheimliches Gefühl beschlich uns wider Willen, wenn wir der nächsten Tage gedachten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Der europäische wissenschaftliche Kongreß.

Bei dem vom Institut historique ausgeschriebenen Kongresse sollen, dem Programme zufolge, eine solche Menge von wichtigen Fragen erörtert werden, daß, wenn alles im Programme Angegebene zur Sprache kommen sollte, man im folgenden Jahre mit der Erörterung schwerlich zu Ende käme, und der Congrès européen so lange dauerte, als die Conférences de Londres, auch wahrscheinlich einen ähnlichen Ausgang hätte; denn bereits ist vom Institut historique angekündigt worden, am Ende der Diskussion solle keine Entscheidung erfolgen, sondern die vorgebrachten Gründe oder Thatsachen blos resumirt werden. So z. B. will sich das Institut historique mit folgenden Punkten abgeben: Geschichtliche Nachweisung über den Einfluß des Christenthums auf die Bildung in der neuern Zeit. — Ueber die Kolonisation bei den Alten. — Ueber den Werth der geschichtlichen Dokumente Amerika's vor der Landung der Spanier. — Ursprung und Bildung der spanischen Kortes in Vergleich mit den gesetzgebenden Versammlungen anderer Völker. — Ursprung der Zigeuner, der Basken. — Ueber das Verhältniß zwischen dem religiösen Glauben und dem gesellschaftlichen Zustande der Völker. — Unterschied zwischen der Sklaverei bei den Alten, im Mittelalter und in den jetzigen Kolonien. — Ueber das Eigenthum der Geistesprodukte in älterer und neuerer Zeit. — Verhältniß zwischen der Sprache der Völker und ihrem gesellschaftlichen Zustande. Uebergang der ältern Sprachen in die neuern. — Ob gallische Sprache und Literatur in die französische als Element übergegangen sey. — Einfluß des Theaters auf Sprache, Literatur und Sitten in Europa. — Einfluß der Buchdruckerei auf Sprache und Literatur. — Ob die alte keltische Sprache noch vorhanden. — Geschichtliche Bestimmung der wechselseitigen Verhältnisse der Naturwissenschaften. — Geologische Erörterung der verschiedenen Meinungen über eine allgemeine Wasserfluth, und ob Menschen vor derselben vorhanden gewesen. — Einfluß der moralischen und religiösen Lehrgebäude auf die bildenden Künste. — Ob die kirchliche Baukunst von der bürgerlichen herrührt, oder umgekehrt. — Unterschied der keltischen und griechischen Musik und des Ambrosianischen und Musarabischen Gesanges, wie auch des Gregorianischen. — Geschichte der technischen Fortschritte der Malerkunst. — Geschichtliche Nachweisung über den Einfluß der französischen Institutionen auf diejenigen anderer Völker. — Charakterisirung der Bildung in Frankreich von Epoche zu Epoche. — Entstehung der Gemeinden. — Einfluß Frankreichs auf die Kreuzzüge. — Ueber die Politik Ludwigs XI. des Kardinals Richelieu u. s. w. — Dies ist nur ein Theil der vielen Fragen, welche dem Kongresse in einer vierzehntägigen Session vorgelegt werden sollen. Außerdem steht es nun Jedermann frei, andere Fragen vorzulegen, wofern dieselben vom Institut historique genehmigt werden. Auch werden noch unter der Rubrik pour Mémoire Fragen angekündigt, unter andern eine über den Einfluß der Kosacken auf Literatur, Wissenschaft, Kunst und Bildung überhaupt, im Norden und im Morgenlande. Wahrscheinlich hat man mit Fleiß den Occident ausgelassen; vom Einfluß der Kosacken in den Jahren 1814 und 15 kann man sich durch eine Menge von Zeugnissen versichern, wenn man den Landstrich Frankreichs durchreist, den sie damals mit ihrer Gegenwart heimgesucht haben. Wahrscheinlich wird der Congrès européen das Meiste des zu Verhandelnden, wie die Schweizer Tagsatzung, ad referendum aussetzen; denn wo sollte er Zeit hernehmen, um Alles auch nur oberflächlich zu besprechen? Erfüllt er aber buchstäblich den Inhalt seines Programms, so können ein Dutzend gelehrter Vereine ihre Arbeiten einstellen; denn was sie seit so langer Zeit beschäftigt, wird der Congrès européen binnen vierzehn Tagen in's Klare gesetzt haben. Hoffentlich wird der Kongreß den Gelehrten nicht erlauben, ihre geschriebenen Abhandlungen aus der Tasche zu ziehen und vorzulesen, sondern sie zwingen, mündlich ihre Beweise zu führen; denn sonst würde er kein Ende nehmen. Sollte er etwas Merkwürdiges darbieten, so werde ich zu seiner Zeit auf denselben zurückkommen. Vielleicht ahnt der Kongreß selbst nicht, was für eine schwere Arbeit er übernommen hat. Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 260:
Der Strom und der Fisch.

Beilage: Monatsregister Oktober.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 262.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 2. November 1835.

— Eine Mähre,
Die toll die Hörer macht.
Shakespeare.

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

Vom Freiherrn v. Sternberg.

Der Wetterbeschwörer.

„Sahst Du, Knabe, jenen Hügel am öden Strande? regellos hingeworfene Steine bilden ihn, und auf diesen ruht ein zerbrochener Anker. Ein böses Denkmal! unter ihm schlummern die, welche ihr Lebensschiff nicht zu steuern verstanden, die, statt es in den Hafen ewiger Glückseligkeit und des Gottesfriedens zu lenken, es unrettbar stranden ließen am Felsen der Verdammniß. Hüte Dich, Knabe, blick nicht so oft dorthin zurück! Es ist eine verfluchte Stätte, der Richtplatz auf der öden Insel. Nachts, wenn die Wellen an dem Strande sich brechen, wenn Sturmwinde heulen und der Mond aus zerrissenen Wolken niederschaut, da winden aus den Steinen sich Klagelaute los, da fassen Schattenarme aus der Tiefe, die an dem zerbrochenen Anker rücken und ihn nicht von der Stelle bringen. Es sind Arndt-Aldersons Arme. Schlage das Kreuz auf Deiner Brust, Knabe; Du hörst einen verruchten Namen! Er schlummert unter den Steinen. Wie lange hing sein Gebein, von den Winden gepeitscht, am Galgen, endlich begruben ihn mitleidige Schiffer, warfen die bemoosten Steine des Ufers auf sein Grab und legten den zerbrochenen Anker darüber hin, zum Zeichen, daß der, der unten liege, weiter keine Hoffnung habe. O wie entsetzenvoll! Haben sie doch Hoffnung, alle die Todten, die da schlummern auf der weiten Erde, in dem tiefen Meere, und nur dieser Eine Todte unter den Steinen auf der öden Insel soll keine Hoffnung haben? Er hat keine, Arndt-Alderson hat keine, denn er war der Wetterbeschwörer.“ —

Harry Willams, ein schwächlicher Knabe, bebte zusammen bei diesen Worten Giles Olfrieds, des Hochbootsmanns auf dem „Falken,“ einem Nordlandsfahrer, der auf den Wallfischfang auszog. Giles Olfried wußte viele entsetzliche Geschichten, aber die vom „Wetterbeschwörer“ war dennoch seine entsetzlichste. Er erzählte sie nur, wenn er guter Laune war, sonst mochte Niemand ihn daran erinnern, denn er hatte Arndt-Alderson im Leben gekannt, und es schmerzte ihn, daß die Leute die vielen Steine und den zerbrochenen Anker auf sein Grab gelegt hatten. Jezt, da man an dieser Stätte vorbei kam, da mußte er wohl die Geschichte erzählen, er mochte wollen oder nicht, Jedermann wollte sie aus seinem Munde hören, und als er sie nun erzählt hatte, richtete er, er wußte selbst nicht warum, die lezten Worte an den armen Knaben, der bleich und winselnd in seiner Matte hing, und beim Ende der Geschichte sich hoch und

höher erhob, um mit weit aufgerissenen Augen nach der fernen Küste der öden Insel hinzustarren.

„Seht die Krabbe!“ riefen einige der Matrosen, „wie sie aus ihrer Schale den Kopf emporstreckt! — Gebt ihr den Schiffsbesen zu kosten! — Willst du auch das Wetter beschwören, du Otter?“ — Diese Scherze galten dem armen Knaben. Einer seiner Peiniger fuhr mit dem in Seewasser und Sand getauchten Besen über des Kleinen bleiches Antlitz, indeß ein Anderer die wenigen schmutzigen Hüllen abriß, unter denen der zitternde Körper lag. „Werft ihn in's Wasser, den Wurm!“ schrien nun Alle; „er ist doch zu nichts nütze, als den Zwieback und das süße Wasser zu vertheuern; werft ihn in's Wasser!“ Des Kindes Augen glühten, es hielt die dürren Arme über die Brust geschlagen und beobachtete so die Bewegungen seiner Feinde, ohne ein Wort über die bleichen Lippen zu bringen. „Seht nur die blasse Landkröte, wie sie verstockt ist! ob sie wohl um ihr Leben bittet?“ rief Andreas, ein rothköpfiger, wilder Schiffsbursche, und indem er diese Worte ausstieß, riß er das arme Wesen aus der Matte und hielt es über den Abgrund der Wellen. „Jezt beschwöre uns den Wind, mache, daß er von Süden nach Norden sich umschwenke, dann soll Dir Dein Leben geschenkt seyn.“ — „Ich kann nicht zaubern, ich kann es nicht!“ wimmerte der Knabe, indem er sich fest an dem Arm, der ihn über die Tiefe hielt, anklammerte; „erbarmt Euch, laßt mir mein Leben!“ Giles Olfried gebot dem Scherze ein Ende zu machen; kaum war der Knabe auf dem Deck, als er ohnmächtig zusammen sank. Er wurde in seine Matte gelegt und Giles deckte die wenigen Lumpen wieder über ihn, er that noch mehr, er tauchte ein Stückchen Zwieback in Arrack und gab es ihm in den Mund, indem er vor sich hin murmelte: „Ich habe daheim einen Knaben; Gott laß ihn nicht zum Spott und Hohn in der Fremde werden! Es thut wahrlich weh, allein dazustehen in der weiten Welt.“

Als Harry Willams in der Nacht von seiner Ohnmacht erwachte, hörte er die Wellen unter sich schäumen, über sich sah er den klaren Nachthimmel mit seinen Sternen, das Schiff ging einsam seine Straße dahin. Von Neuem kamen Giles Worte und das Grab am öden Strande in des Knaben Seele. „Armer Harry,“ dachte er bei sich, „wenn du die Macht und Stärke Arndt-Aldersons hättest, wenn auf deine Stimme die Wellen, die jezt unter dir rauschen, schwiegen, wenn du dem Winde gebieten könntest, daß er von Süd nach Nord umsezt — ach! dann lägest Du nicht hier verlassen und verspottet, vor Kälte und vor Hunger zitternd. Wie würden die Elenden, die Grausamen, die dir jezt nicht einmal den ärmsten Winkel im Raume gönnen, die die Brocken schimmeligen Zwiebacks, welche dein tägliches Mahl ausmachen, lieber in die See werfen möchten, als daß durch sie ein Leben, das ihnen allen im Wege ist, gefristet werde, wie würden sie zu deinen Füßen auf jeden deiner Winke lauschen, wie wäre Gold und Silber nicht köstlich genug, um darin die herrlichsten Speisen für dich aufzutragen! Dann, dann läge ja an deiner Laune ihr Glück und ihr Leben! O, und sie sollten zittern! Wie würde da der arme Knabe blutige Rache nehmen! — Ja, zittern, zittern sollten sie!“ Bei diesen Worten hatte er sich emporgerichtet, Fieberfrost schüttelte seine Glieder, fest klammerte er sich an das Seil der Matte, und indem er zum Himmel aufstarrte, flogen seine Haare im Nachtwinde. „Auch ich will reich und herrlich leben!“ rief er, „auch ich will grausam und ohne Erbarmen seyn! — Ich kam arm und elend zu euch, ihr habt mich mit Füßen getreten, ich flehte euch an um Kleider, ihr nahmt mir noch die, die ich hatte! Wolltet ihr euern Kindern ein Fest bereiten, so peitschtet ihr mich, und wenn das Blut aus meinen Wunden eure Kleider nezte, so ward ich noch ärger geschlagen. O, ich will euch peitschen lassen, will auch grausam und ohne Erbarmen seyn! — Ja, ich will auch reich und herrlich leben! — Juhe, Wind, fasse mir die Segel, bring mich an den Strand, wo Gold und Silber aufgehäuft liegt! dort will ich mir die Tasche füllen, will mir einen Rock machen lassen von Gold starrend, und die schönste Königstochter soll mein Weib werden, und ich will fünfzig Schiffe ausrüsten, gegen welche dieses eine elende Nußschale seyn soll, und mit diesen fünfzig Schiffen will ich mir das schönste Königreich der Welt erobern, und dann wird der arme Harry auf dem Throne sitzen und eine goldene Krone tragen, und dann wird der arme Harry auch peitschen lassen, blutig peitschen lassen. Juhe!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Florentinische Volksfeste.

Obgleich die Florenz eigenthümlichen Feste kaum noch einen Schatten von der ehemaligen Herrlichkeit der Stadt bewahren, so verdienen sie doch noch immer im Cyklus des hiesigen Lebens eine vorzügliche Beachtung, weil sie immer noch den historischen Faden alter Ueberlieferungen faktisch fortspinnen. Hier sind es nicht Weihnachten, Ostern oder Pfingsten, überhaupt nicht die religiösen Feste, welche einer besondern Feier gewürdigt werden, sondern alle diejenigen, welche auf das politische Leben des Volks nähere oder entferntere Beziehung haben. Es fällt der Unterschied sogleich in der Osterwoche auf. Der heilige Donnerstag, der stille Freitag, Ostern selbst werden im Kleinen mit demselben Ceremoniell wie

in Rom begangen; der Großherzog übernimmt hier einige der Funktionen, welche der Pabſt in Rom zu verrichten pflegt; aber man darf an die römiſche Feier nicht denken, um den Unterſchied zwiſchen hier und dort nicht zu unangenehm zu empfinden. Dagegen aber ertönt am Sonnabend vor dem erſten Oſtertage nicht allein mit dem Schlage Zwölf wieder das ſeit dem Donnerſtage ſchweigende Glockengeläute, es treten nicht allein die kirchlichen Funktionen wieder in ihre Rechte, nicht allein die Trauerflöre fallen von Bildern und Skulpturen ab, ſondern an einem Seil, das im Chor in der Domkirche befeſtigt iſt, fährt eine brennende Maſchine, in Geſtalt einer Taube heraus, um das Pulver an einem hohen, ziemlich geſchmackloſen Karren zu entzünden, der auf dem Platze zwiſchen Dom und Johanniskirche aufgeſtellt iſt. Der Karren ſelbſt bleibt dabei unverſehrt, und ihn bringen, wenn das Knallen und Schießen eine Weile fortgedauert hat, zwei mit rothen Bändern geſchmückte Ochſen wieder an ſeinen alten Platz. Es iſt dies natürlich einerſeits eine Anſpielung auf das heilige Feuer, das in Jeruſalem noch alljährlich an dieſem Tage mit einer Art von bacchiſchem Enthuſiasmus an der heiligſten Stätte der Welt vertheilt und verbreitet wird; andrerſeits aber behauptet die Sage, daß der Gebrauch hieher durch Pazzo de Pazzi verpflanzt ſey, der ein Häuflein Florentiner vor Jeruſalem führte, und bei Stürmung der Stadt zuerſt die Mauer erſtiegen haben ſoll. Gottfried, der Heerführer aller Truppen, krönte, fährt die Erzählung fort, dem Helden das Haar mit einer Mauerkrone, gab ihm fünf Kreuze und zwei Delfine zum Familienwappen, und erlaubte ihm, drei Steine vom heiligen Grabe nach Florenz zurückzuführen. Dieſe drei Steine ſind jezt in der alten Kirche St. Apoſtoli aufbewahrt, und ihnen werden an dem heiligen Sonnabend die Funken entlockt, welche man ſodann mittelſt einer Kerze für die Taube und für anderweitige Vertheilung des Feuers nach der Kathedrale bringt. An dieſer Sage nun wird ſich wohl wenig hiſtoriſch nachweiſen laſſen; das Feuerwerk aber, das noch an demſelben Tage vor dem Familienpallaſt der Pazzi abgebrannt wird, deutet immer auf etwas hin, das dieſes patriciſche Geſchlecht irgendwie mit dem Feuer in Verbindung ſezt. So viel iſt gewiß, daß die Colombina (ſo heißt die Sache von der obengenannten Maſchine) das Volk jezt eher an die Pazzi, als an das heilige Feuer in Jeruſalem erinnert. — Den Landleuten gibt dieſes Feuer, je nachdem es ſchneller oder langſamer ſich entzündet, Vorbedeutungen für ihre Ernte.

Die ſchönen Maifeſte, welche hier, wie im Norden, ehemals auf volksthümliche und poetiſche Weiſe begangen wurden, und frühern Dichtern, unter ihnen Lorenzo von Medicis, dem Erlauchten, reichlichen Stoff zu ihren ſchönen Gedichten boten, ſind eingegangen und jezt lediglich auf die ſogenannte Eſelsprozeſſion (processione di somaro) beſchränkt, welche an den vier Sonntagen des Maimonats in der Frühe nach der Kirche der allerheiligſten Annunziata wallfahrtet. Die Landleute der Umgegend bringen auf dieſe Weiſe ihre Opfer der Madonna dar. Der Eſel iſt ſtattlich herausgeputzt, mit Gaben aller Art, namentlich aber mit Oel und Wachskerzen beladen, und auf dieſen zierlich geordneten Geſchenken ſizt ein Kind im Engelkleide. Daß ſolche Frömmigkeit zugleich für die Kirche einträglich iſt, weiß namentlich die Madonna dell' Impruneta, eine Kirche, welche ſechs bis ſieben Miglien von hier gelegen iſt. Sie ſteht im Kredit noch größerer Heiligkeit, und daher ſieht man, ungeachtet die Wallfahrten zu ihr vom Mai bis September dauern, oft an einem Sonntage zehn bis zwölf beladene Eſel. — An dieſe Aufzüge will ich hier für diejenigen, welche in dieſen freiwilligen Opfern zu viel Aeußerliches und Heidniſches ſehen, und im wohlgemeinten Eifer für Aufklärung mit dieſen Auswüchſen den Katholizismus ſelber vertilgen, und in Folge deſſen den Italienern die darnach unausbleibliche tabula rasa des Unglaubens unterſchieben möchten, für dieſe alſo will ich hier ein ſchöneres Feſt anreihen, welches am Sonntage nach Oſtern (domenica in albis) in nahgelegenen Siena begangen wird.

Von einer eigens dazu ernannten Deputation wird hier im Voraus beſtimmt, welche der Madonnen an dieſem Tage für den allgemeinen Kultus zu erwählen ſey. Gewöhnlich gibt dabei der Wunſch irgend eines Kirchſpiels, eines Dorfes oder eines Gutsbeſizers, welche dieſe oder jene Madonna verehrt ſehen möchten, den Ausſchlag, wobei ſie nach Gewährung ihrer Bitte eine Summe, gewöhnlich hundert Scudi, deponiren, um dadurch die Kirche, welcher das gewählte Bild angehört, vor jedem Schaden ſicher zu ſtellen, den die dazu erforderliche ungewöhnliche Pracht des Ritus etwa veranlaſſen könnte. Iſt dies geſchehen, ſo wird von der Deputation angezeigt, daß dieſes Jahr dieſe oder jene Madonna auserleſen ſey, und zur Verehrung eingeladen. Aus den entlegenſten Enden der Provinz ziehen nun die Landleute in Menge herbei, um der Madonna, welche namentlich für die kommende Ernte Sorge tragen ſoll, das Beſte von dem zu opfern, was die vorjährige Ernte ihnen gegeben hat. Dabei geht Alles maleriſcher zu, als in Florenz. Zunächſt iſt der Dom Siena's, in welchem das Heiligenbild immer ausgeſtellt wird, eines der ſchönſten Kirchengebäude Italiens, und dann bewahren die Provinzen der Maremma, und namentlich die nähere Caſtellina, immer noch mehr nationales Koſtüm, als die florentiniſche Umgegend, deren Frauen ſich höchſtens noch in den Männerhüten mit den Federn, in großen ſilbernen und goldenen Ohrgehängen und Halsketten

gefallen. Die Bevölkerung ganzer Dörfer, im besten Staat, begleitet ein schön herausgeputztes, mit Fässern voll Wein und Oel, mit Wachskerzen und ähnlichen Gaben reichbeladenes Maulthier, und stimmt dazu vom Thor der Stadt bis an die Kathedrale Volkslieder an, die vielleicht in Nord- und Mittelitalien nirgend harmonischer und reizender ertönen, als hier an der Arbia. Auf den Fässern sitzen als Genien gekleidete Kinder, so frisch und schön, als sie im Gebirge nur immer gefunden werden können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden, Ende Oktobers.

Schluß der Saison.

Der große Kursaal und das Theater sind geschlossen, die Musik rauscht nicht mehr durch die Bäume und in den Ballsälen, die wogende Menge hat sich zerstreut wie die Kinder Israels in alle Welt, und wenn schon das launenhafte Glücksrad in dem kleinen, oder sogenannten Restaurationssaale noch immer fortrollt, und eifrige Jünger um den grünen Tisch versammelt sind, so ist doch die Saison als geschlossen anzusehen. Die Zahl der Fremden war auch dieses Jahr bedeutend, und beläuft sich bis jetzt auf mehr als 15,400; die Mehrzahl bestand aus den Söhnen und Töchtern Albions, und sie machten zum wenigsten $^2/_3$ der Totalsumme aus, wo nicht noch mehr. Nach den Britten frequentirten die diesjährige Saison vorzüglich Russen und Holländer, weniger Deutsche und Franzosen. Die Spielsucht war auch hier unter dem Badepublikum nicht gar lebhaft; das eine der Roulette stand fast immer leer, was in den vorhergehenden Jahren nicht der Fall war; doch hatte es die Bank mit drei großen Spielern zu thun. Der Umstehende wird wenigstens temporär gegen das Geld gleichgültig, wenn er mit der größten Ruhe Tausende von Goldstücken hin- und herschieben sieht; Summen von zwanzig bis dreißig Napoleons beachtet der Zuschauer nicht mehr, und erst Rollen oder Tausende vermögen seine Aufmerksamkeit rege zu erhalten. Auffallend war dieses Jahr das Spielen auf Parole, welches sich selbst zu den Plebejern unter den Spielern verbreitet hatte. Wenn ein Matador mit seinem: dix mille Francs à la rouge! und dem dreifachen Echo der Croupiers eine Todtenstille im Saale verbreitete, so erscholl um so deutlicher, aber auch um so komischer gleich hintendrein: cinq Francs à la rouge! Zum Zählen letzterer Summe braucht man doch wahrlich nicht so viel Zeit; denn nur darin kann diese Spielweise ihre Entschuldigung finden, daß man durch Aufzählen einer bedeutenden Summe das Spiel nicht verzögern will, und auch nicht gerade zurückbleiben möchte bei einer Taille, auf die man gerade Fibuz hat, wie die Spieler sagen. — Von den hohen und höchsten Herrschaften verweilte die Prinzessin von Oranien am längsten hier. Von Karlsruhe aus hatte man der Prinzessin besondere Aufmerksamkeit gewidmet; so unter andern soll ihr Wohnzimmer ganz dem übrigen im Haag ähnlich meublirt und deborirt gewesen seyn. Auch die sonst gerade nicht im Rufe zu großer Höflichkeit oder Aufmerksamkeit stehenden Badener strengten sich an; am Geburtstage des Großherzogs defilirten die hiesigen Bürgercorps vor der Wohnung der Kronprinzessin. Die schönen Punkte der reizenden Umgebungen Badens hat sie häufig besucht, und sehr oft sah man sie, ganz einfach gekleidet, nur von einer Hofdame begleitet, spazieren gehen. — Auf kürzere Zeit waren hier der König von Würtemberg sammt dem Kronprinzen, der Großherzog von Sachsen-Weimar, Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, Prinz Emil von Hessen, und viele andere fürstliche Personen. — Die Bälle und Tanzreunionen waren außerordentlich zahlreich besucht, und jedenfalls dürfte die Nachricht als merkwürdig in den Annalen der Bäder dastehen, daß hier noch am 21sten Oktober ein äußerst glänzender Ball im Konversationshause abgehalten wurde. Obschon der Ball von vielen ausländischen Schönheiten strotzte, so muß ich doch, zur Ehre der hiesigen Damen, die Krone der Ballkönigin einer Badnerin zugestehen. Da dieser Ball als Schluß der Sommersaison und als Anfang der Winterunterhaltungen zu betrachten, so wäre im Interesse der hier noch anwesenden Fremden, die größtentheils den Winter hier bleiben, sehr zu wünschen, daß der kleine Saal zu ähnlichen Reunionen den Winter über geöffnet bliebe. Die Urbanität des Entrepreneurs, Chabert, ist zu allgemein bekannt, als daß er, bei erhaltener Bewilligung, sich nicht dazu verstehen sollte. Es haben sich seit einigen Jahren hier so viele Engländer theils wirklich angesiedelt, theils überwintern sie hier, des milden Klima's oder der Ersparniß wegen, daß Baden auch jetzt noch einer brittischen Kolonie gleicht. Hiedurch widerlegt sich am besten das von Galignani's Messenger auch in französische Zeitungen übergegangene Gerücht, als ob wegen, gesetzlich sogar zu rechtfertigender Tödtung zweier Hunde eines Britten uns seine Landsleute sammt und sonders verlassen hätten. — Wenn schon, wie erwähnt, das Theater den Winter über geschlossen ist, so wird doch dem gebildeten Publikum mancher genußreiche Abend bevorstehen. Hofrath A. Schreiber wird Vorlesungen über die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte, und Dr. Mühl Vorträge über das häusliche Leben der Griechen und Römer halten. Außerdem hat sich ein musikalischer Verein gebildet. Hiezu kommen noch zwei andere Umstände, die den hier überwinternden fremden Familien den Aufenthalt viel comfortabler machen: einmal die schönen, neuerrichteten Häuser, denen die Winterbequemlichkeiten nicht abgehen, und zweitens ein hier unter Direktion des Dr. Mühl errichtetes Institut für junge Engländer, Franzosen und Deutsche. Es ist erwiesen, daß in frühern Jahren einige Familien wegen Mangel einer Anstalt der Art hier nicht überwinterten, und das rege Interesse des fremden Publikums zeigte sich namentlich auch dadurch, daß die hier anwesenden Fremden ersten Ranges der vor einigen Tagen stattgehabten Prüfung der Zöglinge beiwohnten. Die unermüdliche Thätigkeit des Vorstehers und die für ein derartiges Etablissement günstige Lage Badens versprechen dem Institute einen bedeutenden Flor. Einige junge Engländer, schon länger Zöglinge des Directors, sprachen und schrieben das Deutsche mit einer solchen Fertigkeit, daß sie alle Anwesenden in Erstaunen setzten; weder Accent, noch Konstruktion verriethen den Engländer. Wenn es in Deutschland jetzt Modeartikel, hauptsächlich unserer Damen ist, englisch zu lernen, so studiren andererseits die Engländer sehr fleißig unsere Sprache, und eine Dame hohen Ranges versicherte mich, daß in St. James das Deutsche gegenwärtig die eigentliche Hofsprache sey. — Einige Darstellungen aus dem Badeleben selbst behalte ich mir auf ein anderes Mal vor.

Beilage: Literaturblatt Nr. 112.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 263.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 3. November 1835.

Sieh', der Herbst schleicht her, es erstarrt das Leben;
Ja, das Jahr wird alt, wie ich alt mich fühle
Selber geworden!

Chamisso.

Herbstabend.

Still ist's in den Thalen,
Goldbeschwingte Strahlen
Schlüpfen, Engeln gleich, durch Busch und Grün;
Abendglocken hallen,
Ich muß einsam wallen,
Weinen in das herbstliche Verblühn.

Durch den Thränenschleier
Glanzlos blickt das Feuer
Weggeworfner Wünsche, krank und matt.
Ruhe, was verblühet! —
Abendröthe glühet
Mondlich sanft noch auf dem gelben Blatt.

Ach ja, wenn es ruhte!
Doch dem siechen Muthe
Wird zum Dolch ein Strahl aus früher Zeit;
Schmerzliche Gesichte
Stehn, wie zum Gerichte,
Vor mir auf in dieser Einsamkeit.

Mir zu Füßen spielen
Seh ich nach so vielen
Jahren mich, mich selbst, ein blühend Kind;
Von den rothen Wangen
Schüttelt es die langen,
Goldnen Locken flatternd in den Wind.

Wie es auf sich richtet,
Fühl' ich mich vernichtet,
Möchte lächeln gern und zitt're doch:
Deutend auf das reine
Herzchen, fragt die kleine,
Rührende Gestalt: bist du es noch?

Ludwig Seeger.

Florentinische Volksfeste.

(Fortsetzung.)

Der Zug schreitet nun mit dem Saumthier in die Kirche hinein, wo Priester die Gaben in Empfang nehmen, denen der Einzelne noch häufig Geld, Blumen u. s. w. beifügt. Die Sitte ist so alt, das Herkommen so geehrt, daß die Zurückerstattung des Einsatzes niemals Schwierigkeiten unterliegt. Die berühmtesten und deßhalb am meisten verehrten Madonnen in Siena sind die Madonna des Doms und die von Provenzano; an jene knüpfen sich die Großthaten saneſiſcher Geschichte, an diese fesselt größere Wunderthätigkeit die bewegliche Mehrzahl der jetzigen Bevölkerung.

Die hier genannten Feste sind so eigenthümlich an den italienischen Himmel und an die italienische Geschichte gebunden, daß sie kaum Vergleichungspunkte dem Norden gegenüber bieten können. Die Feier der Himmelfahrt aber läßt den Unterschied deutlich erkennen, welcher in dieser Beziehung Süden und Norden auf so entschiedene Weise bezeichnet. Die religiöse Bedeutung tritt hier ganz in den Hintergrund; es ist die Natur- und Frühlingsfeier, welche begangen wird, und das Volk aus den dumpfen Gemäuern der Stadt hinauslockt in die nahgelegenen Cascinen, um dort den ganzen Tag unter freiem Himmel zu verleben. Das Lokal kann nicht glücklicher gewählt seyn. An dem rechten Ufer des Arno in der Ebene gelegen, welche sich bis an den Apennin erstreckt, bietet dieser Garten auf der rechten Seite überall Durchsichten auf Fiesole und auf die zahllosen Villen dar, welche das nach dieser Seite hin allmählig sich erhebende Gebirge bekränzen, während ein höchst malerischer Pfad sich unmittelbar am Arno hinzieht und auf das am jenseitigen Ufer gelegene Kloster der Olivetanermönche eine Aussicht eröffnet, welche nicht weniger wegen der Masse des Gebäudes, als wegen des schönen Grundes, über welchem es sich erhebt, die herrlichste in und um Florenz genannt werden muß. Die gerade Allee der Ostseite gewährt an diesem Tage den Kutschen der vornehmen Welt den für diese Stadt möglichst großen Spielraum, während das Volk auf der Westseite, und unter dem Schatten, den frisches Laubholz nebst ewig grünenden Pinien, Steineichen und Cypressen hier gewähren, auf seine Weise sich belustigt. Aber nicht, wie es der Norden liebt, in eigenthümlichen Volksspielen, nicht in passenden Liedern, nicht in nationalen oder fremden Tänzen verkündet sich dieses Vergnügen, sondern materiell genug bloß in den bunten Reihen, welche sich um eine wohlbesetzte Tafel gruppiren. Der Himmelfahrtstag ist, wie der Sonntag der Weihnachten, und das Paradefest von Piedigrotta in Neapel, bloß diesem sinnlichen Dienste gewidmet, und im Kalender reicher und armer Esser roth bezeichnet. Manches Vergnügen wird hier schon durch die Jahreszeit unmöglich gemacht; denn da die Hauptfeste gerade in die heißen Sommermonate zu fallen pflegen, so muß der Tanz schon deßwegen untergeordnet bleiben, auch wenn er je im Volksleben Wurzel gefaßt, und über den Saltarello und die südlichere Tarantella hinaus Eingang gefunden hätte. Die Volksspiele aber scheinen gerade in Toskana in dem Maße seltener zu werden, als das Ballspiel (giuoco di pallone) allgemeiner, und im eigentlichsten Sinne des Worts Kommunalangelegenheit zu werden beginnt. Dagegen bemerkt man, daß im Römischen und Neapolitanischen, wo dies Spiel seltener ist, die Volksspiele sich noch immer erhalten. Versuche, es auch dort einzuführen, sind so fehlgeschlagen, daß das prächtigste Gebäude dieser Art, welches Macerata, eine der reichsten Städte der ankonitanischen Mark, um den unsinnigen Preis von 15,000 Scudi errichtete, fast das ganze Jahr leer und unbenuzt steht und höchstens von fremden Spielern auf einige Zeit besezt wird. Erst die dem Toskanischen näher gelegenen Städte, wie Perugia, Chiusi und Spoleto, treiben das Ballspiel mit einiger Leidenschaft. Hier in Toskana aber hat jedes Städtchen seinen Ballplatz, der gewöhnlich an der Stadtmauer liegt, in Miethe gegeben und in gutem Zustand erhalten wird. — Volkslieder endlich darf man nun einmal bei den Florentinern nicht suchen; sie sind zu modern gesinnt und haben zu viel musikalisches Gedächtniß, als daß sie an solchen einfachen Melodien Vergnügen finden, und ihnen nicht lieber die Operarien und Aehnliches vorziehen sollten. — So bleibt an dem ganzen Feste das allein Erfreuliche das Spiel des Lichtes, welches die Pechfackeln Abends auf das frische Laub zurückwerfen.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus dem Seeleben,
in Mährchen und Sagen.

(Fortsezung.)

Der Wetterbeschwörer.

Hier sank Harry zusammen, verkroch sich klagend unter seine Lumpen und lag still da, um die Aufmerksamkeit seiner Peiniger nicht zu erregen, deren einige sich auf dem Deck sehen ließen. Ein paar dunkle Gestalten kamen heran, er erkannte die Stimmen, es waren der alte Giles Oldfried und Bertram, der Untersteuermann. Sie waren im Streit mit einander, und Bertram rief: „Ihr seyd ein alter Thor, Giles, daß Ihr hier auf dem Schiffe Eure Mährchen erzählt, um den Leuten den Kopf zu verrücken. Was ist's denn nun mit Eurem Wetterbeschwörer? — Gesteht, daß Ihr die Geschichte erfunden habt, um die müßigen Buben hier zu belustigen. Dergleichen aber paßt nicht für einen alten Graukopf, wie Ihr seyd.“ — „Freund Bertram,“ entgegnete Giles, „bei diesem grauen Kopfe schwöre ich Dir zu, daß ich Wahrheit geredet habe. Ei, schickt nur an die norwegische Küste von Bergen aufwärts, fragt nach dem Königshafen und nach dem Fischer Peter Carlsson im Pallaste zu den drei Kronen am Meere; er bewahrt das Boot mit dem doppelten Boden, in welchem, verborgen in ein gelb und roth gewürfeltes Tüchlein, der kostbare eiserne Reif liegt, der, wenn Ihr ihn an den kleinen Finger Eurer rechten Hand steckt, Euch die Macht über Wind

und Wellen gibt. Geht, schickt hin.“ — „Daß ich ein Narr wäre,“ antwortete lachend Bertram. „Ein Fischer, der in einem Pallast wohnt, schon das klingt sehr glaublich, und dann habe ich auch nie von einem Königshafen bei Bergen sprechen gehört.“ — „Gut, Gevatter Bertram, gut — glaubt's, oder glaubt's nicht, mir soll's gleich seyn. Freilich habe ich mich schon, als Ihr noch nicht auf der Welt waret, auf dem Dinge da,“ er zeigte auf's Meer, „herumgetrieben und — Arndt-Alderson war mein Freund; jedoch glaubt's nicht, meinethalben!“ — „Sey nicht böse, Vater Giles.“ — „Böse?“ rief der Alte, „nein, auf Euch bin ich nicht böse, wohl aber auf ihn, daß er nicht auf meine Warnungen und Bitten hörte. Jetzt ist's zu spät, nun haben sie ihn tief verscharrt und die vielen Steine und den zerbrochenen Anker auf sein Grab geworfen. Ach! wenn das die arme Hannah wüßte! aber ich habe nicht den Muth, es ihr zu sagen.“ — „Wer ist die arme Hannah?“ — „Was geht's Euch an? glaubt Ihr doch einmal nicht an meine Worte.“ — „Alter, sage mir, wer Hannah ist!“ — „Nun wohl, Hannah, die arme Hannah ist Arndt-Aldersons Tochter, die einzige, die von den Seinigen noch übrig ist; sein Weib starb vor Kummer, und seine zwei Söhne hat die See. Doch bei Gelegenheit von Arndts Weibe muß ich doch erzählen, was an ihrem Hochzeittage sich ereignete. Ihr wißt — doch nein, Ihr wollt ja nichts wissen und an nichts glauben.“ — „Vater Giles, Du bist ein Starrkopf, und verdienst, daß man Dich auch einst auf der Insel bei Deinem Freunde begräbt.“ — „Nun, nun, Ihr sollt's ja erfahren, Freund Bertram. Seht, Arndt war ein Norweger von Geburt, aber sein Weib suchte er an der Küste Altenglands. Den Tag hat mein altes Gedächtniß wohl aufbewahrt, ist mir doch, als wäre er erst gestern entschwunden. Die Küste lag vor uns, hell und goldig; wir Beide, zwei kräftige Bursche, dienten zusammen auf der königlichen Brigg Cornelia. An dem Tage hatten wir gerade unsern Sold bekommen, und indeß die andern Gesellen in einer wüsten Herberge schwärmten, trat ich in meinem Sonntagswamms, mit der Binde der königlichen Marine geschmückt, in Adam Clingfords, des Pfarrers Stube, um ihn zur Trauung abzuholen. O, über die unglückselige Lust und Freude, die jetzt in Folge dieser Trauung in Hannahs Wohnung laut wurde! Sie war Ursache, daß der arme Arndt-Alderson eine jener fürchterlichen Bedingungen vergaß, die ihm der Geist des Rings auferlegte.“ — „Und welche war diese?“ fragte Bertram, indem er jenen Anstrich von Spott und Unglauben aus seinem Antlitze und dem Ton seiner Stimme verbannte. Giles fuhr beruhigter und vertrauungsvoller in seiner Rede fort. „Die Gebote, die der Geist dem Geschenke seiner Macht beifügte, waren folgende. Drei Mondwechsel durfte eine Fahrt dauern, überschritt sie diese Zeit auch nur um wenige Stunden, so forderte das Meer ein Menschenopfer, es forderte es von dem, dessen Geboten es sich hatte knechtisch fügen müssen, und wehe, wenn es ihm versagt wurde. Das zweite Gebot war dieses: nicht länger als drei Nächte darf ein Wetterbeschwörer auf dem Lande zubringen, in der vierten Mitternacht fordert ihn in fürchterlicher Gestalt der Geist des Rings zum Kampf auf Leben und Tod heraus; selten rettet der arme Sterbliche das erstere, nur zu gewiß ist ihm der zweite. Arndt-Alderson unterlag im Kampfe nicht, doch hatten seitdem die bösen Mächte ihn sichtbarlich gezeichnet. Er war ausgestoßen aus dem Kreise fröhlicher Menschen, finstere Gespenster verfolgten ihn, sein Antlitz und Wesen waren furchtbar verändert. Bald darauf trieb ihn sein Gewissen, seine Schandthaten und sein böses Werk zu bekennen, und ein schnell zusammenberufenes Gericht erkannte über ihn den Tod durch Henkers Hand, der auch an ihm vollstreckt wurde am Strande jener öden Insel. Den unglückseligen Ring hatte er wenige Monde vorher an den Ort verborgen, von dem ich Euch schon gesprochen habe. Dort lauert der böse Geist auf seinen neuen Herrn, bis die Jahre seiner Dienstzeit vorüber sind und der Talisman seine Kraft auf immer verliert.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 28sten Oktober.

Strauß.

Die Nachricht, daß Strauß, der berühmte Walzerkomponist, der originelle Walzerspieler, auf seiner Fahrt durch's südliche Deutschland mit seinem ganzen Orchester auch Stuttgart besuchen werde, gab unserer tanzlustigen und musikalischen Welt, die durch das Einerlei der dargebotenen musikalischen Genüsse in Letbargie versunken war, neue Spannung. Sonnabend den 24sten Oktober gab Strauß in dem königlichen Redoutensaale die erste musikalische Abendunterhaltung, wie der bescheidene Mann die Produktion seiner glänzenden Mosaikmalerei zu nennen beliebte: eine lobenswerthe Einfachheit, die Zeuge innerer Gediegenheit und weit entfernt von den marktschreierischen Aushängeschildern ist, welche die Leistungen so mancher Kunstjünger neuerer Zeit heben sollen, aber nur bunte Lappen sind, die Blößen der Kunstarmen zu bedecken. Eine ganze Stunde vor dem Anfang der Unterhaltung schon war der Saal gedrängt voll; es mögen über tausend Personen anwesend gewesen seyn, und mancher Spätling fand keinen Platz mehr. Das schöne Geschlecht hatte sich besonders zahlreich eingefunden, die Blüthe der Residenz war in dem Saale versammelt, und man vergaß, daß eine böse Krankheit noch eben erst so mancher Familie tiefe Wunden geschlagen, wenn das Auge mit Vergnügen auf dem blendenden Kreise ruhte. Endlich begann die Ouvertüre zu den Falschmünzern von Auber. Das unangenehme Gequicke des Stimmens und die widerlichen, stehenden musikalischen Phrasen, welche man

sonst vor dem Beginn der Musik von den einzelnen Instrumenten freigebig zu hören bekommt, waren dem Anfang derselben nicht vorangegangen. Die Ausführung war sehr gut, eine glückliche Instrumentation, bei der jedes Instrument, der neuen Manier entgegen, sich in seinem eigenthümlichen, natürlichen Tonkreise bewegte, machte, daß man das Orchester für weit stärker besetzt halten mochte. Von den Walzern, dem Huldigungswalzer, Philomelenwalzer, dem Venetianer und Fortunagalopp, schweigen wir; die Originalität des Musikers in Walzerkompositionen ist zu bekannt, als daß man ein Wort darüber zu sagen brauchte; genug, daß die Aufführung eben so gelungen, als originell durch die glücklichste, oft überraschende Vertheilung der Instrumente und durch die Präzision des Vortrags war. Ganz neu dagegen erschien Strauß in seinen Potpourri's. Sonderbar genug sprach die Walzerguirlande aus den beliebtesten Partien verhältnißmäßig am wenigsten an, wiewohl in ihr, wie der Titel besagt, die schönsten Theile aus der reichen Fülle seiner Walzerkompositionen an einander gereiht sind. Es ist ein gewisses Gefühl des unmotivirten Stückwerks, das den Zuhörer unbefriedigt läßt, während die vorgetragenen einzelnen Walzer als abgerundete und in sich geschlossene Tonstücke erscheinen. In dem großen Potpourri: „der musikalische Wortwechsel," zeigte Strauß, daß er der Kunst des Komponirens Herr sey. Ein Anderer mag ihm die glückliche Verbindung der verschiedenartigsten Melodien, welche am Schlusse sich zu Einem Ganzen vereinigen, während jedes einzelne Instrument beinahe nur seinen eigenen Weg geht, ein Anderer mag ihm das vielleicht nachmachen, ob er aber den gleichen, bald lieblichen, bald burlesken Eindruck hervorbringt, ist eine andere Frage. Den größten Beifall fand das große Potpourri: „ein Strauß von Strauß." durch die Menge lieblicher Melodien, durch die wirklich geniale Verbindung der einzelnen Glieder zu Einem Ganzen, durch das großartige Tongemälde am Schlusse, das den feierlichen Einzug eines Monarchen in seine Residenz versinnlicht, und durch die eingestreuten komischen Partien. In letzteren versteht es Strauß meisterhaft, Musik mit Dingen zu machen, wovon es sich kein Sterblicher träumen läßt, daß man damit musiziren könne, wie z. B. Rasseln von Schlittengeschirr, Sporengeklirr, und gar das Zerbrechen eines ganzen Korbes voll Glas. Zu nicht geringer Belustigung des Publikums diente die schnurrbärtige Catalani, welche Strauß mit sich führt. Herr Straußy trug im höchsten Falsett die Cavatine der Norma von Bellini vor. Sah man den Mann und seinen Bart nicht, so hätte man darauf schwören mögen, eine Primadonna der neuen Schule singe dieses Tonstück sotto voce. Die Weichheit der Stimme, die Rundung der Koloraturen erregten gerechte Verwunderung, die in den allgemeinsten Applaus ausbrach, und selbst einer unserer ersten Sängerinnen den Ausruf des höchsten Beifalls entlockte. Ob wohl nur das Komische der Parodie sie zur unwillkührlichen Anerkennung hinriß? Bei einer zweiten, gleich stark besuchten Abendunterhaltung am 27sten wurde die Mehrzahl der am 24sten gegebenen Tonstücke wiederholt; neu waren der Elisabethenwalzer, ein Mazureck (Lieblingsmasur Ihrer Majestät der Kaiserin von Rußland) und eine Cavatine von Paccini, gesungen von Hrn. Straußy. — Damit wir doch wenigstens etwas, nach Rezensentenweise, zu tadeln haben, möchten wir den Wunsch aussprechen, daß Strauß Tonstücke, die, wie der Venetianer Galopp, gleich dem weiland Jungfernkranz seit Jahr und Tag auf allen Gassen zu hören sind, weglassen möchte. Auch die gelungenste Ausführung derselben läßt im günstigsten Falle gleichgültig. Wäre uns nicht die Versicherung gegeben worden, daß auch in Wien die Besetzung des Straußschen Orchesters mit Violinen gewöhnlich nicht stärker sey, würden wir sie als zu schwach tadeln, gegenüber den vollen, wohlklingenden Blaseinstrumenten, welche besonderes Lob verdienen. Seine Trompete hat einen so vollen Ton, wie man sie selten hört, und der Posaunist eine nicht gewöhnliche Fertigkeit. Die Vortrefflichkeit der Blaseinstrumente gibt dem ganzen Orchester eine so breite, satte Unterlage, daß, unbeschadet des Rhythmus, alle die spitzen, gezupften Partien, welche in den Straußschen Walzern so originell sind, wie der Blitz aus dunkler Wetterwolke zündend in das tanzlustige Gemüth schlagen. — Der Eindruck, den Strauß zurückließ, war gemischter Art: befriedigend, wenn man die Leistung an sich betrachtete, unbefriedigend, wenn einem der Gedanke kam, wie er dem größern und schönern Theil des Publikums gewiß kam, im raschen Walzer und feurigen Galopp im schwindelnden Kreise nach diesen Tönen sich zu drehen. Wenn Strauß fortfährt, Walzerkonzerte zu geben, so wird er der Gründer einer ganz neuen Gattung von Tanz werden, und sich in den Annalen der tanzenden Menschheit mehr noch dadurch, als durch seine originellen Kompositionen ein Monument setzen. Riß sich der Beobachter von dem Zauber der Musik los, so konnte er so manches artige Köpfchen im Walzerrhythmus sich wiegen sehen, und eine ebenmäßige, ruhig-selige Bewegung der Füßchen folgte den Wendungen des Hauptes, das, durch das Organ des Gehörs zunächst angeregt, wie billig auch in die stärkste Pendelschwingung gerieth. Sollte Strauß nicht der Erfinder einer sitzenden Tanzkunst werden, wie er selbst bereits eine stehende praktisch exekutirt? Sieht man den Mann, wie er die Töne seiner Geige mit rastlosen Bewegungen des ganzen Körpers begleitet, und jede Modulation sich unwillkührlich in allen Muskeln ausdrückt, wie er, stehend und auf einem Flecke vor seiner Direktorialtribüne verweilend, bis zum letzten Striche tanzt, so fühlt man Mitleid mit dem Armen, daß er zu solcher Tantalusqual verurtheilt ist. Und wie schön wäre ein sitzender Tanz, noch anständiger, abgemessener, als das abgeschäzte Menuett, wie bequem für alte, galante Herren, und für junge, die das Asthma plagt, oder die zu träge für eine raschere Körperbewegung sind! — Auch hier fehlte es nicht an musikalischen Strickphilistern, die in den Straußschen Produktionen nur eine Entwürdigung der Kunst sahen, die in den ungewöhnlichen Mitteln, komische Wirkungen hervorzubringen, nur barocke Effekthascherei erblickten, und dem Komponisteur gern alles Talent abgesprochen hätten, wären geduldige Zuhörer zu finden gewesen. Ich bin auch kein Freund von all dem musikalischen Klingklang, der, eine Ausgeburt der neuen Oper, der reinern Harmonie den Todesstoß versetzt, kann es aber auf der andern Seite für nicht minder lächerlich halten, wenn man in dem Ballsaal Oratorien hören will, als es ärgerlich wäre, wollte man in Kirchen Walzer aufspielen. Alles hat seine Zeit und Alles seinen Ort. Unbestritten wäre es besser gewesen, wenn Strauß, wie in Wien, in einem Gartensaal sich produzirt hätte, als auf dem Schauplatz, für den alle seine Kompositionen berechnet sind. Da nun aber Strauß unsere gute Stadt im Spätherbst heimsuchte, und ein Wintergarten à la Faust bis jetzt hier noch nicht zu finden ist, so war die Konzertsform der einzige Ausweg, den er wählen konnte, um so mehr, als das Arrangement eines Balles mit Straußscher Musik auf dem Museum an temperären Schwierigkeiten scheitern mußte. Der Adel veranstaltet einen Subscriptionsball in dem Königsbad.

Beilage: Kunstblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 264.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 4. November 1835.

— Geld, du sichtbarer Gott,
Der eng Unmöglichkeiten selbst vereint,
Daß sie sich küssen! Herzenbrechstein du!
Shakespeare.

Bilder aus dem Seeleben,
in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Der Wetterbeschwörer.

Dieses waren des alten Giles Worte, mit denen er ein Gespräch abbrach, das ihm nah an's Herz ging, und das er geendet wissen wollte; denn wohl sah er Vertrams Mienen an, wie sie sich nur mit Gewalt des gewohnten Spottes enthielten. Dem Knaben Harry entging kein Laut, keine Bewegung des Erzählers; horchend saß er auf dem Lager und starrte in die Dunkelheit hinaus, und schien mit weit offenen Lippen die Nachtluft gierig einzuschlürfen, die auf ihrem Fittig jene geheimnißvollen, denkwürdigen, tiefeindringenden Schicksalsworte in seine Seele trug. Ja, es war beschlossen, sein Knabenherz erzitterte, aber es war beschlossen. Im Geiste sah er sich schon an Norwegens Küste vor dem Pallast des seltsamen Fischers. Was galt ihm der weite, beschwerliche Weg! — Er mußte hin, um sein Eigenthum, den köstlichen Ring, zu holen, der in seiner Hülle von gelb und roth gewürfeltem Seidentuche seiner harrte. Er bog sich aus seiner Matte heraus und in die schwarzen, schäumenden Wellen unten schauend, rief er: „Wie theuer deine Schätze, altes Meer?“ Er tauchte die Hand nieder, er machte, als zöge er schwere Beute damit herauf: „Ha, deine Perlen, deine Korallen, wie du sie mir knechtisch ablieferst! — noch mehr, und immer mehr! — Genug! ich bin nicht unersättlich, ich will nur auch einmal reich und glücklich seyn, und ihr Sklaven, fort mit den Schätzen in meine Palläste, dort schüttet sie aus vor eurer schönen Königin! Fort, was zaudert ihr?“

Der Wind schüttelte das Tauwerk, die Wellen brausten, auf dem Schiffe ward es stille. Der arme Harry war in Schlaf gesunken, und Fieberträume bewegten seine Seele. Jezt war es ihm, als segle das Schiff wiederum dem öden Inselstrande vorüber, die bleichen Steine leuchteten weit im Mondenglanz, und auf ihnen hochaufgerichtet stand Arndt-Aldersons Gestalt. In seiner dürren, erhobenen Rechte blinkte etwas, es war der Ring. Harry wollte ihn fassen, er bog sich weiter und immer weiter hinüber, bis plötzlich eine schwarze Woge, aus der Tiefe auftauchend, seinen Leib umfaßte und ihn hinabzog. Als er erwachte, stand der alte Giles Oldfried bei ihm und hüllte ihn gegen die kalte Morgenluft in seinen Mantel.

Mehrere Wochen vergingen, da kehrte das Schiff mit reicher Beute zurück; der Fang war diesmal gut ausgefallen. „Der Falke,“ wie Bertram zu sagen pflegte, „hat auf's Neue seine Fänge in des alten Wasserdespoten

Seite geschlagen und ihm die Meerkrone entrissen. Der Falke ist ein tüchtiger Segler, der seine Ehre zu bewahren weiß.“

*

Am Feste des Fischzugs Petri versammelte sich in Bergen die Fischergilde und hielt Tanz und Schmaus. Die kleine Gaststube war angefüllt mit derben Gestalten, die sich die Gevatter und Kollegen des heiligen Petrus nannten, dabei aber ein gar nicht apostolisches Ansehen hatten. In ihren schwarzbraunen Gesichtern waren in tiefen Furchen die Mühseligkeiten und Gefahren weiter Reisen verzeichnet. Manche dieser Physiognomien konnten, wer sie zu lesen verstand, für treffliche Schiffstagebücher gelten, andern sah man an, daß sie noch nicht Seewasser geschluckt und sich noch nicht um einen Rest verschimmelten Zwiebacks blutig geschlagen hatten. Doch dieser jungfräulichen Gesichter waren nur wenige in der Gaststube, sie waren mehr im Nebenzimmer zu finden, wo ein paar lustige Fiedeln zum Tanz aufspielten, und der kräftige Schlag norwegischer Dirnen sich in ungeregelten Sprüngen tummelte. Was für Lügen erzählten sich die Nachfolger des ehrwürdigen Apostels! wie lustig schwärmte die Pöbelphantasie auf den dicken Tabakswolken der kleinen Gaststube! welche tolle Sprünge machte der nautische Harlekin, der um Vieles lebendiger ist, als der schläferige Held unsers komischen Theaters! denn dieser macht auf sicherer Erde seine Possen, jener auf dem beweglichen Schiffe in wahnsinniger Tollheit, stets die Gefahr und den Tod im Angesicht. In der That, es ist schade um die vielen guten Geschichten, die am heutigen Abend in der Gaststube zu Bergen verloren gehen, weil der Tabaksqualm, das starke Bier und das unendliche Geschrei sie verschlingen, ehe sie noch das Ohr eines Hörers erreichen. Welch wüster Lärm! es ist zu arg, hört, wie sie rufen: „das Steuer gewandt, die Segel gehißt — den Fockmast gekappt!“ — Die Trunkenbolde! sie bilden sich ein, im Schiffe zu sitzen. Die kleinen Fenster der Gaststube werden aufgerissen und ein Dutzend rothe, aufgedunsene Fratzen legen sich hinaus. „He! die Boote ausgesetzt, das Wasser steigt schon bis an's Deck!“ — „Zum Henker, ihr Narren!“ brüllt der dicke Wirth,“ wollt ihr mit meinem ehrlichen Hause in See stechen?“ — „Blut und Tod! seht ihr die dicke Robbe da um's Schiff schwimmen? schnell gebt ihr das krumme Eisen zu schmecken, legt sie trocken auf's Deck!“ Und in dem Augenblicke fliegen Stöcke und Tischbeine nach dem unglücklichen Wirthe, der, schnell auf die Seite springend, tausendmal den Einfall verwünscht, den Gevattern des heiligen Petrus sein Haus geöffnet zu haben, die damit in See stechen wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Florentinische Volksfeste.

(Beschluß.)

Noch muß ich des jährlich wiederkehrenden Johannisfestes gedenken. Ueber die Bedeutung desselben ist so Manches geschrieben worden, daß hier die Bemerkung genügt, wie auch bei diesem Feste längst die religiöse Bedeutung in der politischen unterging. Ist auch jezt nur ein Schatten von früherer Herrlichkeit geblieben, so wird doch Jeder, der Florenz und florentinische Geschichte liebt, diese Tage mit Andacht begehen, und immer noch Veranlassung genug finden, durch das, was geblieben ist, die glücklicheren Tage der größten Republik sich vorüberzuführen. — Die Vorfeier des Tages, die sogenannte Vigilie, ist, wie bei fast allen italienischen Festen, nach und nach zur Hauptsache geworden; das berühmte Wettrennen, Erleuchtung der Stadt und Feuerwerk fallen auf diesen Tag. Montaigne, der so selten Gutes über Italien zu berichten hat, beschreibt die Spiele der Arena in seinem naiven Gascogner Dialekt in einfach hübscher Weise, und mag von Fremden der Erste gewesen seyn, der ihnen auch jenseits der Alpen eine gewisse Berühmtheit verschaffte. Was er schon als kaum halbverstandenes Ueberbleibsel einer verschwundenen Zeit bewunderte, ist jezt natürlich noch bei Weitem unkenntlicher geworden. Geblieben ist das Lokal, der Platz vor der Maria Novella, geblieben die römische Tracht der Wagenlenker und die verschiedenen Farben derselben, und außerdem etwa noch die Art und Weise, wie den Zuschauern die Sitze errichtet werden; der Geist der Spiele aber, der eigentliche Kampf unter den Wagenlenkern ist schon dadurch beschränkt worden, daß Alle Einem Herrn dienen, und strengen Befehl haben, einander beim Rennen nicht zu schaden und zu hemmen. Daß ganz Florenz dies weiß, und dennoch jedesmal wieder in Menge herbeiströmt, wird man, denke ich, als einen Beweis gelten lassen, daß der Arnobewohner in dieser Beziehung wenigstens seiner antiken Ahnen nicht ganz unwürdig geworden ist. — Diese Freude endet ungefähr mit anbrechender Nacht; man hat unterdessen schon angefangen, die Stadt zu erleuchten. Ist es ganz dunkel geworden, eilt man nach dem Lungarno, der auf beiden Seiten erleuchtet ist, und jezt einen überraschenderen Anblick gewährt, als wenn die schöne Welt von Florenz an Sommerabenden an ihm auf und ab wandelt. Einzig ist namentlich, daß an der innern Seite der Mauern gegen den Arno zu zwei Reihen von Pechfackeln über einander angebracht sind, und auf diese Weise jede Bewegung auf dem Flusse deutlich wahrnehmen lassen. Ein ungeheures Drängen ist jezt zwischen Ponte Vecchio und Trinita; Alles eilt, eine Barke zu erreichen, um von dieser das Feuerwerk gehörig genießen

zu können. Man wird auch bald von den Barkarolen angerufen, aufgehalten, bestürmt; einem muß man sich ergeben, man wähle den, welcher seinen Kahn am vollsten hat und abzufegeln bereit ist. Den Arno kaum wieder erkennen lassend, ruft die Menge der Kähne altvenetianische Festspiele mit Gondeln zurück. Je nach Lust und Vermögen der Leute sind die Kähne mit bunten Zelten, frischem Laube, Kronleuchtern und Lampen gepuzt; hier, wo zwei Kähne verbunden sind, kann eine große Familie nach Bequemlichkeit essen, zechen, scherzen und tanzen, während dort andere einer größern Barke folgen, welche eine ganze Trattoria trägt. Zwei stark besezte Musikchöre sind in zwei Kähnen beisammen, mehr, um den Lärm zu vermehren, als zu einer festlichen Stimmung, oder gar zum Schweigen einzuladen. Ohne starke Militärmusik würde dies Fest so wenig vollständig seyn, als ein italienisches Feuerwerk ohne eine betäubende Menge von Kanonenschüssen. Der Arno trägt uns ruhig unter die schöne Brücke della Trinita, weil mit ein Uhr in der Nacht das Feuerwerk auf Ponte Carraja abgebrannt wird. Dies beginnt mit den gewöhnlichen Raketen und mit einer großen Façadenansicht, deren Säulen, reich mit Guirlanden geschmückt, in der Mitte in einer Krone endigen; es folgt dann, wie bei der römischen Girandola, der violetrothe Nebel, der, ganz allmählich sich erhebend, der ganzen Atmosphäre seine Farbe mittheilt; nach allen Seiten schießen dann die breiten Strömungen und Feuerstrahlen aus, in deren Mitte endlich ein Feuermeer hoch in einer Menge kleiner Feuersäulen sich emporschwingt. Ist mit Raketen, geräuschvollem Kanonenfeuer und dergl. geschlossen, tritt eine sechssäulige, zierlich erleuchtete Tempelfaçade ein, welche sich die ganze Nacht hindurch in ihrem Glanz erhält. Auf Ponte Vecchio sieht man nun rückkehrend die drei Bogen und den breiten Raum über ihnen in geschmackvollster Zeichnung erleuchtet. Wie herrlich auch die ganze Erscheinung in einer stillen, florentinischen Sommernacht sich darstellt, und wie magisch auch Alles im Arno sich wiederspiegeln mag, so wird man doch nicht umhin können, zu bekennen, daß die römische Girandola durch größere Präzision, durch den grandiosen Bau der Engelsburg, durch die Engelsbrücke und den Lauf der Tiber einen durchaus imposanteren Anblick gewährt.

Weg vom Arno strömt nun die Menge in die Stadt, um die Erleuchtung der Häuser, der Palläste und der öffentlichen Gebäude anzusehen. Wer die Kuppel von St. Peter an ähnlichen Abenden gesehen hat, wird gespannt seyn, wie neben derselben die Kuppel von Brunelleschi sich darstellt. Der leztern ist man in der Stadt überall zu nahe, es ist schwer, den rechten Augenpunkt zu gewinnen. Vom Domplatz aus sieht man immer zugleich auch das Tamburo, so daß das Auge nicht allein auf die obere Masse konzentrirt wird. Aus der Ferne aber, vom jenseitigen Arnoufer, erscheint sie ganz anders, man sieht bloß die Kuppel, an der sich nun die Fackeln auf das Schönste abheben. Der römischen Kuppel kommt sonst vor dieser Vieles zu gute: zuerst ist es der Gedanke, den über dem Grabe des heiligen Petrus sich wölbenden Himmel noch durch einen künstlichen Sternhimmel zu verzieren; ferner eignet sich auch die runde Kuppelform, weil sie mehr Masse bildet, besser für die Erleuchtung, wogegen hier die durch den ältern Bau bedingte achteckige Gestalt, schön und unerreichbar, wie sie an sich seyn mag, Theilung in der Ansicht bedingt. Im Norden, wo man im Allgemeinen Wohnungen, Häuser zu erleuchten hat, hält man auf hübsche Blumen, grünes Laub, reinliche Leuchter, Wachskerzen, gute und schlechte Inschriften; hier ist man wenig besorgt, die Häuser eigens zu erleuchten, man begnügt sich mit einem paar wohlfeiler papierner Lampen und wenig Lichtern; größere Wachskerzen werden nur selten an die Fenster der Reichern gestellt. Das häusliche Leben fordert nicht dazu auf; grünes Laub sieht man hier zu jeder Jahreszeit, ohne daß es eigens und mit Mühe aufgesucht zu werden brauchte. Das Verlangen, seine vier Mauern noch besonders zu schmücken, kennt der Italiener nicht, weil das Haus ihm im Allgemeinen nichts gilt, und am Ende wenig mehr als ein nothwendiges Uebel ist. Dagegen pflegt man denn die öffentlichen Gebäude mit Geschmack zu verzieren. Je drei Lampen, die vor den niedrigen Fenstern des Palazzo Vecchio angebracht werden, sind gerade hinreichend, die ungeheure Masse des kühnen Gebäudes noch imposanter zu machen; jede berechnete Verzierung, jede Zeichnung in Aufstellung der Lampen würde störend seyn. Für die Loggia dei Lanzi aber und für den schönen Thurm genügte die geringe Anzahl der Lampen beiweitem nicht, mit denen die Pilaster bei jener und die Fenster bei diesem verziert waren. Bei Gebäuden der Art, die wesentlich auf malerische Wirkung berechnet sind, sollte man diesem eben auf alle Weise nachhelfen und alle Einzelnheiten möglichst hervorheben. — Das Volk wird nicht müde, in den Straßen auf und ab zu wandeln, und noch spät in der Nacht war der Platz von St. Giovanni mit Menschen angefüllt.

Am Johannistage selber beschränkt sich fast Alles auf Festlichkeiten der Kirche. Das Battisterium St. Giovanni (Dante's il mio bel S. Giovanni) ist durch farbige Seidenvorhänge in der Weise verziert, wie es in der italienischen Kirche seit den frühesten Zeiten mit Geschmack geschehen ist; die berühmte Altarbekleidung mit den zum Theil in Silber getriebenen Reliefs ist dieses einzige Mal dem ganzen Publikum ausgestellt. — Das Pferdereunen, das gegen Abend stattfindet, beschließt

das Fest nicht gerade auf die beste Weise; der Lauf geht von Porta di Prato bis Porta St. Croce durch den winkeligen Corso, und gewährt, im Vergleich mit andern Städten, einen kaum momentan befriedigenden Anblick.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Eröffnung der italienischen Oper. Bellini.

Mit Anfang dieses Monats hat die italienische Oper wieder ihren Saal eröffnet und ihre Vorstellungen begonnen. Die reiche und elegante Welt harrte mit Ungeduld auf diese Wiedereröffnung; denn da eine italienische Oper nun einmal in Paris und London zum Sammelplatze der reich geschmückten Damen geworden ist, so konnte der Zuspruch auch nicht fehlen, und die Logen waren fast alle im Voraus gemiethet. Sonst ging man schlicht und einfach in diese Oper, und Musik war die Hauptsache. Die reichen englischen Familien haben aber in dieses Schauspielhaus die Pracht und Verschwendung übertragen, womit sie in ihrer Londoner italienischen Oper zu erscheinen pflegen, und Damen und Herren sehen sich jezt gezwungen, wenn sie in den Logen nicht unangenehmes Aufsehen erregen wollen, den kostbarsten Schmuck zur Schau zu stellen, und sich zum Schauspiele wie zu einem Bal paré vorzubereiten. Dies kann der Kunst nur nachtheilig werden; denn wenn die Logen solch eine Pracht darbieten, so haben die Zuschauer zu viel Zerstreuung, als daß sie die Oper gehörig würdigen könnten. Dem Operndirektor kommt es freilich sehr gelegen, daß die reiche Welt seinen Saal zu ihrem Sammelplatze gewählt hat; nur durch die reichlichen Beisteuern der wohlhabenden Familien ist er im Stande, die ausgezeichnetsten Virtuosen dem Pariser Publikum vorzuführen. Sie machen ungeheure Forderungen; aber die Logen bringen auch bedeutende Summen ein, und er ist schon im Voraus gewiß, daß die Saison ergiebig für ihn seyn wird. Der Ertrag des Parterre ist nur beiläufig, und wird als baarer Gewinn gerechnet. Andere Sänger und Sängerinnen zu bekommen, als die des vorigen Jahres, war nicht wohl möglich; sie waren nach dem März alle nach London gegangen; der Direktor brauchte sie bloß von dort wieder nach Paris zu berufen, nämlich die Grisi als Primadonna, Lablache, Tamburini und Rubini als Hauptsänger. Auch die Auswahl der darzustellenden Opern scheint ungefähr dieselbe zu seyn, wie im vorigen Winter, meistens Rossinische, mitunter Bellinische und Donizettische. Gleich Anfangs wurde der Genuß der Dilettanti durch den Tod des jungen Bellini getrübt, dem ein wahrer Triumph durch die mit vieler Sorgfalt einstudirte Oper Norma vorbereitet war. Schon durch seine für das hiesige Schauspiel gesezte Oper, i Puritani, hatte er sich den Kennern auf eine vortheilhafte Art bekannt gemacht, und welch glänzende Laufbahn stand ihm, dem jungen, eleganten Tonkünstler bevor, dessen Ruf schon in Italien und Frankreich begründet war, den zwei Könige mit Ordenszeichen geschmückt hatten, und der in den üppigsten Cirkeln von Paris die schmeichelhafteste Aufnahme fand! Ein frühzeitiger Tod zerstörte alle diese Hoffnungen, und der junge Tonkünstler starb gerade, als die italienische Oper, der Schauplatz seines Ruhms und seines bevorstehenden Triumphs, wieder geöffnet werden sollte. Wenige Künstler sind in Paris so betrauert und mit so vielem Gepränge zur Erde bestattet worden, als Bellini; nicht allein was er geworden war, sondern auch was er noch hätte werden können, bedauerte man bei seinem Verluste. Augenscheinlich hatte er sich eine eigene Bahn zu brechen gesucht, und von den künstlichen Verzierungen und Verschlingungen des Rossinischen Styls zu der edeln Einfalt älterer Meister zurückkehren wollen. Dieses Streben hatte in ihm noch nicht völlig reife Früchte hervorgebracht. Er hatte sich noch nicht hoch genug emporgeschwungen; man bewunderte einzelne vortreffliche Züge, aber noch keine bestimmte Eigenthümlichkeit in seiner Musik. Sein Talent bedurfte noch der lezten Ausbildung, die wahrscheinlich nicht ausgeblieben wäre, wenn das Schicksal ihm ein längeres Leben vergönnt hätte. Es war schon viel, daß er, der 29jährige Jüngling, Opern wie Norma, il Pirata, la Straniera hatte setzen können; wie hoch hätte er in seinem 40sten Jahre stehen können! Frankreich hat um so mehr Ursache, ihn zu bedauern, da auch die französische Oper sein vielversprechendes Talent in Anspruch genommen hatte, und Bellini für die komische Oper sowohl, als für die große arbeiten sollte. Eine Menge von Künstlern und Gelehrten drängte sich zu dem Seelenamte, welches ihm zu Ehren in der Invalidenkirche gehalten wurde, der einzigen, in welcher der gestrenge Erzbischof von Paris nichts zu sagen hat. Jedoch fiel diese feierliche Messe unter der Erwartung aus, und befriedigte die Kenner ganz und gar nicht, obschon man mehrere Tage gebraucht hatte, um sich dazu vorzubereiten. Das läßt sich jedoch mit den vorhandenen Umständen entschuldigen. Der französische Klerus hält sich für verbunden, weltliche Musik aus der Kirche zu verbannen, und glaubt, es gehöre zur Andacht und zum Geiste des Katholizismus, den barbarischen Kirchengesang aus dem Mittelalter aufrecht zu halten. Nur hie und da erlaubt sich zuweilen ein kunstliebender Pfarrer in Paris, im Gottesdienste ein wenig bessern Gesang und auch etwas harmonische Musik anzubringen. Dies darf aber kein Aufsehen erregen, denn sonst hat er die Ungnade des geschmacklosen Erzbischofs zu befürchten. Eine Hofkapelle ist unter dem jetzigen Könige auch nicht vorhanden; wo sollten also die Tonkünstler Gelegenheit haben, Kirchenmusik aufzuführen? Indessen wird doch der Wunsch, gute Kirchenmusik eingeführt zu sehen, laut ausgesprochen; man bedauert nun, daß die von Choron gestiftete Schule für Kirchengesang, in welcher man die Meisterwerke italienischer älterer Tonsetzer wieder hervorzog, fast eingegangen ist, ohne daß die Regierung das Geringste gethan hätte, dieselbe aufrecht zu halten, und schon fordern die Tagblätter die Musikliebhaber auf, zur Wiederaufrichtung jener Schule das Ihrige beizutragen. — Wie verschieden ist das Schicksal der Fremden in Paris! Während man mit so vielem Gepränge den überall gut aufgenommenen Bellini zur Erde bestattete, während italienische und französische berühmte Männer sein Lob verkündeten, und während die Bilderhändler Porträts von ihm (wahrscheinlich sehr unähnliche) verfertigen ließen, trugen einige Polen in der Stille einen Landsmann, den Schriftsteller Podczasinski, zu Grabe, dem am Ende sogar das Brod fehlte, um sein armseliges Leben zu fristen, und welchem der Kummer das Herz abgenagt hat. Er gab vor der polnischen Revolution ein Journal zu Warschau heraus; dies mißfiel dem Großfürsten, und Podczasinski mußte sein Vaterland verlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 265.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 5. November 1835.

Ein Regentag und widrige Gesichter,
Des Pilgers böse Genien!

Byron.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

Mailand, 3ten September.

Es regnete von dem rings umzogenen Himmel nieder, als wir uns am nächsten Morgen gegen fünf Uhr in den Wagen sezten, um am Abend wo möglich noch Chur zu erreichen. Kaum waren wir jedoch, ohne mehr als den Fuß der immer höhern Bergen, zwischen denen wir im Thal entlang rollten, sehen zu können, mehrere Stunden gefahren, als wir inne wurden, daß wir nicht weit würden vorwärts kommen. Es regnete unaufhörlich bei wärmster Luft, die Wolken zogen schwer an den Bergspitzen hin und lagerten sich immer tiefer und tiefer, um jede Aussicht zu verhüllen. Doch das Grün der Wiesen, die dichten Fruchtbäume, die Zweige der Nußbäume, die über die Straße hinreichten, konnten sie uns dennoch nicht rauben. Ueber Feldkirch gelangten wir endlich bis Balzers. Dort mußten wir wider Willen bleiben, obschon das Bauerwirthshaus neu gebaut, die Wände erst gestern geweist waren und mich der Kalkgeruch von einem naßkalten Zimmer in's andere trieb. Aber es half nichts, ich mußte die Erkältungsfurcht besiegen. Auch waren wir nicht ohne Leidensgefährten. Ein dicker, wohlredender Düsseldorfer, ein Sechziger und Sylbenstecher, nebst großer, zweiter Frau saßen wie wir in der Klemme. Dies neue Paar hatte die Basler schon in Lindau ersezt; zu unserem Ergötzen, denn besonders K. konnte nicht müde werden, dem Manne nachzusprechen. Er sollte bestraft werden: nach einer halben Stunde entdeckte sich's, er sey ihm verschwägert, und um den Spaß voll zu machen, war die Frau eine Tochter eines nahen Freundes meines Vaters. Desto weniger hielten sie uns ab, am Donnerstag den 28sten mit dem Frühesten, als der wolkenleerere Himmel einen guten Tag versprach, weiter zu reisen. Den Lucienstieg wanderten wir zu Fuß hinauf; er hebt sich langsam in bequemen Windungen den Berg hinan, immer an frischen Hängen entlang, über welchen steil in wundersamen Formen die Spitzen emporstarren; Klüfte theilen und vereinzeln die Kette der Felsengipfel, durch die dunkeln Fichten zieht sich das üppigste Grün, neben dem Rauhen und Wilden ist überall Freundliches und Mildes; der kühle Morgenduft, die Thaufrische, die Brunnen und Quellen brachten mich in die beste Stimmung, obschon, was man eigentlich schweizerisch nennt, hier noch kaum zu finden ist.

*

Weiter zu schreiben, war gestern unmöglich; erst heute, so eben aus dem Bett gestiegen, kann ich zu erzählen fortfahren. In Maienfeld, als wir zur Frühstückzeit

ankamen, überraschte uns die schlechte Nachricht, von dem großen Regen sey der Rhein übergetreten, und auch in der Nacht schon hatten uns in Valzers die Bauern geweckt, welche aus dem ganzen Dorfe waren zusammengerufen worden, um den heranwogenden Fluthen Einhalt zu thun. Mit einem Umwege aber kamen wir diesmal noch glücklich davon, und die Fahrt nach Chur gelang in dem klarsten Wetter, wie keine andere vorher. Die Wiesen wurden immer grüner, die Dörfer reicher, die Berge starrten in einzelnen Kegeln riesenmäßig empor, rauh und kalt in der Nähe, in der Ferne mit blauen Schleiern zu den schönsten Farbenspielen umzogen. Mittags waren wir in Chur, dessen Lage unbeschreiblich schön ist. Das Erste, was wir hörten, war die Unmöglichkeit, weiter nach Tusis zu reisen, wie unser erster Plan gewesen war. Die Brücken seyen fortgeschwemmt, die Wege zerrissen und ringsher ein Unglück und eine Noth, wie sie seit hundert Jahren nicht sey erlebt worden. Doch genauen Bericht, wo, wann denn alle dies Elend sey angerichtet, wodurch es veranlaßt, wie es zu lindern sey, wußte Keiner zu geben, obschon den ganzen Mittag über am Wirthstisch von nichts Anderem die Rede war. Zwischen Bleiben und Weiterfahren langweilig geärgert, liefen wir nach Tisch eine Zeitlang in der Stadt umher, bis mir einfiel, ich könne hier in Chur ja einen alten Handelsfreund meines Vaters besuchen, welchen der Düsseldorfer schon während des Mittagessens als den lustigsten, umsichtigsten Kompan seiner eigenen Jugendtage zu schildern nicht hatte aufhören können, und uns deßhalb, wenn wir nur bleiben wollten, auf heute Abend die beste Unterhaltung versprach. Sogleich wurde ein Besuch beschlossen. Das Haus fanden wir schnell genug, doch mußten wir lange läuten und wieder läuten, ehe es sich öffnete. Da kamen wir nun leider der Hausfrau in die Quere, denn sie hatte die Wasch, und entschuldigte deßhalb die älteren und jüngeren Töchter, welche vorzuführen unmöglich sey. Ich glaube, sie wurden von sonstigen Erfahrungen her verleugnet. Endlich trat auch der langerwartete Jugend- und Handelsfreund in's Wohnzimmer, kurz, dick, alt, schmutzig, halb blind, und deßgleichen taub, verschlafen, noch einmal schmutzig, sehr schmutzig, erinnerte sich eben so wenig des Jugendbekannten, als des Handelsgenossen, und sprach am Ende kein Wort mehr, nachdem er uns mit einer Einladung auf den Abend schon im Voraus abgespeist hatte. Auf der Treppe begegneten uns gar noch die Söhne, welche mit Hunden und Flinten in einem Aufzuge von der Jagd kamen, in welchem sie füglich den Herrn Vater hätten repräsentiren können. Das entschied; welche Gefahr uns auch auch drohen mochte, ärger als solch ein Abend vermochte sie nicht auszufallen; also vorwärts. In fünf Minuten waren wir Fußfertigeren schon auf dem Wege nach Tusis, die beiden Andern sollten zu Wagen nachfolgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Seeleben,
in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Der Wetterbeschwörer.

Die Tänzer haben aufgehört, die Fidel schweigt und die norwegischen Dirnen ergehen sich vor dem Hause, ohne Zweifel, um sich nach den Erhitzungen eines so leidenschaftlichen Abends zu erholen; doch sie finden wenig Zeit hiezu, die jungen Burschen folgen ihnen nach, und indeß die alten Polterer mit dem Hause lustig davon segeln, zeigt sich hier manches kecke Korsarenschiff und macht reiche Beute. Man muß den armen Knaben den Scherz lassen; ihre strenge Herrin, die See, läßt ihre murrenden, dumpfen Befehle schon aus der Ferne hören. Die Wange, die jezt noch unter Küssen glüht, in wenigen Tagen vielleicht bleicht sie im Meeresgrunde, unter wüstem Geröll und den Ungeheuern der gräßlichsten Oede begraben, und der Hut des Armen treibt an die Küste, noch geziert mit dem verwelkten Blumenstrauß, den die Hand der Liebe an diesem Abend ihm ansteckte. — Elendes Loos eines Matrosen!

Doch wer ist der feine, schlanke Bube, der abwärts steht, allein, ohne Mädchen, ohne Genossen? Ein fremder Schiffer wohl, der als Gast hier eingesprochen und den man im lustigen Taumel vergessen hat. — Er wirft jezt den leichten Bündel auf die Schulter, bezahlt seinen Platz am Tische, nimmt den Wanderstab in die Hand und tritt auf einen graubärtigen Veteranen zu, der verdrießlich an seinem Pfeifenstummel nagt. „Gevatters-mann, ich möchte Euch um etwas Bescheid fragen. — Wie weit ist's bis zum Königshafen?“ — „Wohinaus soll's liegen?“ — „An der Küste, wenige Meilen von hier aufwärts —“ — „Hier aufwärts? — bum, puzt Euch die Kajüte, Freund; ich will verdammt seyn, wenn ich jemals von einem Königshafen gehört habe.“ — „So wißt Ihr vielleicht, wo der Schiffer Peter Carlsson wohnt?“ — „Carlsson? Peter? zum Henker! soll ich jeden Lump im Lande kennen?“ — „So habt Ihr nie von dem Pallast zu den drei Kronen gehört?“ — „Pallast? wollt Ihr mich narren? macht, daß Ihr fortkommt, oder ich schlage Euch das Deck ein!“ Mit diesen Worten drehte sich der Veteran zur Seite und kämte an seinem Stummel weiter. Der Wanderer blieb stumm und mit

verzweifelnder Miene vor dem Tische stehen, er sah sich die Gesellschaft an, die daran Platz genommen hatte, ihr Anblick gab wenig Hoffnung; dennoch faßte er Muth und wiederholte seine Fragen, doch die Antworten fielen wenig besser aus, als die des Alten; Niemand wußte etwas vom Königshafen. Nach einer Weile, als er sich zum Fortgehen anschickte, fühlte er sich am Arm festgehalten; ein hinkender, einäugiger Spielmann war von seinem Gerüste herabgeklettert und zog den Jüngling bei Seite, indem er mit geheimnißvoller Miene zischelte: „Petermännchen, Du willst wissen, wo der Königshafen ist? Gut, gieb mir Tabak für meine Pfeife, daß sie dampfend das Dorf dort erreicht, und ich will Dir, während wir so gemächlich hinabschlendern, erzählen, was Du wissen willst.“ Der Jüngling ging in den Vorschlag ein, der Geiger packte sofort seine Fidel unter den Arm und sie wanderten Beide in die Dunkelheit hinaus.

Die Nacht ist still, der wüste Lärm tönt nicht mehr herüber, der kleine, buckliche Musiker läßt sich das Recht eines Beschützers nicht nehmen, seinen Beschützten etwas auszuforschen, und obgleich dieser, was den Zweck seiner Reise betrifft, ziemlich geheimnißvoll thut, so erfährt er doch seinen Namen, Harry Williams, sein Alter, fünf-und-zwanzig Jahr, und sein Geschäft, ein Handel mit dem Schiffer Peter Carlsson. Das ist für's Erste genug; Jarl, der Dorfgeiger ist ein Schlaukopf, er weiß, daß Peter Carlsson eine hübsche Tochter hat, daß diese einst drei guterhaltene Böte und ein ziemliches Grundstück ererbt; nichts ist gewisser, als daß der leichtfertige Bursche von diesen hübschen Dingen in der Fremde gehört hat, und daß er nun kommt, um die drei Böte so bald als möglich zu verschleudern, das Geld durch die Gurgel zu jagen, das Grundstück in die Luft zu sprengen und zuletzt das hübsche Weib mit zwölf elenden, armseligen Kindern in's Hospital zu fördern. Ja, man weiß, wie solche Bursche es treiben. Doch immerhin, der Dorfgeiger will Niemanden seinen Tanz verderben, er spielt zu jeder Weise auf, so drückte er auch zu Harrys muthmaßlichen leichtsinnigen Plänen noch das eine Auge zu, das ihm noch übrig geblieben, und sagt mit schlauem Lächeln: „Ich verstehe Dich, mein Sohn, Du willst mit Peter Carlsson Geschäfte machen — o ich verstehe! — Doch wer, zum Henker, hat Dir den Namen Königshafen auf die Zunge gebracht? — Hier im Dorfe bin ich vielleicht der Einzige, der da weiß, daß die paar Schritte am Ufer des kleinen Landsees, an dem Carlsons Haus liegt, diesen Namen führen. Die Leute sagen, der See habe vor alten Zeiten mit dem Meere zusammengehangen, und damals sey dort ein berühmter, mächtiger Hafen gewesen, in welchen der König Erich sich einst vor seinen Verfolgern gerettet, darum der Königshafen. Doch, Sohn, Du mußt schon noch einigen Tabak zulegen, denn noch haben wir unser verwünschtes Dorf nicht erreicht. Ha, ich wollte, König Erich legte noch mit seinen Schiffen hier an, und ich dürfte ihm einmal aufspielen zum Tanz auf meiner Geige; wie wollte ich geigen! Aber Deine Geschäfte, Freiersmann — gut! ich will mit Dir gehen, sonst würdest Du den Pallast zu den drei Kronen nimmermehr finden.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder der Nacht.

Die Bienen.

Eine weiße Rose blühet klar
Auf weiter Flur alleine,
Viel Immen mit güldenem Flügelpaar
Umschwärmen die Süße, die Reine.

Nachtgenuss.

Meine Gedanken, die streu' ich hinaus
In stillen Mitternächten,
Aber sie kehren mir nimmer nach Haus,
Schweifen zur Linken und Rechten.
Wirft doch der Mond auch die Strahlen hinaus,
Spinnt Fäden nach allen Enden,
Aber er spinnet sich nimmer aus
Im üppigsten Verschwenden.

Ludwig Seeger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Oktober.

Reform des Unterrichtswesens.

Die Feste unsers Reformationsjubiläums sind nun längst vorüber, nicht aber der schöne Nachklang, den sie wie milder Blumenduft in vielen Gemüthern zurückgelassen haben; denn es ist sichtlich, daß sie auf die Reinigung und Vereinfachung der Sitten nicht ohne Wirkung geblieben sind. Möge dieser echt evangelische Einfluß fortdauern, dann ist unsern edeln Reformatoren, besonders dem Sittenbändiger Calvin, das würdigste Monument errichtet.

Das Morgenblatt hat nach seiner Bestimmung oft von den alten und bemoosten Mißgriffen, so wie von dem Zurückbleiben unsers Unterrichtssystems in allen Sphären, besonders bei der Akademie, sprechen müssen. Es ist erfreulich, heute berichten zu können, daß die langjährigen Arbeiten einer Umbildungskommission jetzt endlich — nicht eine Maus, wie Viele fürchteten — sondern einen guten Bau hervorgebracht haben, der viele Vorwürfe beseitigt, die der Akademie früher mit Recht gemacht werden konnten, besonders dem der Einseitigkeit; denn durch den herrschenden Einfluß einer bedeutenden Celebrität und ihrer dienenden Trabanten war den Natur- und mathematischen Wissenschaften ein

unmäßiges Uebergewicht über alle Humaniora, ja über alle Studien eingeräumt, wo nicht auseinandergelegt, gemessen, berechnet und gewogen werden konnte. Sehr zu bedauern ist, daß diese herrschende Richtung vor zwei Jahren den trefflichen Professor Rossi von hier nach Paris trieb, während die Verlassung dieses Systems, gleichsam sühnend, den trefflichen A. Decandolle zur Niederlegung seines Professorats bewog. So verlor Genf ausgezeichnete Persönlichkeiten durch beide Systeme, gewinnt aber jetzt unendlich durch die breitere, zeitgemäßere Basis seiner Akademie, die nicht mehr an die für allen höhern Unterricht so armselige französische Kaiserzeit, sondern an gute akademische Muster des Auslandes erinnert, ohne sich auf ihre Nachahmung zu beschränken, oder an sie zu binden. Im Gegentheil, manches frühere Gute ist beibehalten worden, und man pflanzte auf die Trümmer nur anerkannt Besseres. Es ist zu erwarten, daß der Staatsrath, in dessen Händen jetzt die Akademie liegt, dauernd und fortschreitend für ihre Vervollkommnung und Entwickelung Sorge tragen, und besonders dahin streben wird, daß die Lehrstühle immer nur in Hände kommen, die ihnen Ehre machen und die Wissenschaft in ihrem höchsten und würdigsten Standpunkt auffassen, was bisher lange nicht immer der Fall war. Zu den frühern Mißgriffen und Lücken trug besonders bei, daß die akademischen Professoren Genfer seyn, sich voraängigen Inscriptionen oder gar Prüfungen unterwerfen mußten, und dies für sehr geringe Gehalte! Die Basis dieser neuen Organisation ist das Gesetz vom 31sten Mai dieses Jahrs, und sie wird künftigen 1sten November in's Leben treten. Wir werden in einiger Zeit auf diesen Gegenstand zurückkommen. Es ist zu erwarten, daß die akademischen Verbesserungen, ja die ganz neue Richtung des Studienwesens in Genf auch wohlthätigen Einfluß auf alle unsere andern Lehr- und Schulanstalten haben wird. Hieher gehören besonders die sogenannten Pensionen, in denen dreißig und mehr junge Leute vereinigt sind. Man hat oft geradelt, daß in ihnen die Knaben nur wenig, und das Wenige nur halb lernen, daß sie zu viel Vergnügungen, Lustpartien, Zerstreuungen und Ferien haben, daß sie in ihrer sittlichen Ausbildung nicht genug beaufsichtigt und geleitet seyen, daß bei ihnen viel Rohheit und Ungeschliffenheit mit unterlaufe, ja, daß bei Allem viel zu viel dem Schein geopfert sey, z. B. bei den lang vorbereiteten, öffentlichen Prüfungen, Preisvertheilungen u. s. w. Ich glaube, dieser Tadel an einzelnen Anstalten ist nicht ganz billig, und trifft viel weniger sie selbst, als das ganz irrige, aber einmal zur Mode gewordene Erziehungssystem, welches Erziehungsanstalten ungefähr wie Fabriken und Dampfmaschinen betreibt, wo nur viel gefertigt und abgesetzt werden soll. Von diesem System kommen alle jene Uebelstände und noch mehr andere. Nur da, wo wenige Zöglinge beisammen sind, kann sie der Meister in Erziehung und Unterricht unausgesetzt und gleichförmig beschäftigen und streng darauf halten; da er Alles selbst übersehen kann, so braucht er sich nicht auf Unteraufseher zu verlassen; er beobachtet und bessert leichter, und beim Lehren, Nachsehen und Korrigiren hat er eine Menge Vortheile vor den großen Instituten. Auch sind die Resultate ganz anders. Religiöser, sittlicher, anständiger, gleichförmiger entwickelt, so wie viel gründlicher unterrichtet werden immer die jungen Leute in den Häusern seyn, wo nur wenige Zöglinge sich in die Thätigkeit, Sorge und Aufmerksamkeit des Meisters theilen. Aber dabei wird dem Veranügen und der Bequemlichkeit der Zöglinge, desgleichen der bestehenden Allgemeinheit und Oberflächlichkeit nicht geschmeichelt, auf die so viele Eltern halten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Die große und die komische Oper.

Die große französische Oper ist noch immer mit den Zubereitungen zu ihrer „Bartholomäusnacht“ oder sogenannten „Bluthochzeit“ beschäftigt, und wie gewöhnlich werden, um die Erwartung hoch zu spannen, allerlei sonderbare Dinge in Betreff des Inhalts erzählt. So z. B. soll das Musketenfeuer den Takt zu den Chören schlagen. Es sollte mir um Mayerbeers Ruf leid thun, wenn er sich wirklich mit solchen Spielereien abgäbe, unter welchen der Genius der Musik erliegen muß. Schon in Robert le diable ist des Spektakels genug. Das jetzige Publikum besitzt aber einmal lange nicht die Geduld und Langmuth seiner Vorfahren, welche eine fünfaktige Oper anhören konnten, ohne Zerstreuung und ohne Augenweide. Das Gehör ermüdet jetzt leichter, als sonst, und wenn eine Oper nicht viel Bewegung, Schauspiel, außerordentliche Effekte u. dergl. darbietet, so vermag der Zauber der Musik die Zuhörer nicht zu fesseln. Daher ist beinahe das gesammte ältere Repertoire der Oper wie verschollen, und sicher würde der Direktor es jetzt nicht wagen, eine Piccinische oder Gluckische Oper aus dem berühmten Archiv hervorzuziehen. Schon die langgedehnten Arien würden hinreichen, Langeweile zu machen; die heutige Welt will rascher und mannichfaltiger unterhalten werden. Man wird nun sehen, ob die „Bluthochzeit“ im Stande ist, die hochgespannte allgemeine Erwartung zu befriedigen. Man gibt unterdessen häufig die Jüdin, Robert le diable und einige beliebte Ballette, unter andern l'Ile des Pirates. Wenn die Oper nichts Neues zu bieten hat, so läßt sie ihre unübertrefflichen Tänzerinnen auftreten, und dann geduldet sich das Publikum gern. Die komische Oper hat mit vielem Erfolge dem Publikum Herolds „Zampa“ wieder vorgeführt, und gibt diese Oper fast alle Tage; man hat nämlich dem Publikum weiß gemacht, es kenne diese Oper kaum, und die gutmüthigen Pariser, welche in der That die Oper schon bald vergessen hatten, eilten hinzu, um sie als etwas Neues zu bewundern, und das war es eben, was die Direktion bezweckte; denn erstlich füllt sie dadurch ihre Kasse, und zweitens gewinnt sie Zeit, etwas Neues vorzubereiten; ohne Neuigkeit kann ein hiesiges Theater doch nicht lange bestehen. Obschon der September eben nicht der fruchtbarste Monat im Jahre für die Theater zu seyn pflegt, so hat er doch in diesem Jahre über fünfzig neue Stücke hervorgebracht. Freilich sind die meisten kleine Vaudevilles in einem oder zwei Aufzügen, die wie Herbstblumen bei Eintritt des rauhen Wetters wieder verschwinden; etwa ein Dutzend derselben hält den Winter hindurch aus, und einige blühen vielleicht noch ein wenig länger fort. Es hat sich auch in diesem Monate ein Direktor für das kleine, bankerott gewordene Pantheontheater gefunden, und dieser Mann hat den Muth, sein Heil in diesem Saale mit einer Menge von kleinen Stücken zu versuchen, welche kaum die Aufmerksamkeit der Theaterkritiker in den großen Tagesblättern auf sich ziehen. Auch ein Vaudevilletheater soll ebenfalls in Gang kommen, wenn es nicht bereits offen ist. Es gibt jetzt der kleinen Theater so viele in Paris, daß das Entstehen eines neuen nicht das mindeste Aufsehen macht, und nur die Leute in dem Stadtreviere, worin es liegt, näher angeht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 266.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 6. November 1835.

Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst, mit ängstlicher Beschwörung,
Nicht zurück an diesen Ort.
Goethe.

Bilder aus dem Seeleben,
in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Der Wetterbeschwörer.

Harry und sein Führer langten, nachdem sie die Nacht in der Hütte des Spielmanns ausgeruht, am andern Tage in einem Dorfe an, das aus wenigen elenden Hütten bestand, die an dem beschilften Ufer eines Sees lagen. Die aufgehende Sonne warf eben ihre ersten Strahlen auf die Strohdächer. Der Ort hatte etwas Stilles, Friedliches, Geheimnißvolles; Harry konnte sich eines Schauers nicht erwehren, wenn er an den mächtigen Schatz dachte, der hier verlassen in einem Winkel der Welt schlummerte, während er dazu geschaffen war, die Welt zu beherrschen. Diese Träumereien beschäftigten noch seinen Geist, als die Töne eines hellen Morgenliedes ihn schnell zu sich selbst brachten. Eine Fischerin fuhr in ihrem Kahne vorüber; die Lichter des Morgens spielten auf ihrem blonden Haar und glänzten vom schönen Augenpaar wieder, das Wasser nahm mit Vergnügen ihr Bild auf, und schien nur unwillig, da es dasselbe wieder zurückgeben mußte; dafür sogen die Lüfte von den frischen Lippen die süßen Töne, und gaben sie nicht wieder, sondern entführten sie in den nahen Wald, aus dessen Schatten der junge Harry und der sehr ehrwürdige Geiger eben hervortraten. „O Glückskind von einem Freier!“ schrie Jarl; „da muß Dir nun, gerade da Du den ersten Schritt zum Königshafen thust, die schöne Lore entgegen gefahren kommen, und zwar in dem kostbaren Boote sitzend, das einmal Niemand anders, als sie erben wird. Verteufelt richtig gesteuert! sag ich.“ Harry vernahm von diesen Worten nur die lezten, die auf's Boot gingen. Das Mädchen landete und grüßte den Spielmann, unterdessen betrachtete Harry das Boot. „Wetter!“ rief Jarl bei sich, „hab ich's nicht gesagt? der läßt sich keinen faulen Apfel in die Hand drücken, der untersucht und prüft. Ja, untersuche nur, es hat seine Richtigkeit, das Holz derb und tüchtig, neu gefügt, die Farbe frisch und dauerhaft; das beste Boot im Dorfe! — was sag ich — im Königreich!“

Doch das war gerade das, was Harrys Muth niederschlug; in dem neuen, zierlichen Dinge konnte der kostbare Schatz nicht liegen; oder lag er einst darin und war bei der Ausbesserung in fremde Hände gefallen? Armer Harry, wo wären da deine herrlichen Pläne! so hättest du umsonst die weite Reise gemacht! — Er blickte bekümmert auf, da sieht er in die schönen Augen des Mädchens, und er weiß selbst nicht warum, er hofft von Neuem, er fühlt Muth und Entschlossenheit. Nun sucht

er den Pallaſt zu den drei Kronen, aber er ſieht nur ärmliche Fiſcherhütten. Der alte Giles hat wohl ſeinen Scherz getrieben, und Bertram hatte Recht, ihn zu verſpotten; wo käme hieher ein Pallaſt? „Das iſt das Haus meines Vaters!“ ruft die ſchöne Lore jezt, und zeigt auf eine der Hütten, die von Bäumen halb verſteckt an einer klaren, dunkeln Bucht des Sees liegt; Jarl, der froh iſt, ſeine Gelehrſamkeit zu zeigen, ſezt eilig hinzu: „Du ſiehſt, mein Sohn, die Trümmer, die nahe dabei waldeinwärts liegen? Einſt ſtand hier ein mächtiges Königsſchloß, in dem die drei Gegenkönige Erichs zuſammen gehaust haben ſollen. — O, es war eine böſe Zeit, gewiß; dennoch wette ich, die Leute hätten ſich nicht untereinander gemordet und beraubt, wenn ſie Meiſter Jarls Geige hätten hören können. Jezt geht es in dem Pallaſte zu den drei Kronen friedlich genug zu.“

Schon eine Woche wohnte Harry bei dem Fiſcher Carlſon, der ihn gaſtfreundlich aufgenommen, und noch hatte er nicht den Muth gehabt, von Giles Olfried und dem geheimnißvollen Schatze Arndt-Alberſons zu ſprechen. Der Fiſcher hätte ja den Wunderring für ſich in Anſpruch nehmen können. Er unterſuchte heimlich die Boote vor dem Hauſe, doch unter den dreien, die Carlſons Freude ausmachten, konnte das mit dem doppelten Boden nicht ſeyn, und ein viertes beſaß der Fiſcher nicht. Auf's Neue war's um Harrys Muth gethan. — Eines Abends ging er mit der ſchönen Lore in den Wald, aus ſeinen Gedanken war das unglückliche Boot ſchon faſt verſchwunden, er dachte glücklich zu ſeyn auch ohne den Ring des Wetterbeſchwörers, denn er liebte das hübſche Mädchen, das lächelnd an ſeinem Arme hing und ſich ihm zärtlich anſchmiegte. „Laß uns umkehren,“ flüſterte ſie ihm plötzlich zu; „hier an dieſem Platze iſt's nicht geheuer. Siehſt Du, wie der falbe Mondglanz dort in dem ſchwarzen Waſſer ſich ſpiegelt, hörſt Du, wie ſchaurig es im Schilfgraſe ſeufzt? — dort, das ſchwarze Holz, das aus dem Sumpfe emporragt, das iſt der alte Zaubernachen! In jeder Neujahrsmitternacht wird er flott, unſichtbare Geiſterhände ſteuern ihn, und er macht ſeine Fahrt um den See, der dann in wilden Wogen ſchäumt. — Komm, laß uns fort von hier!“ Harry ward aufmerkſam: „Wem gehört das alte Boot?“ — „Der Großvater hat es in ſeiner Jugend gebaut; der Großvater hatte einen Bund mit dem Teufel gemacht, ſagen die Leute, und der Teufel — aber ſieh, ſieh — wie der alte Kahn ſchwankt! es ragt was darin, es zittert ein weißes Licht!“ Sie riß ſich los und floh wie ein geſcheuchtes Reh dem Ausgange des Waldes zu. Der Jüngling blieb ſtehen und ſah ihr nach, dann richtete er ſeinen Blick auf das Boot, und auch ihn befiel ein Grauſen. Er wagte es nicht einmal, näher zu gehen, nur von Ferne ſah er den morſchen Kiel ragen, hörte, wie die Wellen an die lecken Seiten ſchlugen, und gleich menſchlichen Stimmen im Schilf es flüſtern. — Als er heimging, wiederholte er ſich Lorens Worte: „Mein Großvater hatte einen Bund mit dem Teufel gemacht! — Dieſer Teufel war Arndt-Alberſon, o gewiß! ſein Ring liegt in dem unheimlichen Nachen. Wer hätte es wohl gewagt, ihn von dort zu rauben? der Schatz iſt noch da; aber, Harry, bedarfſt du denn ſeiner? — Bedenk es wohl, ein Bund mit dem Teufel! — Mache lieber einen Bund mit einem Engel, mit dem kleinen Fiſchermädchen, das dir herzlich gut iſt; laß dir ihren Ring an den Finger ſtecken, er wird dich zwar nicht vor allen Stürmen der Lebensreiſe bewahren, doch er ſichert dir einſt einen ruhigen Hafen, eine friedliche Sterbeſtunde, eine ehrliche Grabſtätte. — Es iſt ſo entſetzlich das ehrloſe Grab auf der öden Inſel, das Grab mit dem Steinhaufen und dem zerbrochenen Anker! — Ja, du willſt die kleine Lore heirathen, und Meiſter Jarl ſoll für dich um ſie werben.“

(Der Beſchluß folgt.)

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortſetzung.)

Von der Pracht der Gegend laß mich ſchweigen. Ich wäre ſie mir einzeln zu vergegenwärtigen nicht mehr im Stande. Ich weiß nur, der Rhein blieb uns ſtets zur Seite; wild angeſchwellt, brauste er durch lachende Wieſen und reinliche Dörfer, zu beiden Seiten an den Ufern ſtiegen die Berge, durch welche der Weg bequem ſich hinſchlingt, immer rieſiger empor, bald ſtarr und kahl, bald von Fichten, Tannen, Laubholz oder Lerchenbäumen ernſter oder luſtiger überwachſen. Der Sonnenuntergang war unvergleichlich; immer farbloſ ſchattiger wurden die Thäler, die Klüfte immer ſchwärzer, nur der Rhein leuchtete hin und wieder mit weißen Wellenblitzen aus der Tiefe empor, indeſſen plötzlich die erſten Schneeſpitzen, dann ganze Schneeberge, kalt und doch roſenroth glühend und funkelnd, in den dunkelblauen Abendhimmel hineinragten. Als wir in Tuſis anlangten, war ringsum Berg und Thal ſchon in Nacht verſunken, und zum erſtenmal überraſchte mich das ſeither unbekannte Gefühl tiefſter Einſamkeit. Aber auch in dieſem wenig beſuchten Ort ſollte es an Bekannten nicht fehlen. Diesmal war es ein Profeſſor aus Leyden, ein blondſanfter, ſtiller Mann mit blauen Augen und zuvorkommender, rückhaltender holländiſcher Höflichkeit: der beſte Erſatz für die angedrohte Geſellſchaft in Chur. Doch brachte der ſo unverhofft wiedergefundene Freund,

indem er sich sogleich als Leidensgefährte ankündigte, schlimme Nachrichten: schon seit gestern sey er hier und habe so eben die Umgegend von Neuem rekognoscirt; an Fahren sey von hier aus nicht mehr zu denken, die Gewitterregen hätten die Straße zerrissen, die Chaussee der via mala sey nicht zu passiren, und den neuen Fußweg, an welchem die Dorfbewohner noch die ganze Nacht über arbeiten müßten, schilderte er so lebensgefährlich für Jeden, der irgend an Schwindel leide, daß ich mich, der ich wohl wußte, wie leicht mich dieses Uebel übermannte, schon unten in der Tiefe sah; denn eine Viertelstunde lang sollte man auf allen Vieren dicht an dem schroffabschießenden Abgrunde fortkriechen müssen; doch schien er entschlossen, sich am nächsten Morgen dem Wagniß nicht zu entziehen, und da die übrigen Gefährten sich ihm muthig zuzugesellen versprachen, mußte ich mich schon zu der gleichen Wanderschaft bereitwillig finden lassen.

*

Wohlgerüstet standen wir am nächsten Morgen noch vor Sonnenaufgang zu fünf Mann vor der Thür des Wirthshauses, und zogen, als die sieben begleitenden Führer sich die Koffer, Reisesäcke und Mäntel sorglich zusammengeschnürt und aufgepackt hatten, mit frischen Kräften auf Abenteuer in die morgenkalten Bergschluchten hinein. Denn gleich von Tusis aus wendet sich die bequem auf und ab steigende Chaussee in das Felsenthal hinein. Der nächste Rückblick auf Tusis und die übereinander getürmten Bergreihen war beim Sonnenaufgang höchst erquickend. Bei dieser Morgenruhe der heiter erwachenden Natur verschwand jede Vorstellung von Sturm, Verwüstung und Gefahr. So ging es denn auch zwei Stunden lang ganz behaglich vorwärts, schon aber schlossen sich die Felsenberge näher aneinander, und plötzlich verengten sie sich zu solch schmaler Kluft, daß der tobende Rhein unten in der immer jäher absteigenden Tiefe der höchsten Gewalt bedurfte, um sich Bahn zu brechen. Links waren die Felsen von oben bis unten wie in der Mitte glatt durchgeschnitten, rechts lagerten sie sich in etwas wenigstens bequemer hin. Dennoch war es eine Lust, in diesen Engen, bei schon durchwärmterer Morgenluft der nahenden Gefahr rastlos entgegen zu wandern. Nach einer Stunde wurde das Thal breiter, dann aber, als wir die eigentliche via mala betraten, verengte es sich in doppeltem Maße. Wahre Höllenschlünde gähnten in der Tiefe, und der Rhein brauste und bäumte sich zornig und zischte empor und schlug mit zerschäumend wilden Wasserfäusten die harten, wiedertönenden Felsen, daß die Noth des geängstigten Jugendstroms auch mich fast beengte. Zwei Brücken führten uns thurmhoch auf den schmalen, fast zitternden Ufern herüber und hinüber; plötzlich hatte die Straße ein Ende. Dreihundert Schuh lang war sie in die Tiefe hinabgeschleudert, ohne daß sich sagen ließ, wo sie gewesen und wo sie geblieben seyn konnte. Felsstücke, mit Wasserströmen herniederstrudelnd, hatten sie, hieß es, fortgerissen. Jezt sollte unser gefährlicher Spaziergang auf allen Vieren beginnen. Als wir aber die Sache in der Nähe besahen, war nicht nur von Gefahr nicht die geringste Spur, sondern der freilich schmale, sonst aber ganz bequeme Steg führte an einem Waldabhange hin, von dem sich in bester Sicherheit die schönsten Blicke auf den in der Tiefe hinblitzenden Rhein wohlgemuth thun ließen. Wir lachten uns wechselsweise aus und glaubten Alles überstanden zu haben. Rings umher aber auf dem ganzen Wege hieher schon war die Zerstörung entsetzlich; haushohe Felsblöcke und die darüber liegenden Brücken, als hätten sie niemals dagestanden, waren plötzlich verschwunden; Gestein, Schlamm, Erdklöße, von den Spitzen der Berge niedergeschwemmt oder herabgewirbelt, lagen umher, oder stürzten, wo der Rhein, durch die Bergwasser zu unglaublicher Höhe angeschwellt, gewüthet hatte, stromabwärts meilenweit fortfluthend, in die breitern Thäler hinab. Statt sich zu mildern, verstärkte sich dies Bild der Verwüstung, und kaum hatten wir uns gefreut, bald den Wagen besteigen zu können, um heute noch jenseits Italien zu begrüßen, als nun erst das Klettern über Abhänge, das Betreten schwankender Brettchen, um die plötzlich entstandenen Waldbäche mit wirklicher Gefahr zu überschreiten, seinen mißlichen Anfang nahm. Nun waren wir den dunkeln Klüften schon entgangen, das Thal öffnete sich, die Chaussee wurde wieder sicher und bequem, und wir glaubten zum zweiten Male, von jezt an auf gerader Straße forteilen zu können, als uns die stattlichen Herrn Vorsteher der Weglommission entgegentraten, in ihrer Begleitung ein Dachdeckerchen mit hellgrünem Frack und furchtsamen Beinen. Diese drei Herrn versicherten, nach Splügen vorzudringen, sey uns zwar nicht zu verbieten, doch offiziell in keiner Weise räthlich; sie kämen von dorther, und hätten den Weg so lebensgefährlich gefunden, daß es selbst gegenwärtigem Dachdecker, seiner Profession ungeachtet, nicht sey möglich geworden, an gewissen Stellen sich des Schwindels zu enthalten. Gegen diese Argumente war nichts einzuwenden, und wir beschlossen, in Andeer zu bleiben; denn auf dem Wege dorthin sahen wir in der That ein fortlaufendes Gemälde der unglaublichsten Wuth der Natur. Das als so freundlich berühmte Thal hatte sein ganzes Antlitz verwandelt, Häuser waren fortgeschwemmt, die Mühlen zertrümmert, der Strom tobte, zerrissen durch Geröll und zersplitterte Balken, und Lehm und Moder machten den Anblick noch wüster.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Oktober.

(Fortsetzung.)

Peschier über deutsche Literatur.

Durch jene akademischen Verbesserungen wird hoffentlich auch ein mehr literarischer Geist nach Genf kommen, wozu Einheimische und Fremde, Sismondi, Rigo, Müller, Rossi, Peschier und Theurel, seit zehn Jahren Bedeutendes vorbereitet haben. Sehr dankenswerth ist auch in dieser Beziehung das französische Werk über die Geschichte der deutschen Literatur, welches A. Peschier angekündigt hat, von dessen Vorlesungen über deutsche Literatur wir voriges Jahr ehrend in diesen Blättern gesprochen haben. Jetzt läßt er diese Vorlesungen in zwei Bänden abdrucken. Recht günstig stimmt dafür der Prospektus des Buchs, und wir wünschen dem Unternehmen auch in Deutschland verdiente Aufnahme. Es heißt in der Ankündigung unter andern:

„Es war einmal eine Zeit, wo Deutschlands Schöngeister an die Triumphkarosse berühmter Franzosen des siebzehnten Jahrhunderts gespannt waren. Damals war es Mode, die Deutschen für den Prototyp des Kretinismus, für Wunder der Dummheit, Linkheit und Ungeschlachtheit zu halten, für Mittelgeschöpfe zwischen Menschen und Thieren. Zweifelte doch selbst der geistreiche Swift daran, ob sie eine Seele hätten, und der große Friedrich verglich sie mit den Wilden Kanada's. Diese dumme Verblendung dauerte lange. Das ganze französirende Modeeuropa stellte Deutschland hinter sämmtliche civilisirte Nationen, und alle großen Herrn der französischen Literatur, diese Aristokraten des Gedankens, fanden fortwin ein Vergnügen darei, die geistesarmen Deutschen mit stolzer Vornehmheit zu behandeln; sie hätten ihnen allenfalls einen oder den andern Gedanken als Almosen zugeworfen, wie Günstlinge des Glücks den Armen die Brosamen überlassen, die von ihrem Tische fallen. Aber la raison finit toujours par avoir raison, sagt Voltaire. Es begann, freilich sehr spät, eine Reaktion bei den Leuten, die lange voll enger Vorurtheile, nationaler Irrthümer und vorgefaßter Meinungen steckten. Jetzt hält man seinen Haß nicht mehr für ein Verdienst und die Verachtung Anderer für Patriotismus. Man würde sich doch jetzt in Frankreich schämen, wenn Einer den Baronen des Mittelalters gleichen wollte, die von ihrem Schloßthurm aus die Grenzen der bewohnbaren Welt zu sehen glaubten. Man gewöhnt sich nach und nach daran, das Schöne in Literatur und Kunst zu schätzen, wo man es auch finde. Vieles hat dazu gewirkt: zuerst die hochherzigen Bemühungen der Frau von Staël, um Franzosen und Deutsche einander zu nähern, jene, die lange gewöhnt waren, im Reich des Gedankens zu herrschen, diese, denen Voltaire's Witze und Napoleons eiserne Hand unerträglich geworden waren. Hierauf kamen Benjamin Constants Bemerkungen über Goethe's und Schillers Theater, einige mehr und weniger gelungene Uebersetzungen Jean Pauls, Hoffmanns, Tiecks, Bürgers, ferner vicarapbische Notizen, Abrisse und Resumé's; durch Alles dies wurde der Geschmack der Franzosen an der deutschen Literatur bei ihnen einheimisch, es ward der mächtige Durchbruch durch die eherne Mauer gebildet, die so lange scheidend zwischen beiden Ländern gestanden hatte. Aber des Menschen Geist ist einmal von Natur faul und ruht gern auf dem Erworbenen aus, lebt gern von Erinnerung und Bewunderung. Wie viel Leute leben nicht in Frankreich, die in der Kenntniß deutscher Geistesbestrebungen sehr zurück sind! Wie Viele haben nach Durchlesung der Allemagne von Frau von Staël der deutschen Literatur Valet gesagt, und meinen, seitdem sey darin Stillstand und Brache eingetreten. Diesen Leuten und Allen, die den Reichthum des literarischen Bodens in Deutschland kennen lernen wollen, muß endlich ein vollständiges Gemälde von den Reichthümern dieser lang unbekannten oder vielmehr unwürdig verkannten Nation geboten werden; denn dieses Volk wuchs schnell und mit Macht so heran, daß es in weniger als achtzig Jahren genug große Männer und genug Meisterstücke hervorgebracht hat, um den ältesten Literaturen Europa's gleichgestellt werden zu können."

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Ambulatorische Konzerte.

Der Stifter der Abendkonzerte, Masson de Puitsneuf, hat doch nun endlich aufhören müssen, den Loffitteschen Saal jeden Abend mit Harmonien zu füllen, und sein Nebenbuhler Musard befindet sich im alleinigen Besitze der Vogue, welche hier Alles ist. Freilich hat seine Anstalt etwas Eigenthümliches, welches das Publikum verleidet. Erstlich liegt der Saal in einem sehr bevölkerten Stadtviertel, der St. Honoréstraße, und ist außerordentlich geräumig, wovon man sich einen Begriff machen kann, wenn man weiß, daß die Decke des Saals auf vielen Säulen ruht. Um diese Säulen ist ein breiter Gang frei gelassen, so daß man rund herum spazieren kann. Die Sitze sind an den Wänden und zwischen den Säulen angebracht, und umherspazierend haben die Damen den Vortheil, zu sehen und gesehen zu werden. Das Publikum in diesem Konzertsaale ist daher nicht sowohl ein sitzendes, als ein gehendes und wandelndes, und es herrscht eine Ungezwungenheit, die man in einem Schauspiel- oder Konzertsaale sonst nicht antrifft. Man hört einem Musikstücke zu, geht umher, trifft Bekannte an, spricht mit ihnen, setzt sich nieder, wo man sich zufällig befindet, und hat man Geschäfte wegen mit Jemand zu sprechen, so setzt man sich in eine Ecke und schwatzt auch während der Aufführung der Musikstücke. Für Manche ist das Musardsche Konzert nur eine Gelegenheit, Abends sich mit Bekannten zu unterhalten und einige Stunden nach dem Mittags-, oder wenn man will, Abendessen angenehm zuzubringen. Freilich wird die Musik dadurch herabgewürdigt und kann nur unvollkommen genossen werden. Es scheint auch, Musard hat das Plaudern in den Ecken seines Saals vorhergesehen, denn sein Orchester ist so stark und der Blaseinstrumente sind so viele, daß ihr Schall alle Privatunterredungen übertönt und lärmend wird, wie in einigen neuern Opern. Solch eine Anstalt war gleichsam ein Bedürfniß für die Pariser; wie gerne geben sie die Kleinigkeit eines Franks aus, um Abends, wenn es schon zum Schauspiel zu spät ist, Personen ihrer Bekanntschaft zu sehen, mit ihnen sich angenehm zu unterhalten und dabei von fünfzig Musikanten akkompagnirt zu werden! Die Promenade im Saale wird auch auf dem Anschlagzettel mit zu den versprochenen Vergnügungen gerechnet. Einnahme darf deßwegen nicht aufgeführt werden, weil die Oper eine Art von Monopol der Ouvre hat, daher, sobald eine Anstalt Opernouvre aufführen will, die große Oper sogleich ihr Vorrecht geltend macht. Schon das Aufführen von Ouvertüren war ihr zu viel, und sie hat versucht, auch dieses zu hindern; es ist ihr aber nicht gelungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 113.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 267.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 7. November 1835.

Noch toben die Fluthen,
Noch brausen die Stürme. —
Doch herrlicht noch die Hoffnung
Gewaltig am Steuer,
Und rascher nach Süden
Beginnt schon der Lauf.
Matthisson.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Von unserem vorsichtigen Entschluß wollte der vorausgeeilte K. nichts wissen; selbst zu sehen, sey das einzige Mittel, ein Mensch sey schon den Weg von Chiavenna her passirt; wo Einer durchkäme, würden wir uns auch schon durchwinden, wer nicht wage, könne nicht gewinnen, die Furcht allein sey die Mutter der Gefahr, mit Geduld u. s. f. Ich neigte mich nur allzubald zu seiner Meinung hinüber; das faule, schlendernde Badevolk mit seiner Toilettenprätension und sorglosen Behaglichkeit mitten in dem Aufruhr der Natur, wurde mir in Andeer doppelt widerlich. Nur Freund B., den bei seiner nambaften Korpulenz das ungewohnte Bergsteigen angestrengt hatte, war nach einem großartigen Frühstück in der Mittagshitze nicht von der Stelle zu bringen. Er faßte Posto, griff nach den Zeitungen, und wies es ernstlich von der Hand, sich heute noch länger das Leben beschwerlich zu machen. Uns aber lockte der heitere Himmel, der Sonnenglanz, die frische Bergluft, die innere Aufregung, der Reiz der Gefahr; wir gingen, wie sehr er auch schelten und poltern mochte, und wir griffen, da nichts anderes half, nach dem schon gestern benuzten Zwangsmittel: er folgte, als ihm ein baumlanger Kerl als Extraführer für seine eigene Personalbequemlichkeit und Hülfe in Fällen der Noth gefunden war. — Von der Schönheit des Wegs erzähle ich nichts; die Reize der Wildheit steigerten sich mit jedem Schritt; ein meilenlanger Wasserfall, stürzte der Rhein sich immer neben uns in der Tiefe hin; die Rückblicke auf die Berge, der Wechsel der Windungen, durch welche wir uns hinschlangen, das Spiel des Lichts durch die dunkeln Tannen auf dem wunderfrischen Rasengrün des Waldes, Alles wurde schöner und schöner, und jeder neue Blick war der schönste. Dabei fehlte es, wie wir es nur irgend wünschen konnten, an der nöthigen Gefahr in keiner Weise. Ein dreißig Fuß hoher Felsenabsturz mußte an einer schlüpfrig schwanken Leiter herabgeglitten werden, und dann auf noch schlüpfrigern Felsenriffen und Platten hatten wir weiter zu schreiten, indessen dicht daneben der Rhein sinnverwirrend mit einer Wuth und Gewalt hinschoß, daß jeder Fehltritt dem unrettbarsten Tode überantwortet hätte. Ein fester Tritt und einige Balance brachten uns glücklich hinüber. Nach diesem Siege, vor welchem der Dachdecker ausdrücklich gewarnt hatte, schreckte es uns kaum mehr, wenn wir auf einem schwachen Brett oder unbehauenen, nassen Baumstamm über die Bäche, die von allen Seiten in den Rhein brausen,

wegeilen mußten; jedes bestandene Wagniß versperrte den Rückweg und trieb neuen Fährlichkeiten entgegen, so daß sich Fuß und Auge nach und nach befestigten und das sonst Gefährliche gefahrlos machten. In einer Köhlerhütte erquickten wir uns, und als die Sonne sank, langten wir endlich beim Dorfe Splügen an.

Den 4ten Sept.

Von den Fenstern des Wirthshauses aus waren die Verwüstungen ganz in der Nähe zu überschauen. Doppelt genossen wir deßhalb der vollständigsten Bequemlichkeit, die uns für die Mühen des Tags entschädigen sollte. Bald nach uns kamen Engländer an, die unerfreulichsten Reisegefährten, abgeschmackt und obendrein langweilig. So gingen wir denn so früh als möglich zur Ruhe, um am folgenden Tage vor Sonnenaufgang wieder frisch auf den Beinen zu seyn. Wirklich graute der Morgen erst, als wir schon mit denselben Führern, nachdem wir uns von dem Holländer getrennt hatten, der über den Bernardin seine einsame Reise fortsetzen wollte, aus dem Hause traten, um über den Splügen nach Italien hinunter zu wallfahrten. Die nächsten Stunden waren höchst beschwerlich. Gleich die ersten Schritte gingen über ein schaukelndes Brett, unter welchem in geringem Zwischenraum der breite Rhein mit einer Eile und Macht hinflutbete, als wolle er noch Dörfer und Felsen mit sich fortwühlen. Dann zur Erholung ging der ungebahnte Weg eine halbe Stunde lang durch thaunassen Klee steil aufwärts, so daß ich schon nach den ersten hundert Schritten innen und außen in Wasser lief und eine starke Erkältung vorahnend in allen Gliedern fühlte. Die Chaussee war zerstört, und wir mußten hoch aufwärts über die Alpenwiesen klettern. Drei Stunden lang ging es immer steiler und steiler; K. und ich voraus, dann folgte der schon ermüdete, blaß gewordene Kleine, den wir gegen Italien hin in's Italienische übersetzten; weit hinten pustete, schwizte, klagte und stolperte Freund B., und blieb bei diesen dauernden Mühseligkeiten bejammerungswerth. Zwei Sennhütten brachten uns zur Erquickung in der Morgenkühle kalte Milch und zum Sitze nasse Steine. Endlich waren wir Ersten auf der Spitze des Splügen und blickten rückwärts auf die kahlen, starren Felsengipfel, vorwärts in das gleich starre, kahle Italien hinein. Es war eine furchtbare Einsamkeit. Aber die Bäche rieselten schon nach der andern Seite munter hernieder, und dem scharfen Südwinde entgegen, folgten wir ihnen lustig, schnell und schneller bergabwärts. Bei der Douane erholten wir uns an Eiern, erwärmten uns an Wein und wurden bester Dinge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

(Beschluß.)

Der Wetterbeschwörer.

„Hab ich's nicht gesagt?“ ruft der kleine, bucklichte, einäugige Geiger, als am nächsten Sonntage der Jüngling seinen Wunsch ihm vorträgt; „Schlaukopf, wie er sicher geht! Einen Monat hat er sich Zeit genommen, um die drei köstlichen Böte und das Grundstück zu prüfen! — Nun, an mir soll es nicht fehlen. Ich brauche nicht zu fragen, was Ihr dagegen bietet; denn wer die reiche Fischertochter heimführen will, muß etwas mehr haben, als ein zerrissenes Wams und einen alten Wanderstab. Versteht Ihr? mich geht's nichts an, ich stimme meine Geige zum Hochzeittanze, tanzet Ihr nachher nicht, so ist's nicht meine Schuld.“ — Auf dem Wege zu dem Fischer murmelt er: „Pfui um den lockern Burschen! ich sehe schon Peter Carlssons spitziges Haupt sich bedenklich schütteln. Was sind das für faule Fische, Freund Jarl, mit denen Ihr da handelt? meint Ihr, ich werde meine Dirne dem hergelaufenen fremden Bettler geben? wenn Ihr es noch wäret, Jarl, der Ihr eine treffliche, gutgestimmte Geige mit in die Wirthschaft bringt!“

Während dieser Betrachtungen des Meisters stand Harry in der Kirche. Es war ihm um's Herz wie einem Geretteten. Er hatte seine Armuth, sein Elend vergessen, er hatte vergessen, wie er sich an der bösen, grausamen Welt rächen, wie er unermeßliche Schätze sammeln und sich zum Herrn des Meeres machen wollte. Nur Lore, die kleine Hütte, der nahe See, dieses sollte sein Eigenthum seyn. Er dankte eben dem Himmel für seine Rettung, als — der Teufel ihn mit seiner Kralle packte. Doch nein, es war nur die mißgestalte Hand des kleinen Dorfminstrels, der ihm die abschlägige Antwort des alten Fischers brachte. „Ihr seyd noch jung, gehet, erwerbt Euch Schätze und kommt dann nach zehn Jahren wieder.“ — „Schätze erwerben!“ stöhnte der arme Jüngling, „also nur um diesen Kaufpreis winkt mir Glück, Liebe und Segen? Wohlan, so will ich auch nicht länger feige und zaghaft säumen; — hin zum Walde, zum alten Kahne!“ — Er flog aus der Kirche, die bösen Geister hatten in seinem Herzen ihre Stätte gewählt. Jarl hinkte ihm nach, um ihm Trost einzusprechen, allein er konnte den Forteilenden nicht mehr erreichen.

In der Fischerhütte Carlssons war es stille, die einsame Lampe brannte, draußen warf der Sturm die Zweige an's Fenster, der See rauschte, als hielte der gespenstische Kahn wieder seine Umfahrt. Rings um den See brannten die kleinen Lichtsterne aus den Hütten,

Niemand getraute ſich hinaus. Lore ſtand am Fenſter, ſie öffnete es, der Wind faßte ihre blonden Locken, er ſtrich an ihre heiße Wange, er lüftete das Tuch an ihrem bebenden Buſen. — „Horch! waren das nicht ſeine Schritte um die Ecke herum? — Wo bleibt er? — Drei Tage ſind es, daß ich ihn nicht geſehen, und jezt iſt's ſchon Mitternacht! — Wo bleibt er? — Horch, wieder Schritte — ja, ja, trotz des wilden Rauſchens des Sees erkenne ich ſeinen eiligen Gang. Aber Himmel! er geht dem Haus vorüber, er biegt in den Wald ein! — Seine Schritte verhallen — jezt höre ich ſie nicht mehr!“ Sie ſezte ſich in der Hütte auf ihren Platz, ſchloß das Antlitz in die Hände und weinte. Der Sturm wüthete, immer heftiger rauſchte der See, es war eine grauſige Nacht. Endlich hob ſich der Mond am Nachthimmel langſam und mit zitterndem Lichte über die ſchwarzen, wilden Maſſen; blaſſe Scheine flatterten über den See und tanzten auf den Wellen.

Harry arbeitet im Walde, er ſteht halbbekleidet im hohen Schilfe und ſtrebt, ſo viel ſeine Kräfte vermögen, den tief eingeſunkenen Nachen hervorzuziehen. Umſonſt, der ſchlammige Grund weicht den Schritten, immer tiefer verſchwindet der Schatz in den ſchwarzen Wellen; wie im Hohn rauſcht es im Schilfe, wie ein fernes Gelächter tönt es im Walde. Immerhin, den Ring muß er haben! da packt er noch einmal mit nervigen Armen den halbverſunkenen Kiel; — ſiehe, wie das ſchwarze Gewäſſer ſich kräuſelt, es ſammelt ſich wie ein Nebel, jezt hebt ſich ein weißes Haupt aus den Wellen, der Stern der glanzloſen Augen iſt auf den Jüngling gerichtet. „Arndt-Ulderſon!“ ſchreit dieſer, und kaum iſt der Laut verklungen, ſo ſteigt der alte Nachen von ſelbſt aus der Tiefe und ſchwankt auf dem Waſſer. Harry ſpringt hinein, das ſcharfe Beil blinkt im fahlen Mondlicht, und dumpf fallen die morſchen Bretter zuſammen. Es zeigt ſich auf dem Grunde ein dunkler Ballen; gierig greift die Hand darnach, doch in dem Augenblick tönt eine Stimme durch die Nacht; es iſt der Ruf der armen Lore, die den Geliebten ſucht. Harry hört die ängſtlich bittenden, ſchmerzlichen Töne, und er ſchleudert den naſſen Ballen wieder in die Tiefe, daß hoch auf der Giſcht herumſprizt. Da ſpricht hörbar eine Stimme aus dem Schilfe zu ihm: „Ja, kehre nur zurück zu Armuth, Elend, Hohn und Verachtung, feiger Thor! Die Peitſche iſt geſchwungen, Dich zu empfangen, das Schwert geſchliffen, Dein Herz zu durchbohren!“ — Von Neuem hält die Hand den Schatz umſpannt, mit krampfhafter Gier umſpannt, die verfaulten Hüllen fallen ab, und aus der lezten, dem ſeidnen Tüchelchen windet ſich der mächtige Talisman faſt eigenmächtig los. Mit einem raſchen Druck iſt der einfache eiſerne Reif am Finger ſeines neuen Gebieters, und dieſer ſpringt aus dem Nachen, umfängt das liebende Mädchen, das vor Furcht und Entſetzen in das Gras niedergeſunken iſt, und preßt ſie an's Herz, indem er mit bewegter Stimme ruft: „Du biſt jezt mein! die Schätze, die Dein Vater verlangt, ſie ſollen bald gefunden ſeyn! O ſieh mich an! ich, ich bin der König der Welt!“ — Er ſteht hoch aufgerichtet am Ufer, ſeine Blicke glänzen in wahnſinnigem Stolze, die ausgeſtreckte Rechte ſcheint dem Sturm und den Wellen zu gebieten; und horch! o horch! welch ſüßes Blättergeſäuſel, welch heimlich liebliches Schlummerlied, das dem böſen Kinde, dem Sturm, von den Nymphen des Thales geſungen wird! „Hörſt Du die Töne, Lore? Die Welle ſchweigt, um zu horchen, die alten Stämme des Waldes ſtehen von Melodie bezwungen, die tauſend wilden Arme, mit denen ſie dem Sturm entgegenkämpften, ſind gebunden, die zerriſſenen Wolken oben ſchwimmen weich in einander, und auf ihr ſanftes Lager legt der Mond ſein träumeriſch Haupt. Ruhe, Ruhe weht durch die ewigen Räume; o, wie iſt dieſe Ruhe ſo ſchön! Kann der mächtige Geiſt, der ſo Liebliches hervorruft, ein böſer ſeyn? kann er in's Verderben locken? Ach, nein! Ich ſchwöre es, ſeine Kräfte will ich nur anwenden, um Gutes zu ſchaffen!“

Noch einmal ſäuſelte es im nahen Schilfe wie ein leiſes Hohngelächter, dann lagerte ſich die tiefſte Stille über Wald und Flur.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortſetzung.)

Klaſſiſche Laune des Publikums.

Das Théâtre français iſt ganz erfreut, daß ſich das wetterwendiſche Publikum einmal wieder zu den alten Luſt- und Trauerſpielen der franzöſiſchen Bühne wendet, und in Menge herbeikommt, wenn Molière's Luſtſpiele und Racine's, Corneille's und Voltaire's Trauerſpiele von den vorzüglichſten Schauſpielern aufgeführt werden. Beinahe hatte man jene alten Stücke für verloren gehalten, und kaum gehofft, der Geſchmack des Publikums werde ſich ihnen je wieder zuwenden. Dieſe Stücke waren ſo oft vor leeren Bänken geſpielt worden, daß die Schauſpieler ſie kaum noch vorzunehmen wagten, wenn nicht etwa das Spiel der Dlle. Mars oder eines ausgezeichneten Schauſpielers ihnen neuen Reiz gab. Sie mußten, um die Gunſt des Publikums nicht zu verlieren, ſich entſchließen, auch zu dem ſo beliebten Romantiſchen ihre Zuflucht zu nehmen, und Victor Hugo um Beiſtand bitten, der ihnen auch mit ſeinem Tyran de Padoue nach ſeiner Weiſe geholfen hat. Allein mit dem alten Repertoire ſteht ſich dieſes Theater beſſer, wenn es ihm gelingt, das Publikum wieder für daſſelbe zu gewinnen. Solch eine Erſcheinung hat nun eben jezt ſtatt, indem das Publikum des vielen, auf den meiſten Bühnen dargeſtellten Gräßlichen und Häßlichen überſatt iſt, und ſich wieder zu dem ältern Theater wendet, wo es derben Witz und echt

Komisches, so wie einfach und erhaben Tragisches antrifft. Man würde jedoch irren, wenn man daraus schließen wollte, das sogenannte Klassische trage endlich den Sieg über das hier sogenannte Romantische davon, wie es einige alte Theaterdichter und Kritiker längst wünschten und weissagten. Ach nein, nur zur Abwechslung wohnt das Publikum der Aufführung älterer Meisterstücke bei, wenn sie gut gegeben werden, und in dieser Jahrszeit, wo es so viele Fremde in Paris gibt, tragen auch diese dazu bei, den Saal des Théâtre français zu füllen. Wahrscheinlich werden aber die Sociétaires dieses Theaters wohl thun, wenn sie nicht abwarten, bis das Publikum des Altklassischen wieder genug hat, sondern sich bei Zeiten nach etwas Neuem umsehen, oder wenigstens einen Schauspieler oder eine Schauspielerin aufsuchen, welche im Stande sind, dem Alten neuen Glanz zu geben. Alexander Dumas beherrscht noch immer mit seinen grausenden Dramen die Bühne des Porte St. Martintheaters. Er ist jetzt abwesend, hat aber ankündigen lassen, er habe auf seiner Reise zwei neue Stücke verfertigt, wovon er bereits eines jenem Theater eingeschickt hat. Auf die Umsegelung des mittelländischen Meeres, die bereits in einem Prospektus so bestimmt versprochen war, scheint dieser unstete Dichter verzichtet zu haben; wahrscheinlich hat ihm dieses Mittel, Geld und Ruhm zu gewinnen, allzu unsicher geschienen.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, Oktober.

(Beschluß.)

Peschier über Deutschland. Studium des Deutschen.

Schon aus diesen Stellen geht die innige Begeisterung des Verfassers für seinen Gegenstand hervor, und es ist ein glücklicher Umstand, daß sich ein *französischer* Literator auf diese Art vernehmen läßt, denn ein Deutscher hätte so nicht von seinem eigenen Volke zu Fremden sprechen können, ohne Mißtrauen und Tadel zu erregen. In ähnlicher Stimmung sagt der Verfasser da, wo er von Klopstocks Messias spricht: „aber nur in Deutschland konnte ein Dichter die Harfe der Propheten ergreifen und Töne daraus hervorlocken, die vielleicht jenen hohen Männern selbst nicht unwürdig geschienen hätten, nur in Deutschland konnte der Messias gefeiert werden, der von Menschenhand starb und der Menschen Heil doch mit seinem Blut erkaufte; denn nur in Deutschland, in diesem klassischen Land des Gedankens, strenger und tiefgebender Philosophie, echt historischer Vaterlandsliebe, ist die Religion kein schüchternes Mädchen, die sich nur ängstlich am Tageslicht zeigt, die nur errötbend an Nationalfesten, an Trauer- und Freudenfesten des Vaterlands, an großen und imposanten Feiertagen Theil nimmt; dort lebt sie in allen Herzen, in den Darstellungen des Geschichtschreibers, in den Erinnerungen des Chronisten, in dem Nachdenken des Moralisten, in den Dichtungen des Romanschriftstellers und in den Herzensergießungen des befreundeten und Familienlebens; in Deutschland bezeichnet die Religion mit rührender Feier den Eintritt des Menschen in die Welt, sie begleitet ihn bei allen seinen Handlungen, sie unterstützt ihn und sichert seine Schritte, wenn er schwankt, sie drückt ihm ewelich die Augen zu; die Religion schmückt die Kindeswiege mit der Unschuld Reiz, so wie das Grab mit der Unsterblichkeit Hoffnung.“ Man muß selbst ein edler Mensch seyn, um von einem andern Volke so anerkennend zu sprechen. Wir werden später, bei der Erscheinung des Peschierschen Buchs, auf diese Merkwürdigkeit in der Literaturgeschichte zurückkommen. Deutsche Sprache, Wissenschaft, Kunst und Art finden jetzt überhaupt mehr Anklang hier, als sonst, nicht etwa, weil man deren Verdienst ahnte, fühlte oder erkennte — sagte doch selbst in der letzten Diskussion des Großraths über die akademischen Umgestaltungen ein sonst leidlich vernünftiger und unterrichteter Professor: Deutschland sey noch dreißig Jahre hinter Frankreich zurück! — sondern weil man bei der Verbindung mit der Schweiz Deutsch *braucht*. Dies wird auch sorgfältig bei jeder Gelegenheit wiederholt, wo von deutscher Sprache die Rede geht; Manche treiben auch etwas weniges Deutsch, weil es jetzt in Paris und London stark Mode ist. Weniger für die Genfer, als für junge Ausländer hat der Dr. Christ. Müller hier seit einigen Jahren eine jetzt blühende „deutsche Erziehungsanstalt“ gegründet, wo er nach den Grundsätzen deutscher Art und mit sorgfältiger Vermeidung alles Educations-Charlatanismus sechs junge Leute aufnimmt, um sie durch gründliche Studien für die Akademie, die Universität oder irgend eine andere Laufbahn in gebildeten Verhältnissen, z. B. den höhern Kaufmannsstand, vorzubereiten. Dabei beschränkte er sich immer nur auf diese geringe Zahl, denn in ihr erkennt er die erste Bedingung eines folgerechten, ausgezeichneten und gewissenhaften Unterrichts. Religion und sittliche Strenge liegen dieser Familienerziehung zum Grunde, bei der jedoch sehr auf angenehme Lebens- und Gesellschaftsformen gesehen wird. Er selbst lehrt die meisten Gegenstände deutsch oder französisch, und verwendet viel Aufmerksamkeit auf die Ausarbeitungen der Zöglinge, die sie in diesen beiden Sprachen über jede Lehrstunde machen müssen. Neben den alten Sprachen treiben sie auch Italienisch und Englisch; ihre vorzüglichste Sprachbemühung ist jedoch darauf gerichtet, deutsch und französisch richtig, leicht und selbst schön sprechen und schreiben zu lernen. An die gewöhnlichen Schulwissenschaften reiht sich auch Unterricht in Geschichte der Civilisation, besonders der deutschen und französischen Literatur und Kunst. Diese deutsche Erziehung hat bisher nur ausgezeichnete junge Leute geliefert, und es leben deren schon Mehrere im südlichen Deutschland. — Die deutsche reformirte Kirche hatte schon seit mehrern Jahren eine gute Schule und Bibliothek unter Weizels Leitung. Diesem Beispiel folgt jetzt auch die deutsche lutherische Kirche. Beide Lehranstalten sind besonders für die Kinder der vielen hier lebenden deutschen Handwerker, jedoch können auch Andere daran Theil nehmen.

Räthsel.

Nach Catone Lucchese.

Den Strahlenwagen tauchet in die Wellen
Der Sonnengott; in Schauern unter'm dunkeln
Und schweren Mantel wandl' ich, wo er ging;
Die Sterne sind mir liebliche Gesellen,
Und während sie auf meinem Wege funkeln,
Löst sich die Dämm'rung, die mein Schooß umfing.
In Thränen auf; die trinkt das holde Licht.
Ich öffne meinen Schooß, gebäre Tag,
Der jenen schwindet, wenn er diesen scheint.
Ist nun das Dunkel allzu helle nicht,
Daß kaum sich Eines noch besinnen mag?
Ich glaube kaum: *die Nacht* ist nicht gemeint.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 268.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 9. November 1835.

Licht, vom Himmel flammt es nieder,
Licht, empor zum Himmel flammt es;
Licht, es ist der große Mittler
Zwischen Gott und zwischen Menschen.
Platen.

Magie und Liebe.

Von Gustav Pfizer.

1.

Der Feuerdienst.

Die purpurrothe Feuersäule flammt
Zur goldnen Sonn' empor, von der sie stammt,
Und ihre glühend mächt'ge Strömung reißt
Mit sich empor nach oben jeden Geist.

Das Volk steht dicht gedrängt im Kreis umher,
Kein Herz im Busen bleibt von Andacht leer,
Die Flamme streut mit heiligrothem Licht
Verklärung über Aller Angesicht.

Ein Priester fort und fort den Holzstoß nährt;
Er naht den heißen Flammen unversehrt,
Er wühlt mit weißer, unversengter Hand
Vertraut und lächelnd in dem heil'gen Brand.

Den Festgesang beginnt die Knabenschaar,
Ihr Kleid ist weiß und golden ist ihr Haar.
Nur leis begann ihr Lied — des Feuers Lob —
Das bald in vollern Tönen sich erhob:

Süß ist die Pflicht,
Wohlthätern zu zahlen
Des Dankes Tribut;
Aus des Herzens Füllen er bricht,
Wie die Blume, von Strahlen
Geweckt im Lenze,
Aus der warmen Erde, wo sie geruht,
Daß sie lebendig im Lichte glänze.

Heiliges Feuer! dir bringen wir Dank!
War das Leben nicht bleich und krank,
Eh' es in durstigen Zügen dich trank?
Aber du kamst!
Scheutest dich nicht vor den Finsternissen,
Hast die Welt dem Feinde entrissen,
Der tückisch und kalt,
Mit finstrer Gewalt,
Mit Armen von Eis sie umstrickte,
In Schauern der Nacht sie erstickte,
Bis du in die goldenen Arme sie nahmst.

Aus Himmelshöhn, des Tages Leuchte,
Schickst aus du deine ew'gen Flüsse;
Zum klaren Aether ward die Nacht, die feuchte,
Es brennen deine Küsse
Hinunterwärts
Tief in der Erde durst'ges Herz.

Da ſpringt hervor die Blume, bunt von Farben,
Das ſchwarze Feld krönt ſich mit goldnen Garben;
Vom Berge, der ſonſt Waſſer nur ergoſſen,
Kommt jezt ein geiſtig heißer Strom geflossen.

Heil, Feuer, dir!
Auf ſtillem Herde lodern deine Flammen;
Da finden Alle traulich ſich zuſammen,
Die von dem gleichen Blute ſtammen:
Da ſizt der Greis, der Silberlocken Zier
Vermengt ſich mit der Kinder goldnen Haaren,
Und rüſt'ge Männer, von der Schlacht Gefahren,
Von kühner Jagden edler Luſt
Zurückgekehrt, weglegend Schwert und Lanze,
Sie drücken jezt, im Friedensglanze,
Die treuen Frauen an die Bruſt.
Du winkeſt den Entfernten, ſich zu ein'gen,
Du mahneſt die Befleckten, ſich zu rein'gen.

Preis dir, wenn in unſichtbaren Funken
Auf die Krieger am Morgen der Schlacht
Oft du zündend herabgeſunken
Und ihre Seelen zu Flammen entfacht!
Wenn du von Furcht des Tods ſie befreiteſt,
Wenn du zu Helden die Knaben weihteſt,
Daß ſie, von göttlichem Glanze geblendet,
Fröhlich das fröhliche Leben verſchwendet!

Und Preis dir, wenn du einen Tropfen
Von deiner ſüß-geheimſten Glut
Dem freudigen Jüngling gießeſt in's Blut,
Daß die Pulſe mächtiger klopfen,
Daß die Seele, ſich dehnend, ſchwillt,
In der Bruſt, in der eigenen, fremd,
Wie ein Bergſtrom oft überquillt,
Den nicht das alte Ufer mehr hemmt:
Bis ein Gegengift reifet den Schmerzen,
Bis das Brauſen des Sturmes ſchweigt
Und aus der Nacht in dem wogenden Herzen
Glänzend, verſöhnend ein Morgenroth ſteigt;
Wenn die ahnenden Seelen
Erkennend ſich wählen,
Ihre Flammen vermählen,
Und jedes die Glut, die es einſam gefühlt,
In den Gluten des andern wunderbar kühlt.
Preis dir, o Feuer!
Dann hebt dir ein neuer
Altar ſich, der duftig vom Weihrauch flammt!
Deine Gottheit zu ehren,
Die Gluten zu nähren,
Dem Erlöſchen zu wehren,
Iſt der Prieſter, der Glücklichen Amt.

Und Preis deiner Kraft,
Wenn du im Geiſte ſtets reiner glüheſt,
Wenn du ſtärker und ſtärker
Aus dem dumpfen Kerker,
Aus des Dunkels Gefangenſchaft
In die heitre Heimath zurück ihn zieheſt!
Wenn du die Sehnſucht ſich läſſeſt entzünden,
Aufzufliegen vom Lande der Sünden;
Wenn du das Auge kläreſt dem Hoffen,
Zu durchdringen die Mauern von irdiſchen Stoffen;
Wenn zum Gaſtmahl des Lichts du die Blinden ladeſt,
Die Befleckten in Jungfräulichkeit badeſt!

Preis dir, o Feuer! wenn das Verlangen
Nach dir, das Irdiſche himmliſch verzehrt,
Und erlöst der Geiſt, der ſo lang gefangen,
Feurig zum ewigen Feuer kehrt!

Der Hymnus ſchweigt, und laut der Prieſter ſpricht:
„Erfüllet jezt des frommen Dankes Pflicht,
Bringt eure Opfergaben glaubig dar,
Sie zu empfangen, flammet der Altar.“

Da eifert ungeduldig jede Hand,
Zu weihn der Gottheit frommer Andacht Pfand;
Und Thiere, Früchte, Weihrauch, Gold — zu theuer
Iſt nichts — geopfert wird's dem heil'gen Feuer.

Und Blumen von noch nie geſehner Pracht
Hat eine holde Jungfrau mitgebracht;
Dem Regenbogen gleicht der bunte Kranz,
Rubinen und Smaragd beſiegt ihr Glanz.

Dem Prieſter ſie das Blumenopfer reicht,
Sie, die der zartſten Blume ſelber gleicht;
Sie zittert wie im Wind ein ſchwankes Blatt,
Bis er die Gabe angenommen hat.

Die Flamm' empfängt den friſchen, duft'gen Strauß
Und ſaugt den Saft der grünen Blätter aus;
Zu grauer Aſche brennt die Farbenglut,
Der Lilie Milch, der Roſe ſüßes Blut.

Verſchwunden iſt die Blumengarb' im Nu;
Die Geberin ſchaut der Zerſtörung zu.
Die Wangen glühen, doch der Mund bleibt ſtumm;
Sie geht und weint, und weiß noch nicht warum.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Nun ging es eilig nach Italien hinein; bis zum nächsten Dorfe, Pianazzo, Anfangs ganz gut: die Gegend ward milder, die Morgenluft wärmer, der Weg immer wegsamer, die Aussichten immer schöner; doch als sich, wie gestern, auch hier das Thal zu verengern anfing, und jezt, wie drüben der Rhein, hier die Lira durch Felsenklippen hintoste, begann der grauenvollste Anblick: die ältesten Bäume lagen entwurzelt am Boden, rings brausten Wasserfälle, denn jeder Bach stäubte als Wassersturz von den Gipfeln in die Tiefe, und das Felsenfeste selber war losgerissen, herniedergeströmt, zerbröckelt; das ganze Thal entlang sah man nichts als einen Strom von Geröll, das der Wasserschwall mit sich fortgeschwemmt hatte, der sich nun zornig dazwischen fortschob, und es, wo er gehemmt ward, in geflügelter Hast mit nachdrängender Wuth überflog. Viertelmeilenlang war die Straße fortgerissen, halbe Dörfer waren spurlos verschwunden, und die zerbrochenen Dächer, Balken, Hausgeräth, Kisten und Kasten waren erst eine Stunde später hin und wieder auf einsamen Inseln oder an vorspringenden Felsenecken wieder zu finden. Auf diese Verwilderungen niederschauend, mußten wir uns in schwindliger Höhe an den Felsenwänden hinwinden. Es war der belohnendste, aber gefahrvollste Weg. Oft würde der leiseste Fehltritt unfehlbar den Hals gekostet haben. So war z. B. der Fußweg an einer Stelle plötzlich durch einen Gießbach unterbrochen, der sich über hundert Fuß tief in einen Abgrund stürzte. Nur ein paar glattgeschliffene, nasse, ganz schmale Vorsprünge, in der Entfernung von je drei Fuß, leiteten über den Wassersturz; sich anzuhalten, war von keiner Seite möglich, und drüben mußte man sich sogleich niederbücken, und so gekrümmt um die Felsenecke klettern. Wer glücklich hinüber gekommen war, zitterte nun doppelt für das Leben der Andern. Nun aber war die Hauptgefahr auch überstanden, das Thal öffnete sich, und wir sahen schon Campo Dolcino, das erste größere italienische Dorf, wo wir übernachten wollten, vor uns liegen. Ehe wir jedoch hingelangten, welch ein neuer, trostloser Anblick der Zerstörung! —

Den 5ten Sept.

Wie soll ich Dir heute das Ende unserer Fährlichkeiten schildern? Ich möchte und müßte in den lieblichsten Farben mit Licht und Duft malen, und mir ist schlafdumpf und mißbehaglich. Das Beste wird seyn, ich fasse mich so kurz als möglich.

Wir hatten im Posthause eine gute Herberge, geschäftige, wenn auch durch das unerwartete Unglück noch traurig zerstreute Wirthe, herstellendes Abendessen, vortreffliche, reinliche, hochaufgethürmte Betten gefunden. Mit Sonnenuntergang schon legten wir uns zur Ruhe, und waren mit Sonnenaufgang schon auf dem Wege nach Chiavenna, bis wohin die eigenen Füße noch immer das einzige Mittel, vorwärts zu kommen, blieben. Noch einmal begünstigte uns der klarste Himmel und Windstille. Und das war nothwendig, denn die Gefahr für Arm und Beine blieb dieselbe, das gleiche Bild der Verwüstung begleitete uns noch in verstärktem Grade, und kontrastirte nur um so mehr gegen die milde Luft und freundlichere Gegend. Was wir vorgestern auf der via mala erblickt hatten, fanden wir hier noch einmal, nun aber sanfter, welligter, süßer wieder. Schon prangten die Berge ringsum mit echten hellgrünen Kastanien, deren stämmiger und doch schlanker Wuchs und krauses Gezweig bald an Nußbäume, bald an Eichen erinnerte, nur daß ihnen die markige Gedrungenheit der deutschen Eichen mit ihrer ernsten Blätterzierlichkeit fehlte; die Fichten dagegen verschwanden ganz, und die Ferne kleidete sich in einen Duft des Glanzes, der uns zuerst Italien verkündigte. Von Einzelnem wüßte ich nichts mehr zu sagen. Dicht vor Chiavenna war die Aussicht in das weite Thal und die theils vorgeschobenen, theils abschließenden Berge, in jeder Schattirung des hellsten und tiefsten Blaus, von unermeßlicher Schönheit. Welche Farben, welche Formen, welch saftiges, sattes Grün und glühendes Braun! und über das Ganze hin welch goldiges, dustermäßigtes Sonnenlicht! Dabei koste die warme Sommerluft schon lockender und weichanschmiegend um uns her, Traubengehänge begrüßten uns, das bunte Ranken und reiche Verschlingen begann, schwarzgrüne Cypressen, mit hellerm Grün leicht umflogen, stiegen ernst und doch im Einklang mit der Sonntagsheiterkeit der Natur empor, und in dem glücklichsten Gefühl, nun „auch einmal nicht wie im Exil“ zu seyn, schritt ich durch die Straßen von Chiavenna. Müde aber waren wir doch geworden, und einem trefflichen warmen Frühstück nach italienischer Art sprachen wir so tüchtig zu, daß uns die große, breite Extrapostchaise, die uns schnell und sicher nach Riva trug, höchst willkommen wurde. Bei Riva endet der Comersee, oder beginnt dort, wie Du willst. Leider mußten wir in brennender Sonnenhitze eine Stunde lang auf Schiffer warten, die uns nach Collico, der nächsten Station, über den See fahren sollten. Ich ging mit dem Gefährten an dem kahlen, niedrigen Gestade auf und ab. Das lichte Farbenspiel, das mich heute entzückt hatte, gab mir eine unwillkührliche Sehnsucht nach dem bunten Venedig, und ich improvisirte den Vorschlag, den Weg

nach Wien quer durch Oberitalien zu nehmen. K. bezeigte wenig Luſt dazu; das ſchärfſte die meine. Sollte ich etwas auf dieſer Reiſe lernen, ſo war es nur in Betreff auf Kolorit möglich. Endlich kamen die Schiffer. Die Gondel war bequem, vor der Sonne geſchützt, und wir ſegneten einſtimmig, nach ſo langem Klettern, Springen und Gleiten, Berg auf und ab, das glatte Element, auf dem wir in der behaglichſten Ruhe hinſchifften. Anmuthig jedoch erſchien dieſe Spitze des Sees in keiner Weiſe. Je weiter wir fuhren, deſto ſteiler, ſtarrer, rauher und grauer ſtiegen zu beiden Seiten die Felſen wild und düſter auf. Das Waſſer war durch die Bergſtröme ſchlammig und Eidgelb; hätte nicht der blaueſte Himmel über uns gelacht, Italien wäre uns nicht in den Sinn gekommen. Als wir aber um die erſte Felſenecke bogen, breitete ſich ſchon der bisher enge See aus, blaue Fernen thaten ſich auf, Inſeln flogen an uns vorüber, und plötzlich, in gerader Linie über die ganze Breite des Seeſpiegels hin, ſchied ſich die Farbe des Waſſers. Das ſchönſte Maigrün blühte uns nun wie Edelſteine klar aus jeder Welle entgegen, und ſchien ſich wunderbar mit dem Blau des Himmels zu verſchmelzen; wenigſtens ſtritten wir lange, ob es blau oder grün ſey, was uns ſo milde entgegenfunkelte, und konnten nicht einig werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beſchluß.)

A. Dumas. Pigault le Brun.

Dumas kann außer Paris unmöglich etwas Gutes oder Auffallendes ſchaffen; die Pariſer Geſellſchaft iſt ſein Element. Von den Pariſer Schönen, den Theaterdirektoren, ſeinen Freunden und Nebenbuhlern muß er angeſpornt werden, wenn er etwas leiſten ſoll, was Lärm macht. Ein Meer langſam zu umſegeln, Länder zu beſchreiben, Merkwürdigkeiten aufzuzeichnen, iſt nicht ſeine Sache. In dem Feuilleton eines Pariſer Journals hat man ihm neulich bei Gelegenheit der Erſcheinung verächtlicher Selbſtbekenntniſſe vorgeworfen, er mache ſich über ſeine Leſer luſtig, und habe das Publikum zum Beſten. Es ſcheint aber nicht, daß er ſich viel aus ſolchen Vorwürfen macht. Während nun Alexander Dumas in den Pariſer Geſellſchaften umherflattert und ſich das Leben ſo angenehm macht, als er nur kann, führt der Dichter Caſimir Delavigne auf dem Landgute, wo er mit ſeiner Familie wohnt, ein ſtilles Leben, das ihn jedoch nicht vom Dichten abzuhalten vermag. Außer ſeinem Don Juan d'Autriche, der dieſer Tage auf dem Théâtre français gegeben worden iſt, hat er auch noch ein neues Luſtſpiel geſchrieben, welches wahrſcheinlich ebenfalls künftigen Winter auf dieſelbe Bühne gebracht werden wird. Es ſteht zu befürchten, daß er mit dieſen Stücken ſeine theatraliſche Laufbahn beſchließen wird. — Ein berühmter Romandichter, Pigault le Brun, iſt neulich in einem hohen Alter geſtorben; auch er hat einige Stücke für das Theater geſchrieben, aber bloß Luſtſpiele, die noch zuweilen gegeben werden. Weit mehr Stücke haben andere Dichter aus ſeinen Romanen gezogen, mit welchen der Verleger Barba im Palais-royal ſo gute Geſchäfte machte, daß er dem Verfaſſer einen lebenslänglichen Jahrgehalt aufſetzte. Jedoch gerieth der Buchhandel in der Folge in's Stocken, und ich weiß nicht, ob Pigault le Brun ſeine Penſion richtig bezogen hat. Eine andere bekam er von der Regierung als ehemaliger Beamter an der Mauthverwaltung, eine Stelle, die er zur Napoleonſchen Zeit erhalten hatte, und die ihm unter der Reſtauration abgenommen wurde, weil er wider Moralität und Religion in ſeinen Schriften geſündigt habe. Aber dieſe Schriften waren längſt vor der Reſtauration erſchienen, und es war hart, den Mann in ſeinem Alter die Vergehen ſeiner frühern Jahre entgelten zu laſſen. Ganz wagte man jedoch nicht, ihn außer Brod zu ſetzen, und er bekam daher eine Penſion. In ſeinem Mannesalter war er ein witziger Geſellſchafter geweſen und in großen Geſellſchaften ſehr geſucht worden. Seine Tochter hatte er an einen Advokaten, Victor Augier, verheirathet, der ſich auch im Schriftſtellerfache verſucht hat. Unter andern hat er mit ſeinem Schwiegervater die Beſchreibung ihrer Luſtreiſe in's ſüdliche Frankreich herausgegeben. Pigault le Brun hatte in ſeinem Alter den unglücklichen Gedanken, vom Romane abzugehen und ſich in geſchichtliche Studien zu werfen, wozu es ihm ganz an Vorkenntniſſen fehlte. Seine „Geſchichte Frankreichs“ nahm ihm mehrere Jahre Zeit und Mühe weg; ſchlecht iſt ſie eben nicht, dazu hatte er zu viel Scharfſinn, aber leben kann man ſie doch auch nicht; denn von Quellenſtudium hatte der witzige Mann keinen Begriff. Seinen Romangeiſt ſcheint Paul de Kock von ihm geerbt zu haben, und dieſer iſt bei gewiſſen Leſern und beſonders Leſerinnen jetzt eben ſo beliebt, als es Pigault le Brun zu ſeiner Zeit war. Als dramatiſcher Dichter hat Pigault le Brun Nachfolger genug. Man würde gewiß in Paris nicht verlegen ſeyn, wenn man an Einem Tage fünfzig Theaterdichter zuſammenbringen ſollte, und wahrſcheinlich beläuft ſich ihre Zahl auf Hunderte. Beſtändig kommen neue Namen zum Vorſchein. So hat man von den Gebrüdern Cogniard, einem Dichterpaare, das bisher unbekannt war, ein beliebtes Stück im Gymnase dramatique, nämlich le pauvre Jacques, eine ziemlich rührende Darſtellung der Seelenleiden eines armen Muſikus; es entfernt ſich von der gewöhnlichen Gattung der Vaudevilles, und heißt daher auch auf dem Anſchlagzettel ein Drame à couplets. Zärtliche Damen weinen bei demſelben eben ſo ſehr, wie im vorigen Jahre bei dem Vaudeville: Elle est folle. Bouffé, ſicher der beſte Schauſpieler am Gymnase dramatique, gibt den pauvre Jacques vortrefflich; mich wundert, daß nicht ſchon längſt das Théâtre français dieſen Schauſpieler in Beſchlag genommen hat. Da iſt ein anderer, Namens Frédéric Lemaitre, der in den Melodramen der Boulevardstheater glänzt, und ſeit einem Jahre beinahe nur von einem einzigen Stücke lebt, nämlich von Robert Macaire, einer geiſtreichen Parodie der Melodramen, worin er die Hauptrolle ſpielt, und welches die Pariſer nicht ſatt werden zu ſehen und zu beklatſchen. Zuweilen zieht Frédéric Lemaitre mit ſeinem Robert Macaire in die Provinz, damit auch die Bewohner der Landſtädte des Glücks der Pariſer theilhaftig werden mögen. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 111.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 269.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 10. November 1835.

Ich bin die Blum' im Garten
Und muß in Stille warten,
Wann und in welcher Weise
Du trittst in meine Kreise.
Rückert.

Magie und Liebe.

Von Gustav Pfizer.

2.

Die Suchenden.

Vergebens ihr die Blumen schmeicheln,
Umsonst sucht ihren Blick ihr Reh;
Sie mag das zarte Thier nicht streicheln,
Deß Fell so glänzend weiß wie Schnee.
Die Locken gibt sie preis dem Sturme,
Der Abends durch den Garten weht;
Ihr Auge blickt empor zum Thurme,
Auf dessen Höh ein Jüngling steht.

Sein Auge sucht nicht sie! nach oben,
Zum sterndurchwirkten Himmelsrund
Ist es mit tiefem Ernst erhoben;
Ein leis Gebet umschwebt den Mund.
Der Priester ist's, geweiht dem Lichte,
Der heut die Flammen angefacht,
Der Morgens heilige Gedichte,
Die Schrift der Sterne liest bei Nacht.

Stark, wie der Leu, den er sich zähmte,
Ist seiner reinen Seele Kraft;
Der ird'schen Wünsche Herrschaft lähmte
Der Andacht Glut, die Wissenschaft.
Nach seiner Gottheit Stimme handelnd,
Hegt keinen eignen Trieb die Brust;
Er ist, im reinen Lichte wandelnd,
Nicht seiner Schönheit sich bewußt.

Der schimmernden Gestirne Bahnen
Verfolgt in stiller Nacht sein Blick;
Aus ihren Spuren darf er ahnen
Das sich bereitende Geschick.
Bis in des Weltalls tiefste Mitte
Strebt seine kühne Seele vor —
Kann er verstehn des Auges Bitte,
Das sehnend blickt nach ihm empor?

In heller Mondnacht schau'n die Beiden
Sehnsüchtig nach verschiednem Ziel;
Die ungestillten Seelen weiden
Sich an der Hoffnung süßem Spiel.
Sie sucht des Jünglings Aug' vergebens —
Er fand noch nicht den höchsten Stern —
Und Beiden bleibt das Ziel des Strebens,
Gehofft, ersehnt, noch immer fern!

5.

Blumen und Sterne.

„Ich mag euch, ihr armen Blumen, nicht pflücken,
Mag mit euch mir nicht Haupt und Busen mehr schmücken;
O mühet euch nicht, so farbig zu scheinen,
Ihr macht mir das Aug', das kaum trocken, nur weinen!

O, was noch nicht blüht, bleib' unter der Erde,
Daß nicht es die Beute der Winde nur werde!
Kommt im nächsten Frühling mit doppeltem Schimmer,
Dann erfreut ihr mich wieder — vielleicht auch nimmer!

Dort oben das goldne und blaue Gewimmel,
Die schimmernden, ewigen Kelche am Himmel,
Die seit Jahrtausenden wandellos blühn,
Die aufgehn am Abend und Morgens verglühn:

Die liebt er, die sucht er mit durstigen Blicken,
An ihnen mag er die Seele erquicken;
Euch, Blumen, verachtet er, weil ihr dem Staube
So nah, und dem Tode so frühe zum Raube.

Mein kindisches Herz kann noch nicht es erlernen,
Sich zu freu'n an den Sternen, den kalten, den fernen;
Man kann sie nicht pflücken, kann ihrer nicht warten,
Schaut von fern nur hinein zum verbotenen Garten.

O könntet ihr seine Gunst euch erwerben!
Wie würdet so süß ihr, so selig sterben,
Von seinen freundlichen Blicken erleuchtet,
Von meinen wonnigen Thränen befeuchtet!

O daß er euch liebte! Ihr seyd ja nicht minder,
Als die ewigen Sterne, des Lichtes Kinder!
Ihr müßtet mit eurem Duft ihn berauschen,
Daß trunken wir Seele um Seele tauschen.

O könnt' ich die Sprache der Sterne begreifen,
Die hoch die krystallene Wölbung durchstreifen;
Könnt' ich in des Himmels unendlichen Räume
Seinem Geiste begegnen in feurigen Träumen!

O welket ihr Blumen, ihr Sterne verschwindet!
Gefallen an keinen mein Herz mehr empfindet;
Was mich tröstet, das werd' ich erfahren und lernen
Nur unter den Blumen, nur über den Sternen!“

4.

Das schwarze Mädchen.

Die Sklavin aus dem Mohrenland
Sah ihrer Herrin Weh;
Sie war, geraubt dem Heimathstrand,
Weit hergeschleppt zur See.

O! auch des wildsten Landes Kinder
Zermalmt des Heimwehs Last nicht minder,
Und quält ihr Stachel nicht gelinder.

Des schwarzen Mädchens Selith pflegt
Mit unerschöpfter Huld,
Zum Mitleid sie ihr Gram bewegt,
Zu himmlischer Geduld;
Sie nahm es aus der Räuber Händen,
Sie strebt sein Herz sich zuzuwenden,
Und drein des Trostes Licht zu senden.

Doch wenig Frucht trug ihr Bemühn,
Es sizt zu tief der Dorn;
Des Mädchens dunkle Augen glühn
Bald auf im Tigerzorn,
Bald kauert sie sich träumrisch nieder,
Ihr Sinn betäubt und schlaff die Glieder;
Sie murmelt ihrer Heimath Lieder.

Ihr scharfes Aug' zum Sternenraum
Oft rasch bei Nacht sie hub;
Manchmal bei einem alten Baum
Mit hast'ger Hand sie grub;
Die glatten, buntgefleckten Schlangen,
Die Andern geben Grau'n und Bangen,
Weiß sie mit leichter Hand zu fangen.

Als Selith glücklich war und froh,
Blieb Nummi kalt und fern;
Seit Seliths Lust und Blüthe floh,
Da naht ihr Nummi gern;
Sie schien die Glückliche zu hassen,
Zur Thränenreichen, Kummerblassen
Kann erst ihr Herz Vertrauen fassen.

Sie folgt ihr an ihr Blumenbeet
Mit flügelleichtem Schritt;
Wenn weinend sie im Garten steht,
So weint die Schwarze mit.
Sie sucht hervor, was sie erfreue,
Entsagend ganz der alten Scheue;
Ihr Herz, sonst Gram, ist jezt ganz Treue.

Oft blizt ihr Auge deutungsvoll,
Ihr Mund zum Sprechen zückt;
Ob reden sie, ob schweigen soll?
Ihr Herz ist schwer bedrückt.
Wird ihr Geheimniß lang sie tragen?
Wird es ihr nicht die Brust zernagen?
Wird sie es auszusprechen wagen?

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Der Wirth zu Chiavenna hatte uns eine schlimme Fahrt prophezeit, und wirklich, je weiter wir vorwärts kamen, desto heftiger blies uns ein scharfer Südwind entgegen, Gewitterwolken zogen sich drohend zusammen, der See ging hoch, unser Boot war klein, und wir waren froh, um drei Uhr in Collico wieder auf festem Grund und Boden zu stehen. — Von hier aus fuhren wir zu Lande, an dem Gestade entlang drei Stunden bis Varenna. Die grüne Wasserpracht des Sees, dessen Windungen stets neue Berguser mit Ortschaften, Burgen, Kirchen, oft in geschmackloser, stets aber malerischer Architektur, in ununterbrochenem, immer schönerem Wechsel darboten, der wolkenschwere Himmel, das Spiel der Beleuchtung, die Abendsonne, die sanfte, warme Luft, die laute Lustigkeit der Bewohner, ihre bebende Lebendigkeit, dazwischen das Abendgeläute der Glocken, das Alles in der bequemsten Ruhe, gewährte einen Genuß, der mich dreifach würde belebt haben, wäre nicht die Abspannung nach den mannichfachen Anstrengungen am Ende doch doppelt fühlbar geworden. Eine kurze Erholung aber in Varenna stellte mich gründlich wieder her. Unser Gasthaus, früher eine Villa, lag dicht am Ufer, zu welchem ein terrassirter Garten niederführte, und als wir nun in der Dämmerung der Nacht auf dem Balkon standen und über den See auf die umnebelten, mondbeglänzten, blaugrünen Berge, und dicht vor uns im Garten auf die ersten Orangen und gelben Citronen und dunkeln, flüsternden Cypressenspitzen blickten — welche Stunden! Das volle Vorgefühl von der Schönheit Italiens hat mir keiner als Goethe so ganz und klar gegeben, und bieher nie wieder zurückkehren zu können, um Leib und Seele gesund zu baden — ich würde es als die schlimmste Mißgunst des neidischen Glücks ansehen. Wir gingen spät zur Ruhe, an Schlaf aber war für mich zuvörderst nicht zu denken. Dicht neben dem Zimmer, in welchem ich mit K. lag, schwatzten und polterten so eben angelangte Deutsche, und es dauerte nicht lange, so schrie es mit lauter Stimme: „K., erwache!“ der Schlafende schreckte auf, richtete sich empor, horchte, doch schwieg er weislich, als er die Stimme erkannte. Das Wiedersehen wollten wir uns auf den Morgen versparen. Als wir erwachten, war die ganze Gegend in Nebel gehüllt, und bald genug regnete es bei der weichsten, wärmsten, lieblichsten Luft. Die so unerwartet gefundenen Freunde kamen vom Wormser Joch her, und wußten nicht genug von den Schreckensscenen zu erzählen, deren Augenzeugen sie gewesen waren, deren Fährlichkeiten sie hatten bestehen müssen. Denn von den Gewittern und Stürmen überrascht, wußten sie Anfangs nicht aus, nicht ein; es war ihnen, weniger rüstig, schlimmer ergangen, als uns. Nach dem Frühstück zogen sie ihres Wegs weiter, während uns, als es zu regnen aufgehört hatte, eine lustige Barke nach Bellaggio übersetzte. Hier, wo die drei Arme des Sees zusammentreffen, liegt auf einer Halbinsel am Hügel hinauf die Villa und der Garten des Sign. Conte Zerbelloni. Ich war matt und verdrießlich, doch dieser Pracht der Natur, dieser seligen Fülle des Daseyns war nicht zu widerstehen. Mit süßer Schmeichelei floß die laue Luft wie ein unsichtbar würziger Blumenhauch um Haupt und Glieder, der blaugrüne See in drei Spitzen lag vor uns, überall blickten am Ufer, auf den Bergen die Villen, Städte und Dörfer aus dem lustigsten Grün heraus und spiegelten sich hellfarbig im See wieder, Orangen, Lorbeer, Oleander, jedes Köstlichste in Blüthen und Duft prangte in üppigster Fülle von allen Seiten, und dem bedeckten Himmel zum Trotz glühte und brannte ein Glanz der Farbe, den ich in der Wirklichkeit noch nie mit Augen geschaut hatte. Bis in's tiefste Herz hinein athmete ich mich mit vollen Zügen gesund und glücklich. Das Wasserfahren in der Mittagsschwüle, das flüchtige Durchlaufen der Villen und Gärten, Besichtigen mittelmäßiger Sammlungen verscheuchte zwar in etwas diese günstigste Stimmung, so daß ich nach einem Mittagessen in Candenabia für das Thorwaldsensche Relief in der Villa Somariva die Ruhe und Muße nicht finden konnte, deren es zu vollem Genusse bedarf, und nur froh war, als uns das Dampfboot aufnahm und nach zwei Uhr vorwärts fuhr. Von jezt an lebten wir in einem ununterbrochenen Naturrausch. Die Ufer wurden immer lieblicher, der See immer grüner, immer blauer, die Wolken theilten, der Himmel klärte sich, die Sonne brachte verdoppeltes Licht und zugleich einen reizendern Hauch und Duft; die Terrassen, phantastischen Thürme und Paläste, die Bogengänge, Weingelände verdrängten sich, um sich stets zu erneuen, die Lage, Gestalt und Farbe der Berge und Felsen wechselten bei den vielfachen Krümmungen des Sees unaufhörlich, nahe genug, um jede Form in klarer Bestimmtheit hervortreten zu lassen, entfernt genug, um mild und duftumflossen zu erscheinen, und so ging es stundenlang fort, bis die Sonne zu sinken begann. Welch eine wunderbare Veränderung von Riva aus! Von rauher Starrheit steiler Klüfte und Gipfel, durch die ernste und sanfte, üppige und reizende Schönheit hindurch, waren allmählich die frühern Riesenberge zu den freundlichsten Hügeln abgeflacht; endlich bogen wir um die lezte Ecke, und nun streckte sich Como an der lieblichsten Bucht breit und reich vor uns hin. Jezt

landeten wir, und geriethen nach der anmuthreichsten Stille in das Getümmel eines italienischen Hafens.

Was nun folgte, möchte ich verschweigen können. Sechzehn Personen, Deutsche, Engländer, Italiener, je acht an den langen Seitenwänden einer maßlosen Diligence eng aneinander gedrückt, saßen wir in gewitterdumpfer Schwüle da, und der eindringlich widrigste Knoblauchgeruch versetzte uns den Athem. Fünf Stunden mußten wir in dieser Atmosphäre aushalten; es hatte schon zehn geschlagen, als wir in Mailand einfuhren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

† Stuttgart, im Oktober.

Herbstlust. Wein.

In diesen Herbsttagen ist Stuttgart lebendiger, als sonst im ganzen übrigen Jahr, und dies um so mehr, als der reiche Weinsegen ein lautes Commers herbeiführt. Ganze Reihen von Wagen fahren in raschem Laufe mit leeren Fässern in die Thäler des Unterlandes, und kehren in wenigen Tagen schwer befrachtet zurück, um den Wein dem sogenannten Lande „ob der Steig“ zuzuführen. Namentlich wird das Gewächs des Remsthales schon als trüber Most, und so fort unter seiner Abklärung und nach der Gährung als neuer Wein gern getrunken. Diese Gewohnheit hat erst bei Mannes Denken mehr überhand genommen. Das rasche Getränk belebt die Gesellschaft in recht merklichem Grade; das Gespräch wird von jetzt an immer lauter, fröhlicher; die Melancholie, welche der Eintritt der kürzern, oft nebligen, naßkalten Tage herbeizuführen droht, wird durch die flüchtigen Geister des jungen Weines wohlthätig zersetzt; der Nordländer labt sich an dem südlichen Gewächs, und entschädigt sich für die verfallenden Bilder der äußern Natur an den aufsteigenden Gestalten der innern Welt. Der emsige Würtemberger würde sich in einen immer klaren, milden Himmel schwerlich finden. Viele seiner schweren, ernsten Arbeiten gelingen, ihm nur im warmen Zimmer, wenn es draußen windet und schneit. Die Systole und Diastole der Jahreszeiten ist ihm zum Bedürfniß geworden. Er lebt gern und viel in Stubengedanken, Stubengefühlen, bringt sie in die Literatur, in die Welt, und bezieht, was er in seinen lieben Büchern findet, wieder auf sie.

Das Weingewächs des Jahres 1835 ist, nicht der Quantität, wohl aber der Qualität nach, ein mittleres, dem von 1828 ähnlich und nicht zu vergleichen mit dem des vorigen Jahres. Wir wollen dem Himmel für dessen Fülle danken. Wenige Gemüther vermögen dies ohne Beimischung einigen Bedauerns zu thun, daß uns die Vorsicht nicht noch, wo es am besten angelegt gewesen wäre, zehn Sonnentage geschenkt, wie wir sie im vorigen Jahr im Uebermaß und auch diesen Sommer entbehrlich gehabt. Warum wollen wir nicht den Blick etwas erheben und uns sagen, daß etwas Naturgesetzliches in dem Ergebniß walte? Haben wir nicht durch die excessive Beschaffenheit des vorigen Jahres das gegenwärtige nach dem Gesetz der Ausgleichung verschuldet? Ja, auch im laufenden Jahre selbst waltet die austheilende Gerechtigkeit der Natur darin, daß auf einen warmen, dauernden Sommer, der aller Vegetation zu gute kam, diese naßkalte Herbstwitterung folgte. Ein eigenes Leid droht in günstigen Weinjahren den Trinkern und Feinzüngtern. Bis zum Ablassen des vergohrnen jungen Weins haben sie allerdings das Gewächs der Rebe in seiner vollen Güte zu genießen; aber ein Mephistopheles grinst schon hier, wenn sie vor Genügen bejahend nippen, über das Glas her. Wie wird es nach dem Ablasse schmecken? Dieser „Ablaß“ ist nämlich, wie jener Tetzelsche, an ein christliches Judenthum geknüpft. Vor dem Ablaß bleibt das Gewächs des Weinstocks gewöhnlich rein; denn die Vermischung desselben mit Obstmost, die wohl auch vorkommt, wird von dem Kundigen auf dem Gaumen und an der nächsten Wirkung des Getränks empfunden. Aber nach dem Ablaß, der nach Lichtmeß stattfindet, werden häufig Mischungen mit verschiedenen Sorten und Jahrgängen vorgenommen. Bis dieher hat der Trinker Güte und Fülle des Herbstes in der Qualität, wie im Preise zu genießen; dann aber verschwinden die bessern Sorten, machen sich rar, werden theurer; die lagerfähigen Weine hält der kluge Wirth und Weinhändler zurück, streicht, wie man sagt, seine leichtern, weniger süßen und geistreichen Weine — Zuckerstoff ist Geist — damit, und sucht den Vortheil des gesegneten Jahres vom Konsumenten möglichst auf seine, des Handelsmanns, Seite zu ziehen. — Die umliegenden Berge ertönen nur sparsam den Tag über, aber unaufhörlich in der Dämmerung und eintretenden Nacht von dem Knallen der Gewehre und des vielgestaltigen Feuerwerks. Ein solches Schießen und Prasseln ist wohl im ganzen Lande nur noch in Heilbronn, wo der Herbst auf eine solenne und höchst ergötzliche Weise gefeiert zu werden pflegt. Es ist wirklich recht unterhaltend, Abends einen Gang um die Stadt oder auf eine nahe Höhe zu machen, um diese im ganzen Kessel von Stuttgart sich laut verkündende Lust mit Augen und Ohren zu genießen. Die unausgesetzt sich folgenden Schüsse wiederholt das Echo, als ein rollendes Getön, von Gebäuden, von Hügeln und aus allen Schluchten. Eine enorme Summe geht jährlich auf solche Art im Rauch auf. Das ist nun freilich die allerunproduktivste Konsumtion, denn die Freude ist das lustigste Kapital und das flüchtigste Interesse; aber der Nachhall der Weinhügel weckt nun einmal diese Lust, und die Dämmerung ist ein bedeutender Hintergrund; die bacchantische Jovialität will mit dem recht Energischen, mit Knalleffekten endigen. Die Vorwelt, die sich übrigens gut auf die Heiterkeit verstand, entbehrte die Lustfeuerwerkerei. Bacchus und Nrab hatten das Pulver nicht erfunden, das dem neuen Zeitalter mit dem größten Ernst und Jammer auch viel Spaß brachte. — „Es geht in den Herbst!“ heißt hier zu Land ein Sprichwort, wenn man um diese Zeit kleine Excesse durchbringen will. Einen „Herbst“ halten, nennt man hier das gesellige Fest, das ein Weinbergsbesitzer am Tage der Lese seinen Freunden und Verwandten gibt. Hier wird denn bei einem splendiden „Herbst“ nichts gespart an Gesottenem, Gebratenem, Gebackenem und Wein. Die Trauben sind Nebensache. Musik fehlt selten, und diese begleitet häufig die bacchische Societät nach Hause, um sie da noch zu einem Tänzchen zu reizen. Die Herbstfreude geht nie ohne einige tragische Intermezzo's vorüber. Die Konstruktion der oft eilig zusammengerafften Gewehre, der Leichtsinn, mit welchem Manche Pulver und Feuerwerk behandeln, haben schon kleineres und größeres Unglück herbeigeführt. Gesicht und Hände sind oft in Gefahr. Kleider entzünden sich durch herumschwirrende Schwärmer und Frösche. Vor einigen Jahren verbrannte ein Fräulein elendiglich.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 270.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. November 1835.

— Certains ignorans, compositeurs desdites inscriptions, renversent toute sorte de sens et de raison, au grand scandale de la république des lettres et de la nation française, qui se décrie et se déshonore par lesdits abus envers les étrangers, notamment envers les Allemands, curieux lecteurs et spectateurs desdites inscriptions.

Molière.

Wie man in Paris bekannt macht.

2. Aushängeschilder. Schrift an der Aussenseite der Häuser und Läden.

Ich pflege öfters eine Wanderung in den verschiedenen Stadttheilen von Paris anzustellen, wobei ich in der Regel diese oder jene Entdeckung mache; denn man kann in Paris nicht über die Straße gehen, ohne seine Aufmerksamkeit irgend einem Gegenstande zuzuwenden. Ein Theil meiner Beobachtungen war so den Kaufmannsschildern und der Außenseite mancher Häuser und Läden gewidmet; ich will diese den Lesern mittheilen, indem ich nur wünsche, daß ihnen die Darstellung meiner Forschungen dieselbe Unterhaltung gewähren möge, welche ich beim Sammeln meiner Notizen gefunden habe. Wir wollen dabei chronologisch zu Werke gehen, um die Verwirrung zu vermeiden, welche dieser Gegenstand ursprünglich in meinem Kopf hervorgebracht; der Leser und ich werden somit eine leichtere Uebersicht über das Ganze gewinnen.

In frühern Zeiten, wo wenig Leute lesen konnten, mußte jeder Kaufmann nothwendigerweise irgend ein Zeichen vor seinem Laden haben, welches den Käufern seine Waare auf eine sprechende und deutliche Art vor Augen brachte, und dieses ursprüngliche Schild hieß daher auch schlechtweg signum, Zeichen. Später, als die Stadt sich erweiterte und die Verkaufsgegenstände zahlreicher wurden, kamen diese Zeichen in Mißkredit und galten für gemein. Es bildeten sich die Zünfte, von denen die meisten fromme Brüderschaften waren, welche sich Anfangs unter den Schutz irgend eines Heiligen, der Jungfrau Maria, einer Person aus der Dreifaltigkeit oder des Kreuzes Jesu Christi stellten. Frömmigkeit, Aberglaube, mitunter auch Heuchelei gaben die Veranlassung zu den ältesten Kaufmannsschildern; dahin gehören alle die Schilder zum heiligen Petrus, zum heiligen Paulus, zum heiligen Kreuz, oder zur Krippe des Erlösers, zu den drei Königen, zu den Magiern u. s. f., welche wir noch hie und da in den abgelegenen Straßen der Hauptstadt finden; jedoch müssen wir schon darnach suchen; die Jungfrau Maria hat man indessen noch vielfältig beibehalten, und es gibt ihrer noch mehr als zweihundert in Paris. Auf dem Quai des Célestins hat sogar noch ein Marchand de vin seinen Speisesaal und seine Cabinets particuliers unter den Schutz der heiligen, unbefleckten Jungfrau gestellt.

Als die Sitten der Geistlichkeit und andere Ursachen den frommen Glauben der Christenheit erschüttert hatten, spürte man die Folgen davon bald an den öffentlichen

Aushängeschildern; sie fielen aus dem Bereich der Religion in das der Moral oder der Materie, und gewannen sofort unermeßlichen Umfang. Der Fortschritt der bildenden Künste trug auch wesentlich zu dieser Umgestaltung bei, und aus dieser Periode stammen die Lämmer, die Arme und Köpfe von allen Farben, die Tauben, Hirsche, Bären und alles andere wilde und zahme Gethier. Ja selbst der himmlische Vater wurde durch die Vorsehung ersezt; ein bedeutender Fortschritt! — Indem darauf die Sitten verderbter wurden und der Luxus von den Großen auch auf die niedern Stände der Gesellschaft überging, verwandelte sich Alles in Gold und Silber; aus dieser Zeit schreiben sich die Schilder: zum goldenen Arm, zum goldenen Bart, zur goldenen Sonne, zum goldenen Stern u. s. f. In der Rue Saint-Denis liest man noch heutiges Tags über der Ladenthür eines Weißzeugkrämers: zur goldenen Schärpe. Jedoch kamen auch in dieser Hinsicht mancherlei Veränderungen vor, wovon wir die Spuren in Paris leicht auffinden. Man sieht hier zahlreiche Cadrans bleus, Caqs hardis, Souliers-mignons und andere erbauliche Titel. Bisweilen zeigt sich auch deutlich der neckische Koboldsgeist der Franzosen, und zwar in spaßhaften Zügen. Auf manchen Schildern sehen wir ein Kreuz, welches ein Schwan mit seinem weißen Halse umschlungen hält, und darunter lesen wir au Signe (cygne) de la croix; in der Rue Saint-Martin ist eine Frau ohne Kopf abgebildet, und darunter steht: à la bonne femme. Mehrere in ihrer Art einzige Schilder — wenn man anders hier noch diesen Ausdruck gebrauchen kann — sind auf den hiesigen Friedhöfen. So liest man auf einem Leichenstein des Kirchhofs du Mont Parnasse: Ci git N.N. marchand de bonneterie; sa veuve inconsolable continue son commerce, rue Beaubourg nr. 12. Auf dem Père-Lachaise sieht man ein schönes Denkmal von schwarzem Marmor, worauf Schlachtmesser und Kalbsköpfe ausgehauen sind, und darunter steht zu lesen, dieses Grabmonument habe sich ein Mezgermeister errichten lassen, dessen Adresse weiter unten angegeben sey. Auf dem Grabe eines berühmten hiesigen Restaurateurs treffen wir einen Ofen und eine Kasserole abgebildet, und daneben steht in großen vergoldeten Buchstaben der Name und das Alter dieses Ehrenmannes; sa vie fut consacrée aux arts utiles, schließt die Grabschrift. — Eine andere ergötzliche Anekdote ist folgende: Der Kleidertrödler, welcher unter der Halle die Boutike an sich kaufte, worin Molière das Licht der Welt erblickte, ließ die Büste des großen Schriftstellers über seiner Ladenthür schwarz anstreichen und darunter schreiben: à la tête noire!

Von dem Zeitpunkte an, wo die Pariser Boutiken in sogenannte Magazine umgewandelt wurden, datirt sich eine neue Epoche für die Aushängeschilder. Sicheren Nachrichten zufolge war es ein Modewaarenhändler, ein sogenannter Marchand de nouveautés, welcher zuerst das Wort Magasin für Boutique anzuwenden und aufzubringen wagte. Unter Magazin — einem Worte arabischen Ursprungs, welches so viel als „Schatz“ bedeutet — verstand man ehemals ein geräumiges Lokal, wo die Waaren, ehe sie in den Kleinhandel übergingen, aufgestapelt und niedergelegt wurden. Dieser heutzutage allgemein gebrauchte und alltäglich gewordene Ausdruck hatte damals etwas Angenehmes und Wohltönendes, das die Ohren des Kaufmanns kitzelte und zugleich seiner Eigenliebe schmeichelte, indem es die Aufmerksamkeit des Publikums und den Neid seiner Nebenbuhler rege machte. Der Modewaarenhändler, der Fashionable und Dandy des Handelstandes, welcher drei oder vier Klassen des Gymnasiums durchgemacht hatte und täglich mit schönen Damen verkehrte, denen er reiche und prächtige Stoffe verkaufte, mußte es natürlich bald unbillig finden, daß er für nicht mehr als einen einfachen Mercier gelten, oder gar dem Range nach unter seinem Nachbar, dem Epicier en demi-gros, stehen sollte. Er war daher zu Neuerungen sehr geneigt. Seither immer noch dem alten Grundsatz der Boutiquier huldigend, keine beträchtlichen Vorräthe im Laden zu haben, und als Detailverkäufer keine weitläuftigen Spekulationen zu unternehmen, hatte er sich einmal daran gewöhnt, den Kaufmann en gros als die direkteste Quelle, aus der er seinen Waarenbedarf ziehen könne, zu betrachten. Diese Art des Handels war auch höchst einfach, aber nach und nach dünkte sie dem Marchand des nouveautés unter seiner Würde.

(Die Fortsezung folgt.)

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsezung.)

Den 7ten Sept.

So waren wir denn wirklich in Mailand. Unglücklicherweise konnten wir nur wenige Tage bleiben, und mußten unsere Zeit, wollten wir auch nur das Wichtigste sehen, ernstlich zusammennehmen. Die vergangenen Tage aber waren zu reich gewesen, um nicht bei der wachsenden Hitze eine Abspannung zurückzulassen. Die Art der diesjährigen Sommerglut hier zu Lande ist schwer zu beschreiben. Ohne Gewitterschwüle, im Schatten immer noch mild und angenehm, in der Sonne aber trocken, brennend und nervenschlaffend, steigert sie sich

von zwölf bis gegen drei Uhr zur höchsten Glut, dann verringert sie sich, und nach Sonnenuntergang tritt eine volle Erquickung ein.

In der schlimmsten Sonnenhitze nun liefen wir sogleich zum Dom. Ein wunderbar Gebäude, innen und außen; noch bis auf den heutigen Tag wird daran restaurirt und fortgebaut, im Ganzen ohne Störung des Totaleindrucks und ziemlich in einem Guß, die Façade ausgenommen, welche durch viereckige Thüren und Fenster und damit zusammenhängende Verzierungsweise im Sinne des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ein für allemal verunstaltet ist. Doch paßt Goethes Bemerkung von dem „erfinderischen Unsinn der gothischen Baukunst“ auf diesen Dom am wenigsten. Die Andacht des Mittelalters treibt zwar von dem Hauptschiff und doppelten Seitenschiffen aus zu unzähligen Thürmen, Thürmchen und Spitzen empor, reicher und fast noch vollständiger als in vielen deutschen, englischen und französischen Kirchen derselben Zeit, nichts Antikes in Formen und Maßen mischt sich ein, aber das Ganze ist durchaus architektonisch klar, einfach und überschaulich geregelt, symmetrisch im höchsten Grade, und aller Andacht ohnerachtet, streckt sich dies weiße Marmordenkmal mit seinen breiten Massen, Schneespitzen und blitzenden Eiskanten so bequem hin, und steigt so leicht, reinlich und heiter in den südlich blauen, wolkenlosen Himmel hinein, daß selbst die Heiligen, die jede Thurmspitze krönen, sich eines frohen Erdendaseyns zu erfreuen scheinen. Besonders die vordere Façade gibt diesen Eindruck, indem das breite Dachdreieck von der Spitze des Mittelschiffs aus über die zwei Nebenschiffe zu jeder Seite sich in stumpfem Winkel hinsenkt, und, statt spitz und schmal emporzustreben, in ruhiger Behaglichkeit daliegt; anders noch als bei englischen Kirchen, die sich, wenn auch mit ähnlich flachem Dach, doch schwerfälliger und in mehr düsterem als erheiterndem Ernst breit hinlagern. Das Innere ist überraschend und nur aus seiner malerischen Wirkung zu erklären und zu rechtfertigen. Das Hauptschiff ist von einer Breite, wie ich sie in diesem Styl der Architektur noch kaum gefunden habe, dafür aber über doppelt so hoch, als breit. Die dicken Pfeilerbündel heben sich fest und kühn hinauf, nach den Seitenschiffen in einer Höhe ihre Bogen schlagend, wie sie gewöhnlich nur das Hauptschiff selber zu haben pflegt; dann folgt nur ein zwergartig kurzer Mauertheil mit Fenstern, ganz außer der gewohnten Regel und eigentlich ohne alles Verhältniß, und doch stört es nicht, doch befriedigt's. Man muß, was man früher gelernt und sich als allgemein gültig festgestellt hat, vergessen, aber man vergißt es gern und vollständig; hier dichtet eine neue Phantasie mit veränderter Pracht der Erfindung. Pfeiler, Bogen, Wölbungen, Mauern, Alles ist massig, schwer, aber zu der Höhe, in welche es hineinragt, so sicher und leicht emporgetragen, daß sich um die Pfeiler, hoch in den Lüften, noch ein breiter Kranz von Heiligen mit Fußgestellen und Dächerchen umherzieht, ohne merklich zu lasten und zu drücken, und die durchbrochene Wölbung des Hauptschiffs ist so zierlich, so licht und freundlich, daß überall ein gnädiger Himmel tiefblau und heiter scheint hereinblicken zu wollen. Und doch ist die braungelbe Farbe des alten Marmors geheimnißvoll, und rings herrscht Stille und Dämmerung, wie hell auch die Sonne durch die kleinen obersten Fenster scheint. Dies *malerische* Genre besticht in derselben Weise, in welcher das architektonische Aeußere zufriedenstellt, obschon die Spitze des Hauptthurms, der einer spätern Periode angehört, in's Konditorartige und Zuckrige übergeht. Wer aber nicht vergeben kann, kann nicht genießen, und auf den gegenwärtigen Kunstgenuß kommt es mir in diesen Wochen so sehr an, daß ich vor Jahrszahlen und historisch genauen Studien beinahe Scheu trage. Ich mag nur Eindrücke auf Eindrücke häufen. Solch ein unbefangenes Aufnehmen kommt einem später zur rechten Stunde doch auch zu gute. Leider muß ich nun aber mit dem zufrieden seyn, was der erste flüchtige Eindruck gibt.

Nächst dem Dom lockte mich vornämlich die Bildersammlung in der Brera zu einem schnellen Ueberblick. Ich fand, was ich suchte: viel Bilder aus der mailändischen Schule, wie sie seit Leonardo's Aufenthalt in dieser Stadt ihre eigenthümlich nachbildende Richtung nahm; besonders von Bernardino Luini war eine Anzahl Fresken da. Die energische Entwickelung einer bestimmten Richtung ist in der Malerei die Sache der Mailänder nie gewesen; nur die frühere Ausbildung der Perspektive wird von ihnen gerühmt. Ihr Bestes erreichten sie erst durch fremden Einfluß. Du weißt, wie hoch ich Leonardo verehre. Einen bessern Meister zu seiner Zeit konnten sie kaum finden. Seine vielseitige Kenntniß, sein treuer Fleiß, der tiefe Ernst, schwermüthig trauernd im wundersüßesten Lächeln, die Harmonie in diesem entgegengesezten Ausdruck, der Eifer, Alles und Jedes zu plastischer Genauigkeit herauszugestalten, und malerisch die leiseren Uebergänge des Lichts und Schattens, obschon seine ganze Malweise etwas Schwerfälliges und Gequältes hat, ineinanderspielen zu lassen, und so viel anderweitige Eigenthümlichkeiten der Meisterschaft da Vinci's merkten sich die Mailänder, sie suchten die Vorzüge ihres Vorbildes in's Weichere und Süßere zu verfreundlichen, blieben aber im Ganzen hinter demselben zurück.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

† Stuttgart, im Oktober.

(Beſchluß.)

Fieber. Strauß.

Eine große Zahl von Familien vermag die allgemeine Herbſtluſt in dieſem Jahre ſchon vorweg nicht zu durchdringen, ja ſie tönt wohl gar wehthuend in ihr Leid hinein. Ein bösartiges Schleim- und Nervenfieber hat ſeit ein paar Monaten manches theure Glied aus dem Kreiſe liebender Angehörigen weggerafft. Unter den mittlern und höhern Ständen war es verbreiteter, als unter dem niedern. Obwohl ein Laie in der Medizin, möchte ich mir doch das Eintreten ſolcher epidemieartigen Krankheiten Analogiemaßen begreiflich machen. Die Cholera, die unſer ſüdweſtliches Deutſchland auch diesmal wieder verſchonen zu wollen ſcheint — ſie iſt beſonders Branntwein trinkenden, Gemüſe und Obſt eſſenden Nationen gefährlich — gab uns ſchon viel zu denken. Iſt die Menſchheit nicht vergleichbar dem einzelnen Menſchen, der mit den vorrückenden Jahren immer andern Krankheiten unterworfen iſt? So jene mit dem Vorrücken der Jahrhunderte. Auch am Baume ſetzt der Schwamm erſt mit einem gewiſſen Alter an. Die äußern Einflüſſe auf unſern Körper kombiniren ſich in gewiſſen Jahren, Jahrszeiten auf eine bedenkliche Weiſe; das Schädliche potenzirt ſich durch jähen Wechſel der Temperatur, durch Miſchungsverhältniſſe der Luft ꝛc. Auf unſerer Seite iſt aber die Opportunität zu bedenken. Hier kann eine ähnliche gefährliche Kombination in der Konſtitution ſtattfinden und ſich phyſiſch und pſychiſch zu einem Aeußerſten potenziren. Der Körper iſt reif, die Natur ſchlagfertig. Zwei forcirte Einſeitigkeiten ſtehen ſich wie Plus- und Minuspol gegenüber. Beide Faktoren begegnen ſich wie zwei elektriſche Spitzen; der Funke der Krankheit zündet. Vergegenwärtigen wir uns die gefährlichen Erkrankungen und Todesfälle in hieſiger Stadt, ſo ſieht mancher Fall einem Donnerſtreich aus blauer Luft gleich; bei näherer Kenntniß der Verhältniſſe verliert aber doch der Fatalismus viel von ſeinem Schrecken, und wir weiſen einige Kauſalität nach; wie denn der Menſch ſich auch beim traurigſten Ereigniß einigermaßen zu faſſen, zu tröſten weiß, wenn er eine Verbindung von Urſache und Wirkung auffindet. Wir verzweifeln nur über den blinden Unglückswurf des Zufalls, verſöhnen uns aber mit der natürlichen Nothwendigkeit. Selbſt das glaubigſte Chriſtengemüth ergibt ſich leichter in den Verluſt eines geliebten Angehörigen, wenn der Hingebung in die höhere Schickung der Hausarzt mit der der Sektion entnommenen Nachweiſung zu Hülfe kommt, daß die Konſtitution und Dispoſition des Verewigten das Verhängnißvolle ſchon lange in ſich getragen und im Stillen, ihm und den Angehörigen unbewußt, zu der bedauernswürdigen Reiſe gebracht haben.

Die Anweſenheit des berühmten Strauß aus Wien mit ſeinem Orcheſter brachte auch einige Abwechſelung in das gewohnte Tägliche. Man muß faſt jeder neuen Erſcheinung Etwas zugeben; ſelten iſt ein bedeutendes Kunſterzeugniß von der Art, daß das Publikum ſich alſobald und ohne Umſtände mit demſelben konformiren, es ſich mit unbeſchränktem Behagen zueignen kann. Den natürlichen Leuten fiel dies bei den Leiſtungen des beliebten Walzerſchöpfers noch leichter, als manchen Höhergebildeten. Hatten jene doch ſchon zuvor oft nach ſeiner Pfeife getanzt, und hörten manche bekannten Töne; dieſe aber mußten die hieher transponirte Praterluft wieder in Gedanken dahin zurücktransponiren. Der Konzertſaal ſtörte ſie ein wenig; als wäre er nicht auch oft ein Tanzſaal! Wie leicht war es, ſich das Auditorium vollends in rhythmiſcher, rotirender Bewegung zu imaginiren? Daß man der wandernden Kunſt ihre Reiſekoſten an der Kaſſe vergüten mußte, war doch wohl auch in der Ordnung. Seit unſere Mechanik der Fuhrwerke die Zeit abkürzt, fürchtet der Menſch auch den Raum nicht mehr; alle Entfernungen rücken ſich näher, und wir werden mit jedem Jahr mehr Künſte reiſen ſehen. Chineſiſche Muſiker in Schwaben ſind nichts Undenkbares; ſie ſetzen dann aber voraus, daß es uns ein wenig Chineſiſch zu Muthe werden könne, wenn ſie mit Succeß ſpielen ſollen. Aehnliches konnte auch Strauß erwarten, nämlich daß wir „wieneriſch“ fühlen werden, wenn er uns ſein Beſtes zum Beſten gebe. Das Zuſammenſpiel, der Vortrag ſeiner Kapelle war ſo vollendet, rund, leicht, friſch, und wie man das Lebendige noch benennen mag, daß ſchon dieſer Genuß Alles, alſo immerhin einen Gulden werth war. Einzelne Soli blickten hindurch, bei denen man, wenn nicht Virtuoſen, doch die erfreulichſten Virtuoſitäten begrüßte. Eine Klappentrompete erinnerte durch Reinheit und Weichheit an die Menſchenſtimme, während die meiſten Inſtrumente dieſer Art falſch klingen und die Töne ineinanderziehen. Viele Muſikfreunde erwarteten in den Walzern eine Art Wiegenfeſt, nämlich die Harvegalaturen der Ländler, der ſteieriſchen Tänze, oder die bakchiſchen Melodien der Wenzel Müllerſchen Opern. Strauß iſt aber eigenthümlich und repräſentirt nicht eigentlich und ſtreng das öſterreichiſch-nationelle Tanzmuſikweſen. Seine Rhythmen ſind oft ſehr künſtlich, ſeine Harmonie berechnet, und beide würden unter einer andern Leitung und bei weniger vollkommener Ausführung die Tänzer oft verirren. Die Ausſtattung ſeines großen Potpourri: „ein Strauß von Strauß,“ mit Kaſtagnetten, Poſthorn, Harfe ꝛc., ſeine beiden Tongemälde: die Schlittenfahrt und der fürſtliche Einzug mit Glockengeläute ꝛc. — mögen ſie bei manchem kritiſchen Puriſten ein Kopfſchütteln erregt haben, ſie waren nothwendige Erweckungs-, Unterhaltungs-, Fortleitungsmittel. Nehmt ſie hinweg, und Strauß macht kein Glück mehr beim Konzertpublikum. Wer wird das Quodlibetunweſen nicht ſchelten? Bezeichnet es nicht recht unſere materielle Zeit, die kein ideales Ganzes mehr ertragen will? Aber die Potpourri's unſers Künſtlers laſſen den Hörer doch der einzelnen Glieder ein wenig froh werden. Er wollte, er mußte Vielerlei geben; man war mit ihm ſtillſchweigend darauf übereingekommen. Eine Gewiſſensfrage: befördert oder verderbt Strauß den Geſchmack? — Er erweitert ihn um Etwas. Wie man von antiken weiblichen Statuen und Titians nackten Schönheiten behauptet, daß ſie nicht unverſchämt reizen, eben weil ſie durch ihre Kunſthöhe ſich an höhere Vermögen, als an die animaliſche Sinnlichkeit in uns wenden, ſo möchte ich auch von dieſer Muſikgattung keine Gefahr für den Geſchmack beſorgen. Es iſt etwas Eigenthümliches, Charakteriſtiſches, Geiſtiges, ein lebendig Schönes an den Leiſtungen des Meiſters und ſeiner Kunſtgenoſſen. Daher erſcheinen uns die Neugierigen, die nach ſolchem Genuß ein langweiliges Geſicht machen, in einem komiſchen Lichte und wie bußfertige Sünder. Wie leicht iſt Reue nach der Sättigung! Warum haben ſie nicht die Verſuchung durch feſten Entſchluß überwunden? Oft verhüllt die Klage nur den Aerger, daß es nicht noch maſſiver hergegangen. Die Reinen verdanken dem Tonkünſtler einen unſchuldig heitern Abend, den Genuß einer wohlberechneten, in ſich runden, vollendeten Darſtellung.

Beilage: Literaturblatt Nr. 115.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 271.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 12. November 1835.

— Nacht, Wind, Luft, Erd' und Meer
Sind dienstbar dir,
Und ihre Geister harr'n auf dein Begehr.
Byron.
Manfred.

Magie und Liebe.

Von Gustav Pfizer.

5.

Die Magie.

„Nicht länger kann ich schweigen: so höre mich!
Ich will aus deinen Nöthen erretten dich!"
Beginnt das schwarze Mädchen, sonst karg an Worten,
Und rasch entquillt die Rede der Lippe Pforten.

„Ihr rühmt Euch hoher Weisheit und seyd doch blind;
Bei uns könnt' euch beschämen ein jedes Kind.
Ihr preiset und verehret des Lichtes Mächte,
Und gehet blöd vorüber am Reich der Nächte.

Ihr lobt den Aar und sprechet der Eule Schmach,
Ihr kriecht nicht in die Klüfte der Schlange nach,
Ihr wisset nicht die Schätze des Schachts zu wittern,
Verstehet nicht der Pflanzen geheimes Zittern.

Ihr schaut nur die Gestalten und nie die Kraft,
Ihr kennet nicht was tödtet, was Leben schafft.
Ihr stopfet zu die Ohren, wenn aus den Tiefen
Des Meeres und der Berge euch Stimmen riefen.

Ihr spaltet streng der Körper, der Geister Reich,
Und jenes ist so dunkel, und dies so bleich!
Ohnmächtig liegen beide — keins soll zum andern
In kräftiger Vermählung hinüber wandern.

Vernimm du das Geheimniß der Zauberei:
Durch sie wird reich das Leben und stark und frei;
Allmächtig fast gebietet der Geist den Stoffen,
Des Stoffes Kräften stehen die Geister offen.

Ein Wort versetzt die Berge und ruft der Nacht,
Und eine Locke bindet des Willens Macht.
Oft mag ein Blick die Wildheit des Tigers lähmen,
Ein Stein die wilden Wünsche des Busens zähmen.

Ihr Weiße werft zurücke der Sonne Schein,
Wir Schwarze aber trinken die Strahlen ein;
Ihr bleibet immer Fremde im bunten Leben,
Das sich mir seinen Schätzen an uns ergeben.

Wir horchen und wir lauschen auf jede Spur,
Verstehn der Thiere Sprache, des Steins Figur;
Ihr seht nur hohle Bilder in einem Spiegel,
Ihr löstet nie vom Buche der Nacht das Siegel.

Ich ward entführt der Heimath, ein schwaches Kind,
Der Weisheit tiefste Lehren noch fremd mir sind:
Doch bin ich wohl erfahren im Tränkebrauen,
Auch magst, ein Herz zu binden, du mir vertrauen!

Willst du es mir gestatten — zu deinem Dank
Gewinn ich dir den Jüngling mit einem Trank,
Der einen Liebesstachel in's Herz ihm senket,
Sein Auge von den Sternen in deines lenket!“

So fragt die schwarze Nummi, ihr Auge glüht,
Umsonst es zu verweigern sich Selith müht;
Sie ringt mit schwachen Worten zu widerstreben —
Den Wink hat schon ihr Auge, ihr Herz gegeben.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Auch von dem farbenmuthigeren Gaudenzio Ferrari, bei welchem sich schon die Einwirkung der Raphaelschen Schule sichtbar macht, fand ich ein großes Bild, die Marter der Catharina; von Francesko Francia einen Gruß des Engels, ein früheres Bild, wie es schien, nicht in schon auswendig gelernter, nur immer sich selbst kahl und unlebendig kopirender Manier, noch etwas gezwungen, aber dafür naiver. Reich ferner ist die Galerie an Venetianern, von Carlo Crivelli bis auf Paul Veronese, von dem auch hier wieder Riesenbilder aufgestellt waren. Ein Hieronymus in der Wüste, von Titian, durch braunglühende Felsenlandschaft ausgezeichnet, fesselte mich lange; einen Bartolommeo Montagna würde ich mit Luigi Vivarini verwechselt haben, hätte der Name nicht darunter gestanden; der trefflichste Guido, Paulus und Petrus, versöhnte mit allen je gesehenen schwächeren Bildern desselben Meisters; die Krone aber bildete für mich das Sposalizio von Raphael. Es ist solch ein seliges, inniges Andachtsbild, von so anspruchslos stiller Schönheit, solcher keuschen Bescheidenheit der Kunst, solcher Treue des Gemüths, daß ich fast von Neuem wankend werden möchte, ob dem Meister oder Schüler Raphael der verehrendste Kranz zu winden sey. Die Länge der Gestalten, das gezwungen Freie in der Stellung und Bewegung, das Geahnte und noch nicht keck Erreichte, was bei Andern als Mangel erscheinen müßte, ist hier die liebenswürdigste Tugend einer engelgleichen, kindlichen Malerunschuld. Die lieben Mädchen und Frauen, die Männer, Jünglinge und Greise, alle sind sich verwandt in Gestalt, Ausdruck, Physiognomie, Geberde und Bewegung, und doch jedes individuell verschieden; die Gruppirung ist weniger fast als einfach, und doch könnte und dürfte nicht anders seyn. Soll doch aus allen Gestalten nichts als dieses stille Schauen, diese zarteste Bescheidenheit der Seele, dieses stumme, heimlich-ahnende Verständniß herausblicken. Den süßen, feinen, geschlossenen Lippen, den feinen Nasen, den runden Gesichtern, den in sanfter Schwebung theils zur Seite, theils vor, theils zurückgebeugten Köpfen, den treuen Augen, der ganzen unbefleckten Reinigkeit und sinnenden, tief und tiefer sinnenden Unschuld konnte ich weniger und immer weniger widerstehen. Auch das Kolorit des Bildes ist köstlich; die grünen und braunen Bäume und blauen Berge dahinter entzückend schön, der große Tempel mit dem Ganzen in weit anderer Harmonie, als im Kupferstich, die Gesichter von einer Zartheit des Tons, und doch nicht kränklich, von einer ätherischen Durchsichtigkeit selbst in den alten Köpfen, von einer Milde und Süßigkeit, daß man an Körper und Fleisch kaum denken kann; Geist, Andacht, Seele durchscheint das Ganze, und Alles ist so licht und klar, als wäre auch der leiseste, verhüllende Duft und Nebelschleier von dieser reinen Welt fortgehaucht. Die Glut, der Schmelz, das Spielen und Schwimmen im Golddust des Lichts, die irdische Fülle und Wärme Titians würde in diesem Bilde aus aller Stimmung bringen. Die Anbetung der Hirten, ehemals der Familie Ancajani zugehörig, jezt in Berlin, ist gewiß mehrere Jahre später zu setzen, obschon ich das Sposalizio vorziehe.

Welch einen Gegensatz bildete Abends in der Scala die neue Oper von Ricci, Chiara di Rosenberg! Ich bin kein Verächter Rossinischer Musik, die nach ihren guten Seiten hin immer schmeichelnd erfreuen und ergötzen, stellenweis sogar durch Wahrheit des Effekts ergreifen muß, und selbst in den äußersten Abirrungen im Leeren und Trivialen noch Talent durchblitzen läßt. Ricci aber ist ein so armseliger Nachtreter, und geht die allgemeine neue Heerstraße mit solch lärmender Prätension entlang, er gibt die abgedroschenen musikalischen Phrasen und bedeutungslosen Redensarten mit geringer Veränderung, so ganz ohne Eigenthümlichkeit, Geist und Leben wieder, daß kaum zu begreifen ist, wie er sich selber und wie ihn die Italiener für einen dramatischen Komponisten halten mögen. An dieser Oper würden selbst die größten Sänger und Sängerinnen scheitern, und die gegenwärtigen waren nur zweiten Rangs. Die Prima Donna, schlank und hübsch, mit kräftiger, wohlklingender und geübter Stimme, Signora Manzorchi, that ihr Bestes in der bekannten Manier, doch ohne eigene Leidenschaft und Empfindung eingelernt, glücklicherweise ohne große Coups und berechnete Effekte. Poggi, der Tenorist, eine etwas angestrengte Kopfstimme, passirte; Galli, als Buffo, mit schönem Baß, der Liebling des Publikums, wie es schien, konnte es zu lebendigem Spaß und Humor nicht bringen; Negrini, ein guter Bariton, hatte wenig Ausbildung; die Uebrigen waren unbedeutend oder schlecht, das Orchester dagegen stark besezt, diskret, genau, eingespielt und voll Nüancen. Das Haus rechtfertigte, was Größe und Umfang betrifft, seinen Ruhm; sechs

Reihen Logen, abgetheilt wie die Ställe, gleichmäßig drapirt, eben ſo hoch als breit, ſtehen übereinander. Gefüllt nimmt es ſich vielleicht grandios aus, halbleer erſchien es nur groß und bunt, ohne eigentliche Majeſtät, Pracht oder Nobleſſe. Dem erſten Akte folgte das Ballet. Es theilt ſich in Pantomime und Tanz; erſtere bei den Hauptperſonen leidenſchaftlich, aber in Veränderung der Stellungen und Bewegungen ſo taktmäßig und rhythmiſch genau, ſo plötzlich und ſcharf accentuirt und meiſt eckigt, daß mich das Marionettenartige zum Lachen brachte. Ein echter Ausdruck kam wenig zum Vorſchein. Mehr noch als die italieniſche Muſik iſt das Ballet ganz konventionell geworden. Das Corps de Ballet dagegen griff recht lebendig mit ſtetem Spiel in die Pantomime ein. Der Tanz war wie der unſrige, nur die Röcke kürzer, und bei der Häßlichkeit der Weiber wirklich ſkandalhaft. Den zweiten Akt der Oper konnten wir nicht ausdulden, und kamen durch das viele Schlechte und Schiefe mißgeſtimmt nach Hauſe.

Wie man in Paris bekannt macht.

(Fortſetzung.)

Der Modehändler hatte Anfangs nur immer ſo viel eingekauft, als er von einem Tage zum andern brauchte; bald aber nahm er ſeinen Bedarf für die ganze Woche auf einmal. Um dieſen Vorrath unterzubringen, ſchaffte er die Meubeln aus dem Hinterſtübchen ſeiner Boutique, welches ihm ſo lange zur Wohnung gedient hatte, in den Entreſol hinauf, und damit war der Anfang zu einem Magazin gemacht; denn von nun an beſchloß er, dem Kaufmann en gros ſeine Kundſchaft völlig zu entziehen und ſeine Waare ſelbſt unmittelbar aus der Fabrik zu beziehen. Wozu hatte er noch lange eine Mittelsperſon nöthig, da er ſich ja eben ſo gut in eigener Perſon an die Fabriken wenden konnte? Von dieſer Zeit an galt es für eine der erſten Handelsmaximen und eine der weſentlichſten Bedingungen, welche eigentlich den wahren Kaufmann ausmachen, den Vorrath der zu verkaufenden Waaren aus der erſten Hand zu beziehen. Der Modewaarenhändler miethete ſich daher ein Kabriolet, fuhr damit zu den Waarenniederlagen der Fabriken, kaufte ein, was ihm vortheilhafte und gangbare Artikel ſchienen, zeichnete dieſelben mit ſeinem kaufmänniſchen Stempel und ließ ſie in ſein Magazin ſchaffen. Die Meubeln und Hausgeräthſchaften, nebſt Hausfrau, Kind und Magd verließen jetzt den Entreſol und mußten ein oder zwei Stockwerke höher hinaufwandern, und zwiſchen den beiden Fenſtern des Entreſols wurde ein großes Schild befeſtigt, worauf in großen goldenen Buchſtaben zu leſen ſtand: Grands magasins de nouveautés, in welcher Aufſchrift alle vorgenommenen Neuerungen kurz und bündig zuſammengefaßt waren, daß nämlich der Krämer aus ſeiner Boutique ausgezogen und der Kaufmann in ſeinem neuen Magazin inſtallirt ſey.

Das machte Aufſehen und Epoche unter den Kramläden in Paris. Jedermann nahm entweder für oder wider den kühnen Neuerer Partie. Die Aelteſten unter den Boutiquiers ſchleuderten zornentbrannt Acht und Bannſtrahl gegen die Reformation der Boutique und gegen die Vornehmthuerei; ſie verkündeten Schimpf und Schande, ſchmählichen Untergang und Bankerott dem jungen Geſchlecht, welches ſich zu der neuen Einrichtung des Ketzers bekennen würde. Die Jüngern dagegen ließen ſich durch dieſe Unheilsprophezeiungen nicht abſchrecken, ſondern ahmten die neue Sitte nach, und bald war ganz Paris Zeuge eines wunderbaren Wettſtreits. Jeder Kaufmann ſuchte nun auf irgend eine ſinnreiche, elegante oder auffallende Weiſe ſich die Gunſt der Kaufliebhaber zu erwerben, der Eine dadurch, daß er der Außenſeite ſeines Ladens ein ſo blankes, freundliches und geſchmackvolles Anſehen als möglich geben ließ, der Andere dadurch, daß er ſeine Waare in den kunſtreichſten Verſchlingungen und Draperien vor den Augen der Vorübergehenden ausbreitete, ein Dritter endlich durch ein prächtiges Ausbängeſchild oder eine ergötzliche Inſchrift. Die kaufmänniſche Eigenliebe und das dem Pariſer insbeſondere angeborne äſthetiſche Gefühl wirkten bald Wunder in dieſer Hinſicht. Die Außenwände der Häuſer, in welchen neue Magazine entſtanden, wurden bunt bemalt, und die Schilder erlitten die mannichfaltigſten Modifikationen. Nachdem ſie aufgehört hatten, nothwendig zu ſeyn, mußten ſie am Ende eine bloße Angelegenheit der Mode und des Luxus werden, oder das Werk eines phantaſtiſchen Einfalls. Seit jener Zeit ſah man in den Straßen der Hauptſtadt ſchöne Gemälde, Statuen und Basreliefs, welche denſelben ein artiſtiſches und wunderliches Anſehen gaben und die wunderbare Pracht der heutigen Pariſer Boulevards zu Wege gebracht haben. Alles das war, wie geſagt, der Mode unterworfen und änderte ſich wie die Laune einer Frau, wie die Form eines Hutes oder der Schnitt eines Fracks. Ein Strumpfhändler am Markte Saint-Jean hat vor ſeinem Laden ein hübſches Oelgemälde, worauf die Fabel von Lafontaine: la vieille et les deux servantes dargeſtellt war, und nannte das au reveil-matin; in der Rue Saint-Honoré gehören die Schilder, worauf die Könige von Schweden, Dänemark und Polen, oder die ſchönen Pfälzerinnen, Spanierinnen u. ſ. w. abgebildet ſind, jener ebenbezeichneten Periode an. Ein Quincaillerie-händler in der Rue de la Barillerie nahe beim Palais de Juſtice, bietet noch heutiges Tags ein intereſſantes Schild jener Zeit dar, welches die engliſche Flotte

vorstellt: ein großes hölzernes Basrelief, worauf man den Wellenschlag des Meers und große Kauffahrteischiffe mit vollen Segeln sieht; das Ganze ist kürzlich neu überfirnißt worden und sieht wieder ganz blank und sauber aus. Ein Nachbar dieses Kaufmanns, und von derselben Profession, scheint dieser Ehrenbezeugung gegen England eine andere patriotischere haben entgegensetzen zu wollen; er hat auf seinem Schilde die französische Marine abbilden lassen; leider aber besteht die ganze dort befindliche Seemacht Frankreichs aus einem Küstenwachtschiffe und einer armseligen Fischerbarke. Der große Seeheld Jean Bart, der alte Fritz und der türkische Sultan haben sehr hübsche Schilder vor verschiedenen Tabakoläden abgegeben. Manche von diesen Gemälden haben wirklichen Werth und sind mitunter besser als viele, denen die Ehre des Salons im Louvre zu Theil wird. Zeuge dafür sind St. Crépinien auf dem Quai de la Megisserie und le Caraibe auf dem Quai de la Monnaie, les trois Sultanes in der Rue Vivienne, les deux Magots in der Rue de la Seine, la Glaneuse in der Rue St. Dénis, la jolie Savoyarde am Ausgang der Passage des petits Pères, le Gourmand bei Corcellet im Palais-royal, und so viele andere Gemälde auf den Boulevards. Heutzutage ist diese Mode und der alte Wetteifer in dieser Hinsicht erstorben; sey es nun, daß der Kaufmannsstand die schönen Künste zu niedrig anschlägt, oder daß die Künstler zu hohe Forderungen machen. Auch mag es den jetzigen Kaufherrn unangenehm seyn, wenn sich die ersten vier Wochen hindurch zu allen Stunden des Tags vor ihrem Laden eine große Menge neugieriger, müßiger Menschen versammelt, welche kein Geld haben, etwas zu kaufen, und sich bloß davor hinstellen, um das neue Bild zu begaffen, oder sich wohl gar ungebildete Späße und politische Anspielungen darüber erlauben, woraus am Ende eine Emeute entstehen kann, welche nothwendig das Schließen der Boutique veranlaßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Englische Oper. Drurylane.

Die Season ist vorüber, die italienische Oper geschlossen. Laporte scheint gute Geschäfte gemacht zu haben, denn er sitzt zur Zeit nicht in Kings-bench, und die Londoner behaupten, die Metropolis sey bereits ungeheuer leer, was man den Zeitungen nach kaum glauben sollte, indem täglich Menschen im Gewühle überfahren oder ihres Tascheninhalts beraubt werden. Um indessen den verschiedenen Tausenden, die nicht zu den aristokratischen Schwalben gehören, sondern es sich auch für Herbst und Winter in London gefallen lassen, den Schluß der italienischen Oper minder schmerzlich zu machen, hält das sogenannte English Opera-House ihnen noch einige Zeit seine Arme geöffnet, und wer den Charakter der englischen Opern kennen zu lernen wünscht, muß sich nun in dieses Haus verfügen, welches sonderbar genug und als Andeutung, daß die Londoner keine gewaltigen Opernfreunde sind, das einzige hier ist, über dessen Bretter vorzugsweise Opern gehen. Eine der beliebtesten, die vor Kurzem frisch und neu dort aufsprang, nennt sich no plot without danger, keine Intrigue ohne Gefahr. Sie ist nicht auf englischer Erde gewachsen, sondern aus Italien herüber verpflanzt worden, wo sie unter dem Namen Eliza e Claudio geht oder ging. Die Musik ist, wenn ich nicht sehr irre, von Mercadante; für das englische Haus hat, ohne Nennung des ursprünglichen Komponisten, ein gewisser Herr le Jeune sie „zurecht gemacht.“ — Da die Engländer im Theater keine Freunde von der deutschen Genügsamkeit sind, so kann selbst die längste dreiaktige Oper den Abend nicht ausfüllen. Man verlangt nach der Hauptmahlzeit noch ein Dessert. Ein solches ist jener Oper mehrere Male in einer Farce beigegeben worden, die in Deutschland spielt und den Titel führt: der Schulmeister in tausend Aengsten. Ich weiß nicht, ob der Unsinn ein Blümchen aus dem armseligen Garten deutscher Dramatik ist oder nicht. — Wie gewöhnlich eröffnete das Drurylanetheater seinen Winterfeldzug am ersten Oktober, und wie gewöhnlich waren die im Innern des Hauses vorgenommenen Veränderungen der erste Gegenstand für die Neugier des Publikums. Es fand dieselbe wenigstens einigermaßen befriedigt. Das Haus ist neu gemalt und die Dekorationen sind aufgefrischt, das Orchester ist erweitert und die Lampen vor der Bühne sind in einen Halbkreis gestellt, ein neuer Vorhang ist angeschafft und das Proscenium ist übertüncht, ja, in der Vorhalle ist, Keans, von Carew gefertigter Statue gegenüber, eine recht gute Statue Garricks von Mazzoni in gleichen Verhältnissen aufgepflanzt, und damit nicht bloß der Eleganz der Halle, sondern auch gewiß jedem Anspruche Genüge geleistet worden, den man an die Kräfte eines, nur auf die Kasse des Publikums angewiesenen Theaterunternehmers machen kann. In richtiger Erkennung seiner nationalen Würde begann Drurylane mit Macbeth, und nach herkömmlicher, echt loyaler Sitte ging der Vorstellung das von der ganzen Truppe gesungene und von der Mehrheit der Versammlung begleitete God save the king voraus. Mir dünkt immer, wenn ich das Lied so singen höre, als ob dieses freiwillige Einfallen eine der schönsten und sichersten Stützen des englischen Königthrons sey. Macbeth wurde von Macready gegeben. Er ist bereits früher so oft in dieser Rolle aufgetreten, daß ich die Art seiner Leistung als bekannt voraussetzen muß; sie weist ihm unstreitig einen der ersten Plätze unter den Schauspielern der neuern Zeit an, und er entwickelt darin so viel Umsicht, Energie, Gefühl und zur Natur gewordene Kunst, daß er mehrere, die ihm gleich stehen, von seiner Seite drängen würde, wenn er nur seinen Hauptfehler, seine Manierirung, sich abgewöhnen wollte; aber er will nicht, und Künstlereigensinn ist nicht zu beugen. Zum ersten Male zeigte sich in dem schwierigen Charakter der Lady Macbeth Miß Ellen Tree. Sie ist ein hübsches, liebenswürdiges Mädchen und eine angenehme Schauspielerin. Weil man aber Alles dies seyn kann und doch keine Lady Macbeth, so war das mit Fräulein Tree der Fall. Es ist wirklich wundersam, wie Zuschauer, die einen so richtigen Sinn für Shakespeare's Macbeth bekundeten, den geringsten Geschmack an einer Farce finden konnten, welche unter dem Titel: die Nachtpatrouille, den Abend beschloß. Das Ding ist nach einer Erzählung von Zschokke bearbeitet und spukt, wenn ich nicht irre, auch auf den deutschen Bühnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilagen: Kunstblatt Nr. 91 und Intelligenzblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 272.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 13. November 1835.

— Um ihn zu halten,
Versuchet sie, umsonst, des Zaubers Walten.
Tasso.

Magie und Liebe.

Von Gustav Pfizer.

6.

Der Liebestrank.

Es waren die Beiden in mondheller Nacht
Auf des kräftigen Zaubers Bereitung bedacht
In der blühenden Laube des Gartens; es war
Gar seltsam anzuschauen das Paar:

Denn Selith war weiß wie der keimende Tag,
Auf der Stirne der Locken Sonnengold lag,
Ihr Auge so blau wie der Spiegel des Sees,
Und so fromm und so sanft wie das Aug' ihres Rehs.

Und Nummi war schwarz wie des Raben Brut,
Wie ein brennender Mond ihr Auge voll Glut;
Um die Haare, kraus und verworren ganz,
Trägt sie von fahlem Gras einen Kranz.

Bald streckt sie die Arme, bald sinkt sie aufs Knie,
Bald schüret sie Feuer und ruhet nie;
Sie rühret und mischt und murmelnd sie spricht,
Es tropft ihr der Schweiß von dem Angesicht.

Doch Selith saß stumm in ergebener Ruh
Und schaute der Sklavin wie träumend zu;
Ein Seufzer, ein Wort ihrem Mund oft entfloh,
Sie hofft, doch macht sie die Hoffnung nicht froh.

Und Nummi bereitet den kräftigen Saft,
Aus saugt sie der Stoffe tief-innerste Kraft;
An schaut sie die Herrin oft, heischend ihr Lob,
Die das Haupt wehmüthig lächelnd nur hob.

Da flüstert sie Namen, sonst nie genannt,
Da preßt sie Kräuter, von ihr nur gekannt,
Da schüret sie Flammen von schwarzem Holz,
Darin sie manch' köstlichen Edelstein schmolz.

Der Trank ist bereitet, er schimmert wie Wein
In krystallnem Pokal an der Kerzen Schein;
Er duftet so süß wie Vanillen und Zimmt;
Ist's ein Antlitz, das lächelnd und rosig drin schwimmt?

Es lockt der süße, berauschende Duft
Herbei die Nomaden der nächtlichen Luft:
Wie kann, wer ihn trinkt, seiner Macht widerstehn?
Wie sollte sein Herz nicht in Sehnsucht zergehn?

Und dreimal hat Selith hineingehaucht,
Und dreimal den Finger hineingetaucht,
Den sie an die rothe Lippe geführt,
Mit dem sie ihr schlagendes Herz berührt.

„Jezt seinen Namen noch!“ Nummi gebot,
Und Selith lispelt ihn — glühend roth
War der liebenden Jungfrau Antlitz vor Scham,
Wie der Himmel, wo eben das Morgenroth kam.

7.

Das starke Herz.

An der Pforte steht Selith und spähet hinaus;
Jezt kehret die treue Schwarze nach Haus,
Sie hat der Herrin von fern schon gewunken,
Nun ruft sie tief athmend: „Er hat getrunken!

O freue dich, Selith, er ist jezt dein!
Bald entbrennt ihm im Herzen die Sehnsuchtspein;
Bald muß er an deinen Busen sich stürzen,
Zu löschen den Durst von den Zaubergewürzen!“

Doch Selith verschleiert ihr liebliches Haupt,
Den Worten der Sklavin zweifelnd sie glaubt,
In ihr Hoffen mischt sich die Galle der Reue;
Ihre Freud' ist gedämpft von magdlicher Scheue.

Bald drängt sie's, nach ihm hinaus zu spähn,
Bald wünschet sie Alles ungeschehn,
Bald schilt sie die Sklavin, die sie betrogen,
Von des Trankes Wunderkraft prahlend gelogen.

Doch schuldlos ist Nummi. Ihr Trank war stark,
Er hätte durchglüht jedes Mannes Mark:
Aber Karls Geist ist schwer zu besiegen
Und kann nicht gewöhnlichem Zauber erliegen.

Seine herrliche Seele ist lauter und rein;
Nicht dringet ein irdischer Wunsch leicht ein.
Er, ganz in's Geheimniß des Himmels versunken,
Ward nicht vom gefährlichen Taumelkelch trunken.

Wohl rollte ihm schneller und heißer das Blut,
Wohl stieg in die Wangen röthere Glut,
Wohl fühlte sein Herz er von Ahnungen schwellen
Und sein sehnendes Auge sich kräftiger hellen:

Doch brünstiger ward jezt nur sein Gebet,
Nur andachtsvoller am Himmel er späht,
Und der Trank, der sein Herz soll irdisch bezwingen,
Spannt kräft'ger der göttlichen Seele die Schwingen.

Die Jungfraun sahen ihn wandeln von fern;
Ernst folgte der Löwe der Spur seines Herrn,
Dessen Antlitz ein leuchtender, silberner Spiegel.
Auf die Stirn hat die Reinheit geprägt ihr Siegel.

Frei bleibt er von Sehnsucht und Liebesbrunst,
Zu Schanden macht er die Zauberkunst,
Und Nummi glaubt sich herausgefordert:
Ob dieses Herz nie in Flammen lodert?

Wie man in Paris bekannt macht.

(Fortsezung.)

Man hat gegenwärtig im Allgemeinen auf die großen Aushängeschilder verzichtet. Seinen größten Ruhm sucht der Pariser Kaufmann heute in der glänzenden und zugleich sinnreichen Ausstattung seines Ladens; er bietet Alles auf, um durch die äußere Eleganz und prächtige innere Einrichtung seiner Boutike sich in der Gunst des Publikums festzusetzen. Der Luxus der Dekoration wächst von Jahr zu Jahr. Bei einer früheren Gelegenheit haben wir in diesen Blättern eines Bäckerladens in der Rue Feydeau erwähnt, dessen Wände in pompejanischer Weise verziert, und statt der sonst üblichen Tapeten und anderer Wandbekleidungen mit Freskogemälden ausgeschmückt sind, deren Inhalt sich auf den Mythus der Ceres bezieht. Als Gegenstück dazu tragen wir heute den neuen Modeladen der Madame Noguet in der Rue Richelieu Nr. 106 nach, welcher mit einer selbst hier noch nie gesehenen Eleganz eingerichtet worden ist. Zwei hohe Bogenfenster, mit reichen Vergoldungen eingefaßt, schöne Marmorbekleidungen und höchst geschmackvolle Persiennes fesseln schon von ferne den Blick, und jeder Vorübergehende bleibt unwillkührlich vor dem Laden stehen, dessen Inneres in Absicht sowohl auf Schönheit der Dekoration, als auf Heiterkeit und Pracht mit dem Boudoir einer Fürstin wetteifern kann. Einen überaus prächtigen und zugleich verlockenden Anblick gewährt der schöne Bijouterieladen am Börsenplatze, wo Edelsteine, goldene Armspangen und Geschmeide im reichsten, kostbarsten Vorrath hinter den großen, spiegelblanken Fenstern funkeln. Hunderte von Ringen und Vorsteknadeln mit Rubinen, Saphiren, Smaragden, Türkissen schimmern uns im blendendsten Glanze aus ihren Glaskasten entgegen; feine Perlenschnüre, Ohrgehänge, brillantene Zitternadeln und tausenderlei andere kleine Schmucksachen sind in gläsernen Cylindern ausgehängt, welche von jedem Luftzug hin und her bewegt werden, und besonders in prächtiger Abendbeleuchtung einen so wunderbaren Eindruck hervorbringen, daß es uns im eigentlichsten Sinne vor den Augen flimmert. Der Name des Juweliers steht in großen, mit falschen Diamanten aufgelegten Buchstaben über der Ladenthüre angeschrieben. Nicht weit davon, in der Rue de la

Bourse, zieht die äußere und innere Dekoration des Theedepots à la Porte chinoise unsere Aufmerksamkeit auf sich. Alles ist in chinesischer Weise angeordnet. An der Eingangsthüre stehen zwei Figuren in chinesischem Nationalkostüm, mit langen Schnurrbärten und kahlgeschorenen Häuptern, welche den Eintretenden mit freundlichem Nicken begrüßen; der Thee selbst wird in großen, wunderlich bemalten Kisten aufbewahrt, und vollständige Theegeräthschaften, Tassen, Maschinen, Vasen, Alles nach japanischem und chinesischem Muster, stehen zur Ansicht und Auswahl vor den Fenstern. In der Rue neuve Vivienne hat sich ein neuer marchand de comestibles etablirt, welcher seine Eßwaaren auf eine ebenso prosaisch reinliche, als poetisch reizende Weise ausgelegt hat. Duftende Ananas stehen zwischen den Schinken, Würsten, gespickten Reh- und Hammelskeulen vertheilt; Auge und Phantasie versöhnen sich gar leicht mit der schrecklichsten Alltagsprosa von Würsten und Schinken, wenn man dicht daneben das herrlichste, seltenste Obst und die prangendsten Südfrüchte in malerischen Pyramiden aufgestapelt erblickt. Neben einem mächtigen, brutalen Stück Hamburger Rindfleisch stehen kleine, bescheidene Körbchen mit Weintrauben und Erdbeeren; die pommerschen geräucherten Gänsebrüste liegen zwischen zuckersüßen Melonen, und in buntem, wunderlichem Gemisch trifft das Auge auf Jambons de Mayence und goldene Orangen, auf Teltower Rüben, grüne Erbsen, Truffes du Perigord, Salami, Nudeln, Makaroni, Birnen, Aepfel u. s. f. Frische Trauben, Pfirsiche und Melonen sind bei diesen Pariser Eßwaarenhändlern immer schon gegen Ausgang Mai's zu haben. Den See- und Flußfischen ist ein eigener Wasserbehälter angewiesen, dessen Seiten stets mit frischem Gras belegt sind und in dessen Mitte eine kleine Fontaine hervorsprudelt, welche die zerstreut umherliegenden gekochten und ungekochten Krebse, Hummern und Salme benezt. Schildkröten und anderes Getier kriechen und spazieren hinter den hellen Fensterscheiben auf geäderten Marmorplatten herum und schmausen herrlichen Kopfsalat, Melonenschalen und andere Leckerbissen. Die innern Wände des Ladens sind höchst pittoresk mit Wein-, Rum- und Liqueurflaschen von den verschiedenartigsten Formen und Farben garnirt, und draußen über der Thüre liest man die Inschrift: Gastronomie cosmopolite in großen Buchstaben, welche auf höchst komische und sinnreiche Art aus Schnepfen, Fasanen, Lerchen, Hasen, Hirschgeweihen, Hummern, Fischen, Schmetterlingen, kurz aus den mannichfachsten lebenden Wesen zusammengesezt sind. Die Inschrift selbst ist unter Glas gefaßt und auf grünem Grunde gemalt. — Noch glauben wir unter den neu erstandenen Läden die Magasins de nouveautés nr. 9 auf dem Boulevard zwischen der Porte Saint-Martin und Porte Saint-Denis und Nr. 14 auf dem Boulevard Poissonnière besonders auszeichnen zu müssen, in denen die neuesten, kostbarsten Shawls äußerst geschmackvoll auf eigens dazu verfertigten Gestellen drapirt sind. Es gewährt einen eigenthümlich reizenden Anblick, wenn die belaubten Bäume der Boulevards sich in den großen Fensterscheiben spiegeln, hinter denen die reiche Pracht des Orients und Occidents so kunstvoll geordnet ist, daß einer nur einigermaßen dichterischen Phantasie unwillkührlich die Bilder eines Mährchens aufsteigen müssen. Ueberhaupt gibt es nicht leicht etwas Anziehenderes, als ein Spaziergang an einem schönen Herbstabend auf den Pariser Boulevards, wenn alle Läden und Boutiken in glänzender Beleuchtung strahlen, und mit ihren tausend und aber tausend Lichtern die zu beiden Seiten der Boulevards in ihrer ganzen Länge hinlaufenden Wege für Fußgänger erhellen, welche bei nur irgend erträglichem Wetter alle Abend diese öffentliche Promenade überschwemmen. Fast möchte man an einem solchen Abend in der großartigsten Umgebung, im Wogen der schöngepuzten Menschen nur eine angenehme Täuschung der Phantasie sehen; ja, man meint oft, man habe die Welt eines Dichters, die phantastischen Traumbilder eines schöpferischen Geistes, Feenpaläste, verzauberte Prinzessinnen, Kobolde, Gnomen, Zwerge, Nymphen und Sirenen in heiterer Wahrheit und Wirklichkeit vor dem Auge, und man weiß nicht, soll man den Blick mehr auf die reiche Pracht der Boutiken heften, welche wie in einem Feuermeere strahlen, oder sich im Anschauen jenes großartigen, lebendigen Gemäldes verlieren, welches unabläßig an uns vorüberzieht. Alle Sinne sind hier gereizt, alle Leidenschaften aufgeregt; Einheimische und Fremde aus allen Ländern strömen auf dieser Promenade zusammen, welche das Rendezvous des denkenden Beobachters, des fleißigen Sittenmalers, des rüstigen Neugierigen, des Lüstlings, der Betrüger und Betrogenen geworden ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsezung.)

Die Leipziger Eisenbahn und der englische Ingenieur.

Auf einem Weltmarkte, wie der an hiesiger Börse, wird von Allem Notiz genommen, was Handel und Gewerbe, Geld und Geldeswerth betrifft. Daher brauchen die Direktoren des Dresden-Leipziger Eisenbahnkomité sich weder zu wundern, noch können sie stolz darauf seyn, daß ihre Entreprise im Laufe des jezigen Jahres dort zweimal — besprochen, würde zu viel gesagt seyn, aber — erwähnt worden ist. Das erste Mal geschah es vor ungefähr sechs oder acht Monaten, als die Leipziger Zeitung, die weder wegen ihres

eleganten Aeußern, noch wegen ihrer politischen Wichtigkeit, sondern eigentlich nur, weil sie in Leipzig gedruckt wird, Leipzig ein geachteter Handelsplatz, und die dortige Zeitung in dem konstitutionellen Sachsen das einzige erlaubte politische Blatt ist, hier in zwei oder drei Abdrücken cirkulirt, den siebenten Bericht besagten Komité's und in ihm die Anzeige brachte, daß die Ausführung des Unternehmens nunmehr so weit gediehen sey, um angefangen werden zu können, sobald die erforderlichen anderthalb Millionen Reichsthaler zusammengeschossen seyn würden. Unbekannt mit dem sächsischen Geschäftsgange und nicht ahnend, daß das Vorschreiten des Jahrhunderts auch diesem Flügel unter die Sohlen gebunden, indem wirklich vor einigen Jahren die Brücke über die Mulde bei Wurzen vollendet worden ist, von deren unbedingter Nothwendigkeit die Behörden sich bereits Anno 1700 überzeugt hatten, lachten die Londoner Kaufherrn, daß, bevor ein Eisenbahnunternehmen zu solcher Reise gelangen könne, es achtzehnmonatlicher Berathung bedürfe, und daß zu Aufbringung von etwas über 200.000 Pfund Sterling ein Aufruf an das Publikum in einem siebenten Berichte erlassen werden müsse. Die Strafe folgte den Lachern auf dem Fuße. Zwei oder drei derselben entschlossen sich zum Spaß, den ganzen Aktienvorrath zu kaufen. Als aber der betreffende Auftrag in Leipzig anlangte, war keine Aktie mehr al pari zu bekommen, und die Londoner Kaufherrn erfuhren zu ihrem großen Nachtheil, daß sie einen Posttag zu spät — a day after the fair — geschrieben hatten. So etwas vergißt sich indessen unter den Londoner Börsenspekulanten sehr bald, und man würde daher wahrscheinlich gar nicht wieder an den fehlgeschlagenen Spaß und das ganze Unternehmen gedacht haben, ohne eine Notiz in den Times vom 21sten Oktober. Es heißt daselbst kürzlich in treuer Uebersetzung: „Leipzig, den 7ten Oktober. Nach langem Verzuge ist endlich der englische Ingenieur hier angekommen, welcher die Aufsicht über den Bau unserer Eisenbahn führen soll. Man glaubt allgemein, daß er sich der Arbeit angelegentlich unterziehen wird, um den durch seine verspätete Ankunft verursachten Zeitverlust auszugleichen.“ Jetzt lachten die englischen Kaufherrn wieder, einmal, daß man in Deutschland so einfältig sey, ohne Hülfe eines englischen Ingenieurs keine Eisenbahn bauen zu können, und zweitens, daß man zu Erlangung eines solchen Helfers sechs kostbare Sommermonate verschwendet habe. Die englischen Kaufherrn lachten, aber dem Deutschen that das Herz weh. Keine Nation in der Welt vermöchte sich mit der deutschen zu messen, wenn sie wäre, was sie seyn sollte, eine Nation. Das aber ist der Fluch, der Deutschland drückt, daß der Sachse sich nicht dem Preusse, der Preuße sich nicht dem Bayer und der Bayer sich nicht dem Schwaben unterordnen will, keiner jedoch Bedenken trägt, dem Franzosen oder Engländer zu weichen, daß nur für gut geachtet wird, was den Stempel des Auslands trägt, daß man reich ist für die Erzeugnisse des Auslandes, arm für die Leistungen des Inlandes, und daß der Deutsche, um in Deutschland Geltung zu finden, zuvörderst bei einem fremden Volke Anerkennung gefunden haben muß. Es war das Aufzucken des Selbstgefühls, was den Gedanken an jenes Unternehmen hervorrief, es war ein schönes Zeichen volksthümlicher Belebung, daß wenige Stunden hinreichten, den Geldbedarf überflüssig zu decken; alle Schwierigkeiten schienen gehoben, die Regierung hatte den Bau genehmigt, und bot sogar die Hand, ihn zu fördern, der muthmaßliche Verlust des Postregals war mit einer bedeutenden Summe abgekauft, der Tract war ausgemittelt, welchen die Bahn durchschneiden sollte, die Entschädigung der Grundeigenthümer war festgestellt. Alles schien beseitigt, da entstand zwischen den beiden, dem Rufe nach sehr tüchtigen, mit Ausführung des Baues beauftragten deutschen Architekten eine Verschiedenheit der Meinung, und während in solchem Falle englische oder französische Bauverständige die Entscheidung einem geschickten Landsmanne überlassen, und den etwa gebotenen Rath, einen Ausländer zum Schiedsrichter zu machen, mit Hohn zurückgewiesen haben würden, erklärten die deutschen Architekten, daß sie nur dem Ausspruche eines englischen Kunstgenossen weichen und seiner Oberleitung sich unterwerfen wollten. Die Direktion sah sich demgemäß nach einem brittischen Vermittler um, und ihre Wahl fiel auf einen gewissen James Walter, dessen Name in England allerdings gekannt, aber keineswegs berühmt ist. Wäre er ein Deutscher gewesen, so würde die Direktion es ganz in der Ordnung gefunden haben, daß er sofort nach Empfang der Aufforderung den Eilwagen bestiegen, den Weg nach Leipzig genommen, sich daselbst zuvörderst jedem einzelnen Direktor und dann dem versammelten Komité in Frack, Schuhen und seidenen Strümpfen bescheidentlich vorgestellt, und zu allerletzt nach dem Honorar gefragt hätte. Weil aber James Walter ein Engländer war und das Leipziger Komité in seinen Briefen dergestalt en bagatelle behandelte, daß mit ihm durchaus zu keinem Resultat zu gelangen war, so entsendete die Direktion eines ihrer Glieder mit Vollmacht und Kreditbriefen, um den stolzen Architekten aufzusuchen, alle seine Bedingungen zu bewilligen und ihn auf die artigste Weise von der Welt nach Leipzig zu bekomplimentiren. Der Beauftragte reiste nach den Niederlanden; denn Walter hatte gemeldet, daß zu der Zeit, wo der Abgeordnete Brüssel erreichen könnte, er wahrscheinlich dort seyn werde. Als aber der Gesandte dort ankam, war Walter inzwischen nach London zurückgekehrt. Wer A sagt, muß in der Regel B sagen, und sagt in der Regel das ganze Alphabet. Demnach flog der Geschäftsführer mit dem ersten Dampfboote nach London. James Walter hatte aber indessen London verlassen, und da das geängstigte Mitglied des Direktoriums mit Sicherheit nur erfahren konnte, daß er in England sey, so durcheilte selbiges die Insel von einem Ende zum andern, verfolgte jede Walkersche Spur, und erreichte endlich den ersehnten Ingenieur in London. Wäre nun besagter Walter ein Deutscher gewesen, und hätte nächst Ersatz mäßiger Reisekosten vielleicht ein Tagshonorar von einem Friedrichsd'or begehrt, so würde ihm die deutsche Gesellschaft einen Dukaten geboten, und den Vertrag mit allen Schnurrpfeifereien der ängstlichsten Klausularjurisprudenz ausgestattet haben. Weil aber James Walter ein Engländer war, dessen nur ein exemplarischer Eifer hatte habhaft werden können, so gestaltete sich das Alles natürlich ganz anders. „Ich kann bloß versprechen,“ sagte Walter, „im Laufe des Monats September nach Leipzig zu kommen, und sollte es selbst einige Tage später seyn.“ — „Wir werden Sie von Mitte Septembers an erwarten,“ versetzte der Bevollmächtigte, und in diesem Geiste kam zwischen Beiden ein Vertrag zu Stande, kraft dessen Walter die oberste Leitung des betreffenden Baues in allen seinen Theilen übernahm und die Leipziger Gesellschaft ihm dafür zusicherte; erstens, den Ersatz aller Reisekosten, und zweitens, ein Tagshonorar von sieben Guineen oder neun goldenen Friedrichen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 116.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 273.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. November 1835.

= Carminibus quae versant atque venenis
Humanos animos.

Horat.

Magie und Liebe.

Von Gustav Pfizer.

1.

Die Nelke.

„Weit lobt man dich als kluge Gärtnerin;
Doch ist dies Lob dein einziger Gewinn,
Du bindest schöne Sträuße dir und Kränze
Aus Blumen, welche welken mit dem Lenze.

„Du kennest wohl der Pflanzen Zeit und Art,
Hast nichts an deinen Lieblingen gespart;
Erfahren bist du in gefäl'ger Mischung,
Aus Blumenkelchen tränkst du mit Erfrischung.

„Doch hast du nie den höchsten Dienst begehrt,
Den eine Blume Kundigen gewährt;
Hast von den Wunderkräften, den geheimen,
Nie mitgetheilt den Zwiebeln und den Keimen.

„Sieh diese Blume! in des Neumonds Licht
Ward sie gepflanzt, dergleichen sahst du nicht!
Die Erde, drein sie ihre Wurzeln breitet,
Hab' ich aus seltnen Stoffen zubereitet.

„Mit Thränen, von der Sehnsucht dir erpreßt,
Hab' ich den schwarzen, lockern Grund genäßt;
Verscharrt darin von deinem Haar, dem weichen,
Zwei Locken, und zwei Nachtigallenleichen.

„Und andres Wasser hab' ich noch gesprengt,
Und manches kräft'ge Wort dazu gemengt;
Sieh jezt die Nelken, wie sie tiefroth glühen
Und ihre Düfte, sichtbar fast, versprühen.

„Sprich jezt hinein in diesen Nelkenstrauch
Der Liebe Wunsch mit leisem Wort und Hauch;
Dann laß uns sehn, ob über seine Seele
Auch dieser Zauber seine Macht verfehle!“

So weist die Sklavin ihre Herrin an;
Was hätte nicht das blasse Kind gethan!
Mit leisen Worten, Seufzern, Stammeln, Thränen
Vertraut den dunkeln Nelken sie ihr Sehnen.

Sie fühlet wohl der starken Würze Kraft;
Ein süßer Rausch hält ihren Sinn in Haft,
Ihr ist, als ob der Wohlgerüche Wellen
Tief in die hingegebne Seele schwellen.

O wenn auch er tritt in der Düfte Kreis,
So muß erwarmen seines Busens Eis!
Dann sucht auch er, vom Sturm der Lust getrieben,
Den Pfad, den ihm die Liebe vorgeschrieben!

So hofft ihr Herz — doch Karis widerstand
Des Zaubers Macht, den er wohl süß empfand;
Der Sehnsucht Flamme ist in ihm entglommen,
Doch himmelwärts hat sie den Zug genommen.

Wenn er sich an dem Dufteshstrom berauscht,
Sein Ohr nach der Musik der Welten lauscht;
Er dürstet mit dem Ew'gen, Lichten, Reinen,
Nicht mit dem ird'schen Weib sich zu vereinen.

9.

Der Pfirsich.

„Es soll die lezte Probe gelten!
Mißlingt auch die — magst du mich schelten,
Der Mutter fluchen, die mich trug,
Und deren Künste Tand und Trug!“

So Nummi, und vom Pfirsichbaume
Die Frucht, bedeckt vom rothen Flaume,
Die Frucht, gleich fleischgewordnem Licht,
Mit leichter Hand sie sorgsam bricht.

Der Pfirsichbaum, der frühe blühet,
Deß Blüthenschmuck wie Rosen glühet,
Er beget Früchte, deren Mark
So süß und mild, wie rein und stark.

Mit eines goldnen Pfeiles Spitze
Gräbt Nummi eine leichte Ritze
In's weiche Fleisch der schönen Frucht,
Drein Liebe sie zu impfen sucht.

Und in das Wundenmal des reifen,
Rothsammtnen Perserapfels träufen
Läßt sich von Selithe warmem Blut
Ein Tröpfchen, weckend Liebeswuth.

Unsichtbar ist die kleine Narbe,
Er strahlt in röthlich lichter Farbe,
Das Auge saugt aus seinem Schein
Schon seines Markes Nektar ein.

„Mit dem ist meine Kunst zu Ende!“
Ruft Nummi, „aber ich verpfände
Dir, Herrin, meines Herzens Blut,
Daß dieser Pfirsich Wunder thut!“

Dem Priester bringt sie ihn am Abend;
Wie schmeckt die saft'ge Frucht so laben
Wie sog der Jüngling unbewußt
Ein gährend Gift in seine Brust!

Und Selith hat's entzückt vernommen:
Noch heut muß der Geliebte kommen!
Bricht nicht ihr Herz, wenn er besiegt
Noch heut an ihrem Busen liegt?

Wie man in Paris bekannt macht.

(Fortsezung.)

Doch verlieren wir über all dieser Pracht und Herrlichkeit nicht unser ursprüngliches Thema aus dem Auge. Wir bemerkten zulezt, daß im Allgemeinen der Gebrauch, große Oelgemälde oder sonst kostbare Schilder vor den Läden aufzuhängen, hier gegenwärtig mehr und mehr in Abnahme gekommen ist. Der Kaufmann, welcher eine neue Boutike eröffnet, beschränkt sich gewöhnlich darauf, seinen Namen, den Namen seiner Waare und die unerläßlichen Worte: prix fixe über seiner Thür anschreiben zu lassen. Manche schreiben auch: vrai prix fixe, welches den vorsichtigen Käufer veranlaßt, überall zu handeln und zu dingen. Aus dem eben Gesagten darf man jedoch keineswegs schließen, daß der Untergang und Fall der Aushängeschilder hier allgemein geworden sey; der Pariser Spießbürger entsagt so leicht seinen alten Gewohnheiten nicht, und es gibt in einer großen Stadt, wie Paris, sehr viele Spießbürger, besonders seit der „großen Woche;“ aber in den fashionablen Stadttheilen würde ein Kaufmann, der einen neuen Laden mit einem großen Aushängeschild eröffnete, einen ungeheuren Schnitzer begehen, man würde ihn ebenso mitleidig belächeln, wie jenen Bürgermeister von Mecklenburgisch Friedland, welcher die Schallöcher am Thurme vermauern ließ, um dem Stadtgeläute einen desto helleren Klang zu geben. Uebrigens wird man bei alle dem begreiflich finden, daß ein Name, wenn er sehr berühmt geworden ist, lauter und eindringlicher zu der Menge spricht, als alle möglichen Aushängeschilder. Hat doch der bloße Name Robinson sogar den Namen seines Verfassers in Vergessenheit gebracht. Wenn man daher Chevet, Chevalier, oder die Namen anderer Koryphäen der Pariser Industrie über einer Boutike angeschrieben liest, so kann man getrost eintreten, und man ist sicher, dort eben so gut bedient zu werden, als wenn man ein Schild à la bonne Foi, à la Croix du Sauveur, oder gar au Père éternel über der Thüre aufgehängt sähe. Wenn es in Paris dahin kommen könnte, daß ein einziger Name in jedem Zweige des Handels diese Garantie darböte, so würde sogar die Bezeichnung prix fixe ganz wegfallen dürfen, und das wäre allerdings sehr wünschenswerth.

Aber indem ich das eben Niedergeschriebene noch einmal übermustere, bemerke ich, daß ich mir oft einen großen Fehler habe zu Schulden kommen lassen, den ich sofort berichtigen werde; ich habe mich nämlich zu wiederholten Malen des unsaubern Ausdrucks „Boutike“ bedient, welcher gegenwärtig außer Kurs gekommen ist und gegen die Sitte und feine Lebensart anstößt. Es gibt nämlich keine Boutiken mehr in Paris, sondern bloß Magazine, Salons und Maisons. Das alte Diktionär der französischen Akademie definirt umsonst, daß Magazin ein Ort sey, wo man Waaren aufhäufe und aufbewahre, ehe sie in den Kleinhandel kommen; Magazin ist heutzutage nach dem allgemein gangbaren Sprachgebrauch ein Ort, wo die Waaren feilgeboten und verkauft werden. Es gibt gegenwärtig in Paris keinen noch so winzigen Schenkwirth, dessen ganzer Vorrath vielleicht in zwei Ohm Wein besteht, welcher nicht über seiner Winkelkneipe Magasin de vins oder Commerce de vins anschreiben läßt. In früheren Zeiten nannte man alle Läden in Paris schlechtweg Boutiques; seitdem aber der dritte Stand in Frankreich, und mit ihm die industrielle Bevölkerung durch zwei Revolutionen erstarkt ist, würde es der Pariser Kaufmann sehr übel aufnehmen und es als eine vornehme karlistische Neckerei auslegen, wenn man seinem Gewölbe und seinem Magazin noch die alte Benennung geben und ihn dadurch gleichsam an seine frühere Unbedeutenheit und Abhängigkeit erinnern wollte. Er verlangt heutzutage de par les glorieuses, daß man von seinem Magazin spreche; er selbst sagt nicht mehr: meine Kundschaft, sondern meine Clientèle; er hält keinen Garçon de boutique mehr, sondern einen Commis; er verkauft nicht mehr diese oder jene Waare, sondern hält diese oder jene Artikel; er schreibt nicht mehr über seine Ladenthür: marchand mercier oder gantier, sondern Commerçant en merceries, ganteries. Denen, die bei ihm Einkäufe machen, überreicht er kein Memoire mehr, sondern eine Fakture. In der alten kaufmännischen Redeweise hieß es: ich verrechne meine Einnahme und Ausgabe, ich schreibe den Debit des Tags auf u. s. f.; im modernen Kaufmannsstyl sagt man: ich mache einen Ueberschlag über meine Kasse, ich ordne meine Bücher u. s. f. In ganz neuester Zeit fangt man auch konsequenter Weise an, den ersten Ladendiener Chef oder Intendant des Hauses, das Comptoir Bureau und das Magazin Salon zu benennen. Maison bleibt indessen immer der sublimste Ausdruck in dieser Art, und dessen bedient sich der Epicier in der Rue Saint-Denis am liebsten, wenn er mit der Feder hinterm Ohr vor seinem Comptoir sitzt und seinen Clienten die Ehre seines Hauses vordemonstrirt. L'honneurs de ma maison heißt in seinem Munde dann so viel als: mein Haus, mein Rang, mein Stand in der gesellschaftlichen Ordnung. Der Pariser Philister verabscheut nichts so sehr, als die Lumpen, und in Folge dessen die Oppositionsjournale.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Oktober.

Einzug des Kaisers.

Das große Fürstengemälde in vier Tableaux, wovon das erste und zweite in Fischbach und Kalisch, das dritte in Töplitz sich entfaltete, ist nun mit dem vierten — welches unsere Stadt mit Glanz erfüllte — in Prag beschlossen worden. Wie es vorher bestimmt war, langten JJ. MM. der Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich am 4ten hier an. Die gedruckten Anschlagzettel verkündigten ihre Ankunft zwischen ein und zwei Uhr, und um diese Zeit waren auch die Zünfte, Behörden und die Kinder auf ihre angewiesenen Plätze bestellt. Sobald man aber erfuhr, daß der Kaiser und die Kaiserin, wie gewöhnlich, nach der Messe von Töplitz ausgefahren seyen, sah man wohl voraus, insbesondere, wenn man bedachte, daß sie zwischen der Bade- und der Hauptstadt wenigstens zehn Triumphpforten, Gedichte und Anreden zu überstehen hatten, daß man sich in Geduld fassen müsse, und so hatte es denn auch längst fünf geschlagen, bevor die allerhöchsten Herrschaften anlangten. Endlich, gegen halb sechs Uhr, verkündigte der Kanonendonner auf den Stadtwällen und das festliche Geläute aller Glocken die Ankunft des Herrscherpaares. Der Vivatruf des Volkes vermischte sich mit dem Schalle der musikalischen Instrumente und den Tönen der Volkshymne, die in zahlreichen Chören gesungen wurde, und nichts trübte die allgemeine Freude, als daß der Kaiser und die Kaiserin im geschlossenen Wagen einfuhren, und also alle die Herrlichkeiten gar nicht recht sehen konnten, welche die Unterthanen zur Feier ihrer Ankunft mit so großer Mühe und Sorgfalt bereitet hatten. Das Gedränge auf allen Straßen und Plätzen war so groß, daß die armen Kleinen in Lebensgefahr kamen, und der Magistrat, als der Bürgermeister an den Wagen treten wollte, total von dem kaiserlichen Reisewagen abgeschnitten wurde, und letzterer sich mit Gewalt zu demselben Bahn brechen mußte. Als JJ. MM. am Schlosse angekommen waren, wo sie von dem Erzherzog Franz Karl, den Fürsten Metternich und Kolloredo, den Grafen Kolowrat, Chotek, Mensdorf und Klam-Gallas, dem Fürst-Erzbischof von Prag und dem Hofstaate empfangen wurden, erdrückte der Volksjubel so laut und stürmisch, daß der Kaiser und die Kaiserin zweimal auf dem Balkon erscheinen mußten, sich dem Volke zu zeigen. Man hatte sich diesmal nicht mit den Laubgewinden, Blumenkränzen und Gebäumen begnügt, in welchen sich jede kleine Stadt Böhmens, ja jeder Flecken und vielleicht manches Dorf erschöpft hatte, sondern rief Triumphbogen und Obelisken hervor, die mit dem Scheine der Solidität täuschten; man bedeckte die Häuser mit reichen Draperien in allen Farben, die freilich hie und da an das Wäschemachen erinnerten. An manchen Häusern wurde sogar Sammt und Damast zu dieser Zierde verwendet, und ein Haus der Sawinasgasse hatte seine Fenster mit acht-und-zwanzig Kaffeetüchern in Farben und

Größen behängt. Viele verließen sich auf den Umstand, daß bei der lezten Anwesenheit Kaiser Franz I. in Böhmen der jetzige Kaiser seinen Vater nicht begleitet habe, und brachten daher dieselbe Dekoration wie damals, entweder unverändert, oder mit geringen Variationen. Reich und glänzend war das Portal des Kolloredo'schen Pallastes mit Säulen mit goldenen Kapitälern, Laub und Blumen und Früchten geschmückt. Der schönste und wichtigste der Ehrenbogen auf dem Altstädter-Platze, nächst dem Rathhause, war dem Brandenburger Thor nachgebildet, und wahrhaft imposant und geschmackvoll.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, November.

(Beschluß.)

Die Eisenbahn nach Greenwich.

Ich wünsche dem Unternehmen den glücklichsten Fortgang und dem betreffenden Komité in Folge des mit Walker abgeschlossenen Vertrags keine Art von Unannehmlichkeit; sollte aber wider meinen Wunsch Lezteres der Fall, Walkers Hülfe zu theuer erkauft und das Resultat ein allseitig unangenehmes seyn, sollte Deutschland aus diesem Beispiele nochmals lernen, daß es am besten thut, seiner eigenen Kraft und seinem eigenen Wissen zu vertrauen, so würde ich mich eben nicht sehr grämen. Schließlich jedoch und als gut gemeinten Wink für ähnliche deutsche Unternehmungen kann ich nicht unbemerkt lassen, daß einige englische Ingenieurs des ersten Ranges die Leipziger Gutmüthigkeit recht aufrichtig und gewiß unparteiisch belächelt haben, und zwar im Hinblick auf die in Betreff des Baues der Greenwicher Eisenbahn mit dem Dirigenten, M'Intosh, kontraktlich festgestellten Bedingungen, und ich würde ein paar Worte mehr von diesen sagen, wenn Beschämung hier den geringsten Nutzen haben könnte. Indessen sollte Niemand, der Sinn für Großartiges hat, bei einem Besuche Englands jenen, vor mehreren Monaten von mir in diesen Blättern erwähnten Bau ungesehen lassen. Er ist seitdem rüstig, ich möchte sagen, riesenmäßig fortgeschritten, und das ungeheure Mauerwerk, welches eine seiner Haupteigenthümlichkeiten ist, nähert sich der Vollendung. An sechshundert Arbeiter sind unablässig dabei beschäftigt, und selbst der für alles Deutsche eingenommenste Deutsche wird nicht leugnen können, daß die englischen Handarbeiter aus dem einfachen Grunde, weil ihnen das Tabakrauchen nicht eigen ist, ein gutes Theil mehr thun, als die deutschen Schmaucher. Das Werk erstreckt sich bereits von Deptford bis zur Neckinger Heerstraße und von der Londonbrücke bis zur Vermondseystraße, so daß nur noch ungefähr viertausend Fuß zu überbauen sind, um die von Deptford und der Londonbrücke auslaufenden Striche mit einander zu verbinden. Die Entfernung zwischen Deptford und Greenwich beträgt nicht viel über eine englische Viertelmeile, und da auch auf dieser Strecke die nöthigen Vorarbeiten bereits so weit gediehen sind, daß die Maurerarbeit unverzüglich angefangen werden kann, so rechtfertigt sich die Erwartung, den Bau binnen wenigen Monaten vollendet und dann die Dampfomnibusse ihren Lauf, oder vielmehr ihren Flug beginnen zu sehen. Die Fahrt von Londonbridge bis nach Greenwich soll in fünf Minuten zurückgelegt werden, und das Fuhrgeld für die Person nicht mehr als einen Sixpence betragen, bekanntlich die kleinste englische Silbermünze und das niedrigste Geldstück, welches ein Gentleman anständiger Weise in der Tasche haben kann; Kupfer — jeder wahre Gentleman würde bis über die Ohren erröthen, wenn man ihn einen kupfernen Penny in die Tasche stecken oder aus derselben nehmen sähe. Das erwähnte Mauerwerk besteht in einer ununterbrochenen Reihe von Bogen, jeder achtzehn bis zwanzig Fuß hoch. Aus gleichfarbigem grauen Backstein errichtet, gewähren sie in der Entfernung und ganz besonders von der Greenwicher Heerstraße einen sonderbaren Anblick. Sie strecken sich in beinahe endloser Folge hin, und wer nie Gelegenheit gehabt hat, die Ueberreste römischer Wasserleitungen im südlichen Frankreich oder in Italien zu sehen, der kann sich hier eine Vorstellung davon bilden. Obgleich bei einem solchen Unternehmen Aufwand und Ertrag möglichst genau berechnet zu werden pflegen, so war doch bei dieser Eisenbahn Niemand eingefallen, daß jene Bogen einen pekuniären Nutzen abwerfen könnten. Jezt findet es sich, daß dieser Nutzen gar nicht unbedeutend seyn wird. Ein Spekulant hat bereits einen der höchsten Bogen, ungefähr in der Mitte der Bahn, zu einer sehr geräumigen Trink- und Speiseanstalt eingerichtet; zwei andere gleich hohe Bogen werden gegenwärtig in der Nähe von Deptford zu Wohnhäusern ausgebaut, die keineswegs zu den kleinsten gehören, indem jedes sechs Zimmer zählt, und zwei oder drei Fenster breite und zwei Stock hohe Häuser in England vollkommen respektabel sind; es geht die Rede, daß alle übrigen Bogenräume gleichmäßig verwendet werden sollen, und da nachgerade in der Nähe von London der Grund und Boden zu Wohnungen, namentlich für die ärmere Klasse, zu mangeln anfängt, so darf die Ausführung des Plans und dadurch die neue Erscheinung einer meilenlang von einer Eisenbahn überdachten Häuserreihe mit ziemlicher Gewißheit erwartet werden.

W. S.

Auflösung der Räthselmaske in Nr. 267:

Laterne.

Räthsel.

Nach Catone d'Utica Lucchese.

Was mag mich doch so ungewöhnlich zieren,
Daß euren Augen ich so sehr gefalle,
Daß mir zu lieb, gleich unvernünft'gen Thieren,
Alsbald so dumm und stumm ihr werdet Alle?

Doch schließt ihr mir im Angesicht die Thüren
Und Fenster, mach' ich Miene nur zu kommen,
Ich bin, ihr wußtet Bessres nicht zu küren,
Je mehr ihr schließt, je sicherer aufgenommen.

Verliert mich einer, ist es gleich ein Jammer,
Er sucht mich Flüchtling wieder auf mit Schmerzen;
Meint ihr, er rühre sich? nein, seine Kammer
Verläßt er nicht, und möchte doch mich herzen.

In seine Leuchten weiß ich mich zu stehlen,
Und endlich lösch' ich ihnen aus das Licht;
Da liegt er platt, und wird sich nimmer quälen,
Sorgt ihm für Qual mein toller Bruder nicht.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 274.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 16. November 1835.

Was gibt's für Zeitvertreib auf diesen Abend?
Wie täuschen wir die träge Zeit, als durch
Belustigung?

Shakespeare.

Wie müssigen Leute auf dem Lande.

Von der Hauptstraße abbiegend, nach einer ziemlich langen Fahrt in drückender Hitze, langte ich auf dem Landgute an, wo eine befreundete Familie wohnte. Ich fand die nämliche Gesellschaft, wie sie sich schon seit mehreren Jahren im Sommer hier zu versammeln pflegte, gute, liebe Leute, die sich hätten trefflich mit einander unterhalten können, die sich jedoch herzlich langweilten. Obgleich die Gegend, der Park sehr schön waren, so fragte man doch wenig darnach. Wie ich kam, so wurde mir gesagt, es sey seit einigen Abenden Gesetz, daß Jeder etwas erzählen müsse, wenn man sich in der großen Stube versammle. Ich ließ mir dieses Gesetz gefallen und trug schnell im Gedächtniß einen kleinen Vorrath von Geschichten zusammen, den ich hoffen durfte mit Glück an den Mann zu bringen. Eine kleine Person, die in der Familie die Gouvernante hieß, sehr lebhaft war und viel erzählte, hatte gerade auf den Abend, wo ich erschien, eine Geschichte angekündigt, und natürlich machte ich ihr den Platz nicht streitig, besonders da ich während der langen Erzählung Zeit erhielt, mir die lieben, seltsamen müssigen Leute näher anzusehen, in deren Gemeinschaft ich nun auf ein paar Wochen getreten war.

Auf dem Lande wird man entweder thöricht oder weise, auf jeden Fall geht man seinen eigenen Weg. Das schadet nicht, weßhalb soll Alles auf ermüdende Weise nach gleichem Muster zugeschnitten seyn? — Mein alter Freund, der sich hier auf dem Lande „Hausvater“ nennen ließ, hatte zwei Söhne, zwei rasche, kräftige Bursche, ferner eine recht hübsche Tochter. In der Stadt hatte sich Alles friedlich und erfreulich zusammengehalten, auf dem Lande ging Jedes seinen Weg; die Jünglinge waren wild, zänkisch und unbändig, die Tochter zeigte sich auf überraschende Weise launisch, und der Hausvater selbst wurde Allen lästig, indem er bei jeder Gelegenheit merken ließ, wie arg ihn die Langeweile plagte. Bei diesem Stande der Dinge war eine Person von großer Wichtigkeit, ein Mann von mittlern Jahren, den man geradezu den Offizier nannte, obgleich er nicht gedient hatte, und auch nicht Willens war, jemals in Militärdienste zu treten. Er war trocken, weder zu gefällig, noch zu zurückhaltend, niemals störend; er ging mit den Söhnen auf die Jagd, musizirte mit der Tochter, und fehlte nie am Abend, wo er dann nicht selten auf ruhige Weise einen guten Einfall vorbrachte, oder es geschehen ließ, daß man gutmüthig ihn neckte und mit der Gouvernante aufzog, mit der er in einem Liebesverhältniß stehen sollte. Der Scherz war herzlich abgedroschen und matt, aber für müssige Leute auf dem Lande

immer noch unterhaltend. War der Offizier abgethan, so stieg man gerne noch eine Stufe tiefer und suchte einen alten, abgedankten Diener hervor, der halb blödsinnig war und den man aus Muthwillen, und weil der Alte einst bei dem Dichter gedient hatte, Klopstock nannte. Auch dieser Scherz war nicht viel besser wie der frühere.

Allein wir müssen wohl dazuthun, um noch ein Stück von der langen Geschichte der Gouvernante zu erhaschen. Dieselbe spielte entweder in Ragusa oder Venedig; freilich zwei sehr verschiedene Orte, allein was thut das zur Sache? meinethalben mag sie im Monde gespielt haben; die Hauptangelegenheit war die, daß Donna Zephise den Don Rabutio liebt, daß er sie wieder liebt, daß jedoch, ehe sie heirathen können, ein Schiff untergeht, ein Thurm in die Luft springt, ein Pallast in Brand geräth, und zwei nichtswürdige Unterhändler mit Gift abgethan werden. Das Alles zu betreiben, fordert Zeit; so eilig die Gouvernante auch über manche wichtige Motive dahinglitt, so wenig es gründlich erörtert blieb, ob Rabutio Zephisen, oder Zephise Don Rabutio an Edelmuth übertraf, oder endlich, ob Don Ferres, Zephisens Vater, einen weißen oder rothen Bart hatte, so wurden doch die Zuhörer schon ziemlich ungeduldig und auf den Schluß der Geschichte begierig. Kaum hatte also die Erzählerin ihre Liebenden irgendwo zusammengebracht, und ließ nun einen Boten kommen, der einen Brief abgab, als alle Zuhörer mit den Stühlen rückten, aufstanden, sich ruhig im Saale zerstreuten und weiter sich nicht um die Dame bekümmerten, die nun mitten in ihrem Vortrag stillschweigen mußte.

Als ich mich nach dem Grund dieser Sonderbarkeit erkundigte, erwiderte sie mit Lächeln: „Ich habe mir mein Publikum verdorben, und bin selbst Schuld daran, daß man mich so behandelt. Bei der großen Menge von Geschichten, die ich immer erzählen muß, verläßt mich nicht selten mein Gedächtniß; ich gerathe bei den zu häufigen Verwirrungen, die ich geschehen lasse, selbst in Verwirrung, und lasse nun gemeiniglich, wenn mir die Sache zu bunt wird und gleichsam über den Kopf wächst, einen Boten mit einem Brief auftreten, der Alles schlichtet und in's Reine bringt. Daher werden Sie bemerken, so wie mein Bote mit dem Brief kommt, hält man die Geschichte für beendet und steht auf. Dieses Mal jedoch war es nicht so gemeint, und der Bote ist nicht meine Erfindung; er kommt in der Geschichte vor, ich konnte ihn unmöglich weglassen, obgleich ich voraus sah, daß man mich würde kein Wort weiter vorbringen lassen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Wie man in Paris bekannt macht.

(Fortsetzung.)

Aus dem Mitgetheilten könnte nun mancher Leser den Schluß ziehen, es gebe in dem heutigen Paris gar keine Boutikiers mehr; denn Boutikier kommt offenbar von Boutike her, selbst das Wörterbuch der französischen Akademie erklärt den Boutikier als un homme tenant boutique; und wenn man einmal das Wort Boutike vermeidet und abschafft, so ist der Schluß, daß in Folge dessen auch der Boutikier verschwinden müsse, logisch ganz richtig; denn das abgeleitete Wort hängt wesentlich mit seinem Stammworte zusammen, und wenn Boutike aus dem neueren Sprachgebrauch gestrichen worden, muß auch Boutikier nach modernen Begriffen seine frühere Bedeutung verlieren, gleichwie Epicier, welches, wie Jedermann weiß, seit 1830 doch nicht mehr im Sinne der Akademie als un homme qui vend des épices gebraucht wird. Indeß kann ich meinen Landsleuten die sichere Zeitung bringen, daß das Substantivum Boutiquier doch noch nicht ganz Adjektivum geworden ist; die alte Boutike der Vorzeit ist noch nicht völlig von dem Magazin der Gegenwart verschlungen, oder deutlicher und richtiger zu reden, hat noch nicht für gut befunden, sich Magazin umzutaufen und auf gleiche Stufe mit dem Spätlömmling herabzusteigen. In den Faubourgs, in der Cité, in den Quartiers Saint-Denis und Saint-Marceau treffen wir noch die alten Boutikiers von echtem Schrot und Korn, die mit Stolz von ihren Boutiken sprechen und sich ihres Standes und Namens rühmen. Wer sich die Mühe nicht verdrießen lassen will, eine von den entlegenen, versteckten, engen und finstern Gassen der angeführten Stadtgegenden zu durchwandern, wird noch mehr als einen jener ehrenwerthen Comptoirspatriarchen sehen, welche weder an dem Innern noch an dem Aeußern ihrer Läden eine Neuerung vorgenommen, sondern die großväterlichen Ueberlieferungen treu bewahrt haben. Die Vorderseite der Boutike ist stets mit Schmutz besprenkelt und wird höchstens alle Monat einmal gereinigt; die Ladenthür ist von Holz und gerade so hoch, daß man sich mit den Ellenbogen darauf legen kann, um mit der gegenüberwohnenden Gevatterin zu sprechen, und was die Abendbeleuchtung anlangt, so besteht dieselbe in einer qualmenden Oellampe oder in einem von einer Glaskapsel eingeschlossenen Talglicht, das alle Viertelstunde mit den Fingern oder mit der Scheere geputzt wird. Diese Boutikiers alten Schlags sind ehrwürdige Männer, mit Zopf und Haarbeutel, welche sich noch regelmäßig pudern, manchesterne Kniehosen und große Schnallenschuhe tragen, jeden Abend ihre Partie Piket spielen, um zehn Uhr Nachts ihre Buden zumachen

und ſie Sonntags um alle Schätze der Welt nicht öffnen. Von dieſen Leuten wird das Wort boutique auch noch in der ungetrübten, echten, urſprünglichen Bedeutung gebraucht; ſie ſprechen von ihrer veste de boutique, casquette de boutique, nennen ſich ſelbſt locataires d'une boutique, und ſagen faire un tour à la boutique, wenn ſie als Nationalgardiſten auf der Wache ſind und ihren Offizier um Erlaubniß bitten, ſich auf kurze Zeit vom Poſten entfernen zu dürfen. Deßhalb thut man ihnen auch keinen Gefallen damit, wenn man von ihrem Magazin ſpricht; im Gegentheil, ſie werden böſe darüber und es beleidigt ihr Zartgefühl. Ueber die blanken Meſſingplatten, womit die Außenwände der neuen Magazine geziert ſind, lächeln ſie verächtlich, die Marmorbekleidung und andere äußern Dekorationen der modernen Kaufläden ekeln ſie an, und die Einführung der Gasbeleuchtung iſt ihnen ein Greuel; ſie geben dafür denſelben Grund an, wie die Gegner des Turnens in Deutſchland, welche ſich leicht darüber beruhigen, daß ganze Geſchlechter langſam vergiftet werden, und laut aufſchreien, wenn einmal von Tauſenden Einer den Arm, oder von Hunderttauſenden Einer den Hals bricht. So oft ſie ein neues, prächtiges Kaufgewölbe erſtehen ſehen, rufen ſie aus: das iſt entſetzlich, das kann unmöglich beſtehen, wo ſoll das hinaus? In der Rue Mouffetard iſt neulich einer von dieſen Käuzen geſtorben, welcher fünfzig Jahre lang, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, keine zwei Stunden des Tags außerhalb ſeiner Boutike zugebracht hat. Er hinterläßt ein bedeutendes Vermögen und eine einzige unverheirathete Tochter, welche bei Lebzeiten ihres Vaters keinen Mann finden konnte, weil alle jungen Freier, die um ihre Hand warben, Magazinbeſitzer waren, unter denen der Vater keinen Schwiegerſohn haben wollte, und unter allen Boutikiers pur-sang in Paris keiner aufzufinden war, der jung und kräftig genug geweſen wäre; ein ſprechender Beweis übrigens, daß das Geſchlecht der Boutikiers auszuſterben droht, ſo daß man vielleicht nach Verlauf eines Jahrzehends ſich vergebens nach einem echten Typus dieſer Race umſehen wird. Täglich bemerkt man den immer mehr und mehr überhand nehmenden Zuwachs an eleganten Magazinen; die Boutike wird nach und nach verdrängt, und verliert ſich mehr und mehr zu ebener Erde, von der ſie bald ganz verſchwinden wird. Viele Leute hier halten ſie ſchon für todt; vereinzelt, ungekannt, unbeachtet und eingeniſtet in einſame, düſtere Schlupfwinkel, ſtirbt ſie mit ſtillſchweigender Ergebung ab, wie Alles, was von ihrem Alter iſt, und was die Zeit bewahrt, ſo lange ſie es brauchen kann, aber zerfallen läßt oder ſelbſt zerſtört, wenn es den Kreis ſeiner Wirkſamkeit ausgelaufen hat und ihren Zwecken nicht mehr dient, wie die mächtige Weltbeherrſcherin Roma untergegangen iſt, an deren Erhaltung Helden und Weiſe fruchtlos ihr thätiges Leben verſchwendet haben. Das undankbare Jahrhundert handelt gegen die altersſchwache Boutike, wie es gegen einen alten, ehrwürdigen Ruf, gegen einen veralteten Grundſatz oder Glauben, und gegen eine aus der Mode gekommene Literatur handelt: es vergißt und belächelt ſie. Wenn endlich die Boutike wirklich des Todes verblichen ſeyn mag, wird ihr Kind, das Magazin — ein undankbares, pflichtvergeſſenes Kind, welches ſeine Eltern verleugnet — ſie auf den Kirchhof begleiten, und in der Leichenrede wird es von der Verſtorbenen heißen: Sie war eine arme, ehrliche, rechtſchaffene Kreatur; lange Zeit betrug ſie ſich einfach, brav und bieder; nur gegen das Ende ihres Lebens iſt ſie zänkiſch, mürriſch, eigenſinnig und perrückenhaft geworden. Friede ihrer Aſche!

(Die Fortſetzung folgt.)

Abendſchwere.

Die Luft iſt weiß und regungslos;
Der Rauch aus der Kamine Schoß
Hält über jedem Dorfe ſtill,
Von dem er träg nicht laſſen will.

O Erd' und Himmel, ſchlieft ihr ein?
Sucht jedes für ſich ſelbſt zu ſeyn?
Verſchmähſt du ganz des Himmels Gunſt,
Raubſt, Erde, ſelbſt ihm deinen Dunſt?

O Wolkenluft, gewölbesfeſt,
Die keinen Hauch durchſpielen läßt,
Hältſt du den Duft zurückgebannt
Und ruhſt zu ſchwer auf allem Land?

Ein Abend, todesſtill und bang,
Schweigt meinem Herzen ſchon zu lang.
Das Irdiſche, zu unverrückt,
Hat ſelbſt den Geiſt zu Grund gedrückt.

Am Kloße klebt das Himmelskind;
Doch Heil ihm! was verlautet lind?
Ein Lerchenlied ſteigt dort hinan,
Knüpft mit dem Himmel wieder an.

Karl Mayer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Oktober.

(Fortsetzung.)

Einzug des Kaisers. Théâtre paré.

Die Adlerapotheke in der Brückengasse schien uns durch eine Reihe hochstämmiger Orangenbäume in den Süden versetzen zu wollen. Ein zweiter Kleinseitner Apotheker füllte mit unsäglicher Mühe alle Fensterscheiben seines Hauses mit Blumenmosaiken und dem Namenszuge des Kaisers an. Das Ganze war sehr sorgfältig gemacht, aber kleinlich. Reiche Armaturen schmückten sehr passend das Generalkommandos-Gebäude, wie das Spitelthor, durch welches der Kaiser seinen Einzug hielt. Der Hoffederschmucker Barth hatte sein Haus recht zierlich mit zahllosen Federn, meist feinen weißen Schwungfedern, verziert, und vor dem Hause des Mannsschneiders Krach erhob sich vor einem purpurrothen Vorhang und zwischen zwei blumenbekränzten weißen Säulen die Büste des Kaisers. Eine der geschmackvollsten Zierden der Stadt waren die weißen Draperien mit rosenrothen Fransen am ersten Geschosse des Pinkasschen Hauses unter der Brücke. Aus allen Fenstern des zweiten Stocks, aus allen Dachlücken und selbst an den Schornsteinen flatterten weiß und rothe Fahnen in die Luft hinaus, und gaben dem Hause ein wahrhaft festliches Ansehen. Am Josephsplatze waren zwei Obelisken durch den an ihrer Spitze schwebenden kaiserlichen Adler in einen Triumphbogen verbunden, an welchem schwankend ein: „Willkommen!“ aus Blumen hing. Die erste Ehrenpforte, durch welche JJ. MM. in das Karolinenthal einzogen, war sehr luftiger Natur; in den Säulen von weißem Musselin, durch welche ein Regenbogen von gleichem Stoffe sich durchschlang, fing sich der Wind so gewaltig, daß er sie schier in Luftballons verwandelte, und man jeden Augenblick besorgt war, die musselinene Pforte mit dem Friedensbogen von Musselin und den musselinenen Kapitälern werde sich in die Lüfte schwingen. Großartig und von guter Zeichnung war die zweite Triumphpforte am Garten des Fabrikanten Jerusalem, dessen Wände mit vierfachen, purpurroth und weißen Draperien geziert waren. Ein anderer Kattunfabrikant des Karolinenthals hatte seine beiden Häuser ganz mit seinen Erzeugnissen überzogen, das eine grell schottisch quadrillirt, das andere geschmackvoller und sinniger mit gleichem Stoffe belegt. Schon am Tage nach dem Einzuge wurde die Beleuchtung der Stadt angesagt, welche hastige Eile freilich ihrem Gelingen störend entgegentrat; da man an den großen Häusern des Straßenzugs, welchen der Kaiser am 4ten durchschnitten, einen halben Tag mit dem Abräumen des Laubes zu thun hatte, bevor die Lampen befestigt werden konnten, überdies der Hof schon um halb acht Uhr ausfuhr, so waren viele Häuser und Gerüste, z. B. die kolossale Kolonade am Rathhause, die in schönen Konturen angedeutete Architektur des Mauthhauses und die wahrhaft geschmackvolle Dekoration des Roßthores kaum zur Hälfte angezündet, als der Hof vorüberfuhr, ja an den beiden Obelisken des Josephsplatzes brannten kaum fünfzig bis hundert Lampen. Wie aber der Kaiser vorüber war, wurde auch alles fernere Anzünden eingestellt, so daß die Erleuchtung der meisten Gebäude unvollendet blieb. Die schönsten Punkte waren die Gartenhäuser des Landgrafen von Fürstenberg und Grafen von Schönborn auf den nördlichen und südlichen Berarücken zu beiden Seiten der Brücke, die gleich Feenschlössern in die dunkle Nacht hineinstrahlten. Auch der Obelisk auf der Färberinsel, wie die Erleuchtungen der Waldsteinschen und Lebebourschen Palläste zeichneten sich vortheilhaft aus. Die Dekoration des Graf Klam-Gallasschen Pallastes war großartig und reich; doch glich sie mehr einem Katafalk, als einem Freudengerüste. Ein Théâtre paré hatte unter den Abonnenten und allen Theaterfreunden, Patrioten und Neugierigen schon im Voraus große Sensation gemacht, und ein paar Tage lang den Stoff zur Konversation in den verschiedenen Coterien geliefert. Um nämlich den Raum für die große Zahl der Gäste zu gewinnen, mußten die bürgerlichen Logenabonnenten ihre Logen auf diesen Tag abtreten, und erhielten dafür Sperrsitze; die übrigen der letztern, wie die Parterre-Eintrittskarten, wurden größtentheils beim Landespräsidium vertheilt. Das Haus war gedrängt voll, und bot einen recht bunten Anblick dar, mit den österreichischen, russischen und preußischen Uniformen aller Waffengattungen, dazwischen Maltheser-, ständische und Civiluniformen, die Damen in full dress in den Logen vertheilt und von zahlreichen Kerzen und Lampen beleuchtet. Nach sieben Uhr traten, vom Jubel des Volkes empfangen, die beiden Kaiserpaare mit der Großfürstin Olga in die eigens dekorirte Hofloge. In der großen Mittelloge und den anstoßenden Logen des ersten Ranges, wie des Parterre, nahmen die kaiserlichen Prinzen, die Erzherzoge Johann und Karl mit den letzten beiden Söhnen und der liebenswürdigen Prinzessin Therese, die Erzherzogin Palatinus, die Großherzogin von Weimar, die preußischen und sächsischen Prinzen und Fürsten, der Herzog von Nassau und die übrigen hohen Gäste Platz, und man kann wohl sagen, daß die Prager Schaubühne an diesem Abend eine höchst interessante historische Galerie der Zeit darbot. Daß Aller Augen auf die Hofloge gerichtet waren und dem armen „Robert der Teufel“ durchaus keine Aufmerksamkeit geschenkt wurde, ist wohl natürlich; man war heute bloß hieher gegangen, sich im Glanze der Majestät zu sonnen, nicht den Robert zum zwölften oder dreizehnten Male anzuhören. Die Beleuchtung im Hintergrunde der Loge blendete jedoch so sehr, daß man insbesondere die Züge der Damen nicht deutlich unterscheiden konnte, daher sich nur ihr Wuchs vollkommen aussprach; deutlich aber sah man die hohe, schlanke Gestalt des Kaisers von Rußland und seine Haltung und Bewegung, den wahrhaft kaiserlichen Anstand, mit dem sich zugleich eine Art von ritterlicher Courtoisie vereinigt, die in ihm einen stattlichen Helden aus der schönsten Zeit der Chevalerie erscheinen läßt. Mit Ehrfurcht und Liebe schaute das Prager Publikum auf die erlauchten Brüder des Kaiser Franz, den Vertheidiger Böhmens in dem Revolutionskriege, Karl Ludwig, und den hochherzigen Beschützer alles Guten und Schönen, Johann, und mit nicht minderem Interesse blickten wir auf den ersten Diplomaten der Zeit, den Fürsten Metternich, und auf den achtbaren Minister Kolowrat an seiner Seite. Der Kaiser von Oesterreich schien kein großes Behagen an dem gemischten Kunstgeschmack dieser Musik zu finden, welcher er eben nicht viel Aufmerksamkeit schenkte; nach dem ersten Akte sprach er leise mit der Kaiserin, worauf beide hohe Personen plötzlich verschwanden. Kaum hatten sie die Loge verlassen, als die fürstlichen Damen aus der Mittelloge herüberkamen und ihre Plätze einnahmen. Nach dem dritten Akte entfernte sich Alles; die Zuschauer brachten dem Kaiser und der Kaiserin von Rußland ein Lebehoch, das Beide sehr gütig aufnahmen, und besonders holdselig dankte die graziöse Monarchin dem Publikum mit freundlichem Lächeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 117.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 275.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 17. November 1835.

Das Hauptverdienst der Inschriften, welche an den Wänden der Häuser den Witz der Eigenthümer repräsentiren, besteht für den Beobachter in ihrer Abgeschmacktheit.

Mercier.

Wie man in Paris bekannt macht.

(Fortsetzung.)

Kehren wir jezt zu unserem Gegenstande zurück. Dem Deutschen, welcher sich länger oder kürzer in Paris aufhält, empfehlen wir dringend, die ausgezeichneten Gemälde, wovon wir oben gesprochen haben, in Augenschein zu nehmen. Von älteren gemalten Schilden, die im Sturm der Zeit verloren gegangen sind, haben wir, meines Wissens, nur wenige zu bedauern. Die Pariser Sittenchronik erwähnt jedoch eines, welches nicht sowohl wegen der Ausführung, als wegen seiner charakteristischen Beschaffenheit merkwürdig gewesen seyn mag. Man findet das Epitaphium desselben noch heute in der zurücktretenden Ecke links, wenn man vom Boulevard Bonne Nouvelle zur Porte Saint-Denis hinabgeht. Man liest dort über der — halt! bald hätte ich wieder Boutike gesagt — über dem Salon eines Perrückiers (die Pariser Perrückenmacher haben jezt nur einen Salon pour la taille des cheveux avec ou sans frisure), man liest an der bezeichneten Stelle, sage ich, noch folgende Worte: A Absalom. Es war hier, glaubwürdigen Berichten zufolge, ein kleines, ziemlich richtig gezeichnetes und erträglich kolorirtes Bild, welches den rebellischen Sohn des Königs der Juden, an einem Eichenzweig mit seinen langen Haaren hängend, vorstellte, und worunter man folgende Verse las:

Passans, plaignez le triste sort
D'Absalom pendu par la nuque;
Il eût évité cette mort
S'il eût porté perruque.

Nachstehende Verse sind auch der Erwähnung werth; sie dienen dazu, um das Schild einer mechanischen Bäckerei zu erklären. Das Gemälde stellt zwei Bäckergesellen in ihrem Kostüm dar, denen der Bäckermeister eines seiner Brode zu prüfen gibt. Die Poesie lautet folgender Gestalt:

Plus léger et plus blanc, meilleur et d'avantage;
D'un système nouveau, voilà le résultat,
Qu'un ancien boulanger présente à votre usage.
Voyez la vérité, vous êtes de l'état.

Die Neugierigen, welche das lesen wollen, müssen sich nach der Rue Saint-Antoine, zwischen der Rue Saint-Paul und dem Collège Charlemagne begeben. Nicht gar weit davon werden sie zu gleicher Zeit einen Confiseur à la renommée de France bemerken. Ich mache mich anheischig, demjenigen eine Düte voll der feinsten Bonbons zu geben, welcher zuerst herausbringt, was das bedeuten soll und inwiefern der Zucker in Beziehung zum französischen Ruhme steht. Ein Kleinmezger, welcher bloß altes Ochsengekröse und Kalbskaldaunen verkauft, und in der Rue Traînée gegen den Pont Saint-Eustache

zu wohnt, hat über seiner Hausthür oder über seinem Salon, wie man will, jenes nicht minder bemerkenswerthe Motto angeschrieben: au galant tripier. Nun sage man noch, daß die untern Volksklassen in Frankreich ungebildeter sind, als überm Rhein drüben! — Wenn man von der Galerie Valois im Palais-royal nach der Galerie Vivienne geht, kommt man durch eine kleine Passage, in der man über einem Tabaksladen ein Gemälde hängen sieht, worauf ein halb Dutzend nackter Teufel abgebildet ist, welche allerlei ergötzliche Sprünge machen, einander bei den Schwänzen herumzerren und ihre Pfeifen anzünden. Dieses Bild soll wahrscheinlich veranschaulichen, daß das Rauchen eine Erfindung der Hölle ist; die Inschrift fehlt. Höchst naiv ist folgende Aufschrift: N... gendre et successeur de Mons. N... entrepreneur de vidanges. Interessante Familie, welche weder ihren Adel aufgibt noch Mißheirathen schließt!

Die Schilder, welche man ihres alten Rufs wegen beibehalten hat, findet man besonders in den Stadttheilen, die ihre Spezialitäten haben. In der Rue des Lombards, wo die meisten Zuckerbäcker wohnen, findet man immer noch den klassischen Fidèle berger, la Reine de France, les vieux amis, le marc d'or, la Sainte-Cathérine und le grand monarque; auf dem Quai des Lunettes, bei den Brillenverkäufern, begegnen wir dem Observatoire, dem Télescope, dem Croissant, der Chambre noire péricopique, der Balance de Nicholson u. s. f., was indessen keineswegs verhindert, daß die Namen Breguet, Chevalier und Lerebours, ohne alle Zeichen oder Aushängeschilder, und ohne sich Maison Breguet, Maison Chevalier oder Maison Lerebours zu betiteln, dennoch den größten Theil der öffentlichen Aufmerksamkeit absorbiren. — Auf dem Quai des Orfèvres ist noch Alles von Gold: Chariot d'or, Crosse d'or, Lion d'or, Coupe d'or u. s. f. Auf den meisten Ladenthüren der Pariser Goldarbeiter liest man noch: Achat d'or et d'argent, aber der ehemals übliche Zusatz: Fonte de galons, wird fast allgemein weggelassen; der Tressenhandel gehört jezt ausschließlich in's Bereich der Marchands d'habits und Trödler. Das Geld, welches ehemals die Aushängeschilder kosteten, wird jezt vortheilhafter auf schöne, große Fensterscheiben, Wandspiegel, Marmorplatten und Acajoumeubel verwandt.

(Der Beschluß folgt.)

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

Wie ich mich von der Gouvernantin wegwendete, sagte mir der Hausvater, indem er auf jene wies: „Es ist nicht zu leugnen, daß sie langweilig erzählt, allein wie soll sie es anders machen? Wer moralisch erzählen will, muß so viele Dinge gänzlich auslassen oder nur oberflächlich andeuten, auf die es bei Erweckung des Interesses recht eigentlich ankommt. Die alten Novellisten haben sich hierin sehr wenig beengen lassen und frischweg in den Tag hinein gesprochen. Sie sind dabei so anmuthig, frisch, lebendig und unterhaltend, daß man sie nach einem halben Jahrtausend noch mit Vergnügen anhört, indeß unsere moralischen Erzähler kaum die Dauer eines Winterabends überleben. Wie soll dem Uebel abgeholfen werden? Nothwendig müßte man die Grenze bestimmen, auf der das wahrhaft Unmoralische und das nur durch unsere falsche Sittenstrenge dazu geprägte sich trennen. Und dies ist schwer, sehr schwer.“ Er brach schnell ab, entweder weil er nicht mehr zu sagen wußte, oder weil es ihm zu viel Anstrengung gekostet hätte, aus Obigem Folgerungen zu ziehen, durch welche vielleicht die langweilige Erzählermethode der Gouvernantin von Grund aus wäre verbessert worden. Es blieb also mir überlassen, über diesen Gegenstand zu philosophiren, ihn hin und wieder zu beleuchten und ihn so gründlich zu erörtern, als ich nur immer vermochte; doch mußte ich meine Gedanken für mich behalten, denn Keiner der müssigen Leute hatte Zeit, sie anzuhören. Ich dachte an das, was Goethe über den Charakter des Lüsternen sagt, und an die unnachahmlichen, lieblichen, frischen, kleinen Geschichten, die sich die deutschen Ausgewanderten erzählen; namentlich die heimlich-schauerliche kleine Novelle aus des Marschalls Bassompierre Memoiren, und dann die Erzählung, in der die Weise besprochen wird, wie eine hübsche, junge Frau sich mit ihrem raschen Blute und ihrem vernünftigen Liebhaber so abfindet, daß sowohl ihre Tugend, als auch das Amüsement des Lesers ihre Rechnung dabei finden. Man kann nicht leicht ein niedlicheres Geschichtchen und zugleich eines finden, dessen Tendenz so moralisch wäre, und dies in einer einfachen Sprache vorgetragen, die leicht von der Lebhaftigkeit, dem Organ, dem natürlichen Muthwillen und dem richtigen Geschmack des jedesmaligen Erzählers Farbe annimmt. Es ist ein hübsches Musikstück, das auch dann nicht seine Wirkung auf eine heitere Gesellschaft verfehlt, wenn ein völlig ungeübter Spieler es vorträgt. Es müßte eigene Erzählungen geben, die lediglich für den freien, mündlichen Vortrag geschrieben wären; dann würde man sogleich das Lahme, Schwächliche oder zu Gedehnte bei der Komposition herausfinden, so wie auf der andern Seite die Mienen der Zuhörer, trotz aller Verstellung, gewiß deutlich genug anzeigten, auf welchen Theil der Geschichte das wahrhaft Unterhaltende, Spannende oder geistvoll Anregende fiele. Die besten Erzähler alter Zeiten haben sicherlich erst mündlich zu einem großen Kreise gesprochen, und nach

der Wirkung, die sie beobachteten, schrieben sie die Erzählung nieder: Boccacio, Arioſt, Le Sage, Cervantes, die Erzählungen der Tausend und einen Nacht. Wenigſtens könnte man fordern, daß ſich unſere neuern Erzähler ein beſtimmtes Publikum dächten, vielleicht ſogar einzelne Perſonen, die ſie beſchäftigen oder unterhalten wollen; dann würden ſie ſchon gezwungen ſeyn, einen beſtimmten Charakter anzunehmen, und es wäre nicht erlaubt, einem gewiſſen ſchwermüthigen Hange nach unendlich langen Betrachtungen zu folgen, die den Gang jeder Erzählung unleidlich hemmen und am Ende Niemanden als ihrem Verfaſſer Freude machen. — Allein gehören nicht wohl gar die, die ich eben anſtelle, zu dieſer verpönten Sorte? Es könnte ſeyn, ich will ſie darum abbrechen und zu den müſſigen Leuten zurückkehren.

Da ein Theil vom Abend noch übrig war, ſo wurde Ball geſpielt, muſizirt, und endlich trennte man ſich ſehr vergnügt, nachdem vorher ein ſehr gutes Souper war eingenommen worden. Am Abend darauf nahm der Offizier das Wort und ſagte: „Obgleich man in dieſem Kreiſe mich für ſehr frivol hält und mir allerlei verfängliche Liebesgeſchichten andichtet, ſo will ich keineswegs dieſem Charakter gemäß meine Erzählung einrichten, im Gegentheil ſoll ſie ernſt, finſter und ſogar ſchauerlich, mit einem Wort, eine Geſpenſtergeſchichte ſeyn. — Als ich zur Zeit des erſten Einzugs der franzöſiſchen Armee in Italien mich aufhielt, langte ich nach einer beſchwerlichen Reiſe in einem Städtchen an, in deſſen einzigem, elendem Gaſthauſe, überfüllt mit Soldaten und Reiſenden, ich auch nicht das geringſte nothdürftige Plätzchen zum Nachtlager erhalten konnte. Nach vielem Hin- und Herſtreiten und vergeblichem Ueberlegen ſah ich mich genöthigt, der Einladung eines Lohndieners zu folgen, der mir ein treffliches Nachtlager, ein Nachtlager eines Prinzen würdig, verſprach, wenn ich es über mich gewänne, in einem Hauſe, das aus allerlei Gründen leer ſtehe, die Nacht zuzubringen. Ich hörte wohl, daß der dienſtbare Helfer die Worte „aus allerlei Gründen“ mit einem beſondern Ausdruck ſagte, doch müde, wie ich war, von langem, fruchtloſen Zank betäubt, dachte ich nicht weiter darüber nach, und wir gingen mit einander unſerem Ziele zu. Nachdem ein paar enge Gaſſen durchſchnitten waren, ſtand das Haus vor uns. Es war ein alterthümlicher, hoher Bau, im innern Raum eines Hofplatzes errichtet. Ein Theil des Dachſtuhls, ſo viel man in der Dämmerung ſehen konnte, war abgetragen, das obere Stockwerk mit Gerüſten verſehen; es ſollte wohl ein Anbau hinzukommen, vielleicht dieſes einzelne Haus mit einem Hauptgebäude verbunden werden, doch war alles Geräthe fortgeräumt, tiefe Stille umher; hatte der Baumeiſter die Mittel oder die Luſt zur Vollendung ſeines Werks verloren? — Gleichviel; ich richtete mich beſtmöglichſt in dem mir angewieſenen Zimmer ein, der Hausknecht und eine Magd erſchienen, mich mit dem Nöthigſten zu verſehen, und die letztere bemerkte, als ſie ſich empfahl, auf ein erleuchtetes Fenſter im Nebenhauſe zeigend: „Dort wohne ich, und wenn dem Herrn etwas zuſtoßen ſollte, ſo braucht er nur zu rufen und ich werde bei der Hand ſeyn; über den ſtillen Hofplatz hinüber hört man ja den ſchwächſten Laut.“ Gute Nikolette! vor meinem Ruf biſt Du ſicher; was könnte mir Schlimmeres zuſtoßen, als wenn Du ſelbſt wieder erſchieneſt, ſo wie Du jezt vor mir ſtehſt, mit der triefenden Oellampe in Deiner kleinen, verſchrumpften, nußbraunen Kralle, mit dem faltigen, weiten Leibchen von elendem Kattun! Geh' zu Bette, liebe Nikolette, geh' zu Bette! wie ſicher kannſt Du ſchlummern! Dich weckt weder der Ruf eines verliebten Thoren, noch eines eiferſüchtigen Ehemanns, am wenigſten der meinige.“

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

Der Komet und ſein Einfluß. Theater.

Mit dem Effekt des Kometen iſt man durchaus unzufrieden. Er hat nicht im Entfernteſten die Erwartungen erfüllt, und ſeine Durchreiſe war ſo ſchnell, daß man nur in ſeinem analogen Laufe mit den Weltbegebenheiten eine Entſchuldigung findet. Unſere Vorväter ſahen ihn als eine feurige Ruthe, die vom Himmel zur Erde reichte; zu uns kam er, ein langer, durchſichtiger Streif, und kluge Leute wollen durch ſeinen dünnen Kern andere Himmelskörper erblickt haben, obſchon noch Klügere dies beſtreiten. Einige meinen, er habe uns nicht mehr der Mühe werth gehalten, beſſer für uns zu ſcheinen. Andere, die Aufklärung habe das Wunder der Vorwelt ſo winzig gemacht. Die Zeitungen, vollgepfropft mit ſeiner Zukunft, ſchwiegen ganz ſtill bei ſeiner Gegenwart, und nur Einer warf darin die Frage auf, was ſein Schweif bedeute? Er hat weder Krieg, noch guten Wein gebracht, weder Mißernte, noch eine Geißel Gottes. Die Zeloten und Propheten, die noch die Cholera aufgriffen, um den Zorn des Himmels zu verkünden, hielten ihn allerdings für eine bedenkliche Waffe, aber die Jungen auf der Gaſſe lachten über ihn. Nun ſucht ich umher, was er gebracht hat, finde aber, daß nie eine Periode ſo arm an Ereigniſſen war, als dieſer Kometenherbſt. Wenn er an der Coxäſion der ſpaniſchen Junten ſchuld iſt, ſo erfuhren wir mittelbar ſeine Wirkung in einiger Börſenbedrängniß und Noth, die ſich auch tragiſch in einem abgeſchnittenen Halſe manifeſtirte. Ein Anderer, der aber nicht an ſpaniſchen, ſondern gewöhnlichen Papierſchulden litt, hat ſich dieſer Tage auf eine Weiſe um's Leben gebracht, die ſelbſt in der Mährchenwelt unerhört iſt. Man fand ihn an einem Orte, den man nicht nennen darf, ſitzend, das ſcharfe Meſſer noch krampfhaft in die todte Hand gepreßt, beide Ohren abgeſchnitten und den ganzen Bauch aufgeſchlizt. Ohne Influenz des Kometen läßt ſich kein Grund zu ſolcher Selbſtqual denken. — An Blüchers Statue hing am Morgen des achtzehnten Oktobers ein Kranz. Wie er dahin gekommen, wenn ihn der Komet mit ſeinem langen Arme nicht aufgehängt, iſt ebenfalls unerklärbar; denn erſtens ſteht eine

Schildwache davor, und zweitens soll die Erinnerung an die Völkerschlacht bei Leipzig hier nicht mehr gefeiert werden. Der Vorfall hat Anlaß zu einer Betrachtung darüber in der Spenerschen Zeitung gegeben, die immer merkwürdig ist, weil solche Betrachtungen jezt ganz außer der Zeit und unsern Zeitungen liegen.

Weßhalb Graf Stanhope hier gewesen und längere Zeit unter uns verweilte, ist jezt bekannt. Er hat die Früchte seiner Erfahrung über Kaspar Hauser dem hiesigen Polizeirath Merker mitgetheilt, der nunmehr in seinen Beiträgen zur Polizeipflege mit aktenmäßiger Genauigkeit nach diesen Eröffnungen ein Resumé seiner Ansicht aufgestellt hat. Da wird der Zweifel allerdings zum Verdacht; denn sprechende Thatsachen drängen sich übereinander zur Anklage gegen den Unglücklichen. Eine Jury dürfte darnach das Verdikt gegen ihn fällen, obgleich unsern Juristen die schlagenden Beweise noch zu fehlen scheinen. Doch nur der leztere Theil der Geschichte, der Mordanfall in Nürnberg und der im Ansbacher Hofgarten, wird durch Stanhope's emsige Nachforschungen zu Hausers Ungunsten an's Licht gestellt, seine frühere Geschichte bleibt in demselben Dunkel verhüllt, und was Merker jezt mit Hülfe des Britten vorbringt, ist nicht mehr, als was er vorher allein aussprach, Vermuthungen, die auch vor einem unbefangenen Geschwornengerichte Hausern noch nicht als Betrüger stempeln. Merkwürdig bleibt übrigens der Eifer des Lords, nicht der humane frühere, für Hauser zu sorgen und eine ihm günstige Entdeckung zu befördern, sondern der, sich und aller Welt zu beweisen, daß er selbst die Rolle eines Getäuschten gespielt hat. Eine solche Selbstverleugnung liegt nicht im gewöhnlichen Lauf der Gestirne.

Auf das Theater hat der Komet den allerungünstigsten Einfluß geübt. Analog mit ihm ist Alles ein matt nachschlängelnder Schweif von gewesenem Glanze, gewesenem Eifer, gewesenen Kämpfen. Raupach hat einen dritten Theil aus Friedrich Barbarossa's Kaisergeschichte, den Streit mit Heinrich dem Löwen, einstudiren lassen, es sind aber nur schwache Nachklänge der frühern Stücke. Spurlos sind der Rothbart und der Löwe wieder von der Scene verschwunden. Die Singakademie hat versucht, die Prinz Radziwilsche Komposition des Goethe'schen Faust mit ihren reichen Mitteln zu exekutiren, und das ist zwar gelungen, es ist aber auch nur ein Werk, welches schon vor langen Jahren fertig war und diesen angehört. Auch bei gleicher Kraft, meint man, würde man heute den Faust anders komponiren, so genial auch Vieles darin aufgefaßt ist. In der Oper gastiren, oder sind engagirt, eine Mast und ein Herr Eichberger. Die Opposition fehlt, aber zum Glanz der erloschenen Gestirne will keines von beiden aufleuchten. Die Kritik ist sehr mild, und das höchste Verlangen geht nur nach erträglichen Remplaçans. In der großen Noth, doch für den Winter etwas zu haben, hat man sich gedrungen gesehen, die Tänzerinnen Elsler, einst Sterne erster Größe in der Geschichte des Enthusiasmus, wieder zu citiren. Sie sind da, aber es ist nichts Neues mit ihnen gekommen, nicht einmal ein Ballet. Die Theater füllen sich übrigens; denn Berlin ist eine große Stadt und wird täglich größer, und mit der Zahl der Arbeitenden wächst die der Müßigen. So kommt es denn, daß auch die klassischen Stücke, wenn sich eines dann und wann zwischen die Koulissen verirrt, gefüllt sind. Fast noch ärmer sieht es auf dem Königsstädtischen Theater aus. Hier ist man von Alters gewohnt, daß ein Ruf gemacht wird. Es gibt dazu verschiedene Mittel, und wenn die Komposition richtig ist, braucht es nur einen geringen Zusaz Talent. Seit Kurzem hat man hier aber auch das andere Mittel erfunden, einen gemachten Ruf, wenn er uns nicht mehr nüzt, plözlich erlöschen zu lassen, wie eine strahlende Lampe, der man das Oel durch den Schraubendruck entzieht. Wenn die Lampe eigensinnig ist und nicht selbst brennen will, wie man es von ihr fordert, so hilft das zuweilen, sie zur Besinnung zu bringen; will sie durchaus nicht, so löscht man sie aus. So ging es jüngst mit der Sängerin Wiel. Sie sollte nicht eine andere Sontag werden, nein, die Sontag überbieten; eine Weile ging es, plötzlich läßt man die Hand los, und verschwunden ist das Gestirn, das sich einbildete, ein Fixstern zu seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Prag, Oktober.

(Fortsezung.)

Hofkonzert. Maskenball.

Der Kaiser von Oesterreich bot als freundlicher Wirth Alles auf, seine verehrten Gäste auf's Beste zu unterhalten; Spazierfahrten wechselten mit militärischen Manövers, und am 8ten war ein Hofkonzert veranstaltet, welchem jedoch der Kaiser und die Kaiserin von Rußland nicht mehr beiwohnten. Die Kaiserin hatte an diesem Tage die Rückreise nach St. Petersburg angetreten, und Kaiser Nikolaus war nach Wien geeilt, um nicht allein die Kaiserin Mutter, sondern auch die Ueberreste seines verewigten Freundes und Bundesgenossen Franz I. in der kaiserlichen Gruft bei den Kapuzinern zu besuchen, und demselben ein frommes Gebet nachzusenden. Zu dem Hofkonzerte war das Konservatorium der Musik nach Hofe berufen worden, und excellirte in den Ensemblestücken, wie gewöhnlich, so sehr, daß der Kaiser und alle seine Gäste die lebhafteste Zufriedenheit, ja Ueberraschung zeigten, und der Monarch die Ouvertüre aus Figaro von Mozart — der, seinem Geschmack mehr als Meyerbeer zuzusagen scheint — wiederholen ließ. Auch eine Ouvertüre von dem Institutszögling Sotoll fand gerechten Beifall.

An demselben Abend hatte Theaterdirektor Stöger einen maskirten Ball im Theater veranstaltet, welcher, trotz der verdoppelten Preise des Entrée's und der Logen und Galerien, sehr zahlreich besucht wurde. Nach zehn Uhr erschienen — worauf man gar nicht gerechnet hatte — der Kaiser und die Kaiserin mit ihren noch anwesenden Gästen in der Hofloge, und wurden laut und herzlich empfangen. Nach etwa anderthalb Stunden brachen die hohen Herrschaften wieder auf, und da mehrere der Gäste noch in der Nacht abreisten, so wurde hier Abschied genommen, und die herzlichen Umarmungen der erlauchten Damen boten ein reizendes Schauspiel dar. Vorzüglich bezeugte dieser Moment, daß die holde Erzherzogin Therese bereits alle Herzen gewonnen hatte. Der Abschiedsgruß des Publikums steigerte sich zu einem wahren Jubelsturm, als die hohen Gäste noch vor ihrer Abfahrt einen Gang durch den Saal machten, wo der Monarch seinen Unterthanen zuerst in der nächsten Nähe erschien. Die preußischen Prinzen theilten bis zum Schlusse der Redoute das Vergnügen des Publikums. Nach und nach zerstreuten sich die Gäste des Kaisers, der nunmehr seine ganze Aufmerksamkeit der Stadt zuwandte, die meisten öffentlichen Anstalten und Etablissements der Nationalindustrie, auch noch einmal das Theater besuchte, wo eine böhmische Posse ihm viel Spaß zu machen schien, und schon am 15ten Oktober seine Rückreise nach Wien antrat, nachdem der Kaiser von Rußland noch einmal von Wien hieher zurückgekommen war, um von seinem hohen Alliirten persönlich Abschied zu nehmen, ehe er die Heimreise in die südlichen Provinzen antrat.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 276.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. November 1835.

Eine einzelne Begebenheit ist interessant, nicht weil sie erklärbar oder wahrscheinlich, sondern weil sie wahr ist.

Goethe.

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

Das gute Kind ging auch zu Bette, und ich war nun allein. Ich empfand mit Vergnügen, daß es so stille war; keine fluchenden Soldaten, kein zänkisches Gesinde, keine kreischenden Fremden — von alle dem nichts, dagegen Ruhe, ein hohes, kühles Zimmer, ein niedliches Kanape, ein Tisch vor demselben, helle Lichter und meine Stimmung, müde und schläfrig, gerade so, wie sie bei einem Reisenden nach Vollbringung seines mühseligen Tagewerks seyn muß.

Nachdem ich die Thüre nach dem Flur und eine andere zur Hintertreppe geschlossen hatte, mache ich mir mit den angenehmen und behaglichen Vorbereitungen zu thun, die einer zu hoffenden ungestörten, erquicklichen Nachtruhe voranzugehen pflegen; das heißt, ich knüpfe die Halsbinde los, lege den Rock ab, ziehe aus dessen Tasche einen alten französischen Roman und strecke mich auf das Kanape hin. Nach einer Weile sah ich auf, die Lichter waren tief herabgebrannt, das Buch ruhte in meiner Hand, doch die Schrift verkehrt, ich mußte also wohl in ein bewußtloses Sinnen, in einen Vorschlummer versunken gewesen seyn. Mit starrem Blicke schaue ich umher, es ist düster und still, ich wende mich der Wand zu, und das knarrende Geräusch, das das alte Meubel bei dieser Gelegenheit erhebt, dringt laut durch die Stille und hört nicht auf, obgleich ich ruhig liege. Ich schlummere ein, nach einer Weile ruft mich dasselbe Knarren meines Kanapes wach; jezt ist es, als wälze sich Jemand unruhig darauf hin und her. Ich springe auf und trete an den Tisch, auf dem das Licht brennt. Es ist Alles ruhig — dann wieder dasselbe Geräusch, nur noch heftiger, zugleich dringt an mein Ohr ein dumpfes Stöhnen. Das Licht erfassend, eile ich nach einer der verschlossenen Thüren, wähnend, es komme der Laut von außen, doch in dem Moment ertönt er wieder in der Stube selbst, vom Kanape her. Jezt ist es, als würde ein Anfall auf einen auf dem Kanape Schlummernden gemacht, ich höre ringen bei heftigem Knarren des Meubels, hie und da schlägt ein Bein auf dem Fußboden an, ein dumpfes Gemisch von Stöhnen und Flüchen, endlich ein entsetzlicher, aus der tiefsten Brust geholter Todesschrei, der sich an den Wänden des hohen Gemachs bricht und mein Blut erstarren macht. In der Angst meines Herzens fühle ich, wie meine Kräfte mich verlassen, der schreckliche Ton hat mein Inneres zerrissen, er hat mich auf einen Platz gebannt, von dem ich vergeblich fortzukommen strebe. Die Lichter brennen ruhig vor dem Kanape; von dem gräßlichen Kampfe darauf, von dem mein Ohr mir

Kenntniß gibt, sieht mein Auge keine Spur; das Buch, das ich auf die Polster hingeworfen habe, liegt unverrückt an derselben Stelle, die Kissen tragen noch den Eindug von meinem Körper, Alles ist wieder still und ruhig, wie es früher gewesen. Wage ich es, an den Tisch zu treten? — wird mir nicht plötzlich der Körper des eben Ermordeten von den Polstern entgegenstarren? — Hinaus, hinaus aus diesem Zimmer! — Mit dem Lichte in der Hand öffne ich die Thür nach der Haupttreppe. Indem ich noch auf der Schwelle stehe, rauscht es hinter mir: es ist, als würde etwas, in Tücher gewickelt, über den Boden geschleift, es geht dicht an mir vorbei, und gleich darauf höre ich es die Stufen der Treppe hinunterschleifen. Ich höre, wie der Kopf des Hinabgeschleiften an den einzelnen Absätzen dumpf anschlägt. — Draußen in der Nacht verschwindet Alles. — Ihr könnt euch denken, wie ich noch den übrigen Theil dieser Nacht zubrachte und daß ich diese Herberge mit ihren unsichtbaren Bewohnern in's Künftige ernstlich mied."

„Ist hier Ihre Geschichte zu Ende?" fragte Sophie, die Tochter des Hauses. — „Sie ist es." — „So gänzlich ohne Auflösung des Räthsels? — Hatte man nicht Nachrichten von einem Unglücklichen, der in Ihrem Zimmer einst war ermordet worden?" — „Allerdings, es soll ein alter Jude gewesen seyn, der auf Pfänder lieh und den einer seiner Gläubiger umbrachte."

„O pfui, warum denn ein alter Jude?" rief die Gouvernante; „ich dachte mir einen reichen Prinzen, oder wenigstens einen liebenswürdigen Reisenden, wie Sie, der so lebhafte Geschichten zu erzählen versteht."

„Allerliebst!" bemerkte Alfred, einer der Söhne, „dieser Wunsch im Munde einer Geliebten klingt in der That sehr erbaulich." Der ganze Kreis lachte und die Gouvernante that, als wüßte sie nicht recht, was hier Lächerliches vorgefallen. „Gleichviel!" rief der Offizier, „jenes Ereigniß ist mir nun einmal zugestoßen, und ich versichere auf meine Ehre, daß ich es nicht zum zweiten Mal erleben will, obgleich man, wie ich hoffe, mir Muth und Entschlossenheit zutrauen wird."

Nach einer Pause bemerkte der Hausvater: „Ich will es nur gestehen, daß ich, so wie ihr mich hier sitzen seht, an Gespenster glaube."

Sophie. Ach, lieber Vater, davon haben Sie uns ja früher nichts gesagt.

Hausvater. So habe ich meine eigenen Gründe gehabt; unterdessen bin ich aber unermüdlich gewesen, zu beobachten, zu vergleichen, zu —

Sophie. Und was wären ungefähr die Gründe, die Sie für ihren Glauben anführen könnten? —

Hausvater. Ach Gott, soll ich das auch noch sagen? Es ist heute ein so warmer Tag —

Gouvernante. Nun gut, sagen Sie sie nicht, wir wollen Ihre Gründe zu errathen suchen. So zum Beispiel finde ich hier gleich einen offenen Widerspruch. Man lehrt uns an Gott, als einen Geist glauben, und verbietet uns zu gleicher Zeit, an Geister zu glauben. Das eine nennt man mit ehrendem Ausdruck Religion, das andere mit einem verdammenden Aberglaube. Man schärft von Kindheit auf unsere Fassungskraft, um auf die sichtbaren Spuren des ewigen, gütigen Geistes in seiner Schöpfung zu merken, und man unterdrückt diese Fassungskraft, wenn sie ahnet, daß sie zugleich mit diesem größten Geiste auch von andern Geistern umgeben sey. Dieses sind jedoch ganz oberflächliche Gedanken und Ansichten, die weder Philosophie noch Metaphysik seyn wollen.

Hausvater. Und mit Recht, denn wenn man scharfsinnig untersuchen wollte, so könnte man leicht finden, daß —

Gouvernante. Was denn? —

(Die Fortsetzung folgt.)

Wie man in Paris bekannt macht.

(Beschluß.)

Ein Schild von Ruf wurde ehemals so gestohlen, wie man heute den Titel eines Buchs oder eines Journals stiehlt; man ahmte nach und ließ sich in der Nachbarschaft nieder. Die Tabaksbude à la Civette in der Rue Saint-Honoré hatte vormals wie heute einen unermeßlichen Ruf, und in ihrer Nähe befanden sich Civettes rouges, noires, d'or, petites Civettes, vraies Civettes u. s. w. Ein Marchand in der Passage Delorme hatte sich unter den Schutz des beau Dunois gestellt und dabei großen Zulauf gefunden; ein anderer etablirte sich neben ihm, ließ einen schönen, weißen, gefleckten Hund malen, den er beau Dunois nannte, und hoffte so auf die Zerstreuung der Kunden seines Nachbars speculiren zu können.

In den Straßen Saint-Denis und Saint-Martin trifft man noch viele Schilder, aber sie sind meistens veraltet und drohen auseinander zu fallen. Ein Kattunverkäufer in der Rue Saint-Denis hat neuerdings ein großes Bild über seinem Laden anbringen lassen, worauf Fovatiers Statue des Spartakus im Tuileriengarten kopirt ist. Als ich neulich mit einem Franzosen vor dem Hause dieses Ehrenmannes vorüberging, war das Gemälde ganz mit großen Stücken Kattun umhangen, welche vom zweiten Stock bis auf das Pflaster herabreichten, so daß mein Begleiter bei diesem Anblick unwillkührlich ausrief: Tiens! voilà la république! où

diable va-t-elle se nicher? Ein Schild, welchem das Auge sehr häufig in diesen Stadttheilen begegnet, ist das der Hebammen, groß, gewöhnlich zwischen zwei Fenstern im zweiten oder dritten Stockwerk, selten in der ersten oder vierten Etage angebracht. Ein junger französischer Dandy versicherte mich neulich im Foyer der großen Oper, diese Gemälde seyen meistens Porträts; wenn es wahr ist, was ein fashionabler Mund sprach, den die glattesten, zierlichsten Phrasen umhegen, so kann das nur höchst schmeichelhaft für die Pariser Hebammen seyn; denn alle, die ich auf diesen Schildern abgebildet gesehen, sind hübsche Damen von gesetztem Alter mit Strohhüten, und alle Schülerinnen von Herrn Dubois und Madame Lachapelle.

Am verbreitetsten von allen Anzeigen, welche die Mauern der französischen Hauptstadt bedecken, ist ohnstreitig die des Journal des Connaissances utiles à 1 Francs par an. Man las dieselbe auch unter dem Fenster des Hauses auf dem Boulevard du Temple, von wo aus Fieschi seine Höllenmaschine losbrannte. Gegenwärtig ist die Journalanzeige überschwärzt, und an ihrer Stelle hat sich ein Fabricant de Billards nebst seiner Adresse anschreiben lassen. Die Pariser Industrie benuzt das größte wie das kleinste, das schrecklichste wie das lächerlichste Ereigniß der Gegenwart. Erhabener Spekulationsgeist des Pariser Gewerb- und Handelsstandes, ich bewundere dich!

Die Umgebungen des Place Vandôme, der Rues de la Pair, Castiglione, Rivoli u. s. w. haben Schilder und Inschriften ganz eigenthümlicher Art. Es ist ein Stadttheil, wo die Reichen und Vornehmen, Diplomaten und Engländer, auch andere Fremde wohnen. Dort zeigen sich die Pariser Kaufleute nicht mehr in ihrer Muttersprache an; da heißt es: Room for cutting the hairs, Medical hall, surgeons etc. circulating library, english Pharmacy, hat warehouse, pastry-cook etc. Die Restaurans und Cafetiers haben keine cabinets de société mehr, sondern Rooms for private parties. Auf den Fensterscheiben aller Etablissements steht: English spoken here; französische Sprachlehrer bieten ihre Stunden in fremden Sprachen an: the french language taught on a new method; Natürliche Methode, um franzoesich zu lernen und dergl. mehr. Die Hotels hier haben alle englische Namen: hôtel de Brighton, de Londres, de Westminster, d'Edinbourg, de Portsmouth, während die Hôtels garnis in den übrigen Stadttheilen meistens den Namen einer Stadt oder Provinz in Frankreich tragen, weil gewöhnlich Studenten und Provinzialen darin logiren. Die Fabrikanten, welche auf der Industrieausstellung einen Preis oder eine Medaille bekommen haben, verfehlen nie, es auf ihren Schildern anzumerken. Andere schreiben dazu: fournisseur de S. M. l'Empereur d'Autriche, fournisseur de S. A. R. le prince d'Orléans, horloger du Roi, u. s. f. Zum Schluß empfehlen wir unsern Landsleuten noch den Herrn Salosti, Schumacher in der Galerie d'Orleans des Palais-royal, welcher mehreren großen Potentaten, unter andern dem Kaiser von Rußland, die Stiefeln macht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

(Beschluß.)

Buchhandel. Raumer. Charlotte Stieglitz.

Recht ernsthafte Betrachtungen über die Fortschritte des Mechanismus sollte uns das einflößen, wie wir denn hierin auch bei uns einer Vervollkommnung immer näher rücken. Die Gaslampen aus Spiritus gedeihen jezt, und die Möglichkeit, eine Eisenbahn nach Potsdam zu erhalten, regt sich auf's Neue, besonders seit man die andere Möglichkeit bewiesen, auch bei Nacht und Nebel die Theatergänger nach Potsdam zurückzubringen. Die Expropriation macht die meisten Schwierigkeiten, indem unser Landrecht keine Gesetze darüber enthält, daher erst über ein Prinzip de lege ferenda verhandelt werden muß.

Auch der Buchhandel hat zum Winter nichts Wichtiges geliefert, und er wird, aus erklärlichen Ursachen, von Jahr zu Jahr unbedeutender werden, und von dem, was man in höherem Sinne Berliner Literatur nennen könnte, sich separiren; denn hier gedruckt möchte, seit Langbeins Tode, wenig mehr werden als Rechenbücher, Lehrbücher nach Hegelschem System und einige Predigten. Fürst Pückler, der uns zunächst angehört, läßt seine Reisememoiren längst schon in Stuttgart erscheinen. In seinem lezten Werke: „Semilassos Weltgang," liefert er übrigens ein vortreffliches Bild seiner Person. Niemand könnte den Verstorbenen besser schildern, als er es selbst gethan. Ob er je von Algier wieder in die Kieferwälder der Lausitz zurückkehren dürfte, ist noch ein Problem. Herr von Raumer, der aus England zurückgekehrt ist, läßt seine Briefe in Leipzig bei Brockhaus drucken, und sie werden in diesen Tagen erscheinen. So viel unter Freunden davon bekannt geworden, darf man sich die reichsten Mittheilungen über Englands Staatsverhältnisse, Gesetze und den Stand der Parteiungen versprechen, auch die und da lebenvolle Schilderungen einzelner interessanter Gegenstände. Dagegen wird, wer sich auf Personalitäten und charakteristische Anekdoten von lebenden Männern freut, wie sie wohl in den Pariser Briefen vorkommen, sich getäuscht finden. Durch ganz England herrscht unter allen Parteien, nach Herrn von Raumers Versicherung, ein solches Entsetzen, ja ein solcher Abscheu gegen die Art, wie Fürst Pückler in seinen Briefen die Familienpersonalien publik gemacht hat, daß ein Deutscher es nicht wagen darf, irgendwie schildernd in seine Fußstapfen zu treten, wenn er nicht sein Vaterland bei den Engländern in den ärgsten Verruf bringen will. Mittheilungen der ersten Staatsmänner Englands an den berühmten Historiker über einzelne Materien der englischen Verwaltung werden diesen Briefen übrigens eine Art von authentischem Charakter leihen. — Von Ludwig Rellstabs bekanntem Roman 1812 erscheint, auch in Leipzig, eine zweite Auflage. Der Verfasser hat sich jüngst, von einer Reise nach Holland her, sehr günstig in den hiesigen Zeitungen über die Dampfwagen vernehmen lassen, und den Beweis

geführt, daß sie wohl das Produkt des Bedürfnisses sind, aber eben so das Bedürfniß, wo es noch nicht klar wurde, erwecken. Möchte es wirken! — Die Lebensgeschichte der unglücklichen Charlotte Stieglitz, Gattin des Dichters Ludwig Stieglitz, ist jezt von seinen Freunden herausgegeben. Die Briefe der Dahingegangenen sind ein interessantes Vermächtniß, ein schöner Spiegel einer edeln Weiblichkeit, die nach ihrem Tode wie im Leben ein besseres Loos verdient hätte, als hier einen gemüthskranken Gatten aufrecht zu erhalten, dort das Aushängeschild abgeben zu müssen für eine Schule und Partei. Vielleicht wäre das, wenn sie darum wissen könnte, die bitterste Strafe für die Unglückliche. Sie, die Anspruchlose im Leben, muß man als die Dritte in einem Bunde berühmter Berliner Frauen rangiren, deren Herzensergüsse uns für neue Incarnationen des ewigen Geistes gelten sollen. Indem ein bekannter Gelehrter und Schulmann, Professor Zumpt, selbst kaum genesen von dem in Athen grassirenden Fieber, aus dem Lande zurückkehrt, von wo die Schulweisheit ihre Abkunft herleitet, ohne daß Schulmänner bis jezt sie dort zu suchen pflegten, werden wir an den Tod einer andern ausgezeichneten Frau gemahnt. Des berühmten Savigny Tochter, die Nichte Bettinas von Arnim, kürzlich vermählt mit dem Griechen Schinas, erlag in Athen der mörderischen Krankheit. Die Geschichte ihrer Liebe und Heirath gleicht einem schönen Roman. Alle, die sie kannten, versichern, daß in ihr ein weibliches Wesen untergegangen, welches seines Gleichen an Tüchtigkeit, Tiefe und heiligem Ernst der Bildung gesucht. Es ist darum auch nicht zu fürchten, daß ihre Briefe durch den Druck bekannt gemacht werden. An allerhand dummen Gerüchten über ihre Heirath fehlt es nicht, wie denn alles Außergewöhnliche dem trivialen Zweifel leider selbst dann ausgesezt ist, wenn es auch keine Ansprüche machte, vor das Licht der Oeffentlichkeit zu treten.

Noch ist zu erwähnen, daß die französische Kolonie auch in diesem Jahre ihr Stiftungsfest feierlich beging. Es ist vergebens; je mehr man sich Mühe gibt, äußerlich die separirte Existenz darzuthun, um so mehr bekennt man damit, daß es mit dieser Separation aus ist. Das jüngere Geschlecht ist durchaus deutsch, und will selbst nichts mehr von der Exemtion wissen. Es sind nur noch die Alten, welche das Veraltete festhalten, und zu vergeben ist es ihnen, wenn sie die vielen schönen, wohlthätigen Institute betrachten, die der Kolonie ihr Daseyn, und denen sie wiederum ihr noch heutiges Bestehen verdankt.

Prag, Oktober.

(Beschluß.)

Poetische Feierklänge.

Die poetischen Feierklänge, die bei dieser Gelegenheit ertönten, waren eben nicht glänzend zu nennen. Daß die Quantität der Verse geringer war als gewöhnlich, wird wohl Niemand unerfreulich nennen; leider aber war auch die Qualität keineswegs lobenswerth. Selbst die bessern unserer Poeten: Gerle, Legis, Müller, Swoboda, Zimmermann u. s. w., waren diesmal nicht glücklich mit den Geburten ihres Geistes, und von den besten konnte man nur sagen, sie seyen nicht schlecht. Eine ganz eigene Monotonie herrschte übrigens unter diesen Gedichten durch den Umstand, daß fast alle keinen andern Eingang zu der Freude über die Gegenwart des Sohnes finden konnten, als den Tod des Vaters, so daß in allen dieselbe Wendung von diesem auf jenen wiederkehrte. Ebert, der sich übrigens in Gelegenheitsgedichten niemals sehr frei bewegt, soll einen Prolog geschrieben haben, der jedoch nicht ans Licht der Lampen trat, weil sich, dem Vernehmen nach, die allerhöchsten Herrschaften jedes Andenkens verbeten hatten. In Urbans kriegslustigem: „Böhmen und sein König," kommen in vierzehn vierzeiligen Strophen die Worte: Czechen, Böhmen und böhmisch sechzehnmal, König eilfmal und das Vaterland ich weiß nicht wie vielmal vor. Dieses Gedicht wird besonders drollig durch den Umstand, daß ein verbesserungsüchtiger Setzer alle Elisionen wieder ergänzte. Wellda reimt in seinem Gedicht: „Bohemia's Jubelhymne," dreimal Triumph auf Triumph, und das vierte Mal zur Abwechslung Hochtriumph. Preißner, der in seinem „Festgesang" ein paar Verse hat, die ich zu skandiren nicht fähig bin, erzählt uns, daß der Kaiser mit väterlicher „Emsigkeit" für uns sorgt, und der Dürftigkeit mit Gnade denkt, „wo Ueberfluß zu schauen." Ihm glühen, gleich den Sternen, die treuen Böhmenherzen, die für das Kaiserpaar zur Himmelsdecke flehen, und ein Vers sagt, nachdem er immer von den Böhmenherzen in der dritten Person gesprochen:

„Dies hohe Paar, für das wir schlagen —"

Allein der schrecklichste der Schrecken unter diesen Gedichten ist Professor Mikans Lied der Prager Studenten, welches nebst noch einigen andern bei dem Fackelzuge der Akademiker am Abend vor der Abreise des Kaisers unter seinen Fenstern gesungen wurde. So sagt z. B. die zweite Strophe:

„Wir lieben ihn (den Kaiser) sehr,
Bald sind wir und nützen wir mehr:
Es steigen — wer weiß? —
Aus unserm studirenden Kreis,
Hier Aerzte, Prälaten
Und dort Advokaten,
Wohl auch Präsidenten — wer weiß? —
Was Jeder auch sey,
Wir bleiben dem Kaiser getreu!"

Wenn ich Kaiser wäre, ich würde einen eigenen Censor für die Gelegenheitsgedichte aufstellen, oder noch besser alle verbieten. Gut, im höhern und edlen Sinne des Wortes, war von allen Gedichten, welche Kaiser Ferdinand und seine hiesige Anwesenheit feierten, nur Eines: „Das Kaiserwort," von Uffo Horn, mit dem Motto: „Vive l'Empereur! voix du peuple," welches jedoch erst nach der Abreise des Kaisers in der Bohemia erschien. Freilich hatte unser jugendlicher Gesangesaar auch einen Vorwurf, wie er wohl in Jahrhunderten kaum einmal gefunden wird. Zwanzig Hochverräther, Söhne der „giovine Italia," werden von dem Kriminalgericht, neunzehn zum Tode, der zwanzigste zu zwanzigjährigem schweren Kerker verurtheilt; Kaiser Ferdinand aber begnügt sich nicht, das Todesurtheil Aller aufzuheben und in Kerkerstrafe zu verwandeln, sondern er bietet ihnen die Wahl zwischen dieser Haft oder der Auswanderung nach Amerika an, die Regierung übernimmt ihre Ueberfahrt, er gewährt ihnen Bedenkzeit, erlaubt ihnen, mit ihren Angehörigen zu rathschlagen, die Wohlhabenden dürfen ihr Vermögen mitnehmen, ihren Frauen ist es erlaubt, sie zu begleiten, ihre Kinder dürfen ihnen folgen, wenn es die Vormünder gestatten — hat die Geschichte ein schöneres Beispiel von Fürstenmilde, Weisheit und Zuversicht aufzuweisen? Es ist natürlich, daß ein poetisches Gemüth davon begeistert werden mußte.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 277.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 19. November 1835.

Da die Lieb' ich fand, um was
Könnt' ich hier noch werben?
Thu den Arm mir auf und laß
Mich im Kuſſe ſterben!

Rückert.

Magie und Liebe.

Von Guſtav Pfizer.

10.

Die Nacht der Erfüllung.

Hinaus! hinaus! wo ſchmelzend locken
Die Nachtigallen!
Wo weiß und purpurn Blüthenflocken
In Lauben fallen!
Wo in der Dämmrung Schmetterlinge
Sich ſpielend jagen,
Und Balſamdüfte Wunderdinge
Sich flüſternd ſagen.

Hinaus, wo ihres Mantels Dunkel
Die Nacht entfaltet!
Wo heil'ger Sterne Goldgefunkel
Den Aether ſpaltet!
Wo, Liebelenzes Feuerfahnen,
Sich Roſen blähen,
Und an des Lebens Eile mahnen,
Wenn ſie verwehen!

O geh', den Liebling zu erwarten,
Den hohen Freier!
Hinaus, o Selith, in den Garten!
Laß weg den Schleier!
In Schatten läßt die Nacht zergehen
Verſchämte Röthen;
Sie wird mild tröſtend bei dir ſtehen
In deinen Nöthen! —

Sie geht hinaus mit haſt'gem Schritte;
Matt ſind die Glieder;
Sie lauſcht dem Hall erſehnter Tritte,
Sie ſinket nieder;
Kaum tragen ſie die müden Füße,
Doch bald auf's Neue
Rafft ſie ſich auf, als ob ſie müße
Entfliehn der Reue.

Bald will die Freude ſich entzünden
In ihrem Herzen;
Bald will ihr Himmel, wie von Sünden,
Sich gräßlich ſchwärzen;
Sie fühlet ſchwerer, banger immer
Ihr Herz beklommen —
O — jetzt iſt's Zeit zu fliehen nimmer,
Er iſt gekommen!

11.

Zauberwirkung.

Hat er sie schmeichelnd schon umfangen?
Hat er auf ihre heiße Wangen
Den Erstlingsweihekuß gedrückt?
Hat er in jene lichte Fernen,
Wo er einheimisch, zu den Sternen,
Geflügelt sie und sich entrückt?

Der Pfirsich, der mit Blut getränkte,
Zu Selith hin den Priester lenkte;
Er kann nicht länger widerstehn,
Er kann den Wahnsinn nicht bekämpfen,
Des Geistes Aufruhr nicht mehr dämpfen,
Ihn zwingt ihr Blut — er muß sie sehn!

Er schmückt sich prächtig mit dem Kleide
Von heller, flammenrother Seide,
Drin er der Gottheit Opfer bringt;
Ein Gürtel mit der Sonne Zeichen
Von Gold, und dem des Monds, des bleichen,
Von Silber, seinen Leib umschlingt.

Was ist's, das seine Hand ergriffen
Was hellt die Nacht? ha! scharfgeschliffen
Ein Dolch, im Priesteramt gebraucht,
Den oft schon schäumend Blut umflossen,
Wenn in die Brust den Sonnenrossen,
Den schimmernden, er ihn getaucht.

So stürmt er her, verwirrt, verblendet,
In ihre Brust, so zärtlich, sendet
Er bittern Tod mit kaltem Stahl.
Er sieht nicht ihres Auges Bitten —
Sie hat das Bittre schon erlitten —
Roth quillt das Blut im Mondesstrahl.

Sie sinkt, mit Lächeln ihm verzeihend,
Zum Opfer ihm sich willig weihend,
Und nur betrübt durch seinen Wahn;
Doch kaum begann ihr Blut zu fließen,
Als frei ihn die Dämonen ließen,
Und seine Augen wieder sahn.

Die Macht, die nicht durch Zauberworte
Sich einschleicht in der Seele Pforte,
Die, elternlos, sich selbst erzeugt:
Hat jetzt sich ihm in's Herz gegeben,
Daß er vor dem geknickten Leben
Sich wie vor seiner Gottheit beugt.

Es gilt, des Blutes Strom zu dämmen,
Des Lebens hast'ge Flucht zu hemmen,
Es gibt kein Gut mehr, als die Zeit!
Wenn er die Stunden bis zum Sonnen-
Aufgang vom Dränger Tod gewonnen,
Ist mitzusterben er bereit!

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

Hausvater. Daß — doch lassen Sie uns abbrechen, der Abend ist wirklich schon sehr vorgerückt, und es fehlt uns daher Allen an Zeit, indem man sogleich das Souper melden wird.

Ich. Dennoch muß ich bitten, noch eine Bemerkung machen zu dürfen.

Alle. Und welche?

Ich. Es scheint fast, daß, um die Gegenwart von Geistern wahrzunehmen, uns Allen noch das rechte Organ mangelt. Es hat sich allerdings aus Galvanismus, Magnetismus, Traumleben und Ahnungsvermögen gleichsam ein solcher sechster Sinn erzeugen wollen, allein er ist wohl nicht recht zur Reife gekommen; wenigstens wollen die fünf andern Sinne noch nicht viel von ihm wissen und seine Untrügbarkeit eingestehen. Ich für meinen Theil will das Gewisse für's Ungewisse nehmen, und nehme daher gerne einen der fünf unbezweifelbaren Sinne zum Schiedsrichter über meinen Glauben. So zum Beispiel scheint mir hier das Gehör der tauglichste Sinn. Die Eindrücke, die er uns zuführt, sind so wenig körperlich, daß sie auf einen bloßen Hauch, auf ein Etwas, das jeder Messung und örtlichen Wahrnehmung entschlüpft, reducirt werden können. Wenn man den Ton zwingt, körperlich zu erscheinen, wie seltsam nimmt sich dann der geheimnißvolle Geisterbote aus: man sehe die Tonfiguren auf einer Glasscheibe. Vielleicht wird unsere Seele durch die Geisterwelt auf ähnliche Weise angesprochen, und diese Tonfiguren nennen wir Gespenster. — Weßhalb lassen die Propheten und heiligen Väter Gottes Gegenwart durch eine Stimme bemerkbar werden, die plötzlich erschütternd und überraschend vom Himmel herabspricht? Weßhalb, wenn nicht besonders durch's Ohr die geistigste Gegenwart sich ausdrücken ließe? — Daher die mystische ungeheure Herrschaft der Musik auf unsere Seele, die Niemand bezweifeln wird und Niemand erklären kann. Schadenfrohe oder nicht zur Ruhe gekommene Geister schaffen ihrem Unbehagen durch Mißtöne Luft. Ich habe einen Mann gekannt, der sich bitter anklagte, Schuld an dem Tode einer armen

Waise zu seyn, die er als Pflegekind zu sich in's Haus genommen hatte und die er öfters übel genug behandelte, weil das Kind einige schlimme Gewohnheiten nicht lassen wollte. Zu diesen gehörte, daß es, wenn die Familie bei Tische saß, auf seinem Teller oder auf dem Tischtuch entweder mit dem Messer oder mit den Nägeln der Hand kratzte oder scharrte, welches Geräusch, wie es wohl wußte, seinem Pflegevater unleidlich und peinigend war. Nach dem Tode dieses Wesens wurde nun der Mann, als er eben mit einer fröhlichen Gesellschaft bei Tische saß, plötzlich durch den wohlbekannten widrigen Ton erschreckt, der dicht an seiner Seite, wo das Kind sonst zu sitzen pflegte, sich hören ließ. Die Gäste vernahmen nichts; man wechselte die Plätze, doch behielt das gespenstische Wesen den seinigen und fuhr in seiner Beschäftigung fort, bis die Tafel aufgehoben war. Von dem Augenblicke an ließ sich der Mann nicht ausreden, daß er durch zu harte Behandlung Schuld an dem Tode des Kindes sey, und daß dieses jezt vermöge seines böswilligen Charakters an ihm Rache nehme. Er versank in tiefe Melancholie, in deren Folge er auch starb. — Ich muß gestehen, daß ich mich entschließen könnte, ohne Weiteres eine solche Geschichte für wahr anzunehmen.

Hausvater. Ich wünsche Ihnen Glück; Sie würden auf jeden Fall mit Ihrem Glauben noch in den Schranken der Mäßigung bleiben gegen das, was neuerdings wieder an derlei Dingen uns zugemuthet wird.

Der Offizier. Wenn man mich fragte, welchen Sinn ich für das feinste, tauglichste Organ zur Wahrnehmung der Erscheinungen in der Geisterwelt halte, so würde ich statt des Ohrs unbedenklich die Nase nennen.

Allgemeines Gelächter. Alfred rief: „Jezt weiß ich, aus welchem Grunde Sie sich so gern mit Wohlgerüchen beschütten. Sie pflanzen die Geister Ihrer verstorbenen Lieben auf's Jabot, auf die Weste oder die Manschetten; einige weniger begünstigte Geister mögen wohl auf's Taschentuch versezt werden.“ — „Ohne Zweifel,“ entgegnete der Offizier, „würden Sie dorthin kommen, und noch manche Andere, deren Geister eben nicht die feinsten sind.“ — „Schon gut,“ rief der Jüngling mit einem boshaften Lächeln, indem er auf die Gouvernante blickte; „ich will den Leuten, die auf dem Jabot sitzen, auf keine Weise in den Weg treten.“

Sophie. Keinen Streit um die Plätze, da wir ja Alle noch zum Glücke leben, und unsere Geister noch nicht in die Riechfläschchen auf der Toilette des Offiziers haben abliefern müssen. Ihre Gründe, mein Herr, für Ihre Ansicht.

Der Offizier. Ich könnte ebenfalls eine Menge Geschichten erzählen, um meine Geistertheorie mit Beispielen zu belegen; doch ich will lieber nur gleich meine Schwachheit eingestehen und erklären, daß mir der Geruch der liebste Sinn ist und ich ihn für den edelsten halte. Ihm zu Liebe habe ich darum mein System ersonnen.

Die Gouvernante. Allerdings eine seltsame Behauptung.

Der Offizier. Man könnte sagen, ich sey durch meine ungebührlich große Nase zu alle dem verleitet worden. Gewiß ist es, daß ich ihr viele Genüsse zu danken habe, und obgleich es eben so wahr ist, daß sie mit glücklichen Talenten und Fähigkeiten schon geboren wurde, so ist doch meine Mühe, ihr die beste Erziehung zu geben, ihre schlummernden Anlagen zu wecken und zu befestigen, der erste Grund zu ihrer jetzigen Ausbildung. Abgesehen von der Geisterwelt, will ich hier nur einige Betrachtungen vorlegen. Wie sehr ist dieser edle Sinn bis jezt vernachlässigt worden, wie absichtlich verkrüppelt man ihn und sezt ihn zurück, bloß weil er nicht wie das Gesicht, Gefühl, Gehör dem gemeinen praktischen Lebensbedürfniß unmittelbar dient! Es ist himmelschreiend! Thoren glauben wohl gar ihn ohne Nachtheil ganz entbehren zu können. Die Elenden, wie sehr sind sie im Irrthum! Freilich, das Auge haben wir nöthig, um uns nicht zu stoßen, das Ohr, um von einem hinter uns kommenden Wagen nicht überfahren zu werden, der Tastsinn schüzt uns vor dem Verbrennen, und der Geschmack vor schädlichen, widrigen Substanzen, nur der Geruch hat keinen unmittelbaren Dienst, der da beweist, daß er in der Haushaltung unentbehrlich ist. Man hält ihn für einen Schmarotzer, eitlen Müßiggänger, und hat es gerne, wenn das Organ, das ihm angewiesen ist, recht klein, elend und verkrüppelt gestaltet ist. O Himmel, was sind die Nasen heutzutage für erbarmungswürdige Wesen! Sie sind es, die unter dem despotischen Joche der Civilisation am meisten leiden. Man sehe nur das Urbild einer Nase, wie sie seyn soll! Kühn und frei tritt sie aus dem Antlitz hervor, auf dem sie durch ihren Standpunkt schon gebietet und die übrigen Züge beherrscht; in göttlicher Ungebundenheit prüft sie und genießt alle Wohlgerüche, die, gleich einem stets belebten Meere in der Atmosphäre um sie her fluthen, die ein gütiger Schöpfer ihrer ungeschwächten, jugendlichen Kraft zum Labsal darbietet. Der edle, freie Sinn verschmäht alles Gekünstelte, Süßliche, Schwächliche; die Büchsen der Parfümeurs sind ihm ein Greuel, nur das frische Kind der ländlichen Flur vermag ihn zu locken; der Busen der jungen Rose, wenn er sich eben im Thaubade gekühlt, ist für seine Flamme der würdigste Gegenstand. O, über den freien, kühnen Natursohn! an keinen Knechtesdienst gebunden, schwärmend nur für Schönheit und Liebreiz! Wie glücklich bist du, kühner Liebling! Doch nein, du könntest es seyn, du bist es aber nicht; sie wissen deinen Werth nicht zu würdigen, deine hohe Bestimmung

wird verfehlt. Man quält dich unabläſſig mit verweichlichten oder widrigen Gerüchen, und treibt mit dir und deiner Kraft ein albernes Spiel.

Hausvater. O, wo ſind wir hingerathen! ſehr weit ab von unſerm erſten Geſpräch. In der That, das heißt, Einen an der Naſe herumführen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Delavigne's Don Juan.

Die wichtigſte Theaterneuigkeit im vorigen Monate war die erſte Aufführung von Caſ. Delavigne's Don Juan d'Autriche. Wenigſtens zwanzig Theaterkritiker haben ſeitdem das Stück und die Darſtellung beurtheilt, und gewiß wird es auch auf deutſchen Bühnen erſcheinen. Eine umſtändliche Erörterung des Inhalts und des Werthes dieſes neuen Geiſtesproduktes des beliebten Dichters würde hier alſo überflüſſig ſeyn. Bekanntlich iſt der Held oder die Hauptperſon des Schauſpiels der natürliche Sohn Kaiſer Karls des Fünften, den man zum Mönche machen wollte, deſſen kriegeriſcher Sinn aber bald ſo ſcharf durchblizte, daß König Philipp den Muth verlor, aus dieſem Halbbruder einen Kloſterbruder zu machen. Der „Beruf" iſt daher auch der zweite Titel des Stückes, und die Abſicht des Dichters war keine andere, als auf anziehende Weiſe an Don Juans Beiſpiel zu zeigen, wie, alles Zwanges und aller Bemühungen der Umgebung ungeachtet, die angeborne Neigung (hier vielleicht etwas unrichtig Beruf genannt) durchbricht und ſich einen Weg zur Berühmtheit bahnt; denn bekanntlich gewann Don Juan durch ſeine Tapferkeit und Entſchloſſenheit eine wichtige Stellung, und war eine Zeitlang wo nicht die erſte, doch die zweite Perſon im Staate. Auffallend iſt es, daß der Dichter, ein Meiſter im Verſifiziren, in dieſem Stücke auf dieſen großen Vortheil ganz Verzicht geleiſtet hat. Das Publikum weiß aber nicht, daß Caſ. Delavigne dieſes Stück kurz nach ſeiner Wiederherſtellung von einer ſchweren Krankheit und als er noch ſchwach war, gleichſam zu ſeiner Zerſtreuung, gedichtet hat, und ſich das Dichten daher hat etwas bequem machen müſſen. Die Schwächlichkeit des Dichters läßt ſich auch in der etwas zu langen Ausführung ſeines Plans ſpüren; ſonſt war dies ſein Fehler nicht. Man hat ihm in den Tageblättern gerathen, das Stück abzukürzen; ich zweifle aber, ob er den Muth und die Kraft dazu hat; denn er iſt ſehr kränklich und ſelten noch zu großen Arbeiten aufgelegt. Nichtsdeſtoweniger heißt es, vor Ende des Winters ſollen noch zwei neue Luſtſpiele von ihm aufgeführt werden, mit deren Abfaſſung er eben beſchäftigt ſey. Es iſt nichts Ungewöhnliches hier, daß man Aufführungen von neuen Stücken ankündigt, die noch nicht einmal geſchrieben ſind. Der ſonderbare Alexander Dumas ſchickte neulich den Plan eines neuen Stückes an den Director des Porte St. Martintheaters, damit dieſer das Stück bereits anzukündigen im Stande ſey, obſchon es noch nicht gedichtet iſt. Wahrſcheinlich hatte er ſich verbindlich gemacht, ein neues Stück zu ſchreiben, und der eingeſandte Plan ſollte ein Unterpfand ſeiner Gewiſſenhaftigkeit ſeyn. Dieſer Dumas reiſt jezt im ſüdlichen Italien, wahrſcheinlich um von mehreren Seiten her das Meer zu beſehen, das er mit Taylor umſegeln wollte; eine Reiſe, die, obgleich prunkend angekündigt, nicht vor ſich gehen wird. Caſ. Delavigne's Don Juan iſt in den meiſten Zeitſchriften und Tageblättern lobend beurtheilt worden; indeſſen hat dieſer allgemein geachtete Dichter auch ſeine Feinde, die, ſo oft er auftritt, in irgend einem Journale laut werden und ihn ſehr hart behandeln. Diesmal ließ ſich ihre tadelnde Stimme in dem Cabinet de Lecture grell vernehmen. Caſ. Delavigne's Don Juan, hieß es, ſey noch mittelmäßiger, als ſeine Comédiens oder ſeine Vêpres siciliennes; er habe nicht das mindeſte Anziehende, und ſey im Gegentheil höchſt langweilig. Eine ſolche ungerechte Kritik kann jedoch dem Dichter nicht viel ſchaden. In ſeinen lezten Stücken hat er ſich augenſcheinlich bemüht, die Grenzen der ältern franzöſiſchen Dramatik zu erweitern und der romantiſchen Schule das Beſte abzumerken, was ſie an Neuerungen auf die Bühne gebracht. Er iſt alſo in ſo weit romantiſch, als er romantiſche Stoffe nimmt und ſie geiſtreich behandelt. Dabei hat Caſ. Delavigne zu viel Geſchmack und äſthetiſches Gefühl, als daß er in die Abgeſchmacktheiten und die widerlichen Verzerrungen der jezigen Schule verfallen ſollte. Er verſteht die große Kunſt, dem geläuterten Geſchmacke der franzöſiſchen Kunſtrichter zu gefallen, und dabei den regelrechten, aber höchſt langweiligen Gang der ältern Schule zu vermeiden. Er nimmt von beiden Schulen oder Arten das Beſte. Indeſſen iſt doch ſein lezteS Stück ein wenig zu gedehnt, was aber, wie geſagt, vielmehr auf Rechnung ſeiner Entkräftung geſezt werden muß, als daß man es einem Mangel an Geſchmack beimeſſen könnte. Freilich ſind nicht alle Stücke von ihm tadelfrei; ſeine ältern Stücke laſſen viel zu wünſchen übrig, ſein Paria iſt verfehlt, ſeine Vêpres siciliennes erregen nur ein mittelmäßiges Intereſſe; man ſieht es ihnen an, daß der Dichter damals keine andern Muſter kannte, als die überſpannten Heroen der alten franzöſiſchen Tragödie. Seitdem ein natürlicherer und beſſerer Geiſt die Bühne angehaucht, hat dieſer geiſtreiche Dichter auch bald die Mängel des franzöſiſchen Theaters eingeſehen und ſich nach andern Muſtern gebildet, ohne jedoch das herrſchende Gefühl des franzöſiſchen Publikums zu beleidigen. Er iſt bei weitem nicht ſo kühn, als Victor Hugo, aber dagegen weit geiſtreicher, kennt die Bühne beſſer und weiß ſeiner dramatiſchen Handlung ein größeres Intereſſe zu geben. Gleichſam zur Erholung dichtet Caſ. Delavigne kleine Gedichte, die jedoch ſeit der Revolution von aller Politik weit entfernt ſind. So hatte er im vorigen Frühjahr, ich weiß nicht auf welche Veranlaſſung, ein Klagelied eines Hirten oder Bauern um eine verlorne Kuh gedichtet, welche den Namen Ballade bekam, und von dem Inhaber einer Zeitſchrift auf ſonderbare Weiſe, nämlich mit Vignetten zwiſchen den Strophen, abgedruckt wurde, wobei er ſich auf das ſogenannte Eigenthum dieſes Stückes viel zu gute that, und den andern Zeitungen verbot, das Lied wieder abzudrucken, ja ſogar den Tonkünſtlern unterſagte, es in Muſik zu ſezen, „weil er der einzige Eigenthümer des Liedes ſey." Wie er es geworden, wurde nicht geſagt; denn Caſ. Delavigne beſizt Vermögen genug, um der Unannehmlichkeit überhoben zu ſeyn, für Geld zu dichten, oder aus einem Liede eine Spekulation zu machen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 278.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 20. November 1835.

— Augen,
Blickt euer Letztes! Arme, nehmt die letzte
Umarmung! und o Lippen, ihr, die Thore
Des Odems, siegelt mit rechtmäß'gem Kusse
Den ewigen Vertrag dem Wucherer Tod!
Shakespeare.

Magie und Liebe.

Von Gustav Pfizer.

12.

Die Lösung.

Sahst, o Nachtwandler Mond, du je ein Paar,
Das so unselig und so selig war?

Vernahmst du, Nacht, in höchstem Wonnerausch
Je solcher Liebesreden Wechseltausch?

Und säumtest du, o Morgen, je so lang,
Vorm Anblick, der dein Aug' erwartet, bang?

O Selith, wenn dein Blut wie Sand verlauft,
Dünkt dich dies Glück zu theuer drum erkauft?

Du, der dein Aug' auf Sonnen sonst gelenkt,
Hat je so reine Lichtfluth dich getränkt?

Wär' nicht ein Mörder jeder Augenblick,
Ihr neidetet nicht eines Gotts Geschick!

Doch heut den süßen Kelch euch Eine Nacht,
Den siebzig Jahre Andern nicht gebracht.

Ihr habt, was Andern stets verschlossen ist,
Ein Paradies durcheilt in Stundenfrist.

Die Lieb' im Tod noch prächt'ge Funken sprüht,
Wie Phosphor, der in Lebensluft verglüht.

Sie ist so bleich; ihr Lebensquell strömt fort,
Doch Leben trinkt sie neu aus seinem Wort.

Sie lächelt sanft; ihr Lächeln bittet ab
Die Zaubermittel, welche sie ihm gab.

Sie mahnet ihn, wie sie den Strauß ihm gab,
Zu werfen ihn in's heiße Flammengrab.

Er glühte damals nicht, wie sie geglüht,
Ihn faßt die Flamme jezt, da sie verblüht.

Verzieben, ohne Wort, ist Beider Schuld,
Wie ausgelöscht in einem Meer der Huld.

Sein Aug' bewältigt, seiner Stimme Ton
In ihrem Geist des Todesschlummers Mohn.

Sie staunt, wie friedlich sich der Sturm gelegt,
Und doch ihr Herz die vor'ge Treue hegt.

Er spart, weil sie noch athmet, seinen Schmerz;
Ein Eden, heut noch welkend, ist sein Herz.

Das Rosenöl der Liebe hält noch feucht
Den Lebensdocht, deß Flamme schon entfleucht.

Begeistert er von Sternen, Sonnen spricht,
Vom Lebensfeuer, vom urheil'gen Licht,

Und ahnet nicht, daß, wenn ihr Auge bricht,
Die Finsterniß verschlingen wird das Licht.

Der Wonne und des Jammers Kelch er tauscht,
So maßlos schlürfend, bis sein Geist berauscht,

Bis Zukunft und Vergangnes sich vermengt,
Zeitloser Traum die Gegenwart verdrängt;

Daß er nicht mehr mit ihr im Leibe lebt,
Bald durch des Aethers blaue Hallen schwebt,

Bald sich versetzt in einen Rosenhain,
Wo er den Tod nicht lassen will hinein.

Er spricht: „Du bist der Mittelpunkt der Welt!
Das Dunkel wird durch dich erlöst, erhellt.

„Den ich umsonst gesucht — des Lichtes Thron —
Wird sichtbar bald! Die Fürstin nahet schon!

„Geklammert wie die Schlange an den Aar,
Flieg' ich mit dir empor in's Sonnenklar!"

Sie lauscht dem Redenden und fragt sich kaum:
Ob hohe Weisheit dies, ob Wahnsinns Traum?

Und wer frug dies, wenn der Besinnung Maß
Die Lippe des Geliebtesten vergaß?

Wenn eines Engels Hauch geweiht ein Buch,
Wird jedes dunkle Wort zum Götterspruch.

Zu winket sie ihm, wenn er schweigen will,
Als stände dann des Lebens Puls ihr still.

Vorüber führt der blasse Mond die Nacht,
Die lezte, die die Liebenden durchwacht.

Der Morgenwind verläßt des Ostens Pfühl;
Er haucht das Blut in Seliths Wangen kühl.

Die weiche Hand, das süße Aug' erstarrt,
Zum Eisberg wird die warme Gegenwart.

Umsonst umfaßt sie inniger sein Arm;
Die Kälte steckt ihn an, sie wird nicht warm.

Kein Wort ihr mehr die Zärtlichkeit entlockt;
Der Geist ist flüchtig schon, die Zunge stockt.

Warum, o Karis, hältst du das noch fest,
Was spottend in der Hand der Tod dir läßt?

Meinst du, du lockst zu dem verlornen Glück
Der Liebe so die Flüchtige zurück?

O wähnet nicht, daß er noch hier verweilt,
Wenn seines Herzens Herz davon geeilt!

Er sieht nicht mehr die Hülle, die zerbrach;
Schon zieht er ihrem Licht als Schatten nach.

Der Jüngling, hingelehnt an seine Braut,
Ist eine Gruppe, die der Tod erbaut.

Doch folgt nicht Aug', nicht Ahnung und nicht Lied
Dem Seelenpaar, das aus den Hüllen zieht.

Ob sie im Garten weilten und zurück
Noch schaun, hin, wo sie kosteten das Glück?

Abschüttelnd jeden Wunsch und Trieb, der Raub
Wär' an dem abgestreiften Leib von Staub?

Ob sie gefaßt den dunkeln Saum der Nacht?
Sich schwangen in des Sternenhimmels Pracht?

Ob sie empfing der Morgenröthe Bad?
Ob sie zum Paradies erspäht den Pfad?

Es anzusagen weiß kein ird'scher Mund,
Doch einst wird Allen das Geheimniß kund.

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

Der Offizier. Ich bin noch nicht fertig. Beschämen uns die wilden Völkerschaften, ja, selbst die Thiere nicht im Gebrauch dieses Sinnes? — Er leistet seine Dienste, wo Auge und Ohr nicht mehr wirken können, zum Beispiel in Verfolgung der Spur eines Feindes. Doch wenn wir es auch aufgeben, auf diese Weise unsere Feinde auszuforschen und kennen zu lernen, ein Unternehmen, das sich bei unserem komplicirten Stadtleben oft komisch genug ausnehmen würde, so findet man doch tausend andere Weisen, sich scherzend oder ernstlich mit diesem Sinne zu beschäftigen. Weßhalb gibt es nicht Schulen der Gerüche, wie es Malerschulen gibt? warum ladet man nicht auf Duftkonzerte ein? Eben dieselben mystisch unbestimmten Eindrücke wie die Töne äußern die Düfte auf unsere Seele. Goethe phantasirt von einer Urpflanze, kann man nicht auch von einem Urdufte träumen? Vielleicht ist der Geruch des Meerwassers, ein so eigenthümlich wirkender mysteriöser Duft, ein Duft, bei dem sich so viel träumen und phantasiren läßt, und der fast prophetisch zu unsern Nerven spricht, ein solcher Urduft, der schon den ersten Schöpfungselementen beiwohnte? — Allein es fehlt wohl überall an einer Geruchästhetik, und diese müßte erst in

feſter Form aufgeſtellt werden, ehe man weiter geht. Ich ſchlage vor, das Studium müßte anfangen mit dem ernſten Styl, dem Kirchenſtyl: hierin begriffen ſind nun alle die düſtern, ſchwärmeriſchen Düfte der katholiſchen Weihgefäße, die die Seele mit den ſchaurigen Ahnungen und Entzückungen der höchſten Andacht füllen. Wer hat dieſes nicht empfunden, der mit geſchloſſenen Augen und ehe die Muſik begonnen, in eine katholiſche Kirche trat? — Dann der hiſtoriſch-romantiſche Styl: der Waldesduft zum Beiſpiel, dieſer echt zauberiſche Romanzenton im Duftkonzerte, die Gerüche der verſchiedenen Blüthenbäume, der Meeresduft u. ſ. w. Endlich das Genre, der frivole Styl, wohin die tauſend und aber tauſend natürlichen und künſtlichen Blumengerüche in den Gärten und auf den Putztiſchen, die Räucherblättchen, die Riechfläſchchen und ſcharfduftenden Salze gehören mögen. Die Akademiker, die ohne Begeiſterung und Aufſchwung ſchaffen, zeigten ſich dann in den Apothekerdüften, die erſt durch den Deſtillirkolben, durch die nüchternſten Regeln der Kunſt hervorgerufen werden. Man könnte dieſen Styl auch den kritiſchen nennen.

Gouvernante. Ach, wie viel Albernheiten in Einem Zuge!

Hausvater. Was gibt man mir, wenn ich noch einen Styl angebe? — Ich will ihn den niederländiſchen nennen; nämlich der Duft, den ein tüchtiger Plumpuddding, ſchwimmend in ſeiner brennenden Sauce von gewürztem Arrac verbreitet, oder den der Hautgout einer Wildpaſtete, gemiſcht mit dem Bouquet einer Flaſche Johannisberger, aushaucht.

Der Offizier. Sie haben Recht, dieſer niederländiſche Styl möchte wohl die meiſten Liebhaber und Kenner zählen.

Hausvater. Das können wir ja ſogleich entſcheiden; der Diener hat ſchon zum zweiten Male gemeldet, daß angerichtet ſey. Wirklich, es iſt ſehr ſpät geworden.

Während man aufbrach, wurde die Bemerkung gemacht, wie ernſthaft man mit einer Geiſtergeſchichte angefangen, dann auf die Form und Beſtimmung einer Naſe übergegangen war und endlich mit einem Plumpuddding geſchloſſen hatte.

Man muß nicht glauben, daß die müſſigen Leute auf dem Lande in ihre Unterhaltungen eine Folge und Ordnung brächten, oder daß ſie vollends nach einem gewiſſen Syſtem plauderten. Wie wenig denkt man auf dem Lande an dergleichen! Man langweilte ſich alſo öfters auch ohne Beihülfe der Syſteme, oder man trieb Dinge, die auf ein Haar wie ſchlechte Späße ausſahen. Es war von Geſellſchaftſpielen, den ſonſt ſo beliebten Tableaux und dergleichen die Rede geweſen, und Franz, der jüngere der beiden Wildfänge, hatte ziemlich voreilig und zuverſichtlich etwas der Art angekündigt. Als ſich der kleine Abendkreis verſammelte, wurde er vor eine Thüre gelockt, die verſchloſſen war und vor welcher ſich eine Anzahl Stühle befanden. Bei Beſitznahme dieſer öffneten ſich die Thürflügel. Im Zimmer erblickten die Zuſchauer einen alten, in tiefe Trauer gekleideten Mann, der ſich vor Schmerz nicht zu faſſen wußte, und auf das Heftigſte ſchluchzte und ſtöhnte. Ein jüngerer trat hinzu und ließ ſich mit dem Alten in ein Geſpräch ein, indem er ihn zu tröſten ſuchte, und ſich deßhalb nach der Urſache ſeiner Trauer erkundigte. „Ach!“ rief der Alte, „wie ſoll ich nicht weinen? meine Frau iſt geſtorben!“ — „Ihre Frau? O, das beklage ich von Herzen!“ — „Die Liebenswürdigſte, Schönſte, Geiſtvollſte ihres Geſchlechts! Ach! ach! ach!“ (Er weint laut.) — „Sagen Sie mir nichts weiter von ihr, ich habe ſie ja auch gekannt. Ach, welch ein himmliſches Weſen!“ (Er weint ebenfalls.) — „Den Schmerz überlebe ich nicht!“ (Er weint.) — „Wer hätte nur ahnen können, daß ein ſolcher Schlag uns treffen würde! Hieß ſie nicht Eliſabeth?“ — „Nein, Dorothee.“ — „Ja wohl, Dorothee! (Sie weinen Beide heftig.) Ach, wie tugendhaft war ſie, wie ſanft! wie ſchön muſizirte ſie! ach, und ihr Tanz!“ — „Göttlich!“ (Er ſchluchzt laut.) — „Armer Mann! Beſinnen Sie ſich noch, wie ſie die Contredanſe tanzte?“ — „Die Solotour? O Gott, ich ſehe ſie ja noch vor mir!“ — „Etwa dieſe Wendung?“ (Er tanzt.) — „Viel, viel graziöſer!“ — „Ja, Sie haben Recht, viel graziöſer! O Dorothee!“ (Sie weinen Beide.) — „Gewöhnlich ſchloß ſie mit einem kleinen Entrechat.“ — „Freilich, etwa ſo.“ — „Wie, mein Herr, ſo ſchwerfällig ſollte ſie getanzt haben? Nein ſo — mit dem rechten Fuß ausgefahren — ſo, nun die Wendung! — Geben Sie mir die Hand!“ — „Es wird nöthig ſeyn, daß ich etwas dazu ſinge.“ — „Raſchern Takt! — So! — ach! Immer raſcher — nun der kleine Entrechat!“ — „Allerliebſt! — aber den Entrechat machte ſie doch etwas höher; etwa ſo.“

Beide hatten ſich bei der Hand gefaßt und ſprangen, trotz ihrer Trauer, auf die ergötzlichſte Weiſe herum; die Geſellſchaft lachte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Haag, November.

Kunſtausſtellung.

Ihrer Einladung zufolge, werde ich das Vergnügen haben, von Zeit zu Zeit über die intereſſanteſten Erſcheinungen, Kunſt und Literatur und die damit zuſammenhängenden Anſtalten ꝛc. in unſerm Lande berührend, gedrängte Berichte zu erſtatten. Mit großer Zufriedenheit hat man hier wahrgenommen, wie ſeit einigen Jahren in dieſer Beziehung mehr poetiſche Gerechtigkeit als früher gegen uns

geübt wird, und die Aufmerksamkeit unserer deutschen Nachbarn und Stammverwandten nach und nach, so mancher engherzigen Vorurtheile sich entschüttend, demjenigen sich zuwendet, was bei einer an Hülfsmitteln und Anstrengungen jeder Art nicht armen Nation auch in dieser Sphäre vorgeht. Die einzelnen oberflächlichen Versuche von rasch durchreisenden Belletristen, sowohl Deutschen als Franzosen, das öffentliche Urtheil des Auslandes über unsere Zustände zu verwirren, machen uns in dem Vertrauen nicht irre, daß die Wahrheit siegreich auch da durchdringen werde, wo vielleicht mehr persönlicher Geschmack als innere Ueberzeugung seither feindselig uns gegenüber gestanden ist. Die trefflichen Briefe Schnaase's, ein neuer Beweis deutscher Gründlichkeit und Tiefe, legen einen schlagenden Beweis dafür ab, und es ist zu wünschen, daß diesem Beispiele nachgefolgt, und auch über andere Partien in unserm geistigen Leben Holland dargestellt werde, wie es wirklich ist, und nicht, wie es bloß in der Phantasie meist unreifer und unkundiger Schriftsteller sich gestaltet, welche mit dem Dampfschiffe ankommen, und nach ein paar Tagen Durchflugs im Eilwagen durch unsere Städte, Schilderungen des Ganzen mit einer ernsthaften Miene entwerfen, als enthielten sie das Ergebniß jahrelanger Studien und Forschungen.

Ich werde Sie heute von unserer letzten öffentlichen Kunstausstellung unterhalten, worüber noch kein öffentliches Blatt in Deutschland berichtet hat. Sollen wir unser innerstes Gefühl ausdrücken, welches sich bei dem ersten Besuche des Saales der Ausstellung unserer bemeistert, so können wir nicht anders als zu der glücklichen Idee und dem guten Geschmacke Glück wünschen, durch welche die Kommission sich auszeichnete, besonders aber dafür, daß sie die Gemälde in einer so abwechselnden Ordnung aufgestellt hat, daß der Geist des Betrachters, ohne die gewöhnlich bei solchen Fällen stattfindende Ermüdung, von einem Gegenstande zum andern schweifen und, bei großer Verschiedenheit des Charakters, gleichwohl für jedes seinen Tribut an Bewunderung darbringen kann. Das fatale Systematisiren, wobei eine gewisse Monotonie unvermeidlich bleibt, schadet dem Interesse des Künstlers, dessen Produkte oft mit absichtlich parteiischer Launenhaftigkeit aufgehängt zu werden pflegen, nicht minder, als dem Interesse des denkenden Theils der in die Säle sich drängenden Zuschauer. — Um ein Urtheil im Allgemeinen zu fällen, und vorbehaltlich unserer Ansichten über das Einzelne, sind wir genöthigt, zu gestehen, daß, wenn die Ausstellung von 1835 auch nicht ganz besonders hervorstechend durch die Zahl der Gegenstände genannt werden kann, sie desto mehr durch die Auswahl derselben sich empfohlen hat. Deutlich bemerkt man die Fortschritte, welche unsere Künstler, gespornt von edlem Ehrgeize und einer großen Vergangenheit, in dieser Hinsicht gewonnen, und ohne Befahrung des Vorwurfs von Nationaleiteikeit, durften wir beim Anblick des hier Vorhandenen ausrufen: „Ja, es gibt noch Maler in Holland!"

(Der Beschluß folgt.)

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Delavigne. Alfred de Vigny.

Es hat nicht an einem Tonkünstler gefehlt, der trotz dem Verbot des Eigenthümers das Klagelied Delavigne's in Musik setzte, und in der That ladet der singende Text ganz zur Musik ein, wie man aus den Anfangsstrophen sehen kann:

Ah! ah! de la montagne
Reviens, Néra, reviens!
Réponds moi, ma compagne,
Ma vache, mon seul bien.
La voix d'un si bon maître,
Néra.
Peux-tu la méconnaître?
Ah! ah!
Néra!

Reviens, reviens: c'est l'heure
Où le loup sort des bois.
Ma chienne, qui te pleure,
Répond seule à ma voix.
Hors l'ami qui t'appelle,
Néra,
Qui t'aimera comme elle?
Ah! ah!
Néra!

Dis-moi si dans la crèche
Où tu léchais ma main,
Tu manquas d'herbe fraiche,
Quand je manquais de pain?
Nous n'en avions qu'à peine,
Néra;
Et ta crèche était pleine,
Ah! ah!
Néra!

In diesem schönen, aber etwas zu wipigen Liede fehlt es jedoch nicht an Uebertreibungen, z. B. wenn der Hirte seine Kuh daran erinnert, daß er sie am Palmsonntage mit Blumen zu bekränzen pflegte, und daß sie nun, statt eine gute Christin zu seyn, eine Heidin werde; oder wenn er klagend daran denkt, daß am künftigen Dreikönigstage keine Bohne für sie aus dem Kuchen gezogen, und sie also nicht als Königin gekrönt werden könne. Ich glaube nicht, daß selbst in der Schweiz die Liebe zu einer Kuh bei einem Hirten so weit gehen kann. — Des Beifalls ungeachtet, dessen Alfred de Vigny's Chatterton auf der Bühne des Théâtre français sich hat zu erfreuen gehabt, scheint dieser Dichter nicht fortfahren zu wollen, im dramatischen Fache sein ungemeines Talent zu zeigen; er hat sich lieber wiederum zu romantischen Darstellungen gewendet, und so eben eine Schilderung militärischer Zustände versucht. Wie er dazu gekommen, darüber gibt uns Saint-Beuve, sein Freund, in einem biographisch-literarischen Aufsatze einer hiesigen Zeitschrift Aufschluß; dieser Aufsatz, obschon mit Lobsprüchen gewaltig überladen, wie denn überhaupt die neue Schule mit den Superlativen sehr freigebig um sich wirft, erscheint zur rechten Zeit; denn obschon Alfred de Vigny allgemein bekannt ist, so wußte man doch wenig von seinem frühern Leben. Hier erfahren wir nun, daß er um's Jahr 1798 zu Loches geboren ist, während der Napoleonschen Regierung in einem Kollegium studirte und nach Rückkehr der Bourbonen in die königliche Garde trat, zuletzt als Offizier in einem Infanterieregimente diente, und obschon er den Bourbonen eifrig ergeben war, doch von denselben wenig beachtet und gar nicht befördert wurde. Zur Zeit der Julirevolution, als die königliche Garde aufgelöst worden, habe er sich ganz vom Dienste zurückgezogen und in Paris als privatisirender Gelehrter niedergelassen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 118.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 279.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. November 1835.

— Dahin, dahin!
Wie Segel, die vom Sturm getrieben,
Zurück der Menschen Hänser blieben,
Wie Meteore durch den Himmel
Hinziehn in stürmendem Gewimmel.

Byron.

Mecheln und die Eisenbahn.

Es war ein Sonntag Nachmittag. Vom Brüsseler Park herkommend, wo ein Freund mir die Stellung der Truppen des Prinzen Friedrich und die Geschichte der wüsten Oktobertage des Jahrs 1830 in loco erläutert hatte, ging ich eben an dem glänzenden Hotel de Bellevue vorüber, welches die Spuren der Zerstörung, die es beinahe zu einer Ruine umschufen, glücklich ausgemerzt hat, als ich auf der Place-royale ein Paar nicht uneleganter, mit vier Pferden bespannter Wagen halten sah, auf deren über Gebühr langen Seiten man in großen schwarzen und rothen Buchstaben auf gelblackirtem Grunde die Worte las: Omnibus en correspondance avec le chemin de fer. Es wäre doch Unrecht, sagte ich zu mir selbst, die Gelegenheit nicht zu benutzen, eine Dampffahrt auf ebenem Boden zu machen, nachdem ich so oft auf dem Wasserspiegel ein Element durch das andere besiegen sah. Ich zahlte dreißig Centimes, schlüpfte durch die am hintern Ende des Fuhrwerks angebrachte Thüre in dessen geräumiges Innere, und setzte mich auf eine der beiden langen Seitenbänke nieder, wo schon Mehrere Platz genommen. Einen Augenblick darauf knallte der jockeyartig gekleidete Kutscher, und wir rollten dahin. Bald fuhren wir über die schöne Place de la Monnaye, wo das berühmte Café des mille colonnes liegt, und das 1817 erbaute Theater mit seiner etwas schwerfälligen Masse und den gedrückten Bogengängen, die es umgeben, keinen besonders gefälligen Eindruck macht, kamen durch einen Theil der stattlichen Rue neuve, lenkten dann in die Rue de Laeken ein und befanden uns an der Porte d'Anvers. Ein Seitenweg brachte uns bald darauf zu der Stelle, wo die Eisenbahn ihren Anfang nimmt. Es war ein entsetzliches Gedränge, bevor man, einer langen Reihe von Reise- oder Fahrlustigen folgend, bis zum Fenster der hölzernen Barrake zu gelangen vermochte, wo die Billets verkauft wurden. Für einen Frank löste ich eines für einen Charabancplatz, und stand bald auf der Abfahrtstelle, wo Hunderte von Neugierigen sich drängten. Da es gerade Sonntag war, wollten die Brüsseler, namentlich der Mezzo-ceto, das schöne Wetter benutzen, einen Ausflug nach Vilvorde zu machen, um dort in einem vielbesuchten Garten einem jener Instrumentalkonzerte beizuwohnen, welche in Belgien wie in einem großen Theile Deutschlands an öffentlichen Vergnügungsorten nie fehlen dürfen.

Ein langer Zug verschiedenartiger Fuhrwerke stand auf der Bahn. Hier war für Geschmack, Bequemlichkeitsliebe, Anforderungen und Beutel eines Jeden gesorgt: die elegante Berline neben der bequemen Diligence, der Charabanc neben dem ganz unbedeckten, mit einfachen hölzernen Sitzen versehenen Wagen, alle in langgedehnter Reihe

mit ſtarken Eiſenhaken aneinander befeſtigt. Eine große Menſchenmenge füllte bereits die meiſten, namentlich die leztern, auf denen man für 35 Centimes nach Vilvorde fährt; Andere waren im Einſteigen begriffen, noch Andere rannten hin und her, um ſich gute Plätze zu ſuchen. Die locomotive Maſchine, la Flèche, welche dieſen gewaltigen Zug mit ſich ſchleppen ſollte, ſtand ſchon à la tête in Bereitſchaft, und ſpie eine Dampfſäule aus wie ein Vulkan; ohne zu ſäumen, begab ich mich alſo auf meinen Platz, wo mir bald das Billet abgefordert wurde. Eine Glocke ertönte — ein Ruck — und wir fuhren. Anfangs ging's langſam, allmählich nahm die Schnelligkeit der Bewegung immer zu. Auf unſerer Linken ſahen wir noch einen Theil von Brüſſel und die nach Laeken führende, mit Wohnungen beſezte Straße; der Vilvordekanal durchſchnitt die üppigen, grünen Wieſen, auf denen wohlgenährte Heerden ſich das herrliche Gras gut ſchmecken zu laſſen ſchienen, und wo einzelne Thiere, die ſich gerade an der Straße befanden, erſchreckt auf die Seite ſprangen, wenn das Ungethüm des Wagenzugs raſſelnd an ihnen vorbeiſchoß. Die näheren Gegenſtände flogen vor unſern Blicken vorüber. Dicht am Wege liegen einzelne Häuſer, Barraken für die Arbeiter, welche die Straße in gutem Stande erhalten ſollen, und ein paar bretterner Galerien für Zuſchauer; dieſe Gegenſtände vermochte man kaum zu fixiren; ſie nahten, ſie waren da, ſie waren hinter uns; der Moment, in welchem ſie vorüberflogen, ſchien in der Zeit nicht einmal vorhanden geweſen zu ſeyn. Man ſchwindelte, wenn man verſuchte, ſein Auge auf irgend etwas in der Nähe Befindliche feſt zu heften. So muß der nächtliche Ritt geweſen ſeyn, auf welchem der geſpenſtiſche Wilhelm die an Gott und Vorſehung verzweifelnde Lenore mit ſich fortführte.

Die Empfindung, welche das raſche Fortbewegen erregt, kann man eben keine unangenehme nennen, wenn auch der Luftzug etwas ſcharf iſt. Man ſpürt ein in unmerklichen Zwiſchenräumen auf einander folgendes oder vielmehr anhaltendes leichtes Stoßen, das iſt Alles. Ehe man Vilvorde erreicht, welches 1¾ Lieues von Brüſſel entfernt liegt, wird Anſtalt zum Halten gemacht und die Schnelligkeit dadurch allmählig vermindert. Der größte Theil der Mitgefahrenen, namentlich zahlreiche Frauen, blieben hier, die meiſten wohl mehr in der Abſicht, bei einem der Reſtaurans ſich etwas zu Gute zu thun, was den Hauptcharakter eines Sonn- oder Feſttags konſtituirt, als philanthropiſch-philoſophiſche Betrachtungen über das große Zuchthaus anzuſtellen, welches die Kaiſerin Maria Thereſia, unter deren Regierung die von Karl von Lothringen verwalteten belgiſchen Provinzen ſo ruhig und glücklich waren, auf den Trümmern des alten Schloſſes der Herzoge von Brabant erbauen ließ, wo die bekannte Dichterin, Madame Deshoulières, eine Zeitlang gefangen ſaß. Das erwähnte Korrektionshaus, welches übrigens ebenſo wie das zu Gent vortrefflich verwaltet wird und muſterhaft eingerichtet iſt, und aus dem eine Menge nüzlicher Handarbeiten hervorgeht, verleiht dem ganzen Vilvorde einen eben nicht freundlichen oder anſprechenden Charakter, und es iſt, als wäre die Luft drückend und das Athmen beengt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortſetzung.)

Während die Thüren geſchloſſen waren und man im Dunkeln ſaß, ließ ſich plözlich unter den Bekannten eine fremde Stimme hören, die einige Worte ſprach. Alle erſchracken heftig, Sophie ſchrie laut auf und die Gouvernante flüchtete ſich in der Angſt und Zerwirrung auf den Schoß des Offiziers, der ihr zunächſt ſaß. Es war wieder ſtill, man glaubte ſich getäuſcht zu haben, dann ſprach wieder die fremde Stimme und die Geſellſchaft fuhr von Neuem auseinander. Die Thür ward aufgeriſſen, um Licht zu haben, und jezt zeigte ſich die geſpenſtiſche Stimme als einem wohlbekannten Gaſte zugehörend, der eben angelangt war und ſich, die Stille und Dunkelheit benuzend, mitten in den Kreis eingeſchlichen hatte. Dieſe freudige Störung verurſachte, daß man nicht weiter an die Bilder dachte. Der Ankömmling war ein ältlicher Mann, doch lebhaft und beweglich, dem man es an den Augen anſah, daß er nicht gerne einen guten Spaß verdarb. Der Hausvater, deſſen Jugendfreund er war, hatte ihn ſchon lange erwartet. Man nannte ihn den Kammerherrn. Er war es auch wirklich, doch das thut nur wenig zur Sache.

Nachdem man die erſte Freude des Wiederſehens ausgekoſtet hatte, entſtand die Frage, welcher Platz dem neuen Mitgliede der müſſigen Leute angewieſen werden ſollte. Es ſchien grauſam, die Gouvernante und den Offizier trennen zu wollen, und dennoch miſchte ſich ſo boshafte Intrigue in's Spiel, es wurde ſo ſtark und von allen Seiten dahin gearbeitet, daß endlich, troz ſeines heftigen Widerſtands, der Offizier das Feld räumen mußte und der Kammerherr ſeinen Platz einnahm. Als dieſer Triumph errungen war, ſah man ſich untereinander mit einem ſtillen, aber boshaften Lächeln an, das immer ſtiller und boshafter wurde, je näher es an den Offizier oder die Gouvernante kam. Der Kammerherr ſuchte ſich, gleich einem Miniſter, der durch eine elende Kabale ſeine Stelle erhalten hat, ſo gut es gehen wollte, beliebt zu machen. Er bat daher, daß man nur da

fortfahren möchte, wo man bei seinem Erscheinen geblieben sey. „Wenn ich mich nicht täusche," sagte er, „so wollte man Tableaux darstellen?" — „O nein," entgegnete Franz pikirt, „etwas bei weitem Geistreicheres. Ich kann jene Tableaux nicht leiden, wo man gezwungen ist, halbe Stunden lang vor der geschlossenen Thür zu sitzen und endlich nach zahllosen Versuchen, nach Ausleerung von einem Dutzend Kleiderschränken und den mühseligsten Anstrengungen etwas zu Stande kommt, was mir jeder elende Kupferstich besser zeigt. Höchstens gewähren sie mir den Vortheil, daß ich ein hübsches Gesicht ungestört minutenlang anschauen kann, ohne daß es sich mir entziehen oder es als Unbescheidenheit auslegen darf. Von dieser Freiheit habe ich denn auch allemal Gebrauch gemacht und mich um das Uebrige herzlich wenig bekümmert."

Hausvater. O ich muß lachen, wenn ich an die Spiele, die in meiner Jünglingszeit Mode waren, zurückdenke. Küsse und immer nichts als Küsse; es war durchaus nichts Auffallendes, ein junges Mädchen zu sehen, das sich auf die Knie eines Herrn aufschwang und ihn auf die naivste Weise um eine Anzahl Küsse bat, die er ihr sehr bereitwillig gab, indeß der ganze Kreis herum zuschaute und sich nicht wenig ergötzte. Bei Austheilung der Pfänder und dem Haschen nach Plätzen flogen einem oft drei bis vier Schönen mit dem reizendsten Ungestüm in die Arme. Heutzutage würde man dergleichen sehr unpassend finden.

Sophie. Und mit Recht; die gesellschaftlichen Formen haben sich sehr veredelt.

Der Kammerherr. Es herrschte damals die durch Lafontaine eingeführte falsch verstandene Natürlichkeit. Alles war Einfalt, Liebe, Natur. Man konnte den holden Naturkindern unmöglich etwas übel nehmen, so wie man ihnen auch nichts versagen konnte. Doch, junger Freund, führen Sie uns nun zu den Ergötzlichkeiten Ihrer Zeit.

Franz. Das wird wohl kaum mehr möglich seyn, mein Famulus ist entsprungen.

Hausvater. Nun, so wollen wir nach dieser Ausschweifung wieder zu unsern Geschichten zurückkehren. Du, mein Freund, bist so weit herumgereist, Deine Dienstzeit hast Du immer anderswo als an Deinem Platze bei Hofe zugebracht, Du mußt nach dem alten Sprichworte auch viel zu erzählen haben.

Kammerherr. Wer kennt nicht die Vorgänge auf Reisen? sie sind zerstückelt und ungenügend. Der Reisende ist selbst eine fahrende Geschichte, die nie zu Ende kommt und an der sich gleichsam an den Rädern des Wagens hundertausend kleine Geschichten, Episoden anhängen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beschluß.)

Alfred de Vigny. Scribe. Mad. Damoreau.

Alfred de Vigny's historischer Roman Cinq-Mars schreibt sich aus der Zeit her, als er noch im Dienste war. Dieser Roman war es eigentlich, der seinen Namen der Welt bekannt machte. Die Damen besonders waren entzückt, und baten ihn, doch noch mehr Cinq-Mars zu schreiben, eine Aufforderung, welcher der Dichter nicht entsprach; denn kein zweiter ähnlicher Roman erschien von ihm, dagegen Novellen verschiedener Art, und dies nebst Gedichten scheint sein Lieblingsfach; jedoch schreibt er bei weitem nicht so viel, als andere Modeschriftsteller, und sein Name findet sich nicht in einem Dutzend verschiedener Zeitschriften, wie der Name eines seiner Freunde, Emile Deschamps, welcher für die pittoresken Magazine, die Damenjournale, die Jugendschriften, die Almanache und für noch manche andere Sammlungen stets ein Gedicht oder einen Aufsatz fertig hat. — Scribe bleibt dem Theater getreu, dem er seinen Ruf und seinen großen Wohlstand verdankt, und wiewohl er jetzt gemächlich auf seinen Lorbeern, oder auf den Früchten derselben, das heißt, auf seinem schönen Landgute und in seiner Pariser Wohnung ausruhen könnte, so arbeitet er dennoch, als ob sein Ruf noch nicht gemacht wäre. So wird jetzt auf der Bühne ein Vaudeville von ihm, l'Octogénaire, der 80jährige Greis, und außerdem ein großes Lustspiel für das Théâtre français angekündigt, in welchem Mlle. Mars, noch immer die erste Schauspielerin dieses Theaters, und man kann sagen, der gesammten französischen Bühne, eine Rolle übernehmen will. Vielleicht wird das Stück für sie eigentlich geschrieben, wie denn überhaupt die Dichter hier stets auf die vorhandenen Talente Rücksicht nehmen, und ihretwegen Charaktere und Personen schildern. In einer Zeitschrift wurde es neulich als Scribe's besonderes Verdienst herausgehoben, daß er die Schauspieler des Gymnase dramatique so genau studirt und ihren Fähigkeiten und Talenten, ja sogar ihren Charakteren und Eigenheiten Rollen angepaßt habe. Rücksicht hat er gewiß auf die vorzüglichen Schauspieler dieses Theaters genommen, wenn er neue Stücke dichtete; aber schwerlich hat er dies so weit getrieben, wie es in besagter Zeitschrift behauptet wird. Er würde alsdann wohl nur schlechte Stücke gedichtet haben, und sie würden an andern Orten kaum gespielt werden können. Ich möchte im Gegentheil behaupten, die meisten Scribe'schen Vaudevilles seyen von der Art, daß jede Truppe, wenn sie nur nicht zu den schlechten gehört, dieselben leicht spielen kann; denn sie erfordern nur Verstand und ungezwungenes Spiel, und deßhalb werden sie auch überall, wo sich eine französische Bühne findet, mit Beifall gegeben. Man hat ferner in den Zeitungen angekündigt, Scribe bereite mit Auber eine Operette vor für das Auftreten der Mad. Damoreau auf der Bühne der komischen Oper. Diese Sängerin hat der neue Operndirektor Duponchel auf der Bühne seines großen Theaters, dessen Primadonna sie war, diesmal nicht festgehalten, entweder weil sie ihre Forderungen zu hoch spannte, oder weil sie ihm nicht unentbehrlich däuchte, und sie hat, wie die Zeitungen melden, mit der Direktion der komischen Oper einen Kontrakt abgeschlossen. Wahrscheinlich aber ist die ganze Ankündigung nur ein Kunstgriff ihrer Freunde, um den mächtigen Duponchel zur Reue

zu stimmen, und ihn zu bewegen, die von Mad. Damoreau gestellten Bedingungen einzugehen; denn eigentlich paßt die Damoreau auf keine Bühne besser, als auf die der großen Oper, und Duponchel würde Mühe haben, sie zu ersetzen, wenn sie fortginge. Nur sie besitzt die Gunst des Publikums und versteht die Kunst, den neuen Operngesang vollkommen auszuführen. Die Gunst ihres Mannes scheint ihr nicht so sicher, wie jene; denn vor einiger Zeit erschien sie vor Gericht und führte Klage wegen der von ihm erlittenen Mißhandlungen. Der Mann war, wie es scheint, unzufrieden mit ihrem Betragen in der Ehe; allein sie deßhalb zu mißhandeln, ihr das Leben zu verbittern und ihre theatralische Laufbahn zu stören, das erlaubt die öffentliche Meinung und auch ein galantes Gericht keineswegs in Frankreich; dem Manne wurde daher sein Betragen verwiesen, seine Klage wegen der Aufführung seiner Frau abgelehnt und er zu den Kosten verurtheilt. Wahrscheinlich leben sie seitdem getrennt. Ich führe diese Thatsache nur deßwegen an, weil sie in den Zeitungen, wie alles vor Gericht Vorkommende, weitläufig erzählt worden ist; denn sonst ist es die Sache eines Berichterstatters nicht, das Privatleben der Schauspieler und ihre häuslichen Fata aufzudecken; er hätte allzuviel zu thun, und im Grunde würde es herauskommen, daß in dieser Hinsicht Paris nicht besser oder schlimmer ist, als diese oder jene andere große Stadt. Dg.

Haag, November.

(Beschluß.)

Kunstausstellung.

Unter den Gemälden und Porträts unterschied man mehrere, der Aufmerksamkeit von Kennern ganz besonders würdige; zu diesen müssen gezählt werden die von B. Bing von Amsterdam, welche die Abtei Drybrugh, wo Walter Scotts sterbliche Reste beigesetzt liegen, Kalisch, Amsterdam und Peter den Großen beim Maler L. Backhuysen vorstellen; von P. C. Christ, einem jungen Menschen von dreizehn Jahren aus Nymwegen: das Kloster bei dieser Stadt; von A. J. Couwenberg aus Arnhem: ein Landhaus mit einem kleinen Gehölze in der Gegend von Löwen, mit den Schützen van Damms, welche in Verfolgung des Feindes begriffen sind; von J. A. Beckhout aus dem Haag: Wilhelm der Schweigende, ermordet von Balth. Gerhard, und das Porträt des verstorbenen Oberbibliothekars C. Flament; von J. W. Gerstenbauer-Zimmermann aus Amsterdam: ein Ecce Homo nach Gaspard de Crayer; von van der Groen (Haag): ein Porträt in Basrelief von Michel Angelo; von F. L. Huygens (Haag): die Ankunft eines Fischerboots von Scheveningen; von P. Jolly (Hoorn): eine Zeichnung von Simeon im Tempel, nach Rembrandt; von C. Kruysemann (Haag): das Bildniß einer jungen Dame mit ihrem Kinde, ein zweites und drittes weibliches Bildniß, das des Contreadmirals Melville de Carnbel, eines Staatsraths und eines Dragoneroffiziers; von J. H. H. Lamers (Amsterdam): das Porträt des Königs nach dem Gemälde des Ritters Kruisemann; von G. J. Michaelis (Harlem): eine Ansicht vom Walde bei Harlem; von J. Mock: das Grabmal des Admirals Wassenaar van Obdam in der großen Kirche im Haag; von W. H. Pauly (Haag): Oldenbaarneveldt im Gefängnisse, beschäftigt, seinen letzten Brief zu schreiben; N. Pieneman (Amsterdam): die Episode der Verwundung des Admirals Michael Adriaenszoon de Ruyter, ein männliches Porträt, sodann dasjenige einer jungen Burgfrau mit dem Sohne des Schließers; ferner Magdalene Moons, wie sie den Spanier Valdez durch ihre Bitten bestimmt, den Hauptsturm auf Leyden um drei Tage aufzuschieben; endlich die Fiskale der Generalstaaten, van Leeuwen und Sylla, mit der Todesbotschaft von Oldenbarneveldt; H. Rochussen d. J. (Haag): Maria v. Reigersbergen in dem Momente, wo sie ihren Gatten, Hugo Grotius, beschwört, in einer Kiste sich seiner Haft zu Löwenstein und dem ihm drohenden Schicksal zu entziehen; Radin Saleh aus Java, dermal im Haag: ein Greis, im Mondscheine lesend, und ein männliches Bild; H. N. Sieburgh (Amsterdam): Herzog Albert von Bayern und Adelaide von Poelgeest, vom Grafen von Oostervant ausgekundschaftet, sodann die Enthauptung der Lady Jane Gray; D. J. Slayter (Amsterdam): die Versuchung des heil. Antonius, mit chinesischer Dinte gezeichnet; V. Taurel (Amsterdam): das Porträt Sr. Majestät des Königs, nach Pienemans Gemälde; J. Texeira de Mottes (Amsterdam): ein Schutter, welcher nach dem zehntägigen Feldzug von 1831 seine Geliebte besucht; W. Verschuur (Amsterdam): eine Räuberscene aus Gilblas; S. de Vletter (ebendas.): ein Soldat, welcher den Seinigen die bestandenen Abenteuer erzählt, und die Rückkehr eines Matrosen; J. J. van West (Amsterdam): eine griechische Familie, welche ihre Vaterstadt Parga verläßt; J. J. Enckhout (Haag): Abschied von Beyling; E. F. Kruger (Amsterdam): Jan Steen mit dem Bildnisse von Marie Herculens, welches K. de Moor angefangen, und welches jener seiner Gattin mit den Worten zeigt: „dies hier hat gefehlt!“ Endlich J. W. Pieneman (Amsterdam): die Kapitulation von Hasselt im Jahr 1831 und ein Porträt des Königs.

Mein folgender Brief wird eine Uebersicht des neuesten Zustandes der Literatur in Holland liefern.

Auflösung des Räthsels in Nr. 273:
Der Schlaf.

Räthsel.

Es ist ein Jüngling, reich an Schöne,
Todt ist für ihn das Reich der Töne,
Die Farben sind ihm wohl bekannt;
Oft wird er in der Klosterklause,
Doch auch in manchem lust'gen Hause,
In Feld und Garten oft genannt.

Er weiß sich ritterlich zu wehren,
Will ihn ein plumper Feind verehren,
Doch Mädchen ist er zuverthan;
Gern beut er ihnen seine holden
Geschenke, weiß und roth und golden,
Wenn sie ihm zart und sittig nah'n.

Wie niedrig wird den Jüngling stellen,
Wer nach den spinnigen Gesellen,
Wer nach der Frucht den Werth ermißt!
Wie Dichtern dient es ihm zum Ruhme,
Daß über Duft und Glanz der Blume
Man ihn sammt seiner Frucht vergißt!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 280.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 23. November 1835.

Wenn ihr was vorzubringen habt,
Heraus damit! laßt euch nicht lange bitten.
Wieland.

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

Sophie. Gut, zuletzt muß es also einen wahren Knäuel von Abenteuerlichkeit geben, und in der That, ich kann einen bestaubten, weitherkommenden, mächtigen Reisewagen nicht ohne Entzücken ansehen, wenn ich ihn mir als eine fahrende Chronik denke, an deren Einband Tag- und Nachtgedanken, fremder, wunderlicher Baumschatten, Mondenglanz und farbiger Schimmer aus Pallastfenstern, kurz, der ganze Spuk einer weiten Lebensreise hängen. Und schaut dann der immer schaffende, ordnende Geist hervor, und ich sehe ein liebes, kluges, Antlitz mit frommen, bedeutsamen Augen, dann kommt der Wunsch, daß ich wohl gerne bei ihm säße, und wir führen durch die Nacht, und die alten Sagen und summenden Mährchen spännen sich immer dichter und fester um uns.

„Es geschieht auch wohl," sagte der Kammerherr, „daß einem solchen erfahrenen Reisenden des Platzes zu viel wird und er eine poetische Spaziergängerin vom Wege zu sich hereinladet, wo dann das Gewebe um Vieles abentheuerlicher sich zu gestalten pflegt, als wenn er allein den Faden gesponnen hätte.

Hausvater (drohend). Alter Freund, du magst wohl manchmal seltsame Fahrten gemacht haben.

Kammerherr. Nicht so seltsam, als es den Anschein haben mag. In dem steten Wechsel liegt die größte Einförmigkeit. Ich weiß, daß mir oft die Anekdote beigefallen ist, wo ein ausgelassener Schwärmer, überdrüssig seines Treibens, sich entschließt, einmal etwas ganz Neues, Unerhörtes vorzunehmen, und dieses ist — einen Tag zu Hause zu bleiben! — Wirklich ist dieser Wunsch oft das Resultat der angenehmsten, begünstigtsten Reise.

Sophie. Bis dahin würde ich es jedoch nie kommen lassen.

Kammerherr. Und dennoch geschieht es, ohne daß wir es ändern können. Der Dämon des umschweifenden, ruhelosen Lebens bemächtigt sich unser, unablässig treibt er die Pferde des Wagens an, Städte und Länder fliegen an uns vorüber, und fern, ganz fern leuchtet ein stilles Asyl, ein friedliches Plätzchen, nach dem wir sehnsüchtig blicken, das wir aber nie erreichen.

Hausvater. Nun, Deine Geschichte, Freund — Deine Geschichte! —

Die ganze Gesellschaft bat darum. „Jetzt gleich?" rief der Kammerherr erschreckt; „unmöglich! Ich muß mich nothwendig erst sammeln, meine Erinnerungen ordnen."

Hausvater. O was für Umstände! Wir wollen ja keine Entdeckungsreise zu den Nilquellen, noch nach dem Nordpol; irgend ein einfaches, kleines Abenteuer, wie es sich allenfalls auf jeder noch so unbedeutenden Reise erleben läßt. Mache mich nicht ernstlich böse, Freund, mit Deinem Zaudern.

Kammerherr. Auch das kleinste Ereigniß will in einer gewissen Folge und in bestimmter Anordnung erzählt seyn.

Sophie. So, mein Herr, Sie wollen also nichts erzählen, aber anhören wollen Sie, was man Ihnen in einer gewissen Folge und in bestimmter Anordnung erzählt? — O ja, aber Sie sollen sich verrechnet haben, wir wollen kein Wort weiter vorbringen.

Hausvater. Was ist das? — völlige Anarchie und Empörung!

Sophie. Ei, lieber Vater, wir können ja den Rest des heutigen Abends mit einer Whistpartie hinbringen.

Hausvater. Schönen Dank, und wo bliebe ich dann? Nein, ich will, daß man erzähle. Bin ich nicht der Hausvater und kann fordern? Wenn ich im Kreise herumblicke, so scheint mir in den Mienen unseres Gastes etwas zu liegen, das —

Ich. Das wie Gehorsam für Ihre Wünsche aussieht? — Allerdings. Wenn ich keinem Würdigern den Platz benehme, so will ich eine Erzählung vortragen, die mir eben beifällt. Man liebt heutzutage das Phantastische, Entsetzliche, aber man haßt zugleich die langen Vorreden; darum will ich mich sogleich an's Erste machen und das Zweite bei Seite lassen, oder vielmehr es an der kleinen Andeutung genügen lassen, daß man in der Geschichte finden wird, was man sucht.

In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts studirte auf der Universität zu Salamanka ein Jüngling, der Don Zerillo hieß und von einer angesehenen Familie aus Kastilien abstammte. Dieser junge Mann schien wenig Gefallen am Leben zu haben, er vermied die Zusammenkünfte und frohen Gesellschaften, verließ sein Haus nur zu den nothwendigsten Gängen und brachte die Tage, selbst einen Theil der Nächte, mit eifrigem Studiren zu. Nichts desto weniger hätte er Ansprüche an die Welt machen können, denn seine Gestalt war groß, sein Antlitz schön, obgleich ziemlich bleich, seine Stimme wohllautend; er sang zur Zither, trug mit Würde und Anstand Stellen aus den besten Dichtern vor, im Gespräch mit Männern hielt er sich weise, und Frauen wußte er zu begeistern durch die feinen Künste einer edlen Erziehung und eines gebildeten Geschmacks. Wenn Don Zerillo wollte, konnte er also liebenswürdig seyn, allein er wollte nicht, und so blieb er denn, in den finstern Mauern seines Pallastes eingesperrt, wie eine Eule sitzen, verspottet von seinen Mitgenossen, und kaum gekannt von den nächsten Nachbarn der Straße, in der er wohnte.

Eines Abends, als der Student sich auf einem einsamen Spaziergange befand, gerieth er in ein enges Thal, das durch hohe Felsen gebildet wurde, über welche herüber der Mond nur ein spärliches Licht gleiten ließ. Auf einem Rasenplatze blieb der Wanderer stehen und richtete seinen träumerischen, düstern Blick vor sich hin; plötzlich stieß er einen Laut des Schreckens aus, denn dicht vor seinen Füßen lag das verzerrte Antlitz eines, wie es schien, todt dahingestreckten Menschen. Der Leichnam war in eine braune Kutte geschlagen, doch nirgends war eine Spur von Verwundung oder Blut zu sehen, so daß man hätte annehmen können, der Arme sey in dieser schauerlichen Oede von Räubern überfallen und getödtet worden. Während der Student noch diese Betrachtungen anstellte, kroch aus dem Gebüsche eine mächtige dickleibige Spinne hervor; sie hatte die Größe eines Hühnereis und lange, behaarte Beine, mit denen sie mit großer Geschicklichkeit über die Grashalme herüber voltigirte und einem großen smaragdgrünen Käfer zu Leibe ging, der eben aus dem Kelch einer Glockenblume schwerfällig zur Erde niedergefallen war. Der Kampf, der sich zwischen diesen beiden widerwärtigen Kreaturen jetzt entspann, wurde mit so großer Erbitterung und mit so vielen kleinen Kunstgriffen geführt, daß der Student darüber ganz den Leichnam vergaß, der daneben lag. Endlich gab der Käfer mit einem seiner grünen Flügelklappen der Spinne einen so starken Backenschlag, daß sie taumelte und einen kleinen Abhang hinabkugelte. In dem Augenblicke regten sich die wachsgelben, monddbeglänzten Züge des Todten, er schlug die Augen auf und stieß einen tiefen, weitschallenden Seufzer aus. Der Käfer flog durch die Lüfte fort, indem seine kostbaren Flügel im Mondglanz wie zwei grüne Sterne schimmerten. — Zerillo sprang herbei, um den Mann aufzurichten. Es gelang ihm erst nach einiger Anstrengung, ihn auf die Beine zu bringen; er schien sehr schwach, seine Gestalt war vom Alter zusammengezogen, ein langer, greiser Bart floß zum Gürtel nieder. Ehe er ein Wort sprach, stieß er noch zweimal jenen tiefen Seufzer aus und sah sich dann zweifelnd und forschend in der Gegend um. Sein Bewußtseyn schien nur langsam wiederzukehren. Endlich fragte er: „Freund, ich danke Dir, aber sprich, ist die garstige Spinne wirklich besiegt?“ — „Sie ist's,“ entgegnete der Student, „nach einem hartnäckigen Kampfe überwand sie der grüne Käfer.“ — „Gottlob,“ seufzte der Alte, „so habe ich ein hundert Jährchen weiter zu leben. Das Geschenk kann man schon annehmen; ich fürchtete in der That, es sollte nun für immer zu Ende seyn.“ Don Zerillo fragte nach der Erklärung dieser Worte und der ganzen Erscheinung; der Alte wollte Anfangs nichts

erzählen, dann aber schien die Erinnerung an den glücklichen Ausgang des Kampfes zwischen dem grünen Käfer und der Spinne ihn so freudig und zutraulich zu stimmen, daß er mehr sagte, als man Anfangs wissen wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mecheln und die Eisenbahn.

(Fortsetzung.)

Bald darauf ging's weiter: im Nu waren wir der Provinz Brabant entrückt und befanden uns in der von Antwerpen. Das Land ist fast völlig eben, und kam dadurch der Anlegung der Eisenbahn von selbst entgegen. An einigen Stellen hat indeß der Weg erhöht werden müssen, an andern schneidet er in den sandigen oder lehmigen Boden ein, der sich zu beiden Seiten erhebt. So gelangt man, ohne daß irgend eine neue Physiognomie sich darbietet, nach dem Landungsplatze (wenn der Ausdruck gestattet ist) vor Mecheln. Die Fläche hatte 56 Minuten gebraucht; die vierstündige Entfernung soll aber gewöhnlich in 30 und noch weniger zurückgelegt werden. Die überaus vielen Menschen und der längere Aufenthalt zu Vilvorde hatten diesmal den Zeitverlust verursacht.

Eine Industrie führt die andere mit sich. Eine Art hölzerner Vorstadt hat sich schon an der Stelle gebildet, wo die Bahn beginnt. Ich zählte über ein Dutzend Cafés und Restaurans; ein Excuisinier du Roi hatte ein nicht unbedeutendes Etablissement eröffnet, wo nach der Karte servirt wurde; das Aushängeschild einer Barrake mit puppenmäßigem Balkon verkündete pomphaft Salons et cabinets de société für solche, die sich in ihren Vergnügungen nicht durch Unberufene stören lassen und ihr Glas Faro in Ruhe trinken wollen. Mehrere Eilwagen hielten auf dem Platze, um die zur Weiterreise Gesonnenen nach dem noch vier Stunden entlegenen Antwerpen zu führen; solchen Passagieren muß dann freilich auch auf der schnellsten Diligence das Fahren schneckenartig vorkommen. Doch Geduld, schon arbeitet man rüstig an der Fortsetzung der Bahn, und bald wird man in weniger denn einer Stunde den schönen Weg zwischen den bedeutendsten Städten des Landes zurücklegen können, während auch zwischen Lüttich und Brüssel, bei Tirlemont und Saint Trond, dies großartige Werk Fortschritte macht. Schon jezt berechnet mancher eilfertige Tourist und überlegende Kaufmann die künftige Stundenzahl einer solchen Reise von Brüssel nach Paris.

Mecheln macht mit seinen geräumigen Straßen, seinen ansehnlichen und wohlerhaltenen öffentlichen Gebäuden, seinen von Wohlstand zeugenden reinlichen Wohnungen, seinen guten Mauern und Thürmen und der fruchtbaren, gartenähnlichen Umgebung einen angenehmen Eindruck, und rechtfertigt die Benennung Malines la propre, welche es gegen die frühere Malines l'heureuse eintauschte, die es dem im Jahr 1452 hier gehaltenen Kirchenjubiläum verdankt haben soll. Während in manchen Gegenden die Städte an Feiertagen einen ziemlich trübseligen Anblick darbieten, Häuser und Laden geschlossen, der fromme Theil der Bewohner in den Kirchen, die Uebrigen größtentheils an wenigen öffentlichen Orten zusammengedrängt, standen hier die meisten Thüren offen, und einer allmählich immer mehr sich verlierenden alten Sitte getreu, saß die Familie im Korridor oder selbst vor dem Hause und sah sich die Vorüberziehenden an. Die Straßen waren nicht leer, aber Einem, der plötzlich aus dem geräuschvollen Brüssel sich hieher versezt fand, mußte es sehr ruhig vorkommen, wodurch indeß im Allgemeinen, so wie durch die größere Reinlichkeit, die Städte der nördlichen und westlichen Provinzen sich von den südlichen und namentlich den Wallonischen so sehr unterscheiden. Die breite, gerade Straße entlang, welche auf das alterthümliche Brüsseler Thor zuführt, ging ich über die Brücke, unter welcher die Dyle strömt, nach dem Domplatz.

Die Kathedrale, dem heiligen Rumold gewidmet, ist eine der berühmtesten Belgiens, reich und großartig, wenn auch im Ganzen von minder schönem Verhältnisse als andere, namentlich was den Thurm betrifft, an dessen Bauart das Auge sich nicht sogleich gewöhnt, wenn man auch seine gegenwärtige Nichtvollendung in Anschlag bringen muß. Er erinnert an eines der wichtigsten Ereignisse der lezten Periode des Mittelalters, denn er verdankt seine Entstehung den bedeutenden Geldsummen, welche während des schon erwähnten Jubiläums einkamen, wodurch der Pabst die Hauptstadt des zusammenstürzenden griechischen Kaiserreichs zu retten hoffte, die indeß schon im Jahre darauf in die Gewalt Mohameds des Eroberers fiel. Dicht unter seinem stumpfen Ende, das von einer Galerie umgeben und 350 Fuß über dem Boden ist, sieht man die gigantische Uhr, auf der man auch ohne Approchebrille entdecken kann, welche Stunde es ist. — Imposant ist die Façade mit dem prächtigen, tiefen Hauptthor und den sie schmückenden Statuen; von besonderer Schönheit sind die vielen reichverzierten Fenster im Spitzbogenstyl, welche das gewaltige Gebäude auf allen Seiten erhellen, und dem Ganzen kommt die günstige Lage auf einem geräumigen, an einer Stelle mit Bäumen bepflanzten Platze zu gut, welchen ansehnliche Gebäude und Wohnungen umgeben, zum Theil in alterthümlichem Geschmack, mit Giebeldächern und Erkern, mit in Stein ausgehauenen Verzierungen, Rosetten und Thürmchen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg, den 19ten November.

Eisenbahn. Theater. Institute.

Wir stehen am Vorabend eines großen Ereignisses. Die Eisenbahn ist fertig, der Dampfwagen zusammengesetzt, und nächstens (es heißt, am 24sten November) wird man in acht bis zehn Minuten nach Fürth fliegen, während man bisher im schnellsten Fluge vierundzwanzig bis dreißig Minuten brauchte. Näheres will ich Ihnen erst mittheilen, wenn die Fahrt in gehörigem Gange ist und sich bewährt hat. Zwar wird von Vielen schon jetzt vieles Vortheilhafte oder das Gegentheil gemuthmaßt und selbst geweissagt; allein ich bin durchaus kein Mann der Zukunft, so wenig als einer der Vergangenheit, vielmehr gehöre ich der Gegenwart an, welche triviale Versicherung jetzt, wo Alle aus derselben hinausfahren möchten, nothwendig geworden ist. Vorläufig will ich daher nur aussprechen, daß ich die Errichtung einer Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth zwar nicht als die conditio sine qua non der Wohlfahrt beider Städte, auch nicht als das nothwendig nicht Nichtzugeschehende betrachte — letzteres schon darum nicht, weil ich kein Neuschellingianer bin — aber ich halte dieselbe doch für etwas recht Nützliches und selbst Rühmliches, was immerhin Anerkennung verdient, wenn sich auch Manches mit Recht gegen manche damit verbundenen Einzelnheiten sagen lassen sollte. Wird doch jedenfalls Fürth dadurch zur Vorstadt Nürnbergs herangezogen, und dadurch der Verkehr zwischen 15.000 und 40.000 Menschen ein unmittelbarerer und sohin erfolgreicherer. Wie manches Geschäft mehr wird nicht z. B. gemacht werden, das besser persönlich abgemacht und bei größerem Zeitverlust unterlassen wird? Und sollten solche Geschäfte auch nicht eben die großen seyn, so sind viele kleine Geschäfte eben so viel, ja für die allgemeine Wohlfahrt mehr werth, als wenige große. Ueberhaupt betrachte man unser Stückchen Eisenbahn nur als einen Anfang, der mit der Zeit nach Osten und Westen fortzusetzen ist; dann wird sich seine Nützlichkeit erst in vollem Maße zeigen. Wie? wäre das nichts, wenn unser Anfang sich einerseits nach Prag, anderseits nach Straßburg über Stuttgart und Karlsruhe fortsetzte? Ich denke nur daran, wie man dann etwa die Weihnachtsfeiertage in Prag, die Osterfeiertage in Stuttgart zubringen und sich die Genüsse verschaffen könnte, welche z. B. die dortigen Theater darbieten; denn das unsrige wird und kann sich nie über die Mittelmäßigkeit erheben, was nur Theater vermögen, die eine besondere und beträchtliche Unterstützung genießen. Unser Theater wird so zu sagen nur von fremden, ausgezeichneten Schauspielern und Sängern in Regsamkeit erhalten, die es nicht, wie Seydelmann, verschmähen, das hiesige Publikum, welches ausgezeichnete Künstler wohl zu schätzen weiß, mit ihren Darstellungen zu erfreuen. So wurden verwichenen Sommer Pellegrini, die Heinefetter, die Schröder-Devrient Breitting ꝛc. mit Entzücken und rauschendem Beifall gehört. Von ausgezeichneten Schauspielern, wurden wir weniger besucht, schon darum, weil es deren wenigere gibt. Kunst, der es über sich gewinnen kann, an Einem Abend Karl und Franz Moor in Einer Person zu geben, möchte ich für keinen echten Künstler halten, was auch sein Hamlet beweist, den ich einmal von ihm gesehen habe, und den er vor lauter Effekthascherei gänzlich verfehlte. Möchte Seydelmann, wenn er wieder einmal reist, Nürnberg wenigstens als Station nach Prag nicht übergehen, und denjenigen, nicht unbedeutenden Theil des Publikums, dessen Beifall ihm nicht ganz gleichgültig seyn kann, durch seine Darstellungen an die Leistungen seiner ausgezeichnetsten Vorgänger auf der deutschen Bühne erinnern. Seit einigen Tagen gastirt hier Dem. Bial, Sängerin bei der k. Oper zu Turin. Ich hörte sie als Sextus in der Clemenza di Tito, und obgleich ich diese Partie mehrere Male von der Sechsner gehört, so befriedigte sie mich doch sehr. Die Stimme ist eine der reinsten und kräftigsten Altstimmen und, was bei dem überhand nehmenden Schreisingen nicht genug gelobt werden kann, wohlgeschult, gemäßigt und gehalten. Der deklamatorische Vortrag und die Aktion waren richtig und nicht auf Kosten der Musik — wie bei der Schröder-Devrient — vorherrschend. Gleichwohl bemerkte ich auch hie und da zu grelle Accentuation des forte und des piano. Auch sollte sich die junge, vielversprechende Künstlerin vor einer Neigung zum Kokettiren mit den untern Mittelstönen hüten, die, an sich stark und voll, wenn sie zu sehr markirt werden, etwas Hohles annehmen. — Herr Wilhelm Cramer, welcher uns schon im vorigen Winter mit einem Cyklus von Konzerten erfreute, hat auch in diesem Winter einen ähnlichen begonnen. Möge er fernerhin, wie bisher, jedes Konzert durch Produktion älterer, klassischer Kompositionen schmücken; er erwirbt sich dadurch ein Verdienst um Erhaltung eines bessern Geschmacks, der immer noch vorhanden ist, aber Nahrung haben will, wenn er nicht von der neuesten Galoppaden-, Walzer-, Spektakel- und Miracelmusik, in der oft eine widerliche Mischung von Uebersüßigkeit und affektirter Ueberkraft anzutreffen ist, überwuchert werden soll.

Vor einiger Zeit, am 15ten und 29sten Oktober, fanden hier ein paar Grundsteinlegungen statt, nachdem beide Male die Gebäude selbst schon ein gutes Stück in Luft und Licht gewachsen waren. Der eine Grundstein galt einem neuen Gebäude für die hiesige polytechnische Schule, der andere einem Hause für eine landwirthschaftliche Armenschule. Die hiesige polytechnische Schule besitzt zwar schon seit Jahren ein stattliches Gebäude; allein es fehlte bisher an Raum für Laboratorien und Musterwerkstätten. Unstreitig kommt auf Thätigkeit in diesen sehr Vieles, ja Alles an, wenn es sich um Verallgemeinerung höherer technischer Verfahrungsweisen handelt. Darum legt der Director der Anstalt, Herr Joh. Scharrer, mit Recht ein großes Gewicht auf diese Musterwerkstätten; nur müssen sie den wissenschaftlichen Unterricht nicht entbehrlich machen wollen. — Die eben erwähnte Landwirthschaftsschule ist ein Glied der hiesigen Kreis-Gewerbschule; doch steht sie unter der besondern Leitung des Herrn Dr. Weidenteller, der viel Eifer für Hebung landwirthschaftlicher Kultur an den Tag gelegt hat. Er soll sich die berühmte Wehrlianstalt zu Hofwyl in der Schweiz zum Muster genommen haben, und das ist sehr lobenswerth. Möchte er nur auch zur Leitung der Armenknaben einen Wehrli finden! Dies wird Jeder, der den vortrefflichen Wehrli unter seinen Zöglingen einst wirken gesehen hat, für keine Kleinigkeit halten; denn ein Bauer von schlichten und einfachen Sitten und Bedürfnissen, ein kenntnißreicher, gemüthlich und vernünftig, nicht fein, aber vollständig ausgebildeter Mann, ein weiser, umsichtiger Lehrer und Erzieher in Einer Person seyn, das ist keine Kleinigkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 119.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 281.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 24. November 1835.

Da freut' ich mich an Rollekutschen,
Am lärmigen Hin- und Wiederrutschen.

Goethe.

Mecheln und die Eisenbahn.

(Beschluß.)

Das Innere der, wie es heißt, zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts begonnenen, erst im sechzehnten vollendeten Kirche, scheint mir dem Aeußern nachzustehen. Nicht daß es diesen Räumen und Wölbungen an Großartigkeit fehlte, aber der Styl des Baues ist minder edel, die Bildsäulen sind von keinem bedeutenden Kunstwerth, und es fehlt an interessanten Denkmalen und klassischen Gemälden. Nur vor einem derselben wird der Beschauer stehen bleiben: es ist eine Kreuzigung von Anton van Dyck in einer Kapelle zur Linken. Die Gestalt der trauernden Magdalena ist das Vorzüglichste in diesem Bilde und von großer Anmuth und Schönheit. — Besser bedacht mit Kunstwerken sind die Kirchen zu Sanct Johann und Notre-Dame, wo man u. a. Rubens wunderbaren Fischzug bewundert, eine der herrlichsten Kompositionen dieses großen Meisters, welcher die Gotteshäuser seines blühenden Vaterlands mit einem Schatze von Gemälden geschmückt hat, der noch jetzt, nachdem in stürmischen und unglücklichen Zeiten manches weggenommen, manches verloren gegangen ist, unberechenbar genannt werden kann. Antwerpen, Gent, Brüssel, Alost, Lille, Löwen bewahren die kostbarsten Werke von der Hand dieses vielseitigen und unerschöpflichen Künstlers.

Für Mecheln wie für Brügge und Gent ist längst die glänzende Epoche vorübergegangen, wo unter halbrepublikanischen, Gemeingeist und Vaterlandsliebe fördernden Verfassungen, und dann unter der Vieles anregenden burgundischen Herrschaft, Gewerbe und Handel in ihrer höchsten Blüthe standen, und der reiche flandrische Bürger es mit Adel und Fürsten aufnehmen zu können glaubte. Hier wiederholte sich die Erscheinung der ewig denkwürdigen italienischen Freistaaten. Aber noch immer herrschen Thätigkeit, Industrie und Wohlstand in der hübschen Stadt, deren Manufakturen eine Menge geschätzter und vielgesuchter Artikel zu liefern fortfahren. Man kann sie überdies als den Hauptsitz oder Brennpunkt der kirchlichen Macht in Belgien betrachten: hier residirt der Erzbischof und Primas des Königreichs, hier ist die von einem Seminar unterstützte sogenannte katholische Universität, welche unter der Regierung König Wilhelms nur mit dem größten Widerwillen das philosophische Kollegium zu Löwen duldete, und von der, so wie vom vielvermögenden Clerus überhaupt, großentheils die bekannte heftige, öffentliche und geheime Opposition gegen das von der niederländischen Regierung in Bezug auf das Unterrichtswesen befolgte System ausging, bei dessen Bekämpfung die katholische Partei, welche Gründe zu

Beschwerden sie auch sonst gegen die Regierung haben mochte, sich in den Augen der Unparteiischen so gewaltige Blößen gab.

Ich hatte mich ein paar Stunden lang in Mecheln umgesehen und dachte nun wieder an die Rückkehr. Vor den Thoren der Stadt war es lebhaft: längs dem Kanale, auf den mit Baumreihen besetzten Wegen, unter den mit Früchten schwer beladenen Obstbäumen sah man eine Menge von Lustwandelnden aus allen Klassen, darunter viele Soldaten von verschiedenen Waffengattungen. Das belgische Militär ist glänzend uniformirt, am geschmackvollsten vielleicht die Artillerie, und der Einzelne macht sich recht gut; dem Ensemble aber mangelt die Haltung und die bisweilen vielleicht etwas peinliche Akkuratesse, woran man sich in einigen Ländern, namentlich in Preußen und Rußland, gewöhnt hat. — Die Cafés vor der Stadt waren mit Menschen gefüllt, die vor den Thüren stehenden Bänke und Stühle mit einer bunten Menge besetzt, und Bier die dem Anschein nach beliebteste Labung. Kaum war ich auf dem Platze angelangt, wo die Eisenbahn für jetzt ihr Ende erreicht hat und sich krümmt, um das Umspannen des Dampfwagens zu bewerkstelligen, so sah ich in der Ferne den dunkeln Zug herankommen, während neben mir eine Glocke das Signal gab. Die Erscheinung wuchs und wuchs, langgestreckt zog sich die schwarze Rauchsäule hin, in wenigen Augenblicken war das Ziel erreicht, Viele stiegen aus, Gepäck wurde abgeladen, Billette genommen, und bald war Alles wieder in Bereitschaft zur Rückfahrt. So geht es jetzt sechsmal des Tags hin und her, wobei zwei Dampfmaschinen abwechselnd den Dienst versehen. Den großen Vortheil der Einrichtung wird man erst dann recht einsehen und berechnen können, wenn die Bahn bis Antwerpen geführt und der ununterbrochene Waarentransport, worauf so viel ankommt, möglich gemacht seyn wird.

In Vilvorde wurden die Wagen besetzter. Die schöne, reiche Landschaft, an manche Rubenssche Bilder erinnernd, deren überraschende Naturwahrheit man nur dann in ihrem ganzen Umfange und Werthe erkennen und bewundern lernt, wenn man Brabant und Flandern gesehen hat, lag uns zur Seite, mit ihren angehend herbstlichen Tinten, welche dem ganzen Gemälde namentlich dann, wenn die Sonne sich senkt, so viel Wärme und Mannichfaltigkeit verleihen. Ein Theil der Stadt Brüssel dehnte sich vor uns aus, und nachdem der Zug gehalten und ich mich durch die Menschenmenge, welche dem Schauspiel zusah, durchgearbeitet, langte ich bald nach fünf Uhr zu Hause an und hatte zwischen Gouter und Diner zu Brüssel St. Gudula und den Park besucht, eine Strecke von mehr denn vier deutschen Meilen zurückgelegt und dabei die Merkwürdigkeiten der guten Stadt Mecheln mit gehöriger Muße und Ruhe in Augenschein genommen. Alfr. Reumont.

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

„Ich bin der berüchtigte Magier Cocumbo," sprach der Alte, „von dessen Weisheit und übernatürlichen Kräften Du wohl gehört haben wirst, Fremdling. Man erzählt nicht zu viel. Ich war nur ein gewöhnlicher Araber in der Wüste, als ich schon den Lauf der Gestirne beobachtete und aus ihren Konjunkturen Schlüsse zog; später auf einer Wanderung nach Egypten gelangte ich zu dem Glücke, der Schüler eines weisen Priesters zu werden, der in einer der drei großen mittäglichen Pyramiden saß und über unendlichen Schätze geheimen Wissens brütete. So wachsam und eifersüchtig er sonst die Verbreitung seiner Lehre zu verhindern suchte, so gnädig und herablassend zeigte er sich gegen mich, dergestalt, daß ich in kurzer Zeit, da ich mich auf das Eifrigste anstrengte, dahin gelangte, so viel und vielleicht noch mehr als mein Lehrer zu wissen. Mein Ruf verbreitete sich jetzt und kam auch zu dem Ohr eures Königs Sancho, der damals eine Pilgerschaft in's heilige Land unternommen hatte; er forderte mich auf, in seine Dienste zu treten, und ich willigte ein, weil mich ein Durst trieb, fremde Länder zu sehen, unbekannte Völkerschaften zu beobachten und die Früchte meines Wissens zum Besten meiner Nebenmenschen auszutheilen."

„Weiser Cocumbo," bemerkte hier der Student, „sollte Dein Gedächtniß Dich hier nicht trügen? König Sancho, den Du willst gekannt haben, ist schon seit dreihundert Jahren todt." — „Was sind drei elende Jahrhunderte?" rief der Magier spöttisch, „hältst Du Dein Vaterland für so unbedeutend, daß Du glaubst, man könne sich auf so kurze Zeit darin nicht gefallen? Ich habe nie das schnelle Reisen geliebt und pflege mich immer an den Orten, die mir zusagen, einige Zeit aufzuhalten. Ob ich aber die hundert Jahre, die mir jetzt eben zugesichert werden, auch noch in diesem Lande zubringen werde, kann ich Dir so gewiß nicht versprechen, es gibt noch so Mancherlei zu sehen. Vor Allem will ich nach Padua gehen, um den berühmten Pietro d'Abano zu besuchen und mir von ihm das Wunderelixir zeigen zu lassen, welches Maximus Olybius in die Erde vergrub; von dort wandere ich gen Norden, um mir das Grabmal des Riesen Xenuphus anzusehen, in welchem einige Steintafeln mit merkwürdigen Prophezeiungen sind gefunden worden; habe ich die gehörig geprüft, so besuche ich England, wo in einem alten Kloster die adeptischen Berechnungen des Hermes Trismegistus, des großen Meisters, sich befinden sollen. Du siehst, Freund, Beschäftigung genug für die armseligen hundert Jahre, die mir der grüne Käfer von der habsüchtigen, neidischen

Spinne erobert hat. — O junger Mann, beklage mich! trotz meines tiefen Wissens, meiner Macht über das Geisterreich und die Gesetze der Natur, unterliege ich immer wieder der despotischen Gewalt eines tückischen Dämons, der mir nach dem Leben trachtet. Er ist es, den Du in der Gestalt der dickbäuchigen, ekelhaften Spinne gesehen hast. Nach Verlauf von hundert Jahren erscheint er jedesmal, um sein Opfer zu holen; doch noch ist's ihm nicht gelungen, immerdar stellt sich ein guter Genius ihm im Kampf gegenüber und überwindet den Elenden, in welcher Gestalt er auch erscheinen mag. Obgleich ich immer vorher bestimmen kann, wann dieser Kampf stattfindet, so hat mich doch heute das plötzliche Erscheinen meines Todfeindes hier in der Wüste so überrascht, daß ich ohnmächtig niedersank und wie todt liegen blieb, also von dem ganzen entsetzlichen Kampfe, der dicht neben mir vorgefallen seyn muß, nichts wahrgenommen habe. Ich danke Dir nochmals für Deine Hülfleistung, junger Mann; kann ich Dir irgendwo in Deinen Geschäften von Nutzen seyn, so rechne auf meine Dienste."

Zerillo dankte für dieses großmüthige Anerbieten, indem er es zugleich mit Bescheidenheit ablehnte. „Ich wüßte nicht," sagte er, „zu welchem Zweck ich Eurer Hülfe bedürfte; mein Leben geht in Stille und Abgeschiedenheit ruhig dahin, ich kenne weder Wünsche noch Hoffnungen. Wollt Ihr mir die Ehre erweisen, in meiner Wohnung einzusprechen, und gestattet Ihr, daß ich hie und da von dem Schatze Eures Wissens etwas koste, so werdet Ihr mich dadurch überschwenglich belohnen." — „Wir wollen erwarten, was die Zukunft bringt," entgegnete der Magier. „Denkt für's Erste daran, daß ich Euch meinen Schutz zugesichert habe; wollt Ihr mich sprechen, so findet Ihr mich im nächsten Vollmond an dieser Stelle." Mit diesen Worten grüßte er den Jüngling und verschwand um die Ecke der Felsenwand.

Aus dem Gedächtniß des Studenten in Salamanka war der Magier Cocumbo, so wie der Kampf der Spinne und des Käfers halb schon verschwunden, so eifrig hatte er sich wieder in seine Studien versenkt, als ein neues Ereigniß ihn wieder aufschreckte und diesmal einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Er ward nämlich verliebt — ja verliebt, und da begreift sich's wohl, daß die Bücher auf eine Weile bei Seite geschoben wurden. Es ist schon bemerkt worden, daß Don Zerillo eine schöne Stimme hatte; jezt, da er verliebt war, hatte er eine noch viel schönere; er rezitirte schon früher Gedichte mit Ausdruck und Geschmack, aber jezt rezitirte er sie mit Feuer und Begeisterung; ja er tanzte sogar den Bolero, was man nimmer hätte für möglich halten sollen. Und warum that er dies Alles? — um einem kleinen Geschöpfe zu gefallen, das allerliebste braune Augen hatte, einen lebhaften Gang, einen zierlichen Wuchs, sanfte, aber ziemlich bäurische Manieren, was durchaus kein Wunder war, da ihr Vater aus den Einöden der Battuecas herstammte, einer Gegend, die eine Gattung dürrer, lebhafter, braungrauer Esel lieferte, welche von den Bewohnern von Leon sehr geschäzt wurden, und unter dem Namen „der guten Leute vom Gebirge" kursirten. Man kann nicht immer geistreiche Eltern haben, das hängt nur wenig von uns ab; aber was wir haben können, wenn wir es nur wollen, sind Tugend und gute Sitten, und die hatte sich die schöne Ines zu erwerben gewußt. Es war im Grunde wenig daran gelegen, daß ihr Vater mit jenen „guten Leuten vom Gebirge" handelte, und oft ganze Heerden von ihnen auf den Markt zu Salamanka trieb; die Liebe sezt sich über dergleichen Vorurtheile hinweg, und unser Student, wie gesagt, war verliebt; aber es ließ sich voraussehen, daß die alte kastilianische Familie, aus der er stammte, andere Gesinnungen aufstellen würde. Doch wer denkt immer an die Grillen alter Leute? Unsere Liebenden genossen jezt das Leben; Don Zerillo besuchte öfters wieder fröhliche Gesellschaften, die schöne Ines lernte in seinem Umgange gefühlvoll und zärtlich seyn, und Beiden kam es zulezt vor, als seyen sie für einander geschaffen. Man dachte ernstlich daran, sich zu verheirathen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Kunstpreise. Ingres in Rom.

Im Oktober fand, wie in den vorigen Jahren, eine Ausstellung der gekrönten Preisstücke aus der Kunstschule statt. Die Académie des beaux arts, welche das Urtheil über diese Stücke zu fällen hat, war diesmal strenge gewesen; denn in der Malerei und Bildhauerkunst wurde kein erster Preis zuerkannt, sondern nur ein zweiter, welcher wiederum in einen ersten und zweiten zerfiel. Durch den Tod des berühmten Gros ist eine bedeutende Kunstschule eingegangen; denn er bildete ziemlich viele Schüler für die Geschichtmalerei; diejenigen, welche diesmal sich ausgezeichnet hatten, waren Schüler von Ingres und Coigniet, einem Künstler, der außerhalb Frankreich nur wenig bekannt ist. Jezt, da Ingres Direktor der akademischen französischen Kunstschule zu Rom ist, fehlt auch sein Unterricht und sein Beispiel hier. Aber wahrscheinlich werden Laroche, Scheffer und die andern Meister im neuern Style Schüler bilden und, den alten Akademikern zum Trotz, eine eigene Schule emporbringen, gegen welche sich der Kunstgeschmack der klassischen Herrn vergebens sträubt. Die Aufgabe der Maler war, einen Zug aus der biblischen Geschichte darzustellen, nämlich das Auflegen der Fischgalle auf die Augen des blinden Tobias. Es waren da mehrere niedliche Gemälde aufgestellt, jedes mit drei oder vier Figuren, nämlich dem alten, sizenden Tobias, dem das Heilmittel auflegenden Jüngling und dem Engel zur Seite; Einige hatten noch eine oder zwei helfende Personen beigefügt. Man sah diesmal keine so

häßliche Gestalten, wie in den vorigen Jahren. Das Meiste mochte den Schülern der Engel zu schaffen gemacht haben, da ihnen hier das Muster aus der Natur fehlte. Auch hatten sie ganz materielle Jünglinge abgebildet und ihnen Fittige angemalt. Es ist sonderbar, daß die Aufgaben der Kunstschule stets aus der biblischen und profanen alten Geschichte, nie aber aus der neuern gewählt werden. Von diesem Gebrauche wird man zuletzt doch abkommen, wie von so manchem andern Verjährten. Uebrigens wird man in Frankreich allmählich bekannter mit den morgenländischen Gestalten und Naturen, besonders seit der Eroberung Algiers, und ist daher auch besser im Stande, die Patriarchen und die alttestamentarische Welt darzustellen. Ich glaube, Ingres bedauert es, daß er sich hat nach Rom schicken lassen; es wird ihn dort die Langeweile überfallen; aber wahrscheinlich war er des vielen Geredes müde, das seine Malereien in Paris verursachten. Lob und Tadel durcheinander, und zwar beides gleich heftig. Für den großen Künstler ist es eine gefährliche Probe, zu solch widersprechendem Gerede Anlaß zu geben. Der Baron Gros hat die Schwachheit gehabt, das Ende seines Lebens einer solchen Lage vorzuziehen, und Ingres hat sich lieber nach Rom verbannt, um Ruhe zu haben. Das Lob erträgt man wohl, auch wenn es übertrieben ist; aber den übertriebenen Tadel, wer vermag den zu ertragen, wenn er so oft erneuert wird, daß das Lob beinahe darüber verstummt! Indessen hat auch die Lage eines Directors der Kunstakademie zu Rom ihr Unangenehmes; Horace Vernet, der sich doch so bequem eingerichtet als möglich, und bald nach Antwerpen, bald nach Algier reiste, hat die Erfahrung gemacht, daß auch zu Rom bei der Directorstelle Unangenehmes mit der Herrschaft verbunden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nürnberg, den 19ten November.

(Beschluß.)

Literarische Fehde.

Die Fehde Menzels mit dem jungen Deutschland hat auch hier unter demjenigen Theil des Publikums, der sich für dergleichen interessirt, einige Sensation erregt und ein Ferment in die gesellschaftliche Unterhaltung geworfen. Ich habe Gelegenheit gehabt, die verschiedenen Ansichten zu vernehmen, die darüber hier, wie überall, laut geworden seyn möchten. Ein großer Theil hielt sich, wie das gewöhnlich ist, an die Schale, und sah darin weiter nichts, als einen persönlichen literarischen Streit. Diese gaben, da sie ohnehin das corpus delicti noch gar nicht kannten und aus Menzels Angriff nur wenig kennen lernten, diesem wegen der Identifikation der Personalitäten und ihrer literarischen Produkte Unrecht. Besonders mag sich in einigen, dem jungen Deutschland Sinnverwandten ein um so größerer Unwille über die Porträtirung Gutzkows geregt haben, als sie vielleicht fürchteten, der Steckbrief könne auf sie zu lauten scheinen. Wenigstens geht es bei solchen Gelegenheiten Menschen, die kein ganz gutes Gewissen haben, in ähnlicher Weise, wie jenen Türken, von denen es in Uhlands schwäbischer Kunde heißt, da sie ihren Kameraden von einem schwäbischen Ritter in zwei Stücke gehauen sehen:

Und Jedem war's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurch geschnitten.

Andere dagegen von ernsterer Gesinnung erklärten sich sogleich für Menzels Sache gegen das junge Deutschland, und bedauerten nur, daß dieselbe nicht rein von Persönlichkeiten geblieben wäre, nicht bedenkend, daß bei solchen Dingen, wo es sich um sittliche und religiöse Interessen handelt, Person und Sache wenn nicht identisch, doch kongruent sind. Später wurden von solchen, die mit eigenen Augen sehen wollten, die Wally und die Schriften gegen Menzel gelesen. Und obgleich sich bei der Lesung ergab, daß dieser sogenannte Roman Gutzkows viel zu barock gedacht und viel zu unanmuthig geschrieben sey, um irgend einen Menschen, der nicht schon nahe daran sey, an Geist und Gemüth Bankerott zu machen, gewinnen zu können, so leuchtete doch einerseits die Intention, das Christenthum, ja jede Religion und Sitte zu verhöhnen, fast Jedem ein, und anderseits, daß die liederliche Gesinnung eines großen Theils der Jugend in den wigelnden und sophistischen Raisonnements desselben eine quasi prinzipielle Befestigung finden werde. Denn daß irgend etwas Haltbares gegen Christenthum und Ehe, wie sie seyn sollen und seyn können, und auch öfter im Leben anzutreffen sind, als die Skepsis einer liederlichen Denkungsart zu finden vermag, in dem ganzen Buche gesagt worden sey, wird auch der nicht zugeben, der wohl weiß, wie oft Christenthum und Ehe nicht sind, was sie seyn können und seyn sollen. Vielmehr geht aus dem Buche hervor, daß der Verfasser, dem es an esprit nicht fehlt, doch nicht Gemüth genug besitzt, um das Wesen des Christenthums und die Heiligkeit der Ehe sich nahe bringen zu können. Ueberdies verräth er — man könnte zweifeln, ob absichtlich oder unabsichtlich — eine Unkenntniß der ewigen Grundsätze des Christenthums und eine allerdings bedenkliche Gedankenverwirrung, die ihn Wahrheit und Irrthum durch einander mischen, Widersprüche auf Widersprüche häufen läßt. Das mag nun freilich das Loos vieler ruhmanstrebenden Jünglinge des jungen Deutschlands seyn, daß sie von dem, worüber sie reden, nichts Rechtes wissen, und noch weniger darüber gehörig nachgedacht haben. Sie sind wohl meist noch in der Periode ihres Lebens, wo sie sich zu emanzipiren trachten, wo es in ihnen gährt und noch ungewiß ist, ob aus der Gährung ein süßer und feuriger Wein, oder eine saure Brühe werden wird. Und so könnte man sie ihrem Schicksale überlassen; allein man kann sie auch als die übereilten Vorposten einer größern und respektablern Armee ansehen, die in Frankreich ihr Hauptquartier und in Deutschland mehrere detaschirte Korps zu haben scheint, und mit denen gewisse, noch immer sich spreizende philosophische Lehren in geheimer Wahlverwandtschaft stehen. Dann darf man auch nicht vergessen, daß viele retrograde Bewegungen in Kirchen- und Glaubenssachen auch den frivolsten Angriffen auf Sitte und Religion insofern Vorschub leisten, als diese in den Augen der Masse dadurch gerechtfertigt erscheinen. Wenn Ammons Idee der Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion nicht beherzigt wird, wenn man bei dem Buchstaben kirchlicher Dogmen und selbst einiger Bibelstellen stehen bleibt, wenn man die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit und das Gebot der Liebe nicht so hervorhebt, daß im Lichte jener Lehre und dieses Gebotes alle übrigen gesichtet und gesehen werden, dann steht zu befürchten, daß die frivolsten Lehren und Ansichten je länger je mehr Anklang finden dürften. — Das nächste Mal mehr Thatsächliches; doch sind Ansichten gegenwärtig auch Thatsachen, mindestens ihre Grundlage. — So eben vernehme ich noch, daß ein erster Versuch mit dem Dampfwagen gestern glücklich von Statten gegangen sey.

Beilage: Kunstblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 282.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. November 1835.

Licht verſchießt die heil'gen Pfeile
Weiter immer, lichter immer,
Ahriman ſogar, der dunkle,
Wird zuletzt vergehn im Lichte.
Platen.

Magie und Liebe.

Von Guſtav Pfizer.

13.

Die Thiere.

Den Löwen ſpornt ein Sehnen,
Zu ſuchen ſeinen Herrn;
Er ſträubt die gelben Mähnen,
Es blizt ſein Augenſtern.

Er kommt daher geſprungen,
Er wittert Blut und Mord;
Er ſieht das Paar verſchlungen
Am blutgetränkten Ort.

Er leckt des Meiſters Hände,
Die kalt und weiß wie Schnee;
Jezt kommt daher behende
Gelaufen Seliths Reh.

Es fürchtet nicht den Leuen,
Der an den Leichen ruht;
Es halten lang die Treuen
Bei ihren Todten Hut.

Dem Thier mit goldnen Mähnen
Schwillt drauf der Gram zur Wuth;
Das Reh vergießt nur Thränen,
Der Leu will opfern Blut.

Das Reh, das zarte, ſchlanke,
Packt er in blindem Schmerz;
Er drückt die ehrne Pranke
Tief in des Thierchens Herz,

Fühllos, wie Männerliebe
Ein Herz zerreißen darf,
Das ſich mit frommem Triebe
Ihm glaubig unterwarf.

Dann ſinkt auch ihm die Mähne,
Dann ſchmerzlich laut er brüllt,
Und eine blut'ge Thräne
Sein großes Auge füllt.

Iſt es dein Schatten, Reue,
Der nächtlich ihn bedeckt?
Iſt es dein Stachel, Treue,
Der todt ihn niederſtreckt?

Im thieriſchen Gemüthe
Wogt ſchwere, dumpfe Nacht,
Bis die gebundne Blüthe
Des innern Lichts erwacht,

Wenn wechselnd, Hüll' um Hülle,
Wie Schlangenhaut sich streift,
Und Werdelust zur Fülle
Der Geisterklarheit reift.

Sein Innerstes entfaltet
In Wandlungen der Keim,
Und kehrt dann vollgestaltet
Zu seinem Urquell heim.

14.

Der Sieg des Lichts.

Nummi, schmerzbetäubt, durchirrt die Nacht,
Unsichtbar ein Auge sie bewacht;
Eine Stimme, die sich nie verlor,
Flüstert mahnend, warnend ihr in's Ohr:

„Gieb, o Tochter, auf die schwarze Kunst,
Wecke nicht die unrein ird'sche Brunst!
Deine Haut ist schwarz — o wehre nicht
Auch dein Herz dem reinen, weißen Licht!

Mit des holden Lichtes ew'ger Macht
Unterliegt im Kampfe doch die Nacht.
Zauberei, verdreh'nd der Welt Gesetz,
Strickt sich selber nur das Todesnetz.

Grabe forthin gift'ge Wurzeln nicht,
Nimm nicht mehr bei Schlangen Unterricht,
Pflücke nicht die Frucht vom Upasbaum,
Reize nicht den Geist zum Sehertraum!

Deine Kunst bleibt fern doch ihrem Ziel,
Bittrer Ernst entkeimt dem frevlen Spiel;
Weh der Eule, die nur sieht bei Nacht,
Wenn einst ganz das Licht gewinnt die Macht!"

Namenloses Leid quält Nummi's Herz,
Unverstandnen Heimwehs Doppelschmerz;
Sehnet sie sich nach dem Mohrenstrand?
Nach der Geister lichtem Vaterland?

Schöner wiegt, mit Farben glänzend bunt,
Eine Blume sich auf dunklem Grund;
Froher fliegt vom rauchgeschwärzten Haus,
Wenn der Frühling lockt, die Taube aus.

Aus des dunkeln Steins, der Schlacken Hast
Bahnt dem Gold den Weg des Feuers Kraft;
Tief im Abgrund nie ein Strahl versank,
Den zurücke nicht die Sonne trank.

Nimmer hört die heil'ge Wandrung auf;
Aufwärts, aufwärts geht der Geister Lauf!
Wenn erlöst der letzte Tropfen Lichts,
Sinkt verkohlt der Stoff zurück in's Nichts.

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsetzung.)*

Eines Abends verirrten sich die Liebenden auf einem Spaziergange und gelangten in das einsame Thal. Die Einöde war diesmal weniger auffallend und schauerlich, der Mond hatte ein sanftes, mildes Licht und der Athem der Lüfte wehte kühlend und erquickend. Sie hatten über ihr bevorstehendes Schicksal gesprochen, und die schöne Ines sagte jezt mit einem wehmüthigen Lächeln: „Sind es nicht Träume, die wir uns da ausmalen? werden denn Deine Eltern jemals in Deine Verbindung willigen mit einem armen Landmädchen? und wenn sie einwilligten, wirst Du selbst nicht einst bereuen, eine so unebene Wahl getroffen zu haben? Ach, in beiden Fällen wäre mein Tod gewiß!" Den Studenten rührte so viel Liebe, und er erwiderte: „Nie, nie wird geschehen, was Du fürchtest, keine Menschenhand wird Dich mir entreißen, und selbst wenn der Tod es thäte, würde ich — ich schwöre es bei dem Licht des Mondes! Dich dem kalten Schoß des Grabes wieder entreißen." Er drückte sie heftig an seine Brust und schloß ihre bebenden Lippen mit einem Kusse. „Schwöre nicht so vermessen!" rief Ines, „Du schwöreſt Unglück herab auf unsere Liebe! Wo gab wohl jemals das Grab ein schon erfaßtes Opfer wieder her?" — „Der wahren Liebe," entgegnete Zerillo, „verschließen sich die dunkeln Pforten nicht. Stieg Orpheus nicht hinab in die Welt der Schatten, um seine Euridice zu finden? wie, und was damals wohlthätige Götter zuließen, sollten sie heute verweigern?" — „Ich weiß nicht," sagte Ines bekümmert, „was die Götter damals zuließen, und wer die Personen sind, von denen Du sprichst; das aber weiß ich, daß der fromme Pater Bruno vor allen Werken der Zauberei warnte, und durch welche andere als durch diese kann geschehen, was Du begehrst?" Zerillos Stirne bewölkte sich: „Du verstehst dergleichen nicht, Ines, nur wir Gelehrte sind im Stande, über Dinge von solcher Wichtigkeit zu urtheilen. Aber weßhalb an Tod und Elend denken? sind wir nicht frei, glücklich, und lieben wir uns nicht zärtlich?" — „Gewiß!" rief sie und schmiegte sich an die Brust des Geliebten; „laß uns diesen finstern, einsamen Ort verlassen, nur er gibt uns so unselige Gefühle und Ahnungen ein." — Man sieht, die schöne Ines zeigte nicht den leisesten Anflug von bäurischen Sitten mehr, und sie war gewiß sehr liebenswürdig.

Kaum hatten sie den Ausgang des Thals erreicht, als schon das Unglück, von dem sie träumten, sie ereilte; um die Felsenecke sprangen vier bewaffnete und vermummte Männer hervor; zwei bemächtigten sich des Mädchens,

indessen die zwei andern Zerillos Widerstand vereitelten und ihn gebunden mit sich fortschleppten. Der Unglückliche mußte sehen, wie die schändlichen Entführer mit seiner Geliebten davoneilten, ihn selbst brachte man in die Stadt und in sein Zimmer. Einer der Verhüllten trat mit ihm hinein und gab sich ihm als seinen Verwandten zu erkennen. „Nichtswürdiger!“ schrie er dem armen Jünglinge zu, „Du warst auf dem Wege, unsere Familie und Dein ganzes Haus zu beschimpfen. Erkenne mit Dank, daß ich Deinen Schritten auspaßte und Dich rettete, ehe Du vollends in die Fallstricke eines Eselhändlers aus Battuecas und einer lustigen Dirne, seiner Tochter, fielst. Beim heiligen Jakob von Compostella, wie arg kann doch das verwünschte Studiren einem gesunden Kopfe mitspielen!“ — Don Antonios, des Vetters, Rede war noch voll ähnlicher Bitterkeiten. Man mußte sie ihm verzeihen, er war ein tapferer Soldat seines Königs, bei Belagerungen und Ausfällen zeigte er sich stets als der Erste, der Ruhm und der Stolz der Familie lag auf seiner breiten Brust, die mit unzähligen Orden bedeckt war; aber von den süßen Gefühlen eines schwärmenden Herzens wußte er nichts, nicht nach seinem Bilde hatte Cervantes den verliebten Schäfer Chrisostomus geschaffen; mit einem Worte, es war ein Mann, gegen dessen Gründe nichts einzuwenden war, und dem, da er als Familienabgesandter handelte, der arme Zerillo sich fügen mußte.

Die Folge von so vielen Widerwärtigkeiten war endlich, daß die arme Ines, wie sie Anfangs gefürchtet hatte, nun wirklich starb, und daß Don Zerillo gezwungen wurde, eine reiche Erbin zu heirathen, die zwar auch recht schön, aber lange nicht so schön wie die kleine Ines war. O, welche Nichtswürdigkeiten sich das Schicksal oft erlaubt! Da haben wir nun ein schönes Mädchen, einen zärtlichen Jüngling, aber wir können sie nicht verbinden, sondern müssen Unglück auf Unglück häufen und zuletzt mit einer Greuelscene endigen. Nur Muth! die widerwärtigen, stolzen Verwandten sollen auch ihren Theil bekommen! —

Während die Vermählungsfeierlichkeiten mit großer Pracht begangen wurden, schlich sich der unglückliche Zerillo aus dem Pallaste in die stille Nacht hinaus. Ohne es zu wollen, betrat sein Fuß den Eingang zum geheimnißvollen Thalgrunde, der ihm so schmerzlich süße Erinnerungen bot. Er wandelte den bekannten Plätzen vorbei, ließ sich endlich erschöpft unter einem dunkeln Cypressenbusch nieder und erleichterte seine Brust durch Klagen und Thränen. Die Worte, die er noch vor wenig Wochen zu der Geliebten gesprochen, kamen ihm vermessen und thöricht vor, er fühlte, daß er mit Kräften geprahlt hatte, die er nicht besaß. Jezt war dem Grabe seine Beute verfallen, und wie hätte man sie ihm wieder entreißen mögen?

Noch in diese Betrachtungen vertieft, bemerkte er eine Spinne, die sich langsam von einem Zweige über ihm herabließ. Der Anblick dieses Thiers rief ihm plötzlich den Kampf wieder in's Gedächtniß, den er an diesem Orte mit angeschaut, und zugleich mit diesem Bilde trat auch die Gestalt des ehrwürdigen Cocumbo vor seine Seele. Er besann sich auf das Versprechen, das Jener ihm gegeben, und daß er auf seine Hülfleistung bauen könne. Wenn es dem Alten Ernst war um seine Bereitwilligkeit, so mußte er nothwendig jezt erscheinen. Zerillo rief ihm mit lauter Stimme, so daß der hohle Klang des Echo's sich an den einsamen Felsenwänden tausendfältig brach. Endlich nach einer langen Stille rauschte es im nahen Gebüsche, und aus der Niederung hervor trat eine dunkle Gestalt, an der nichts sich unterschied, als ein langer, silberweißer Bart. Es war Cocumbo. Der Jüngling erschrak über die Erscheinung, obgleich er sie selbst herbeigerufen hatte; er faßte sich jedoch schnell und rief: „Wir haben uns lange nicht gesehen, weiser Cocumbo; warum bist Du nicht zu mir gekommen, wie ich Dich bat, mir Unterweisung und lehrreichen Unterricht zu ertheilen?“ — „Weil,“ entgegnete der Alte verstimmt, „die Thorheit Dir Unterricht ertheilte, und Niemand zwei Lehrer hält, die sich einander in ihren Grundsätzen geradezu widersprechen. Ich wartete, bis Du aus Deinem Liebesrausche erwachtest, dann wollte ich mich bei Dir einfinden.“ — „So hast Du den Zeitpunkt jezt gefunden,“ seufzte Zerillo; „ich bin erwacht, oder vielmehr, man hat mich auf das Grausamste erweckt.“ — Der Magier lächelte. „Du irrst, mein Freund; Dein Rausch ist gerade jezt am hartnäckigsten, gleichwie die Kranken, die sich selbst für gesund erklären, am Schlimmsten im Fieber liegen. Du willst Dir die Geliebte aus dem Grabe wieder herausholen, und das ist das Zeichen, daß Dein Fieberrausch die höchste Spitze erreicht hat.“ — Der Jüngling wollte ihn mit einem verwundernden Ausruf unterbrechen, allein der Alte machte ein abwehrendes Zeichen mit der Hand. „Ich weiß Alles,“ rief er, „ich weiß auch, daß bei einer Sinnesart, wie die Deinige, vernünftiger Rath und Ermahnung nichts nützen; gib Dir also keine Mühe, mich zu belehren. Du willst Deine Ines wiedererwecken? gut; aber hast Du auch bedacht, daß die Brust, durch welche schon die großen Gefühle der Ewigkeit zogen, keinen Raum mehr hat für die kleinen Schwärmereien irdischer Leidenschaft? Wirst Du dem Auge, das schon den Vorglanz des Himmels sah, mit dem Liebesblick gemeiner Zärtlichkeit genügen?“ — „Grausamer Cocumbo!“ rief Zerillo. — „Still!“ nahm der Alte wieder das Wort; „ganz gegen meinen Willen habe ich schon Dir Vernunft gepredigt. Du willst meinen Dienst; ich habe ihn Dir versprochen, und will ihn Dir

leisten. Hier, nimm dieses Täfelchen, es enthält eine kräftige Formel, die selbst hundertjährige Schläfer aus ihrem Bette zu rütteln vermag; lies sie langsam und mit gehörigem Ausdruck ab, daß kein Wort vom Nachtwinde verweht oder vom Mondlicht aufgesogen, oder in neidische Felsenspalten eingeklemmt wird, stelle Dich zu Füßen des Grabes, das Du suchest, und fange gerade mit dem ersten Glockenschlage der Mitternacht an und endige mit dem lezten. Während der Rede räuspere Dich nicht, sieh nicht um Dich, flottere und zische nicht, und lies nicht falsch. Beobachtest Du diese Gesetze auf's Strengste, so wird ein glänzender Erfolg Dich überraschen, versäumst Du jedoch nur eines derselben, so kann ich selbst mit all meiner Macht Dich vor dem Verderben nicht schützen, denn das Reich, mit dem Du es jezt zu thun hast, ist das alte, launische, tückische Reich, gegen das schon König Salomo oft vergeblich Krieg führte."

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsezung.)

Die neue Kunstschule. Musikpreis.

Eigentlich sollte ein Direktor der Kunstakademie zu Rom die Schüler leiten und ihr Lehrer seyn; dies ist er aber nicht. sie arbeiten, wie es ihnen gut dünkt; höchstens sorgt er dafür, daß sie ihre pflichtmäßige Arbeit vollenden und nach Paris schicken. Er ist vielmehr ein Verwalter der Anstalt, als ein Lehrer der Schüler; freilich würde das Lehren nicht ohne Nachtheil seyn, da man zuweilen mittelmäßige Künstler als Direktoren nach Rom sendet, und ihnen diese Stelle bloß deßhalb gibt, weil sie einem solchen Institute vorzustehen wissen. Horace Vernet hatte große Noth mit den jungen Künstlern der Anstalt, weil sie heirathen wollten, dem Gebrauche nach aber nur Unverheirathete auf Staatskosten nach Rom geschickt werden, damit sie sich ganz der Kunst ergeben können. Er hatte daher ein neues Reglement vorgeschlagen, die Akademie zu Paris aber, deren Gutachten von der Regierung über diesen Plan gefordert worden war, und welcher vor aller Neuerung bange ist, hatte dasselbe verworfen, worüber Horace Vernet so böse wurde, daß er gegen die Akademie, wozu er doch selbst gehört, in einem Schreiben seinem Unmuth Luft machte. Die Sachen sind beim Alten geblieben, und man erfährt nicht, ob auch Ingres von der Heirathslust der Zöglinge der Anstalt so sehr geplagt wird, wie H. Vernet; vielleicht war es unter Vernets Direktorium nur eine Neckerei der jungen Künstler, um dem stets reisefertigen Vernet etwas in Rom zu thun zu geben. Bei der diesjährigen Ausstellung der Schülerarbeiten konnte man die Fortschritte des Baues der neuen Kunstschule bemerken, in welcher dieselbe statt fand. Seit vorigem Jahre ist dieser Bau schon bedeutend vorgerückt, und man hat jezt die Gewißheit, daß das Gebäude seinem Zwecke völlig entsprechen wird. Schwerlich wird das Ganze vor zwei Jahren vollendet werden, obschon beinahe hundert Arbeiter unaufhörlich daran beschäftigt sind. Der Styl der architektonischen Anlage und die ganze Einrichtung wird etwas Besonderes haben, was der junge Künstler Däson wahrscheinlich den italienischen Gebäuden abgemerkt hat. Dazu kommt, daß man die vormalige Kirche des Augustinerklosters, auf dessen Boden die Schule errichtet wird, wie auch eine vom Schlosse Anet hieher gebrachte und während der Revolution aufgerichtete Façade mit in den Bereich der Anlagen gezogen hat. Die Kirche steht zur rechten Seite im ersten und größten Hofe und die Façade des Anetschen Schlosses in der Mitte. Zuvor diente sie als Eingang in den Garten; dieser Garten ist aber nicht mehr da, sondern auf dem Grunde ein großes Viereck mit einem innern Raume gebaut worden, und die Façade steht nun ganz vereinzelt wie ein Triumphbogen da; auf der Hinterseite hat man mehrere Statuen und andere Bildwerke aus dem Mittelalter und aus der Zeit der Wiedererneuerung der Kunst in Frankreich angebracht. Die Kirche soll, wie zur Zeit des unter den lezten Bourbonen aufgehobenen Musée des monumens français, welches sich in dem ehemaligen Kloster befand, wieder zur Aufbewahrung von Kunstwerken dienen. In dieser Kunstschule wird nämlich, wie ich bereits zuvor erwähnt habe, Manches zu sehen seyn, z. B. die seit vielen Jahren von der Akademie gekrönten Preismalereien und Bildhauerstücke, Abgüsse von in Frankreich nicht vorhandenen Statuen, architektonische Modelle in großer Anzahl und manche Ueberbleibsel des vormaligen Musée des monumens français. Die Anstalt wird große Summen kosten; allein nicht immer wird das von den Kammern bewilligte Geld so gut verwendet. — Mit den Preisstücken der bildenden Kunst pflegt in der öffentlichen Sitzung der Académie des beaux arts auch die beste musikalische Komposition gekrönt zu werden. Diesmal ward diese Ehre dem Sohn einer sonst auf der Favbrandbühne sehr gefeierten Sängerin, Madame Boulanger. Für diese, so wie für's Favbrandtheater sind die guten Tage längst verschwunden. Sie ist kränklich und lebt von einer Theaterpension. Mit der Komposition der zur Preisaufgabe gestellten Kantate ihres Sohnes, welche das Orchester und die Sänger jenes Theaters bestmöglich aufführten, war man allgemein zufrieden; wenigstens berechtigte sie zu Hoffnungen; ob der junge Mann diese erfüllen und dereinst ein guter Opernsezer werden, oder sich in Paris als ein Liedersezer umhertreiben und nicht höher kommen wird, als so manche seiner Schulgefährten, wird sich in der Folge ausweisen. Alljährlich wird eine Kantate gekrönt; allein das ihr gezollte Lob verstummt zuweilen, ohne daß der geringste Nachhall erfolgt. Schon deßhalb ist die Trauer um den zu früh verstorbenen Bellini so allgemein in Paris; ein Theaterkritiker im Journal de Paris macht es sich selbst zum Vorwurf, daß er früher den jungen Tonkünstler zu hart behandelt habe; wie schön, wie originell erscheinen ihm jezt dieselben Kompositionen, gegen welche er sonst, da er das musikalische Genie des Tonkünstlers noch nicht faßte, so Manches einzuwenden hatte! O, wenn Bellini noch lebte, wie wollte er ihn loben und aufmuntern! Glücklicherweise hat es Bellini nicht an Aufmunterung gefehlt, und er ist sicher mit dem Bewußtseyn gestorben, daß die Mitwelt ihn schäzte und ehrte. Die reichen Besucher und Besucherinnen der italienischen Oper tragen jezt zu den Kosten eines Denkmals auf seinem Grabe bei, und ihr Schmerz wird durch die meisterhafte Darstellung seiner besten Stücke noch oft erneuert.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 283.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 26. November 1835.

Müde war ich geworden, nur immer Gemälde zu sehen;
Denn auch dieser Genuß verlangt Erholung und Ruhe.

Goethe.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

Mailand, den 8ten September.

So schön Abends von unserem Balkon aus der Himmel in seinem ernsten Blau mit den freundlichen Sternen anzusehen war, so erquickend blieb es, in der Kühle an gleicher Stelle die Morgenluft einzuathmen. Nach dieser Stärkung war am nächsten Tage unser erstes Ziel wieder der Dom, den wir zu besteigen Anstalt machten. Der mühsame Gang ward auf's Beste belohnt, denn ein ähnliches Dach ist nicht leicht wieder zu finden. In je drei Absätzen, des Mittelschiffs und der beiden Seitengänge, hebt und senkt es sich allmählig und besteht aus weißen Marmorplatten, auf denen man wie auf breiten, niedrigen Stufen vergnüglich auf und ab spazieren kann. Hier steht man nun zwischen regelmäßig hingepflanzten Alleen von Thurmspitzen, die von dem Schiff und den Seitengängen schneeweiß (da die meisten seit Kurzem erst vollendet sind) mit ihren Märtyrern, Aposteln und Heiligen aufsteigen. Von dem Mittelthurme aus sieht man über die Stadt in eine reiche, wasserlose, immer grüne, unermeßliche Ebene, welche nur von der einen Seite durch die Berge, die den Comersee einfassen, begrenzt wird. Am Ende wurden wir's müde und stiegen hinab. Das Innere verwunderte und erfreute mich von Neuem, der Eindruck blieb immer derselbe, groß und freundlich, ja in seinem Ernst so lieblich, daß selbst ein modernes Walzer-agnus-dei, das der Organist zum Hochamt auf dem Flötenregister spielte, statt zu stören, mich erst vollständig in die rechte Stimmung brachte. Von hier aus ging ich in die Bildergalerie, um mir die Lieblingsgemälde dauernder einzuprägen. Am längsten stand ich wieder vor dem Sposalizio, und bewunderte heute vornämlich, wie Raphael in dieser Jugend schon, innerhalb ein und derselben Grundempfindung, dennoch durch die Verschiedenheit des Alters, Geschlechts, Charakters der Individuen eine erschöpfende Totalität, wie sie in der vorgeführten Situation liegt, mit der absichtslosesten Naivetät herauszustellen gewußt habe. Die ganze Auffassungs- und Ausdrucksweise erschien mir durchweg lyrisch, jede Gestalt mit sich und ihrem Innern sinnend beschäftigt; und ich nahm die Gelegenheit wahr, über den Unterschied des Lyrischen, Epischen und Dramatischen in der Malerei, worauf man bisher noch zu wenig die Aufmerksamkeit zu richten gewohnt ist, von Neuem nachzudenken. Auf dem Heimwege führte mich der Lohnbediente zum Sign. Rocca, der angeblich einen berühmten Raphael besitze und zu verkaufen gedenke. Das Bild war eine heilige Familie und sollte von Spanien ganz übermalt hieher gekommen

ſeyn. Erſt die Reſtauration hatte den darunter ziemlich wohlerhaltenen Raphael kundgegeben. Ein gutes Bild, doch jedenfalls ein Schulbild oder eine Kopie von einem Niederländer, wie ihrer viele vorkommen. Maria hebt den Schleier von dem ſchlafenden Chriſtus weg, deſſen Geſtalt und Ausdruck im Ganzen unbedeutend iſt, Johannes, herzugeeilt, betet kniend an, ähnlich dem Johannes in der vierge au lingo im Louvre, nur mit ſüßlichem Ausdruck in den Augen. Beſonders die Füße des Kindes und die Hand des Johannes ließen die Reſtauration erkennen, Marias Geſicht ſchien wenig berührt.

Nach einem ſo angeſtrengten Morgen fuhren wir Nachmittags, um die Stadt und nächſte Umgebung kennen zu lernen, als es kühler zu werden begann, ſpazieren. Eine eigenthümliche Phyſiognomie hat Mailand nicht, außer dem Dom und den älteren und älteſten Kirchen wenig charakteriſtiſche Gebäude; an ausgezeichneten Palläſten fehlt es im Ganzen; einige Straßen ſind ſchön, viele aber eng; die älteren Häuſer, hoch und ſchmal, haben meiſt nur zwei Fenſter in jeder Etage, weit von einander abſtehend, viel Balkone, bunt ausgeziert, von luſtigem Anſehen, die Dächer ſind niedrig und ziemlich flach. Städtiſches Gewühl entbehrt man nicht, doch iſt es ohne Lebendigkeit, woran jezt die Sommerhitze Schuld ſeyn mag, die Läden zeigen wenig Pracht, und ſo gibt das Ganze den Eindruck einer großen Provinzialſtadt, die gefällt, ohne eine dauernde Erinnerung zu hinterlaſſen. Für Erhaltung der äußeren Ordnung und Reinlichkeit haben die Oeſterreicher das Ihrige redlich gethan; auch ſieht man noch jezt viel Militär auf den Straßen, meiſt Kroaten mit ein und demſelben breiten, gelben, backenknochigen Geſicht und kleinen Augen. Die ſchönſte Straße iſt der Korſo. Dort wimmelt es von Fußgängern, Reitern und reichen Equipagen, nur die ſchönen Weiber vermißten wir. Die neue Paſſage iſt höchſt elegant, das Gefrorne vortrefflich; nirgend aber ging es lebendig zu. Ein faules Schlendern ſcheint beſonders den Vornehmen zuzuſagen. — Da heute die Ricciſche Oper wiederholt wurde, geriethen wir in eine ſchlechte Ueberſetzung eines Vaudevilles von Scribe, das, mittelmäßig geſpielt, uns über alle Gebühr langweilte. Ein Deutſcher produzirte ſich darauf als Affe mit den ekelhaft geſchickteſten Verrenkungen der Arme und Beine. Recht mißgeſtimmt müde kamen wir nach Hauſe, und nur der blaue Himmel und die großen, ſtillen Sterne ſtellten mich wieder zu einem ruhigen Schlafe her.

Den 9ten Sept.

Der lezte Tag unſeres Aufenthalts ſollte noch recht beſchwerlich werden. Die Hitze war unerträglich, und wir hatten noch das berühmte Leonardoſche Abendmahl nebſt einigen alten Kirchen zu beſichtigen, welche am Ende der Welt lagen. Raritäten zu ſehen, war ich heute am wenigſten aufgelegt, da man ſie genau betrachten und ſtudiren muß, wozu die Zeit gänzlich fehlte; für die Kirchen hatte ich keine Augen, denn Schulter und Hals waren mir durch Nachterkältung ſo ſteif, daß ich den Kopf und Nacken nicht heben und wenden konnte. Das machte mich verdrießlich im kleinen Styl, nicht einmal großartig ärgerlich. So gab auch das Leonardoſche Wandgemälde keine Ausbeute; nur Reſte der Umriſſe bemerkenswerth, das Meiſte übermalt, beſonders der Chriſtuskopf, den Leonardo, wie die Sage geht, zu vollenden immer nicht hatte wagen wollen, war neuerdings keck überſchmiert. Faſt ſchien mir, als habe Niemand dieſe Ruine mehr ſehen wollen, und ſo ſey ſie des Trinkgeldes wegen reſtaurirt. Nun folgten die Packgeſchäfte, das Rechnen und Zahlen, und ich war froh, als ich endlich um fünf Uhr mit K. auf der Schnellpoſt ſaß, um nach dem Abſchiede von den bisherigen Gefährten durch die Lombardei nach Venedig hinzurollen.

Im Wagen war die Geſellſchaft wechſelnd ſchlecht, dafür der Sonnenuntergang herrlich, das Farbenſpiel durch's Rothe, Gelbe, Grüne in's Blaue unnachahmlich, die Nachtluft kühl und die Fahrt, wenn auch langſam, doch bei untermiſchtem Schlaf nicht allzu abſpannend. Die Lombardei aber iſt die langweilig fruchtbarſte Ebene. Nichts als Mais, Weinſtöcke mit dazwiſchen geſtreuten Oel- und Nußbäumen, am Wege entlang kurzes Geſträuch, und nun immer daſſelbe ſtets in der gleichen Weiſe fortdauernd, zum Ueberdruß wiederholt. Nachts fuhren wir durch das lebhafte, freundliche Bergamo, Morgens früh durch Breſcia, wo ich während des Umſpannens die ausgegrabenen Reſte des Tempels des Mars in Augenſchein nahm, ohne etwas anderes als zerbröckelnde Säulenſchäfte zu ſehen. Dergleichen geſtaltloſe Stümpfe und Strünke haben, flüchtig nach einer ſchlechtzugebrachten Nacht betrachtet, faſt gar kein Intereſſe für mich. Mit ganz andern Augen begrüßte ich den ſchönen, blauen Gardaſee, mit ſeinen gleichgeformten, milden Bergen, an denen wir auf dem Wege nach Verona vorüberfuhren. Hier hatte ich eine neue Kunſtprüfung zu beſtehen. Die Mittagshitze war übermäßig, in anderthalb Stunden fuhr die Poſt weiter, und doch durfte ich die Arena nicht unbeſucht laſſen. Im Geſchwindmarſch mit einem Lohnbedienten und zwei kurzen Individuen, von denen ich in der Eil nicht herausbringen konnte, ob es Engländer, Oeſterreicher, Schweizer oder Ferienſtudenten aus München waren, ging es durch Straßen, Quergaſſen über ſonnige Plätze vorwärts. Lies nach, was Goethe von der zweckmäßigen Anlage dieſer Arena und des wohlerhaltenen Amphitheaters ſagt; beſchreiben kann ich ſie nicht, obſchon ſie mir lebhaft vor Augen ſteht. Nun ſollte es zu Grabmälern gehen. Ich glaubte, es

ſeyen die berühmten der Scaliger, und ſchloß mich an, da der eine der Scaliger eine ziemlich mittelmäßige Poetik geſchrieben hat. Wieder über viele heiße Plätze ging es im Trabe fort. Endlich ſtanden wir vor einem ausgehöhlten Stein nach Art einer alten Badewanne, das ſollte der Sarg ſeyn. Dann wurden wir in einen Gemüſegarten geführt zu einem gleichgültigen Baum; das ſollte der Ort des Grabes ſeyn, und hier erſt erfuhr ich, der Sarg ſey Julias und Romeos, und drüber auch noch die Mauer, über die er in jener ſüßen Sommernacht kletterte, und ganz dieſelbe wie im Shakespeare. Ich verwünſchte im Ernſte jede lezte Spur, die von Beſichtigungsmarotte in mir war und mir das Mittageſſen diesmal ungebührlichſt ſchmälerte. Denn kaum angelangt, mußten wir wieder in den Wagen und fuhren fort und fort, immer zwiſchen Hecken und Maisfeldern, von ſchlanken und knorrigen alten Oelbäumen eingefaßt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortſetzung.)

Bei dieſen Worten empfing Zerillo eine kleine, ſchwarze Marmortafel, auf der deutlich und ſicher ein lateiniſcher Spruch mit weißen Lettern geſchrieben war, deſſen Sinn er vergebens zu erforſchen ſtrebte. Der Magier, der das bemerkte, rief: „Begnüge Dich mit dem bloßen Ableſen der geheimnißvollen Worte; ſie ſtammen vom berühmten Alfarabius her, der Arzt und Geheimſchreiber bei einem der lezten mauriſchen Könige war. Der ehrwürdige Weiſe wollte durch ſie ſeinen Freund und König, den ein plötzlicher Tod dahingerafft hatte, wiederum zum Leben erwecken. Unglücklicherweiſe jedoch mußte es ſich fügen, daß ihn, während er halb die Formel ſchon ausgeſprochen, ein tückiſcher Huſten befiel und dadurch der Leichnam des Königs, der ſchon mit dem Haupte aus dem Grabe empor ſah, wieder ſtarr zurückſank. Welch ein Verluſt für unſere Kunſt, daß die koſtbaren Schriften jenes großen Alfarabius und des noch größern Avicenna ſämmtlich verloren gegangen! Wie nichtswürdig handelt der Zufall, indem er ſolche Schätze verſchleudert und dagegen die Werke eines Petrarka, die Geſänge einer hirnverbrannten Zärtlichkeit, den faſelnden Blödſinn eines Thoren aufbewahrt, die der Welt nur ſchaden, nie nützen können.“

Der Student ließ den Magier über die Ungerechtigkeit des Zufalls ſchwärmen, und dachte nur daran, ſich mit ſeinem koſtbaren Geſchenke ſchnell auf die Wanderung zum nahen Kirchhof zu begeben; denn es war zur Mitternachtſtunde nicht viel Zeit mehr zu verlieren. Er nahm Abſchied auf lange Zeit; denn der weiſe Cocumbo erklärte, daß er jezt nothwendig ſeine Reiſe zu dem nordiſchen Rieſengrabe antreten müſſe. Mit von Liebe und Sehnſucht beflügelten Schritten eilte er, den Kirchhof zu erreichen, auf dem man der ſchönen Ines eine Ruheſtätte bereitet hatte.

Der Vollmond glänzte durch die bewegten Gipfel der ſchlanken Cypreſſen auf den ſtillen Raum nieder, den eine Anzahl Leichenſteine und Grabhügel füllte. Ein Schauer durchbebte die Glieder des kecken Jünglings, als er ſich jezt, mit der magiſchen Tafel im Buſen, den zahlloſen Schlummerſtätten nahte. Er ſtand noch eine Weile an der Pforte des Eingangs ſtill, als bedenke er, ob es nicht verwegen und ſtrafbar ſey, die aufzuwecken, die ein gütiger Gott in Schlummer geſenkt. Die Stille und Ruhe ſchien ſeine leidenſchaftlichen Gefühle faſt mit Gewalt zurückzudrängen. Ueberſchreite nicht unſere Schwelle! ſchienen ihm Geiſterſtimmen zuzurufen, führe uns nicht zurück in ein Leben, das uns beleidigte und das wir verachten! — Umſonſt iſt die rührende Bitte, ſchon ſteht der Ruheſtörer mitten unter den Gräbern, er ſucht dasjenige heraus, welches den theuern Schatz birgt. Vor einem einfachen, hellglänzenden Steine bleibt er ſtehen; die Glocke des nahen Kloſterthums ſchlägt an und läßt den erſten, dumpfen, feierlichen Ton über die Gräber dahinſchallen. Dem Unglücklichen ſchwanken die Knie, doch faßt er allen Muth zuſammen und beginnt ſeine Beſchwörung. Er ſieht ſich nicht um, er räuſpert nicht, er überſpringt kein Wort; doch da die Glocke ſehr langſam ſchlägt, ſo bleibt ihm Zeit, ſchnell einen verſtohlenen Blick über die Tafel hinüber auf das Grab zu richten, ob ſich der ſchwere Stein nicht ſchon lüfte. Da ſieht er, o Schrecken! daß er ſich in der Stelle geirrt habe, daß nicht ſeine Ines unter dieſem Steine ſchlummere, daß er vor einem fremden Grabe ſtehe. Wie vom Blitz getroffen, wankt er, ſein Gehirn droht aus den Fugen zu kommen, zu ſpät iſt es jezt, den Platz zu ändern, mechaniſch lallt er die lezten, noch fehlenden Worte der Beſchwörung, und mit dem verhallenden Glockenſchlage öffnet ſich der Grund und — nicht ein ſchönes, bleiches Mädchen, nein, eine hagere, bärtige Mannsgeſtalt ſteht, in ihre Grabtücher gehüllt, vor ihm und ſchaut ihn mit dunkeln, geſpenſtiſch funkelnden Augen an.

„Ich danke Dir, Freund, für dieſen Dienſt,“ hob eine raube Stimme zu ſprechen an, „allein ich kenne Dich nicht; ſollteſt Du vielleicht dennoch einer meiner Schüler ſeyn?“ — Der arme Zerillo vermochte nicht zu antworten; die Zaubertafel war ihm entfallen, und er lehnte ohnmächtig am nahen Baume. Die Geſtalt fuhr nach einer Pauſe zu ſprechen fort, indem ſie mit den

dürren Fingern das verwirrte Haar an Stirn und Bart ordnete: „Sprich, junger Mann, sey nicht befangen; ich bin keineswegs so grausam und übermüthig, als meine Feinde mir nachsagen, und wäre ich es auch, gegen Dich könnte ich's nicht seyn. Ach! wie frei, wie luftig es hier oben ist! welche scharfe Helligkeit! und doch ist's nur der Mond, der am Himmel steht, wie wird erst die Sonne leuchten und wärmen! Ich freue mich, wieder zu leben; komm, laß uns sogleich in die Stadt gehen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beschluß.)

Musikalische Klatschereien.

Wer wird jetzt den großen Meister Rossini fortsetzen, von dem nur noch einige Cavatinen und italienische Duette angekündigt werden? Donizetti, Mariani stehen weit hinter ihm und auch hinter Bellini zurück. Wie wäre es, wenn man sich in Deutschland nach einem Manne umsähe, der für die französische und die italienische Oper zugleich Musik setzen könnte? Aber vielleicht ist er in Deutschland eben so schwer zu finden, als in Frankreich. Und wie sollte man nun vollends einen so eleganten Jüngling wie Bellini ersetzen, welcher in den Salons bei den glänzenden Soirées gegen die Damen so gefällig, ja fast süßlich war, und auf allgemeines Verlangen die ganze Gesellschaft mit seinen Arien oder seinen Phantasiestücken ergötzte und entzückte? Den deutschen Liederdichtern aber fängt man an, große Aufmerksamkeit zu schenken. Im vorigen Winter erhielten Schubarts Kompositionen lebhaften Beifall in den musikalischen Soirées; jetzt macht Henri Blaze, der Sohn des Musikkritikers Castil Blaze, in einem hochtrabenden Aufsatze einer Zeitschrift auf die Dessauersche Musik der Uhlandschen Lieder aufmerksam, die er, wie er erzählt, irgendwo in einem Landhause gleichsam entdeckte, und die ihn entzückten, rührten und wehmüthig machten, wie der Abschied einer deutschen Geliebten, oder so etwas, oder noch viel mehr; denn Henri Blaze ist überaus fruchtbar an Vergleichungen, Bildern und Parabeln. Sonst habe er nur von Dessauer Ein Stück gekannt, le gouffre de pierre, das man vorigen Winter überall gehört habe, so daß man diesem nicht sehr bezaubernden Strudel nur mit großer Mühe habe ausweichen können. Dies habe ihm keine hohe Meinung von dem deutschen Komponisten beigebracht; aber jetzt, da er dessen Melodien der Uhlandschen Lieder kenne, sey es ganz etwas anders; das sey echte lyrische Musik, das seyen vortreffliche Melodien zu vortrefflichen Liedern, das seyen... so geht es mehrere Seiten lang in einem fort, um den Leuten die Vortrefflichkeit der Dessauerschen Melodien vorzudemonstriren. Eine musikalische Zeitung macht sich dagegen einen Spaß daraus, die Eigenheiten berühmter Tonkünstler zum Besten zu geben und sie mit amüsanten Anekdoten zu belegen, deren Echtheit aber vielleicht nicht größer ist, als die so mancher andern in den Biographien und in der Welt umher laufenden Anekdoten. So z. B. könne Meyerbeer keine Katzen leiden, worin er also das Gegentheil von Chateaubriand sey, dem es außerordentliche Freude mache, Kätzchen springen und spielen zu sehen. Neulich sey Meyerbeer nach Scribe's Landhaus in seinem Kabriolet gefahren, um einige Tage in der Familie des berühmten Theaterdichters zuzubringen; allein kaum sey er abgestiegen und habe angefangen, mit Mad. Bavard, einer Nichte Scribe's, einen Spaziergang im Park zu machen, so sey er erblaßt und habe seinem Bedienten Befehl gegeben, wieder anzuspannen, um nach Paris zurückzufahren; man sey um seine Gesundheit besorgt gewesen, und habe ihn mit Fragen bestürmt, um zu erfahren, was ihm Unerwartetes zugestoßen. Da sey es herausgekommen, daß Meyerbeer Katzen auf dem Landgute entdeckt habe. Sofort seyen alle Individuen dieses Geschlechts bei Seite geschafft worden, worauf er dann wieder der heitere und gefällige Meyerbeer geworden sey, wie zuvor. Ferner erzählt die musikalische Zeitung, der Tonkünstler thue sehr geheim mit seinen Kompositionen, und noch jetzt können die Sänger und Sängerinnen, welche in der „Bartholomäusnacht" zu spielen haben, ihre Rollen nicht ganz, weil der Meister einen Theil derselben noch verborgen halte. Zuletzt erzählt dieselbe Zeitung, Jedermann wisse (ich muß aber gestehen, daß ich wenigstens nichts davon wußte), daß, als Meyerbeer kurz vor der ersten Darstellung der Oper Robert le diable erfahren habe, wie Herold, der Verfasser Zampas, eine Orgel in der Partitur dieser Oper anbringen wolle, er, um dies zu verhindern, sogleich in sein Kabriolet gestiegen und bei allen Orgelmachern in Paris vorgefahren sey, und ihnen nicht allein die bereits fertigen Orgeln, sondern auch noch alle angefangenen abgekauft, und sie dadurch außer Stand gesetzt habe, vor sechs Monaten eine Orgel zu liefern. Nachdem der Tonkünstler auf diese Art 40 bis 50.000 Franken ausgegeben, sey er recht zufrieden wieder nach Hause gefahren. Obschon die musikalische Zeitung dieses mit der größten Zuversicht erzählt, so bin ich doch geneigt zu vermuthen, daß sie es selbst nicht glaubt; aber solch ein Anekdötchen nimmt sich spaßhaft aus und läßt sich angenehm wieder erzählen. Mit der Wahrheit oder auch mit der Wahrscheinlichkeit wird es dabei nicht so genau genommen. Von Auber, dem Verfasser der „Stummen von Portici," hat jene Zeitung keine so lustigen Züge aufzutischen. Sie weiß bloß von ihm, daß er sehr einfach bei seiner Mutter, der Wittwe eines Bilderhändlers, lebe, aber die schönsten und theuersten Pferde in seinem Stalle habe; der Stall sey das einzige Kostbare, was sich in seiner Haushaltung vorfinde. Vielleicht gibt man bald auch Anekdoten über die musikalische Bauerfamilie Grassl zum Besten, die sich hier noch in den kleinen Theatern umhertreibt, und nun wenigstens zwei Dritteln der Pariser Bevölkerung zur Schau gestellt worden ist. Dem fleißig Umherwandelnden und alle Schauspiele Besuchenden mag sie wohl ein Dutzendmal an verschiedenen Orten aufgestoßen seyn. Sie gefällt trotz ihres bayrischen und bäurischen Ansehens; denn sonst würde sie schon längst von allen Schauspielunternehmern verlassen worden seyn. Es ist schon etwas Auffallendes, daß sich diese Familie seit drei oder vier Monaten auf den verschiedenen Bühnen hält; während dieser Zeit sind manche neue Theaterstücke gefallen, um nie wieder aufzustehen.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 284.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. November 1835.

Als die Erzählung nun zu Ende war,
Da gab sie mir zum Lohn ein Heer von Seufzern
Und schwur: „fürwahr, höchst seltsam, wunderseltsam!
Und rührend war's, unendlich rührend war's!"

Shakespeare.

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

Der Auferweckte hob hiemit einen dürren Arm aus den Tüchern hervor, und diese Berührung schreckte den Jüngling aus seiner Ohnmacht auf und füllte ihn mit schauderndem Entsetzen. Er schleuderte die Gestalt von sich, indem er schrie: „Zurück in Deine Grube, Elender! nicht Dich habe ich wecken wollen! — Zurück, zurück, Gespenst, in den Schoß der Nacht, wo Du hingehörst!" — „Ah so!" rief die Gestalt, „ist's so gemeint? — Nein, nun ich einmal oben bin, steige ich nicht wieder hinab. Sieh hier, alberner Tollkopf, auf meinem Leichensteine steht mein Name, meine Titel, die bis ganz herunter reichen, weßhalb hast Du sie nicht gelesen? Ich bin der berühmte Doktor aus Bologna, der in einem gelehrten Werke bewiesen hat, daß im Blute die Seele steckt, daß das Blut allein uns belebt und ernährt — ah, Blut, Blut! — Mich freut es, daß ich meine unsterblichen Untersuchungen, in denen mich der Tod unterbrach, jetzt ungestört wieder fortsetzen kann; noch drei Kapitel, und zwar die wichtigsten, blieben mir zu schreiben übrig. Komm, komm, auf meinem Schreibtische wird noch eine Schale mit Lämmerblut stehen; ich will sie trinken, ich bin durstig. — Ja, im Blute steckt die Seele! — Blut, Blut!" —

Zerillo sprang im Wahnsinn auf und packte die dürre Gestalt. „Zurück in Dein Grab!" schrie er, „zurück in Dein Grab!" — Sie kämpften jetzt Beide auf dem einsamen Kirchhofe, und der flatternde Leichenmantel des Doktors flog im Sprunge um die bleichen Monumente. Zerillo wollte ihn in die Grube zurückdrängen, doch mit all seiner jugendlichen Kraft vermochte er nicht über die schnellen, gewandten Wendungen seines Gegners zu siegen. Im dröhnenden Gestampfe flog der Kampf über die Steine und Hügel hinüber, endlich unterlag der Student, indem er ausglitt und stürzte. Der Fall und die Wuth seines Gegners kosteten ihm das Leben. Er war jetzt mit seiner schönen Ines vereint. Der Blutdoktor aus Bologna betrachtete noch eine Weile ruhig seinen erlegten Feind, dann fand er, daß es nöthig sey, um keine Zeit weiter zu verlieren, eiligst in die Stadt und in sein Studirzimmer zurückzukehren. Als er diesen Entschluß noch bedachte, fiel sein Blick auf die unheimlichen Gewänder, die seinen dürren Körper umflatterten. Unmöglich konnte er sich in diesem Aufzuge in die Straßen wagen. Er sann noch eine Weile, dann stürzte er sich plötzlich auf den todten Jüngling, entriß ihm Mantel, Kragen, Hut und Wamms, und nachdem er sie sich eilig angelegt, schritt er nun mit

stolzen Schritten über die Gräber hinweg und aus der Kirchhofspforte hinaus.

Man erinnert sich, daß im Schlosse von Zerillos Verwandten die Vermählung gefeiert wurde; es war also sehr natürlich, daß Boten ausgesendet wurden, um den Bräutigam aufzusuchen, dessen langen Spaziergang an einem solchen Abende man höchst unpassend und unhöflich fand. Ein Paar dieser Boten treffen vor dem Thore auf den gespenstischen Doktor, der gegen die kühle Nachtluft in seinen Mantel gehüllt daherwandelt. Sie lassen sich durch die Kleider täuschen, erkennen ihn für ihren Herrn und führen ihn in's Schloß, in's Brautgemach der harrenden jungen Gräfin. Sie ist schon in Schlummer gesunken, und das Ungethüm bedenkt sich nicht lange, die Stelle des Todten einzunehmen. Am Morgen darauf findet man die schöne Vermählte todt im Bette, am Herzen eine Wunde, die höchst wahrscheinlich der Doktor aus Bologna verursacht hatte, um seine Beobachtungen über den Blutumlauf, gelegentlich auch seinen Durst nach Blut zu stillen. Man hat nicht weiter von ihm gehört; es läßt sich denken, daß er der Inquisition in die Hände gefallen ist, die ihn verbrannt hat.

Ich hatte meine Erzählung geendet, und die Stille, die während des Vortrags und eine Weile nachher herrschte, gab mir die Versicherung, daß man mir mit Aufmerksamkeit zugehört. Der Schluß brachte den größten Effekt hervor, der sich besonders auf dem Antlitz Sophiens und der Gouvernante abbildete. Die Leztere holte tief Athem, als sey jezt eine peinliche, ängstliche Katastrophe überstanden. „Ach, was für Gräßlichkeiten!“ rief sie, „aber das wirkt, das begeistert! Ich sehe das Scheusal leibhaftig vor mir, wie es sich aus dem Grabe aufwindet, mit glühendem Auge um sich starrend; dazu der einsame Kirchhof, der helle Mondschein auf den Grabmonumenten, und zulezt der wahrhaft teuflische Kampf, die mit grausiger Phantasie gemalte Gruppe des jungen, blühenden Jünglings mit dem entsezlichen Revenant! Aber gestatten Sie wohl, daß man Ihnen eine Bemerkung macht?“ — „Ich bitte darum.“ — „Wozu diese Scherze, diese Lächerlichkeiten, die durchaus nicht zum Gegenstande passen wollen? warum muß Ines die Tochter eines Eseltreibers seyn? was sollen ihre bäurischen Sitten, von denen doch wiederum nichts an ihr zu spüren ist? — Kann sie nicht ein durchaus edles Geschöpf seyn, meinetwegen arm, von dunkler Herkunft, aber edel? Auf diese Weise würde die Liebe des Schwärmers Zerillo auch besser motivirt seyn. Der alte Magier Cocumbo sagt ebenfalls Manches, was seinem Charakter und seiner geheimnißvollen Würde ziemlich entgegen ist; ich würde einige seiner Reden abgekürzt und dagegen die gräßlichen und fürchterlichen Partien in der Novelle mehr hervorgehoben haben. So müßte es einen großartigen Eindruck machen, wenn man das Kadaveröse an der Grabgestalt des Doktors schilderte, wie sich bei Lüftung des Grabes Moderduft über den ganzen Kirchhof verbreitet, oder Aehnliches. Er spricht von seinem Blutdurst, wie passend wäre es, wenn man ihn sich über den Körper des Studenten hinstürzen ließe, um seine ekle Lust sogleich zu befriedigen. O, ich fühle wahrhafte Leichenkälte bei diesen Vorstellungen, und alle meine Nerven beben!“

Sophie. Ich werde das abscheuliche Bild die ganze Nacht nicht los werden.

Ich. Wenn ich gefehlt habe, so ist's wenigstens nicht aus Mangel an Ueberlegung geschehen. Mit Absicht habe ich die zu grausen Schilderungen vermieden.

Gouvernante. Und weßhalb? Liegt nicht darin gerade der Genuß und der wahre Werth solcher Erzeugnisse, daß man sich durch sie von Grund aus die Seele aufregen läßt, das Liebliche, Edle, Rührende mit dem Teuflischen, herzzerreißend Gräßlichen und toll Phantastischen gepaart anschaut? — Denken Sie an Janin's todten Esel und an die Tänzerin Sara von Balzac.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Die Berge, welche Verona bald umschließen, verzogen sich bald, die weite Ebene ward immer gleichförmiger, die feinen Blättchen der Olivenbäume immer graugrüner, der Weg immer langweiliger, und leider dunkelte es bereits, als wir Vicenza erreichten. Doch blieb uns noch Zeit genug, auf den Markt zu eilen, der durch das große Rathhaus und mehrere Façaden Palladios seinen Ruhm wohl verdient. Das Lampenlicht aber ließ wenig sehen, und ich stellte mich nur durch die Betrachtung zufrieden, daß ich mir diesen Durchflug nicht als wirklichen Aufenthalt in Italien anrechnete. In Padua schliefen wir ein paar Stunden, da die Post nach Venedig erst um fünf Uhr Morgens weiter fährt. Diese Ruhe that Noth, denn solch ein staubheißer italienischer Reisetag strengt an. Längs der schmalen, kanalartigen Brenta ging es am nächsten Morgen in der gewohnten Weise vorwärts; nur die Landhäuser und kleinen Flecken, welche sich bis zu den Lagunen hinziehen, gewährten einige Abwechslung, und da Markt in Padua seyn sollte, gab die Landstraße durch Bauern, Ochsen, Kälber, Esel, Karren,

Wagen und doppelten Staub einen ganz belebten Anblick. Die Villen sind jedoch großentheils verfallen, von meist geschmackloser Bauart, die Gärten klein, und gewähren als Ruinen einer bessern Zeit nichts als einen traurigen Blick in die Armuth der Gegenwart.

Venedig, den 10ten Sept.

Nach einer gänzlich schlaflosen Nacht sitze ich hier als ein von Flöhen, Wanzen, Fliegen dergestalt Zerbissener, daß, wäre ich noch Kind und zu Hause, die Eltern schnurstracks zum Arzte schicken würden, der Masern oder des Scharlachfiebers wegen. Es ist schmachvoll und dennoch ist's. Damit Du aber wissest, wo mich dies Unheil betroffen hat, muß ich erzählen. Aus einem engen Gäßchen, in welchem etwa drei spannenbreite Wesen von meiner Statur anstoßend neben einander stehen können, geht eine niedrige, schmale Thür in die „Königin von England." Das ist unser nicht unberühmtes Hotel. Im Hofe arbeiten in offenen Werkstätten des untersten Stockwerks Schuhmacher, Schneider und ein emsiger Handschuhmacher. Der enge Hof führt zur offenen Haupttreppe, mit breiten Gypsfiguren mehr in Absicht auf Pracht, als auf Kunst geschmückt. Wir bewohnen im zweiten Stock ein mäßiges Zimmer, dessen eine Hälfte die Betten, die andere wir Beide mit Tisch und Sopha ausfüllen. Das Fenster hinter mir gibt die Aussicht auf die Rückseite eines im sechzehnten Jahrhundert gewiß nicht verächtlichen Pallastbaues. Wenigstens deuten die Pfeiler und Spitzbogen auf diese Zeit der Erbauung. Jetzt ist es wie ein verwünschtes Schloß. In einem zerstörten Gärtchen steht ein einzelner Baum, die Fenster sind mit alten Brettern vernagelt, und doch scheint es bewohnt. Wenigstens sah ich so eben ein wohlangezogenes Individuum an die Thür klopfen. Es wartete lange, Niemand öffnete, verdrießlich ging es endlich weiter. Und dennoch ist Venedig ein namenlos herrlicher Winkel der Erde.

Sonnabend gegen zehn Uhr erreichten wir von Fusina her die Lagunen. Nun mußten wir den Wagen mit einem großen Boot vertauschen, um nach Venedig überzufahren. Noch war es nicht zu sehen; kaum aber bogen wir um die nächste Uferecke, so lag am äußersten Saume diese aus dem Meere heraus in's Meer wieder hineingewachsene Stadt in der Morgensonne mit Spitzen und Kuppeln langgestreckt da, Schwesterinseln und Städte um sich her, wohin der Blick nur irgend schweifte. Ein frischer Ostwind kühlte die Glut der Sonne, und ich trat auf's Verdeck. Jede andere Stadt unter diesem Himmel würde in solcher Entfernung als blauer Nebelstreif erschienen seyn; hier aber zum ersten Mal vergaß ich, was Nebel sey. Von dieser Klarheit der Luft und Schärfe der Umrisse bei allem Duft und Glanz des Lichts ist keine Vorstellung zu geben, das müssen die eigenen Augen sehen. Dabei sind die Farben hier nicht etwa an sich selbst lebhafter, als sonst wo, das Meer nicht grüner, der Himmel nicht blauer, die Wolken nicht silberweißer; wo aber in dieser ungeheuren Meeresebene, ihrem durchsichtigsten Wasserduft und widerglänzenden Spiegel nur ein Strahl dieser Wundersonne hinscheint, glüht Alles zu warmer Farbe auf und glänzt mit so intensiver Kraft, ohne zu blenden, so mild und tief, mit solchem Schmelz, daß hier, von früh an, so lange gemalt wurde, die größten Koloristen entstehen mußten. Das ward mir bald klar, als ich die ersten Böte, dann die ersten Gondeln gleich schlanken Wasserenten vorübergleiten sah, am Rande schwebend die Schiffer, halbnackt, mit weißen Hemden, sonnenverbrannt, aber in einer braunrothen Glut des Fleisches, von der ich Aehnliches selbst in Gemälden nichts gesehen hatte.

Von dem nächsten Eindruck, als wir durch viele Nebenkanäle in den Hauptkanal einfuhren, weiß ich nichts mehr. Man ist zu sehr in einer eigenthümlichst fremden Welt. Endlich waren wir, mitten in dieser „Biberstadt," schmutzig und bestaubt, im Wirthshause. An Wasser fehlte es nicht, und nach einer Stunde bereits befanden wir uns auf dem Markusplatze. Ein mäßig breites Oblongum, rechts, links die Prokuratie-Gebäude, im Hintergrunde die fünfgekuppelte, rundbogige, säulenschwere Markuskirche in ihrer orientalisch christlichen, malerisch bunten Goldpracht, breit, klar und verwirrt, wunderlich schön, zum Lächeln, wie zum Erstaunen reizend. Mit ihr in gleicher Flucht, gegen das Meer hin, als wir um die rechte Ecke des Platzes bogen, stand der Dogenpallast da, von einer Festigkeit und schwebenden Leichtigkeit, farbig, zierlich, einfach, und doch von so anmuthiger Seltsamkeit, als habe der genievollste Dekorationsmaler zu einer mittelalterlichen Feenheldenoper ein orientalisch ritterliches, ehrwürdiges und reizendes Gebäude erfinden wollen. Der Blick auf den anspülenden, grünen Wasserspiegel, mit Schiffen und Gondeln bedeckt, S. Giorgio Maggiore und die Giudecca, in der Nähe der große Kanal, der sich durch die Stadt windet, links in der Ferne die grünen Laubgewölbe der Giardini publici — dieser Blick, diese Aussicht in ihrer ausgeprägten Eigenthümlichkeit versetzten mich plötzlich aus Allem heraus, was ich bisher noch erschaut. Und so lebten wir an dem heutigen Tage auch nur diesen Gebäuden und Fernen, dem Platz, den Kanälen, Straßen, dem Sternenhimmel und Gewühl, um durch die nöthige Gewohnheit so bald als möglich in dem Fremdesten heimisch zu werden. Es war der genußreichste Tag der Reise.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

Eisenbahn. Der Komet. Wintervergnügungen.

Die Ausführung der eingeleiteten Eisenbahn von Dresden nach Leipzig stieß sich, zu großem Mißvergnügen der eifrigen Betheiligten, seither noch immer an die Wahl der zu nehmenden Tour, hauptsächlich daran, ob der Weg auf dem rechten oder dem linken Elbufer der passendere seyn möchte. Bei der ungemeinen Wichtigkeit einer recht zweckmäßigen Wahl und den so mancherlei Vorzügen und Nachtheilen, welche beide, das rechte, wie das linke, Ufer für die Sache darbieten, würde eine vorzeitige, vielleicht später zu bereuende Entscheidung noch weit schlimmer als die längste Erörterung gewesen seyn. Nachdem nun der erwartete, in solchen Angelegenheiten vielerfahrene Engländer Walker endlich hier eingetroffen, so wurden sogleich mit ihm neue Ortsbesichtigungen vorgenommen. Das Ergebniß ist dahin ausgefallen, daß die Eisenbahn auf dem rechten Elbufer beginnen soll. Je länger die Erwägung dauerte, um so schneller soll nun auch der Angriff an vielen Stellen zugleich erfolgen. Zwei Hauptbauten, eine Elbbrücke und ein Tunnel durch einen Berg, sind allerdings schwierige Punkte. Eine wichtige Erfahrung bietet ein erst vor wenig Tagen zu Nürnberg angestellter Versuch dar, weil er beweist, wie vortheilhaft auch Pferde auf den Eisenbahnen zu benutzen sind. Am 31sten October lenkte ein mit dreiundzwanzig Menschen belasteter Wagen, von einem einzigen Pferde gezogen, den Weg auf der Eisenbahn von Nürnberg bis Fürth in sechsundzwanzig Minuten zurück, und brauchte sodann zur Heimfahrt nach Nürnberg, weil auf ihr mehrere, auf dem Hinwege mit dem besten Erfolge unternommene Versuche, dem Laufe des Wagens auf der Stelle Einhalt zu thun, wegfielen, nur vier-und-zwanzig Minuten. Die Möglichkeit, auf den Eisenbahnen neben der auch noch der Kräfte des Pferdes sich zu bedienen, würde besonders auf kurzen Touren und bei geringen Lasten von gutem Nutzen seyn. Nur müßte die Menschlichkeit das Amt einer Sachwalterin für die armen Pferde übernehmen.

Halley's Komet machte auch uns hier viel zu schaffen. Wir sahen seiner Ankunft bereits im Jahre 1834 entgegen, als er auf Einmal wieder abgesagt wurde, wie eine große Zauberoper mit Feuerregen und anderm Spektakel, wenn bei der Primadonna eine Unpäßlichkeit eingetreten ist. Desto gewisser aber sollte der große, uns Jetztlebenden allen noch von Person Unbekannte in diesem Jahre eintreffen. Das geschah nun auch allerdings und vermuthlich zur wahren Freude aller Sternkundigen. Aber, wie dergleichen zu geben pflegt, weil der Komet, vielleicht durch Alter und Erfahrung gewitzigt, seinen gewaltigen Schweif von vormals eingezogen und seinen Glanz ungemein ermäßigt hatte, bezeigte ein Theil des großen Publikums Abends in den Straßen und auf öffentlichen Plätzen ihm seine Unzufriedenheit ganz unverholen. Der Komet erschien diesen Zuschauern ungefähr wie die Werke manches großen Mannes: in öffentlichen Anzeigen und Kritiken geben sie oft einen ganz übernatürlichen Glanz von sich, der, wenn man die Werke selbst zur Hand nimmt, sich nirgends darin vorfinden will. Eines Abends jedoch wurde auf einem hiesigen Platze der Zuschauerhaufe immer größer, und dessen Satisfaktion über das diesmalige klare Licht des Kometen immer vollständiger. So, meinte man, lasse man sich den Kometen allerdings gefallen; wenn auch freilich sein Schweif durch Zeit und Umstände gewaltig gelitten haben müsse, weil er ja kaum wahrzunehmen sey. Es wäre denn, bemerkte jetzt einer, daß das Baugerüst, hinter welchem der Komet hervorschielte, daran Schuld habe. Man fing bereits an, darüber ärgerlich zu werden, daß gerade hier ein neues Haus hingebaut worden, als es dem Sterne plötzlich einfiel, eine neue Bahn einzuschlagen. Wenig Augenblicke nachher löste sich das Räthsel dieser ganz ungewöhnlichen Naturerscheinung dadurch, daß es gar kein Stern, sondern das Licht einer Laterne gewesen war, die auf einem Balken im Innern des Baugerüstes gestanden hatte und eben weggenommen wurde. — Aus dem Jahre 1811 stammt ein Kometenwein her. Wenn auch der diesmalige Komet eine gleiche Auszeichnung nicht verdienen möchte, da, den neuesten Nachrichten nach, der Wein in gar mancher Gegend, sogar in dem damit so reichlich gesegneten Frankreich, wenig hat gerathen wollen, so ist doch dem hiesigen durch den jetzigen Kometen wenigstens kein Abbruch geschehen. Vielmehr hat sich der Meißner Wein, nachdem er vor der Blüthe die reichsten Aussichten dargeboten, späterhin aber fast gar keine Hoffnung auf Reifwerden übrig gelassen hatte, in den letzten acht Wochen so außerordentlich erholt, daß die Besitzer hiesiger wohlgelegener Weinberge alle Ursache haben, mit der Qualität, wie mit der Quantität des gewonnenen Mostes zufrieden zu seyn.

Die Wintervergnügungen fangen an, in dem hiesigen Tageblatte ihre herkömmlichen Rechte mit einer Art von Ungestüm zu reklamiren. Konzerte über Konzerte auswärtiger und heimischer Virtuosen; unter andern auch eines von dem hiesigen ausgezeichneten Flötenspieler Fürstenau, dessen an sich schon großes Interesse für alle Musikfreunde dadurch noch ungemein erhöht ward, daß der Künstler zu seinem Lokal einen so eben erst fertig werdenden Saal im Hotel de Saxe wählte. Dieser soll, seiner durch drei Stockwerke gehenden Höhe und Eigenthümlichkeit der Bauart und Verzierung wegen, ganz besonderer Aufmerksamkeit werth seyn, so daß der Wißbegier des eleganten Theils des Publikums dadurch ein neuer Reiz geboten wird. — Für unsere Bühne ist wacker gesorgt. Fräulein Bauer bewährt sich als ein in mannichfachem Lichte strahlender Stern. Dem durch Natur und Kunst gleich begünstigten, mit größtem Recht eine allgemeine Vorliebe genießenden Emil Devrient ist in dem uns engagirten Schauspieler Weimar ein sehr schätzenswerthes Talent an die Seite gesetzt, und überhaupt für zweckmäßige Besetzung der verschiedenen Rollenfächer Sorge getragen worden. In der Oper bemüht man sich, Alles zu thun, um die Abwesenheit der Schröder-Devrient minder fühlbar zu machen. Die Sängerinnen Heinefetter und Pixis, sehr willkommene Gäste, theilen sich in die Rollen der Vermißten, und finden in der Regel, sogar bei den für Letztere besonders Eingenommenen, vollständige Anerkennung ihrer Talente. Wie man vernimmt, ist die Sängerin Schröder-Devrient, nachdem sie in Pesth eine ungemein reiche Lorbeerernte gehalten, jetzt in Wien und noch unentschlossen, welcher von den Einladungen nach München und Venedig sie zunächst folgen soll. — Immer lauter werden die Wünsche für endliche Verwirklichung der nun schon so lange genährten Hoffnung auf ein neues Schauspielhaus. Von Zeit zu Zeit flackerten seither immer neue Hoffnungslichter dieser Art bald in dieser, bald in jener Form hervor, die später sich leider als Irrlichter erwiesen. Zum Frühjahre gewiß! tröstet man sich nun wieder. Dabei wird gewöhnlich der Wunsch nicht unterdrückt, daß im künftigen neuen Theater der Oekonomie in Rücksicht auf die fast unglaubliche Enge der Zuschauerplätze keine solche Tyrannei verstattet werden möchte, wie jetzt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 120.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 285.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 28. November 1835.

St. Marcl ehrne Rosse noch erglüh'n,
Ihr Goldgeschirr erglänzt noch in der Sonnen.

Byron.
Childe Harold.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Den 12ten Sept.

Gott sey Lob und Dank! die lezten Nächte sind besser vorübergegangen. Der erste Blick in den Spiegel zeigte zwar wieder neue rothe Punkte auf Stirn, Augen, Nase und Ohren, aber es war doch kein solches Brummen, Summen, Stechen, Brennen, Jucken ohne Ende gewesen. Auch sind wir getröstet, seit wir erfahren haben, das sey im Monat September hier so des Landes Brauch, und besonders würden die Deutschen geplagt. Außerdem hatten wir uns auf's Kunstreichste geschüzt. Die Hauptnoth bereitet eine Art schrillend pfeifender Mücken, deren Gesang schon allen Schlummer verscheucht, ehe noch der Stich der geflügelten Schlangen verwundet. Gegen diese nun wehren wir uns folgendermaßen: hoch über unserem Haupte senkt sich eine Art Thronhimmel von Gaze bis zur Erde in breiten Falten hernieder; vom obersten Kranze bis auf meine Ruhestätte hin steckte ich diese schmuzige Hülle so fest zusammen, daß selbst für keinen Mückenkopf Platz zum durchkriechen blieb. Das Ganze sah aus, wie ein österreichisches Schilderhaus. Das Schwierige besteht nur darin, von der Seite hereinzuschlüpfen. Denn zu dem hohen Bette hinauf gelangt man nur, wenn man den Stuhl besteigt, und gelüftet durfte das Heiligthum auch nicht werden; die Passage wollte geschickt benuzt seyn. Nach einiger Uebung wird es immer leichter gehen, und betrachtet man die ganze Veranstaltung zugleich als einen Transpirirkasten, so läßt sich für heiße Sommernächte Zweckmäßigeres nicht ersinnen. Das aber habe ich nachgerade gemerkt, wer die Behaglichkeit und Anmuth des Lebens genießen will, muß sich nicht eben die Lombardei zum Reiseschauplatz erwählen, und besonders Venedig scheint wenig in dieser Beziehung zu bieten; Wasser, Wein und Brod sind schlecht, die Luft im Innern der schmuzigen Stadt dumpfig, und nur Abends auf dem Wasser im Weiten und Freien erquicklich, die Cafés weder glänzend noch an Erfrischungen reich, und an öffentlichen Vergnügungen ist auch kein Ueberfluß. Am liebsten schlendert und sizt das träge, vegetirende Volk der Vornehmeren, während die Armen noch fleißig und angestrengt arbeiten, auf dem Markusplatze und gafft sich ohne zu reden an. Außer Gebäuden und Bildern wird mir wohl nichts als das immer neue Spiel der Farben und der goldigste Sonnenglanz übrig bleiben. Doch ich werde regelrechter erzählen müssen, wenn ich zu Rande kommen will.

Leider brachte ich nach dem Entzücken des ersten Eindrucks den Sonntag und Montag nicht auf's Beste zu.

Schon von Mailand her fühlte ich mich unwohl, so daß nur der stete Wechsel der Gegenstände, das Wunderbarste und Schönste, mich immer wieder anregen und aufrecht erhalten konnte. Am Sonntag früh wurde es schlimmer; die klare, intensive Hitze spannt bis zur Geistlosigkeit ab. Dabei konnte ich an keinem Flecke zu ruhigem Genusse haften bleiben; die Galerien waren verschlossen, K., den eine genaue Bekanntschaft mit Venedig zum besten Führer hätte machen können, wußte nicht wohin, woher, womit beginnen und enden, brachte tausend Dinge in Vorschlag und nichts zur Ausführung, so daß eigentlich nur ein stetes Hin- und Wiederlaufen in der Mittagshitze übrig blieb, welches nur den Nutzen hatte, daß ich mich gerade durch dies träge Umherdrehen in einem engen Kreise von Plätzen, Straßen, Gebäuden unbewußt in ihren Charakter einlebte. Zum Mittelpunkte wählte ich die Markuskirche. Erholung und Erheiterung gewährte sie mir nicht; ihre jetzt verdüsterte Goldpracht beengte, die massigten Mauern, die bunten, breiten Rundbogen drückten mich nieder. Wie in Byzanz sich das Christenthum in weltlicher Hofpracht über das verdumpfte Heidenthum hinwölbt, ohne zu reiner, freier Himmelsluft hinaufzuheben, so ist auch die Markuskirche das abendländische Gebäude solcher Mischung, als wäre der himmelhohe Herrgott, zu dessen Dienst sie gebaut ist, eine Art griechisch-römischer christlicher Kaiser. Stelle Dir ein griechisches Kreuz als Grundform vor, im Mittelpunkte und in den vier Flügeln auf breiten, viereckigen, unverzierten, säulenlosen Eckpfosten mäßig hohe Kuppeln, darunter auf allen vier Seiten breite Rundbogen massigt hingeschlagen, das Ganze vergoldet, durch die Zeit und den Opferrauch der Spezereien gebräunt; in den Kuppeln, an den Bogen, überall Riesenmosaiken, farbig, doch eine versteinte Malerei, oft finster mehr als erhaben, die ältesten ohne Farbenpracht mit hagern, etwas grämlich blassen, aber ernstewigen Gesichtern; außer Christus und Heiligen häufig Scenen aus der Passionsgeschichte, hin und wieder wohl mit dem Bestreben eines menschlich individuellen Ausdrucks, doch ohne das Erstrebte zu erreichen. Die späteren nehmen mehr den jedesmaligen Charakter der Malerei ihrer Zeit an, und lassen sich in dieser Höhe von sonstigen Deckengemälden kaum unterscheiden, wie denn auch Tintoretto und Titian zu vielen die Kartons geliefert haben. Das ganze Gebäude, den hochaufstrebend hingestreckten Schiffen, dem erhabenen Chor, den hohen Kreuzflügeln gegenüber, wie sie das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert immer leichter emporwölbte, ist eng und dumpf, ohne eigentliche aufathmende Sehnsucht zum Himmelreich, das hier mit orientalischem Pomp umhängt, götzenartig, allem Bunten zum Trotz, doch ohne Heiterkeit diesseits dasteht, schmeichelt und droht, und doch die Sehnsucht nach den lichten Säulenhallen und klaren menschlichen Göttern des Alterthums nicht beschwichtigt. Stelle Dir diese Bogen und Kuppeln, und dazu eine schwüle Luft, einen gedrückten Sinn recht lebendig vor, und Du wirst ohngefähr ein Bild des Eindrucks haben, den ich mit hinwegnahm, als ich heraustrat. Von Außen her läßt sich's schon heiterer an: Thür neben Thür, Rundbogen darüber, Mosaiken, Gold, Farben, Säulenreihen und Bogen über Säulen und Bogen, schwer verziert, gedrückt gleichfalls, aber doch bequem hingestellt, und nicht ohne Thürmchen, Säulchen und Heilige, welche noch im sechzehnten Jahrhundert scheinen in Gold geschimmert zu haben, bis dann endlich die Kuppeln das Ganze schließen; Alles zum Theil von schönster Arbeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

Sophie. Ach ja, die Tänzerin Sara, die von ihrem Vater, einem alten Juden, während eines Ballets von der Bühne herunter dem Teufel überantwortet wird.

Alfred. Das Stück Elennshaut ist auch eine niedliche Erfindung, das immer kleiner wird, je mehr der Besitzer alberne und unmögliche Wünsche thut.

Ich. Diese Erfindung ist doch vielleicht nicht ganz ohne Ironie. Mit der Elennshaut könnte die neue französische poetische Schule gemeint seyn. Das wunderbare Fell scheint unverwüstlich, aber dennoch schwindet es unmerklich bei jedem neuen, tollen Gelüste der Poeten, bei jeder neuen, hohlen Erbärmlichkeit zusammen, und wird plötzlich unter den Händen verloren seyn, während die Thoren es noch für die Ewigkeit haltbar glauben. Es lassen sich nun doch mehr und immer mehr Stimmen gegen die Herrschaft dieses verzerrten Geschmacks vernehmen.

Gouvernante. Verzerrt? — dem widerstreite ich, eine Verzerrung kann nie wahrhaft erfreuen.

Hausvater. O ja doch, ich liebe leidenschaftlich die Karrikatur.

Ich. Als Zerrbild, gut, allein wenn Jemand sich angelegen seyn läßt, Ihnen immer wieder solche unglückliche Mißgestalten vorzuführen, wenn er Ihnen zum Ueberdruß wiederholt, daß diese Wackelbäuche, diese spitzigen, langen Nasen, diese breiten, zerplatzenden oder spindeldürren Figuren die einzigen wahren, echten Menschen seyen, daß es neben diesen keine oder nur sehr wenige Ausnahmen gebe, was würden Sie zu einem solchen Menschenkenner sagen, und wie lange würden Sie ohne Abscheu diesen Thorheiten zuschauen?

Hausvater. Schon gut, ich machte den Einwand bloß, um nicht ganz still zu schweigen. Es ist mir nicht im Mindesten um einen Disput zu thun.

Sophie. Man dürfte also, nach jener Ansicht, nie das Reich des Phantastischen, Gräßlichen zu betreten wagen?

Ich. Doch wohl, wenn man fühlt, daß man über dieses Reich herrscht, nicht aber von ihm beherrscht wird. Die Herrschaft jedoch geben wir kund, indem wir künstlerisch ordnen und mäßigen, das rein Fratzenhafte und Gräßliche, wenn es sich nicht ganz umgehen läßt, mit einem mildernden Lichte beleuchten, die Ironie, den Scherz zu Hülfe rufen, damit wir und unser erhöhtes Gefühl nicht den rohen Geistern der bloß sinnlichen Affekte anheimfallen, die mit uns ohne Schonung auf die Schlachtbank eilen würden.

Hausvater. Ach Gott, das schmeckt nun schon wieder nach einer Abhandlung.

Der Offizier. Was ich an der Erzählung zu tadeln habe, bezieht sich nur auf die Gestalt des Don Antonio, von dem behauptet wird, daß er die ganze Brust mit Orden besezt gehabt habe. Schwerlich waren diese Ehrenzeichen, wie man sie heutzutage trägt, damals schon Mode. Wie wir auf alten Bildern sehen, trug man große goldene Ketten, etwa mit Schaumünzen versehen.

Sophie. Nun gut, so hatte Don Antonio keine Orden. Er verdient sie auch allerdings nicht, da er sich so abgeneigt allem Hochsinne und aller edlen Gesinnung zeigt. Was den Doktor von Bologna betrifft, so soll diese fürchterliche Figur wohl einen Vampyr vorstellen?

Ich. Ich will es nur angedeutet haben.

Sophie. Ach, Sie haben Recht; es wäre auch zu grausam für unser Gefühl gewesen, derlei Geschöpfe noch genauer zu porträtiren. Dennoch kann ich es nicht unterlassen, dem unglückseligen Doktor eine gewisse Individualität zuzuschreiben. Dunkles, krauses Haar, eine hohe Stirne muß er gehabt haben, eben so blitzende Augen; die bleiche Gesichtsfarbe versteht sich von selbst, eben so sind hochrothe Lippen unerläßlich, dann schöne Hände, auf einem Finger ein Ring mit einem Rubin, die Kleidung schwarz. O, liebste Gouvernante, erinnern Sie sich jenes Engländers, der uns eines Abends in einer der einsamen Alleen zu Baden-Baden begegnete?

Gouvernante. Nur dunkel; ich glaube, er fragte uns, wo der Kirchhof gelegen sey.

Sophie. Schon diese Frage war auffallend; doch sein Auge, sein Auge — ich werde es nie vergessen. Ich meine, Alfred, Du hast ihn auch gesehen?

Alfred. Allerdings, am Tage darauf, Mittags an der Table d'Hote, wo er mit vielem Appetit ein Gericht von den schönen Bergforellen verzehrte.

Sophie. So wird's wohl nicht derselbe gewesen seyn, unmöglich konnte dieser seltsame Mann Forellen essen, wenigstens gewiß nicht mit großem Appetit. Das ist durchaus ganz gegen alles Kostüm.

Der Offizier. Da haben wir's. Wenn wir nun vollends erführen, wie der Mann heiße, wie alt er sey, welche Gewohnheiten er habe, welches Amt er bekleide, wer seine Verwandte seyen, so wäre aller Zauber dahin. Das Element des Mystischen liegt in der Unbekanntschaft mit allen Dingen, die im Stande sind, ein festes, bestimmtes Bild zu geben. Der eigentliche Typus solcher Geschichten bleibt daher immer die bekannte eiserne Maske.

Gouvernante. O, aber wie verbraucht ist schon dieser Spaß!

Der Offizier. Es kommt nun darauf an, ihn von Zeit zu Zeit wieder aufzufrischen, um inne zu werden, wie er, als Ernst behandelt, nie seine Wirkung verliert. Ein neuer Versuch der Art ist uns mit dem berüchtigten Findling geboten worden.

Der Kammerherr. Die Ueberzeugung ist ziemlich demüthigend, daß wir, um unsern Nebenmenschen Interesse einzuflößen, nur nöthig haben, uns zu verhüllen, oder zu entstellen.

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Balzac, Girardin und die Pfennigliteratur.

In einer so vielfach bewegten Stadt, wie Paris, nehmen sich die literarischen Fehden kleinlich aus, wenn sie nicht einen wichtigen Gegenstand betreffen; auch fordert das Publikum, daß sie mit Anstand geführt werden; die Hauptwaffe, die den Streitenden verstattet wird, ist der Witz; nur wenn dieser mit Geschicklichkeit gehandhabt wird, bildet sich ein Kreis von Zuschauern um die Streitenden. Aber von einer Fehde, wie die, welche gegenwärtig im südlichen Deutschland gefochten wird, hat man hier keinen Begriff; sie würde hier Niemand verbeißen. Eine nicht unwichtige Fehde ist hier von dem Herausgeber und Redakteur der Revue de Paris, dem bekannten Romandichter Balzac, und dem Unternehmer des Journal des connaissances utiles, des Almanac des connaissances utiles, des Musée des familles und vermuthlich noch mehrerer andern Unternehmen ähnlicher Art, dem ebenfalls bekannten Emile Girardin, geführt worden. Der Streit betraf eine von Balzac geäußerte und bereits in diesen Berichten von mir erwähnte Klage über den vorgeblichen Verfall des französischen Buchhandels. Balzac behauptete nämlich, das Nachdrucken französischer Bücher in Belgien und die Gleichgültigkeit der Leser in Frankreich, dann aber vorzüglich die wohlfeilen Heftchen aller Art, worin jezt Wissenschaft und Unterhaltung feilgeboten werden, richten den Buchhandel ganz zu Grunde; Emile Girardin aber, welcher zur Aufnahme und Verbreitung wohlfeiler Heftchen

das Seinige beigetragen hat, und für einen guten Spekulanten auf heftweise erscheinende Zeitschriften und Bücher angesehen werden kann, hat sich dieses Verfahrens gegen Balzac angenommen und behauptet, gerade durch diese in kleinen Partikeln verbreiteten Drucksachen sey der Buchhandel von seinem Untergange gerettet worden. Die Balzacs und die andern Modeschriftsteller hätten es nämlich zu arg getrieben mit ihren Büchern, in welchen mehr weißes, als bedrucktes Papier sey, und die zuweilen nur aus einem Journalartikel bestehen, den man zu einem Bande aufgeschwellt habe. Die Charlatanerie der Verfasser und Verleger richte den Buchhandel zu Grunde, nicht die sogenannte populäre Literatur; im Gegentheil habe diese ihm wieder aufgeholfen. Nach der Julirevolution nämlich sey eine schlimme Epoche für den Buchhandel eingetreten. Die Verlagswerke seyen bei der Regierung verpfändet gewesen, und die Buchhändler haben nicht gewußt, wo hinaus. Damals habe man den klugen Einfall gehabt, sich nach den Vermögensumständen der Mehrzahl im Volke zu richten, die Bücher wohlfeil und gut und nicht mit überflüssigem, verschwenderischem Luxus zu drucken, und dem Volke für weniges Geld viel Gedrucktes zu liefern. So seyen denn so manche pittoreske Magazine, so viele eng, aber doch schön gedruckte Ausgaben entstanden, gegen welche freilich die verschwenderischen Ausgaben mancher Modeschriftsteller nicht Stich halten können. So z. B. könnte man dem Volke in neun Heftchen, jedes zu zwei Sous, den ganzen Balzacschen Roman le médecin de campagne geben, welchen die Käufer jezt mit fünfzehn Franken erstehen müssen. Welch wichtigen Einfluß die populäre Literatur auf den Buchhandel ausübe, könne man daraus ersehen, daß die Société nationale (ein von Emile de Girardin gestifteter und hauptsächlich aus ihm selbst bestehender Verein) im Jahr 1832 über 18.000 Ries Papier verbraucht habe, und daß der Druck des Journal des connaissances utiles (wiederum ein Unternehmen E. de Girardins), das zwei Jahre lang zu 150.000 Exemplaren aufgelegt worden sey, dem Drucke von 240 bis 250 Oktavbänden gleich komme. Die gesammten wohlfeilen Magazine, wovon einige zu 40 — 50.000 Exemplaren abgedruckt werden, könne man jährlich 5000 Bänden gleich schäzen; sie verbrauchen 75.000 Ries Papier, und ihren Gesammtwerth könne man zu drei Millionen Franken anschlagen. Anstatt also über den Verfall des Buchhandels zu klagen, sollen die Schriftsteller sich ferner nicht mehr dazu hergeben, das Publikum zu täuschen, und ihre Verleger verhindern, den Lesern halb bedrucktes Papier für schweres Geld zu verkaufen. Es kommen dabei saubere Sachen zum Vorschein; die Verleger von Werken der Modeschriftsteller bringen nämlich allerlei Ausgaben mit in Anschlag, z. B. die Zinsen des Honorars, welches sie den Schriftstellern vorstrecken, ehe diese noch Hand an's Werk gelegt haben, die Kosten des Kabriolets, womit sie bei den Journalisten umherfahren, um ihre Verlagswerke zu empfehlen, oder bei den Verfassern, um sie zur Arbeit anzutreiben. Darin stimmt übrigens E. de Girardin mit Balzac überein, daß manche Leser sich lieber an Lesekabinette wenden, als daß sie die Novitäten selbst kaufen, und daß dadurch der Absaz der neuen Schriften beträchtlich vermindert wird. E. de Girardin drückt diese Thatsache in folgender Berechnung aus. Es gibt in Frankreich 200 Personen, welche die guten literarischen Novitäten selbst sich anzuschaffen pflegen, und 800 Lesekabinette, Cirkel und Gesellschaften, was also eine Summe von 1000 Käufern ausmacht. Zu diesen verhält sich nun aber die Anzahl der Leser, wie 1 zu 40, wie 1000 zu 40.000. Lezztere zahlen monatlich 2 — 6 Franken, um Novitäten, die oft freilich keine mehr sind, bloß zu lesen; anstatt für den Ankauf von hundert Bänden 750 Franken auszugeben, zahlen sie lieber 72 Franken jährlich für das bloße Lesen derselben. Dieses gibt nun dem spekulativen E. de Girardin Anlaß zu folgendem Vorschlag, welchem wieder das Projekt zu einem neuen Vereine zum Grunde zu liegen scheint. Er meint nämlich, wenn der Band der neuern Schriften, statt achthalb, nur anderthalb Franken kostete, so würde jeder Leser gern 72 Franken jährlich ausgeben, um 50 Bände guter, oder interessanter Schriften selbst zu bekommen, was doch ungleich besser sey, als 100 beschmuzte, schmierige Bände aus der Leihbibliothek auf einige Tage zu halten.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 279:
Der Rosenstock.

Logogriph.

5. 2. 5. 4. 1.
Ein Mädchen iſt's, die preist ihr Glück;
1. 5. 4. 5. 6.
Und ich ein Vögelein pick pick pick.
1. 4. 2. 3. 3. 7.
Ich ziere jeden Muselmann;
5. 5. 2. 1.
Mich tragen Schlüssel, Bock und Mann.
5. 5. 2. 1. 6.
Darfſt mich nicht zum Propheten machen,
Obgleich ich sat in Walfischs Rachen;
2. 5. 5. 6.
Doch ich bin Vogel und Prophet;
2. 3. 4. 5.
„Biſt auch ein Schelm, der mir nachgeht.“
1. 2. 3. 5.
Ich komme weiter als der Schritt;
5. 2. 4. 1.
Mich nimmt die Henne glucksend mit.
5. 2. 3. 1. 6. 7.
Das Eisen, das mich wendet, bringt
Den Ton hervor, der besser klingt
Für Manchen, als wenn die Sontag singt.
5. 5. 1.
Ich hab' als Vorstand in St. Gallen
In meinem Rathstand wohl euch Allen,
Mein Hans doch besser noch gefallen.
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.
Nun nehmt die Zeichen all zusammen,
Aus welchen all die Dinge stammen,
So sezt euch unser Geist in Flammen;
Wir sind dem Preßzwang unterlegen,
Doch das hat unsers Geistes Regen
Nicht hemmen, sondern fördern mögen.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 286.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 30. November 1835.

— O rose of May!
Dear maid, kind sister, sweet Ophelia!
Shakespeare.

Ophelia.

Es ist nicht meine Absicht, die schöne Ophelia gegen den Vorwurf zu vertheidigen, der ihr von Goethe und Tieck gemacht worden, daß ihr Verhältniß zu Hamlet kein reines, unschuldiges gewesen sey. Einer solchen Vertheidigung bedarf das liebenswürdige Kind nicht, da jener Vorwurf seinen Ursprung einzig und allein in einer ästhetischen Genießlichkeit hat, welcher ein gefallener Engel pikanter erscheint, als das Bild himmlischer Unschuld auf Erden. — Vielmehr will ich dieses Mal Ophelia nur als ein Glied des großen dramatischen Ganzen betrachten, in welchem sie erscheint, und zusehen, welche Stelle sie in demselben einnimmt.

Es wird gegenwärtig ziemlich allgemein erkannt, daß Hamlets Tod an und für sich kein tragischer ist, daß er dieses vielmehr erst durch die Schlußscene wird, welche von geistvollen Regisseurs oft noch, als überflüssig, gestrichen wird. Denn in dieser Schlußscene wird erst ganz klar, wie Hamlet als Werkzeug in der Hand eines allgerechten Schicksals sich und seine ganze Familie vernichtet, da sie durch Frevel den Besitz des dänischen Thrones erlangt hat. — Dieser tragische Ausgang des Ganzen versöhnt mit dem Untergang der Einzelnen, auch des unschuldigen Opfers, welches eben Ophelia ist. Aber wir dürfen uns durch den Anblick der allgemeinen, weltgerichtlichen Katastrophe wiederum nicht verleiten lassen, Ophelias Geschick nur als ein untergeordnetes Beiwerk, vielleicht gar nur als ein Motiv zu nehmen, womit der Dichter dem allgemeinen Bedürfniß subjektiver Rührung habe entgegen kommen wollen. Denn abgesehen davon, daß solch modernes Haschen nach diesem oder jenem Effekt dem Genius Shakespeares unangemessen wäre, so zeigt eine, nur einigermaßen genauere Beachtung Ophelions und ihres Geschicks, daß ohne sie das ganze Drama nicht allein höchst interessante Scenen eingebüßt, sondern die belebende Seele verloren hätte. Hamlets Wahnsinn, wo er kein erkünstelter ist, hat nur Wahrheit in Beziehung auf Ophelien; und wie alle Figuren des Stücks in zwei entgegengesezte Parteien sich gruppiren, so würden wir eine Lücke spüren, wenn Ophelia nicht als Gegenbild der Königin da wäre; ja, sie ist für Alle die Unentbehrliche, die Hülfreiche, die Heilsame, die Erwünschte, wie sich schon aus dem griechischen Namen herausdeuten läßt; sie ist es, welche die Uebrigen entsühnt, indem sie als unschuldiges Opfer der ihr fremden Leidenschaften fällt. Und wer mir auch in dieser Ansicht nicht beizutreten geneigt wäre, der würde doch zugeben, daß Ophelia und ihr Geschick ein wesentlicher, unentbehrlicher Moment, einer der beiden Brennpunkte sey, um welche sich die Ellipse des ganzen Dramas bewegt. Dieses ist so sehr der Fall, daß jedes schärfer blickende Auge noch

die zwischen beiden Brennpunkten, zwischen Hamlet und Ophelia, sich kreuzenden Kreise wahrnimmt, die sich um jeden derselben, als um ihr eigenthümliches Centrum, herumschwingen. Und so wäre es ein Leichtes, die um Ophelia sich reihenden Personen und Begebenheiten zu einem eigenen Trauerspiel zu vereinigen, das seinem Dichter, wenn er es selbst erfunden hätte, alle Ehre machen würde.

Da ich kein dramatischer Dichter bin, so begnüge ich mich, statt aller weitläufigen Erörterungen, meine Behauptung zu bestätigen, indem ich aus den im Hamlet gegebenen Andeutungen die Grundzüge zu einer allgemeinen Geschichtsfabel zusammenstelle, welche einem eigenen Trauerspiel: „Ophelia," zur Unterlage dienen könnte.

Ein geistvoller und edler junger Mann wurde von Liebe zu einem schönen Kinde ergriffen und von ihr mit der ganzen Kraft und Unschuld erster Jugendliebe wieder geliebt. Aber die glühende, wenn gleich reine Neigung hatte Beide vergessen lassen, daß Verhältnisse eintreten könnten, ja müßten, welche den jungen Mann nöthigen würden, das Band der Liebe, mit welchem er sie an sich gefesselt, wieder zu zerreißen. Nur zu bald traten diese Verhältnisse zwischen Beide, und zwar in so gebieterischer Art, wie die glücklich Liebenden sich nicht hätten träumen lassen. Innerlich wie äußerlich sieht sich der junge Mann durch die Pflichten, die der Sohn dem Vater, der Mann seiner Ehre und dem Wohle des Staats schuldig ist, unabweislich aufgefordert, in eine Laufbahn einzutreten und auf dieser ein Ziel zu verfolgen, die ihn zwingen, sich nicht allein von der Geliebten zu entfernen, sondern sie, da sie ihm in den Weg tritt, von sich zu stoßen, ja auf das Tiefste zu kränken und selbst wider seinen Willen ihr Herz zu brechen. Denn es kommt so weit, daß er dem theuren Kinde die einzige Stütze und Zuflucht raubt, indem er ihren Vater tödtet. — Ein Bruder der Armen, die durch den Verlust des Geliebten und des Vaters in Wahnsinn gestürzt wird und bald darauf den Tod findet, kommt herbei und glaubt keine heiligere Pflicht zu haben, als Vater und Schwester an ihrem Mörder zu rächen. Da er aber diesen Vorsatz auf eine höchst frevelhafte Weise ausführt, so büßt er seine Rachlust selbst mit dem Tode, nachdem er sich vorher von der Unschuld des gemordeten Geliebten seiner Schwester überzeugt und mit demselben versöhnt hat.

Daß dieser Stoff, wie ich ihn hier skizzirt habe, sich vortrefflich zu einem Trauerspiel, namentlich zu einem sogenannten bürgerlichen Trauerspiele der besten Art eigne, kann ich mir durch einen Kenner verbürgen lassen, dessen Kompetenz nicht dem geringsten Zweifel unterliegt. Ich meine Goethe. Wie? Goethe hätte dies behauptet? im Wilhelm Meister etwa? daß ich nicht wüßte, überhaupt mit keinem Worte, sondern, wie er liebte, thatsächlich — im Clavigo. Freilich ist das äußerliche Material ein ganz anderes, ja die Hauptcharaktere und die Bedingungen ihres Lebens sehr verschieden; es fehlen handelnde Personen im Clavigo, die in dem Trauerspiel Ophelia seyn müßten, und sie sind durch Goethe ganz eigenthümlich angehörende Figuren, durch den bösen Geist Karlos und durch den treuen, aber verschmähten Buenko ersezt; überhaupt ist Clavigo durch und durch eine echt Goethesche Schöpfung: nichts desto weniger ist das Thema beider, des wirklichen und des problematischen Trauerspiels, in den wesentlichsten Hauptmomenten nahe verwandt. Verläßt nicht Clavigo Marien, weil er höheren Zielen nachstrebt, an deren Erreichung er durch sie gehindert zu werden fürchtet, und bricht ihr nicht das eben das Herz? und ist es nicht Mariens Bruder, der die Schwester rächt, zur Rache herbeieilt? Und wie verschieden auch beide Stücke in den Einzelnheiten der Begebenheiten, ihres Verlaufs und ihrer Motivirung seyn mögen, so erinnert selbst eine einzelne Scene, das Zusammentreffen bei der Leiche, an die innere Verwandtschaft der äußerlich verschiedenen Stoffe. Was mit dem allerdings, dem Hamlet gegenüber, unedlen Charakter Clavigos einigermaßen versöhnt, daß ihm Marie Beaumarchais im Grunde stets theuer geblieben ist, dieser versöhnende Zug zeigt sich auch im Hamlet, wenn er bei Opheliens Grab ruft:

> Ich liebt' Ophelien; vierzigtausend Brüder
> Mit ihrer ganzen Quantität von Liebe
> Hätten nicht meine Summ' erreicht!

Doch es bedarf keiner durchgeführten Vergleichung. Ich stellte sie überhaupt nur auf zur Bestätigung meiner Ansicht: Ophelia und ihr Geschick bildeten ein, leicht zu einem Trauerspiel zusammenzustellendes, reiches, eigenthümliches Ganzes in dem größern Drama Shakespeare's, das, so oft wir es einer neuen Betrachtung unterwerfen, immer wieder Seiten, Züge, Schönheiten zeigt, von denen man früher nichts geahnt hatte.

Dr. W. B. Mönnich.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsezung.)

Nächst der Markuskirche machte mir der Dogenpallast am meisten zu schaffen. Er gibt, je mehr man sich in diese festgezauberte Luftgestalt hineinsieht, einen immer wohlthuendern Eindruck, und wie phantastisch er auch wider alle Regel aufgeführt ist, dennoch steht er da,

als hätte er nie anders erfunden werden können; man möchte die Ausnahme zur Regel machen, so schmeichelt sie sich, so unabweisbar prägt sie sich ein. Als erstes Grundgesetz für alle Gebäude, welche in festen, schweren Mauern aufsteigen, ist mir immer erschienen, unten auch für's Auge einen tüchtigen Fuß zu zeigen, auf welchem die übrige Masse sicher lasten und ruhen könne. Auch die mittelalterliche deutsche Baukunst befolgt dieses Gesetz, und durchbricht und lichtet nur erst mehr und mehr, je höher und höher die Mauern emporsteigen. Hier ist's umgekehrt. Zwei Pfeiler und Spitzbogenreihen, die untere massigter, die zweite leichter, bilden den untern Theil, der aus zwei übereinanderlaufenden Bogengängen besteht; diese luftigen Räume nun tragen die ganzen hohen, schweren Mauern, die nur durch eine Reihe nicht eben hoher und breiter Fenster durchbrochen sind. Das Versöhnende des Eindrucks bei diesem Widerspruch konnte ich mir dadurch erklären, daß hier in Venedig, mitten in diesem Licht und diesen Farben, in diesem Malerwetteifer der Natur auch die architektonische mittelalterliche Phantasie dem gleichen malerischen Zweck und seiner Wirkung habe huldigen müssen. In anderer Umgebung, ohne das grüne Meer, den blauen Himmel, die daneben hingelagerte Markuskirche, ohne dies farbenbunte Treiben auf dem ganzen Platz, ohne die Schiffe, Segel, Wimpel, Flaggen, die Böte und Gondeln, die hohen zwei Säulen am Ufer, ohne die blitzenden Wellen, und in den Vorstädten gegenüber die weißen Kirchen, Thürme, Häuser, ohne die mannichfaltigsten Gemälde rings umher möchte auch dieser malerische Pallast so vollständig nicht befriedigen. Der Malerei ist eine Freiheit gestattet, welche der Architektur verboten bleibt. Und was außerdem jenem lieblichsten Bauwerk zu Gute kommt, die Masse, die es bildet, erscheint in ihrer Festigkeit so leicht, durch die fast rosenrothen und weißen Steine, die hingehauchten feinen, weißen Spitzen, welche die Schlußverzierung bilden, so zart und luftig, daß von Lasten und Drücken jede Vorstellung entfernt ist. Genug, es ist ein Wundergebäude, in dessen Anschauen und Wiederschauen man sich träumend stundenlang verlieren kann.

Nach einem zweckmäßigen Nachmittagsschlummer ließen wir uns den öffentlichen Gärten zusteuern, welche an diesem Tage besonders gefüllt seyn sollten. Wir fanden im Freien ein Theater errichtet; eine jener Buden, in denen aus den armseligsten Geschöpfen, die hier die Brodarbeit ihres Handwerks treiben, nichts als Mangel und Noth und der schmutzigste Flitterstaat einer selbst nicht geglaubten Lüge hohl herausblickt. Sie schrien wie die Zahnbrecher ihre ausgedroschenen Phrasen her, ohngefähr wie wir Knaben, als wir Tragödie zu spielen anfingen; das Stück war entsetzlich moralisch, aber nur die Kinder hörten mit großen glühenden Augen und lebendigster Aufmerksamkeit zu. Bald genug suchten wir die Alleen und die Aussicht auf's Meer und die Inseln. Denn wie sparsam hier auch das Erdreich, Baumwerk, Gras und Blumen aus dem Wasser emporsteigen, immer sehnt man sich nach dem eigentlichen Element dieser seltsamen Stadt, nach dem Spiegel des Meers, wieder zurück. Volks genug drängte sich in den Gängen umher und lag auf dem Rasen, originelle Physiognomien jedoch fand ich nur in den untersten Klassen, bei den Schiffern, Fischern und besonders den Wasserträgerinnen, welche aus der Nachbarschaft herstammen. Die obern und mittlern Stände, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, sind wie überall. Da blieb es nun schon in den vorigen Tagen eine unausgesezte Lust, auf den Gassen, den Plätzen, den Gondeln die individuell energischen Gesichter, die alten wie die jungen, hauptsächlich die männlichen, in ihrer eigenthümlichen Tracht und Haltung zu studiren. Heute wurde ich von einem Bilde vollständig überrascht; wahrer und schöner wäre es nicht zu erfinden gewesen. Im Grase gelagert lag nachlässig und bequem ein Schifferknecht in seiner dunkelvioletten Sonntagsjacke und Hose da, die rothe Kappe übermüthig halb auf dem Kopf. Listig, verlangend und doch liebegewiß sah er zu einer Wasserträgerin auf, die vor ihm auf einem Baumstamm saß, gedrungen, den schwarzen Mannshut keck auf einem Ohr, die goldenen Bommeln lang vom Ohr herabhängend; muthwillig spröde knackte sie, als wolle sie nichts von ihm wissen und hören. Ihre Nähe, so mädchenhaft, derb, ursprünglich, wie es Keiner mehr, auch wenn er es vor sich sähe, malen könnte. Ueber die ganze Gruppe war solch eine Gluth der Farbe ergossen, in jedem Zuge solch ein Leben innerer Wahrheit, das Ganze durch zwei ältere, betrachtend plaudernde Verwandte so voll, in sich geschlossen, daß kein Kunstwerk sich vollständiger abrunden ließe.

Als die Sonne sank, gingen wir zur Stadt zurück. Nun erst in der Abendkühle wogte uns die Menge entgegen, still, ohne Gespräch fast, die Kinder allein sprangen, jubelten und schrien. Dagegen gaben uns Prügelscenen eines Marionettentheaters viel zu lachen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beschluß.)

Buchhandel. Der literarische Bazar.

E. de Girardins Vorschlag wäre, die neuen Schriften auf ökonomische Art zu drucken, damit man den Band zu anderthalb Franken ablassen könne; dann könnte man auf einen bedeutenden Absaz rechnen, und daher Auflagen von

6 bis 10,000 Exemplaren veranstalten. Es müßten sich jedoch in ganz Frankreich 10 bis 20,000 Personen finden, welche jährlich 72 Franken auf den Ankauf von Büchern verwenden könnten. Gesetzt nun aber, sie finden sich nicht, so gibt E. de Girardin deßhalb sein Projekt nicht auf, sondern schlägt folgenden Ausweg vor. Man bilde in den Städten oder auf dem Lande kleine Vereine von vier Personen; jede trage jährlich 19½ Franken, oder 1 Fr. 55 Cent. monatlich bei. Dafür bekäme dann jede das Recht, 52 Bände zu lesen und 13 selbst zu behalten. Solcher Subscribenten, meint E. de Girardin, fänden sich in Frankreich sicher 10,000. Noch muß ich einer von ihm angestellten Berechnung erwähnen, deren Richtigkeit ich aber dahin gestellt lasse, indem ich nicht glaube, daß sich so etwas genau berechnen läßt. Er meint, man könne die Schriftsteller zu Paris in fünf Klassen theilen: erstens diejenigen, deren Schriften zu 2500 Exemplaren abgesetzt und per Band mit 5 — 4000 Franken honorirt werden; deren gibt es nur zwei, Victor Hugo und Paul de Kock. Zweitens diejenigen, deren Werke einen Absatz von 1500 Exemplaren haben und die 1500 — 1700 Franken Honorar beziehen; deren gibt es keine vier. Drittens diejenigen, die einen Absatz von 1000 — 1200 Exemplaren haben und mit 1000 — 1500 Fr. honorirt werden; es soll deren keine sechs geben. Viertens die zu 6 — 900 Exemplaren abgezogenen und mit 5 — 800 Fr. honorirten; es gibt solcher Schriftsteller ein Dutzend. Fünftens diejenigen Schriftsteller, deren Werke nicht einmal zu 500 Exemplaren abgedruckt und mit 100 — 500 Fr. per Band honorirt werden; ihre Zahl ist Legion. Wahrscheinlich spricht E. de Girardin nur von der belletristischen Literatur; denn die wissenschaftliche wird wohl ganz anders berechnet werden müssen. Aber eben weil die Romane der Hauptgegenstand der Girardinschen Berechnungen sind, wird sein Plan, der an sich gar nicht unausführbar ist, wohl keinen Eingang finden; denn für die oberflächliche Romanenlektüre dünken den meisten Lesern die Leihbibliotheken völlig hinreichend, und sie sind schon zufrieden, wenn sie die neue Schrift mit den Augen verschlungen haben und sagen können: „ich habe sie gelesen.“ So gar nützlich, wie sie der unternehmende E. de Girardin schildert, sind die vielen pittoresken Magazine auch nicht; sie geben viel schlechte Holzschnitte und Kupfer; indessen haben sie doch zur Vervollkommnung der Holzschneidekunst wesentlich beigetragen. Durch viele Bestellungen und den regen Wetteifer aufgemuntert, haben sich die Künstler bestrebt, die Vollkommenheit der englischen Formschneidekunst zu erreichen, und einigen ist es geglückt. Man behauptet, vor zehn Jahren sey nur ein einziger Vignettenstecher in Paris gewesen; jetzt gibt es deren sieben zig. Außerdem läßt man noch Vieles in England stechen; so z. B. wird eine Prachtausgabe von Victor Hugo's Roman Notre-Dame de Paris angekündigt, die zu 11,000 Exemplaren abgedruckt werden soll, und wozu der Londoner Künstler Finden die Vignetten sticht. Nach den pittoresken Magazinen kommt nun die Reihe an die pittoreske Darstellung der Länder und Städte; so haben wir ein pittoreskes Frankreich, England, Italien, eine pittoreske Schweiz; ein pittoreskes Paris wird angekündigt, und eine pittoreske Reise um die Welt ist schon längst fertig. Indessen bleibt der Spekulation noch ein weites Feld zum Ausbeuten übrig, und der Beutel der Subscribenten wird sich leeren, bevor die Unternehmer mit der pittoreskesten Erde fertig werden. Um doch etwas Neues aufzubringen, hat ein Buchhändler den Einfall gehabt, eine vorgebliche Lotterie mit seinem Buchhandel zu verbinden. Alle diejenigen nämlich, welche für eine mäßige Geldsumme Bücher bei ihm kaufen oder auf Zeitschriften abonniren, bekommen ein Loos, und somit Anspruch auf große Prämien, welche jährlich gezogen werden sollen, wahrscheinlich aus dem Gewinnste, welchen der Buchhandel erst noch abzuwerfen hat. Ich fürchte, diese Ziehung wird nicht so bald vor sich gehen. Es ist zu bemerken, daß diese Lotterien gerade zu der Zeit emporkommen, da die Staatslotterien auf dem Punkte stehen, nach dem Beschlusse der Kammern aufgehoben. Zum Ersatze dafür füllen die Frankfurter Kollekteurs die Pariser Blätter mit Ankündigungen von der Ausspielung böhmischer Dörfer, von denen kein Pariser jemals das Geringste gehört hat. Sogar die Tageblätter in den Departementsstädten enthalten solche Ankündigungen, die doch wohl etwas einbringen müssen; denn warum sollten sonst die Kollekteurs in Frankfurt so einfältig seyn, die ungeheuern Kosten so vieler Anzeigen aufzuwenden? Unter die verunglückten Unternehmungen im Buchhandel gehört der Bazar oder das Bücherdepot auf dem Börsenplatze, dessen Eingehen auch für den deutschen Buchhandel zu bedauern ist; denn die Absicht der Unternehmer war, hier eine Niederlage nicht allein für französische, sondern auch für fremde, besonders deutsche Literatur zu errichten, weßhalb auch ein deutscher Buchhändler hier angestellt und eine Einladung an die Buchhändler Deutschlands ergangen war, Exemplare ihrer Verlagswerke zu senden und in Kommission hier niederzulegen. Später sollte auch ein deutscher Lesezirkel mit der Anstalt verbunden werden. Der Anfang wurde gemacht; man fand aber bald, daß der Ertrag die Kosten nicht decke; auch hatte man, um Aufsehen zu erregen, diesen Bazar sehr schön ausgeschmückt, eine bedeutende Sammlung von kostbaren Einbänden in neuesten Geschmacke zur Schau gestellt, auch in einem besondern Saale seltene alte Werke, wie auch Urkunden und Handschriften niedergelegt. Dies erforderte große Aufsicht, folglich eine Menge von Comptoirbedürfnissen und Buchführern; die Kapitalien der Aktionärs gingen darauf, ohne daß der Gewinnst einkam; sie verloren den Muth und stellten das Unternehmen ein. Paris verliert dadurch eine nützliche Anstalt, die in der Folge, als Hauptniederlage der fremden und einheimischen Literaturprodukte, wichtige Dienste hätte leisten können. Es wird viel von Deutschland gesprochen, Zeitschriften und Bücher beschäftigen sich häufig mit den Deutschen; aber deßhalb ist die deutsche Literatur doch bei weitem nicht so bekannt, daß man auf einen bestimmten Absatz deutscher Bücher rechnen könnte. Allmählich wird dies kommen; ich glaube aber nicht eher, als bis die deutsche Preßfreiheit der französischen gleich ist. Was der englischen Literatur in den Augen der Franzosen so großes Uebergewicht über die deutsche gibt, und der Revue britannique so starken Absatz verschafft hat, wenigstens zehn Jahre lang, ist, meinem Bedünken nach, die Freimüthigkeit, womit die Engländer über Zeitverhältnisse und Zustände sich aussprechen, wogegen die Revue germanique sich stets nur unbeachtet fortgeschlichen hat, weil sie wenig von dem liefern konnte, was das große Publikum interessirt. Urtheile und Aufsätze über lebende Personen und gegenwärtige Zeitverhältnisse. Dg.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 335:

1 2 3 4 5 6 7

Trauben.

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 121 und Monatsregister November.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 287.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 1. December 1835.

— Das Vergangne
Ruht, verblendete Welt, oft als ein Räthsel vor dir.
Goethe.

Weltgericht.

1.

Zum Wald zieht eine ernste Heeresschaar,
Mit dumpfem Klang der Pauken und der Pfeifen:
Viel Banner wehen mit dem schwarzen Aar,
So tief gesenkt, daß sie den Boden streifen.

Und zwischen ihnen fesselklirrend gehn
Erbleichten Angesichts muß ein Verbrecher;
Gezwungen ist sein mattes Aug', zu sehn
Wie ihn versengend trifft der Blick der Rächer.

Vor einem großen Grab wird Halt gemacht,
Umsonst nach Rettung seine Blicke suchen,
Da tritt ein Priester vor in bunter Tracht,
Ihm in den Tod hinüber noch zu fluchen:

Du Kind verruchter Geister! geh' dahin,
Wo sich verbannte Seelen ruhmlos härmen,
Wo nie ein freundlich Licht hinunterschien,
Die frostdurchschau'rten Glieder dran zu wärmen.

Im finstern Reich, bei Hela's grauser Kost
Sollst ewig über deinem Frevel brüten,
Wenn ihre Ungeheuer, Elend, Frost
Und Hunger wild an deinem Leibe wüthen.

Hier oben aber, in dem Reich des Lichts,
Soll dein Gedächtniß und dein Name sterben,
Und deinen Stamm der Fluch des Böswichts,
Dein düstres Erbtheil, jämmerlich verderben.

Zerbrochne Ringe, Zeichen deiner Schmach,
Nimm mit in deine abgelegne Grube,
Und keine Seele frag' der Stätte nach,
Wo namenlos vergraben liegt ein Bube.

Verflucht sey, wen hieher sein Wille führt!
Verflucht, wer Blumen pflanzt an diesem Orte!
Verflucht sey, wer ein Bein von dir berührt!
Verflucht, wer's wagt zu flüstern Segensworte! —

Mit wüstem Jubel stimmt ihm bei das Heer,
Die Henker den Unglücklichen ergreifen,
In schaudervoller Qual verblutet er
Beim wilden Klang der Pauken und der Pfeifen.

Verächtlich zugeworfen wird sein Grab,
Mit Salz bestreut, nach altem Brauch der Rache.
Nun ist's vorbei: die Rächer ziehen ab,
Und heiße Schmach hält ihm die Todtenwache.

Doch kühlend über der verlassnen Gruft
Streicht hin die Zeit mit ihren leisen Schwingen,
Allmählig auch mit tröstlich mildem Duft
Einsame Blumen aus dem Grunde bringen.

2.

Der Ruf geht in der Stadt herum:
Gefunden ist ein Alterthum!
Im Walde hat man, tief versteckt,
Ein altes Riesengrab entdeckt. —
Neugierig ziehn hinaus die Leute,
Zu sehn, was dieser Fund bedeute.
Da kommen Kenner weit und breit,
Altklassischer und deutscher Zeit.
Arbeiter schaufeln mehr denn dreißig
Und wühlen in die Tiefe fleißig.
Was find't dort einer für ein Ding?
Schau, es ist ein zerbrochner Ring,
Und dann noch einer, auch zerbrochen,
Noch tiefer eine Handvoll Knochen,
Dabei ein Stück von rost'gem Eisen,
Doch weiter will sich nichts mehr weisen.
Weß Volkes ist wohl dieser Todte?
Ein Römer, Hunne oder Gothe?
Die Kenner stimmen überein,
Der Hügel müsse altdeutsch seyn.
Zwar gab nicht viel hervor sein Grund —
Doch immer ein merkwürd'ger Fund,
Vielleicht ein eisenfester Held,
Im Frieden groß und stark im Feld,
Versenkt in würd'ger Einsamkeit,
Ein Denkmal einfach-großer Zeit.
Sein Rest sey ehrenvoll bewahrt
Bei andern Resten alter Art.

Das Salz ward nicht mehr aufgefunden,
Es war im Lauf der Zeit verschwunden.

H. Kurz.

Naturhistorische Charakteristik der verschiedenen Lebensalter.

Von Professor Fr. Fischer in Basel.

Erster Artikel.

Eine naturhistorische Charakteristik der verschiedenen Lebensalter dürfte Leser aller Stände interessiren, da es ihre eigene, innerste Geschichte ist und zur Klarheit über die so oft verkannten und darum durch schiefe Erziehung verkrüppelten Aufgaben der verschiedenen Alter führen kann.

Zwar fällt es schwer, die Lebensalter auf feste Begriffe zu bringen und die ihnen zu Grunde liegenden Entwicklungsgesetze der menschlichen Natur zu enthüllen, da die Erscheinungen des Lebens überhaupt, namentlich aber des menschlichen, einen ebenso flüchtigen und wandelbaren, als mannichfaltigen Charakter haben, und da namentlich die Naturgesetze der menschlichen Lebensentwicklung theils durch eigene Freiheit, theils durch fremde Einwirkung außerordentlich modifizirt werden. Darin steht überhaupt die Wissenschaft der lebendigen und geistigen Natur hinter der von der todten und körperlichen zurück, daß sie es nicht mit so festen, scharf abgegrenzten Gestalten und nothwendigen Gesetzen zu thun hat. Indessen fehlt auch auf dem Gebiete des Lebens und Geistes die feste Gestalt nicht, sie liegt nur tiefer auf dem Grunde; auch zieht sich ein entschiedener, naturnothwendiger Gang durch das Menschenleben hindurch, so sehr auch derselbe auf seiner Oberfläche durch eigene Willkühr und fremde Einwirkung verändert werden mag. Vermöge dieser auf seinem Grunde waltenden Naturnothwendigkeit unterliegt denn auch das menschliche Leben einer Naturbetrachtung, deren Schwierigkeit sich durch um so höheres Interesse belohnt. Denn es gewährt einen ganz eigenthümlichen Reiz, jene, den wandelbaren Erscheinungen des Lebens und der Freiheit zu Grunde liegende feste Gestalt und Naturgesetzmäßigkeit hervorzuheben und nachzuweisen, wie sie in den mannichfaltigsten und wandelbarsten Erscheinungen wiederscheint.

Die gewöhnlich unterschiedenen vier Lebensalter: die Kindheit, die Jugend, das reife Alter und das Greisenalter, sind allerdings die vier Hauptepochen des Menschenlebens. Allein es sind dies nicht, wie sie dargestellt zu werden pflegen, vier in Einer aufsteigenden Reihe fortschreitende Entwicklungsstufen; es nimmt vielmehr die fortschreitende Entwicklung mit dem Alter der Reife ein Ende, und das Greisenalter bildet einen rückschreitenden Gegensatz. Wie die drei ersten Lebensalter Stufen der Entwicklung, des Wachsthums, der Zunahme sind, so ist das Greisenalter umgekehrt die Zeit des Zurücksinkens, der Abnahme, des Absterbens. So bildet es eine eigene, den drei ersten Lebensaltern entgegengesetzte Reihe, worin das, was sich in jenen entwickelt, nach und nach wieder abstirbt.

Um die verschiedenen Lebensalter nach ihrer naturnothwendigen Verschiedenheit zu charakterisiren, wird es darauf ankommen, auszumitteln, welche Aufgabe und welche Seite der menschlichen Natur sich in jedem der drei ersten Lebensalter entwickelt. Die Aufgaben dieser drei

aufsteigenden Entwicklungsstufen stellen sich nun etwas verschieden dar, je nachdem wir mehr die physische, oder mehr die geistige Seite des menschlichen Lebens in's Auge fassen, und so werden wir demnach eine dreifache, sich nach und nach entwickelnde physische, und eine dreifache geistige Aufgabe des Menschenlebens unterscheiden können. Die Verwandtschaft des Physischen und Geistigen im Menschen wird sich jedoch auch hier nicht verleugnen, sondern bei näherer Betrachtung sich ein durchgängiger Parallelismus zwischen den Aufgaben der physischen und denen der geistigen Lebensentwicklung herausstellen, oder beide werden vielmehr so sehr ineinander spielen, daß sie nur als Eine Entwicklungsreihe, von zwei verschiedenen Seiten betrachtet, erscheinen.

Die dreifache Aufgabe des physischen Lebens ist die Entwicklung des Gattungs-, des Geschlechts- und des Individualcharakters. In der Kindheit sind wir bloß Mensch, in der Jugend Jüngling oder Jungfrau, erst im reifen Alter, und namentlich erst im Hausvater und der Hausmutter, tritt der Individualcharakter, welcher unter der kindlichen Unschuld, wie unter den geschlechtlichen Reizen versteckt gelegen, ausgebildet hervor.

Die Aufgabe des geistigen Lebens ist die Umwandlung der auf dem Grunde des Geistes herrschenden blinden Naturnothwendigkeit in intelligente und moralische Nothwendigkeit, namentlich also die Verwandlung der blinden Gesetzmäßigkeit oder des Instinkts in Intelligenz, so wie die Erhebung der naturnothwendigen Unschuld zum frei angenommenen Charakter; denn die Bestimmung des Menschen ist die: die ursprüngliche Güte seiner Natur durch freie That zu seinem Eigenthume zu machen und aus der blindnothwendigen in die intelligente und moralische Form zu erheben. * Die Entwicklung des geistigen Lebens wird somit von dem naturnothwendigen Seelenvermögen ausgehen; es werden zum Anfange nur die unfreiesten und blindesten Seelenkräfte auftreten, namentlich die Empfindung und das Gefühl, sodann von intellektueller Seite die Sinne, die Fassungskraft und das Gedächtniß, von praktischer Seite endlich das Naturell, nämlich die Triebe mit ihren Bedürfnissen, Neigungen, Begierden und Leidenschaften. Die naturnothwendigen Anfänge werden sich einerseits durch das freie Spiel der Phantasie in Intelligenz, andererseits durch die freie Wahl der Willkühr in Charakter (in Tugenden oder Laster) verwandeln. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, werden sich uns die Aufgaben der Kindheit, Jugend und Reife von einer neuen Seite darstellen. Die Aufgabe der Kindheit läßt sich in geistiger Beziehung ausdrücken als Entwicklungsprozeß der naturnothwendigen Seelenvermögen, also der Empfindung und des gesammten Gefühls, der Sinne, der Fassungskraft und des Gedächtnisses, und endlich des Naturells. Die Aufgabe der Jugend stellt sich dar als Entwicklungsprozeß der Phantasie und der Wahlfreiheit, die Aufgabe des reifen Alters endlich als Entwicklungsprozeß der Intelligenz: des Scharfsinns, des Verstandes, der Urtheilskraft und der Klugheit, und des Charakters, oder der Tugenden und Laster.

Dieser geistige Entwicklungsprozeß entspricht in seinen drei Stufen ganz genau den Entwicklungsstufen des physischen Lebens; denn die naturnothwendigen Seelenvermögen bilden, als solche, gleichsam den Gattungscharakter des Menschengeistes; die Phantasie und die Freiheit sind die zeugenden, die Intelligenz und der Charakter die persönlichen Seelenvermögen. Uebrigens bildet diese Verwandlung der blinden Naturgesetzmäßigkeit durch Freiheit in intelligente Nothwendigkeit nicht bloß die drei Hauptepochen der geistigen Lebensentwicklung, sondern sie kehrt in jedem Lebensalter und in den jedesmal herrschenden Seelenvermögen, nur unter der Form der letztern, wieder, und theilt so jedes Lebensalter wiederum in drei kleinere Perioden, welche meist auch schon allgemein bekannt und benannt sind. Es treten nämlich die in jedem Lebensalter an der Entwicklungsreihe befindlichen Seelenvermögen immer zuerst mehr mit Naturnothwendigkeit, sodann mit Freiheit und endlich mit intelligenter Nothwendigkeit auf. So erscheinen die in der Kindheit sich entwickelnden naturnothwendigen Seelenvermögen zuerst in ihrer reinen Naturnothwendigkeit, nach und nach aber nehmen sie gleichsam den Geist der Phantasie und der Willkühr, und endlich den Geist der Intelligenz und des Charakters an, ohne daß jedoch diese, den spätern Lebensaltern vorbehaltenen Seelenvermögen schon in ihrer eigenen Form und selbstständigen Wirklichkeit vorhanden wären, indem sie nur gleichsam als Vorahnungen sich unter der Hülle und Form der an der Entwicklung stehenden Seelenvermögen regen. So tragen in der Jugend die nun zu ihrer selbstständigen Form und Wirklichkeit erwachenden Vermögen der Phantasie und Freiheit zuerst noch mehr oder weniger den Charakter der frühern Periode, wie sie anderseits nach und nach in Intelligenz und Charakter übergehen, und nur in dem mittleren Stadium der Jugend in voller und reiner Entwicklung stehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Man vergl. des Verfassers Naturlehre der Seele für Gebildete. Basel, Schweighauser. 1835.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, November. *)

Herr Marr auf dem hiesigen Theater.

Erster Brief.

Es trägt sich nicht alle Tage bei uns zu, daß ein Gast im ernsten Drama auf dem Hoftheater erscheint, und noch dazu ein Gast in einem Rollenfache, das hier von einem Künstler par excellence ausgefüllt wird. Ich war neugierig, welch ein Resultat die Vergleiche haben würden, die das Publikum nothwendig hier anstellen mußte, zu denen es hier hingezogen wurde; denn alles Versichern, sich der Vergleiche entschlagen zu wollen, konnte in diesem Falle nichts fruchten, sie drängten sich wider Willen auf; Marr und Seydelmann in denselben Rollen, wer konnte diesen vergessen, während er jenen sah? Was Herrn Marr betrifft, so glaube ich nicht, daß er hieher gekommen wäre, wenn ihn die Nachricht nicht getäuscht hätte, daß Seydelmann Stuttgart verlassen wolle. In diesem Falle durfte er auf einen andern Empfang, auf größere Theilnahme rechnen. Dem Abgehenden, Ungetreuen ist man nicht sehr geneigt. Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Vor seiner Ankunft schon widerlegte sich aber das Gerücht von Seydelmanns Entfernung, und nun erschien Herr Marr als Gast, der nach sechs gegebenen Rollen wieder zu seinen Laren zurückkehrte, ohne einen sehr bedeutenden Eindruck zu erregen, noch zurückzulassen. Es wäre möglich, daß zu den spätern Rollen sich ein größeres Publikum eingestellt haben würde, als zu den frühern, wenn es dem Gast gefallen hätte, einige Konversationsstücke in den Cyklus seines Gastspiels aufzunehmen. Wer ihn nur hier auf dem Theater gesehen, kann sich unmöglich einen richtigen Begriff von seiner Persönlichkeit machen, da er, mit Ausnahme des Königs in Don Karlos, nur als Jude, Türke und Teufel sich sehen ließ, also stets in nicht einnehmender Gestalt. Herr Marr ist aber ein noch junger Mann von angenehmer Bildung und feinem Benehmen. Warum er das in seiner Rolle geltend machte, warum er in seiner seiner eigenen Bearbeitungen auftrat, ist uns eben so räthselhaft, wie sein ganzes Gastspiel.

Während der große Zollverein alle Schlagbäume in Deutschland wegzuräumen bemüht ist, existirt doch noch immer, seltsam genug, eine Absperrungslinie zwischen Nord- und Süddeutschland in Sachen der Literatur und Kunst. So kannte denn auch in Stuttgart Niemand Herrn Marr, obgleich er seit Jahren Regisseur in Braunschweig ist, auf fast allen Bühnen von Bedeutung bereits gespielt hat und als dramatischer Schriftsteller mit Glück aufgetreten ist. Fragt man nun nicht mit Recht, was die vielen Korrespondenzartikel über Schauspieler in deutschen Blättern nützen, wenn sie nicht einmal einen Namen von Braunschweig nach Stuttgart zu tragen im Stande sind? Und zeugt es nicht für die Beschränktheit gewisser Köpfe, daß sie sich noch immer einbilden, die Welt lege Werth auf so etwas, und die Feder eines solchen Korrespondenten könne Ehre und Ruf dem Künstler zu Wege bringen?

Die ersten drei Rollen, worin Herr Marr, nach eigener Wahl oder von den obwaltenden Verhältnissen genöthigt, sich uns zeigte, waren: Shylock, Soliman im Zriny und Jude Baruch in Dienstpflicht, drei Stücke, die mit dem jetzigen Theaterpublikum aufgewachsen sind; drei Rollen, von denen nur Eine auf poetischen Werth Anspruch machen kann, alle drei in der Gunst des Publikums im Allgemeinen nicht hoch angeschrieben. An dem Abend, wo Shylock gegeben wurde, wollte es ein neidischer Zufall, daß Strauß seinen Subscriptionsball gab. Der Streit der Gefühle konnte nicht lange unentschieden bleiben; unsere schöne und elegante Welt flog zu dem ihnen längst bekannten und geliebten Freudenspender, und kehrte Venedig und dem blutigen Prozeß den Rücken.

Herr Marr, als Shylock, war bei seinem ersten Auftreten befangen; erst später fand er sich in den Charakter, wie er ihn zu nehmen gewohnt ist; aber dadurch entstand eine für den unbefangenen Zuschauer befremdliche Ungleichheit der Darstellung, wodurch das sogenannte „aus einem Guß“ verloren ging. Wir müßten daher eigentlich diese Rolle noch einmal von dem Künstler, ohne jene störende Beimischung, sehen, um ein ihm und uns genügendes Urtheil darüber abzugeben. Für jetzt können wir daher nur von dem Eindrucke berichten, den Herr Marr in dieser Erscheinung auf uns hervorbrachte. In seiner ersten Scene sahen wir in Shylock einen kleinen Juden, wie er dem Handel in den Straßen Venedigs nachgeht. Nichts verräth uns noch den tiefen Abgrund, der sich in diesem Charakter später enthüllt. Bassanio will Geld von ihm leihen, und er überlegt und berechnet dies Geschäft, wie es jeder Wucherer zu thun pflegt, der gern einen guten Profit schneidet. Stellt man die Forderung nicht höher, so ist die Darstellung von seltener Treue und Wahrheit, das Mienenspiel, in so weit es nichts als dies bezeichnen will, charakteristisch in hohem Grade; die hinaufgezogenen Augenbraunen, der vor sich murmelnde Mund, die singende Betonung, die bewegliche Fingersprache, jeder Zoll ein Schacherjude. Herr Marr hat das Leben studirt, und besitzt die Gabe, es wahr und treu zu zeichnen. Die ganze, im entbrennden Drucke lebende, unter fremdem Himmel, von fremden Sitten umgebene, in tiefer Verachtung schmachtende, zu elender Verworfenheit herabgesunkene Nation spiegelt sich aber in diesem Individuum nicht ab; dies ist allerdings eine schwierigere Aufgabe. Ein Abweg wäre es jedoch, wollte der Künstler gleich anfänglich durch bloße äußerliche Zuthaten dem Shylock eine Bedeutung anheften, die sich Niemand zu erklären wüßte. In der nächsten Scene, wo Shylock uns durch die beredte Schilderung seiner ausgestandenen Kränkungen für sich einnehmen sollte, ließ Herr Marr sich zu einem hohen Grade von überschäumender Galle hinreißen. Der längst unterdrückte Zorn macht sich Bahn und strömt in reichlicher Fülle über Lippen und Bart des Hebräers. Dies konnte wahr im Allgemeinen genannt werden, wenn es gleich, zur ersten Scene gehalten, nicht folgerecht war. Das Feuer, das hier losbrach, war überdies nicht mit sich fortreißend, und ließ daher die Zuschauer kalt. Hier machte man zum ersten Male die Bemerkung, daß der ganzen Schöpfung der gleichmäßige Guß mangelte. Wir nehmen an, daß der Künstler die Befangenheit seiner ersten Scene wohl gefühlt hatte und nun, sich gewaltsam emporraffend und steigernd, zu einem solchen Extreme gelangte. Dieses Emporschrauben hatte aber den Vortheil, daß er sich von nun an auf einer Höhe befand, die dem Charakter des Stückes anpassender erschien.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wir sind gewohnt, von Zeit zu Zeit einen Bericht über den Stand der hiesigen Bühne zu geben, und verflechten diesmal damit eine Beurtheilung des Marrschen Gastspiels. D. Red.

Beilage: Kunstblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 288.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 2. December 1835.

Dies Labyrinth von Brücken und von Gassen,
Die tausendfach sich in einander schlingen,
Wie wird hindurchzugehn mir je gelingen?
Wie werd' ich je dies große Räthsel lösen?
Platen.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

Venedig, den 13ten Sept.

Montag den 8ten September war Mariä Geburt, und als an einem Festtage fanden wir die Kirchen zwar geöffnet, für mich aber, der nur Bilder und Architektur darin suchte, war wenig zu sehen; die Akademie außerdem wie Abends das Theater geschlossen, die Hitze noch heißer, mein Unwohlseyn wenig gebessert, der Gefährte unentschlossener als je im Gehen, Stehen, Kommen, Bleiben, Forteilen, Wiederkehren, und im Ganzen daher für die zwölf Tagesstunden eine vielfältige Aussicht auf Langeweile. Langeweile in Venedig klingt für einen Kunstfreund seltsam, und doch war's so. Die nächste Zeit nahm wieder die Markuskirche weg. Vor der Hauptfaçade stehen auf bronzenen, zierlichen Füßen die schlanksten rothen Mastbäume, auf der Spitze mit vergoldeten Markuslöwen, die in der Sonne sonnengleich blitzen. An jedem Baume wehte heute eine ungeheure roth und weiß gestreifte seidene Flagge mit dem venetianischen Wappen, als Verkündigung der einstigen Meerherrschaft. Doch spielte heute der Ostwind wie in ironischem Spotte mit diesem Zeichen einstiger Pracht. Diese Mastbäume, welche gleich den feinsten, thurmhohen Säulen emporsteigen, haben den breiten, dahinterliegenden Kuppeln der Kirche gegenüber etwas Minarettenartiges, und vermehren den orientalischen Charakter des Ganzen. Das Innere der Markuskirche kam mir heute in seinem feiertäglichen Schmuck, von der Morgensonne hell beschienen, weniger düster vor, weiter und majestätischer, wenn auch von irdischer Pracht und sinnlicher Majestät.

Gegen Mittag in höchster Sonnenglut ließ ich mich in einer der zierlichsten schwarzen Gondeln den großen Kanal hinabschaukeln. Alles war still, nur selten gleitete ein Boot vorüber; mein Gondolier, jung, wohlgebaut, ein interessant melancholisches Gesicht, anständig, wie aus vornehmer Familie, verarmt und fleißig, beschränkte sich ganz auf sein taktmäßig gleiches Geschäft; kurz antwortete er, wie abwehrend, auf jede Frage nichts anderes, als: si signor, und gab mir in dieser stummen Resignation ein lebendiges Bild der ganzen, still von ihrer Höhe herabgesunkenen Stadt. Meergrün zieht sich der breite Kanal als Hauptstraße in sanften Windungen durch die ganze Stadt. Hier liegen die meisten und schönsten Paläste in fast ununterbrochener Folge, in Höhe, Breite durchaus verschieden, stets nach dem jedesmaligen Bedürfniß, die älteren ohne feste Regelmäßigkeit; jetzt größtentheils verfallen, grau und düster, wenn nicht die immer glänzende Sonne hier Alles färbte und mit einer Klarheit erheiterte, die bis in die weiteste Ferne und die dunkelsten Schatten durchsichtig hinreicht. Diese

Fahrt gehört zu den angenehmsten, wenn auch die Themse, London hindurch beschifft, einen lebendigern, weltstädtischeren Anblick von Schiffen, unendlichen Brückenbogen, Handelsgewühl und Fabrikthätigkeit gewährt. Doch sieht man dort nur auf die Hinterhäuser, Höfe und Ausgänge der Straßen, die an den fernen Ufern daliegen; hier in Venedig hat man Alles näher: unmittelbar aus dem Wasser steigen die schönsten Paläste und Kirchen auf, man schwebt stets zwischen dem fünfzehnten und siebenzehnten Jahrhundert auf und ab. Besonders eigenthümlich sind die ernsten und zugleich zierlich wohnlichen Häuser, die aus dem Ende des fünfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahrhunderts sich herschreiben mögen. In der Mitte der Fronte haben sie vier oder fünf und noch mehrere dicht zusammengedrängte hohe, schmale Fenster mit Pfeilern und Spitzbogen, die sich hin und wieder ineinander schlingen; wahrscheinlich die Fenster des Hauptsaals der Familie; dann folgt ein breiter Mauertheil, dann wieder je zwei oder drei Fenster, in oft unregelmäßigen Abständen; dieselbe Eintheilung wiederholt sich durch zwei, drei Stockwerke, unten sind bogige Thüren, selten in der Mitte des Gebäudes, sondern wo der Gebrauch am meisten ihrer bedurfte; die Dächer sind wenig sichtbar, die Schornsteine hoch und nach oben hin breit und schwer. Die einzige Brücke, der Rialto, wölbt sich, jener Schlange im Mährchen gleich, in einem weiten, breiten Bogen über das Strommeer hin und trägt auf ihrem Rücken zwei Reihen Bauten mit Läden und das vollste Menschengewimmel. Denn hier koncentrirt sich der Hauptverkehr der Stadt.

Ich fuhr fort und fort, von Straße zu Straße, Kanal zu Kanal. Ehe ich Venedig gesehen hatte, und nur immer von Gondeln und Wasserfahrten hörte, glaubte ich, die Kanäle seyen das einzige Verbindungsmittel. Das ist der Fall nicht. Sie zerschneiden zwar und vereinen, nach allen Richtungen sich durchkreuzend, die ganze Stadt, bald enger, bald breiter, grün wie das Wasser der Lagunen, doch ohne Wellen und sichtbare Strömung, nicht selten schmutzig, und an heißen Tagen durch einen unangenehmen Seewasser- und Fischgeruch beschwerlich; außer diesen Kanalverbindungen gibt es jedoch noch weit mehr Straßen in unserem Sinne des Worts. Mit einer venetianischen Straße aber ist es ein eigen Ding. Wenige ausgenommen, sind die meisten der schönern etwa fünf bis acht Fuß breit, ja sie bringen es selbst auf zehn Schuh Breite, glatt durch das ebene Granitpflaster, jezt bei der Hitze ziemlich rein, bei Regenwetter gewiß eine schmutzige Passage. Die Häuser, meist schmal, erheben sich vier bis fünf Stockwerke hoch, großentheils düstern, verödeten Ansehens. Doch ist in allen diesen Gassen, die theils gerade auslaufen, theils sich winden, überall kreuzen und zu spelunkenartigen Nebengäßchen führen, die in der Dämmerung und im Dunkel der Nacht oft wie Mördergruben aussehen, ein stetes Gehen, Tragen, Rennen, Stillstehen und Rufen; besonders der Mittelstand, im unmittelbarsten Lebensbedürfniß, bewegt sich rasch, emsig, ununterbrochen den Tag über durcheinander. Lebendiger noch werden die Straßen durch die Läden, Werkstätten, Kaffeehäuser, welche sich, alle geöffnet, dicht am Boden hinziehen, doch außer den Fruchtläden mit wenig Geschmack und Pracht, selbst in den eigentlichen Hauptstraßen für die vornehme Welt. Denn auch der Markusplatz, dessen Kolonaden Laden neben Laden sehen lassen, ist mit dem zierlichen Geschmack und Prunk des Palais-royal oder mit dem soliden Reichthum und Beleuchtungsglanz der englischen Kaufläden nicht in Vergleich zu stellen. Tag und Nacht aber bleibt das Gewühl, besonders um den Rialto her und nach dem Markusplatz hin, gleicher Art, obschon Pferde, die vier antiken Rosse auf der Markuskirche ausgenommen, und ebenso Wagen mythische Dinge, und selbst Hunde und Katzen wenig zu sehen sind. An Plätzen, größern und kleinern, von aller Form, meist unregelmäßig, fehlt es in keiner Weise, denn die sorgsamste Benutzung auch des kleinsten Raumes ist weiter als in Venedig wohl nirgend getrieben. — Auch im Innern und Innersten der Stadt, immer unter Brücken fort, hin und wieder, die Kreuz und Quer auf den Kanälen umherzufahren, ist eine gute, wenn jezt auch traurige Unterhaltung; Paläste sind überall zwischen bürgerlichen Wohnhäusern zu sehen, die größten jezt im Besitz der Regierung, die übrigen Häuser dieser unermeßlichen Stadt in Verfall, die Thüren verschlossen, als brauche hier Niemand Eingang und Ausgang, an den Fenstern weder Vorhänge noch Blumen, auf den Balkons auch nicht eine einzige Häßliche, noch weniger eine Schöne. Von der Häuslichkeit der Familien, von ihrem Leben und Treiben erblickt man nichts, aber man kann keine hundert Schritte gehen oder fahren, ohne eine Kirche zu sehen aus allen Zeiten christlicher Architektur, wenige vollendet schön, in allen fast fortwährend Gottesdienst. Das Volk hat recht, sich jezt an Gott zu halten; die Erde, scheint es, hat die armen Ueberlebten verlassen, und das Wasser nüzt nichts mehr. Zu andern Jahrszeiten jedoch mag es reicher hergehen; jezt sind die Nobili aus ihren verfallenen Stadtpalästen in die verfallenden Villen längs der Brenta, nach Padua oder weiterhin gegen Treviso und Conegliano gezogen.

Nachmittags fuhren wir nach dem Lido, einer Insel, welche den Eingang in die Lagunen von der östlichen Seite her vertheidigt. Hier war wieder ein großes Getümmel, hunderte von Gondeln und Böten plätscherten herüber; mit Freude sahen wir endlich einmal Wiesen und weidendes Rindvieh, hübsche Räume, und vom andern Gestade aus das unendliche Meer. Heute war das Volk

luſtiger, Muſik überall, viel Tanzende, doch meiſt junge Schäferburſche, ohne Mädchen und Frauen, aber ausgelaſſen genug. Die Weiber ſind im Ganzen nicht ſchön, kurz und dick, beſonders die Füße, Nacken und Kopf noch eher erträglich. — Die Rückfahrt war wundervoll. Im fernen Hintergrunde Venedig mit ſeinen tauſend Kuppeln und wenigen Spitzen nebellos klar hingeſtreckt; glutroth ſank die Sonne nieder und ſpiegelte die Feuerglut in den grünen Wellen, die nun in allen Regenbogenfarben theils ſchillerten, theils zu Farbenſtreifen ſich ſonderten und ſie wieder verſchmolzen; ſchon blinkte die Venus empor, der blaſſe Mond ſtieg auf, bis der Weſten endlich nur noch goldgelb ſchimmerte und zum Grünen in's Blaue zerfloß, während um uns her im Oſten Waſſer und Inſeln in dunkle, ſchwarze Nachtſchatten verſanken, und nur vor uns die Waſſerfläche noch gelb und grün hinſpielte. Fern flimmerten die erſten Lichter der Stadt; herannahend ſahen wir die belebten Ufer, und das Abendgewühl im hellen Mondſchein nahm uns ſchon auf, als wir den Markusplatz wieder betraten, um den Dogenpallaſt neu in dieſer neuen Beleuchtung zu bewundern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Naturhiſtoriſche Charakteriſtik der verſchiedenen Lebensalter.

(Fortſetzung.)

Das erſte Lebensalter, die Kindheit.

Das Kind iſt oder ſoll wenigſtens hauptſächlich nur Menſch ſeyn, in ihm ſoll ſich der Gattungscharakter umfaſſend entwickeln; ſeine Intereſſen, ſeine Bedürfniſſe, ſeine Liebe ſollen allgemein menſchlicher Art ſeyn, ſeine Beſchäftigungen und Fertigkeiten ſich bloß auf reinmenſchliche Gegenſtände beziehen. Das Kind ſoll eſſen, gehen, ſprechen, ſpielen, allgemeine mechaniſche Fertigkeiten ſich erwerben, Sprachen, Geographie, Rechnen, und was der allgemein menſchlichen Kenntniſſe mehr ſind, lernen u. ſ. w. Der Geſchlechtsunterſchied wird ſich zwar in allem dieſem nicht verleugnen, ſo daß z. B. der Knabe ſelten mit der Puppe, das Mädchen nie mit Peitſche und Säbel ſpielt; allein er wird ſeiner ſelbſt unbewußt und mehr nur vegetativ ſich entwickeln. Kommt er bereits in der Kindheit zum Bewußtſeyn oder gar zur Empfindung, ſo iſt dies eine unregelmäßige Naturentwicklung oder Folge einer Verdorbenheit. Auch der Individualcharakter iſt angedeutet, aber in ſchlummernden, unfreien Anfängen. Die Kindheit erſtreckt ſich in unſerm Klima und Volksſtamme bei den Knaben bis in's dreizehnte, fünfzehnte Jahr, bei den Mädchen bis in's zwölfte, vierzehnte.

Von den Seelenvermögen entwickeln ſich in der Kindheit hauptſächlich die ſogenannten thieriſchen und ſinnlichen: die Sinne, die körperliche Empfindung, die ſinnliche Begierde und die Bewegung der Glieder, nebſt der Sprache; von den geiſtigen Vermögen, auf intellektueller Seite bloß die Faſſungskraft und das Gedächtniß, von praktiſcher Seite bloß das Naturell.

Daß hingegen das Gefühl ſich in ſeinem ganzen Umfange ſchon in der Kindheit entwickelt, wird man nicht leugnen können, wenn man bedenkt, welch einen feinen Takt die Kinder haben, Wahrheit und Falſchheit zu ahnen und zu unterſcheiden, wie viel Gemüth in der Eltern- und Geſchwiſterliebe, in der Kameradſchaft ſich entwickelt, aber auch wie viel Haß und Feindſchaft ſchon in dieſen kleinen Seelen Raum findet. Die egoiſtiſchen Gefühle bleiben auch nicht zurück; der Freiheitsſinn iſt beim Knaben oft ganz unbändig, der Rechtsſinn außerordentlich fein und ſcharf, ſo daß ein Kind eine ungerechte Züchtigung tief und bitter empfindet, eine gerechte dagegen hinnimmt, wie ſich's gebührt. Wie viel Streit und Hader iſt ſchon in dem kleinen Beſitzthum um Mein und Dein! Der Schönheitsſinn ſpielt mit Puppen und Bildern; auch die Andacht fehlt ſo wenig, als das Gewiſſen. Jene ſtrahlt vielleicht aus keinem Auge ſchöner, reiner und wärmer, als aus dem eines betenden Kindes, und das Gewiſſen ſchlägt die Kinder, wenn ſie Unrecht thun oder lügen. Dieſe umfaſſende Entwicklung des Gefühls in dem Kinde iſt aber auch ſehr wohl begreiflich; denn das Gefühl iſt mit der Empfindung die dunkelſte und naturnothwendigſte Region des ganzen Seelenlebens, mit welcher daher alle Entwicklung deſſelben beginnt.

Die Kindheit ſelbſt zerfällt wiederum in die Säuglingsperiode, die Spielzeit und die Lernzeit.

Erſte Periode der Kindheit: die Säuglingsperiode.

Dieſe Periode, die kürzeſte von allen, umfaßt das erſte Jahr und erſtreckt ſich über den größten Theil des zweiten. Die geiſtigen Verrichtungen des Säuglings entwickeln ſich nach und nach aus der dunkelſten und nothwendigſten von allen Seelenverrichtungen, der körperlichen Empfindung, die ſomit am Anfang des menſchlichen Seelenlebens ſteht, wie am Anfang des thieriſchen Lebens überhaupt auf der niedrigſten Thierſtufe, den Polypen, den Korallenthieren, den Quallen. Der Säugling ſchmeckt Anfangs noch nicht, ſondern empfindet höchſtens das Angenehme oder Unangenehme, er empfindet mit dem Auge bloß den Glanz, mit dem Ohre die Stärke und den Wohlklang der Töne. Seine Geiſtesverrichtungen tragen auch die ganze Periode hindurch den Charakter der naturnothwendigſten Seelenverrichtung, eben der Empfindung; ſie erweckt den Säugling, ſie lenkt ſeine Aufmerkſamkeit, ſie leitet ſeine Bewegungen und ſeine anfangende Erziehung.

Was die physische Entwicklung des Säuglings anbelangt, so sind die körperlichen Funktionen, welche weder eine geschlechtliche Beziehung, noch einen persönlichen Ursprung haben, also die Funktionen der Gattung, das Ernährungsgeschäft, das Wachsthum, die unwillkührliche Muskelbewegung, vom ersten Momente an vollendet vorhanden, und werden noch besonders begünstigt durch den Schlaf, der den größten Theil des Säuglingslebens einnimmt. Besonders sprechend tritt der bloße Gattungscharakter des Kindes in der Physiognomie entgegen. Das Gesicht, wie überhaupt die ganze Physiognomie des Körpers hat Anfangs bloß den Gattungsausdruck der menschlichen Kindheit, so daß für den Fremden ein Kind so ungefähr dem andern gleich sieht, und nur Frauen und Mütter Familienzüge entdecken können. Die Familienähnlichkeit ist unmittelbar nach der Geburt noch so wenig vorhanden, daß sogar der Racencharakter sich erst nach mehreren Tagen einstellt, indem bekanntlich die Negerkinder weiß oder vielmehr braun geboren werden, wie die andern. Nach wenigen Tagen entwickelt sich der Racencharakter, die Haut erhält nach und nach ihre bestimmte Farbe, doch ist sie auch bei weißen Kindern in dem ersten Jahre immer noch röther, als später. Nach dem Racencharakter stellt sich nach und nach der Familiencharakter heraus; doch dauert es mit der Entwicklung desselben noch das ganze Lebensalter der Kindheit hindurch. Die Individualphysiognomie ist nur im Keime und ganz verhüllt vorhanden, denn ihre Entwicklung beginnt erst in der Jugend und vollendet sich erst mit dem Eintritt der Reife.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, November.

(Fortsetzung.)

Herr Marr auf dem hiesigen Theater.

Die Scene mit Tubal ist stets eine mißliche, was den Effekt betrifft. Dieser müßte größer auf der Bühne seyn, nach dem Eindrucke gemessen, den die Scene schon beim Lesen hervorbringt. Hier ist aber eben die Nebenfigur des Tubal in der Darstellung störend. Man kann unserm Tubal durchaus keinen persönlichen Vorwurf machen, er hatte gelernt und that sein Bestes, aber dennoch greift die Scene nicht so ineinander, wie sie sollte; Tubal müßte von einem Virtuosen gegeben werden, wenn Shylock hier ungetrübt seine ganze Kunst entfalten und den ungetheilten Dank der Zuschauer dafür hinnehmen sollte. Tubal soll Shylock, wie ein Instrument das andere, obligat begleiten, nirgends sich hervordrängen, weder durch Dialekt, noch Gesten die Aufmerksamkeit auf sich hinlenken, und doch bedeutsam seine Meldungen bringen, mit ausgebildeter Kunstfertigkeit, die nur den bessern Schauspielern eigen ist, in die Rede fallen, damit Lücken, selbst die kleinsten, vermieden werden, und doch auch nicht dem Andern das Wort vom Munde wegschnappen, damit das Publikum den Gefühlen Shylocks bequem folgen und sie gehörig in sich aufnehmen könne. Tubal ist hier der Träger des Ganzen, er kann Alles verderben, und da bei fast allen Theatern diese Rolle als eine bloße Nebenrolle betrachtet wird, so hat auf keiner der vielen Bühnen, wo ich sie darstellen sah, diese Scene ganz so gewirkt, wie es mit gehöriger Berücksichtigung der Fall seyn müßte. Bei dem großen Personal, das die Besetzung erfordert, könnte dem Uebel nur dadurch abgeholfen werden, daß man einem guten Schauspieler zwei Rollen ertheilet; eine Usance, die weit mehr Berücksichtigung verdiente, da es eine dumme Prüderie ist, dies als eine Herabwürdigung der Bühne zu betrachten. Die Gerichtsscene gab Herr Marr fast in nichts abweichend von der Art und Weise, wie sie gewöhnlich, auf die Autorität Devrients hin, gegeben wird. Wir sagen hiemit nicht, daß er Devrient nachahmen wollte, sondern nur, daß er dessen Ansicht beipflichtete. Nachdem Rachlust und Blutgier ihren Kulminationspunkt erreicht hatten, und von dem abscheulichen Juden alle Herzen sich in Haß abgewendet haben, verschwindet er von der Bühne, ohne eine andere, mildere Regung in uns heraufdämmern zu lassen. Die verschiedenen Gemüthszustände in dieser großen Scene, der Trotz, der auf seinem Recht beharrt, der teuflische Blutdurst, der in Wahnsinn ausartet, alle diese Steigerungen zeugten von dem gewandten Bühnenkenner, der Mittel und Geist in sich vereinigt, wirksam zu gestalten, ohne die Linie zu überschreiten, hinter welcher sich nicht mehr das befindet, was Antheil in den Zuschauern erregt. Und dieses ist schon ein bedeutender Grad ausgebildeter Kunst, und verdient Anerkennung von Seite der Kritik. Einzelne Stellungen waren beredt und malerisch zugleich; tadeln müssen wir jedoch das zu lange Verharren in der Gruppe mit dem Antonio auf die Brust gesetzten Messer. Dies artete aus; die Bühne soll nur bewegliche Gruppen dem Auge vorführen, hier war es ein sogenanntes Tableau vivant, eine Wachsfigurengruppe. Sie war übrigens schön und fügte sich natürlich, und hätte, kürzer, lauten Beifall verdient und gewiß auch herausgefordert. Der etwas später gespendete, der nie bei dieser Stelle ausbleibt, galt dem weisen Ausspruche Portia's, wie Jedermann weiß.

Im Soliman sahen wir Herrn Marr als einen bleichen, zusammengeknickten, kleinen Greis, mit übermäßig langem Leonardobarte, in eine bunte Tracht gehüllt, oft von Fieberschauern durchrieselt, zusammenzuckend, mit den Fingern krampfhaft spielend, aus erloschenen Augen gespenstisch blickend, eine unangenehme Erscheinung. Da Soliman erst Siebziger ist, so wäre es in der That nicht nöthig, die Hinfälligkeit des Alters so grell in seiner äußern Erscheinung zu geben, wenn es nicht geschähe, einestheils, um den allerdings poetischen Kontrast zu versinnlichen; die Herrschaft des starken Geistes über die Schwäche des alten Leibes, anderntheils aber, um die Wahrheit anzudeuten, daß die Leidenschaften eines solchen orientalischen Despoten seinen Körper eher aufzehren und ihn zur wandelnden Mumie machen. Dies wären allein die Gründe für eine solche Auffassung. Das leisere Organ, welches der Darsteller annahm, wird im heftigen Affekte, der ihn im Verlaufe dieser Rolle nie verläßt, kreischend, und trägt dazu bei, dies Bild in hohem Grade unschön zu machen. Nach dieser Auffassung ward jedoch Soliman konsequenter durchgeführt, als Shylock. Der Künstler beherrschte hier alle seine Mittel und die Aufgabe die er sich gestellt hatte, vollkommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 122.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 289.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 3. December 1835.

Lady Macduff. — Poor prattler! how thou talk'st!

Shakespeare.

Die Mutter im Grab.

Auf der Mutter Grabeshügel
Steht der Vater mit den Kleinen,
Rosen und Vergißmeinnichte
Blüh'n schon über den Gebeinen.

Und das Jüngste nimmt ein Hölzlein,
Bohrt es in des Grabes Erde.
„Laß die Pflänzlein! spricht der Vater,
Keins mir ausgegraben werde!"

Spricht das Kind: „will keine Pflänzlein,
Bohr' ein Löchlein mit dem Stecken,
Daß nur eine, eine Hand kann
Mutter aus dem Grabe strecken."

Justinus Kerner.

Naturhistorische Charakteristik der verschiedenen Lebensalter.

(Fortsetzung.)

Die physischen und geistigen Verrichtungen des Säuglings sind bei Weitem zum größten Theile naturnothwendige Entwicklungen angeborner Fertigkeiten, somit des angebornen Gattungscharakters. Denn überdenken wir Alles, was sich in dem Säuglinge während der zwei ersten Lebensjahre entwickelt, so werden wir gestehen müssen: es wäre, wenn er das Alles wirklich erst lernen müßte und nicht angeborene Fertigkeiten mitbrächte, die sich bloß entwickeln, mehr als der Mensch in jeder andern gleich kurzen Periode des Lebens lernt. Der Säugling lernt in den zwei ersten Jahren essen und trinken, die Arme und Hände bewegen, greifen, stoßen, ziehen u. s. f., stehen und gehen; er lallt die ersten Worte, er lernt oder entwickelt vielmehr Sehen, Hören, Tasten, Riechen, Schmecken; es entwickeln sich die verschiedenartigsten Empfindungen und Gefühle, er weint und schreit, lacht und ist freundlich u. s. w. Selbst Züge des Naturells treten schon hervor, Zorn, Eigensinn, Selbstsucht, Gutherzigkeit, Rechtssinn, Eigenthumssinn u. s. f. von der unzweifelhaft angebornen Gesetzmäßigkeit der vegetativen Funktionen,

des Ernährungsprozesses, der unwillkührlichen Muskelbewegung u. s. f. gar nicht zu reden. Da glauben denn doch manche sogenannte Psychologen, die Seele werde als tabula rasa geboren, als leeres Behältniß oder als pure, nackte Kraft. In der That, es müßte wunderbar zugehen, wenn die Seele des Kindes alle jene Verrichtungen erst lernen müßte, besonders da sie durch einen erst zu formenden und Konsistenz gewinnenden Körper gehindert und in einen größtentheils schlummerähnlichen Zustand verhüllt ist. Wir werden natürlich nicht leugnen wollen, daß der Säugling nicht wirklich mancherlei lerne; nur zum größeren Theile behaupten wir eine Angeborenheit und naturnothwendige Entwicklung jener sinnlichen und geistigen Verrichtungen und ihrer kunstreichen Gesetzmäßigkeit. An den Empfindungen und Gefühlen wird nichts gelernt, sondern bloß entwickelt; an der Sinnenwahrnehmung wird nur sehr wenig gelernt, z. B. beim Auge die Direktion und das Maß der Entfernung. Das Meiste, was der Säugling eigentlich lernt und nicht bloß entwickelt, ist die Bewegung der Glieder und die Sprache. Die Bewegung der Glieder geschieht ursprünglich bloß massenweise, was der Säugling lernt, ist Greifen und Geben; übrigens reducirt sich, was er hievon lernt, auf das bloße Resultat; der Mechanismus der Gliederbewegung beruht auf einer angebornen Fertigkeit, die sich bloß entwickelt und entwickeln würde, ohne alle Anweisung und Erziehung. Mehr Unterweisung bedarf die Stimme zu Erlernung der Sprache, denn ohne solche bliebe sie beim Schreien. Beim Erlernen der Sprache wirkt übrigens wieder ungemein viel angeborne Fertigkeit mit, namentlich in dem Mechanismus der Behandlung der Stimmorgane; selbst eine angeborne Anlage zur Muttersprache und zum speziellen Dialekte wird kaum zu leugnen seyn.

Fassungskraft und Gedächtniß treten in dem Säugling in keimenden Anfängen auf. Die Fassungskraft entwickelt sich, so wie der Säugling nicht mehr bloß hört und sieht, sondern horcht und blickt; sie hat schon einen ziemlichen Ansatz gewonnen, so wie er versteht oder gar Worte nachlallt. Das Gedächtniß wirkt in der Reproduktion der kleinen Kunststückchen, der Erkennung von Personen und Sachen, dem Fordern gewohnter Bedürfnisse. Das Naturell der Säuglinge rührt sich ebenso deutlich: die Knaben schreien, stampfen, schlagen; die Mädchen wimmern und sind freundlicher. Das eine Kind ist sanft, freundlich, liebevoll; das andere heftig, mürrisch, kalt und unempfindlich, oder neidisch.

Zweite Periode der Kindheit: die Spielzeit.

Kinder nennt man die Kleinen in dieser vom zweiten bis sechsten Jahre dauernden Zeit, ehe noch ein Unterschied des Geschlechts sich für die Empfindung zu rühren oder für das Bewußtseyn zu erwachen beginnt. Die Kinder spielen harmlos zusammen; der Knabe trägt noch Mädchenkleider und umgekehrt.

Was sich in dieser Periode entwickelt, sind einmal die thierischen Verrichtungen, welche sich vollkommen entfalten. Die Kinder lernen alle Sinne vollkommen gebrauchen, nur die technische Uebung des Augenmaßes ausgenommen; sie gehen, laufen, springen, sie greifen nicht bloß, sondern vollziehen sämmtliche mechanische Handgeschicklichkeiten des täglichen Lebens. Die sinnliche Empfindung ist am lebhaftesten und frischesten, und entwickelt ihr spezielles Temperament klar und entschieden. Auch das geistige Gefühl ist vollkommen entfaltet. Besonders zart und innig fühlt das Gemüth in der Anhänglichkeit und Liebe gegen Eltern, Geschwister und Gespielen. Kinder haben feines Gefühl für Wahrheit und Lüge, für Recht und Unrecht; es regt sich bei Knaben schon ein wenig Selbstständigkeit, mannichmal Trotz, Selbstgefühl, mitunter wohl auch Stolz, bei Mädchen ein wenig Eitelkeit und Gefallsucht: sie putzen, wenn auch nicht sich selbst, doch ihre Puppen. Ueber Besitz und Eigenthum wird viel gestritten, viel geschlagen und gekrazt. Es tritt das künftige geistige Temperament und Naturell mit entschiedenen Vorbedeutungen hervor, doch so, daß es immer noch eines schärferen Auges bedarf, es zu entdecken.

Von den intellektuellen Anlagen ist es im Grunde immer noch höchstens die Fassungskraft und das Gedächtniß, was an der Reihe der Entwicklung und Ausbildung ist; allein — und dies ist der bezeichnendste Charakter dieses Abschnitts — die Phantasie ist erwacht, tritt aber noch nicht in ihrer reinen Form als wirkliche Phantasie auf, sondern schlägt in die erwachten niedrigern Seelenvermögen um, und gibt ihnen eben den bezeichnenden Charakter der Epoche, das Spielende.

Die Kinder wollen und sollen Alles spielend treiben und lernen, und es ist grausam, ihnen irgend etwas auf die trockenere, ernstere Weise eines spätern Alters zuzumuthen. Sie lernen spielend gehen und springen, unter dem Gelächter der Alten über ihre komischen Wendungen, ihr Humpeln, Fallen, ihr Rutschen und ihre Purzelbäume. Sie lernen spielend sprechen, unter dem freundlichen Vor- und Mitlallen der Alten. Sie leben sich in die Beschäftigungen und Verhältnisse der Gesellschaft spielend ein, indem sie sich eine Puppenwelt schaffen und ihre kleinen Lebenserfahrungen und Lebensweisheit praktisch memoriren. Selbst der Verstand, der in Spuren anklingt, ist spielendes Errathen. Der spielende Geist der Phantasie, welcher die Kinderwelt durchweht, tritt selbst der dichterischen oder eigentlichen Form der Phantasie näher in manchen possierlichen Erfindungen des kindischen Puppenspiels. Allein von einem freien

schöpferischen Geiste der Phantasie und des Verstandes ist noch keine Spur; denn Alles in der kindlichen Verstandeswelt ist Nachahmung und Auffassung. Die Epoche der Spielzeit ist auch physisch sehr bestimmt begrenzt durch Abschieden der Milchzähne, was sich jedoch noch in's siebente Jahr hereinzieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Den 14ten Sept.

Obschon die Abreise mit schnellen Schritten herannaht, lebe ich noch immer wie bisher, schreibe außer den flüchtigen Briefen nichts auf, sinne nichts aus. Die fremde Kunst athme ich wie die fremde Luft; was zurückbleibt, bleibe, was vergessen wird, sey vergessen. Mir von euch jedoch, euern Zuständen ein nur irgend lebendiges Bild zurückzurufen, fällt mir ganz unmöglich; so ganz bin ich nur in dieser Stadt und Gegend, daß ich keine andere vor Augen haben kann. Zu einer Schilderung jedoch im Ganzen und Einzelnen halte ich mich noch immer nicht fähig, und muß mich begnügen, tagweise zu berichten, was wir gesehen und genossen haben. Da bleiben mir die Tage vom Dienstag bis Freitag zu beschreiben übrig. Ich kann von ihnen nur sagen, sie glichen sich, wie schöne Schwestern, nicht reizend und vollendet schön an Gestalt und Gliedern, doch von dem wunderbarsten italienisch glühenden Teint, rosenumhaucht.

Ich war fast nur mit Malerei beschäftigt, wo ich ging und stand; zuerst jedesmal stundenlang auf der Akademie, welche die Quintessenz des Besten, was hier zu sehen ist, zusammenfaßt, und auf welche ich mich deßhalb hauptsächlich zu beschränken bald entschlossen war. In den Kirchen, die ich nebenbei meist Nachmittags besuchte, haben die meist verschmuzten Bilder häufig ein schlechtes Licht; sie hängen entweder zu hoch oder an Pfeilern zwischen zwei blendenden Fenstern, und Koloristen im Dunkel, oder im blendenden Glanz der Sonne, oder des noch schlimmern Reflexlichts zu bewundern, ist einem die höchste Pein. Die Edelgesteine des schönsten Kolorits sollten wie Edelsteine gehalten werden, unbestäubt, durchaus rein; was kann alle Klarheit, Glut und Durchsichtigkeit helfen, wenn Staub, Rauch, eingetrockneter Firniß einen undurchsichtigen Schleier darüber legen! Die Gemälde der Galerie dagegen sind mit Geschicklichkeit und Vorsicht gereinigt, und wo eine weitere Restauration nicht zu umgehen war, mit gutem Takt und Liebe hergestellt. Wie anders aber sah ich im Vergleich mit früheren Jahren! Sonst kümmerte mich das eigentlich Malerische wenig; der Gegenstand, die rein geistige Konzeption, die spezifische Art des Ausdrucks interessirte mich allein; jezt sah ich mit absichtlich entgegengesezter Einseitigkeit nur auf Gestalt und Färbung, Pinsel, Klarheit, Wärme, Schmelz, und entzücken konnten mich nur die lieblichsten, unsagbarsten Zaubereien des Kolorits. Und doch, wer kann, einsam mit den Wundern immerdar beschäftigt, das Sinnen und Denken ganz von der Hand weisen? Laß mich Einiges, wie es mir einfiel, wenn ich auf's Meer hinausfuhr, oder auf den Kanälen mich hinschaukeln ließ, flüchtig berühren. Wie früher in Holland, lernte ich hier in Venedig besonders, wie wichtig auch im späteren Mittelalter für Malerei und Baukunst das heimische Lokal mit seiner Farbe und Beleuchtung, seiner Luft und deren atmosphärischen Prozessen, seinen Sitten, Gestalten, Physiognomie, Trachten, Fürsten, Verfassungen, Berührungen mit Fremden ist; wie thöricht es bleibt, ohne eigene Anschauung zu urtheilen und Kunstgeschichte zu treiben, ohne den steten, engen Zusammenhang der Kunst und des sonstigen Lebens lebendig aufzufassen. Aber ich schweife heute allzuoft ab und werde nicht fertig; zur Sache also.

Von früh an haben sich die venetianischen Maler an die Naturwahrheit in der Kunst, an die individuelle äußere Erscheinung auch des Geistigsten, und vor Allem an den Farbenschmelz dieses glanzumleuchteten Daseyns gehalten. Ihr wirkliches Leben führte diese Richtung herbei. Die Kunst der Alten umgab sie nicht, die Macht antiker Form bezwang sie nicht; ihre Kunst wuchs aus neuen Zuständen und deren eigenthümlichstem Boden, aus der Gegenwart des Lebens, und nicht aus den immer lebendiger einwirkenden Trümmern des Alterthums auf. Raphael konnte unter den Venetianern nicht erstehen. Die Ueberfülle der rings umher in Stadt, Meer und Himmel fort und fort malenden Natur erlaubte ihnen eben so wenig, den Florentinern ähnlich, dem geistigen Innern, der Seelenandacht und Religiosität Jahrhunderte lang den Vorrang einzuräumen. Sie lebten in der Pracht der Farben, im Reichthum ihrer Handelsherrschaft, im bunten Verkehr mit dem Glanz des Orients, mit allen Schätzen der Welt und den verschiedensten Völkern, tapfer, klug, in fester nationaler Verfassung, im Stolz ihrer Eigenthümlichkeit, und keine Kärglichkeit irgend einer Art schränkte sie ein. Bei aller Religiosität war ihr Blick freier und froher auf's Weltliche, wie es sie in seiner Herrlichkeit umgab, gerichtet, und das Tiefste und Höchste in Fleisch und Blut schön und reich in aller Lebensfülle zu verkörpern, war das Kunstbedürfniß, das ihre besten Maler vollständig befriedigte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, November.

(Fortsetzung.)

Herr Marr auf dem hiesigen Theater.

Das Bild wurde mit einer Menge kleiner nachahmender Züge ausgestattet; von den Kennzeichen hohen Alters bis zu den Aeußerungen des nahenden Todes war Alles zu sehen; das Haschen und Zupfen, das sich bei Sterbenden zeigt, das stiere Auge, das Lächeln, nichts fehlte. Diese Art von Miniaturmalerei ist jedoch nicht die, welche auf dem Theater die größte Wirkung hervorbringt; hier verlangt man Wahrheit in großen Zügen. Wir wollen zugeben, daß Soliman eine Rolle sey, die sich nicht gut anders darstellen lasse, als Herr Marr sie darstellte, warum aber überhaupt sie geben? Fände sich nicht leicht, selbst in dem engen Rahmen unsers Bühnenrepertoires, eine Rolle, die mehr ansprüche und mehr geeignet wäre, die Kraft und das Studium, welches sich unleugbar auch in dieser Leistung kund gab, in glänzenderm Lichte und in ansprechenderer Umgebung zu zeigen?

Der Jude Baruch in der „Dienstpflicht“ war die dritte Rolle. — Nur zwei bis drei Stücke von Iffland verdienten es jetzt noch, dem Repertoire gerettet zu werden. Diese Menschen und Verhältnisse sind uns zu fremd; unsere Welt ist eine andere geworden. Ein solch alter, mürrischer Mann, wie der Herr Kriegsrath Dallner, ist — selbst wenn er nur das Rechte und Gute stets wollte — für unsere Gesellschaft von heute eine überlästige Erscheinung, der man gern aus dem Wege gehen würde. Und wen widerten nicht erst vollends die häßlichen Figuren dieses Gemäldes an, diese ränkesüchtigen Sekretärs, diese Bäckerlieferanten, diese Schacherjuden mit und ohne Bart! — Wie jetzt die Sachen in der Welt stehen, begreift man wahrlich nicht, daß solch ein herzzerschneidender Jammer entstehen könne um die Summe von vierhundert Thalern. Dieses Einkassiren, mit Arrest drohen, Schenken und Bezahlen, dieses ganze dramatisirte Wechselrecht ist wahrlich nicht zu ertragen. Was die Zeichnungen selbst betrifft, so sind sie größtentheils scharf konturirt und mit Lokaltinten gut gefärbt. Darin läßt sich Iffland kein Vorwurf machen. Herr Marr war bemüht, die Aufgabe getreulich zu lösen. Er war ganz Jude in der äußern Erscheinung, der spitzfindige Wigling, der alttestamentarische Humorist nach allen Seiten. Diese Figur ist wohl dankbar in dem jammervollen Familientableau, und erregt Wohlgefallen und Lächeln; etwas Höheres kann dabei nicht erzielt werden; die Poesie bleibt ganz zur Seite, und von einer künstlerischen Lösung im höhern Sinn darf hier eben so wenig gesprochen werden.

Obgleich ich nicht sehr geneigt bin, Kritiken über die Leistungen unserer Hofschauspieler abzugeben, so kann ich doch nicht umhin, mit der Beurtheilung der Marrschen Leistungen eine kurze Charakteristik der Hauptglieder unserer Bühne zu verbinden, zumal die Redaktion dieser Blätter dadurch Gelegenheit findet, einem alten Brauche nachzukommen. So wenig es ihr möglich ist, über Kräfte und Leistungen auch nur der vornehmsten deutschen Bühnen Buch zu führen, so natürlich erscheint es, wenn sie die Bühne der Stadt, in welcher das Journal erscheint, nicht ganz aus dem Auge verliert und wenigstens von Zeit zu Zeit, nicht sowohl das Einzelne, zur Anschauung Gebrachte, als vielmehr die Talente mustern läßt. — Es verdient heutzutage schon den Dank der Theaterfreunde, wenn die Mitglieder eines Hoftheaters die Mühe des Umstudirens bei einem alten Stücke braviren; und so war denn auch hier eine Aenderung in der Besetzung des Kaufmanns von Venedig, wenigstens hinsichtlich des Bestrebens, lobenswerth. Zunächst war wohl Herr Pauli die Ursache davon; jener Pauli, der einst die goldenen Tage deutscher Bühnenkunst sah, und der es längst verdient hätte, sich mit seinen Lorbeern zurückzuziehen, eingedenk des Ausspruchs: „Wie uns der Künstler entschwindet, so lebt er fort in unserm Gedächtnisse.“ Es ist nicht recht, wenn sich uns die Infirmitäten des wirklichen Alters in Greisenrollen aufdringen; die Kunst soll nur aus Täuschungen bestehen. Der Künstler selbst verliert das Meiste dabei; die neue Generation begreift ihn nicht, weil sie seine Blüthezeit nicht kannte; Alles, was man ihm zollt, ist Pietät, eine traurige Huldigung: du sollst das Alter ehren! — Herr Pauli gab sonst den Dogen, diesmal hatte ihn Herr Maurer; Herr Wallbach war für Herrn Maurer mit dem Antonio betheilt worden, und für Herrn Wallbach war Herr Moriz Bassanio. Zunächst leidet es keinen Zweifel, daß Herr Maurer einen kräftigern Dogen repräsentirte, als sein Vorgänger. Vom Anfange des Verkehrs bis zur Einladung des fremden Doktors zu seiner Mittagstafel war der Repräsentant wie immer eines steifen Anstands voll, was sich für diesen Mann in seiner Lage gar trefflich schickte. Die Aufgabe war leicht für einen Künstler wie Herr Maurer. Nicht ganz so verhielt sich's mit Herrn Wallbachs Aufgabe. Antonio, der königliche Kaufmann, verlangt einen andern Repräsentanten. Das Aeußere war ganz verfehlt. Der Himmel weiß, wo Wallbach das unscheinbarste Knappenröckchen aufgefunden hatte, und dazu einen Spitzhut, so windig, so fremd, so gar nicht altvenetianisch. Nur einen Blick auf die Tafeln jener farbenreichen Meister geworfen, die Venedigs Vorzeit verherrlichten, und es stellt sich uns ein so frisches Bild dar, das aus dem Rahmen springt und zu leben anfängt. Ich meine hiemit nicht die übermäßige Kostümstrenge; das sey für immer verbannt. Wie Maurer ging vielleicht nie ein Doge gekleidet, wenigstens wich sein Kostüm gänzlich von der großen Amtskleidung der Dogen ab, und doch war Maurer ein venetianischer Doge nach dem Leben. Es könnte aber zufällig der venetianische Kaufmann in jener Zeit, wohin der Dichter sein Stück verlegte, ganz so gekleidet gewesen seyn, wie Wallbach es war, und doch wäre dies kein Antonio, kein königlicher Kaufmann, der den Markt und Hafen Venedigs beherrschte. Man wird mich nicht mißverstehen. — Das scharfe Artikuliren, die markirte Betonung ist nicht überall zulässig. Man muß zum voraus einmal annehmen, daß die Leute, die unten sitzen und zuhören, deutsch verstehen; für die Andern wird ohnehin in den Wind gesprochen. Durch das zu Deutlichwerdenwollen geht das verloren, was man im Vortrage „darüber hinhuschen“ nennen möchte, und das ihm eine reizende Abwechslung verleiht. In jener Manier ein dichterisches Werk heruntersagen, gleicht einer simpeln Auseinandersetzung, und man begreift nicht, wie Künstler auf einen solchen Abweg gerathen können. So lassen sich wohl gemeine Prozesse und Händel, kaufmännische Geschäfte und andere Geschichten, wo es um eine trockene Deutlichkeit sich handelt, recht verdienstlich abhaspeln, aber keine tragische Handlung, keine Leidenschaft, kein großartiges Drama.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 290.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 4. December 1835.

— Die ganze Welt in Wähne,
Und alle Frau'n und Männer bloße Spieler.
Sie treten auf und geben wieder ab;
Sein Lebenlang spielt einer manche Rollen
Durch sieben Akte hin.

Shakespeare.

Naturhistorische Charakteristik der verschiedenen Lebensalter.

(Fortsetzung.)

Dritte Periode der Kindheit. Die Lernzeit.

Merkwürdig ist, daß der Knabe, wie er nun heißt, früher das Flügelkleid und die Kinderschuhe auszieht, als das Mädchen, das viel länger fortspielt, während es sich wieder früher auf die Jungfrau besinnt, als der Knabe auf den Jüngling. Daran zeigt sich, welch ein vorherrschender Grundton die Phantasie in dem weiblichen Seelenleben ist. Das Lernen ist überhaupt mehr Sache des Knaben, als des Mädchens; denn es fordert geistige Arbeit und Anstrengung des Verstandes, während die Natur dem Mädchen das zu Lernende lieber im Schlafe gibt. Das Mädchen hat mehr Takt, der Knabe mehr Geschick zum Lernen.

Die Lernzeit ist der Anbruch des Verstandes, wie die Spielzeit der Anbruch der Phantasie war, und zwar in derselben verhüllten Form. Denn das Lernen des Knaben ist noch nicht wirklicher, verständiger, intellektueller Verstand, alles Lernen ist ja Receptivität, bloßes Auffassen, Bemerken und Behalten, und zwar geschieht das Letztere noch keineswegs nach den verständigen Gesetzen der Ideenassociation, sondern nach dem reinen Mechanismus des Gedächtnisses. Wiederholung, öfteres Einprägen, gleichzeitiges und aufeinanderfolgendes Anschauen und Nachsprechen sind die Methoden der Knabenschule. Wohl aber ist der Geist des Verstandes in dem Lernen des Knaben vorhanden, indem die Zweckmäßigkeit an die Stelle des Spiels getreten ist. Der Hauch der Intelligenz beseelt die Fassungskraft und das Gedächtniß des Knaben: er zeigt Anhauch des Scharfsinns in seinem sichern, richtigen Blick, Anhauch des Verstandes in der offenen, leichten Fassung, Anhauch der Klugheit in der geschickten Behandlung seiner Arbeiten.

Das Temperament und Naturell hat sich in dem Knaben vollkommen entwickelt, so weit es ihm irgend angeboren ist, so daß ein Menschenkenner unfehlbar z. B. einen Sanguiniker sollte vom Choleriker unterscheiden können. Der Freiheitssinn tobt auf der Straße, der Rechtssinn zankt sich, die Herrschsucht prügelt sich, es schließen sich Freundschaften und Feindschaften, es bilden sich Allianzen, es organisiren sich Coterien, selbst das Verhältniß von Subordination fehlt nicht, in dem Anführer und dem Trosse. In den Parteien der Schulen und Stadtdistrikte spielt all der Ehrgeiz und die Ruhmsucht, wie auf dem großen Welttheater der Männer. Besonders rege wird der Ehrgeiz in der Schule gegen Lob und Tadel und die Nacheiferung in dem Wettkampf

der Collokation, was einem Knaben eben so viele Schmerzen und Freuden macht, als das Nanglaufen den Alten, nicht selten jedoch auf grausame Weise von Erziehern und Lehrern mißbraucht wird als moralische Tortur, zum großen Schaden des künftigen Charakters.

Merkwürdig ist die Beziehung der Geschlechter zu einander. Während Knaben und Mädchen als Kinder harmlos und ohne Unterschied mit einander spielen, treten sie jezt feindselig auseinander, fliehen sich oder schlagen sich wohl auch. Der Knabe langweilt sich bei dem in's Eitle und Gefallsüchtige umschlagenden Spiele der Mädchen, greift plump und tölpisch darein, stört die anständige Haltung und Sitte der kleinen Gesellschaft, wird hinausgeschoben und weggespottet, und eilt von selbst gerne der lärmenden Freiheit der Straße zu.

Das zweite Lebensalter. Die Jugend.

Die Aufgabe der Jugend ist die Entwicklung zum geschlechtlichen Gegensatze; der Grundcharakter des Jünglings und der Jungfrau ist daher der geschlechtliche. Sie sind noch so wenig, als die Kinder, Individuen mit ausgeprägtem und festgebildetem Individualcharakter, sondern entwickeln die allgemeinen Eigenschaften ihres Geschlechts, wie die Kinder die allgemeinen Eigenschaften des Menschen entfalten. Daher ist es so schwer, den individuellen Charakter seiner künftigen Frau in der Jungfrau, die man sich auswählt, kennen zu lernen; mehr oder weniger sieht eine der andern gleich, sie haben mehr oder weniger alle dieselben liebenswürdigen Eigenschaften mit denselben kleinen Schwachheiten, worunter die künftigen Eigenschaften der Frau, der Charakter des Individuums, tief und nur dem schärferen Auge des Menschenkenners sichtbar, verborgen liegen; sie sind alle mehr oder weniger Engel, wie man zu sagen pflegt, d. h. Jungfrauen. Nicht viel anders ist es mit den Jünglingen: sie haben die Lebhaftigkeit, die Begeisterung, den dichterischen Anflug der Jugend mit Gradunterschieden; aber tief versteckt unter dem Idealismus der Jugendfrische liegt der Realismus der künftigen Tugenden und Laster, der persönlichen Vorzüge und Fehler. Etwas Aehnliches findet ja selbst bei den Gesichtern Statt: die scharfen, eckigen, markirten Züge, welche in der Physiognomie des Mannes und der Frau nach und nach hervorstechen, sind in den jugendlichen Gesichtern noch mit der geschlechtlichen Fülle und Blüthe überwachsen, ganz eben so, wie die scharfen, eckigen, markirten Züge des Individualcharakters mit idealer Begeisterung. Wie öfters ein Jugendfreund das Gesicht des andern, den er als Mann wieder findet, kaum noch erkennt und erstaunt, Züge zu finden, die er unter der Jugendfülle nicht geahnt, so wäre die Verwunderung noch viel mehr am Platze in Beziehung auf die mit dem reifen Alter hervortretenden Charakterzüge: der findet seinen flotten Burschen als filzigen Knicker, der seinen fürstenmörderischen, freiheitsdurstigen Bundesbruder als gebückten, gehorsamen Kanzleimann, der seinen Bramarbas als ehrsamen Philister und zahmen Pantoffelhelden. Auch der Jüngling ist mehr oder weniger bloß Jüngling, mit den Fehlern und Vorzügen seines Geschlechtes, mit den Fehlern und Vorzügen seines Individuums dagegen erst in der Arbeit begriffen.

(Die Fortsezung folgt.)

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsezung.)

Die venetianischen Maler gehören mit Correggio und den Holländern zu den berühmtesten Koloristen. Auch diese Richtung ist aus ihrem Lokal zu erklären. Koloristen können sich nicht nur von innen her aus der Tiefe des Gemüths und den Wunderträumen der Phantasie bilden. Sie müssen sehen, wieder sehen und den Farben der umgebenden Natur, dem Licht, in dem dieselben herüber und hinüber scheinen, leuchten und glühen, der Luft, die sie umspielt, dämpft und verschmelzt, mit angebornem Blick die unerschöpflichen Räthsel ablauschen. Nun mag zwar Neapel noch heller und glühender, noch klarer und duftiger seyn, aber diese unerreichbar schwelgerische Farbenfülle weckte keinen überflügelnden Nacheifer der Kunst, sondern versenkte in den ewig neuen Naturreiz des Genusses. Der venetianische Himmel ist farbig genug, um Koloristen zu erschaffen, doch nicht zu reich, um nicht den Wetteifer der Kunst zu gestatten und zu gebieten. Ueberhaupt scheint es, als sey für große Koloristen die weite, unermeßliche Ebene des Landes und Meeres die beste Heimath. Venedig und Holland liefern hiefür das gemeinschaftliche Beispiel: Holland für den Norden, mit nebelvollerer Luft und bewölkterem Himmel, dessen Lichtspiel wechselnd die wunderbarsten Beleuchtungen ununterbrochen hervorbringt, und an und für sich eintöniger, mehr und mehr zu jenen einseitigeren Farbentönen treibt, in welchen die erfinderische Kunst im Grundklang einer Farbe dennoch alle Farben ineinander schimmern läßt; Venedig im Glanz einer wärmeren Sonne, zwar nicht an Nüancen und deren zauberischer Wirkung reicher, aber begünstigt durch jenes Licht des Südens, das jede Farbe zu unbeschreiblicher Glut entzündet. Da ist nun sogleich ein Gold- und Silberlicht zu unterscheiden. Der Silberglanz aber gehört nicht etwa dem Monde an, sondern auch der Sonne.

Wärme ist in beiden Nüancen; bei leichtbedecktem Himmel jedoch, im Mittagsblenden des Lichts, breitet dieser leise angeblaute Glanz sich mit unaussprechlicher Durchsichtigkeit über alle Gegenstände aus; selbst braune Gesichter werden heller, die Röthe zarter, das Glutbraun lichtet sich; es ist, als wenn Wellenschaum, Perlen, und statt der Sonne eine Mondsonne rings umher, glänzend und doch mild und harmonisch, eine unendlich wohlthätige Helligkeit ausgössen. An andern Tagen, vom Morgen bis Abend, und Abends am meisten, glüht der Goldschimmer des Lichtes auf. Nun gelbt und bräunt sich Alles; jede Farbe wird gesättigter, heißer, und doch so behaglich warm, feuerlodernd, und doch so still und friedlich, als würde alles Gold der Welt durchsichtig, und schiene nur wie ein Duft über Alles und Jedes hin. Das ist meist die titianische Glut, die einen Schmelz hat, einen Zauber, und in deren erfundenen Farbenwundern eine Wahrheit der Natur, daß man sagen muß: er hat doch nur gemalt, wie er's vor Augen hatte.

Solch ein Lokal kam der Ausbildung einer Richtung zu Gute, deren die italienische Malerei schlechthin bedurfte, doch weder bei den Sienesen, Umbriern, Florentinern, noch in den lombardischen Städten gefunden hatte. Diese Schulen strebten unbewußt dem Ziele entgegen, bei welchem Raphael nach der Vorarbeit von Jahrhunderten mit leichter Mühe des Genius anlangte; dem Ziele, die tiefe Geistigkeit des christlichen Glaubens mit der antiken plastischen Schönheit, mit diesem reinen Adel der Gestalt, dieser maßvoll individuellen Charakteristik und freiesten Bewegung in den erreichbar vollendetsten Einklang zu setzen. Wie das Christenthum überhaupt Gott und Welt zu versöhnen die Aufgabe hat, so wollte auch die Malerei diese Versöhnung in der Menschengestalt und der umgebenden Natur darstellen, und das Heiligste und Beste der menschlichen Brust in den reinsten und makellosesten Gestalten zur Erscheinung bringen. Der Nachdruck liegt bei jenen Schulen aber im Ganzen noch immer theils auf der Innigkeit, Andacht und Schönheit der Seele, theils schweift die Phantasie in unabhängigem Kunstsinne zu dem Alterthume hinüber, um die den Alten entnommene, mit neuem Leben bereicherte Gestaltungsweise auch in Stoffen der alten Mythologie ungehinderter auszubilden. Das wirklichste Leben der Gegenwart, die Freude an der Welt, und deren nicht im Schönheitssinne der Griechen gereinigten Gestalten und Charakteren, der Jubel über die Herrlichkeit Gottes, wie sie nicht nur in Geist und Gemüth allein, sondern in Licht, Luft und buntem Farbenschimmer, in Fleisch und Blut, Fülle und Wechsel, Pracht der Erde und Luft der Menschen erscheint, diese volle Ausbildung der weltlichen Seite innerhalb des Religiösen selber würde den Italienern fehlen, hätten nicht die Venetianer dieselbe in immer höherem Grade zu ergreifen das frohe Talent gehabt. Allerdings verliert die geistige Seite, was die sinnliche gewinnt. Aber die Kunst lebt nun einmal im Elemente des Sinnlichen, und ist als Kunst um so voller und freier geworden, je mehr sie sich diesem, ihr eigensten Elemente mit Muth und Uebermuth überlassen hat. In diesem Sinne stehen Titian, und ebenso in anderer Weise Correggio, mit Raphael auf gleicher Höhe: Raphael, von allen bewundert und geliebt, denen Gott einen Blick für Gemüth, Andacht und reinste Schönheit schenkte, Titian und Correggio, von denen hervorgehoben, welche vorzugsweise mit dem Auge für die Wunder der Färbung und lebensvollsten, kunstgeadelten Wirklichkeit begabt sind.

Als ich nach dem ersten Besuche in der Gemäldesammlung der Akademie Bescheid wußte, war ich zufrieden. Das viele Ausruhen, Schlummern und Schlafen, das Müssiggehen, das die Hitze nothwendig machte, störte mich nun nicht mehr; das bunte Stadtgewühl, die Straßen, Plätze, Menschen, die Gondelfahrten gaben immer neue Studien und Ausbeute, der Sonnenuntergang, die Abendschatten, das Emporleuchten des Mondes, Alles vermehrte den Genuß und die Einsicht, und nun ließ ich mir auch Abends im Theater ein Lustspiel gefallen. Die Truppe war gut, das Spiel, wie ich's von den Franzosen gewohnt war, nur lebendiger noch und rascher, für uns Deutsche übertrieben, hier wirkliche Natur. Dann aber trat ein Brüderpaar auf, Flötisten, so eben aus Neapel ruhmgekrönt angelangt: zugerichtete Kinder, Automatenbeweise einer zwölfstündigen Uebung an jedem Tage und der verwünschtesten Finger-, Lippen- und Athemfertigkeit, ohne eigentlichen Flötenton, ohne Geschmack, Grazie, Seele; die personifizirte Variationenwunderkindsleerheit, die Gott je geduldet und das Publikum beklatscht hat. Sie scheuchten uns für diesmal in's Bett.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Die theologische und die Rechtsfakultät.

Seit vorigem Monat sind die Bibliotheken wieder offen, die untern Schulanstalten beginnen ihren Lehrgang wieder und die höhern machen die Programme ihrer Vorlesungen und Vorträge bekannt. Das Collège de France ist vergrößert und mit neuen Lehrsälen versehen worden. Der Minister des öffentlichen Unterrichts hatte im Sinne, die theologische Fakultät in Thätigkeit zu setzen, da sie bisher von den angehenden Theologen gar nicht besucht wurde, und wohl Lehrer aber keine Schüler da waren, indem diejenigen, welche sich dem geistlichen Stande widmen, in den Seminarien ihren Unterricht und ihre Bildung erhalten. Es sollte ein

Geistlicher, welcher der jetzigen Regierung und seinen schriftstellerischen Talenten sein Emporkommen verdankt, der Bischof Guillon, an die Spitze jener Fakultät gestellt werden; aber da trat der leidenschaftliche Erzbischof von Paris dazwischen und hatte, wie es scheint, so viel Einfluß, daß das Vorhaben der Regierung wenigstens aufgeschoben wurde. Wahrscheinlich wird also die theologische Fakultät bleiben, was sie war, das heißt, ein Verein von Professoren ohne Zuhörer und ohne Lehrstühle, ein Programm ohne Wirklichkeit. In den Seminarien aber wird die Theologie nach alten Grundsätzen gelehrt, ohne daß die Regierung eigentlich weiß, ob dieser Unterricht den jetzigen Bedürfnissen und Ansprüchen der Zeit gemäß ist oder nicht. Der Unterricht der Geistlichkeit und die gesammte Bildung der sich zu diesem Stande Bestimmenden bedarf einer durchgreifenden Verbesserung; es wird aber noch einige Zeit verstreichen, ehe die Regierung daran denken kann, dieselbe mit Erfolg vorzunehmen. In der Rechtsfakultät haben es die Minister endlich durchgesetzt, daß der von ihnen (besonders von dem Herzog v. Broglie) ernannte Rossi als Professor des konstitutionellen Rechtes von Gerichtswegen anerkannt worden ist. Bekanntlich hatten einige Professoren jener Fakultät gegen die Ernennung eines Fremden, welcher das Doktordiplom und das Patent eines französischen Bürgers mit seiner Bestallung erhalten hatte, feierlich protestirt, und die Studenten hatten bei seinem Auftreten im Anfange des vorigen Schuljahrs, einen solchen Tumult erregt, daß er nicht im Stande war, seine Antrittsrede zu halten, und unverrichteter Sache abtreten mußte, worauf dann seine Vorlesungen das ganze Jahr hindurch eingestellt wurden, nicht zu seinem Nachtheile, denn er bezog seinen Gehalt und genoß die Rechte eines Professors der Rechtsfakultät, wohl aber zum Nachtheile der Studenten und des ihn besoldenden Staates. Die vier protestirenden Kollegen haben ihren Prozeß gegen ihn in allen Instanzen verloren, was eben keine Empfehlung für Professoren des Rechts ist, und wahrscheinlich wird Rossi nun seinen Lehrstuhl ungehindert besteigen. Zuweilen haben die Studenten dieser Fakultät der Regierung viel zu schaffen gemacht, besonders unter der Restauration; seit der Julirevolution verhalten sie sich weit ruhiger, und die kleine Empörung gegen Rossi's Antritt seines Lehramtes ist die einzige unruhige Bewegung, die man unter ihnen seitdem bemerkt hat. Es scheint ein großer Eifer zum Studiren in sie gefahren zu seyn, und da in der langen Friedenszeit die Zahl der Mitbewerber zu allen Aemtern und in allen Ständen größer wird, so fühlen sie auch wohl die Nothwendigkeit, sich durch ernste und anhaltende Studien zum Examen vorzubereiten. Man erblickt ihrer eine Menge, außer den Lehrstunden, in den öffentlichen Bibliotheken und in den eigends für sie von Spekulanten errichteten Lesekabinetten, in welchen die vorzüglichsten neuern Schriften über Jurisprudenz, auch wohl ältere gegen ein mäßiges Eintrittsgeld oder Abonnement in gewärmten Zimmern zu ihrem Gebrauche bereit stehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stuttgart, November.

(Fortsetzung.)

Herr Marr auf dem hiesigen Theater.

Muß es nicht diesem oder jenem Künstler oft widerfahren seyn, seine ehrlichste Anstrengung erfolglos hingenommen zu sehen? Je nun, er denke darüber nach, und bemühe sich, den Grund recht frei zu suchen, und er wird ihn gewiß wo anders finden, als da, wo ihn verletzte Eitelkeit so gern hin zu versetzen pflegt, nämlich in Ungeschmack, Theilnahmlosigkeit, Unverstand des Publikums. Er bedenke doch nur, dasselbe Publikum belohnt ja auch alles Schöne, Wahre und Große; er selbst erfreute sich oft schon dieses Lohns, wenn ihm in guter Stunde etwas gelang; dann war er nicht geneigt, das Urtheil des Publikums verkehrt zu nennen. Und es ist damit immer gleich; jenes steht nicht höher als dieses, und beide sind nicht verwerflich. Aber Jeder steige in seine Tiefen hinab, so weit es Jedem möglich, und strebe auf dem Wege der Wahrheit weiter. Vor Allem aber besitze er Talent; alles Grübeln und Denken hilft zu nichts, wenn es nicht auf die rechte Weise geschieht. Der Charakter des Antonio ist sehr schwer darzustellen. Man weiß, was ein solcher Kaufmann zu bedeuten hatte; sie waren den Fürsten zu vergleichen. Antonio ist großmüthig, weil er groß ist; er vertraut auf seinen Reichthum, und kann an Unglück gar nicht denken. Er ist jung, seine Freunde sind die lustigsten Gesellen Venedigs. Antonio darf nicht von Anfang an gleich so besorgt aussehen; er darf um Alles in der Welt nicht so erbärmlich thun; seine Geradheit, seine Solidität schlägt nicht auf die Brust bei jedem Worte, und streckt nicht allen Freunden die Hand entgegen und drückt ihnen die übrige. Das ist ein ehrlicher Philister unserer Börsen, aber kein königlicher Kaufmann Venedigs. Von einem solchen Menschen dürfte Bassanio kein Geld borgen, oder er wäre nicht Bassanio. Diesem armen, ehrlichen, peinlichen, ängstlichen Manne Geld abborgen, wäre ein zu leichtsinniger Streich; dies würfe das ganze Stück über den Haufen. Man braucht nicht zum Pathetischen oder Empbatischen, nicht zur hoh'en Deklamation seine Zuflucht zu nehmen, um Antonio mit Würde zu bekleiden und ihn mit der Glorie zu umgeben, die ihm gebührt. Anschütz, Emil Devrient vor Allen sind solcher Darstellungen fähig; Retenstein in Berlin war einst ein solcher Antonio.

Herr Moriz spielte den Bassanio angenehm. Er sprach da, wo der Dichter Begeisterung eintreten ließ, begeistert, und erschöpfte so die Aufgabe. Wenn dies aber allein Portia für ihn einnehmen sollte, so müßte sie anders von Shakespeare gezeichnet seyn. Portia ist nach dem Ausspruch aller Kritiker das verständigste, klügste, edelste Weib, das der große Dichter geschaffen. Bassanio sollte nicht ganz so glänzend seyn, wie es Moriz war, und etwas mehr innern Gehalt zeigen. Der Mann, der Blei erwählt, zeigt einen durchaus einfachen Sinn, oder er wählt Blei aus bloßer Spekulation, weil er pfiffig vermuthet, was dahinter steckt. Es darf uns nichts zu der Vermuthung führen, daß Portia in der Ehe unglücklich wurde, oder daß sie sich von Bassanio's Außenseite bethören ließ. Es ist nicht nöthig, daß ein Liebhaber bloß das sey, was heutzutage liebenswürdig heißt, im Shakespeare am allerwenigsten. Wenn Romeo, Bassanio und alle andern Verliebten gleich liebenswürdig, geglättet, begeistert, was man poetisch zu nennen pflegt, überzogen werden, so wird Shakespeare am Ende nicht mehr, als Raupach. Die Worte allein und wie sie gesprochen werden, machen keinen Unterschied. Die ungewöhnliche Denk- und Gemüthskraft, die eine andere Auffassung der Rolle bedingt, darf ich bei Moriz mit Recht voraussetzen, weil ich ihn genau kenne, und deßhalb mache ich ihn darauf aufmerksam. Moriz gibt oft so Gutes, daß man ihm das Beste zutraut; wer diesen Grad der Einsicht und künstlerischen Bildung einmal besitzt, muß auch unaufhaltsam zur Höhe streben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 123.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 291.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 5. December 1835.

Hier wuchs die Kunst wie eine Tulipane,
Mit ihrer Farbenpracht dem Meer entstiegen,
Hier scheint auf bunten Wolken sie zu fliegen,
Gleich einer zauberischen Fee Morgane.
Platen.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Den 15ten Sept.

Fragst Du nach dem allgemeinen Charakter unseres hiesigen Aufenthalts, so weiß ich kein anderes Wort, als: Hitze in Venedig, wo denn bald der Accent auf der Sonnenglut, bald auf Venedig ruht. Bald komme ich mir selber wie einer der hiesigen armen Reichen, oder Reicheren der Armen vor, wie sie bei Tag und am Abend vor den Kaffeehäusern auf kleinen Binsenstühlen sitzen, schweigen, schwitzen und Limonade trinken, oder wenn's hoch kommt, Sorbetti löffeln. Das ist wahr, ich lebe ganz in Venedig, und wie langweilig hier auch ein dauernder Aufenthalt seyn muß, so werde ich doch, bin ich erst fort, lange noch ein Heimweh nach diesem seltsamen Labyrinth von Kanälen, Gassen, Brückenbogen, düstern Höhlen und hellen Feenplätzen, nach diesen kirchenreichen Vorstadtinseln, den leicht hinschwebenden melancholischen Gondeln, nach diesem Gemisch einstiger Pracht und heutiger Armuth, genug, nach diesem Fleck der Erde und des Meers empfinden, der nie wieder in ähnlicher Weise entstehen, sich fortbilden, und Jahrhunderte lang untergehend, doch immer noch, wie es auch sey, bestehen wird.

Mein Asyl der Ruhe und Freude waren, wie gesagt, in den lezten Tagen die Bildersäle in der Akademie. Sie enthält aus der gesammten Entwicklungsgeschichte der venetianischen Schule schöne, oft die schönsten Gemälde, die irgend zu finden sind. — Bis zur Zeit Titians, als der Spitze der Vollendung, konnte ich bald drei Hauptgruppen in ihrer Fortbildung sondern. Innerhalb des venetianischen Charakters läßt sich auch hier ein ähnlicher Gang beobachten, wie ihn die übrigen gleichzeitigen Schulen zeigen. Im Beginn dieselbe strenge Symmetrie in der Anordnung und Tiefe im Ausdruck der Andacht, dieselbe fortschreitende Milderung der zunächst schroffen Charakteristik, und steigende Freiheit in der Bewegung, Fülle und Rundung der Gestalt, wo denn bei ausgebildeterer Technik auch mehr und mehr aus den dargestellten Individuen ein reicheres Inneres, ein subjektiveres Gemüth, sey es im Weltlichen oder Religiösen, herausschaut. Aus den ältesten Zeiten waren jedoch im Ganzen nur wenige Gemälde vorhanden, in denen zum großen Theil der Einfluß Giottos sich nicht verkennen ließ, wie z. B. Nicolo Semitecolo aus dem älteren byzantinischen Typus sich in Giottesker Weise, nur mit geringerer Energie herausarbeitet, und in Färbung, Länge der Gestalten, Faltenwurf, Ausdruck dem Taddeo

Gaddi nähert, ohne ihn jedoch erreichen zu können. Michele Onoria erinnerte mich an Fiesole, obschon er dessen zarte, süße, selige Andacht nicht auszudrücken vermag. Von jener großartigen Phantasie dagegen, in welcher Masaccio, Buffalmacco vorwärts schritten, und besonders Andrea und Bernardo Orcagna mit einer Dante'schen Energie den Triumph des Todes und die Qualen und Strafen der Hölle zur Darstellung brachten, fand ich keine Spuren. — Eine zweite, selbstständigere venetianische Richtung verfolgten die Vivarini's, Bartolommeo und Antonio, so wie Luigi Vivarini, der Aeltere und Jüngere, Karlo Crivelli und Montagna; doch ist bei ihnen, was sich später im vollsten Leben, freudiger, sinnlicher im zartesten Farbenschmelz, derb und kräftig, doch zart und duftig, ganz weltlich und doch immer noch geheiligt bewegt, noch symmetrisch erstarrt, bei den Aelteren ernst, ja oft selbst übertrieben stier, in den Charakteren individuell und gewaltig, naturtreu, markig und mit großem Sinn aufgefaßt, aber wie zu ewigem, heiterkeitslosem Gottesdienst festgehalten, durchaus kirchlich, typisch, mehr erschreckend als heranlockend; bei den Jüngeren milder schon und freundlicher in jeder Beziehung. Dies sind die eigentlichsten Elemente der späteren Vollendung. Den Weg zu dieser bin bildet die Stufe, welche fast in allen italienischen Schulen das reichhaltigste Interesse bietet. Der alte Ernst, die Gründlichkeit der Religiosität, die Kraft der Charaktere ist noch nicht verloren, und doch regt sich schon ein freies Leben; in Komposition, Ausdruck, Kolorit, obschon die höchste Stufe noch nicht erstiegen ist, läßt sich wenig vermissen, der Ausdruck wird reicher, vor Allem aber ist die Treue und Unschuld des Blicks und der Darstellung noch rein und vollständig bewahrt. Marco Basaiti, Vittore Carpaccio, und vor allem Gian Bellini stehen auf dieser Stufe. Mich interessirte diesmal vorzugsweise Vittore Carpaccio, der hier seiner ganzen Entwicklung nach kennen zu lernen und zu studiren war. Obschon vollständig ein Italiener und Venetianer, hat er besonders in seinen frühesten Bildern etwas von den ältesten Niederländern, das wohl in der Bravheit, Tüchtigkeit und dem zugleich gutmüthigen Ernst seiner Charaktere, in der Scheu und dem keuschen Maß seiner ganzen Darstellungsweise liegen mag. In seinem ältesten Werk, der Marter der zehntausend Heiligen auf dem Gebirge Ararat in Armenien, sind die Figuren noch lang, hager und steif, in der Gruppirung verwirrt, in Farben bunt, ohne völlige Harmonie, und das Ganze auch im Ausdruck noch mager. Wie rund und beschlossen dagegen, wie einfach und tief ist das späteste seiner hiesigen Gemälde, mit der Jahreszahl 1515, die Begegnung der heiligen Anna mit dem heiligen Joachim, zur Seite der heilige Ludwig und die Ursula. Die Stellung der Anna und des Joachim erinnert lebhaft an den Dürerschen Holzschnitt aus der Geschichte der Maria, auch der Ausdruck in seiner unendlich geheimnißvollen Stille und dem leisen Anflug eines gottgeheiligten, freudigen Schmerzes mahnt an das Dürersche Blatt. Die Ausführung ist bewunderungswürdig, die Farbe von schönster Klarheit und Glut, warmbraun, doch ohne jenen duftigern Schmelz rings umherspielender Luft, obschon die im Ganzen zurückhaltende Hand des ganz in die Sache versenkten Künstlers schon für die feineren Reflexspiele in den lichtern Tönen des Fleisches und der Gewänder den Grundton alles dessen angibt, was später Titian zur Unübertrefflichkeit ausbildete. In diesen Feinheiten, so wie auch in manchen nationalen Charakteren hat Titian, so schien mir, mit Carpaccio noch eine nähere Verwandtschaft als mit Bellini, wenn auch Carpaccio in Betreff auf Duft und die Geheimnisse der Luftperspektive mehr noch als dieser in der Wiege liegt. Und so behält auch Carpaccio in andern Bildern zuweilen eine gewisse Magerkeit der Formen, einen Mangel an festerer Muskulatur und beweglicherem Leben, wiewohl er nicht steif ist und es ihm an Innigkeit und liebenswürdiger Naivetät, an Figurenfülle und deren immer klareren Gruppirung, an mannichfacher, oft freilich phantastischer Naturumgebung und reicher Architektur nicht fehlt. Denn die frühe orientalische Pracht ihrer Baukunst spiegelt sich früh schon in den Bildern der Venetianer meisterhaft wieder. — Marco Basaiti ist im Ganzen kein so reichbegabter Geist als Carpaccio; sein Christus aber mit den schlafenden Jüngern im Garten von Gethsemane, mit der Jahreszahl 1510, zeigt eine Glut und Pracht der Färbung, welche man ihm, andern seiner Bilder zufolge, kaum zutrauen möchte. — Doch ich will Dich mit meinen Notizen für heute nicht länger behelligen; sie könnten zu kunstgeschichtlich werden, und ich bin selber ermüdet.

Naturhistorische Charakteristik der verschiedenen Lebensalter.

(Fortsetzung.)

Was die Entwicklung der Seelenvermögen anlangt, so ist die Jugend die Zeit der Wärme des Gefühls, wie die Kindheit die Zeit der Weichheit desselben war; denn da das Gefühl schon in der Kindheit vollständig erwacht ist, so kann seine denn doch stattfindende Entwicklung bloß in einer Veränderung seiner Stimmung und Aeußerung bestehen. Der Knabe weint, der Jüngling, der sich des Weinens schämt, glüht, sey's vor Zorn

oder Liebe; die Jungfrau freilich hört nicht auf zu weinen, doch geschieht es jezt mehr aus Rührung, während es bei dem Mädchen mehr aus Empfindlichkeit geflossen. In dem Naturell, welches ebenfalls in der Kindheit bereits vollständig entwickelt war, tritt jezt der Geschlechtsunterschied hervor. Bei der Jungfrau gewinnt das Gemüth, bei dem Jüngling die Freiheitsliebe und der Rechtssinn das Uebergewicht; bei der Jungfrau die Gefallsucht und Eitelkeit, bei dem Jüngling die Ehrliebe; bei Lezterem der Sinn für Wahrheit, bei Ersterer der Sinn für Schönheit; bei der Jungfrau waltet andächtige, bei dem Jüngling sittliche Begeisterung. Was die Entwicklung der intellectuellen Vermögen anbelangt, so ist die Jugend die Blüthezeit der Phantasie. Die Sprache wird blühender, blumenreich, pathetisch. Jeder, selbst der trockenste Geist, fängt an, Verse zu machen, romantische Bilder der Zukunft füllen die leeren Zeiträume aus, Lieder werden empfunden und gesungen, Romane verschlungen, dramatische Arbeiten und romantische Dichtungen angelegt. Von Seiten des Willens ist die Entwicklungsreihe an der Wahlfreiheit, denn die Jugend ist die Zeit der Vorsätze und Entschlüsse; der Charakter hat sich noch nicht festgesezt, seine künftigen Elemente gähren noch in einem chaotischen Bildungsprozeß; die Jugend ist der entscheidende Moment für's Gute oder Schlechte, für's Tüchtige oder Nichtsnüzige; sie steht am Scheidewege des Herkules, der Versuchung und Verführung am zugänglichsten, aber auch der frischesten und kräftigsten Entschlüsse fähig.

Die Jugend dauert vom fünfzehnten bis in's fünf-und-zwanzigste, acht-und-zwanzigste Jahr. Physisch ist der Beginn des Jugendalters bezeichnet durch den Anbruch der geschlechtlichen Reife. Der Körper des Jünglings nimmt die männliche Geschlechtsform an, wird muskulös, Brust und Schultern dehnen sich aus, der Kehlkopf erweitert sich, die Stimme bricht. Der Körper der Jungfrau dagegen nimmt die Wellenlinie der weiblichen Schönheit an und rundet sich aus, was oft, verglichen mit der frühern Körperbildung des Mädchens, durch eine fast sichtbare Umwandlung geschieht.

Die Jugend zerfällt in die drei Perioden der Tölpeljahre, der Zeit der Ideale und in die Periode der Begeisterung oder, wie man sie auch nennt, das gesezte Alter.

Erste Periode der Jugend. Die Tölpeljahre.

Der Uebergang aus dem Knaben in den Jüngling im vierzehnten und fünfzehnten, aus dem Mädchen in die Jungfrau im dreizehnten und vierzehnten Jahre ist durch eine sehr auffallende Unanstelligkeit, ein linkisches, scheues, ungeschicktes Benehmen charakterisirt; daher dieser Uebergang allgemein die Tölpeljahre genannt werden. Es rührt dies von dem Kampfe des hervorbrechenden geschlechtlichen Selbstbewußtseyns mit der knaben- und mädchenhaften Verschämtheit her. Es bricht ein ganz neues Element in dem Jüngling und der Jungfrau hervor, das sich erst einleben muß in die Kindesnatur, zugleich aber sich verschämt in sich selbst zurückziehen möchte. Am ungeschicktesten werden sich in diesem Alter Jüngling und Jungfrau einander gegenüber betragen, je mehr die neue scheue Regung sich gerade auf ihr gegenseitiges Verhältniß bezieht.

Das Gefühl ist in diesem Alter in seiner ganzen Wärme und Innigkeit erwacht, wozu noch die sich hereinziehende weiche Empfindlichkeit des Kindesalters kommt. Allein es ist zu blöde, sich zu entwickeln, oder gar sich zu äußern und auszusprechen. Um dieser Blödigkeit willen beschränkt sich der Freiheitssinn und Ehrgeiz, wie das Gemüth, fast ganz auf den Kreis der Kameradschaften. Warme Schul- und Spielkameradschaften werden geschlossen, Partien und Gegenpartien gebildet, und Bubenstreiche voll Kraft und Witz verübt. Gegenüber von ältern Personen ist man verlegen, genirt, macht sich, wo man kann, in's Freie zu Spiel und Kampf. Angehende Jungfrauen hingegen werden ganz ausserordentlich gesezt und anständig, höchst anspruchsvoll und empfindlich, nehmen's höchlich übel, wenn sie nicht als erwachsene Jungfrauen behandelt werden, und sind doch meist vermöge ihrer Blödigkeit unerträglich langweilig und einsylbig, indem sie all ihren Witz zurückhalten, um sich nachher unter ihren Gespielinnen über die Gesellschaft zu mokiren, zur Rache für die schlechte Rolle, die sie darin gespielt. Sie datiren — der einzige Zeitpunkt, wo dies geschieht — ihr Alter vorwärts und erröthen, daß sie erst vierzehn Jahre alt sind.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, November.

(Fortsezung.)

Herr Marr auf dem hiesigen Theater.

Dem. Stubenrauch ist im Besize der Portia. Seit einem Jahre, daß ich diese Rolle von der Künstlerin gesehen, ist sie bedeutend in den Charakter eingedrungen. Ich überlasse mich gern dem Gedanken, daß es ihr gefallen haben möge, die von mir in dem Literaturblatt empfohlenen geistreichen Analysen der Miß Jameson zu studiren. War dies nicht der Fall, und gelangen die Verbesserungen eigenem Studium ohne weitere Anleitung, so ist die Fähigkeit der Darstellerin noch lobenswerther; dann aber wiederhole ich ihr hier angelegentlich die Empfehlung jenes Werkes, es wird um so sicherer auf ihre Leistung wohlthätigen Einfluß üben. Die leichte Laune, die dieses unbefangene, glückliche Geschöpf beseelt, ließ Dem. Stubenrauch fast gar zu sehr fallen, sie war zu gewichtig; diesem Mangel war das lezte

Mal ganz besonders abgeholfen. Nur die Rede entbehrte noch hie und da der Flügel; die Sprache will freier gehandhabt seyn. Es ist schon wünschenswerth, daß man dialektfrei spreche, doch darf dies nicht in Zwang ausarten. Der Süddeutsche ist hier bedeutend befangen; er besitzt in der Regel nicht die Beweglichkeit der Zunge des Norddeutschen, und ist sich zu sehr seines ausgebildeten Dialekts bewußt, der ihm seit der Geburt anklebt und den man ihm stets als häßlich geschildert hat, um gehörig unbefangen zu seyn. Will er nun reines, zierliches Deutsch sprechen, so kann er sich aus einer gewissen Schwerfälligkeit nicht loswinden. Der Norddeutsche bildet sich hingegen ein, das Vorurtheil für sich zu haben, daß ihm die feinste Muttersprache angeboren sey, und spricht wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Ihm sind die Jagd und die Pacht eines, und Bett und Bad ist nur wenig von einander unterschieden, in Hamburg klingt sogar Beides auf ganz gleiche Weise. Da er aber keine Furcht hegt, so beschleunigt er den Fluß seiner Rede und stolpert nicht, und hält nicht inne, und legt sich um eines Wortes willen keinen Zwang an. Es ist indeß nicht zu leugnen, daß Dem. Stubenrauch vielleicht das reinste Idiom unserer Muttersprache im Kreise der hiesigen Künstler auf der Bühne hören läßt. Dies abgerechnet, war die Portia der Künstlerin eine der hohen Aufgabe vollkommen würdige Lösung, der wir unsere Anerkennung nicht versagen können. — Graziano wurde von Herrn Dobritz gut gegeben; der Verspottung des Juden im vierten Akte wäre eine Beimischung von edlem Humor wohl zu wünschen gewesen. Herr Tourny hatte den Lanzelot gut aufgefaßt; er gab ihm einen Anstrich vom Clown. Wären wir nicht so arm und könnten wir die Nerissa anders besetzen, so müßte Mad. Schmitt den drolligen Burschen meisterhaft spielen. Er erhält, von einer Dame gegeben, eine Leichtigkeit und Durchsichtigkeit, die sich zum ganzen Stücke besser verträgt, als wenn die Späße so derb dargebracht werden. Aber der alte Gobbo muß dann auch dabei seyn, und dies wäre eine Rolle, worin sich der wackere Veteran Pauli gewiß Dank und Beifall holen könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Die Arzneischule. Die große Bibliothek.

Die medicinische Fakultät, in welcher kein geringerer Eifer herrscht, als in der juristischen, besitzt nunmehr das von Dupuytren nachgelassene anatomische Museum, das wahrscheinlich noch durch manche Stücke vervollständigt werden soll, da Orfila, der wegen besagter Fakultät eigends eine Reise nach Holland unternommen hat, um die altberühmten anatomischen Präparate dort zu sehen, auch einen in der Präparirkunst bewanderten Mann mitgebracht haben soll, um fürs Pariser Museum zu arbeiten. Das neu eingerichtete, mit der medicinischen Fakultät verbundene Hospital steht nun ebenfalls offen, und der Unterricht wird hier zugleich theoretisch und praktisch gegeben. Eine Bibliothek für Lehrer und Studirende, und überhaupt für's Publikum, besitzt die Fakultät schon seit langer Zeit, und wenn sie auch nicht vollständig ist, besonders was fremde Schriften betrifft, so nimmt sie doch bedeutend zu. Aber freilich kann dieser Zuwachs nicht mit dem der königlichen Bibliothek verglichen werden, die jährlich nicht allein mit den in Frankreich erscheinenden neuen Schriften (im Durchschnitt sechstausend) vermehrt wird, sondern auch noch eine Menge in und außer dem Reiche ankauft. Man sieht nicht ab, wie zuletzt der ungeheure Vorrath von Büchern wird geordnet werden können. Schon jetzt hat man viele Mühe, ihn auch nur aufzustellen. Das ungeheure Bibliothekgebäude steckt vom Erdgeschoß an bis zum Speicher voll von Büchern, und ungeheure Haufen derselben haben noch nicht einmal in Ordnung gestellt und eingeschrieben werden können. Das ganze Hotel des Schatzes wird zur Erweiterung der Bibliothek eingerichtet, es wird aber unbequem seyn, in dem großen Raume das Publikum zu bedienen. Ueber hundert Menschen erscheinen täglich, um zu lesen und zu excerpiren, und außerdem kommen eine Menge von Nachfragen nach Büchern, welche bekannte Gelehrte zu Hause zu benützen wünschen. Obschon eine Menge von Beamten angestellt sind, so reichen sie doch kaum zu, das Publikum zu bedienen, und wegen des großen Raumes, den die Bibliothek einnimmt, erfordert das Herbeiholen eines Buches oft viele Zeit. Man hat dieses Jahr eine Einrichtung getroffen, wodurch die Zettel mit der Bezeichnung der verlangten Bücher durch ein aufsteigendes und niederfallendes Gewicht in das obere Stockwerk zu den daselbst befindlichen Beamten gelangen, welche dann durch eben diese Maschine die Bücher nach unten schaffen. Aber auch diese Vorkehrung nimmt noch viele Zeit weg, und hat bloß den Vortheil, daß sie die Mühe der an der Bibliothek angestellten Personen erleichtert. Der alte, sonst so thätige van Praet ist schon seit einem halben Jahre bettlägerig und wird schwerlich wieder auf der Bibliothek erscheinen können. Der gute Mann konnte sich in alle mit der Bibliothek seit zwei Jahren vorgenommenen Veränderungen nicht finden, und sah mit wahrem Schmerze, wie die ihm ehemals so wohl bekannte Ordnung in der Aufstellung und Vertheilung der Bücher ganz über den Haufen geworfen, und dagegen eine ihm fremde eingeführt wurde, so daß er, der sonst mit zugebundenen Augen ein Buch finden *konnte*, jetzt sogar nach langem Suchen nicht mehr fand, was er zu holen wünschte. Es ging ihm zu Herzen, wie einem Legitimisten, der blindlings an seiner Dynastie hing, und dieselbe nun vertrieben, eine andere dagegen auf dem Throne sieht, und nicht mehr weiß, wie er sich benehmen soll. Nicht er, sondern Letronne ward zum Direktor ernannt, und obschon auch die seit der Revolution bestehende, so zu sagen republikanische Verfassung der Bibliothek noch immer besteht, kraft welcher die Bibliothekare ein Konservatorium oder Komité bilden, welches durch Stimmenmehrheit seine Beschlüsse faßt und die Verwaltungsgeschäfte leitet, so hat diese Republik doch seit der Ernennung eines Direktors einen Stoß erlitten; denn ein Direktor ist etwas mehr, als ein gewöhnlicher Konservator.

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Nach Voltaires Zadig.

Ein groß Geschenk, das schon dein eigen war,
Eh' deine Mutter dich gebar.
Du hast dafür mit Thränen danken müssen,
Und du genießt es, ohne wie? zu wissen.
Du siehst mit Schrecken seinen Abschied drohn,
Doch wenn es geht, erfährst du nichts davon.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 292.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 7. December 1835.

— Une innombrable foule
Demandait à grands cris le moment fortuné,
Où doit fuir de son lit le Nil emprisonné.
Méry et Barthélemy.

Die Chalidscheröffnung in Kahira.

Der Chalidsch, zu deutsch der Kanal, der das Nilwasser von Altkahira herschöpft und sich durch die ganze Stadt, d. h. durch ganz Großkahira schlängelt, um dann einige Provinzen zu überschwemmen, ist nun wieder mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten und Volksbelustigungen eröffnet worden. Manchen deutschen Lesern dürfte aber, was hier alljährlich üblich ist, höchst fremd und ungewöhnlich vorkommen, und ich glaube daher, wenn ich kurz erzähle, was ich seit gestern Nachmittag gesehen und gehört, und bei dieser Gelegenheit gedacht und empfunden, keine überflüssige und gewiß keine schon gethane Arbeit unternommen zu haben.

Die erste Nachricht vom Feste gab mir der Kanonendonner der bunt verzierten Barke in Bulak, Akeba genannt, an deren vielfarbigen Fahnenbehängung, Bemalung, Beleuchtung und Blumenausschmückung seit vielen Tagen gearbeitet ward. Am Aßer, d. h. zur Stunde des Nachmittaggebets, etwa 2¾ Stunde vor Sonnenuntergang, steuerte sie unter lautem Volksjubel mit einer rauschenden türkischen Musik ab, in Begleitung einer unübersehbaren Menge anderer kleiner und grosser Schiffe, stromaufwärts, längs der kleinen Insel Quaranti, so genannt, weil ein Italiener dieses Namens sie aus einer öden Wüste in einen freundlichen und erträglichen Obst- und Gemüsegarten umgewandelt, dann längs der ungemein reizenden, halb nach französischem, halb nach englischem Style angelegten Insel Roda. Jeden Augenblick reihen sich neue Schiffe an die majestätische Akeba, und vor Abend schon ist die ganze Strecke von Bulak bis Altkahira mit Rudern und Segeln bedeckt, während an beiden Ufern unzählbare Volkshaufen dem Chalidsch zuwogen, um den Damm, die Nilbraut, die lachenden grünen Zelte mit ihren reichen Diwanen und Teppichen, in denen am folgenden Morgen Chabib Effendi, Minister des Innern und der Justiz, mit vielen andern Großen der Dammdurchbrechung beiwohnen werden, und ähnliche Merkwürdigkeiten zu bewundern. Wer nicht schon einige Tage vorher eine Barke miethet, und sie zwölfmal so theuer als sonst bezahlt, der muß sich mit dem trockenen Boden begnügen; daher auch ein greller Abstich zwischen der schwimmenden und gehenden Welt. Jene besteht größtentheils aus Türken, reichen Kopten, Armeniern und Griechen und einigen wenigen Europäern, diese dagegen aus eigentlichen Arabern. Von Lezteren sieht man, außer Matrosen, Bedienten und Musikanten, sehr Wenige der Feierlichkeit zu Wasser beiwohnen. Zu einer gar zu übermäßigen Freude ist auch für Leztere wenig Grund vorhanden, da das Gerathen des Nils, die Quelle aller Belustigungen, doch nur diejenigen angeht, welche die wohlthätigen Folgen

deſſelben genießen; und die Araber haben doch immer gleich viel, das heißt, ſo viel als ſie brauchen, um nicht umzukommen, mehr wird ihnen doch nie gelaſſen.

Wenn ſich mir nicht ſolche und ähnliche Betrachtungen beim Anblick des halb nackten, halb in Lumpen gehüllten Volks neben den mit Gold und Diamanten behangenen Türken aufgedrungen hätten, ſo würde ich die Leſer bei der Beſchreibung eines Volksfeſtes mit einem Jammergemälde verſchonen. Malte ich ihnen aber nur die ſchönen Farben vor, ſo täuſchte ich ſie, und wer dann einmal ſelbſt dieſem Feſte beiwohnte, würde es meiner Beſchreibung nicht ähnlicher finden, als die neu angekommenen franzöſiſchen Aerzte Egypten im Allgemeinen der verführeriſchen Schilderung, die ihnen Monſieur Jomard von dieſem Lande gemacht. Dieſes Mitglied des Inſtituts in Paris, ein reichlich beſtochener Lobredner Mehmed Alis, unter deſſen Aufſicht, zum Unglück für die Fortſchritte der Wiſſenſchaft und Kultur in Egypten, die in Paris ſtudirenden Egypter geſtellt ſind, hatte die Stirne, jene Aerzte zu verſichern, daß ſpäteſtens in zehn Jahren Egypten auf die Bildungsſtufe Frankreichs gehoben ſeyn werde. Er ſprach ihnen von Theatern, von Tables d'Hote bei den Regimentern, wo Zwiebeln und Bohnen die Hauptnahrung ausmachen.

Werfen wir noch einen Blick auf die Fußgänger, die ſich in fürchterlichen Staubwolken hin und her drängen; ſie ſind doch fröhlich und munter, es iſt ein Tag der Phantaſia, wie ſie das in Gegenwart der Europäer nennen. Ihr wohlthätiger Leichtſinn läßt ſie die Vergangenheit vergeſſen, wirft einen Schleier über ihre Zukunft, und die Gegenwart, die iſt ja ſo ſchön. Es iſt ja ein Feſttag, an dem man keine Männer aufgreift, um ſie mit einer Kette am Halſe einem Regimente zuzuſchicken, keine Kinder, um ſie in den Fabriken oder an öffentlichen Gebäuden zu beſchäftigen, keine Frauen, um ſie einzuſchiffen und entweder in männerleeren Dörfern das Feld bearbeiten zu laſſen oder nach dem menſchenarmen Sennar zu verſenden. Es iſt ein Tag, wo die lärmendſten Inſtrumente ihre, wenn auch einem europäiſchen Ohre ganz unausſtehlichen, doch den Arabern, von kräftigem Händeklatſchen begleitet, bezaubernd lieblich erſcheinenden Töne frei in die Luft ſenden dürfen, wo Raketen gen Himmel ſteigen; ein Tag, auf den keine Nacht folgt, weil die Millionen Lichter auf dem Nil die ganze Gegend umher, und die Prozeſſionen mit Maſchalas (Kienholzfackeln) die ganze Stadt erhellen, ein Tag, der den armen Mädchen auf einige Monate die Mühe erſpart, das Waſſer oft eine Stunde weit her täglich aus dem Nil auf dem Kopfe herbeizutragen. Ein ſolcher Tag macht auch die Aermſten glücklich; ſein düſterer Blick heitert ſich auf, ſein Mund lächelt und enthüllt die in dieſem Lande ſo bewundernswerthen Zähne, er raucht ſorgenlos ſeine Pfeife, und denkt, Allah iſt doch ein guter, großer Gott.

(Die Fortſetzung folgt.)

Naturhiſtoriſche Charakteriſtik der verſchiedenen Lebensalter.

(Fortſetzung.)

Das Lernen geht in dieſer Zeit noch raſcher vorwärts, als zur eigentlichen Lernzeit. Der vollſtändig erſtarkten, lebendigen Faſſungskraft, ſo wie dem empfänglichen, treuen Gedächtniß kommt die friſcherwachte Phantaſie ſchwunghaft zu Hülfe und dient dem raſchen Fortgang des Lernens um ſo förderlicher, da ſie noch nicht oder nur ausnahmsweiſe ſich mit eigenen Produktionen beſchäftigt, ſondern noch den receptiven Charakter der vorigen Periode trägt, als Vermögen freier Nachahmung. Die Phantaſie, als das herrſchende theoretiſche Vermögen der Jugend, durchläuft nämlich in den drei Perioden derſelben wiederum in ihrem Kreiſe die drei Entwicklungsmomente der menſchlichen Intelligenz: ſie iſt zuerſt auf bloße Nachahmung beſchränkt, wird ſodann ſchöpferiſch und idealiſch oder reine Phantaſie, und nimmt endlich den verſtändigen, geſetzten Charakter an.

Auch die Willkühr oder Wahlfreiheit tritt bei dem Beginne der Jugend in der Geſtalt und mit dem Geiſte des Naturells auf, nämlich mit der blinden Gewalt der Triebe, die nur freier und willkührlicher geworden: ſie erſcheint als der Muthwillen der angehenden Jünglinge, die man in der Beziehung Buben nennt. Ausgelaſſene, boshafte Streiche, muthwillige Neckereien gegen ältere Perſonen ſind ihr Element, und machen um ſo mehr Vergnügen, wenn ſie gegen Perſonen verübt werden können, gegen die Reſpekt geboten iſt. Auch die Willkühr iſt ſomit noch nicht in ihrer reinen Form als vernünftige Wahl vorhanden; dieſes wird ſie erſt in der zweiten Epoche, in der dritten dagegen geſetzt oder charakteriſirt, ſo daß ſich alſo auch in der Willkühr wiederum die drei Entwicklungsmomente des menſchlichen Willens wiederholen.

Zweite Periode der Jugend. Die Zeit der Ideale.

Mit dem ſechzehnten, ſiebenzehnten Jahre des Jünglings, und dem fünfzehnten der Jungfrau tritt die Phantaſie, der Grundton dieſes Alters, in ihre vollen Rechte. Die Poeſie des Lebens beginnt, ſchöne Schwärmereien füllen die leeren Räume der Gegenwart und der Zukunft aus; es werden die köſtlichſten Luftſchlöſſer gebaut, in ſüßen Träumen wiegt ſich der Ehrgeiz, die

erwachende Liebe des Jünglings, die Eitelkeit und die Sehnsucht der Jungfrau. Der Rosenschein jugendlicher Schwärmerei wirft seinen verschönernden, romantischen Widerschein über die prosaische Wirklichkeit; den mangelhaften Genuß der Gegenwart ergänzt die lebendige, immer rege und immer neue, jeder Wahrscheinlichkeit und Berechnung trotzende Hoffnung. In diesem Alter liest man, ja lebt man allein mit vollem Genuß die Zauberwelten der Dichtung, läßt sich auf die wärmste Weise rühren durch das Tragische, erträgt die größte Dosis von Pathos, theilt die Leiden und Freuden seiner Helden, lacht und weint mit ihnen, wird mit ihnen unglücklich und athmet leicht auf, wenn der Knoten der tragischen Verwicklung sich löst. Man liebt das Romantische, Ritterliche, liest Schillers Räuber, weint in Kabale und Liebe, wenn man nicht gar hinter die Ritter- und Räuberromane von Cramer und Spieß geräth. Ideale Gemüther ziehen die Lyrik vor: man schmachtet mit Hölty, räudelt mit Franz Horn, ist überschwänglich tief mit Novalis, erhaben mit Klopstock. Keine Lyrik ist zu innig und zu sinnig, die man nicht in ihrer tiefsten Tiefe mitempfände. Dramatische Dichtungen interessiren auf's Lebhafteste und reizen zur Nachahmung: man entwirft Plane zu schaudervollen Tragödien, zu lyrisch-deklamatorischen Schauspielen, zu sentimentalen Lustspielen. Das Theater nimmt alle Sinne in Anspruch; das mimische Talent entwickelt sich, wo es sich vorfindet, in drolligem Humor, man spielt und karrikirt seine Lehrer und Vorgesetzten, deren Ton und Manieren, Gang und Haltung, Charakter und Weise mannichmal ausgezeichnet getroffen werden. Man ist wohl gar so glücklich, ein Liebhabertheater zu besteigen. In das Verhältniß zur Jungfrau wirkt noch die Scheue der Tölpeljahre hinein: man betet von Ferne an, erblickt in jeder Jungfrau einen Engel, ein erhabenes, ätherisches Wesen, naht sich mit unendlicher Ehrfurcht, ist ungelenk und beklommen in ihrer Nähe, fühlt sich durch jede Gunstbezeugung, selbst einer Dirne, unendlich geschmeichelt und hoch beglückt, und zieht sich zurück, um in stillen Phantasien oder feurigen Sonetten sein Glück und sein Ideal zu preisen.

Die Jungfrau dieses Alters reift schnell zu dem Ziele der Periode. Ihre Bestimmung erwacht als gewaltige Sehnsucht; sie fühlt das weiche Gemüth in einer Fülle süßer Empfindungen sich entfalten; sie blickt zwar noch verschämt und erröthend, aber weiß sich schnell in ihre Rolle zu finden, und die Huldigungen, die ihr zufallen, als ihr Recht und mit Manier entgegen zu nehmen. Wie die Puppe zum Schmetterling, so entfaltet sich das Mädchen fast über Nacht zur Jungfrau, die sich, wie jener, in dem neuaufgegangenen Frühlingslichte des Lebens sonnt und mit allen ihren Reizen spielt. Die Phantasie der zum Selbstbewußtseyn erwachten Jungfrau findet sich seltener getrieben, sich in Verse und Dichtungen zu versteigen; allein sie ergeht sich desto üppiger in wachen, gefälligen Träumereien, seufzt über Romanen, weint über Trauerspiele, begleitet in Schau- und Lustspielen mit klopfendem Herzen die liebenden Paare durch die bösartigen dramatischen Torturen und Knoten.

Der Grundcharakter der Poesie zieht sich durch das ganze Seelenleben dieser Jugendperiode hindurch; man lebt nicht in und für die Wirklichkeit, sondern in poetischen, eingebildeten Regionen. Daher tritt die Begeisterung, die sich an wirkliche Interessen des Lebens anknüpft, erst mit der folgenden, der Schlußperiode der Jugend, ein. Die Zeit der Ideale erstreckt sich bei dem Jüngling vom sechzehnten bis zwanzigsten, bei der Jungfrau vom fünfzehnten bis zum siebzehnten Jahre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abendgang.

Oft, wenn ich bei der Sterne Schein
Zum Kirchhof meine Schritte lenke,
Und mich so tief, so ganz hinein
In jene sel'ge Zeit versenke,
Wo wir zusammen Hand in Hand
Hier wandelten in stillem Wehe,
Da ist es mir, als ob das Band
Noch immer heiter fortbestehe.

Wir wandeln fort und immer fort,
Und schau'n die Gräber in der Runde,
Du hast für jegliches ein Wort,
Und sprichst es aus mit sanftem Munde;
Du sprichst vom frühen Schlafengehn
Und von der Eitelkeit der Erde,
Und von dem großen Wiedersehn,
Das Gott uns nicht versagen werde.

Und kommt zuletzt dein eigen Grab,
So rufst du aus: wir müssen scheiden,
Der Vater ruft die Tochter ab,
Wir wußten's längst und wollen's leiden.
Und ruhig wandle ich hinaus,
Wie einst aus deines Vaters Garten,
Wenn er dich heim rief in das Haus,
Und du dann sprachst, ich müßte warten.

K. F. Hebbel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, November.

(Beschluß des ersten Briefs.)

Herr Marr auf dem hiesigen Theater.

Was sich im Trinp auf unserer Bühne zutrug, kann in wenigen Worten zusammengefaßt werden. Wie das Stück

war auch die Darstellung nicht bedeutend. Krankheiten hielten die Herren Moriz und Wallbach von ihr entfernt; den Zrinv gab Herr Maurer. Der ungezügelte Wortschwall, die Selbstlobhudelei, dieses ganz äußerliche und gemachte Heldenthum in s. Apostiraden, verleitet leicht zu einem unmäßigen Kraftaufwande. Der Künstler ist zu entschuldigen, wenn er hier stark aufträgt, da sonst die leeren Rodomontaden noch greller in's Licht treten würden. Hier war der Dichter einmal Koulissenreißer. Das eigentlich Heldenmäßige im Zrinv ist sein Auffliegen in die Luft, und da das im Stück durch ein wohlgeordnetes Feuerwerk und eine Opernmaschinerie erreicht werden kann, so gebührt diesem Theile der Darstellung auch wie billig die größte Aufmerksamkeit von Seiten der Regie und der größte Beifall von Seiten des Publikums. Ich glaube, nach verschiedenen Zeichen und Aeußerungen annehmen zu dürfen, daß die Zeit nicht mehr fern seyn wird, wo die eigentlich gebildete Gesellschaft sich mit entschiedenem Widerwillen von rohen Kraftanstrengungen und wildem Geschrei, von Statistenschmuz und Getümmel auf dem Theater mit Ekel gänzlich abwenden wird. Es wäre recht, wenn die Bühnenvorstände dieser hereinbrechenden Morgenröthe eines bessern Geschmacks vorbereitend entgegenschritten. Bei uns geschah etwas in dieser Hinsicht. Die Rollen der Helena und des Juranitsch, wobei Körner an Max und Thekla entfernt gedacht haben mochte, waren so unangemessend besetzt, daß Zärtlichkeit und Schwärmerei mit Gelächter belohnt wurden. Es wäre in der That besser, nie wieder mit Zrinv den Versuch zu wagen. Soll ich hier noch von Türken und Ungarn des Weitern berichten? Ich glaube, daß man es mir gern erlassen wird. Nur eines Ungarn will ich noch erwähnen, der im Stücke Peter Bilaky heißt, und den Seydelmann, um das Gastspiel zu fördern, für Herrn Wallbach schnell übernommen hatte. Eine Bereitwilligkeit, die Anerkennung verdiente und auch fand.

In einem bürgerlichen Stücke von Iffland finden die meisten Schauspieler leicht ihren Platz. Der Dichter hat hier trefflich vorgearbeitet, es ist so gefügig, seine Personen zu individualisiren. Ein Justizrath Listar, ein Sekretär Fallbring erfordern in der That nicht viel von dem, was wirklich „Kunst“ ist. Die Leute kommen und geben wie im Leben, nur mit etwas mehr sonntäglichem Anstrich; einige spießbürgerliche Feierlichkeit legen sie sich zu, und das soll denn das Gebilde in die höhern Regionen heben, wie gewöhnlich gemeint wird. Auch waren Herr Wallbach und Herr Gnauth ganz trefflich und spielten con amore. Sie leisteten Alles, was man nur verlangen kann. Herr Maurer war der alte Dallner. Wer nur überhaupt Gefallen an dem alten, groben Manne finden könnte! Maurer spielte ihn in der That mit großer Wahrheit und Mäßigung. In solchen Stücken blickt die gute Schule durch, die dieser Künstler einst bei Iffland erhielt. Seine Haltung ist darin tadellos, sein Vortrag sehr angenehm, seine Erscheinung die eines gebildeten Mannes. Aber nicht bloß in diesen altmodischen Zeichnungen, sondern auch in den neuern und elegantern gesellschaftlichen Tableaux wirkt Maurer günstig. Mir ist immer, wie jedem gesitteten Menschen, die gezügelte Kraft willkommener als die ungezügelte, und ein gemäßigter Ton auf der Bühne lieber wie Geschrei. Es ist kein gutes Zeichen, daß in deutschen Theatern hie und da das Publikum noch immer eine Vorliebe dafür kund gibt, und selbst Sänger und Sängerinnen beklatscht, wenn sie am Schlusse ihrer Arien recht losreißen, was die Lungen aushalten wollen. Italiener und Franzosen sind hierin weiter als wir. Geschrei ist ihnen im Kunstbereiche verhaßt. Die Melodramenschreier der Boulevards stehen bekanntlich außerhalb desselben. Herr Dobrig spielte den unglücklichen Sohn; unglücklich in jeder Hinsicht, da sein Leichtsinn wie sein Ende auch nicht ein Fünkchen Theilnahme für ihn zu erwecken vermögen. Diese verfehlte Wirkung lag hier nicht an dem Darsteller, der es an Fleiß nicht mangeln ließ und auch die Mittel zu dieser Rolle besitzt. Madame Maurer ist in solchen Wittwen eine sehr passende Erscheinung. Seydelmann hatte den Fürsten für Herrn Moriz übernommen, der noch krank war.

A. Lewald.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Die große Bibliothek.

Für die Bibliothek und folglich auch für's Publikum ist diese Veränderung nicht ohne Nutzen geblieben; denn seit der neuen Organisation herrscht weit mehr Thätigkeit, bessere Aufsicht und mehr Bestreben, dem Publikum, für welches die Bibliothek eigentlich da ist, und welches jährlich zu den Unterhaltungskosten sein Geld beraubt, die vorhandenen geistigen Schätze genießbarer zu machen. Dazu kommt, daß der jetzige Minister des öffentlichen Unterrichts ein Gelehrter war, ehe er ein Staatsmann wurde, also den Werth einer wohleingerichteten Bibliothek besser kennt, als ein Ungelehrter, und alle Vorschläge zu einer zweckmäßigern Einrichtung und zur Bereicherung der Bibliothek eifrig unterstützt. Die Konservatoren thun wohl, daß sie die Zeit, während welcher Guizot Minister ist, benutzen, um für ihre Bibliothek so viel zu bekommen, als möglich ist; denn kommt einmal ein gleichgültiger Minister, oder eine sparsame, mit dem Beutel der Nation gut haushaltende Deputirtenkammer, so könnten ihr die reichlichen Zuflüsse leicht abgeschnitten werden. Schon ist einmal in der Deputirtenkammer *reducirt* worden, es wäre vielleicht besser, die ungeheuer große Bibliothek in mehrere kleinere nach den Spezialfächern zu theilen, z. B. für Jurisprudenz, Naturwissenschaft u. s. w. Ich glaube, zuletzt, wenn sie zu etwa einer Million Bücher angewachsen ist, wird man die Nothwendigkeit fühlen, sie, wie ein großes Ditasterium, in mehrere Fächer zu trennen; das Publikum würde alsdann leichter bedient werden können, aber dem Staatsschatze würde wohl wenig Ersparniß daraus erwachsen. — Das leichter als die gedruckten Bücher zu handhabende Manuscriptensach der Bibliothek, welches eine besondere Abtheilung derselben mit drei Konservatoren und zwei Subkonservatoren, nebst einem halben Dutzend Employés ausmacht, hat ebenfalls mehrere neue Säle bekommen, und bemüht sich jetzt, einen vollständigen Katalog aller daselbst vorhandenen Stücke, sogar aller in bändereichen Sammlungen vorhandenen Urkunden anzufertigen. Dem Antikenkabinette wird auch der Raum zu enge, und die dem Reisenden Caillaud abgekauften egyptischen Alterthümer stehen nebst vielen andern noch auf dem Speicher, bis einmal Platz da ist, um sie aufzustellen. Erst neulich hat man Modelle von chinesischen Porzellanthürmen aufgestellt, die vielleicht schon seit einem halben Jahrhundert auf die Ehre des öffentlichen Ausstellens harrten. Noch hinter den Konservatoren das Herz beim Gedanken an den Verlust so vieler gestohlenen goldenen Münzen, die sie zum Theil in Goldklumpen wieder bekommen haben; allein mit Hülfe des neuen, von der Regierung bewilligten Geldes kaufen sie die alten Münzen allmählich wieder an, und nach und nach wird das Kabinet wieder zum Besitz manches Verlornen gelangen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 121.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 293.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 8. December 1835.

Verlangtest du, ein Jüngling, nach der Brust
Der Mutter? Und die inn're Welt
Der Regungen, der lichten Phantasie,
Des Anblicks aller Dinge, ist sie noch
Dieselbe dir, wie sie dem Knaben war?
Herder.

Naturhistorische Charakteristik der verschiedenen Lebensalter.

(Fortsetzung.)

Dritte Periode der Jugend. Die Epoche der Begeisterung oder das gesetzte Alter.

Sie dauert beim Jüngling vom zwanzigsten bis zum fünf-und-zwanzigsten, bei der Jungfrau vom achtzehnten bis zwanzigsten Jahre.

Mit dem zwanzigsten Jahre kehrt der Jüngling aus dem Reiche der Ideale zu der Wirklichkeit zurück, nicht aber, um diese zu nehmen, wie sie ist, sondern um sie zu idealisiren, um seine Ideale, die er bis jezt über die wirkliche Welt hinaus geträumt, an die Wirklichkeit selbst anzuheften und in dieselbe hineinzutragen. Seine platonische Verehrung namentlich vor irgend einem jungfräulichen Phantasiegebilde, vor einem Ideale, das er sich von dem Gegenstande seiner Wahl gebildet, wird zur Verehrung jenes Gegenstandes selbst; seine fernstehende Anbetung tritt näher heran und feiert die Jungfrau statt des Engels; seine platonische Schwärmerei wird mit einem Worte Liebe. Diese Epoche der wirklichen Liebe tritt bei der Jungfrau um einige Jahre früher, schon mit dem siebenzehnten Jahre ein, wie überhaupt die weibliche Entwicklung von jezt an der männlichen immer mehr vorauseilt.

Der Körper ist ausgewachsen, steht in seiner frischesten und kräftigsten Blüthe. Das Gefühl hat nicht bloß den höchsten Grad von Innigkeit und Wärme erreicht, sondern ist auch entschieden und mehr praktisch geworden. Das Temperament tritt in seiner bestimmten und entschiedenen Gestaltung hervor. Das tiefe Gemüth schwärmt für Freiheit und Vaterland und schließt den Bruderbund für große, weitaussehende Plane zum Besten der Völker und der Menschheit, der Hypochonder wirft sich mit Haß und Leidenschaft in den Parteigeist, der Melancholiker gefällt sich in weicher, schwärmerischer Begeisterung, der Sentimentale geht im Mondenschein den Nachtigallen nach oder klimpert und seufzt unter den Fenstern seiner Geliebten: dies die vier gewöhnlich unter dem gemeinschaftlichen Titel des Melancholischen zusammengefaßten Temperamente, welche mit einander die ernstere Tiefe und gehaltenere Dauer des Gefühls gemein haben, nur mit dem Unterschiede, daß Tiefe und Dauer bald aus Kraft, bald aus Schwäche stammen. — Von den vier unter dem gemeinschaftlichen Titel des Phlegmatikers zusammengefaßten Temperamenten, mit oberflächlichem und heiterem, aber andauerndem Gefühle, gefällt sich der Gemüthliche beim fröhlichen Trinkgelage, bei Spiel und Tanz; nur der Behagliche sizt fester noch

beim Becher und ſchlechten, vergnüglichen Witzen; der Phlegmatiker ergibt ſich der Ruhe und dem Nichtsthun, raucht und trinkt, ohne ſich viel mit der Unterhaltung zu inkommodiren, die er am liebſten im Spiele ſucht; der Kalte iſt häuslich und pünktlich in der Arbeit. — Von den vier choleriſchen Temperamenten mit eben ſo tiefem als raſchem Gefühl brütet der Feurige über ehrgeizigen Planen für die Zukunft; der Heftige balgt ſich, um ſich eclatant zu verſöhnen; der Launige ſpringt aus einem Zuſtand in den andern, aus warmer Freundſchaft in bittere Feindſchaft, er wechſelt mit übertriebener Arbeit und ſchlummerndem Nichtsthun; die ſchwächliche Heftigkeit endlich wird von andern zum Spaſſe gereizt. — Von den vier ſanguiniſchen Temperamenten mit eben ſo flüchtiger, als oberflächlich-heiterer Stimmung gibt der Joviale den Ton an zu allen ſchelmiſchen, muthwilligen und luſtigen Streichen; der unruhige Kopf macht Thorheiten und tolle Streiche; der Leichtſinnige wird ein Bruder Liederlich, der Geck iſt ein eitler Thor.

Das Naturell mit ſeinen guten und ſchlechten Zügen, ſeinen reizbar und empfindlich gewordenen Trieben, ſeiner Liebe und Leidenſchaft findet in den ſich erweiternden und vervielfältigenden Verhältniſſen des Lebens Spielraum zu immer konkreterer Entfaltung und Geſtaltung. Zugleich tritt der Geſchlechtsunterſchied immer ſchärfer hervor: der Freiheitsſinn und die Ehrliebe bei dem Jüngling, die Sehnſucht und die Eitelkeit bei der Jungfrau. Das Gemüth hat in Beiden die leichteſte Zugänglichkeit, vereint mit der feſteſten Anſchließungskraft: es werden mit großer Leichtigkeit Freundſchaften geſchloſſen, welche zugleich die dauerndſten für das übrige Leben bleiben.

Die Willkühr oder Wahlfreiheit iſt erſtarkt und ſchreitet über bloße Vorſätze und Entſchlüſſe hinaus, indem ſie dieſelben nicht bloß mit großer Kraft und Ausdauer vollbringt, ſondern auch nach und nach in Fertigkeiten und Gewohnheiten umwandelt. Es beginnen bereits die eigenthümlichen Lebensgewohnheiten ſich feſtzuſetzen, wodurch nachher der Mann ſich ſo ſcharf abzeichnet; ſelbſt Sonderbarkeiten treten hin und wieder ſchon hervor. Die eigentliche Charakterbildung, die Formation der Tugenden und Laſter aus dem Stoffe der Neigungen und Leidenſchaften, iſt jedoch kaum erſt in Spuren und Anfängen vorhanden.

Am ausgeſprochenſten iſt der intellektuelle Charakter dieſer Periode bei dem Jüngling durch die Begeiſterung für praktiſch gefaßte Ideale. Die Bewunderung und Begeiſterung für das Pathetiſche und Lyriſche in der Dichtkunſt tritt zurück und kühlt ſich nach und nach ab, und das Epiſche tritt nun an die Reihe der Verehrung. In der Wiſſenſchaft hört man auf, ohne Wahl bloß die Wißbegierde zu befriedigen; die Kritik tritt in ihre Rechte ein: man entſcheidet ſich für gewiſſe Anſichten, wählt ſeine Schule und Partei, das eigentliche Lernen hat ein Ende und das Forſchen beginnt. Man wirft ſich mit blinder Begeiſterung in die Anſicht einer Schule, kämpft und diſputirt mit Heftigkeit, nicht ſelten mit Erbitterung für die ergriffene Sache. In dieſer eintretenden Kritik und Entſcheidung entwickelt ſich die Intelligenz, welche nach und nach die Phantaſie in ihren gebührenden Raum zurückdrängt und ihre Stelle einnimmt. Allein noch iſt die Intelligenz nicht zu ſelbſtſtändigem Urtheil und unabhängiger Schöpferkraft gereift, ſondern iſt mehr noch receptiv und nachahmend, tritt in den Dienſt einer Autorität, einer angenommenen Partei. Man wird in der Philoſophie Schellingianer, Hegelianer, in der Theologie Rationaliſt, Supernaturaliſt, Schleiermacherianer u. ſ. f. Auch das praktiſche Leben ergreift die ideale Begeiſterung: man intereſſirt ſich für Politik, wählt dort ſeine Partei, meiſt die der Bewegung, des Radikalismus oder Liberalismus, beſpricht und bethätigt ſogar die politiſche Regeneration der Staaten, wird, wenn ſich's trifft, Demagog.

(Beſchluß des erſten Artikels.)

Die Chalidscheröffnung in Kahira.

(Fortſetzung.)

Ueberlaſſen wir nun den Pöbel ſeinem Freudentaumel und werfen einen Blick auf den ſogenannten beau monde. Ich bemerke neben mir ein niedlich bemaltes Schiff mit rothen Vorhängen an den kleinen Fenſterchen, ein blauſammtner Divan umgibt die drei Seiten des kleinen Stübchens; drei diamantne Sterne an der Bruſt eines in der rechten Ecke ſitzenden Mannes deuten auf den Grad eines Paſcha, einige mit zwei und einem Stern auf den Halbmonden dekorirte Offiziere ſitzen neben ihm, es ſind Generale und Oberſten; ſo eben bringt ein ſchwarzer Sklave oder Mameluk den Kaffee, während andere mit langen Pfeifen herbeieilen, deren Diamanten an den bernſteinernen Mundſtücken mit denen der Dekorationen wetteifern; vier-und-zwanzig Ruderer, als Soldaten gekleidet, geben dem Schiffe eilende Flügel; Schalmeien, Geſang und Händeklatſchen ertönen auf dem Vordertheile des Schiffs, doch der Paſcha iſt düſter, und durch die dichteſten Rauchſäulen bemerkt man doch, daß ſchwere Sorgen ſeine Stirne umwölken. Ich weiß nicht, ob allgemein politiſche Fragen, von denen die Exiſtenz ſeines Herrn abhängt, wie z. B. folgende: „was bedeutet das große türkiſche Lager um Coniah? wird der Fürſt des Libanons Ibrahim Paſcha immer treu bleiben? wird

die zweite Expedition nach Arabien glücklicher, als die erste ausfallen?“ ihn beunruhigen, oder ob er weniger um das Schicksal Mehmed Ali's, als um sein persönliches sich bekümmert, oder ob er mit Mißtrauen auf einen neu ernannten Pascha hinblickt, ob er einen baldigen Sturz befürchtet, oder ob er gar schon in Unterhandlung mit dem Sultan steht, und vor einer unzeitigen Entdeckung zittert, die ihm das Leben kosten könnte. Gleichviel, seine Last ist wahrscheinlich noch schwerer zu schleppen, als die mancher Fußgänger, die neidisch auf ihn herüberschielen. Ehe ich aber dies Alles denken konnte, war sein beflügeltes Fahrzeug mir längst aus dem Gesicht; ich lasse ihn also in Gottes Namen weiter ziehen und wende mich wieder zu meiner nächsten Umgebung. Mein Ohr vernimmt ein gerabbrechtes bon giorno, und mein Auge fällt auf eine Barke voll schwarzer Turbane und dunkelbrauner Kaftane. Es sind Kopten, vermuthlich Schreiber oder Geldwechsler; sie sind lustig, trinken brav Branntwein, ihre Augen blitzen, ihre strotzenden Wangen sind wie Scharlach, einer von ihnen, der mich kannte, bietet mir die Flasche, die Uebrigen verziehen ihr Gesicht. Die verfluchten Europäer! mochten sie denken; da überschwemmen sie ganz Egypten, unser uraltes Eigenthum; schon haben sie uns viele gute Aemter weggeschnappt, und was wird aus uns Allen werden, wenn einmal die von ihnen errichteten Schulen Früchte tragen, und die aus ihnen hervorgehenden Araber und Türken uns an Gelehrsamkeit übertreffen? „Beim Leben der Sitti mariam! wenn ich Pascha wäre, ich jagte alle Europäer aus dem Lande,“ sagte leise ein Kopte zu einem neben ihm sitzenden Griechen. „Ich, beim heiligen Geiste!“ erwiderte dieser, „ich würde sie einen nach dem andern hängen lassen.“ Denn so wie die Kopten gegen die europäischen Gelehrten aufgebracht sind, so sind es Griechen und Armenier gegen die europäischen Kaufleute, mit denen sie natürlich nicht konkurriren können.

Mein Steuermann lenkt seitwärts, da stoßen wir auf ein Harem, und im Augenblicke ziehen sich die Köpfe von den Gittern zurück, die Kajütenthüre wird geschlossen, die Vorhänge herabgelassen, und das Schiff wird zu einem ambulanten Kerker. So viel ich sah, waren zwar alle Damen vermummt und verschleiert; doch selbst so wollten sie von keinem Abu Burnita, d. h. Hutträger oder Franken, erblickt werden, obschon sie mit merklicher Neugierde verstohlen zu uns herüberblinzelten, so oft sie unsere Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände gerichtet glaubten. Auch in der Stadt ziehen sich die Frauen, sobald sie merken, daß ein Vorübergehender sie bemerkt, von den Fenstern zurück, um dann, wenn er nicht mehr zu ihnen hinaufschaut, wieder zu erscheinen und ihm, so weit als möglich, verstohlene Blicke nachzuwerfen. Der Mann verbietet der Frau nur, sich Jemanden zu zeigen, es soll Niemand außer ihm selbst mittelst der Augen sich an seiner Frau ergötzen; sie aber darf alle Männer angaffen, sie mag auch andere schöner finden, als ihren Mann, was liegt an ihren Wünschen und Gefühlen? ich besitze sie, denkt er, sie ist mein, wie mein Ochs oder mein Esel. Nun war die Melancholie an meiner Reihe, denn während ich hier das traurige Loos der Frauen allein bedauerte, mußte ich bald, als ich hinter mir eine zarte Frauenstimme, von einer Guitarre begleitet, eine italienische Arie singen hörte, und dann sie und andere junge Mädchen und Herrn in einem offenen Nachen vertraulich beisammen sitzen sah, die peinliche, unnatürliche Lage der Occidentalen beider Geschlechts um so tiefer fühlen, als ich selbst dabei betheiligt bin. Doch hievon ein ander Mal.

Während ich im bunten Gewühle auf und ab segelnder Schiffe, Barken und Nachen, mit Schwarzen, Braunen und Weißen, Juden, Christen und Mahomedanern, Europäern, Afrikanern und Asiaten angefüllt, mich einsam fühlte und nach Europa zurücksehnte, ward auf einmal der Lärm und das Gedräng noch größer; Alles ruderte nun stromaufwärts, und die Fahrzeuge schlossen sich so dicht an einander, daß sie bis zum Chalidsch eine mehr als eine Viertelstunde lange Schiffbrücke bildeten. Was bedeutet wohl dieses Drängen nach Altkahira hin? dachte ich, als ich aus einer benachbarten Barke vernahm, es sey bald Mitternacht, und um diese Stunde werde ein großes Feuerwerk an der Brücke des Chalidsch abgebrannt. Ich wollte mich auch nähern, doch es war nicht mehr möglich, vorwärts zu kommen, so daß ich mit dem Anblick einiger aufsteigenden Raketen mich begnügen mußte. In der Nähe müssen aber wunderbare Dinge zu sehen gewesen seyn, denn jeden Augenblick ließ sich ein fürchterliches ma cha Allah (wie groß ist Gottes Wille) hören.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, December.

Hebels Denkmal.

Unsere Zeit zehrt an Erinnerungen. Sie feiert jetzt ein eigenes Fest, wie es die Dichter zuweilen thun, ein Fest der Rückschau. Die Fenster sind verhängt, ein spärliches Zwielicht herrscht in der Umgebung, der Dichter sitzt in feierlicher Stille allein an seinem Tische, und um ihn herum liegen Bücher und Manuscripte, seine Arbeiten. Er hat lange nichts Großes gedacht oder gethan, das ihn erwärmen könnte; aber gewohnt an das Erhabene, fühlt er dessen Bedürfniß, und flieht zu seinen frühern Schöpfungen. Aus den zerknitterten, verlesenen Papieren steigen sie herauf die Gebilde seiner Phantasie, die Helden seiner Trauerspiele, die er erschaffen und begraben. Er begeht eigenmächtig ein

Privatauferstehungsfest für die kurze Zeit dieser Stunde; es ist ihm wohl unter diesen bekannten Zügen, er drückt alle die Gestalten noch einmal an's Herz in dieser Weihestunde, ehe er sie hinabschickt in ihre Gräber. Jezt hatte er gerade Zeit, der Drang des Schaffens ruhte; ist er erwacht, so bildet er neue Gestalten und kann der alten nicht mehr gedenken. Solch eine freie Stunde hat jezt die Zeit. Sie ist auch Dichter, und was sie gedichtet, das nennen wir wahr. Es geht oft traurig zu, oft lustig in ihren Dichtungen, aber am Ende werden doch alle ihre Helden begraben. Sie arbeitet an einem großen Epos, betitelt „die Weltgeschichte.“ Weil die lezten Gesänge ihr etwas mager ausfielen, nachdem sie die großartigsten und erhabensten Strophen gesungen, so verhängt sie die Fenster, jezt sich unter ihre Schöpfungen und hält das Fest der Todtenweihe. Sie errichtet Denkmale für ihre großen Todten.

Es ist nicht jede Zeit geeignet, große Männer zu schaffen, sie zu ehren, ist immer Zeit. Auf der Vendomesäule steht wieder Napoleons ehernes Bildniß, nicht wie es der Kaiser sich selbst, sondern wie Frankreich es ihm aufgerichtet, in der Westminsterabtei vermissen wir nicht mehr Canningś, nur noch Byrons Standbild, Rousseau ist wieder aufgenommen in Genf, und bald wird Stuttgart Schillers Denkmal, vom dankbaren Deutschland errichtet, und Mainz das für Guttenberg in seinen Mauern besizen. Die einzelnen Länder, Städte und Sprengel wollen auch nicht zurückbleiben, ihre Landsleute zu ehren; in Berlin prangen eherne Statuen preußischer Kriegsheiden, während frühere Jahrhunderte kärglicher mit ihrem Danke, Bartholomäus Schwarz durch keinen Denkstein geehrt haben; ihm, der den neuen Helden den Sieg möglich machte, ergeht es fast wie Kolumbus unter den Höflingen: sie hätten auch die neue Welt entdecken können, und jezt ist es eine Schande, das Pulver nicht erfunden zu haben. — So denkt nun jede Bürgerschaft an den verstorbenen Dichter ihres Ortes, und es ist ihr ein Werk der Pietät, seinem Andenken und ihrer Anerkennung ein Monument zu seyen.

Vor neun Jahren starb Hebel, der allemannische Dichter. Das badische Oberland, mit dessen Sinn und Weise er zusammengewachsen war, wovon ihn weder das Residenzleben, noch das Prälatenkreuz trennte, fühlte am lebhaftesten seinen Verlust. Ein Berg in der Nähe von Schopfheim, im lieblichen Wiesenthale, dem klassischen Orte seiner Gedichte, wurde zur Hebelshöhe geweiht, und trägt seitdem diesen Namen. Diese Art, Namen und Andenken eines großen Mannes in das Volk zu verweben, wird bei uns noch zu einseitig nur Regenten vorbehalten, oder höchstens werden Stiftungen nach dem Namen des Stifters getauft. Dies wäre in unserer Zeit, wo man mit Sparsamkeit freigebig zu seyn versteht, eine sehr zeitgemäße Auszeichnung. Statt einem verdienstvollen Manne einen Orden anzuhängen und ihn darnach Ritter oder Großkreuz zu tituliren, hinge man seinen Namen an eine Straße, an einen Platz, und benennte diese nach ihm. Eine Gemeine, die ihrem Bürgermeister sich zu Dank verpflichtet glaubt, ein Bezirk, der seinen Landtagsabgeordneten ehren will, überbrächte ihm statt eines silbernen Pokals die Benennung einer Straße nach seinem Namen. In späterer Zeit wäre eine solche Stadt eine sprechende Geschichtsurkunde, und die Jugend wandelte in diesem großen Historienbuche umher, und bewahrte als frische Erinnerung, was sie sonst nur mühsam auswendig lernte. Ein zweites Denkmal, zu dem Hebel selbst den Stoff lieferte, sind seine sämmtlichen Werke, welche, nach seinem Tode zum ersten Mal gesammelt, worin manche Arbeit zum ersten Mal gedruckt erscheint, in diesem Jahre vollständig in acht Bänden herausgekommen sind (Karlsruhe, Müllersche Buchhandlung). Eine Lebensbeschreibung des Mannes, von einem Freunde sehr wohlmeinend, aber etwas dürr und unfruchtbar abgefaßt, gibt uns den individuellen Standpunkt für seine literarische Thätigkeit ab.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, November.

(Beschluß.)

Das Kupferstich- und das geographische Kabinet.

Für neue Medaillen ist eine eigene Sammlung im Münzkabinet vorhanden. Auch diese erhält jezt einige Erweiterung und eine zweckmäßigere Einrichtung. So sollen die Münzen aus der Napoleonschen Regierungszeit eine besondere und zwar bedeutende Abtheilung bilden, welche nächstens dem Publikum zur Schau gestellt werden soll. Das mit der königlichen Bibliothek verbundene Kupferstichkabinet, in welches von allen in Frankreich erscheinenden Kupferstichen, lithographirten Blättern und Heften ein Exemplar abgeliefert werden muß, wächst besonders seit der außerordentlichen Verbreitung der Lithographie ungemein an, kauft außerdem jährlich viele seltene Stücke, sowohl in Frankreich, als außer Landes, und die beiden Konservatoren geben damit um, die Geschichte der Kupferstecherkunst in einer Reihe von Musterblättern unter Rahmen darzustellen. Bereits war seit langer Zeit der Anfang dazu gemacht worden; da aber der Raum sehr beschränkt war, so konnte auch nur eine kleine Anzahl von Kupferstichen zur öffentlichen Schau aufgehängt werden, und an ein geschichtliches oder wissenschaftliches Auseinanderreihen war nicht zu denken. Die von diesem Kupferstichkabinette abhängige Landkartensammlung ist aber noch im Entstehen. Zwar hat sie einige bedeutende Sammlungen, z. B. die vom hiesigen Kriegsdepot und vom Seewesen verfertigten Landkarten und die ihr geschenkten Karten der englischen Marine. Ferner hatte ihr der neulich verstorbene Gelehrte Klaproth eine bedeutende Sammlung von Landkarten verkauft, worunter sich manche seltene, Asien betreffende fanden; aber bei alle dem besizt das geographische Kabinet der Bibliothek doch nichts Vollständiges über irgend ein Land, und man hat eine Zeitlang behauptet, der Gehalt des Konservators belaufe sich höher, als der Werth des ihm Anvertrauten. Dies war nun wohl ein wenig übertrieben. Indessen mag es wahr seyn, daß der gesammte Landkartenschatz kaum 12,000 Franken werth ist, wogegen das Kupferstichkabinet Suiten von dem größten Werthe besizt. Es ist sonderbar, daß man erst so spät zur Ueberzeugung von der Wichtigkeit einer eigenen wissenschaftlichen Niederlage der Landkarten gelangt ist. Beim Kriegsdepot besizt man freilich eine sehr reichhaltige Sammlung, die aber natürlich nur den Zweck hat, im Kriegsfalle den Heeren die Wege zu zeigen. Daß die geographische Wissenschaft eine viel umfassendere Sammlung bedürfe und die in fremden Ländern gemachten geographischen Entdeckungen zu benuzen habe, daran scheint man lange gar nicht gedacht zu haben. Jezt gibt es so viel nachzuholen und zu ersezen, daß man beinahe daran verzweifelt, die vielen Lücken ergänzen zu können. Hier wäre es abermals gut, die günstige Stimmung der Deputirtenkammer zu benuzen, und sich von den freigesinnten und dem jetzigen Ministerium ergebenen Repräsentanten eine tüchtige Summe bewilligen zu lassen, um das geographische Kabinet auf einen respektabeln Fuß zu seyen.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 294.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 9. December 1835.

Vivo le petit métier sans boutique, sans patente, sans propriétaire, sans lettre de change, sans profit, le petit métier en plein air, à pied.

Jules Janin.

Kleine und niedere Industrie zu Paris.

Unablässig und gewaltig fließt der Strom des Pariser Lebens dahin; Welle drängt sich an Welle, und die Strömung windet sich ruhig im gewohnten Bette fort, bis sie, von einem Gewittersturm anschwellend, über die Ufer tritt und sich ein neues, selbstgewähltes Bette gräbt, oder in das alte zurückkehrend, dem Meer der Ewigkeit zuströmt. So mancher Platz, so manche Straße, so manches Fenster ruft Einem hier die Lehren der Vergangenheit in's Gedächtniß, und erstaunt frägt man sich bisweilen: sind die Wunder des Geschehenen nur für den gethan worden, der spärlich sie zu schätzen, noch spärlicher sie zu benutzen versteht? hat das Schicksal umsonst den Zeigefinger aufgehoben und ist die schaffende Kraft des Menschen umsonst geschäftig, umsonst reich, umsonst wahr und vortrefflich gewesen? Die Vergangenheit wächst hier stündlich; ein Ereigniß von gestern gehört schon der Chronik und der Dichtkunst an, und die Gegenwart, ein bunter Schmetterling, stirbt bald nach der Geburt, um der Zukunft Platz zu machen. Das Leben der Gegenwart aber flattert lustig und sorglos mit ausgebreiteten Flügeln von Blume zu Blume und schlürft berauschenden Nektar, oder es schleicht hager und stöhnend an Krücken und in Lumpen vorüber, um ein mitleidiges Almosen bettelnd. Unter welcher Gestalt indeß sich hier das Leben zeigen mag, tanzend, spielend, scherzend, prahlend, lachend, oder trauernd, sinkend, jammernd, kriechend, weinend: es regt und bewegt sich, es lebt. Und es ist, als ob dies Leben spräche: erkenne mich! und seine tausend Erzeugnisse: genieße uns! und seine unzähligen Stimmen: verstehe uns! — Ein aufgeschlagenes Buch ist Paris zu nennen, mit mancherlei Kupfern und naturgetreuen Abbildungen, mit deutlichem, leserlichem Druck für die, welche zu lesen verstehen, und herausgegeben von einem mächtigen, weisen Meister, der die Fortsetzung des Werks auf lange Zeiten übernommen hat. Wir pflegen fast täglich in diesem Buche einige Stunden zu blättern, und erfreuen uns an den Bildern darin und an den wunderlichen Buchstabenzügen. Wenn die Blätter auf- und zurauschen, setzen wir uns hin, einzelne Abbildungen zu beschreiben und so allmählich zum Verständniß des Ganzen zu gelangen, was nur voraussetzt, daß man ehrlich, ohne Vorwitz und vorgefaßte Meinung lese und betrachte, gewiß die billigste Anforderung, die ein Buch, das etwas Eigenes ankündigt, an den Leser machen kann. Man kann viel daraus lernen, auch weite Reisen darin machen, und der Weg führt durch keine dürre Haide, wo weder Schatten noch Obdach den müden Forscher labt, sondern über eine belebte Heerstraße, wo oft der Kranz aushängt vor den Herbergen, in die der Wanderer eintreten kann, um zu

proben, welchen Wein sie führen. Denjenigen nun, welche keine Veranlassung haben, das Original anhaltend zu lesen, sondern es nur als Buch des Andenkens in Taschenformat mit sich herumtragen, so wie auch denen, welche überhaupt noch keine Gelegenheit fanden, die erste Ausgabe eigenhändig zu durchblättern, haben wir schon öfter manche Züge dieser Bilderschrift wieder in Erinnerung oder frisch vor die Augen gebracht, wobei wir jedoch nicht wissen, ob wir gerade die sinnreichsten herausgefunden. Auch heute beabsichtigen wir, dem Leser einige pittoreske Abbildungen zu beschreiben, wenn er anders uns seine Aufmerksamkeit und Nachsicht leihen will.

Wir versprechen dafür, diesmal eben so wenig, wie früher, die wichtigen socialen, politischen oder literarhistorischen Fragen in den Bereich unserer Darstellung zu ziehen; wir wollen nur schlechtweg von jenen wunderbaren, der kleinen, niedern Pariser Industrie angehörigen Gestalten sprechen, welche so munter und lustig ihr reges Wesen in den Straßen der Hauptstadt treiben, oft mit dem Fuße vom schmalen Pfade des Gesetzes ausgleiten und im Allgemeinen die Mitte zwischen dem Gewerbe ehrlicher Kaufleute und dem Stande unehrlicher Industrieritter halten. In der That, ich wäre verlegen, wenn ich die Leser noch ferner von der gewöhnlichen, großen Pariser Industrie unterhalten sollte; denn der industrielle Stand, welcher Patent zahlt, dessen Namen im Adreßkalender und Almanac du Commerce zu lesen steht, der auf die Wache zieht und in die Wahlkollegien geht, hat wenig Erhebliches, was der Beschreibung werth wäre, und dies Wenige habe ich schon bei früheren Gelegenheiten den Lesern des Morgenblatts mitgetheilt. Diese Industrie gleicht der gewöhnlichen, großen Pariser Presse; sie geht immer schnurgerade in derselben ehrenwerthen Richtung fort und weicht selten aus dem breitgetretenen Wege. Um sie herum aber regt und bewegt sich eine zweideutige, unstete kleine Industrie, welche wie ein Schmarotzer vom Aufdrängen an ehrliche Leute, oder wie ein Bettler von den milden Gaben der Vorübergehenden lebt. Sie ist jener neuern, wohlfeilen, pittoresken Literatur vergleichbar, eine Industrie ohne Namen, die jeden Tag sich unter einer andern Gestalt zeigt, auf der That ergriffen und in der Haft wiedergegeben seyn will.

Die Pariser nennen sie industrie pittoresque, und dieselbe scheint mir einer der bezeichnendsten Züge unserer zügellosen Epoche; nicht weil sie ein Erzeugniß, sondern weil sie der Widerschein unserer Zeit ist. Diese kleinen industriellen Geister haben zwar von jeher existirt, und besonders war der Boden der französischen Hauptstadt niemals dieses Schmuckes beraubt. Ich erinnere nur an die früheren Werber, Wahrsager, Kartenschlägerinnen, Magnetiseurs, Pamphletbändler, welche ihre Spott- und Zotenlieder unter dem Mantel verkauften, und an alle jene unzähligen Charlatans, von denen ältere französische Sittenmaler so viel zu erzählen wissen. Heutzutage ist das anders geworden, und wir sehen anstatt obiger Gestalten die bunten, phantastisch gekleideten Männer und Weiber, welche das papier Weynen aller Orten feil bieten, die Hundebader (baigneurs de chiens), welche sich besonders an den Brücken aufhalten, um die Hunde in der Seine mit Seife zu waschen, und deren ganzes Kostüm in einer Art Schwimmhose besteht; wir bemerken ferner die zweirädrigen Kabinette, jene ambulirenden Boudoirs und allerliebsten rollenden Häuschen, welche dem Kaiser Vespasian einen Namen abgeborgt haben, den ihre unbeweglichen Geschwister, die Cabinets inodores, dem Kaiser Commodus verdanken. — Wer kennt ferner nicht die Zauberinnen, Hexen oder Wahrsagerinnen vom Marché des Innocens, welche den Mägden die geträumten Nummern für die Lotterie sagen oder ihren zukünftigen Liebsten im Spiegel sehen lassen, auch den alten, untreu gewordenen Liebhaber wieder herbeibannen, wozu allerlei Dinge nöthig, namentlich Fünffrankenstücke und Schürzen, welche diese ehrwürdigen Matronen nicht selten vor's Zuchtpolizeigericht führen? Weniger bekannt, aber viel origineller und moderner sind die Birnenabkratzer (gratteurs de poires), von einer hohen Obrigkeit dazu bestellt, an den Mauern der Hauptstadt die strafbaren Bilder des Bürgerkönigs auszulöschen, welche die verwegene Kohle der Karlisten, Republikaner und Gamins an allen Ecken und Enden hinzeichnet. Und dessen, der den frommen Christen beim Eintreten in die Kirche den Weihwedel reicht, so wie dessen, der beim Einsteigen in einen Fiaker uns einen schwarzen Teppich unter die Füße breitet, und einer Masse anderer kleiner Gewerbsleute will ich gar nicht gedenken. Wir behaupten nur, jede Epoche hat ihre besondern Arten von Industrie, bei jedem Wechsel der Sitten und Gebräuche treten wir in eine andere, nicht minder eigenthümliche Phase des großen und kleinen Gewerbwesens ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Chalidscheröffnung in Kahira.

(Beschluß.)

Beim Erlöschen des Feuerwerks fingen die dicht aneinander gereihten Barken an, sich zu lösen: manche fahren davon, manche rollen die Segel zusammen und legen am Ufer an; Musik und Gesang verstummen, die klatschenden Hände fallen ermüdet auf den Schoß, die Kajüten werden geschlossen, die den Schlaf möglich machenden Mückennetze herabgelassen; es wird auf den kommenden Morgen neue Kraft gesammelt. Auch mich wiegte das leise

Murmeln des Nils in einen süßen Schlaf, so daß Sie die Beschreibung dessen, was bis nach Sonnenaufgang sich zugetragen haben mag, anderswo suchen müssen.

Kaum hatte die Sonne über das Mokatamgebirg herüber der Stadt Kahira den Morgengruß gegeben, als die von ihr zuerst beleuchtete Citadelle mit ihren zum Theil noch uralten, jämmerlich großen Kanonen das träumende Volk wieder in's Leben rief. Nun flieht Alles aus der Stadt, weit schneller, als hausten Pest und Cholera in derselben. Da bäumen sich die muthigen Nedjdihengste, da schimmern Gold und Juwelen auf den sammtnen Sätteln und verdunkeln die immer zunehmenden Hofequipagen, deren verrostete Wagen und Pferdegeschirre aussehen, als stammten sie von Karl V. her. Besonders possierlich nahmen sich diejenigen Fuhrwerke aus, welche Damen enthielten, und einige neben dem Wagen herreitende Eunuchen und einen Schwarm Sklavinnen auf Eseln hinten drein als Geleite und Gefolge hatten. Wer weder solche Rumpelkasten noch Pferde besizt, schwingt sich auf seinen schnellfüßigen Dromedar, auf sein ausdauerndes Maulthier, oder auf seinen bescheidenen, doch hier zu Lande gut galoppirenden Esel; wer auch diese vermißt, nimmt seine rothen oder gelben bärenfüßigen Pantoffeln, oder geht gar baarfuß davon. Niemand bleibt zu Hause, wenn der Chalidsch geöffnet wird; Alles drängt sich zur Brücke, am Thore Altkahiras, wo auf Chabib Effendis Wink der Damm, der dem Wasser noch den Eingang in die Stadt versperrt, durchbrochen werden soll.

Es hat nämlich gewöhnlich schon einige Tage vor diesem Feste der Nil die gewünschte Höhe erreicht, um den sich durch die Stadt ziehenden Kanal auszufüllen; um dieses aber bis zur Feierlichkeit zu verhindern, wird ein Damm oder eine kleine Mauer errichtet. Hinter diesem Damm wird eine Frauengestalt aus Erde (die Nilbraut) aufgestellt, die natürlich der Nil, der, wenn er sich in den Kanal ergießt, einen kleinen Wasserfall bildet, zu Boden wirft. Ich verließ nun meine Barke, die nicht mehr vorwärts konnte, und bestieg die Höhe der Wasserleitung, die von der Brücke des Chalidsch weg die Citadelle mit Nilwasser versorgt. Ich war kaum oben, als man Chabib Effendi, von vielen Großen begleitet, mit einem Regimente von der Citadelle herab anrücken sah. Bald vernahm man die Trommeln, und kurz darauf die Pfeifen, und wäre Alles, was hier Europa nachgeäfft wird, dem Originale so ähnlich, wie diese Feldmußker, so könnte Jomards Prophezeiung eintreffen. Sie trommelten und pfiffen Malbrough s'en va-t-en guerre lustig daher. Als sie aber in der Nähe des Chalidsch waren, da schwiegen sie vor der erbärmlichen Musik, welche die Marseillaise aufspielte. Chabib Effendi begab sich eine Weile in sein hübsches Zelt, das auf einem kleinen Sandhügel gerade über dem Damme aufgeschlagen war, während die Militärmusik die Retraite espagnole und andere von europäischen Flüchtlingen mitgebrachte veraltete Stücke so falsch als möglich herleierte.

Endlich erscheint Chabib Effendi vor dem Eingange seines Zelts; der alte, treue Diener des Pascha ist in diesem Jahre gar zu grau geworden; er hat einen einzigen, hoffnungsvollen Sohn verloren, der nach einem mehrjährigen, gut angewandten Aufenthalte in Paris, bald nach seiner Rückkunft zum Präsidenten des Staatsraths ernannt wurde. Er war ein höchst liebenswürdiger junger Mann, der mehr als ein billet doux von vornehmen Pariserinnen aufzuweisen hatte. Er war ziemlich literarisch gebildet, und besaß nicht wenig Kenntnisse in der Jurisprudenz und der Administration. Er war frei von allen Religionsvorurtheilen, sah mit Erbarmen auf den unsinnigen Stolz der gesunkenen Muselmänner herab, und war für Billigkeit und Gerechtigkeit wahrhaft begeistert. Als er während des Kriegs zwischen Mehmed Ali und dem Sultan von Ersterm hieher zurückgerufen ward, schiffte er sich, weil er die Sache des Sultans für die gerechte hielt, nach Konstantinopel ein. Erst nach dem Frieden ließ er sich von seinem Vater, der längst schon seine Begnadigung vom Pascha erhalten, bewegen, hieher zurückzukehren. Er starb plötzlich, und man vermuthet daher vielleicht mit Recht, daß ein mit Arsenik verzuckerter Kaffee seinem Leben, das für Egypten ungemein wohlthätig hätte werden können, ein Ziel gesezt.

Mit zitternder Hand wirft der verwaiste Greis Geld unter das Volk, das sich wüthend darüber herstürzt, auf ein gegebenes Zeichen feuern die Soldaten ihre Gewehre ab, und dies ist das Signal zum Niederreißen des Damms, an dessen augenblicklichem Verschwinden tausend Hände arbeiten. Wieder ein Feuerwerk, von dem man aber bei helleuchtender Sonne nur den Rauch sieht und einige zurückfallende Stöcke fühlt, Kanonenschüsse, Militär- und Civilmusik, Lärmen und Jauchzen ohne Maß und Ziel. Doch fehlt dem armen Volke diesmal sein Lieblingsschauspiel, der Tanz und Gesang der reizenden Almäen. Wo sind diese schmerzlich vermißten Göttinnen? Ach, gar zu weit! Nach dem Sennar hat man Viele von ihnen transportirt, und den Uebrigen auf Begehren der Herrn Ulema's ihr Handwerk oder ihre Kunst gelegt. — Der Nil hat kaum seine Braut zu todt umarmt und über ihren Leichnam her sich seine Bahn gebrochen, als viele Barken ihm Schritt für Schritt nacheilen, während eine Menge Volk mit Tarabuken und Schalmeien ihm vorangeht, und Manche vom Pöbel sogar, in der Hoffnung, dadurch ein ganzes Jahr von Krankheiten befreit zu bleiben, bis über die Kniee im Wasser waden. So durchziehen sie nun fröhlich die Stadt, zur Entschädigung der Frauen, der Greise und der Kranken, die zu Hause bleiben

mußten, damit auch diese wenigstens von den auf den Kanal gehenden Fenstern herab etwas vom Jubel sehen. Da fast alle Jahre bei diesem Zuge Europäern Unannehmlichkeiten widerfahren, und besonders letztes Jahr ohne schleuniges Dazwischentreten mehrerer Soldaten einige Franken von den Fenstern herab gesteinigt worden wären, so hatten wir nicht Lust, dem Nil nachzulaufen, sondern zogen vor, zu Pferd zur Stadt zurückzukehren. Wir kamen, obschon wir sehr langsam ritten, doch noch eine halbe Stunde vor dem sich mühsam hin und her schlängelnden Wasser in's Frankenquartier, wo wir es von einer Terrasse herab herzlich willkommen hießen. Das Wasser hatte bald alle Stadttheile erreicht; nur der große Esbekiehplatz, der bisher bald einer öden Wüste, bald einem lachenden Zaubersee, bald einem grünen Kornfelde glich, blieb diesmal unbewässert, denn er soll auf immer in einen öffentlichen Garten verwandelt werden. Möge er recht freundlich blühen denen, die nach mir Kahira bewohnen, und ich, ehe seine Bäume erwachsen, in Europa's Lustgärten mich freudig ergehen!

Kahira, den 10ten September 1835. G. W.

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, December.

(Fortsetzung.)

Hebels Denkmal.

Es scheiden sich in Hebels Leben drei Elemente: der Volksdichter, der Geistliche und der Prälat. Die beiden ersten waren ihm Neigung und Beruf, das Prälatenmäntelchen war ihm nur angeflogen. Sein innerstes Wesen war eine ruhige Heiterkeit, eine einfache Gemüthlichkeit; sein Geist warf keine Flammen um sich, sondern ein mildes Licht, und oft Funken und Fünklein, die nicht brannten, aber ergötzten; sein Witz verwundete nie, er erheiterte nur. Ein frommer Sinn und eine klare Weltanschauung eigneten ihn zum Geistlichen, und eine bewundernswürdige Gabe der angenehm belehrenden Mittheilung zum Lehrer des Volks und der Jugend. — Hebels Heimath ist das Dorf Hausen im badischen Oberlande, obgleich er bei einem vorübergehenden Aufenthalte seiner Eltern in Basel geboren wurde den 10ten Mai 1760. Sein Vater war ein Bauer. Freunde und sein aufgeweckter Geist bestimmten ihn zum Studium. Weil ihm Alles sehr leicht wurde, strengte er sich auf der Universität nicht übermäßig an, ohnehin arbeitete er lieber selbstthätig, als daß er seinen Geist andern Geistern gefangen gab; zum eigentlichen Gelehrten hatte er wenig Anlage, er soll auch im ersten Examen durchgefallen seyn. Ein kleiner Trost für Leidensbrüder, vielleicht auch ein kleiner Beweis mehr, daß die Examinatoren die Antworten oft trefflich beurtheilen, nur nicht den Mann. Elf Jahre lang mußte er sich nun nach seiner Aufnahme als Präzeptoratsvikarius in Lörrach mit 550 fl. Gehalt noch immer die Kandidaten gähnen lassen. „Bis in das ein-und-dreißigste Jahr meines Lebens," klagte er selbst, „wartete ich vergeblich auf Amt und Versorgung. Alle meine Jugendgenossen waren versorgt, nur ich nicht. Ich stand noch da, wie der Prophet Jesaias sagt, gleich einem Baume eben auf einem Berge und einem Panier oben auf einem Hügel." — Eine Pfarrei auf dem Lande war immer das Loos, das ihm durch sein ganzes Leben als das beneidenswertheste vorschwebte. Seine Neigung, sein ganzer Sinn strebte vorwaltend dahin. Die Idyllen, die er dichtete, auch zu leben, blieb sein Wunsch. Er wurde an ein anderes Ziel geführt, er war nie Landpfarrer, aber im sechzigsten Jahre noch wiegte er sich so sehr in diesen Gedanken, daß er damals als Prälat eine „Antrittspredigt vor einer Landgemeine" schrieb. Er hätte mit frohem Herzen von der Kanzel einer alten Dorfkirche herab, als von den sammtnen Bänken der ersten Kammer der Landstände gesprochen. Vielleicht stand jenes Ziel sein ganzes Leben lang so lockend vor seinen Augen, gerade weil er es nie erreichte. Die Geliebte schwebt immer in idealerem Glanze vor uns, wenn sie nie unsere Frau wird. Seine Bahn wurde ihm an der Schule angewiesen. An dem Lyceum in Karlsruhe durchlief er alle Phasen des Lehramtes vom Subdiakonus bis zum Kirchenrath und Direktor. Hebel gehörte zu den wenigen Schulmännern, die nicht Pedanten sind. Er hielt auch mit Jean Paul an dem Grundsatze, daß eine Uhr nicht geht, so lange man sie aufzieht, und daß es mit Kindern und jungen Leuten eben so ist. Hebel versteinerte nicht den Geist der Schüler in der Syntax der alten Sprachen, er belebte im Gegentheil die Götter- und Heroengestalten, und ließ uns den Geist des Alterthums ahnen. Durch das Griechische und Lateinische ging nur der Weg hindurch. Er machte die alten Autoren nicht zu Quälgeistern für die Jugend, sondern zu Tempeln für die Götter und das Volk des Alterthums. Sein Lehrtalent war ausgezeichnet. Alle Gegenstände gewannen unter seiner Hand Leben, wenn sie bei Andern zu todten Formen erstarrten; überall hatte er Neigung und Liebe zur Sache erweckt. Mehr bedarf es beim jungen Manne nicht.

In ungestörten Stunden lebte er indeß im Geiste in seiner Heimath, und besang die Sitten und Weisen, das Thun und Treiben, das Dichten und Trachten des Völkchens der badischen Oberländer in seiner eigenthümlichen gemüthlichen Sprache: er wurde der allemannische Volksdichter. Was den Volksdichter macht, ist, daß er aus dem Volke hervorgegangen, mit dessen Neigungen und Gefühlen verwachsen, dessen Charakter in seine Lieder aufnimmt, und im Ausdruck seiner eigenen Gesinnungen dem versteckten Poeten, der in jedem einzelnen wohnt, Worte leiht. Schwabart und Uhland sind Volksdichter, und Beranger ist es, aber für Franzosen. Der Stamm der allemannischen Oberländer ist ausgezeichnet durch kräftige, einfache Natur, heiter und bieder, und vor Allem gemüthlich, lachend anzusehen in ihren bunten Trachten, wie ihr eigenes Land, liebliche Thäler mit üppigen Wiesen, mit heiterm Weine geschmückte Hügel und ernste Berge, wohnliche Häuser und alte Schlösser, und zwischendurch die Silberbänder der Bäche und Flüßchen: — o, der Vergleich der Wiese mit einer schmucken Oberländer Dirne lag so nahe! Nur mit heiterm, lächelndem Wohlbehagen lassen sich diese Gegenden betrachten, und auch die Menschen müssen gefallen, und dasselbe Gefühl erregen uns Hebels Gedichte. Das weiß der Oberländer auch recht wohl, wie gut ihn Hebel getroffen hat. Fast bei jedem Bauern trifft man seine Gedichte an. Menzel ließ sich von dem urkräftigen Mittelalter und dessen Dichtern verleiten, als er die allemannischen Lieder gezirkt und süßlich fand. Sie sind der Ausdruck jenes Volkes, sie sind das Volk selbst in einer poetischen Ausgabe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 125.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 295.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 10. December 1835.

Wer kann sich weg von diesem Bilde kehren,
Und möchte nicht mit brünstigen Geberden
Den Gott im Busen Titians verehren?

Platen.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

Venedig, den 16ten Sept.

So wenig Zeit mir auch heute, am lezten Morgen vor der Reise, übrig bleibt, muß ich doch schnell noch den Eindruck schildern, den die Titianschen Meisterwerke auf mich gemacht haben. Womit aber anfangen, womit enden, weiß ich nicht, die Bilder verfolgen mich, ich bin berauscht davon, und doch fällt mir das Schreiben schwerer, als irgend früher.

Auch für Titian enthält die Akademie eine höchst belehrende Stufenfolge und Mannichfaltigkeit von Werken. Sie rühmt sich, das früheste und das lezte Bild dieses größten Meisters aufzubewahren: jenes bescheiden in der Art seines Lehrers, jugendlich einfach und ohne besondere Tiefe und Lebendigkeit des Ausdrucks, Glut und Schmelz des Kolorits, dieses mit erblindenden Augen nach lebenslanger Gewohnheit keck hingesezt und gekleckst, in silbergrauen Tönen, auf Effekt berechnet, doch unvollendet. Die dazwischen liegenden Bilder dagegen bezeugen die wundervollste Reife der Meisterschaft. Auf fünfzig Schritt schon leuchtete mir jenes breite, gestaltenreiche Gemälde entgegen, das die Jungfrau darstellt, wie sie, gefolgt von einem langen Zuge, die Stufen des Tempels hinaufsteigt. Vivian hat es gestochen. Fast die gesammten Vorzüge Titians lassen sich an diesem einen Bilde bewundern. Vor Allem die Treue, mit der er Luft, Wolken und Himmel, Landschaft und Architektur, die adeligen Gestalten der Senatoren und der edelsten Frauen, Volk von allen Altern und Ständen, in einer nationalen Lebendigkeit und Frische auffaßte und in so freier Bewegung hinstellte, und doch die vielgestaltigsten Gruppen zu einem so klaren Ganzen abzurunden verstand, daß er die Wirklichkeit und Natur, die ihn umgab, durch die poetische Macht seines eigenthümlichen Genius zur höchsten Wahrheit in Kunst und Natur steigerte und vollendete. In der Mannichfaltigkeit und Partikularität seiner Individuen liegt bei der Großheit, die er bewahrt, etwas Shakespearesches, obschon er zu irgend einer Schroffheit und Härte fortzugehen sich nicht entschließen kann. Denn ihn beseelt durchweg eine heitere Milde, wenn er sich auch einem behaglichen Muthwillen in der Menge der Gestalten und ihrer Gruppirung hin und wieder überläßt. Der rühmenswertheste Zeichner, im Vergleich mit den Größten in dieser Beziehung, ist er nicht, auch blickt ein strenges anatomisches Studium nicht immer aus seinen Figuren heraus, dafür aber thut sich, statt einer bloßen Regelfertigkeit in konventionellen Formen, überall das individuelle Leben, frei und froh von Innen heraus bewegt und beseelt hervor, und wie

es alle großen Koloristen vermögen, weiß auch er durch die Farbenzauberei der Abstufungen und Luftperspektive jeden Mangel der Zeichnung zu ersetzen, und selbst das zu erreichen, wonach der beste Zeichner oft vergebens strebt. Wer diese Magie des Kolorits nicht zu sehen und zu genießen versteht, kann über Titian kein entscheidendes Urtheil fällen. — Die Komposition des genannten Bildes ist reich, doch beim ersten Blick verständlich, die Pracht der Architektur, der Gewänder und Stoffe von weiser Enthaltsamkeit gezügelt, der Ausdruck religiös, nicht eben allzuvertieft, doch auch die Tiefe nicht zu vermissen, obschon mehr eine weltliche Würdigkeit, als ausschließlich religiöse Andacht vorherrscht. Was mich aber immer von Neuem hinriß, war das wundervolle Kolorit. Es ist, als beständen die Farben aus lauter durchsichtigen Edelgesteinen, und doch sind alle so zart verschmolzen und dadurch in den Gegensätzen von solcher Milde, daß sich eine wohlthätigere Erholung für's Auge nicht finden läßt. In früheren Jahren hatte ich besonders die älteren Niederländer bewundert, welche das direkteste, scharffunkelnde Roth, das leuchtendste Blau, das intensivste Grün und goldigste Gelb, mit einem Worte, die Lokalfarben einklangsvoll neben einander stellen. Solch eine Art des Farbenglanzes findet sich hier nicht. Es ist eine ganz andere Glut und Harmonie. Jede Farbe, in sich schon mit den übrigen vereinigt, scheint aus sich selber zur andern herüberzuspielen, und das Grundprinzip des Regenbogens alle Lokaltöne prismatisch zu brechen und in allen ihren verwandten Stufen und Nüancen zum reinsten Ineinanderklingen zu stimmen und zu verschmelzen. Die höchsten Lichtpunkte, wie sehr sie auch blitzen, sind leise gedämpft, und über das Ganze zieht sich ein süßer Reiz, ganz ohne Weichlichkeit, immer noch ernst, männlich, in großartigem Styl mit einer unabsichtlichen Unschuld hin, als sey es die Natur selber, die hier mit Künstlerauge und Titianscher Hand sah und vollendete. Bis zu einer unbegreiflichen Magie im Kolorit bringt es jedoch dies Bild noch nicht, sondern zeichnet sich durch ein festes Maß auch in dieser Beziehung aus. Und doch leuchtet eine fortdauernde Farbenbegeisterung während des Schaffens überall hindurch.

Wie vollständig mir dies Werk auch den ganzen Titian darzustellen schien, so zeigten mir ihn andere dennoch von einer durchaus andern Seite, besonders ein Johannes der Täufer; die edelste, aufrecht stehende, nackte Gestalt mit etwas schmerzhaft ernsten, männlichen Zügen, von einer Regelmäßigkeit, Harmonie und Schönheit des Gliederbaus und Gesichts im Sinne der Antike, daß ich auf Titian nicht würde gerathen haben, wäre einem Andern als ihm eine solche Glut des Kolorits, und solch ein Sonnengold der Landschaft zuzuschreiben gewesen. Es war, als hätte sich die Skulptur hier mit der Musik der Farbe in einem selbst wieder plastischen Ernste vereinen wollen. Von ähnlicher Art waren auch kleinere Bilder, welche als Wandverzierung ein Zimmer in der Scuola di S. Giovanni Evangelista geschmückt hatten: einzelne Engelsköpfe, Masken, die Embleme der Evangelisten, zur Seite je eine männliche und weibliche sitzende Figur, von Raphaelischer Schönheit in durchweg Titianschem Kolorit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kleine und niedere Industrie zu Paris.

(Fortsetzung.)

Außer diesen allgemeinen industriellen Kategorien stößt man in den privilegirten Zeiten noch auf ganz absonderliche Einzelnheiten und Eigenheiten, wahre Urtypen, einzig in ihrer Art, welche aus diesem Meere der Industrie als Urfelsen hervorragen. Dahin rechnen wir z. B. die Industrie jenes Buckligen, zur Zeit, als das Law'sche System in Frankreich blühte, welcher sich ein bedeutendes Vermögen erwarb, indem er den Spekulanten der Rue Quincampoix, einer vergriffenen Ausgabe der Chaussée d'Antin, seinen Buckel lieh, dessen die eiligen Mäkler sich für eine geringe Bezahlung als Stehpult zum Schreiben bedienten, wenn sie ihre Verträge unterzeichneten. Auch gegenwärtig hat die Pariser niedere Industrie noch manche Eigenheiten aufzuweisen, die man nicht füglich anführen kann, ohne in gesitteter Gesellschaft Skandal zu erregen. Halten wir uns daher an die Allgemeinheiten dieser Industrie, welche ihr Geschäft unter freiem Himmel, auf offener Straße betreibt, einer regelmäßigen Analyse aber unter den Händen fortläuft und von den Encyklopädisten nie unter die gehörigen Klassen gebracht werden kann; das ist jene kleine, oder um französisch zu reden, pittoreske Industrie, ohne Feuer und Obdach, jene die Vorübergehenden kneipende und zwickende Hellerindustrie, welche zwischen dem Rinnstein in der Mitte der Straße und dem Trottoir längs den Häusern ihr Wesen oder vielmehr Unwesen treibt, hinten von oben bis unten beschmuzt, aber vorne ganz malerisch ist. Wahrlich, man kann in Paris nicht mehr über die Gasse gehen, ohne diesen sonderbaren Handelsleuten zu begegnen und ohne mit dem Fuße in ihre phantastischen Ausstände zu treten. Wenn ich mich nur von meinem Hause (Rue Guénégaud) nach der Rue Vivienne, etwa 2000 Schritte weit, begebe, so bietet mir hier Einer seine Gilets zu 3 Franks 50 Cent. an, und dort hält mir ein Anderer seine crayons imperméables entgegen; zehn Schritt weiter preist ein Dritter seine chaines de sûreté, und ein Vierter seine gefundenen

Brillen zum Verkaufe an, noch weitere zehn Schritte, und ein Fünfter schreit seine Zahnstocher und Ohrlöffel zu einem Sou, seine boutons de chemises à 5 sous, seine cordons pour les cannes, oder seine cannes à 20 sous aus. Ein närrischer industrieller Kauz stand diesen Sommer am Ausgang der Galerie Vivienne. Der Mann beschäftigte sich nämlich damit, auf einem Brette Maikäfer festzumachen, welche so weit fest in Papier eingewickelt waren, daß sie nur den obern Theil des Körpers frei hatten. Mit den Füßen hielten sie kleine, zierlich geschnizte Stäbchen, welche diese armen Gefangenen bei ihren Versuchen, die sie beengenden Fesseln zu sprengen, hin und her bewegten. Zwei und zwei waren immer so einander gegenübergestellt, daß die Stäbe sich gegenseitig berührten, wodurch das Ganze nicht übel das Ansehen einer Myrmidonenschlacht bekam. Eine vom Branntweintrinken heisere Stimme machte den Kriegsherold: Voyez, Messieurs et Mesdames, les hannetons qui font l'exercice et livrent bataille; ils peuvent rester pendant vingt-quatre heures dans cette position, sans crever; la paire de combattans 2 sous! In dem Kranze, welcher sich jedesmal um dieses thierquälerische Schauspiel bildete, habe ich oft höchst vornehme und elegant gekleidete Damen, sogar Mütter bemerkt, welche, nachdem sie eine Weile den Spaß mit angesehen und angehört, sich am Ende doch bereden ließen, ihrem jüngsten Kleinen ein Kämpferpaar zu kaufen.

Dieser Klein-, oder richtiger Scheinhandel, erfordert einen gewandten, unternehmenden Kopf, aus welchem Bedürfniß offenbar der Koryphäe jener niedern Pariser Industrie, der Anbrenner, allumeur, hervorgegangen ist. Das ist ein wahrer Brander, welcher gegen die Käufer auf ruhiger See ausgeschickt wird, gehört übrigens zu den bemerkenswerthesten Gestalten des neunzehnten Jahrhunderts. Die Amtsverrichtungen eines solchen Allumeurs beschränken sich ganz einfach darauf, vor einem Ausstande zu stehen und sich das Ansehen zu geben, als ob er die ausgelegte Waare genau untersuchte. Wenn ein Käufer sich nähert, wirft der Allumeur zum zweiten Male die Angel aus; er läßt geschickterweise einige lobpreisende Worte fallen, bezahlt den verlangten Preis, ohne zu feilschen, und stellt sich hocherfreut, einen so glücklichen Kauf gemacht zu haben. Der Anbrenner ist in der Regel ein Mann von ganz ehrbarem Aussehen, gesezten Alters, halbwegs wohlbeleibt, trägt einen starken, schönen Backenbart, einen langhaarigen Seidenhut und einen Ueberrock à la propriétaire. Lange bevor diese Industrie auf die offene Straße herunterkam, war sie in den höchsten Kreisen der Gesellschaft bekannt und üblich. Vorsichtige, besorgte Mütter hatten sie erfunden, indem sie ihren erwachsenen Töchtern einen seelenreinen, ergebenen Vetter an die Seite gaben, einen unschuldigen Lockvogel, welcher als Aushängeschild für die Mannbarkeit der jungen Mädchen diente. Die politischen Theriakskrämer und literarischen Dunstverkäufer in Paris lassen es auch daran nicht fehlen. Alle Komödien, welche in der Welt gespielt werden sollen, brauchen nothwendig diesen Vertrauten, dem der Charlatanismus auf offenem Markte, als er ihn für seine modernen Interessen in Anspruch nahm, nach seiner kräftigen Redeweise den zwar etwas rohen, aber doch bezeichnenden Namen allumeur gegeben hat.

(Die Fortsezung folgt.)

Das Kind.

Die Mutter lag im Todtenschrein,
Zum lezten Mal geschmückt,
Da spielt das kleine Kind herein,
Das staunend sie erblickt.

Das lange, weiße Todtenkleid,
Mit Schleifen reich besezt,
Mit Guirlanden überstreut,
Das kleine Kind ergözt.

Die Blumenkron' im blonden Haar
Gefällt dem Kindlein sehr,
Die Busenblumen, bunt und klar,
Zum Strauß gereiht, noch mehr.

Und sanft und schmeichelnd ruft es aus:
Du, liebe Mutter, gieb
Mir eine Blum' aus deinem Strauß,
Ich hab' dich auch so lieb!

Und als die Mutter es nicht thut,
Da denkt das Kind für sich:
Sie schläft, doch wenn sie ausgeruht,
So thut sie's sicherlich;

Schleicht fort, so leis' es immer kann,
Und schließt die Thüre sacht,
Und lauscht von Zeit zu Zeit daran,
Ob Mutter noch nicht wacht.

K. F. Hebbel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, December.

(Fortsezung.)

Hebels Denkmal.

Eine andere Gelegenheit, sein Talent der volksthümlichen Mittheilung zu zeigen und anzuwenden, fand Hebel in der Aufforderung, den Kalender zu schreiben. In der einfachen, gemüthlichen Erzählung, bald mehr komisch, bald mehr rührend, ist Hebel vielleicht unübertroffen. Er gründete den rheinländischen Hausfreund, und verfaßte ihn von den Jahren 1808 bis 1815. Es wurden damals

jährlich 50 — 40.000 Exemplare davon abgesezt. In diesem Schatzkästlein der trefflichsten Unterhaltung zeigte sich Hebel so, wie er unter seinen Freunden war, wenn er, der Bequemlichkeit folgend, sich ganz gehen ließ. Wenn er im Museum in Karlsruhe mit seiner täglichen Gesellschaft Abends bei einer Pfeife Tabak um den runden Tisch saß, und nicht durch Aktenlesen verstimmt war, da verbreitete er Leben und Heiterkeit im ganzen Kreise, und launige Neckereien, muntere Witzworte und Geistesfunken flogen nach allen Seiten hin. Kein stechender, bitterer Witz kam aus seinem Munde; seine Treuherzigkeit schaute überall durch und erhöhte nur die Anhänglichkeit an ihn. Ich habe nie Jemand ihm etwas Uebles nachsagen hören; ich glaube, er hatte keine Feinde. Eine gut gemeinte und schlecht verstandene Geschichte im Hausfreund für 1815: „der fromme Rath," bestimmte ihn, diesen den lezten Kalender von seiner Hand seyn zu lassen. Ein Handwerksbursche begegnet nämlich nach jener Erzählung auf einer Brücke zwei Prozessionen, zwischen denen er in der Mitte steht, in Verlegenheit, vor welcher der Monstranzen er das Knie beugen, welcher er den Rücken wenden soll. Da deutet der eine Priester nach dem Himmel, und der Junge folgt dem frommen Rath. Ein beigegebener Holzschnitt machte die Erzählung anschaulicher. Die Katholischen schrien Zeter, und die spätern Exemplare wurden daher ohne diesen frommen Rath ausgegeben. Das verdroß Hebel, und er zog sich gänzlich davon zurück.

Hebel war indeß Kirchenrath geworden und Mitglied der obersten Kirchenbehörde, und somit Kanzleiherr; und mußte „Berichte schreiben, Buch und Rechnung führen, Akten lesen, examiniren, kastigiren, Zeugnisse fertigen;" das hieß für ihn, wie er selbst an einen Freund schrieb, „täglich sterben." Die Scheu, die er vor Akten und Kanzlei hatte, zeigt sich auch in einem Scherze, wo er bei Recitiren einer seiner Trugcharaden, „Hofrath," für den Schluß: „Mein Ganzes lebt und sizt auf der Kanzlei," eigentlich eine Aenderung für noch passender erklärte: „Lebt auch mein Ganzes nicht, sizt's doch auf der Kanzlei." Als die badische Verfassung 1819 in's Leben geführt wurde, erstieg er noch die lezte höchste Stufe, und wurde der erste badische Prälat. Als solcher hatte er seinen ständigen Sitz in der ersten Kammer der Landstände. Alle diese lästigen Kollegialgeschäfte, die öffentlichen Sitzungen, die Aufregungen der Politik entzogen ihn seinem stillen, beschaulichen Leben und führten ihn in Regionen, wo er sich nicht wohl fühlte. Er hatte Zutritt bei Hofe, der Adel zog den Herrn von Hebel in seine Soirées, er war zu rücksichtsvoll, um ein für allemal diese Einladungen zurückzuweisen, aber er bewegte sich beengt auf diesen Parquetböden, er, der sein Leben lang keinen Handschuh an die Finger brachte, und der Duft von Thee und Wohlgerüchen saß ihm auf die Brust und ließ kein witziges Wort aus der Kehle. Er bezahlte die Ehre der Hoffähigkeit mit seinem heitern Humor; das Prälatenkreuz lag ihm schwer auf der Brust, und das schwarze Mäntelchen erstickte alle jovialen Einfälle. Sein idyllischer Sinn ließ ihn zu wenig Geschmack an Politik finden, als daß er in der ersten Kammer eine Rolle hätte spielen sollen, die man seiner Rednergabe und seinen Kenntnissen und Einsichten nach von ihm erwartet hatte. Als Prälat wäre Hebel nie berühmt geworden, wenn er es nicht als Dichter und Lehrer gewesen wäre. Eine seiner lezten Arbeiten, die er in dieser Zeit noch mit Liebe fertigte — denn das Dichten gab er als Prälat auf — war die Bearbeitung der biblischen Geschichten. Sie sind in der einfachen, gemüthlichen, ihm ganz eigenthümlichen Weise erzählt, die der Jugend und dem Volke so nahe liegt. Aber gerade darum fanden sie die Geistlichen zu individuell, sein Biograph meint, es müßten, um sie als Schulbuch benuzen zu können, manche unrichtige oder im Ausdruck verfehlte Stellen vorerst verbessert werden, und so unterwarf sie denn auch die vorjährige evangelische Generalsynode einer Purifikation. Es entstand nun daraus ein Ding wie die Uebersezung der allemannischen Gedichte in's Hochdeutsche. Hebel, den die Prozeduren der katholischen Geistlichkeit bei seiner Kalendergeschichte schon so sehr gekränkt, hätte es sich nicht träumen lassen, daß er sogar von seinen eigenen Amtsgenossen verketzert werden würde. — Ich habe nichts mehr von ihm zu berichten, als daß er auf einer Geschäftsreise in Schwezingen erkrankte und starb. Es war den 22sten September 1826. Er wurde sechs-und-sechzig Jahre alt. Fremde, welche des Gartens wegen jene Stadt besuchen, haben nun dort eine Merkwürdigkeit mehr zu sehen: das Grab des allemannischen Dichters.

Seit Hebels Tode beschäftigte seine Freunde und Verehrer immer wiederkehrend der Gedanke, ihm ein Denkmal zu errichten. Es unterblieb bisher die Ausführung, weil man sich nicht vereinigen konnte, ob die Stelle seiner Heimath, seines Todes oder seiner Thätigkeit es besizen sollte; derselbe Streit, der sich um Schillers Denkmal wiederholt. Mit dem Entschluß, daß es in Karlsruhe stehen solle, sezte sich auch dessen Vollendung in's Werk. In dem Schloßgarten daselbst, wenn du in dem Schatten dicht verschlungener, natürlicher Laubgänge in den englischen Parkanlagen hinwandelst, umfängt dich tiefe Stille, und keine Gedanken stört oder weckt kein Geräusch, als die sanften Töne der Nachtigall; da dringst immer tiefer durch das Dickicht, und überrascht stehst du auf einem kleinen, runden Rasenplatze, eingefaßt von wie natürlich sich darum herdrängenden Baumgruppen der verschiedensten Art, die ihre Zweige fast zu einer Kuppel zusammenwölben, und, eine majestätische Rotonde der Natur, nur dem Himmel über sich Raum lassen. Auf diesem Platze erhebt sich auf einem steinernen Socel das Denkmal von Gußeisen, als gothischer Aufbau trefflich emporsteigend, der Schwere des Metalls zum Trotze, und sich schließend mit einer zierlich aufrankenden Bedachung, die sich über der bronzenen Büste des Dichters wölbt. Die Umgebung stimmung des Platzes und des Denkmals, der Natur und der Kunst ist von wohlthätiger Wirkung. Der viereckige Untersaz trägt die verschiedenen Inschriften. Die Vorderseite:

Joh. Peter Hebel,
geb. d. 10. Mai 1760.
gest. d. 22. Sept. 1826.
Dem vaterländischen Dichter errichtet unter Großherzog Leopolds Regierung von seinen Freunden u. Verehrern. 1835.

Auf der Rückseite der bekannte Vers Virgils:

„Immer bleibet dir Namen und Ehr' und ewiger Nachruhm."

Auf den beiden Seiten lesen wir Strophen aus Hebels Gedichten, wie wenn er selbst zum Beschauer spräche und ihm freundlichen Rath gäbe:

„. . wenn de amme Chrüzweg stohsch,
und nümme weisch, wo's ane gohrt,
halt still, und frog di Gwisse z'erst,
's cha dütsch, Gottlob, und folg si'm Rath."

Zur andern Seite endlich:

„Und lischt so schwarz und finster do,
se schine d' Sternli no so froh,
und us der Heimeth chunnt der Schi,
's muß lieblich in der Heimeth sy!"

(Der Beschluß folgt.)

Beilagen: Kunstbl. Nr. 99 und Intelligenzbl. Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 296.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 11. December 1835.

Den Gedanken, die Empfindung treffend und mit Kraft,
Mit Wendungen der Kühnheit zu sagen, das ist,
Sprache des Thuiskon, Göttin, dir,
Wie unsern Helden Eroberung, ein Spiel!
Klopstock.

Der Alexandriner.

Spring an, mein Wüstenroß aus Alexandria!
Mein Wildling! — solch ein Thier bewältiget kein Schah,
Kein Emir, und was sonst in jenen
Oestlichen Ländern sich in Fürstensätteln wiegt; —
Wo donnert durch den Sand ein solcher Huf? wo fliegt
Ein solcher Schweif? wo solche Mähnen?

Wie es geschrieben steht, so ist dein Wiehern: Ha!
Ausschlagend, das Gebiß verachtend, stehst du da;
Mit deinem losen Stirnhaar buhlet
Der Wind; dein Auge blitzt, und deine Flanke schäumt: —
Das ist der Renner nicht, den Boileau gezäumt,
Und mit Franzosenwitz geschulet!

Der trabt bedächtig durch die Bahn am Leitzaum nur;
Ein Heerstraßgraben ist die leidige Cäsur
Für diesen feinen, saubern Alten.
Er weiß, daß eitler Muth ihm weder ziemt, noch frommt:
So schnäufelt er, und hebt die Hüflein, springt, und kommt
An's and're Ufer wohlbehalten.

Doch dir, mein flammend Thier, ist sie ein Felsenriß
Des Sinai; — zerbrecht, Springriemen und Gebiß! —
Du jagst hinan — da klafft die Ritze!
Ein Wiehern und ein Sprung! dein Hufhaar blutet, du
Schwebst ob der Kluft; dem Fels entlockt dein Eisenschuh
Des Echos Donner und des Kiesels Blitze!

Und wieder nun hinab! wühl' auf den heißen Sand!
Vorwärts! laß tummeln dich von meiner sichern Hand,
Ich bringe wieder dich zu Ehren.
Nicht achte du den Schweiß! — sieh', wenn es dämmert, lenk'
Ich langsam seitswärts dich, und streichle dich, und tränk'
Dich lässig in den großen Meeren.

Ferd. Freiligrath.

Kleine und niedere Industrie zu Paris.

(Fortsetzung.)

Eine andere Industrie dieser Art, welche namentlich den Fremden auffallen mag, ist der Annoncenaustheiler. Die Annonce ist gegenwärtig das Schwungrad, das in der Handelswelt Alles in Bewegung setzt und ohne

welches nichts mehr von der Stelle geht. Die Pariser Annonce hat alle Mauern bedeckt, sogar die Schornsteine beschrieben; sie geht in den Straßen der Hauptstadt spazieren, nimmt die vierte Seite der großen, ernsthaften Journale ein und deckt durch diesen Einfall sehr oft die Anforderungen des Fiskus, welcher unbarmherzig für die Presse ist. Außerdem hat aber die Annonce noch eine eigene Art von Industrie geschaffen, indem sie an allen Straßenecken Männer in pittoreskem Kostüme aufgepflanzt hat, welche jedem Vorübergehenden ihren unbeugsamen Arm entgegen strecken und allen Leuten Prospektus aufdringen, auf denen zu lesen steht, wo man wasserdichte Hüte, landwirthschaftliche Zeitschriften, Mittagessen zu 17 Sous haben, und Pfandscheine des Leihhauses oder alte Tressen kaufen kann.

Diesen kleinen industriellen Leuten, in der That von sehr gebrechlicher Natur, begegnet es nicht selten, daß sie in Streitigkeiten mit der Justiz gerathen, und die Gazette des Tribunaux hat uns in ihren Spalten mehrere dieser originellen Handelsbeflissenen aufgedeckt. Dahin gehört z. B. der von jenem Blatte unter dem Namen employé aux trognons de pommes aufgeführte Apfelschalenwächter im Théâtre des folies dramatiques, gleichsam als eine zweite himmlische Vorsehung angestellt, um darüber zu wachen, daß die Nascher des Paradieses den Leuten des Parterres keine Apfelschalen oder sonstige verstümmelte Trümmer ihrer Schmausereien auf die Köpfe werfen. Im Sommer gibt es auch in den Boulevardstheatern eigene Angestellte, welche sorgfältig auf die Maikäfer Obacht geben, von welchen artigen Thierchen die Spaßvögel aus dem Marais böswilligerweise oft ganze Hände voll, und zwar an den pathetischsten Stellen des Melodrams loslassen; ein gottloser Spaß, den die Theaterdirektion der öffentlichen Rührung wegen nicht dulden darf. Dieses Verbrechen der Rührungs-Beleidigung wird gewöhnlich mit Verbannung in's Theater der Mad. Saqui bestraft.

Unter den Industriebeflissenen, welche sich mit Vorbedacht, Gewalt, Hinterlist, kurz mit allen Anzeichen deutlich ausgesprochener Gaunerei auf das Publikum stürzen, heben wir besonders Einen hervor, welcher den Käufer und Zuschauer im eigentlichsten Sinne des Worts beim Kragen nimmt; wir meinen nämlich den Dégraisseur, welcher angeblich Fett- und andere Flecken aus den Kleidern macht. Dieser Ehrenmann hält sich gewöhnlich auf den Boulevards oder Quais auf. Um die öffentliche Aufmerksamkeit zu fesseln und um seinen Ausstand herum die größtmögliche Anzahl von Fracks zu versammeln, lockt er die Vorübergehenden in der Regel durch das Schauspiel einiger Schlangen und Vögel herbei, welch letztere so abgerichtet sind, daß sie sich todt stellen und unbeweglich auf dem Rücken daliegen. Sobald der Kreis sich gebildet hat, durchfliegt der Dégraisseur mit einem Adlerblick die Reihen der Umstehenden, und indem er geraden Wegs auf das ehrlichste und gutmüthigste Gesicht zuschreitet, faßt er mit der einen Hand den Kragen des Fracks und läßt mit der andern den weißlichen Schaum seiner Seife auf den ganz saubern Umschlag tröpfeln. Während der auf diesen raschen, unvermutheten Ueberfall nicht gefaßte Patient sich einer unerbetenen Wohlthat, die sich in ganzen Strömen über seine Kleider ergießt, zu erwehren sucht, hält der Dégraisseur den sträubenden Frack fest und beginnt unverdrossen seine Demonstration: Voyez, Messieurs, cet habit fesait mal à voir, tant il était malpropre. Jamais je n'avais vu quelque chose d'aussi sâle et d'aussi dégoutant que l'habit de Monsieur. Mon savon va faire disparaître toutes ces souillures. Nach diesem pathetischen Exordium beruhigt sich der Patient, und der Doktor fährt fort: Voyez, Messieurs! j'imbibe le revers, je frotte l'étoffe légèrement, puis plus fort, je la mouille, je l'essuie; il n'y a plus rien. Examinez! und indem er das geängstigte Schlachtopfer losläßt, schließt er tröstend: Monsieur peut maintenant marcher la tête haute et se présenter dans les meilleures sociétés. Ce n'est que 5 sous, Monsieur, et ce morceau de savon vous appartient. Vergebens sträubt sich der also genothzüchtigte Held des Drama's, auch noch diese Kontribution zu entrichten; was hilft's? um nur mit Ehren davonzukommen, muß er noch obendrein den ausgestandenen Augenblick Scham bezahlen, nachdem er dem industriellen Jünger Merkurs zuvor als Gegenstand des Spottes gedient hat. Ich habe kürzlich auf dem Boulevard Montmarte einen unglücklichen deutschen Landsmann gesehen, welchen ein Dégraisseur über eine Viertelstunde, zum Ergötzen der umherstehenden Menge, unter seinen Klauen hielt.

Ein würdiges Gegenstück zu diesem Kleiderflecken-reiniger ist der Pariser Décrotteur. Dieser Stiefelwichser ergreift Einem unversehens den Fuß, sezt denselben auf seinen Wichskasten und bürstet lustig darauf los, indem er nebenher den Vorübergehenden noch den Glanz seiner englischen Wichse anpreist. Wenn er mit der Arbeit halb fertig ist, fordert er seinen Lohn, und wenn man ihm denselben verweigert, läßt er Einen mit einem blanken und einem schmutzigen Stiefel abziehen.

Der Dritte in diesem Bunde ist der öffentliche Zahnauszieher, arracheur de dents, welcher den Leuten, besonders den gemeinen Soldaten, die Zähne unter Pauken- und Trompetenschall ausreißt, auch Heilmittel gegen Zahnweh und Hühneraugen verkauft. Alle diese Gewerbsleute in Duodez müssen, wenn sie Zuspruch haben wollen, eine nicht gewöhnliche Beredsamkeit entwickeln; denn bevor sie auf ihren eigentlichen Zweck zu

sprechen kommen, müssen sie das Publikum mit allerlei Schnurren und Anekdoten unterhalten, welche extemporirt werden, da sie der Fassungskraft der Mehrzahl unter den Zuhörern angepaßt seyn wollen. Ein störendes Ungefähr gibt oft die Veranlassung zu einem glücklichen Einfall und zu einer reichlicheren Einnahme. Ein Bänkelsänger hatte eines Nachmittags in den Champs-élysées einen großen Kreis andächtiger Zuhörer um sich versammelt, in den plötzlich ein kleiner Hund eindringt, welcher durch sein fortwährendes Gebell Spiel und Gesang unterbricht. Der Tonkünstler läßt die Geige ruhen und fährt den kleinen vierfüßigen Störenfried an: Veux-tu bien te taire, vilaine créature de chien! est-ce que tu sais de la musique? Ah, oui, il est artiste, parcequ'il a la queue en trompette. Ein donnerndes Gelächter verjagte den Hund mit dem geringelten Schwanze aus dem Zuhörerkreise.

(Der Beschluß folgt.)

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Nun erst, nachdem ich auch diese Seite des Titianschen Genius kennen gelernt hatte, verstand ich seine berühmte Himmelfahrt der Maria ganz zu genießen. Ich muß sie dir schildern, wie klar ich auch weiß, jede Schilderung müsse mißlingen. Unten im Schatten die Jünger, wie von Nacht halb umdunkelt, in gewaltsamer Bewegung durcheinander geschlungen, im Gliederbau gedrungen, irdische schwere Gestalten, ohne höheren Adel des Geistes; aber wie durch ein blendendes Entzücken leiblich und im innersten Gemüth, unabweislich, mit allen Sinnen entrückt, streben sie empor, und doch verwirrt fast, mit Kampf und Mühe; das Leben, Wirken, Verkünden hält sie, und zwingt sie zur Welt zurück. Im obersten Theil Gott Vater, machtvoll, verschwebend, wie in körperlicher Schöpfergewalt hinfliegend, ein Licht- und Engelsglanz um ihn her. In der Mitte Maria auf Wolken; nicht blendend und brennend, aber ewig warm und unbewegt zittert ein unergründliches Lichtmeer leise in bräunlicher Goldglorie um sie her. Fest steht sie da, rothglühenden, flatternden und doch farbenstillen Gewandes, eine venetianische Maria, voll, gesund, den Kopf emporgehoben, die Arme aufwärts gebreitet, nicht mit erschreckendem, aber mit Wonne hoffendem, Seligkeits-sicherem Auge. Umher in Sichelform eine Krone von Engeln; einige Wolken tragend, andere übermüthig spielend, begrüßend, anbetend, die Meisten nackt, derb und tüchtig, einige Raphaelisch, in einem überraphaelischen Schimmer des Fleisches, das ganz Blut und Glut, doch in seiner lebensvollen Farbenbeseelung nichts Fleischliches mehr an sich trägt; alle in wimmelnder Bewegung durcheinander, doch klar gesondert und gruppirt, und so menschlich, so heimisch und froh, als gäb' es für den Menschen über den Wolken nur solche Kindergesellschaft, nur solche Genossen kecker, kindlicher Seligkeit. Auch in diesen Regionen kann Titian dieser gesunden Sinnlichkeit, dieser Pracht und Fülle der menschlichen Gestalt, dieses frohen Farbengottesdienstes der unschuldigsten Nacktheit nicht entbehren. Und doch ist auch hier wieder über das Ganze, bei allem Jubel, ein Ernst, eine einfache Kraft der Farbe verbreitet, welche auch das weltlich Frivolste würde noch adeln und ehrwürdig machen können.

Nach diesem Bilde ist es fast unmöglich, noch von den Schülern Titians zu sprechen, obschon ich vor Bonifazio keinen geringen Respekt bekommen habe; die meisten Bilder, welche hier seinen Namen tragen, würden in vielen deutschen, englischen und französischen Galerien als Titianische Werke paradiren, und ich würde selber den Schüler und Meister verwechselt haben, wäre mir der Vergleich nicht so nahe vor die Augen gerückt, und wären Bonifazio's Gestalten nicht markloser, weniger von Innen her belebt, im Ausdruck abgeschwächter, und im Vergleich mit Titian verblasen gewesen. Dagegen lernte ich Paul Veronese hier erst vollständig lieben und verehren. Erst nachdem ich Venedig gesehen, verstehe ich seine riesenmäßigen Kompositionen, wie die Hochzeit zu Kana in Paris, und hier in der Akademie das convito del signore in casa di Levi. Bei Veronese ist es die ganze weltliche Pracht der meerbeherrschenden Stadt, ihr Völkerverkehr, der Luxus in Stoffen und Gewändern, die Majestät ihrer weiten Marmorbauten, das Gewühl in ihren Straßen und auf ihren Plätzen, der Pomp ihrer Feste, welche sich auch in der Darstellung religiöser Gegenstände geltend macht. Der religiöse Ausdruck, die Innigkeit der Andacht muß sich bei solchem äußern Prunk zwar in den Hintergrund zurückgestellt sehen, wie denn auch bei diesem Gastmahl nur der mittlere Theil des Bildes, dicht um Christus her, an Heiligkeit erinnert, während zu beiden Seiten das bunteste Leben sich wie in einem rauschenden Farben- und Gestaltenreigen in rascher Lustigkeit hin und wieder bewegt; ebenso haben die einzelnen Figuren nicht mehr die volle Identität der Titianschen Gestalten, dafür thut sich aber eine Vornehmheit der Pracht hervor, eine Gewalt der Phantasie in Beherrschung so ungemessener Flächen und Vertheilung der Figuren, Gruppen, der Architektur, Beleuchtung, Farben, eine Sicherheit des nie irrenden, mit geübtester Meisterschaft hinfliegenden Pinsels, eine Berechnung der Luftperspektive in allen Abstufungen und

Nüancen, welche nur die vollendete unabsichtliche Wirkung, nicht aber die Berechnung durchblicken läßt, und in allen diesen Vorzügen zugleich an der Grenze des Extrems noch ein Maß und eine Würdigkeit behält, daß nur der lieblichere Reiz, die süßere Milde bei aller unbeschreiblichen Kraft fehlt, um Paul Veronese mit Titian auf gleiche Stufe zu stellen. Hauptsächlich das hiesige Gemälde schimmert im vollsten Silberglanz einer unbeschreiblichen Helligkeit, wie ich sie hier in der Akademie nur in einem prächtigen Bilde von Paris Bordone ähnlich wiedergefunden habe. Die Gruppirung in den großen Massen ist von der klarsten Einfachheit, und die Luft und Architektur in der Nähe und weitesten Entfernung von solch einer Wirkung, daß man gestehen muß, Paul Veronese, obschon er gegen Titian im Ganzen zurücksteht, habe nach gewissen Seiten hin dennoch wieder einen Schritt vorwärts gethan.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, December.

(Beschluß.)

Hebels Denkmal.

Ich kann es für keine passende Art der Inschrift auf ein Denkmal halten, ihn, zu dessen Ehren es dasteht, die Beschauenden anreden zu lassen mit einem beliebigen Stammbuchverse, mit einer Sentenz, die in keiner andern Beziehung zu ihm steht, als daß er sie gemacht hat. Die Mit- oder Nachwelt setzt ihm das Monument, und somit auch die Inschrift. Die Anreden auf Leichensteinen, das Sta viator! haben einen ganz andern Ursprung, und immer wird dann die Stimme aus dem Grabe von sich selber reden. Jedenfalls verträge sich dann der Virgilische Vers, der dem Manne des Denkmals selbst gelten soll, nicht mit seinen eigenen Sprüchen. Oder soll diesen der Geist der Geschichte der Menge zurufen, und hat ihn deßhalb übersetzt? Er selbst, der Kundige des Alterthums, hätte gewiß vorgezogen das

„Semper honos nomenque tuum laudesque manebunt."

*

An einem schönen Herbstmorgen sah man einen langen Zug Menschen sich über den Schloßplatz in Karlsruhe nach dem Schloßgarten zu bewegen. Er war eigenthümlich bunt gemischt, nicht von Uniformen und Epauletten, und auch nicht von farbigen Straßburger Hüten und Pariser Shawls. Heiter, doch ehrfurchtsvoll zog die Menge mit. Ein Fremder, der nach der Bedeutung gefragt, hätte erfahren, daß Hebels Denkmal enthüllt werden solle. Was dem Zuge das Farbenspiel gab, das waren Abgesandte aus der Heimath des Dichters, aus dem innern und äußern Schwarzwalde; voran schmucke Dirnen und junge Bursche in ihren eigenthümlichen, so verschiedenen, lachenden, malerischen Trachten, mit Blumen und Früchten, mit Sicheln und Sensen, und es fehlten auch nicht die, welche reiche Weinranken mit reifen Trauben wie Thyrsusschwinger trugen. Ihnen folgten alte Männer aus jenen Gegenden, die mit dem jungen Peter noch in die Schule gegangen waren, oder den Herrn Präzeptoratsvikarius in Lörrach noch hatten predigen hören. Alle diese wollten ihren Dichter kränzen. An diesen bunten Theil schloß sich der lange, schwarze, städtische Zug an: voran sein zweiter Nachfolger in der geistlichen Würde mit dem goldenen Kreuze und dem schwarzen Mäntelchen. Möge er sie leichter tragen als der, dem sie zuerst umgehängt wurden! Ihm zur Seite und nach ihm die oberste Kirchenbehörde und die Geistlichkeit, die Professoren der Lehranstalt, der Hebel einst vorstand, theils noch Kollegen, theils seine Schüler, und den Zug beschließend die große Menge seiner Freunde, seiner Verehrer, seiner Schüler. Er hat deren Viele gehabt. „Vielleicht zweitausend Jünglinge," sagt er in jener Antrittspredigt vor einer Landgemeine, „habe ich in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet. Viele von ihnen erfreuen mein Antlitz, wenn ich sie nun als fromme, als glückliche, als geachtete Männer und Freunde wieder sehe. Manche von ihnen stehen schon lange in geistlichen Aemtern, und manches fromme Wort, das ich hie und da in ein gutes Herz gelegt habe, o Gott! es trägt vielleicht jetzt reichliche Früchte, ohne daß ich's weiß." — An dem Bestimmungsorte angelangt, ordnete sich die Menge auf dem kleinen Platze, so gut es ging. Das Monument war verhüllt, die Sonne hatte sich hinter aufsteigende Wolken verborgen, die Menschen standen lautlos, in Ehrfurcht einem erhabenen Augenblick entgegen harrend, kein Blatt bewegte sich im Winde. Von einer andern Seite kam zu Fuß der Großherzog in bürgerlicher Kleidung, und die Großherzogin, von ihren Kindern umgeben, von kleinem Gefolge begleitet, in dem festlichen Kreise an, und nahmen den vordersten Platz, dem Denkmal gegenüber, ein. Nun trat ein ältlicher Mann hervor, schwarz gekleidet — ich glaube, es war der Adjunkt — und hielt dem Dichter, dem Lehrer, dem Freunde eine Rede voll Wahrheit und Innigkeit. Und wie er geendet, so fiel die Hülle herab von dem Standbilde, und Hebels Büste sah freundlich auf die Menge nieder. Diese aber begrüßte ihn jubelnd mit einem schallenden „Hoch." Die Landmädchen legten ihre Blumen und Früchte vor ihm nieder als freudiges Opfer, und die Burschen schlugen ihre Sensen aneinander, daß es dröhnte, und schwangen ihre Thyrsusstäbe; die Sonne aber trat an den blauen Himmel hervor, und die Bäume regten sanft ihr Laub. Um auch den Entblößten mit freudigen Worten zu begrüßen, schritt ein Mann vor die Menge hin, und begann. Doch als ich seiner Rede lauschen wollte, da — erwachte ich plötzlich und es fiel mir schwer aufs Herz, daß diese ganze Ovation nur ein Traum gewesen seyn sollte, ein nichtiger, flüchtiger Traum.

Den andern Tag bekam ich zufällig die Zeitung in die Hand, und las zu meinem größten Erstaunen, daß gestern, den 17ten September 1835, das Denkmal Hebels enthüllt worden sey. Ich fragte da und dort, es hatte Niemand etwas davon gewußt, die Stadt hatte kein Fest gefeiert. Der Vorstand des Unternehmens ging an dem trüben Tage unter Regenschirmen zu dem Denkmal hin, auf dessen Bitte fand sich auch der Großherzog nebst der Großherzogin und den Prinzen dort ein, und nun wurde die Kapsel hinweggenommen. Alle Anwesenden fanden die Arbeit recht schön, und gingen befriedigt nach Hause. „Eine besondere Festlichkeit bei dieser Veranlassung," sagt der Zeitungsartikel, „würde dem bescheidenen Sinne des gefeierten Sängers nicht entsprochen haben." Ach, wenn ihr ihn fragen könntet, hätte sein bescheidener Sinn auch kein Monument gewollt!

Beilage: Literaturblatt Nr. 126.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 297.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 12. December 1835.

Und so tändelt' ich mir
In der neptunischen Stadt Tage wie Stunden hinweg.
Goethe.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Wien, den 20. Sept.

Seit wenigen Stunden erst sind wir hier; nur in etwas abgestäubt und gewaschen, und es treibt mich bereits, dir zu schreiben. Halb ist es Sehnsucht, halb Unruhe. Die Briefe von Haus sind nicht angekommen, und so habe ich seit Lindau keine Nachrichten; dennoch möchte ich sogleich wieder umkehren und nach Italien zurückgehen. Mein Verlangen nach Venedig ist unendlich, und es kommt mir wie eine Thorheit vor, daß ich nicht geblieben, nicht weiter und weiter in's Land hineingereist bin. Wie es jetzt steht, habe ich zu viel und zu wenig, ja dadurch gar nichts gesehen; das eigentlich vorgesteckte Ziel der Reise ist erreicht, und mir scheint nichts erreicht; ich bin in bekannter und erwünschter Umgebung, und finde mich dennoch einsam und beinahe trostlos. Doch betrübe dich nicht, es wird die Abspannung und Reisemüdigkeit seyn, die mich in solchem Grade mißstimmt. Vier Nächte und drei Tage sind wir ganz ohne Unterbrechung herübergefahren, und auch in Venedig war der lezte Tag anstrengender, als genußreich und belehrend. Denn wie gewöhnlich hatte ich Vieles stehen und liegen lassen, und mußte nun höchst Beachtenswerthes mit flüchtigen Blicken überfliegen. Früh schon bestiegen wir den Markusthurm, um noch einmal die ganze Stadt mit allen Inseln im Morgenglanze mit einem Abschiedsblicke zu umfassen; von hier ging's in die Markuskirche, um deren einzelne Merkwürdigkeiten zu durchmustern und die antiken Rosse in der Nähe zu besehen; dann in den Dogenpallast, die Deckengemälde zu bewundern, welche hauptsächlich die Heldenthaten der Venetianer und sonstiges, auf Staat und Verwaltung Bezügliches im vollsten Glanze darstellen; den wohlerhaltensten Gian Bellini, in der Sakristei der Frarikirche, Maria auf dem Thron, zwei musizirende lieblichste Engel davor, rechts und links je zwei Heilige und Doktoren der Kirche, von genauester Ausführung, mit der Jahreszahl 1488, ein ähnliches Bild in der Kirche S. Salvatore, Christus zu Emaus, das Brod segnend, mußte ich auch noch besichtigen; die Chiesa und Scuola di S. Rocco deßgleichen, sowohl der Architektur als auch der großen Bilder von Tintoretto wegen, welche für mich an innerem Werth um so viel hinter Paul Veronese zurückstehen, als sie ihn in äußerer Größe überragen; und nach allen diesen Kreuz- und Quergängen blieben noch viele der berühmteren Paläste übrig. Der Pallast Pisani Moreto, welcher das

Prachtbild Paul Veroneſe's, Alexander und Darius, enthält, war leider verſchloſſen; im Pallaſt Barbarigo fand ich zwar viele Titians, urſprünglich gewiß die trefflichſten Werke, jetzt aber ſo verſtäubt und eingedorrt, daß ſie in andere Hände kommen müſſen, ſollen ſie vor dem Untergang gerettet werden; und ſo ging es fort und fort, bis ich zulezt weder Sinn noch Auge für Kunſt und Natur hatte. Beim Sonnenuntergang ließen wir uns lange ſpazierenfahren, und nahmen dann, als der Mond ſchon den Markusplatz beglänzte, auch von dieſem Raume den lezten Abſchied. Dann aßen wir ſchnell und gingen noch auf eine halbe Stunde in's Theater, da uns ſeit einigen Tagen eine junge Schauſpielerin durch eine noch nicht geſehene Raſchheit und Präziſion, innere und äußere Lebendigkeit und Wahrheit des Ausdrucks mehr und mehr zu intereſſiren angefangen hatte. Der Gefährte hatte ſie am Morgen beſucht, belobt, als Kenner aufgemuntert, und ſie ſchien ſchon in den erſten Scenen ſich heute doppelt bewähren zu wollen; kaum aber waren wir recht mitten in der Bewunderung, als wir der Viſitationsgeſchäfte wegen in's Zollhaus gerufen wurden. Nach langem Harren fuhren wir endlich um zehn Uhr zwei Stunden lang im Nachtdunkel durch die ſtillen, ſchwarzen Fluthen dem Ufer zu. Es ſchien eine endloſe, traurige Fahrt. In Mäſtre beſtiegen wir den unbequemen Poſtwagen, der uns zunächſt nach Treviſo ſchleppte. Dort mußten wir drei und eine halbe Stunde auf der Straße warten, weil die Briefpoſt aus Mailand nicht angekommen war; endlich ging's weiter. Doch ich will dich nicht der Länge und Breite nach durch Italien bis zur Grenze von Steyermark mitnehmen. In Udine, wo wir am erſten Tage Mittag gemacht hatten, ging die eigentliche Qual erſt an. Von dortaus wurden wir, alles Proteſtirens unerachtet, mit dem verdrießlich täppiſchen Kondukteur ſechs Perſonen, eng in einen kurzen Wagen mit den ſteilſten Seiten- und Rückwänden, die je gebaut worden, eingeklemmt, und hatten in dieſem Torturkaſten drei Nächte und zwei Tage hindurch, des Tages von der Hitze, dem unerbittlichen Staube, Nachts von der ſtrengen Gebirgskühle dermaßen zu leiden, ſahen ſo wenig, lebten ſo mittelmäßig, ſprachen ſo gewöhnlich, daß ich wieder recht gründlich einſehen lernte, Reiſen ſey mehr als ein Vergnügen. Ein öſterreichiſcher Hauptmann, gutmüthig und unterrichtet, ein fleißiger Student der Thereſien-Akademie zu Wien, ein Profeſſor der Chemie aus Padua, furchtſam, eitel, ungereist und philiſterhaft ſelbſtgefällig, blieben unſere ſteten Leidensgefährten. In Wiener-Neuſtadt hatten wir Nachts noch den trauriſten Anblick einer vor wenigen Tagen niedergebrannten Stadt zu erdulden, und athmeten erſt auf, als wir aus der Ferne her zuerſt die Spize des Stephan in die Morgenluft emporragen ſahen.

Kleine und niedere Induſtrie zu Paris.

(Beſchluß.)

Eine der originellſten Pariſer Induſtrien iſt beſonders ſeit vergangenem Winter hier in's Leben getreten; ſie beſteht nämlich darin, Tänzer auf die öffentlichen Tanzplätze zu liefern. Da mehrere ungünſtige Umſtände ſich vereinigten, welche die freiwilligen Tänzer von Tag zu Tag ſeltener machten, ſo fühlte die tanzende Welt das Bedürfniß, eine terpſichoräiſche Anſtalt gründen zu ſehen, welche für billigen Miethzins Tänzer liefert, originelle Tänzer, wenn es je welche gab, junge Leute von vortheilhaftem Aeußern, anſtändiger Haltung, gebrannten, parfümirten Haaren, weißer Kravatte, ſchwarzem Frack, gelben Glacéhandſchuhen und unermüdlicher Kniekehle. Dieſe Feudaltänzer ruhen niemals aus, laſſen keinen Tanz vorüber, walzen mit alten Weibern den Cholerawalzer, mit jungen, ſtinken Mädchen eine deutſche Galoppade, eſſen wenig Biscuit und Eis, nippen bloß am Punſchglaſe, haben zierliche Geſten an ſich und ſind äußerſt zurückhaltend und keuſch in ihren Reden. Die Entrepreneurs oberwähnter Anſtalt ſtehen für ihren moraliſchen Charakter; jede Mutter kann ihre fünfzehnjährige Tochter getroſt dieſen jungen Leuten anvertrauen; man ſteht außerdem noch für ihre Redlichkeit: ſie werden nie den beſſeren Hut eines Andern mit ihrem ſchlechten verwechſeln; man ſteht endlich für ihre Geiſtesgegenwart: ſie werden beim Nachhauſegehen nie ſo zerſtreut ſeyn, einen Mantel mitzunehmen, der nicht ihnen gehört, wie das wohl in den hohen, höheren und höchſten Geſellſchaften hier vorkommt.

Dieſe neue Art höchſt pittoresker Induſtrie iſt, wie geſagt, vorigen Winter, ich weiß nicht mehr bei welcher Gelegenheit, aufgekommen, und kann und wird auch wohl noch bedeutende Erweiterungen erhalten; ich zweifle keinen Augenblick, daß dieſe Anſtalten im Dienſt der Terpſichore einſt noch eben ſo häufig werden, als die Ausgaben zu 2 Sous. So wird man am Ende für Hochzeit-, Tauf-, Leichen- und andere Ceremonien ganze Familien an diejenigen verabfolgen laſſen, welche keine haben und derſelben doch für den Augenblick benöthigt ſind; Bittſtellern, welche ihr Geſuch durch eine hübſche Hand einreichen und von einem zarten Munde Fürſprache einlegen zu laſſen wünſchen, wird man hübſche Mühmchen nachweiſen, kurz, von nun an wird man ſicher ſeyn

können, in kritischen Augenblicken des Staatslebens stets Minister, für gefährliche Unternehmungen stets Aktionäre, für schlechte Theater stets Zuschauer, und für alle Glaubenslehren wenigstens einige Gläubige zu finden.

Die dramatische Welt besonders gewährt einer großen Anzahl von Leuten der niedern Industrie Beschäftigung und Unterhalt. Wir wollen gar nicht einmal die Menge der bezahlten Klaqueurs rechnen, ohne welche keine Theaterunternehmung und keine erste Vorstellung mehr leben kann, sondern zunächst nur die Industrie vor den Thüren und Eingängen der Theater in Augenschein nehmen. Seit mehreren Jahren nämlich haben die von den Theaterdirektionen getroffenen finanziellen Anordnungen veranlaßt, daß eine Menge von Theaterbillets in Paris ausgegeben wurden, welche von den Direktoren, Regisseurs oder Autoren unterzeichnet sind. Diese Billets werden mit Rabatt verkauft und dem Publikum mit mehr oder weniger Bescheidenheit von den dramatischen Mäklern zum Kauf angeboten, welche, in der Nähe des Theatereinganges aufgepflanzt, ökonomische Zuschauer anwerben. Diese Industrie, welche mit den ersten Strahlen der Gasbeleuchtung aufblüht, macht für den ruhigen Spaziergänger gewisse Lokalitäten unzugänglich, wie z. B. die Passage des Panoramas, deren Ausgang jeden Abend von den Contremarkenhändlern der Variétés barrikadirt ist, welche jeden Vorübergehenden mit der unausbleiblichen Phrase anheulen: Billets des Variétés moins chers qu'au bureau! Dieser Handel bewerkstelligt sich vor andern Boulevardstheatern weniger stürmisch, z. B. vor dem Gymnase, wo aber eine andere Unsitte eingerissen ist. Die Administration dieses Theaters pflegt nämlich jedesmal eine Anzahl von sogenannten Billets de faveur auszugeben, welche in der Regel für zwei Personen gültig sind und wofür man nur 20 Sous nachbezahlt, um einen Logenplatz zu bekommen, so wird einem wenigstens gesagt; wenn man aber am Abend in's Schauspiel gehen will, so merkt man, daß das Ganze nichts als eine herrliche Erfindung und sublime Mystifikation ist, welche einem für 20 Sous allerdings ein Billet, aber keinen Platz verschafft. Bei der großen Oper kauft man draußen das Eintrittsbillet nicht zur Hälfte des feststehenden Preises, sondern um das Doppelte dessen, was man an der Kasse zahlt, wo man, nebenbei gesagt, nichts als Parterrebillets haben kann, weil die andern schon früher ausgegeben werden. Die Billetsverkäufer an der großen Oper haben übrigens ganz höfliche Manieren, ihre Waare anzubieten, und man merkt ihnen an, daß sie mit Fashionables und angehenden Diplomaten zu thun haben. Die Contremarkenhändler sind deutigs Tages hier so zahlreich, daß die Meisten davon kaum so viel verdienen mögen, um die Zeche beim Marchand de vin zu bezahlen.

Dem Pariser Sittenmaler ist es eine unerläßliche Pflicht, von Zeit zu Zeit die Erscheinungen in der Geschichte dieser untergeordneten Industrie aufzusuchen, und jenes betriebsame Völkchen zu studiren, welches wie der Vogel von einem Aste zum andern fliegt, keinen Zügel, noch Halt kennt, halb gutmüthig und ehrlich, halb schlau und betrügerisch, und höchst charakteristisch für die Gegenwart ist, welche nach seinem Muster unruhig, unstät, ungeregelt dahinlebt; es gewährt Interesse, jenes irrende Volk zu beobachten, wie es den Miethzins für die Boutiken zu ersparen weiß und die Patentsteuer zu umgehen sucht, wie es nach der jedesmaligen Mode und Jahreszeit wechselt, und die Vogue des Tages, so wie jeden günstigen Umstand ausbeutet. Welch ein geschmeidiges industrielles Treiben, wodurch niedere Spekulanten die pfiffigen Berechnungen der großen Finanzleute und Börsenhelden auf der Straße parodiren, worin sich der erfindungsreiche, koboldsartige und listige Geist der Pariser abspiegelt, und worin eine Menge talentvoller Köpfe Proben ihrer Geschicklichkeit ablegen, weil ihnen der Zufall ein besseres Theater und edlere Bestandtheile verweigert hat. Diese kleine Industrie hat von jeher auf dem Pariser Pflaster gelebt und wird auch noch ferner darauf leben; dem herrschenden Geschmack und den herrschenden Sitten unterthan, wird und muß sie dem Grunde und der Form nach oft wechseln. So oft wir etwas interessantes Neues in dieser Welt entdecken, wollen wir so frei seyn, es den Lesern dieser Blätter mitzutheilen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Die Wahl des Lord-Mayors.

Der neunte November ist in London der Lord-Mayors-Tag, was weder mehr, noch weniger heißt, als daß daselbst jährlich am neunten November der Sessel des in der City regierenden Lord-Mayors geräumt und wieder besetzt, ein großer Spektakel aufgeführt, viel gegessen, noch mehr getrunken und ansehnlich gestohlen wird. Es ist bekannt, daß jede Stadt in England einen Mayor und in ihm ihre höchste Magistratsperson besitzt; aber so mächtig, wie der City-Mayor, ist keiner. Auch führt er allein den Ehrentitel Lord, und während die Gemahlinnen der übrigen Mayors sich mit der Benennung Dame Mayoreß begnügen müssen, wäre es, wenn nicht gefährlich, doch gewiß höchst unartig, die Gattin des Lord-Mayors anders als Lady Mayoreß zu tituliren. Den vollgültigsten Beweis seiner, einen Staat im Staate bildenden Macht gibt der Umstand, daß ohne seine Genehmigung keine exekutive Gewalt die Grenzen der City überschreiten darf, und daß selbst der König, ehe ihm das Thor geöffnet wird, welches jedem andern Menschenkinde offensteht und nur bei Annäherung des Königs sich schließt,

bescheidentlich anklopfen und mittelst Eides versprechen muß, im Fall er eingelassen werde, keine eigenmächtige Handlung zu begehen, sondern in den Privilegien der City ein unverletzliches Heiligthum zu verehren. Allerdings dürfte ein Lord-Mayor an der Spitze seiner, mit Speer und Schild bewaffneten Mannen sich in Verlegenheit befinden, dafern ein kühner König das morsche Thor erbrechen ließe, umringt und gefolgt von seinen schwergewappneten Reitern in die heilige Stadt einzöge, und nicht bloß König in England, sondern auch König im reichsten Distritte seiner Hauptstadt seyn wollte. Allein der Lord-Mayor darf deßhalb so lange unbesorgt seyn, als größere Freiheiten in England unangetastet bleiben, und somit läßt sich nicht bestimmen, ob je und wann der Lord-Mayors-Tag aufhören wird, für den abtretenden Herrscher ein Tag des Schmerzes, für den eintretenden ein Tag der Wonne zu seyn. Wenigen gebornen Fürsten war es gegeben, freiwillig die Krone abzulegen; aber kein Lord-Mayor, glaube ich, ist noch je gerne von dem Amte geschieden, welches das letzte Ziel eines ehrgeizigen Londoner Kaufmanns ist. Wie daher die Römer ihre guten Gründe hatten, warum sie ihren Konsuln eine von der Zeit beschränkte Staatsgewalt vertrauten, so hat auch kluge Vorsicht diejenigen geleitet, welche die Würde der höchsten Magistratspersonen in London bloß für die Dauer von zwölf Monaten ertheilten. Der neunte November ist aber nicht etwa der Tag, an welchem der Lord-Mayor den Namen des Mannes erfährt, dessen glücklichen Händen er die Zügel der Regierung überantworten soll. Zu dieser Kenntniß ist er bereits am vorhergegangenen Michaelistage gelangt. Am Morgen des neun-und-zwanzigsten Septembers versammeln sich zum Behuf der vorzunehmenden Wahl in dem stattlichen, the Guildhall genannten Gebäude der derzeitige Lord-Mayor, der Recorder (auf deutsch Syndikus oder Stadtschreiber), die Gesammtheit der Aldermen — der Pflanzschule der Lord-Mayors — alle ersten Beamten der City, die sogenannten livery-men oder zünftigen Bürger, und eine Menge anderer Menschen, die, weil sie von dem Allen nichts sind und zu dem Allen nichts zu sagen haben, den meisten Lärm und die lautesten Sprecher machen. Schlag eilf Uhr verfügen sich die Behörden in die Kirche St. Lawrence Jewry, hören daselbst eine Predigt des dem Lord-Mayor eigenen Kaplan und kehren dann nach Guildhall zurück. Sobald hier mehrere unwesentliche Förmlichkeiten gebührend durchgemacht sind, erhebt sich der Recorder, bemerkt den zünftigen Bürgern, daß in Gemäßheit des alten Brauchs der guten Stadt London gegenwärtige Commonhall gehalten werde zu ihren Gunsten und zum Behuf der Ausübung eines ihrer wichtigsten und ehrenvollsten Vorrechte, des der eigenen Erwählung ihrer obersten Magistratspersonen, daß es ihr Privilegium sey, zu diesem angesehenen und einflußreichen Amte aus der Körperschaft der Magistratspersonen nach Belieben zwei Individuen vorzuschlagen, daß sie bei Ausübung dieses Rechtes seines Rathes nicht bedürften, indem ihre Zahl und Ehrenhaftigkeit die sicherste Gewähr ihres festen Willens sey, ihre hohen und wichtigen Freiheiten unversehrt zu erhalten, daß sie, eng verbunden, stets im Stande seyn würden, jeden Versuch zu Beeinträchtigung derselben zurückzuweisen, und daß nur Uneinigkeit ihnen den Sieg abgewinnen, einzig und allein Uneinigkeit sie des, nächst der Vertretung im Parlamente größten Vorrechtes berauben könnte, und schließt dann mit der Aufforderung, eine ihrer würdige Wahl zu treffen, fest zu halten an diesem ihrem unschätzbaren Vorrechte, und ungeschmälert, wie sie von ihren Vätern es überkommen, es treu und ehrlich auf ihre Kinder zu vererben. Nach solcher Rede entfernt sich der Recorder, mit ihm der Lord-Mayor und die Aldermen. Die beiden Sheriffs beaufsichtigen nun den Wahlakt, welcher darin besteht, daß der Common-Serjeant den Namen des ältesten Alderman ausruft und die Anwesenden ersucht, dafern sie ihn zum Lord-Mayor wünschen, solches durch Aufhebung der rechten Hand zu bekunden. Auf diese Art werden nach und nach sämmtliche Aldermen zur Wahl gestellt, und die Sheriffs entscheiden zuletzt, für welche zwei die meisten Hände sich erhoben. Auch lassen die Bürger sowohl, als die Nichtbürger es in der Regel beim Händeaufheben nicht bewenden, sondern drücken ihre Billigung oder Mißbilligung gleichzeitig und zwar so vernehmlich mit dem Munde aus, daß die Sheriffs, auch ohne die Hände zu zählen, über die Ansichten der Wähler nicht zweifelhaft bleiben können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 291:

Das Leben.

Räthsel.

Nach Voltaire's Zadig.

Vom Zenith bis zum Nadir durch die Kreise
Der Welten bahnen trägt mich mein Geleise;
Der Weg ist weit, viel weiter ist mein Weg:
Zur Ewigkeit bin ich der lange Steg.

Ich baue fort an mir in Einem Zuge,
Ich baue mich im allerschnellsten Fluge,
Wogegen, wenn das kleinste Maß ihn mißt,
Der Flug des Lichts, der Geister langsam ist.

So lang ich bin, so kurz ist meine Dauer
Für euch, es füllte Manchen schon mit Schauer,
Wie ich für seinen langen Wunsch so klein,
So hemmend seiner Aussicht könnte seyn.

So schnell ich bin, so langsam kann ich schleichen,
Dem lahmsten Schneckengange zu vergleichen,
Wenn Einer aus der Zukunft weitem Schooß
Erst für sich holen will das große Loos.

Unendlich klein sind meine kleinsten Theile,
Unendlich groß der Raum, darin ich weile;
Vermißt mich Einer, hat er mich verspielt,
Gar nichts, was ist, wird ohne mich erzielt.

Was klein ist, mag ich gern zu Staub zernagen,
Was groß ist, mag ich durch die Welten tragen:
Doch wird es mir zuweilen auch zur Last,
Dann werf' ich's hin zum übrigen Ballast.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 298.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 14. December 1835.

— Das ſind keine Müden,
Iſt kein Werk, das kämpft und ringt,
Das iſt, wie die Blumen blühen,
Das iſt, wie der Vogel ſingt.
Rückert.

Gedichte von Ludwig Seeger.

Müſsige Arbeit.

Es quillt ein ſtilles Sinnen
Herauf aus dem Gemüth,
Ein ſüßes Schwellen, Rinnen
Mir durch die Adern glüht.

Ein inniges Genügen
Durchlächelt Geiſt und Sinn,
Und legt in heitern Zügen
Sich auf die Stirne hin.

Ich brauchte nicht zu rufen,
Die Kräfte waren wach,
Ich ſahe zu, ſie ſchufen
Sich ſelber Dach und Fach.

Das Fach, das ſie ſich bauen,
Das iſt des Wortes Leim;
Das Dach, aus dem ſie ſchauen,
Das iſt des Liedes Reim.

So, ob ich ſchon Nichts thue,
Nur in das Treiben ſchau'
In frühlingsmüder Ruhe,
Erſteht der kleine Bau.

Die Grasblume.

Als die Blume jähen Todes
Unter ſcharfem Eiſen ſank,
Dachte ſie noch des Gebotes,
Das von Kindern fordert Dank.

Erde hat ihr blühend rothes
Kleid ihr prächtig umgelegt,
Mütterlich ihr oft bedrohtes
Leben an der Bruſt gehegt.

Jetzo, da ſie von der lieben
Mutter ſich verblutend trennt,
Hat ſie dankbar ihr verſchrieben
Allen Duft im Teſtament.

Sink' auch ich verwelkt einſt nieder,
Wenn's dem Ernteſammler daucht,
Erbt ihr Nichts von mir als Lieder,
Die ich liebend ausgehaucht.

Verdruss.

Waldein bin ich gegangen,
Frug nach dem Wege nicht,
Was konnt' es mir verfangen,
Wo durch mein Pfad sich bricht?

Quer über Bergesflächen,
Von Wipfeln überrauscht —
Ringsum — welch wirrig Sprechen!
Bin ich auch hier belauscht?

So ist's auch hier lebendig?
Vor Schwätzern keine Ruh?
Ein Tannenhaupt verständig,
Was raunt's dem andern zu?

Scheel von der Seite, trutzig
Sieht her der Felsenstein,
Und Wolken hängen stutzig
Ihr Schafsgesicht herein.

Das nämliche Geschnatter,
Dem ich entgangen kaum:
Da bittet zu Gevatter
Mich ein Holzäpfelbaum.

Die Birke muß bedauern,
Der Eichstrunk raunt in's Ohr:
So könn's nicht länger dauern,
Die Buche schlägt mir vor —

Wer blies der Narrenheerde
Die heisern Stimmen ein,
Ist noch auf weiter Erde
Die Schwätzerzunft zu klein? —

Du Thor! im Zorn aufflackern!
Sie machen's ärger bloß;
Das Zischen, Blöcken, Gackern,
Du wirst es niemals los.

Und Ruhe hoffe keine:
Einst noch am stillen Ort,
Auf deinem Leichensteine,
Schwatzt eine Grabschrift fort.

Sturmnacht.

Die Stürme, sie tanzen im luftigen Saal,
Aufspielen die Pfeiffer, die Winde, zumal;
Sie schwingen die Bräute durch's taumelnde Haus,
Und löschen die gaffenden Lichter aus.

Sie wiegen und küssen die Wolkenjungfrau'n,
Bis Morgenblitze in's Dunkel schau'n;
Die Töne verrauschen, die Luft ist gekühlt,
Die Dirnen erwachen, die Locken zerwühlt.

Die Junker grüßen mit höhnischem Mund,
Und ziehn in die Weite zur selben Stund;
Hinunter zur Erde die Mägdlein sahn,
Und huben in Strömen zu weinen an.

Naturhistorische Charakteristik der verschiedenen Lebensalter.

Zweiter Artikel.

Das Lebensalter der Reife.

Die physische und geistige Reife tritt ein für den Jüngling mit dem fünf-und-zwanzigsten, für die Jungfrau schon im neunzehnten, zwanzigsten Jahre. Sie dauert bei dem Manne bis zum fünfzigsten, sechzigsten, bei der Frau bis zum vierzigsten, fünfzigsten Jahr.

Sie besteht in der Entwicklung der Individualität. Vor der Reife hat der Jüngling, noch mehr aber die Jungfrau, eigentlich noch keine Tugenden und Laster, sondern bloße Neigungen und Leidenschaften; sie haben noch keine individuellen Vorzüge und Fehler, sondern theilen den allgemeinen Charakter der Jugend, nur mit unendlich mancherlei Gradunterschieden. Der Jüngling ist mehr oder weniger gehoben und getrieben von den Ideen seines Geschlechtes, erfüllt von Begeisterung, gereizt und entbrannt von den Leidenschaften seines Alters: er ist freiheitliebend, ehrgeizig, unabhängig, pathetisch, poetisch, patriotisch, radikal. Ebenso repräsentirt die Jungfrau, nur mit Gradunterschieden, die Fehler und Vorzüge ihres Geschlechtes: sie ist mehr oder weniger sittsam, züchtig, gefallsüchtig, zart, fein, liebevoll. Die individuellen Charakterzüge stechen freilich schon mehr oder weniger hervor, für das geübtere Auge leicht bemerklich; allein noch liegen sie bloß im Hintergrunde des Seelenlebens. In den Vordergrund treten sie mit der Reife des Alters. Die Denkweise nimmt eine bestimmte Farbe, eine besondere Manier an; es setzen sich Ueberzeugungen, Ansichten und Grundsätze fest; Temperament und Naturell verwandeln sich mehr und mehr in Charakter; es werden Gewohnheiten und Eigenheiten angenommen, Tugenden und Laster treten hervor, während beim Jüngling eigentlich mehr nur Neigungen und Leidenschaften geherrscht. Es ist begeistlich, daß diese individuelle Gestaltung bei dem einen

Individuum eine bestimmtere und eigenthümlichere Farbe trägt, als bei dem andern; manches Individuum bringt es wohl auch gar nicht zu einem individuellen Charakter, sondern verbleibt, sey's aus weicher Biegsamkeit, sey's aus Mattigkeit oder Gehaltlosigkeit, in vager Allgemeinheit. Namentlich ist auffallend und merkwürdig, wie viel der Stand der Ehe, des Hausvaters und der Hausmutter dazu beiträgt, die Reife der individuellen Charakterbildung zu beschleunigen und zu entscheiden. Junggesellen und alte Jungfrauen behalten, gegenüber von gleichalterigen Ehemännern und Frauen, immer noch etwas Jugendliches. Sie theilen noch immer in mehr oder weniger überwiegendem Grade die allgemeinen Fehler und Vorzüge ihres Geschlechtes. Die Jungfrau, indem sie in den Stand der Hausmutter tritt, reift in einem Jahre um ein Jahrzehend, so daß in diesen Moment die bedeutendste Entwicklung und Verwandlung ihres Seelenlebens fällt. Es treten Eigenschaften, theils Vorzüge, theils Fehler, hervor, welche ihr Gatte in der allgemeinen jungfräulichen Haltung gar nicht geahnt. Der Eine findet hinter einer bescheidenen, anspruchslosen Schüchternheit ein reiches, aufopferndes, liebevolles Gemüth, Geist, Witz und Verstand; der Andere hinter der liebenswürdigsten Engelsmiene einen Hausteufel. Darum gilt eben die Ehe in einem so hohen Grade als Lotterie, weil in der Jungfrau der individuelle Charakter noch gar nicht entwickelt ist, auf Einmal aber in der Hausfrau hervortritt. Eine andere sehr allgemeine Beobachtung, daß mit Jungfrauen nur eine allgemeine und vage, mit Frauen dagegen erst eine konkrete und darum interessantere Unterhaltung zu führen ist, findet ebenfalls darin ihre Erklärung, daß die Frau erst individuelle Gestaltung mit individuellen Anknüpfungspunkten annimmt. Die gleiche Verwandlung wird bei dem Manne durch den Ehestand nicht in demselben Grade beschleunigt; doch reichen ein paar Jahre hin, dem Ehemann ein gesetzteres Aussehen zu geben, verglichen mit Junggesellen.

Das Alter der Reife zerfällt wiederum in drei, jedoch weniger genau abgrenzbare Epochen: in das Alter der Mündigkeit, worin die Intelligenz zu vollendeter Entwicklung kommt, beim Manne von fünf-und-zwanzig bis dreißig, bei der Frau von zwanzig bis dreißig; in das Alter des Charakters, in der Umgangssprache das gestandene Alter genannt, worin der Charakter seine individuelle Gestaltung vollendet, gleichsam krystallisirt oder gesteht, bei dem Manne von sechs-und-dreißig bis fünf-und-vierzig, bei der Frau von dreißig bis vierzig; und endlich in das Alter der Vernunft und Weisheit, wo die Leidenschaften abgekühlt sind, und klare Anwendung von den erworbenen Gütern der Intelligenz und des Charakters gemacht wird.

Erste Periode der Reife, das Alter der Mündigkeit.

Mit dem fünf-und-zwanzigsten Jahre wird der Mann, mit dem zwanzigsten die Jungfrau mündig und kann heirathen, ist eine alte und allgemeine, meist selbst durch das Gesetz geheiligte Regel. Diese Mündigkeit bezieht sich übrigens weniger auf den Charakter, welcher noch in dem Chaos des Naturells gährt, als auf die Intelligenz, welche nunmehr in ihrer reinen Gestalt und Anwendung hervortritt. Nicht als ob wir die Intelligenz dem Jünglingsalter absprechen wollten; denn sie ist allerdings schon hier vorhanden, ja geht bereits dem Knaben auf, allein noch nicht in eigener und reiner, sondern in verhüllter Gestalt, nämlich innerhalb und in der Form der niedrigern Seelenvermögen, beim Knaben in der Form der Fassungskraft und des Gedächtnisses, beim Jüngling in dieser, hauptsächlich aber in der Form der Phantasie. Beim Knaben ist daher die Intelligenz noch ganz und gar rezeptiv, sie ist Verständniß im Auffassen, Geschicklichkeit im Lernen; beim Jüngling ist sie produktiv in poetischer und begeisterter Form und Anwendung, rezeptiv in der Nachahmung Anderer, so wie in der Aneignung fremder Ansichten und Urtheile. Produktive Intelligenz beginnt erst bei dem heranreifenden Manne, er erst greift mit eigenem, selbstständigem Urtheile in das Leben und die Wissenschaft ein. Noch regen sich Anfangs selbst in dem Manne chaotisch fremde und eigene Ansichten durcheinander; die Wahrheit ist ihm Anfangs noch durch Vorurtheile, Schulmeinungen, Mißverständnisse überwachsen. Die bisher auf fremde Autorität und durch fremde Influenz angenommene Wahrheit wird erst durch die Arbeit des Selbstdenkens sein Eigenthum. Seine Ueberzeugung ist Anfangs noch durch den Nebel idealer und poetischer Begeisterung verhüllt und getrübt; er lebt noch im Meinen und Glauben, und arbeitet sich erst nach und nach zur Gewißheit und Nothwendigkeit heraus. Er hat noch stürmische Anfälle des Zweifels durchzukämpfen, bis sich das Chaos seines Wissens und seiner Ansichten scheidet und zu klaren Gestalten formirt, so daß er wohl alle Hände voll zu thun hat, bis zum sechs-und-dreißigsten Jahre mit sich in's Klare und Reine zu kommen. — Die Formirung des Charakters hält nicht gleichen Schritt mit der Bildung der Intelligenz, und bezeichnet daher die folgende Periode.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsetzung.)

Des Lord Mayors Auszug.

Die Sheriffs überbringen hierauf das Resultat der Wahl an die versammelten Aldermen, die nun wieder unter sich

durch Stimmenmehrheit Einen von den Zweien wählen; der sodann durch den in Begleitung der Sheriffs zurückkehrenden Recorder den Bürgern namhaft gemacht wird, und sich uns verzüglich selbst zu Abstattung seines Danks einfindet. Nun hängt der Schwertträger dem erwählten Lord Mayor die Ehrenkette seines Amtes um, der Ausrufer erklärt das Tagesgeschäft für beendigt, die Versammlung geht auseinander, und der Glücklichste von Allen ist vermuthlich derjenige, von welchem das Brockhausische Konversationslexikon eben so kurz, als falsch sagt: „Lord Mayor ist die vornehmste Magistratsperson von London. Er wird jährlich mit großer Feierlichkeit gewählt, bewohnt einen prächtigen Pallast — Mansionhouse — und erstreckt seine Gewalt über die ganze Stadt London und einige Meilen über die Themse hinaus. Sein Amtsgehalt ist 50.000 Thaler; seine Würde verursacht ihm aber einen Aufwand von 100.000 Thalern.“ Es läßt sich beinahe behaupten, daß jedes Wort dieser, unstreitig kurzen Notiz eine Unrichtigkeit enthält. Der Lord-Mayor ist allerdings die vornehmste Magistratsperson, aber nicht von London, sondern in dem Theile Londons, welcher die City heißt, und welcher zwar, als Sammelplatz des Handels und Reichthums, der Nerv, jedoch keineswegs der größte Theil Londons ist. Was die Feierlichkeit der beschriebenen Wahl betrifft, so habe ich den Verdacht, daß der Konzipient jener Notiz den Akt der Wahl am 29sten September mit dem Akte der Einführung am 9ten November verwechselt hat. Das Mansionhouse ein, wenn auch nicht prächtiger, doch ganz anständiger Pallast ist, in welchem der Lord Mayor seine friedensrichterlichen Sitzungen hält und bisweilen ein Frühstück oder Mittagsmahl speisen läßt, hat allerdings seine Richtigkeit; daß er aber diesen prächtigen Pallast bewohnt, davon weiß man in London nichts. Da die Gewalt des Lord Mayors zu Lande sich auf die City beschränkt, so folgt von selbst, daß sie sich nicht über die ganze Stadt London erstrecken kann. Zu Wasser hingegen reicht des Lord Mayors Arm so weit, als die Themse schiffbar ist. Er führt deßhalb den Titel Conservator of the river Thames, und aus demselben Grunde ahndet alle auf dem Flusse vorfallenden Unordnungen zuvörderst vor seinem Gerichtshof. Amtsgehalt 50.000 Thaler — nein, er beläuft sich auf 100,000 preußische Thaler. Ob jedoch der Lord Mayor diese ganze Summe seiner Würde zum Opfer bringen will, ist Sache seiner freien Entschließung; eine Verpflichtung existirt nicht. Alles, was sein Amt und seine Stellung von ihm fordern, besteht in einem halben Dutzend Mahlzeiten, die mit der Hälfte des Gehalts vollkommen bezahlt werden können, und obgleich es allerdings splendide Lord Mayors gegeben hat, die ihre Würde sich ein Bedeutendes aus eigener Tasche haben kosten lassen, so weiß doch die Geschichte — und ganz besonders die der neuern Zeit — von vielen unsplendiden, die ein Bedeutendes in der Tasche behalten haben. Es will mir überhaupt bisweilen bedünken, als mache man jenseits des Kanals die Engländer freigebiger und verschwenderischer, als sie es diesseits des Kanals wirklich sind.

Sechs Wochen nach der Wahl erfolgt, wie gesagt, die Einführung des Lord Mayors mittelst großen Spektakels, den man, wenn man will, eine Prozession nennen kann, die in London the Lord-Mayors show heißt, und die ein städtisches Kinderspiel ist, welches wegen der mannigfalt daraus entstehenden Nachtheile vernünftiger unterbliebe. Die Quetschungen, welche mir meine Wißbegierde voriges Jahr eingetragen, lebten am diesjährigen neunten November noch so frisch in meinem Gedächtnisse, daß die Besorgung unaufschiebbarer Geschäfte in der City mich an diesem Tage ein Kab miethen ließ, in welchem ich allen Hemmungen rasch und wohlbehalten zu entrollen hoffte. In flüchtigem Trabe fuhr der Kabführer ab; aber nicht lange, so befanden wir uns in einer Wagenburg, die erst langsamen Schrittes vorwärts rückte und endlich regungslos fest stand. Von diesem Punkte bis zum Orte meiner Bestimmung war eine gute Stunde Wegs und meine Zeit gemessen. „Was bedeutet der Aufenthalt?“ fragte ich ärgerlich. — „Es ist the Lord-Mayors show,“ versetzte der Kutscher ganz ruhig. — „Aber ich muß vorwärts!“ rief ich. — „Geht nicht, alle Straßen sind von der Polizei gesperrt; wir müssen uns gedulden, bis the Lord-Mayors show Finsbury-square passirt hat.“ — Ich lohnte den Mann ab, drängte nicht ohne Gefahr durch die Wagenburg und schlug mich durch bis Finsbury-square; da aber ging's nicht weiter. Mir entgegen kam die Prozession, und eingekeilt mußte ich dem von Guildhall herauf wogenden Zuge über eine halbe Stunde Stand halten. Welch lächerlicher Aufzug! Husaren, in der Rechten den blanken Säbel, am linken Arme ein mächtiges Schild, Zöglinge der öffentlichen Anstalten, theils in preußisch blauen, theils in schwefelgelben Hosen, Reiter in reihen Röcken mit bunten Bändern, Männer zu Pferde in vollen Rüstungen, bald vergoldet, bald reines Eisen, verschlossene Wagen mit den zünftigen Bürgern, ein vollständig bemanntes Schiff auf Rädern, die Fahnen und Insignien der Korporationen, die Riesen Gog und Magog mit wackelnden Häuptern, gut berittene Musikanten, die schlechte Musik machten, die stattlichen Equipagen der Sheriffs und Aldermen, die Kutscher mit flächsenen Perrücken, die Mannen des Lord Mayors mit Speeren und mächtigen Schilden, in alterthümlichen Wappenröcken, der goldene Staatswagen und darin der Lord Mayor, bis auf die Hüfte von einer Allongeperrücke umflossen — das dürften einige Pinselstriche des großen grotesken Gemäldes seyn. Sobald der Zug vorüber und in Folge der nachströmenden Menge etwas Luft in meiner Nähe geworden war, gelang es mir mit Hülfe des Regens, der gleich einer gut bedienten Wasserspritze auf die dicht geschaarten Haufen einwirkte, meinen Weg nach der Bank fortzusetzen. Von hier eilte ich nach beendigtem Geschäfte, die Londonbrücke früher zu erreichen, als the Lord-Mayors show auf dem genommenen Umwege daselbst anlangen würde. Ich war um eine ganze Viertelstunde früher dort, aber über die Brücke war nicht zu kommen. Und doch geht der Zug nicht über die Brücke, sondern unter ihr weg. Der Lord Mayor empfängt nämlich die Weihe seines Amtes in der Westminsterhalle und pflegt, weil diese jenseits der Grenzen seines Herrschergebiets sich befindet, um fremdes Territorium möglichst zu vermeiden, sich auf dem ihm unterthänigen Themseflusse einzuschiffen und erst in der Nähe der Westminsterhalle an's Land zu steigen. Der Ort der Einschiffung ist Sache seiner Wahl. Dieses Jahr hatte er die Treppe der Londonbrücke dazu bestimmt. Zu welcher Tageszeit man auch die Londonbrücke betritt, man findet den breiten Fahrweg stets mit Fuhrwerk gefüllt, und die breiten Trottoirs selten anders als unbequem voll; doch bewegt sich Alles, und man bewegt sich mit und kommt, wenn auch langsam, doch von der Stelle. Jetzt standen Tausende auf den Fußsteigen, Kopf an Kopf gereiht, eine undurchdringliche Mauer. Hunderte saßen in jeder denkbaren Haltung auf den Brustwehren, der Möglichkeit spottend oder vergessend, von der anstrebenden Menge in die Fluth gestürzt zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 137.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 299.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 15. December 1835.

Am meiſten ſcheint es, daß der Waſſerſtand der Oſtſee ſich vermindere, und es ſind hier Gegenden noch zu Zeiten der Großväter mit Waſſer bedeckt geweſen, auf denen jetzt der Enkel ſeine Heerden in üppigem Ufergraſe weidet; Städte und Dörfer auf hohen Lagen von Seemuſcheln erbaut, und tief Landeinwärts Spuren von einer ehemaligen Anweſenheit des beſchiffbaren Meeres.

G. H. Schubert.

Von der allmählichen Erhebung des Landes in gewissen Theilen von Schweden.

Einer der merkwürdigſten Umſtände in der Naturgeſchichte der Erde, den man erſt in der neueſten Zeit gehörig zu würdigen gewußt hat, iſt die allmählige Erhebung des Landes in gewiſſen Theilen von Skandinavien. Wir theilen den bis jetzt ermittelten Thatbeſtand mit, ſoweit er die Leſer dieſer Blätter intereſſirt, und nehmen dabei den Engländer Lyell, den Präſidenten der Londoner geologiſchen Geſellſchaft, zum Führer, der ſelbſt Unterſuchungen über den Gegenſtand angeſtellt und das bisher Beobachtete am vollſtändigſten geſammelt hat. (Philosoph. Transact. for 1835. — Principles of Geology, 4. edit.)

* * *

Es ſind jetzt mehr als hundert Jahre, daß der ſchwediſche Naturforſcher Celſius die Anſicht aufſtellte, die Gewäſſer der Oſt- und der Nordſee ſeyen in einem ſtufenweiſen Sinken begriffen. Aus ſehr vielen Beobachtungen folgerte er, daß das Verhältniß ungefähr vierzig ſchwediſche Zolle in einem Jahrhundert betrage. Zur Unterſtützung dieſer Behauptung führte er an, daß ſowohl an den Küſten des baltiſchen als auch des Nordmeeres Felſen vorhanden ſeyen, die einſt unter dem Waſſer liegende Riffe und gefahrdringend für die Schiffer geweſen, nun aber über dem Waſſer hervorſtehen, daß ein Theil der bothniſchen Bucht in Land verwandelt, daß mehrere alte Häfen jetzt im Lande liegende Städte, kleine Inſeln mit dem Feſtlande verbunden und alter Fiſchergrund als zu ſeicht verlaſſen oder gänzlich ausgetrocknet ſeyen. Celſius behauptete ferner, die Ueberzeugung von ſolcher Veränderung beruhe nicht allein auf neueren Beobachtungen, ſondern auch auf dem Zeugniß der alten Geographen, welche es beſtätigten, daß Skandinavien früher eine Inſel geweſen ſey. Dieſe Inſel, ſchloß er ferner, müſſe im Verlaufe der Jahrhunderte durch den allmählichen Rückzug des Meeres mit dem Feſtlande verbunden worden ſeyn; ein Ereigniß, welches ſeiner Annahme zu Folge nach der Zeit des Plinius und vor dem neunten Jahrhundert ſtatt gefunden haben müſſe.

Dieſen Gründen wurde entgegnet: die Alten ſeyen in der Geographie der nördlichen Theile Europa's ſo unwiſſend geweſen, daß ihre Autorität in dieſer Hinſicht von gar keinem Gewicht ſey, und ihre Darſtellung Skandinaviens als einer Inſel weit eher als ein Beweis der Mangelhaftigkeit ihrer Kenntniſſe, als zur Beſtätigung einer ſo kühnen Hypotheſe dienen könne. Es wurde ferner bemerkt, daß, wenn das Land, welches Skandinavien mit dem Hauptfeſtlande verband, zwiſchen

der Zeit des Plinius und dem neunten Jahrhundert bis zu der Ausdehnung trocken gelegt worden, in welcher es, wie wir wissen, in der leztern Periode über dem Meer emporgestiegen ist, das Verhältniß des Sinkens nicht, wie behauptet worden, gleichförmig gewesen seyn könnte, indem das Meer zwischen dem neunten und achtzehnten Jahrhundert weit rascher hätte fallen müssen.

Manche der von Celsius und seinen Anhängern angeführten Beweise wurden sogleich von mehreren Naturforschern widerlegt, indem dieselben deutlich einsahen und zeigten, daß das Sinken des Meeres an irgend einem Punkte nicht ohne ein allgemeines Sinken der Meeresgewässer über dem ganzen Erdkörper statt finden könne; sie bestritten, daß dies der Fall, oder daß die Senkung allgemein sey, selbst in dem baltischen Meere. Als Beweis der Stabilität des Meeresniveaus führten sie die Insel Saltholm in der Nähe von Kopenhagen an. Dieselbe ist so niedrig, daß sie im Herbst und Winter stets unter Wasser steht; nur im Sommer ist sie trocken und wird dann als Weide benuzt. Dokumente vom Jahr 1280 scheinen zu beweisen, daß Saltholm damals in demselben Zustande war, und genau gleiches Niveau mit dem mittleren Stande des Meeres hatte, anstatt ungefähr zwanzig Fuß unter dem Wasser zu liegen, wie es nach der Berechnung des Celsius der Fall seyn müßte. Ferner stehen mehrere am baltischen Meere liegende Städte: Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, fünf, sechs, ja acht Jahrhunderte auf denselben Stellen, auf welchen sie erbaut worden sind. Der niedrigste Theil von Danzig lag im Jahr 1000 mit dem mittleren Meeresniveau gleich, und nach acht Jahrhunderten ist seine Lage noch genau dieselbe.

Manche der von Celsius und Linné, welcher derselben Meinung war, nachgewiesenen Beispiele von der Zunahme des Landes und Abnahme des Meeres wurden von Andern dem Absatz von den, in den Flüssen mechanisch enthaltenen Theilen, da wo dieselben sich in's Meer ergießen, zugeschrieben, und es leidet auch keinen Zweifel, daß Celsius keinen gehörigen Unterschied zwischen den durch diese Ursachen herbeigeführten Veränderungen und zwischen denen gemacht hat, die aus einer Verminderung der Gewässer des Oceans selbst erfolgt seyn würden. Manche der aus Gebirgen kommenden und sich in den oberen Theil des baltischen Meerbusens ergießenden Flüsse führen dem Meere Sand, Schlamm und Geschiebe zu, und an solchen Stellen soll das niedrige Vorland sehr rasch zugenommen haben, besonders in der Nähe von Tornea. Bei Pitea ist eine halbe Meile in fünf-und-vierzig Jahren gewonnen, zu Lulea eine Meile in acht-und-zwanzig Jahren. Alle diese Thatsachen sind auch unter der Annahme erklärlich, daß das Niveau des baltischen Meeres unverändert geblieben, eben so wie dies der Fall mit dem adriatischen ist, während die Ebenen des Po und der Etsch bedeutend an Oberfläche zugenommen haben.

(Die Fortsezung folgt.)

Naturhistorische Charakteristik der verschiedenen Lebensalter.

(Beschluß.)

Zweite Periode der Reife, das gestandene Alter.

Die Leidenschaften sind in dem jungen Mann noch zu warm und heftig, als daß sie die Freiheit zu festen, dauernden Gestaltungen kommen ließen. Das Gepräge des Charakters, welches hin und wieder festgestellt und in ehrbare Falten gelegt scheint, kann durch stürmische Krisen wieder zerstört und aufgerissen werden, so daß vor und nach dem sechs-und-dreißigsten Jahre die Verwandlungen, die Bekehrungen, die Durchbrüche u. dgl. noch zur Tagesordnung gehören. Mit dem vierzigsten Jahre erst ist der Mann entschieden und für seine übrige Lebenszeit gemacht und im Reinen: er ist gut oder schlecht, weise oder thöricht, wahr oder falsch, selbstständig, charakterlos oder servil, ehrlich oder betrügerisch, gerecht oder ungerecht, billig oder unbillig. Mit dem sechs-und-dreißigsten Jahre wird der Mann, wie die Frau mit dem dreißigsten, immer eigener, hält immer fester an den angenommenen Gewohnheiten, muß zu dem Ende ein eigenes, nach sich formirtes Hauswesen haben u. s. f.

Merkwürdig ist das verschiedene Verhältniß der Ehegatten zu einander, vor und nach der Epoche des dreißigsten und respektive sechs-und-dreißigsten Jahres. Vor dieser Epoche lieben sie einander häufig aus unmittelbarer Zärtlichkeit, nach dieser Epoche aus treuer Gewohnheit, hauptsächlich aber um der Kinder willen und durch die Kinder. Kinderlose Ehegatten machen eine Ausnahme, und lieben einander häufig das ganze Leben hindurch mit fortdauernder unmittelbarer Zärtlichkeit.

Dritte Periode der Reife, das Alter der Vernunft oder Weisheit.

Es tritt ein, wenn die Leidenschaften abgekühlt sind oder ausgetobt haben, und die Formation des Charakters vollendet ist, was bei der Frau in's vierzigste, bei dem Manne in's acht-und-vierzigste, fünfzigste Jahr fällt, also bei den Schwaben mit dem vierzigsten noch viel zu früh angesezt wird. Nun erst ist die

Entwicklung der Seele vollendet, und alle ihre Fähigkeiten und Charakterzüge sind zu klarer Gestaltung und reifer Entschiedenheit gekommen, und es tritt nun vor der Wiederabnahme der Geisteskräfte ein Stadium der Ruhe und des Stillstandes ein, in welchem der Mensch die Früchte seiner geistigen Arbeit frei und klar genießt und verwendet.

Wenn wir dieses Alter das reifste und entwickeltste nennen, so ist dies ganz bloß in geistiger Beziehung, und noch spezieller in Beziehung auf die Intelligenz und den Charakter zu verstehen. Die körperlichen Vermögen, die sinnlichen Kräfte und Anlagen, stehen zu ganz andern Alterszeiten in Blüthe und Reife, selbst das Gefühl und Gemüth ist mit den Vierzigen bereits abgekühlt, nicht selten ausgebrannt. Kurz alle Vorzüge der Gattung und des Geschlechtes fallen in frühere Alter; nur die Vorzüge, wie indeß auch die Fehler des Individuums sind die für dieses spätere Alter gereiften Früchte.

Das Greisenalter.

Wie die früheren Alter Wachsthum und Entwicklung waren, so ist das Greisenalter Absterben; seine Perioden sind Momente des Todes. Dieser beginnt freilich schon zur Zeit früherer Epochen, denn die Natur hat keiner Periode des Lebens vollendete Entwicklung gegönnt.

Das Absterben erfolgt in derselben Ordnung und Reihenfolge wie die Entwicklung; die verschiedenen Epochen des Greisenalters werden demnach durch die verschiedenen Grade des Absterbens bezeichnet werden, wobei indeß zu bemerken ist, daß die Stufen des geistigen Absterbens bei den verschiedenen Individuen nicht strenge von den Jahren abhängen, indem sie bei dem Einen rasch und vollständig eintreten, bei dem Andern dagegen ihren zerstörenden Einfluß kaum geltend zu machen vermögen. Das körperliche Absterben tritt dagegen, wenn auch immer noch mit Gradunterschieden, viel gleichmäßiger ein.

Von diesem allgemeinen Schicksale körperlichen Absterbens hängt es ab, daß die sinnlichen Vermögen und Verrichtungen bei jedem Individuum mehr oder weniger leiden. Die Sinne stumpfen sich ab, das Auge wird weitsichtig, trübe, schwach, das Ohr stumpf, der Tastsinn verliert an Feinheit, nur Geruch und Geschmack bleiben sich so ziemlich gleich. Die körperliche Empfindung erkaltet, die innere Temperatur nimmt ab, der Körper wird welk und frostig, die sinnlichen Begierden und Leidenschaften, etwa die des Gaumens ausgenommen, sind ausgebrannt, die Muskeln werden steif und ungelenk, die Knochen spröde und brüchig.

Nach der Sinnlichkeit ergreift das Absterben einerseits die Fassungskraft und das Gedächtniß, andererseits das Naturell. Die abgestorbene Fassungskraft zeigt sich an der Vergeßlichkeit für neue Eindrücke, die sich nicht mehr zu bestimmten, haltbaren Vorstellungen gestalten, während die Jugenderinnerungen noch treu fortleben und mit Vorliebe erzählt werden; das absterbende Gedächtniß vergißt auch der früheren Kenntnisse und Erinnerungen. Die Güter des Lebens verlieren ihren Reiz für die erlahmenden Triebe und Begierden; nur herrschende Leidenschaften, welche als kraftlose Gewohnheiten fort existiren, suchen genußlose Befriedigung.

Die Phantasie hat alle aus der körperlichen Empfindung und Begierde, so wie aus dem Herde der geistigen Gefühle und Neigungen ihr zugeströmte belebende Wärme verloren, und thut bloß noch in gewohnten Weisen Dienste. Die Willkühr hält sich länger als vernünftig wählender Wille, doch werden auch die Entschlüsse nach und nach matt und kraftlos. Nur seine Tugenden und Laster bleiben noch am längsten das Eigenthum des Greises. Allein auch sie leben endlich mehr noch als bloße Fertigkeiten fort, ohne lebendige Thatkraft und Energie; die Tugend als milde, friedliche, schöne Gesinnung und Denkweise, das Laster als ankelnde, unmächtige und genußlose Schlechtigkeit. Nach und nach bleibt auch vom Charakter bloß noch die Gewohnheit zurück, gleichsam bloß noch die Erinnerung der früheren sittlichen Existenz. Es tritt Abnahme nicht bloß der Fassungskraft und des Gedächtnisses, sondern auch der Intelligenz ein. Neue Verwicklungen und Umstände werden nicht mehr begriffen, sondern in alter, gewohnter Weise genommen, neue Denkweisen nicht mehr angenommen, ja nicht einmal mehr verstanden. Endlich tritt der Greis in den Zustand des Kindes, ja des Säuglings zurück; als Kind wird er spielend und tändelnd, als Säugling hülflos und unmündig. Den meisten Greisen ist jedoch dieser Rückfall in den Anfang erspart.

*

Merkwürdigerweise durchläuft die Natur ganz ähnliche vier Lebensalter in ihrem Tages- und Jahreslaufe. Der Kindheit entspricht der Morgen und der Frühling, der Jugend der Mittag und der Sommer, der Reife der Abend und der Herbst, dem Greisenalter endlich die Nacht und der Winter. Es sind dies nicht bloß poetische Bilder und äußerliche Aehnlichkeiten, sondern wirkliche Analogien, indem das Menschenleben in seinen Stufen nur eine Wiederholung des großen Naturlebens ist.

Das Tages- und Jahresleben der Natur spiegelt sich am sprechendsten in den spezifischen Stimmungen, welche uns die verschiedenen Tages- und Jahreszeiten einflößen. Morgen und Frühling gibt uns das Gefühl frischen Lebens, Sommer und Mittag gibt uns

die Arbeit und das Gewühl des Naturlebens zu empfinden, Herbst und Abend führt uns zum Bewußtseyn klarer Gestaltung, Abend und Winter zur Ruhe. Wir fühlen am Morgen und im Frühling unser und der Natur frischerwachtes Leben, wir sind mit der Natur zum Tages- und Jahreslauf neugeboren. Allein auch die tiefere Analogie ist vorhanden. Mit dem Morgen und mit dem Frühlinge fühlen wir uns am reinsten als Mensch; hier geben die Beschäftigungen mit allgemein menschlichen Interessen, der Wissenschaft, der Kunst, der Kirche, des Staats, der Gesellschaft am leichtesten und ungetrübtesten von statten. Wir sind am empfänglichsten für den Genuß der Natur. Die Pflanzenwelt, die sich in ihrem Lebenslaufe am treuesten an den der Natur hält, ist in ihren hervorsprossenden Keimen noch bloße Gattung. Der Geschlechtsunterschied, der mit der Blüthe eintritt, eilt freilich mannichfach dem Sommer voraus; doch ist dieser, wie der Mittag, hauptsächlich die Zeit der Arbeit, des Schaffens und Strebens; es regen sich, wie in der Jugend, alle zeugenden Kräfte der Natur, ohne im Gewühle des Schaffens noch die feste und bestimmte Individualgestaltung angenommen zu haben, welche in der herbstlichen Frucht, wie in der Reife des Mannes und der Frau, hervortritt. Erst im Herbste und am Abend kommt man so recht eigentlich zu sich, mit dem festen und klaren Bewußtseyn des Resultates der Tages- und Jahresarbeit. In der Nacht und dem Winter stirbt die Natur zu dem vorübergehenden Tode des Schlafes ab.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsetzung.)

Des Lord Mayors Aufzug. Gog und Magog.

Gesperrt wie beide Trottoirs war der Fahrweg. Einige Fuhrwerke mochten unabsichtlich in das Gewirre gerathen seyn, aber die meisten hatten aus Spekulation ihre Stellung genommen. Ich fügte mich mit stoischer Geduld in die Nothwendigkeit, und erhandelte, um meinen Zustand möglichst erträglich zu machen, und mich wenigstens aus unmittelbarer Berührung mit den schlechtesten Blackguards von London zu bringen, für den enormen Preis von acht sächsischen Groschen einen Stehplatz auf dem breiten Rücken eines geduldigen Einspänners. Ich hatte hier nur eben Zeit gehabt, mein Gleichgewicht zu sichern, als the Lord-Mayors show sich dem Ufer näherte, die Staatsbarke der City, den Herrscher mit der Allongeperrücke aufzunehmen, aus der Mitte des Flusses sich langsam nach der Treppe bewegte, die bunt und prächtig geschmückten Barken der Zünfte ebenfalls dem Gestade zulenkten und eine zahllose Menge von Kähnen und Schiffchen wie im Tanze auf und ab schwärmten. Unter lautem Hurrahgeschrei, unter dem Donner der Kanonen und dem sich durchkreuzenden Spiele mehrerer Musikbanden bestieg der Citykönig sein goldglänzendes Schiff, ihm nach das Gefolge, wohlgeübte Matrosen hoben und senkten in regelrechtem Takte die rothen Ruder, in feierlicher Ruhe schwammen die Barken den Strom aufwärts, nach und nach löste sich das Gewirr auf der Brücke, und als ich, ungefähr eine Stunde später, über dieselbe Brücke zurückging, wogte Alles in gewohnter Tagesordnung. Wenig fehlte, so wäre ich ein drittes Mal unfreiwilliger Zuschauer vom Zug des Lord Mayors geworden. Mein Weg führte mich an der St. Pauls-Kirche vorüber, Ludgate-Hill hinab, und ich ahnte, daß ich mich abermals in der Nähe des Aufzugs befand. Dichter und dichter wurden die Reihen der Gaffer, und gleich, als sey eine feindliche Macht oder eine Räuberbande im Anzuge, schlossen sich alle Gewölbe und Laden dieser handeltreibenden Gegend, die Eß- und Trinkbuden ausgenommen. Je näher ich der Farringtonstraße kam, welche nach der Blakfriarsbrücke ausläuft, desto schwieriger ward mein Vordringen in den Volkshaufen, denn an der Treppe jener Brücke wollte der Lord Mayor auf der Rückfahrt von Westminster wieder den Boden seines Reichs betreten, die Staatskarossen standen gerüstet, ihn und sein Gefolge zu empfangen, und schon zeigten sich in der Ferne die Reiter in rothen Röcken und die beschilderten Husaren. Mit Mühe rettete ich mich in die Fleetstraße und war da wenigstens vor the Lord-Mayors show in Sicherheit; wenigstens muß ich sagen, denn je lauter hinter mir die schmetternden Trompeten das Nahen der Prozession verkündeten, desto stürmischer drängte eine ganze Bevölkerung sich mir entgegen, und während an gewöhnlichen Tagen unter hundert an mir Vorübergehenden neun-und-neunzig von Gold, von Pfunden, Schillingen und Pence sprechen, hörte ich an jenem Tage fast ausschließend die Namen Gog und Magog. Die beiden Riesen mit den wackelnden Häuptern hatten indessen von des Lord-Mayors show beim Einschiffen an der Londonbrücke Abschied und zu zwölfmonatlicher Ruhe ihren Rückweg nach Guildhall genommen.

Und wer sind denn die Riesen Gog und Magog? Eine Merkwürdigkeit von Guildhall, eine charakteristische Posse des Lord-Mayors-Tags und — aus höherm Gesichtspunkt betrachtet — ein antiquarisches Räthsel, über welchem mehrere Alterthumsforscher sich den Kopf zerbrochen und doch nichts Entscheidendes zu Tage gefördert haben. Es stehen nämlich in Guildhall zwei steinerne Figuren, die zu den interessantesten Denkmälern gezählt werden, welche London aus seiner frühesten Geschichte besitzt, die Jedermann unter den Namen Gog und Magog kennt, und von deren Ursprung gleichwohl die Chronik eben so wenig, als mündliche Tradition etwas berichtet; denn das kann füglich nicht Tradition heißen, was offenbar die Erfindung einer ausschweifenden Phantasie ist, die Sage, daß beide Figuren einen Sieg versinnlichen, welchen ein sächsischer Riese über einen Riesen von Cornwallis errungen, eine Sage, an deren Wahrheit allerdings das gemeine Volk in London durchaus nicht zweifelt. Unstreitig sind Beide Kriegerfiguren, denn Beide sind in Panzern und mit Schwertern umgürtet, und ihr Kopfputz unterscheidet sich nur dadurch, daß die eine einen Kranz von Eichenlaub, die andere einen von Lorbeer trägt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 300.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 16. December 1835.

Noch starrt das Land von fremden Centnermassen;
Wer gibt Erklärung solcher Schleudermacht?
Der Philosoph, er weiß es nicht zu fassen. —
Das treugemeine Volk allein begreift
Und läßt sich im Begriff nicht stören,
Ihm ist die Weisheit längst gereift.

Goethe.

Alsabilder. *

Die Feenbrücke.

Wer zieht am Katzenberg daher,
Hab' Acht! da droben dräuen schwer
Verwitterte Felsenstücke,
Die steh'n von alten Zeiten her,
Getrümmer der Feenbrücke.

Einst legten die Feen am jähen Schlund
Zum riesenhaften Gebäu' den Grund,
Eine Brücke wollten sie sprengen
Hoch über's wilde Breuschthal rund,
Mit kühnen Bogen und Gängen.

Die Feen hatten ein Zauberwort,
Das konnte die Felsen hier und dort
Zum Bau zusammenbannen,
Und zog aus ihren Wurzeln fort
Die höchsten Eichen und Tannen.

So wuchs die Brücke mächtig auf,
Und schwang sich hinüber zum Bergesknauf,
Vom Zauberwort gekittet;
Tief unten hatte mit wildem Lauf
Die Breusch in's Thal sich geschüttet.

Doch als die Feen einst erwacht,
War ihnen plötzlich über Nacht
Das Zauberwort entschwunden,
Sie haben sich alle lang bedacht
Und haben's nimmer gefunden.

Und sieh', da schwankte das Gestein,
In tausend Rissen brach es ein
Und stürzte mit dumpfem Rollen;
Die Feen irrten durch Thal und Hain
Und flehen und sind verschollen. —

Dein muß ich denken in Traurigkeit,
O Mittelalter, du Feenzeit!
Hast auch eine Brücke gezogen
Einst über der Erde Wildniß weit,
Mit Riesenpfeilern und Bogen.

Sie zogen auf mit Harfenklang,
Mit Paukenwirbel und Kirchengesang,

* Aus der zu Straßburg (Dannbach. 1836) erscheinenden Sammlung elsäßischer Sagen und Geschichten: Alsabilder von den Brüdern August und Adolph Stöber.

Durch kühngewölbte Portale,
Gen Himmel blickend mit frommem Drang
Und lächelnd zum Erdenthale.

Ich kenn' das Wort, deſſ' Zauberbann
Dem Bau ſo feſten Grund gewann,
Die Brücke ſo kühn gehoben —
Das Wort, das Berge verſetzen kann
Und zieht die Erde nach oben!

Das trugſt du lang im Herzen treu;
Einſt als der Tag erwachte neu,
War's plötzlich dir entwichen,
Zuſammen ſtürzte dein alt Gebäu,
Und Ritter und Frau'n erblichen.

Ein neu Geſchlecht zu bauen begann;
Was geſtern erſtanden, heut zerrann.
Soll euch der Bau gelingen —
Das Wort, das Berge verſetzen kann,
Muß euch zum Herzen dringen!

Adolph Stöber.

Das Echo auf Hüneburg.

Auf Hüneburg, am Felſenwall,
Da ſpringt der Schall im Widerhall
Als wie ein Ball allüberall,
Und wo nur Seufzer leiſe ſtöhnen,
Hört man's am Felſen widertönen.

Die Sage geht ſeit langer Friſt:
Ein Burgpfaff dort begraben iſt,
Der einſt verrieth mit ſchlimmer Liſt,
Was ihm zur Beicht von ſeinen Sünden
Ein junger Ritter mochte künden.

„Soll morgen meine Dame frei'n,
Und tauſchte doch mein Goldringlein
Schon mit der Maid von Dreienſtein!
O wär' ich meiner Schwüre ledig —
Gott ſey mir armen Sünder gnädig!"

Der Pfaffe ſpricht ihn los vom Eid,
Und eilt nach Dreienſtein zur Maid,
Und kündet ihr des Ritters Leid;
Da rafft, entbrannt von Racheflammen,
Ihr Bruder ſeine Wehr zuſammen.

Schon reitet früh des Morgens drauf
Mit ſeinem blanken Knappenhauf
Der Herr von Hüneburg herauf,
Das Fräulein drüben von Girbaden
In's helle Hochzeitſchloß zu laden.

Da ſprengt ihm Einer vor's Geſicht:
„Steh Rede! kennſt das Ringlein nicht?
Zieh raſch den Degen, falſcher Wicht!"
Und unter ſeiner Klinge Streichen
Muß ſchon der Rittersmann erbleichen.

Nach kleiner Weil' denſelben Weg
Geſchritten kommt das Pfäfflein reg;
Doch als er klimmt am engen Steg,
Im Blute gleitet ſeine Sohle,
Daß er zerſchellt im Felſenhohle.

Seither am ſelben Felſenwall
Entſpringt der Schall im Widerhall
Als wie ein Ball allüberall;
Und wo nur Seufzer leiſe ſtöhnen,
Hört man's am Felſen widertönen.

Drum, haſt du je geheimen Schmerz,
So ſchreit' von binnen niederwärts;
Denn was entſchlüpfen ließ dein Herz,
Das rieſe gleich mit hellem Ziſchen
Die hohle Felſenwand dazwiſchen.

Auguſt Stöber.

Von der allmählichen Erhebung des Landes in gewissen Theilen von Schweden.

(Fortſetzung.)

Es wurde auch angeführt, daß gewiſſe, aus dem Meer hervorragende Klippen einſt gänzlich mit Waſſer bedeckt geweſen, ſich jezt aber über dem Waſſer erhoben haben, und in dem Verlaufe von anderthalb Jahrhunderten um acht Fuß mehr daraus hervorgetreten ſeyen. Dieſe Erſcheinung ſucht man aber folgendermaßen zu erklären. In dem baltiſchen Meere finden ſich ſowohl große Blöcke, als auch Sand und kleinere Geſchiebe auf Sandbänken, die jedes Jahr in das dort fünf bis ſechs Fuß dicke Eis einfrieren. Wenn nun der Schnee im Frühling ſchmilzt, und das Meer ungefähr ein halbes Klafter ſteigt, ſo werden viele Eisinſeln weggeführt, nehmen die Felſenbruchſtücke mit und transportiren ſie mehr oder weniger weit. Werden ſie nun von den Wogen auf Sandbänke getrieben, ſo mögen ſie dieſelben durch ihre Ablagerung in Inſeln verwandeln, und auf niedrigen Inſeln geſtrandet, mögen ſie deren Niveau bedeutend erhöhen.

Browallius dagegen und einige andere ſchwediſche Naturforſcher behaupteten, gewiſſe Inſeln ſeyen niedriger als ehmals, und man könnte auf dieſe Weiſe eben ſo

gut nachweisen, das Niveau des baltischen Meeres sey nach und nach gestiegen. Sie geben noch einen andern sonderbaren Beweis von der Permanenz des Meeresspiegels, wenigstens an gewissen Punkten und auf mehrere Jahrhunderte. An der finnländischen Küste standen mehrere große Fichten dicht am Meeresspiegel; dieselben wurden gefällt, und durch Zählung der Jahresringe wurde nachgewiesen, daß sie an vierhundert Jahre daselbst gestanden hatten. Nach der Celsius'schen Hypothese wäre das Meer während dieser Periode ungefähr fünfzehn Zoll gesunken, in welchem Falle die Fichten unter dem Wasser gekeimt und viele Jahre auch unter demselben gewachsen seyn müßten. Ebenso müßten, wie versichert wird, die niedrigen Mauern mehrerer alter Schlösser, wie die von Sonderburg und Abo, die ebenfalls am Meeresspiegel liegen, in Folge der Celsiusschen Theorie unter demselben erbaut seyn. Gegen diesen lezten Grund führt der schwedische Ingenieur, Obrist Hällström, der die finnische Küste sehr gut kennt, den Umstand an, daß das Fundament der Mauern des Schlosses zu Abo jetzt zehn Fuß über dem Wasser liege, so daß seit Erbauung der Gebäude das Land sehr bedeutend emporgestiegen seyn könne.

Playfair erkennt in seinen „Erläuterungen der Huttonianischen Theorie" (erschienen in Edinburgh im Jahr 1802) die mannichfachen, von Celsius angeführten Umstände als völlig beweisend an, schreibt aber die Niveauveränderung weit eher einer Bewegung des Landes als einer Verminderung des Meeres zu. Er bemerkt: „um das absolute Meeresniveau um irgend eine gegebene Menge und an irgend einem Punkte zu vermindern oder zu erhöhen, müsse es um dieselbe Menge überall auf der ganzen Erdoberfläche vermindert oder erhöht werden, was aber bei der Erhebung oder Senkung des Landes nicht nothwendig sey. Die Hypothese von der Erhebung des Landes," fügt er hinzu, „stimmt sehr gut mit der Huttonianischen Theorie überein, nach welcher die Expansivkräfte der Tiefe auf unsere Kontinente einwirken, welche durch dieselben wirklich erhoben worden sind, und in ihrer jetzigen Gestalt erhalten werden."

Nachdem Leopold v. Buch zu Berlin von seiner im Jahr 1807 gemachten Reise durch Norwegen und Lappland zurückgekehrt war, sprach er seine Ueberzeugung dahin aus, „daß sich das ganze Land von Fredericshall in Schweden bis nach Abo in Finnland, und vielleicht bis nach St. Petersburg, langsam und unmerklich erhebe," eine Folgerung, zu welcher er hauptsächlich durch die von den Einwohnern erlangten Nachrichten, und zum Theil durch das Vorkommen von Meeresmuscheln neuer Arten, die er an mehreren Punkten der Küste von Norwegen über dem Meeresspiegel fand, veranlaßt worden war. Die in der ersten Hälfte des lezten Jahrhunderts auf diesen Gegenstand gezogene Aufmerksamkeit veranlaßte manche schwedische Naturkundige, den Versuch zu machen, durch genaue Beobachtungen zu bestimmen, ob das mittlere Niveau des baltischen Meeres wirklich periodischen Veränderungen unterworfen sey. Unter ihrer Leitung wurden Linien oder Vertiefungen, welche das gewöhnliche Niveau des Wassers an einem ruhigen Tage bezeichneten, nebst dem Datum und der Jahreszahl in Felsen gehauen. In den Jahren 1820 und 21 wurden alle in den vorhergehenden Jahren gemachten Zeichen durch die Offiziere des schwedischen Lootsenkorps untersucht. In ihrem Berichte an die königliche Akademie der Wissenschaften zu Stockholm erklärten sie, sie haben bei einer Vergleichung des Meeresniveaus zur Zeit ihrer Beobachtungen mit dem von den alten Zeichen angegebenen gefunden, daß das baltische Meer im Verhältnisse zu dem Lande an gewissen Punkten niedriger, daß aber die Größe der Veränderung in gleichen Zeiträumen nicht überall dieselbe sey. Während ihrer Untersuchung wurden neue Zeichen für künftige Beobachter eingehauen, deren mehrere zu untersuchen Lyell vierzehn Jahre später (im Sommer 1834) Gelegenheit hatte, und es schien ihm, als ob in diesem Zeitraum das Land an gewissen Punkten nördlich von Stockholm vier bis fünf Zoll gestiegen sey. Auch überzeugte er sich auf seiner Reise durch Schweden, nachdem er mit mehreren Architekten, Ingenieuren, Lootsen und Fischern über den Gegenstand gesprochen und mehrere von den alten Zeichen untersucht hatte, vollkommen von der Richtigkeit der früheren Angaben über die Veränderung des Niveaus sowohl an der schwedischen als an der finnischen Küste.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Theater. Die Beduinen auf der Bühne.

Am Ende Februars brannte der Schauspielsaal des Gaieté-theaters ab, und am Ende Novembers steht er wieder aufgebaut und es wird bereits darin gespielt. Meistens sind es dieselben Schauspieler, wie zuvor; nur der Direktor Bernard Léon, sonst Schauspieler am Gymnase dramatique, ist neu, und in den Vaudevilles, welche auf die schwarzen Melodramen dieses Theaters zu folgen pflegen, eine willkommene Erscheinung; denn er zeigt den Andern, wie man die Vaudevilles spielen soll. Natürlich mußte ein Prolog die Darstellungen eröffnen: die personifizirte Gaieté oder Fröhlichkeit versammelt die zerstreuten Schauspieler um sich her und führt sie in ihren sogenannten Tempel, das heißt in den neuen Schauspielsaal ein, dessen Vorderseite deßhalb

auch auf dem Vorhang im Hintergrunde dargeſtellt war. Auch ein neues Melodram, „der Blutfleck.“ hatte der Direktor bereit, um damit ſein Publikum anzulocken; natürlich deutet der Blutfleck auf grauſende Mordthaten, den nothwendigen Beſtandtheil der großen Theaterſtücke auf den Boulevards. Der neue Direktor würde ſich den gewöhnlichen Beſuchern des Gaietétheaters ſchlecht empfehlen haben, wenn er ihnen kein Verbrechen aufgetiſcht hätte. Es zeigt ſich aber bei den Direktoren der Volkstheater eine Tendenz, ihr altes Publikum zu einem hören, das heißt gebildetern umzuſtimmen. Um zu dieſem Zweck zu gelangen, haben ſie zu folgendem Mittel gegriffen. Bisher waren die Volkstheater die einzigen in Paris, welche auch das weibliche Geſchlecht im Parterre zuließen, und hier koſteten die Plätze nur wenig; wer aber in ſolchen Theatern einen ausgezeichneten Platz haben wollte, mußte ſich einen Logenſitz miethen, denn auch die Galerien wurden vom ſogenannten Volke eingenommen. Im Parterre blieb es ſtets Herr und Meiſter, weil es hier eine dichte Maſſe von Zuſchauern bildete. Dieſes Parterre nun, das ſich allerdings nicht ſehr reizend ausnahm und zuweilen auch nicht gar zu manierlich aufführte, rücken die Direktoren, wenn ſie neue Säle bauen, in den Hintergrund und verlängern auf deſſen Koſten die Orcheſterſitze, die weit mehr koſten, als die Plätze im Parterre. Dadurch bekommt denn freilich der Saal, wenn er voll iſt, ein etwas vornehmeres Anſehen, und das Volk ſitzt zum Theil im Dunkeln und kann ſeine Eigenthümlichkeit nicht mehr ſo zur Schau ſtellen, wie zuvor. Für den Beobachter, welcher die Volkstheater nicht allein der Stücke wegen beſucht, ſondern auch, um das Pariſer Volk im Genuſſe ſeines Lieblingsvergnügens zu beobachten, iſt dies ein Verluſt, und er muß nun eine Stufe herabſteigen und die kleinen Theater an den Barrieren beſuchen, wo der ganze untere Raum des Saals noch vom Volke beſucht wird, das aber hier freilich keine ſo gedrängte Maſſe bildet, wie in den Boulevardstheatern. Eines dieſer letztern, das Porte St. Martintheater, dem Alles willkommen iſt, was nur Geld einträgt, Alex. Dumas Dramen, Mlle. Georges, indiſche Gaukler, Luftſpringer und dergleichen, hat ſich aus Algier ein Schock Beduinen verſchrieben, welche nun ſchon ſeit vierzehn Tagen ihre halsbrechenden Sprünge, wahre Salti mortali, jeden Abend in einem eigens für ſie verfertigten Ballette anbringen. Vielleicht könnte man in Europa Springer auftreiben, welche ihre Sache eben ſo gut machten, wie dieſe Araber; allein ſchon ihre Geſichtsfarbe, ihre Körperbildung, ihr nationelles Weſen haben etwas Eigenthümliches, das eine Zeitlang für die Pariſer Reiz haben kann.

(Die Fortſetzung folgt.)

London, November.

(Fortſetzung.)

Gog und Magog.

Dies unterſtützt die Vermuthung, daß die eine Figur einen alten Römer, die andere einen alten Britten vorſtellt, und dies als wahr angenommen, ſcheint der Umſtand, daß die Kleidung und die Waffen des Britten der Kleidung und den Waffen des Römers faſt ganz gleich ſind, anzudeuten, daß der Britte der Zeit angehört, wo die rohen Inſulaner bereits angefangen hatten, an den verfeinerten Sitten und Gebräuchen ihrer Ueberwinder Geſchmack zu finden. Da nun geſchichtlich feſtſteht, daß Agrikola der Erſte war, der, über hundert Jahre nach Cäſars Einfall in Britannien, einen Wechſel in der Aeußerlichkeit der Eingebornen veranlaßte, und daß die Römer nicht vor Honorius, alſo dreihundertundfünfzig Jahre ſpäter, die Inſel völlig räumten, ſo darf man mit vieler Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß jene Statuen mit irgend einem, nicht vor Agrikola und nicht nach Honorius ſtattgehabten Ereigniſſe in Verbindung ſtehen. Zeichnung und Arbeit ſcheinen hinreichend zu beweiſen, daß beide Statuen bloß aus der Werkſtatt eines eigentlichen Künſtlers hervorgehen konnten. Betrachtet man den Ausdruck der Geſichter, ſo läßt ſich — meines Dafürhaltens — gar nicht bezweifeln, daß er in dem einen einen Britten, in dem andern einen Römer hat zeichnen wollen; in den Geſichtern von Gog und Magog drückt ſich die ganze Verſchiedenheit der Nationalität vollkommen aus, die noch heutigen Tages zwiſchen einem Italiener und einem Engländer unverkennbar iſt. Wohl möglich, daß die Britten, ſobald ſie die wachſende Schwäche der römiſchen Eindringlinge gewahrten, ſich erlaubten, gleiche Rechte und Freiheiten zu fordern, und daß die Römer, um lieber wenig, als Alles zu verlieren, die Forderung zugeſtanden. Könnte es dann nicht ſeyn, zumal wenn die Statuen aus der ſpätern Periode der römiſchen Oberherrſchaft herrühren, daß die Römer die Abſicht gehabt, ſich die Eingebornen durch eine Schmeichelei zu verpflichten, und zu dem Ende die beiden Statuen hätten aufſtellen laſſen, als ſichtbare Zeichen der Vereinigung beider Völker auf dem großen Grundpfeiler gegenſeitiger Gleichheit? Wie, wenn jene Statuen das Forum des alten römiſchen London gezieret hätten? Ich würde ſolchen Falls mich willig finden laſſen, ihre Errichtung in die Zeit der Regierung des großen Konſtantin zu ſetzen, der, wie bekannt, ſammt ſeiner Mutter Helena eine beſondere Vorliebe für ihr beiderſeitiges Geburtsland hegte, und die Beide Manches thaten, die Hauptſtadt deſſelben zu erhöhen und zu verſchönern; denn iſt es etwa nicht wahr, daß Helena zuerſt die Stadt mit einer Mauer umgeben ließ, oder iſt es nur im Entfernteſten zweifelhaft, daß die Münzen zu Verkündigung von Konſtantins Uebertritt zur chriſtlichen Religion in London geſchlagen wurden? Noch mehr: der ſogenannte Londonſtein, der eigentlich ein ſteinerner Pfeiler iſt, und mit welchem eine der beſten Walter Scottſchen Novellen die Leſewelt, folglich die ganze kultivirte Welt, vertraut gemacht hat, bezeichnet noch heute die Lage des Forums oder Marktplatzes im alten London. Die Namen der ältern Straßen in der Nachbarſchaft beſtätigen die Bezeichnung. Cannonſtraße, wie jetzt die Straße heißt, in welcher ſich der Londonſtein befindet, hieß vor Alters Cheapſtraße. Der Platz, den man jetzt old exchange nennt, nannte man ſonſt Weſt-Cheap; Eaſt-Cheap und Cheapſide exiſtiren noch, und wer nun weiß, daß Cheap das altſächſiſche Wort für Markt iſt, der findet in jenen Namen die Grenzen des alten Londoner Forums nach allen Himmelsgegenden. Außerdem hat der berühmte Architekt und Alterthumsforſcher Sir Chriſtopher Wren auf die durch den großen Brand in London — im Jahr 1666 — unmittelbar bei dem Londonſteine aufgedeckten Grundpfeiler die ſehr begreifliche Behauptung geſtützt, daß hier vor Alters ein bedeutendes Gebäude geſtanden haben müſſe. Das dürfte alſo das Markthaus geweſen ſeyn. In die unmittelbare Nähe deſſelben paßt nichts beſſer, als mehrerwähnter Londonſtein, von welchem, laut der Sage, öffentliche Bekanntmachungen erlaſſen wurden, und der daher wahrſcheinlich entweder in oder vor jenem Hauſe geſtanden hat.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 128.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 301.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 17. December 1835.

Daran waren die von Nürnberg weis! —
Das tet man der Gemeinde zu staten,
Dorumb sie willig waren in den Sachen;
Wer süß nicht schwimmen mocht nach watn,
Der reiß aus mit Singen und mit Lachen.

Hanns Rosenplüt.
1450.

Eröffnung der Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth.

Am 7ten December Morgens um neun Uhr fand die feierliche Eröffnung der Ludwigseisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth auf dem eingehegten Platze statt, welcher zu dem Verwaltungslokale der Eisenbahngesellschaft gehört, auf welchem sich die Remisen für die Wagen befinden und die Eisenschienen ihren Anfang nehmen. Der Platz ist unfern des Spittlerthors gelegen, und wer von München oder Augsburg, von Ansbach oder Stuttgart kommt, braucht bloß vor dem Standbilde des Sepfried Schweppermann sich Dreiviertel links zu kehren, so hat er ihn vor Augen.

Schon um sieben Uhr machte sich Nürnberg zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen auf den Weg, um zur rechten Zeit an Ort und Stelle zu seyn. Gegen acht Uhr waren bereits die meisten Aktionäre und Direktoren, so wie die zu der Feierlichkeit eingeladenen Gäste von nah und fern versammelt. Man betrachtete lange Zeit den soliden Bau der Bahn, die zum Theil elegant gebauten Passagierwagen, neun an der Zahl; aber die freudigste und nicht zu erschöpfende Aufmerksamkeit widmete man dem Dampfwagen selbst, an welchem Jeder so viel Ungewöhnliches, Räthselhaftes zu bemerken hat, den aber in seiner speziellen Struktur nach äußerem Ansehen selbst ein Kenner nicht zu enträthseln vermag.

Auf den Achsen von Vorder- und Hinterrädern wie ein anderer Wagen ruhend, hat er mitten zwischen diesen zwei größere Räder, und diese sind es, welche von der Maschine eigentlich in Bewegung gesezt werden. Wie? läßt sich zwar ahnen, aber nicht sehen. Zwischen den Vorderrädern erhebt sich, wie aus einem verschlossenen Rauchfang, eine Säule von ungefähr 15 Fuß Höhe, aus welcher der Dampf sich entladet. Zwischen den Vorder- und Mittelrädern erstreckt sich ein gewaltiger Cylinder nach den Hinterrädern, wo der Herd und Dampfkessel sich befindet, welcher von einem zweiten, vierrädrigen, angehängten Wagen aus mit Wasser gespeist wird. Dieser hintere Wagen nämlich, auf welchem der Platz für das Brennmaterial ist, hat auch einen Wasserbehälter, aus welchem Schläuche das Wasser in die Kanäle des eigentlichen Dampfwagens leiten. Außerdem bemerkt man eine Unzahl von Röhren, Hähnen, Schrauben, Ventilen, Federn, die alle nur wahrzunehmen mehr Zeit erfordert, als uns vergönnt war. Ueberdies nahm das ruhige, umsichtige, Zutrauen erweckende Benehmen des englischen Wagenlenkers uns eben so sehr in Anspruch. Wer möchte in einem solchen Mann nicht den ganzen Unterschied der modernen und der alten, wie der mittlern Zeit personifizirt erblicken! Jedes körperliche Geschick,

welches gleichwohl nicht fehlen darf, tritt in ihm in den Hintergrund, in den Dienst der verständigen Beachtung auch des Kleinsten, als eines für das Ganze Wichtigen. Jede Schaufel Steinkohlen, die er nachlegte, brachte er mit Erwägung des rechten Maßes, des rechten Zeitpunktes, der gehörigen Vertheilung auf den Herd. Keinen Augenblick müssig, auf Alles achtend, die Minute berechnend, da er den Wagen in Bewegung zu setzen habe, erschien er als der regierende Geist der Maschine und der in ihr zu der ungeheuren Kraftwirkung vereinigten Elemente.

Als der Dampf sich stark zu entwickeln begann, regnete es aus der sich augenblicklich bildenden Wolke durch die etwas rauhe Morgenluft auf uns herab; ja der Gegensatz der glühenden Dämpfe und der Atmosphäre machte, daß zugleich ein Hagelstaub niederfiel. — Unter diesen und ähnlichen Wahrnehmungen verstrich die Zeit. Die Landwehrmusik verkündigte den Beginn der Feierlichkeit. Auf einer Tribüne waren die eingeladenen Repräsentanten hiesiger Behörden und andere ausgezeichnete Gäste versammelt. Auch der würdige Chef unserer Kreisregierung, v. Stichaner, war von Ansbach herüber gekommen. Bürgermeister Binder hielt die Festrede, die sehr angemessen auf die Bedeutung des Unternehmens hinwies, sofern unsere Eisenbahn als Anfangs- und Mittelpunkt eines Eisenbahnsystems zu betrachten sey, das sich dereinst über Bayern, ja über ganz Deutschland zu erstrecken habe. — Als darauf auch der, nach einer Heideloffschen Zeichnung gefertigte, sehr einfache Denkstein enthüllt war, wurde Sr. Majestät dem Könige ein Lebehoch gebracht. — Hierauf begann die erste Fahrt in den mit Fahnen geschmückten Wagen. Alle neun Wagen waren angefüllt und mochten etwa zweihundert Personen fassen.

Der Wagenlenker ließ die Kraft des Dampfes nach und nach in Wirksamkeit treten. Aus dem Schlot fuhren nun die Dampfwolken in gewaltigen Stößen, die sich dem schnaubenden Ausathmen eines riesenhaften, antediluvianischen Stieres vergleichen lassen. Die Wagen waren dicht an einander gekettet und fingen an, sich langsam zu bewegen; bald aber wiederholten sich die Ausathmungen des Schlots immer schneller, und die Wagen rollten dahin, daß sie in wenigen Minuten den Augen der Nachschauenden entschwunden waren. Auch die Dampfwolke, welche lange noch den Weg, den jene genommen, bezeichnete, sank immer tiefer, bis sie auf dem Boden zu ruhen schien; die erste Festfahrt war in neun Minuten vollendet, und somit eine Strecke von 20,000 Fuß zurückgelegt. Die Fahrt wurde an diesem Tage noch zweimal wiederholt. Das zweite Mal bin auch ich mitgefahren, und ich kann versichern, daß die Bewegung durchaus angenehm, ja wohlthuend ist. Wer zum Schwindel geneigt ist, muß es freilich vermeiden, die vorüberfliegenden, näher gelegenen Gegenstände in's Auge zu fassen. Von Erschütterung ist nur so viel zu spüren, als erforderlich ist, um die Eisenbahnfahrt nicht mit einer Schlittenfahrt zu verwechseln, obschon die Empfindung der ähnlich ist, welche das Fahren in einem gut geführten Stoßschlitten auf glatter Eisbahn verursacht. Daß man ohne Zittern während des Fahrens schreiben könne, wie ein Korrespondent der allgemeinen Zeitung neulich bemerkt hat, habe ich mit mehreren meiner Nachbarn nicht bestätigt gefunden, obgleich man mit Bequemlichkeit sich etwas notiren kann während der Fahrt.

(Der Beschluß folgt.)

Von der allmählichen Erhebung des Landes in gewissen Theilen von Schweden.

(Fortsetzung.)

Die Niveauveränderung nimmt offenbar ab, je mehr man von den nördlichen Theilen des bothnischen Meerbusens nach Süden zu geht; sie ist gering bei Stockholm und nicht im geringsten wahrnehmbar in Schonen, der südlichsten schwedischen Provinz. Das Sinken des Wassers zu Stockholm ist von Einigen als sehr bedeutend angegeben, da mehrere Häuser in der Stadt, die auf Pfählen stehen, seit der Zeit noch lebender Personen gesunken und aus der senkrechten Linie gekommen sind, indem der obere Theil der Pfähle durch den Fall des Wassers und das abwechselnde Trocknen und Naßstehen derselben verfault ist. Die erwähnten Häuser liegen an den Ufern des Mälarsees, welcher in der Mitte von Stockholm mit dem baltischen Meer verbunden ist. Dieser See ist jetzt offenbar niedriger als früher, allein die Hauptursache dieser Veränderung ist nicht die Hebung des Landes, sondern die Entfernung zweier alten, auf Pfählen erbauten Brücken, welche sonst den Abfluß des süßen Wassers in das Meer verhinderten. Eine andere Ursache ist die, 1819 bewirkte Eröffnung eines neuen Kanals zu Södertelje, einem südlich von Stockholm liegenden Ort, wodurch eine neue Verbindungslinie zwischen dem Mälarsee und dem baltischen Meer hergestellt wurde.

Es entsteht nun natürlich die Frage, ob das mittlere Niveau eines Meeres, wie das baltische ist, je so genau bestimmt werden kann, um Niveauveränderungen wahrzunehmen, die einen oder zwei Fuß nicht übersteigen. Darauf ist zu antworten, daß, mit Ausnahme in der Nähe des Kattegat, in der Ostsee gar keine Ebbe und Fluth stattfindet; nur dann, wenn gewisse Winde

mehrere Tage hintereinander vorgeherrſcht haben, oder zu gewiſſen Jahreszeiten, wenn ungewöhnlich viel Flußwaſſer hineingeſtrömt iſt, oder bei einer Vereinigung beider Umſtände ſteigt dies Binnenmeer zwei bis drei Fuß über ſeine gewöhnliche Höhe. Die durch dieſe Urſachen veranlaßten Schwankungen ſind aber faſt alle Jahr dieſelben, ſo daß die Lootſen und Fiſcher der Meinung ſind, und dem Anſchein nach mit Recht, es ſey dabei eine ſelbſt nur wenige Zoll betragende Abweichung von der gewöhnlichen oder mittlern Höhe des Waſſers anzugeben.

Außerdem haben die Küſten von Schweden und Norwegen Eigenthümlichkeiten in der Geſtaltung, die in merkwürdigem Grade die Wahrnehmung der geringen Veränderungen in dem relativen Niveau von Land und Waſſer erleichtern. Skandinavien hat gewiſſermaßen zwei Küſten, eine innere und eine äußere; die erſtere iſt die des Landes ſelbſt, die zweite wird durch eine Umgebung von zahlloſen Felſeninſeln aller Größen, die ſogenannten Scheeren (Skär) gebildet. Böte und kleine Schiffe machen ihre Küſtenreiſen innerhalb dieſer Scheeren, denn hier fahren ſie auf ruhigem Waſſer, wenn auch das Meer außerhalb dieſes Inſelgürtels ſehr ſtark bewegt iſt. Allein dieſe Schifffahrt iſt ſehr ſchwierig und der Schiffer muß die Breite und Tiefe eines jeden engen Kanals und die Lage von unzähligen unter dem Waſſer liegenden Riffen ſehr genau kennen. Wenn an ſolch einer Küſte in einem halben Jahrhundert das Land einen oder zwei Fuß hoch ſteigt, ſo wird die detaillirte Topographie der Scheeren gänzlich verändert. Einem Fremden, der ſie nach einigen Jahren wieder beſucht, bleibt ihr allgemeines Anſehen daſſelbe; allein die Bewohner jener Küſten finden, daß ſie manche von den Kanälen mit ihren Böten nicht mehr befahren können; ſie finden auch außerdem noch unzählige andere Veränderungen an der Höhe und Breite einzelner Felſen, die ſie ſonſt nur bei ruhigem Wetter unter dem Meeresſpiegel ſehen konnten.

Die Gneis-, Glimmerſchiefer- und Quarzfelſen ſind gewöhnlich ſehr hart an dieſer Küſte, zerſetzen ſich nur langſam und behalten, wenn ſie gegen die Brandung geſchüzt ſind, Jahrhunderte hindurch ihre Form bei. Daher iſt es leicht, mit Hülfe von natürlichen und künſtlichen Zeichen, die an denſelben angebracht werden, die verſchiedenen Stufen des Hervortretens aus dem Waſſer zu erkennen. Außer den Gipfeln anſtehender Felſen finden ſich auch ſehr viele loſe Blöcke von ungeheurer Größe über die Sandbänke und Inſeln der Scheeren verbreitet, die wahrſcheinlich durch das Eis auf die weiter oben angegebene Weiſe dorthin getrieben worden ſind. Alle dieſe haben innerhalb des lezten halben Jahrhunderts an Höhe und Umfang zugenommen. Einige, die früher als gefährliche, unter dem Waſſer liegende Klippen bekannt waren, ſind jezt nur noch bei hohem Meeresſtande bedeckt. Bei ihrem erſten Erſcheinen zeigen ſie ſich gewöhnlich als eine glatte, kahle und abgerundete Hervorragung von wenigen Fußen oder Ellen im Durchmeſſer; oft gibt ſie nur einen Ruheplaz für eine einzelne Seemöve ab, die daſelbſt ihre Beute verzehrt.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, November.

(Beſchluß.)

Gog und Magog. Konſumtion in London.

Erinnert man ſich, daß unter Konſtantin und den frühern Kaiſern das Forum zu Rom mit Statuen von Göttern, Kaiſern und ſonſt berühmten Männern verziert wurde, ſo ſehe ich nicht ein, warum der Geiſt, welcher zu Errichtung jener Bildſäulen im Mutterlande trieb, ſich nicht auch über die Kolonien verbreitet, und namentlich die ſtolzen Bürger von Londinum Auguſta veranlaßt haben ſoll, der größten Stadt der Welt in Ausſchmückung ihrer öffentlichen Gebäude nachzuahmen. Und was hätte dieſem Zwecke beſſer zu entſprechen vermocht, als eine ſinnbildliche Darſtellung der in einer gemiſchten, d. h. in einer aus Eingebornen und Römern beſtehenden Kolonie, dergleichen London damals war, herrſchenden Freundſchaft und Eintracht? Wie hätte man dieſen Gedanken beſſer ausdrücken können, als durch die Figuren zweier Krieger, beiden Nationen angehörig, jeder in vollem Waffenſchmucke und jeder bekränzt mit dem, ſeiner Nation eigenen Embleme öffentlicher Wohlfahrt, dem Eichen- und dem Lorbeerlaube? Ich brauche kaum zu erwähnen, daß keineswegs die ſteinernen Statuen ſelbſt, ſondern von Pappe gefertigte, grotesk ausſtaffirte und von Männern getragene Nachbildungen des Lord Mayors Zug begleiten, und daß dieſe Männer es ſich ſehr angelegen ſeyn laſſen, die Häupter der Rieſen zu großer Ergötzlichkeit des verſammelten Publikums in ſtets wackelnder Bewegung zu erhalten.

Die öffentliche Feier des Lord-Mayors-Tags nimmt im Speiſeſaale von Guildhall ihr Ende, und ich bedauere, aus Rückſicht für diejenigen, die im Stande ſind, in der Einbildung zu ſpeiſen, nicht angeben zu können, wie viele Schildkröten und Stockfiſche, Ochſen, Kälber und Schweine, Plumpuddings und andere Puddings bei dieſer Gelegenheit verzehrt, oder wie viele Fäſſer Porter, Ale und Wein zur Verdünnung getrunken worden ſind. Anſehnlich dürften die Quantitäten jedenfalls ſeyn, denn der Lord Mayor hat eintauſend Pfund Sterling dafür ausgegeben, und ſelbſt in London bekommen 160 Perſonen für 7000 Thaler ein ſtattliches Mittagsmahl. Nächſtdem fanden beſondere Bankette der reichen Zünfte ſtatt, der Goldſchmiede und Fiſchhändler, der Seidenhändler, Zimmerleute und Papierhändler, und es iſt unbezweifelt eben ſo ſtark gegeſſen und getrunken, als im Laufe des Tags geſtohlen worden. Ich hätte mit meinen eigenen Augen zwei fingerfertige Taſchendiebe ertappen und nach einigem Kampfe der handfeſten Polizei überliefern ſehen. Um den Einen that es mir wirklich leid. Ein ſo glückliches Gelingen kecken Unternehmens wäre eines beſſern

Schicksals werth gewesen. Unter den harrenden Zuschauern in Ludgate-Hill stand ein wohlgekleideter Mann, seine rechte Hand so krampfhaft in der rechten Seitentasche seines Beinkleids, daß man nicht die Augen eines Pickpocket zu haben brauchte, um die Tendenz des Festhaltens irgend eines werthen Gegenstandes wahrzunehmen. Ein anderer, auch gut gekleideter Mann stellt sich neben ihn, faßt seine rechte Hand, zieht sie sans façon aus der Tasche, ergreift die daran hängende grünseidene Börse, befreit sie mittelst eines raschen Drucks von der umklammernden Faust, wirft sie einem Kameraden zu, und ist bereits im Begriff, sich unter der Masse zu verlieren, bevor der Bestohlene sich aus seiner Bestürzung zu sammeln und das gewöhnliche stop thief hervorzubringen vermag. Der kühne Held wurde indessen ergriffen und abgeführt, doch die Börse mit angeblich neunzehn Goldstücken war verschwunden.

Billig wundert man sich oft, wie es möglich sey, eine Bevölkerung von anderthalb Millionen und darüber mit den täglichen Bedürfnissen hinreichend zu versehen. Gleichwohl ist es Thatsache, daß London in jeder Beziehung Ueberfluß, von Allem das Beste und, was Anfangs überrascht, sich aber durch die Konkurrenz leicht erklärt, Alles wohlfeiler hat, als das kleinste Landstädtchen der Nachbarschaft. Es ist aber auch enorm, welche Zufuhren nach London kommen. Auf dem Smithfieldmarkte, dem Sammelplatze alles für London bestimmten lebenden Viehes, sind, laut pünktlich gehaltener Register, während der letzten zwölf Monate in runden Zahlen verkauft worden: 156.000 Ochsen, 21.000 Kälber, 1.500.000 Schafe und 20.000 Schweine. Und doch ist dies nur ein Theil des verzehrten Fleisches, denn ungeheuer ist die Menge der geschlachteten Viehstücke, die täglich vom Lande eingebracht werden, und deren Anzahl sich gar nicht berechnen läßt. Man schätzt den Gesammtwerth alles in Smithfield verkauften Schlachtviehes jährlich auf 8.500.000 Pfund Sterling. Man nimmt an, daß die Londoner für ihre Früchte und Gemüse jährlich über eine Million Pfund Sterling ausgeben. Die Konsumtion an Weizen beläuft sich des Jahrs auf eine Million Quarters oder englische Malter, jedes zu sechs Scheffel Berliner Maß, von denen wenigstens vier Fünftel zu Brod verbacken werden. Der Verbrauch an Butter erreicht die hübsche Summe von elf, und der Käseverbrauch die von 15.000 Tonnen, jede zu 2000 schweren Pfunden. Der Aufwand für Milch soll an 1.250.000 Pfund Sterling grenzen, und man weist nach, daß London jährlich zwischen 70 und 80.000 Pfund Sterling für Geflügel bezahlt. Der Bedarf an Wildpret steht in gleichem Verhältnisse. Ich gestehe indessen, daß der Umfang des Kaninchenhandels mich am meisten überrascht hat. Ein einziger Verkäufer dieses Artikels auf dem Leadenhallmarkte setzt während eines großen Theils des Jahres wöchentlich über 14.000 Kaninchen ab. Es begreift sich, daß die Konsumtion an Getränke mit den angegebenen Zahlen Schritt hält. Ein Beispiel wird zur Erläuterung hinreichen, und zugleich einen Beweis geben, wie enorm in dieser Hinsicht der Vertrieb in London sich vermehrt hat. Die Herren Barclay, Perkins u. Comp. kauften ihre jetzige Bierbrauerei, vielleicht die größte in der Welt, im Jahre 1773 für 135.000 Pfund Sterling. Der Verkäufer derselben, Namens Thrale, hatte bis dahin jährlich 20.000 Pf. an Steuern bezahlt, und seine Brauerei hielt vier Kufen, jede zu 1600 Faß oder 1000 Orhoft. Jetzt bedecken die zu diesem Geschäfte gehörenden Gebäude über zehn Acker Land. Zwei Dampfmaschinen sind in beständiger Thätigkeit. Die Verrathbehälter zählen 126 Kufen, jede von 4000 bis herab auf 500 Faß. Zum Verschroten der Biere innerhalb Londons werden 160 Pferde gehalten. Ueber 100.000 Quarters Malz wurden im Jahre 1831 verbraucht, und die Steuern belaufen sich im Durchschnitt auf 180.000 Pf. Sterl. jährlich. W. C.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Die Beduinen auf der Bühne. La grande Duchesse.

Bereits sind Schauspieler aus manchen Weltgegenden, wilde und zahme, weiße und farbige, auf die Bretter getreten, um das Pariser Publikum zu belustigen; allein Beduinen hatte es noch nicht. Dazu kommt der Umstand, daß man begierig ist, wie die Leute aussehen, welche die Umgegend von Algier beunruhigen, die Soldaten ermorden, wenn sie können, oder sich gegen sie vertheidigen, wenn es Noth thut. Das Kostüm dieser Halbwilden hat man aufgestutzt, damit es auf der Bühne bessere Wirkung thue. Uebrigens haben sie keine Zeit gehabt, in Europa Anstand und Grazie zu lernen; sie treiben ihr Possenspiel schlechtweg, als ob sie noch einen reichen und müßigen Muselmann unter dem Zelte zu belustigen hätten. Nun ist aber Grazie eine unerläßliche Bedingung, um dem Pariser auf der Bühne durch Lustsprünge zu gefallen. Da diese hier fehlt, so werden die Beduinen auch wohl sich nicht lange halten, und der Direktor wird sich nach etwas Anderm umsehen müssen. Ein gelehrter Kritiker hat das Auftreten der algierischen Beduinen mit dem der Klopffechter bei den Römern verglichen, die auch, als Sklaven aus den überwundenen Völkern genommen, ihren üppigen Herren in der Hauptstadt zum Schauspiel dienen mußten. Das Gleichniß ist jedoch in so fern unrichtig, als diese Beduinen aus freien Stücken einem Franzosen, welcher zu Algier das Schauspiel dirigirt, nach Frankreich gefolgt sind. Man hat sogar in den Zeitungen behauptet, sie bekommen täglich die Summe von 500 Franken. Wahrscheinlich ist dies Gerücht absichtlich von ihrem Führer oder vom Direktor des Porte St. Martinstheaters verbreitet worden, um ihre Wichtigkeit als Künstler zu erhöhen. Die komische Oper hat nach langer Vorbereitung endlich ihre grande Duchesse aufgeführt, die auch eine grande pièce ist, denn sie hat vier Aufzüge. Verfasser der Musik ist der schon durch manche Operetten bekannte Italiener Carraffa, dem nun bald der Spanier Gomis auch wieder mit einer großen Oper folgen soll, wofern ihm nicht Auber, der ebenfalls eine Operette setzt, den Rang abläuft. Zu der grande Duchesse hat ein alter, wahrscheinlich in den Causes célèbres erzählter Prozeß Anlaß gegeben von einer wider ihren Willen verheiratheten Demoiselle, Namens Lafaille, welche krank wurde, für todt gehalten und begraben, dann, von ihrem ehemaligen Geliebten im Grabe besucht, wieder in's Leben zurückgerufen ward, und ihr zweites Leben bei diesem Geliebten zuzubringen beschloß, jedoch vom ersten Manne zurückgefordert, auf ihre Weigerung vor Gericht verklagt und auf Befehl der Richter in's Kloster gesteckt wurde. Schon einige Theater haben sich, wie es scheint, dieses Stoffes bemächtigt; gewiß werden die Melodramendichter nicht ermangelt haben, ein fünfaktiges finsteres Melodrama mit Leichenbegängniß, Todtengruft und mitternächtlicher Glocke daraus zu richten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 101 und Intelligenzblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 302.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 18. December 1835.

Uralt, müßte man gestehen,
Sey das hier Emporgedrängte,
Hätten wir nicht selbst gesehen,
Wie sich's aus dem Boden würgte.

Goethe.

Von der allmählichen Erhebung des Landes in gewissen Theilen von Schweden.

(Fortsetzung.)

Die auf die beschriebene Weise entblösten Felsplatten wachsen nach und nach zu langen Riffen an, welche durch eine Menge von Seegeflügel ganz weiß erscheinen, während andere sich aus einem jährlich unter Wasser gesezten Riff zu einer kleinen Insel gebildet haben, auf der wenige Flechten, ein Kiefernpflänzchen und einige Grashalme beweisen, daß die Sandbank in trockenes Land verwandelt worden ist. Tausende von ringsum liegenden bewaldeten Inseln zeigen die größern Veränderungen, welche die Zeit hervorzubringen vermag. Im Verlauf von Jahrhunderten wird daher der zwischen den jetzigen Inseln vorhandene Meeresboden abgetrocknet und in Wiesen verwandelt seyn, die mit Höhen umgeben sind, auf denen hohe Kiefergehölze stehen. Diese lezte Stufe des Prozesses, mittelst dessen lange Fiords und enge Kanäle, die einst bewaldete Inseln von einander trennten, von dem Meere verlassen worden, hat sich seit Menschengedenken an verschiedenen Punkten der Küste ereignet.

Wäre jedoch der anscheinende Fall des Wassers nur im baltischen Meer allein wahrgenommen worden, so könnten wir in Versuchung gerathen, die Erscheinung aus lokalen Ursachen zu erklären, welche dieses Meer allein betroffen haben. Es könnte z. B. der Kanal, durch welchen das baltische Meer sein überflüssiges Wasser in die Nordsee ergießt, nach und nach durch die Wogen und Strömungen erweitert worden seyn, in welchem Fall das Wasser wie in dem Mälarsee, wovon wir weiter oben sprachen, gesunken seyn dürfte. Allein der Fall der Gewässer würde alsdann gleichförmig und überall, und nicht allein im nördlichen Theil des baltischen Meers erfolgen, während bei Kopenhagen das Niveau gleich bleibt. Solch eine Erklärung ist aber auch aus andern Gründen unhaltbar; denn es ist eine, schon lange von Celsius bestätigte Thatsache, daß sich die Niveauveränderung auch auf die westlichen, die Nordsee begrenzenden Küsten Schwedens ausdehnt. Zwischen Uddevalla und Gothenburg findet man eben so gut bestätigte Zeichen der Erhebung, als an den Küsten des bothnischen Busens. Unter den Punkten, wo sie besonders gut untersucht werden können, sind die Inseln Marstrand und Gulholmen zu erwähnen, von denen die leztere Lokalität besonders durch Celsius nachgewiesen ist. Die Bewohner versichern dort und überall, das Verhältniß des Sinkens des Meeres (oder der Hebung des Landes) sey in verschiedenen und benachbarten Gegenden verschieden, und am größten an den niedrigsten Punkten der Küste. Jedoch

täuschen sie sich hierin, denn sie messen den Belang der Hebung nach der gewonnenen Oberfläche, welche am bedeutendsten da ist, wo das Land sanft zu dem Meere abfällt. Eben so beriefen sich früher einige Vertheidiger der Celsiusschen Theorie auf die Zunahme des Landes in der Nähe der Flußmündungen, wobei sie jedoch nicht gehörig auf die Thatsache achteten, daß, wenn das Bett des Meeres steigt, die Veränderung stets da am bemerkbarsten seyn wird, wo der Boden vorher seicht gewesen ist; wogegen an einem andern Punkte, wo die steilen Granitfelsen jäh in's tiefe Wasser abfallen, eine weit bedeutendere Hebung erforderlich ist, um eine gleich wahrnehmbare Veränderung hervorzubringen.

Was nun den Umfang des Theiles des nördlichen Europas betrifft, welcher auf diese Weise gehoben wird, so haben wir bis jezt noch keine hinlänglichen Data, um dies genau zu bestimmen. Jedoch scheint es wahrscheinlich, daß dieser Landstrich von Gothenburg bis Tornea, und von dort nach dem Nordcap reicht, so wie daß das Verhältniß der Hebung stets steigt, je weiter wir nach Norden gehen. Die beiden Enden dieser Linie liegen mehr als tausend geographische Meilen von einander, und da beide in dem Ocean endigen, so können wir auch nicht wissen, wie viel weiter sich die Bewegung unter dem Wasser fortsezt. Was die Breite des Landstrichs anbetrifft, so sind die Grenzen ebenfalls unbestimmt, obwohl sie sich offenbar mitten durch die weitesten Theile des bothnischen Busens ausdehnen und sich weit in das Innere von Schweden und Finnland erstrecken mögen. Dauert nun die Emporhebung fort, so wird ein immer größerer Theil der bothnischen Bucht, so wie ein Strich der Westküste von Schweden am Ocean, zwischen Gothenburg und Uddevalla, in Land verwandelt werden; und auf der andern Seite müssen, wenn die Veränderung Tausende von Jahren in dem Verhältniß von mehreren Fußen in einem Jahrhundert erfolgt ist, große Striche, die jezt Land sind, zu verhältnißmäßig neuern Perioden unter dem Meere gestanden haben. Es muß daher ganz natürlich die Frage aufgeworfen werden, ob irgendwo Zeichen von dem neuern Aufenthalt des Meeres in Gegenden, die jezt im Binnenland liegen, vorhanden seyen? Die Antwort fällt sehr genügend aus. Bei Uddevalla und in dem benachbarten Küstenlande finden wir emporgehobene Lager von Muscheln, die Arten angehören, wie sie noch jezt im Ocean leben; während an der entgegengesezten oder östlichen Seite von Schweden, bei Stockholm, Geste und an andern Punkten am bothnischen Meerbusen Lager mit Muscheln sich finden, die für die Ostsee charakteristisch sind.

(Die Fortsezung folgt.)

Eröffnung der Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth.

(Beschluß.)

Es war eine unermeßliche Menschenmenge vorhanden, und sie jauchzte und jubelte zum Theil den Vorüberfahrenden zu; und in der That, es gewährt der Anblick des vorüberdrängenden Wagenzuges fast ein größeres Vergnügen, als das Selbstfahren. Wenigstens dringt sich uns das Gefühl der gewaltigen, wundersam wirkenden Kraft bei jenem Anblick weit mehr auf; es imponirt, wenn man den Wagenzug mit seinen zweihundert Personen wie von selbst, wenn auch nicht pfeilgeschwind, doch gegen alle bisherige Erfahrung schnell, unaufhaltsam heran, vorüber und in die Ferne dringen sieht. Das Schnauben und Qualmen des ausgestoßenen Dampfes, der sich sogleich als Wolke in die Höhe zieht, verfehlt auch seine Wirkung nicht. Pferde auf der sehr nahen Chaussee sind daher beim Herannahen des Ungethüms scheu geworden, Kinder haben zu weinen angefangen, und manche Menschen, die nicht alle zu den Ungebildeten gerechnet werden dürfen, haben ein leises Beben nicht unterdrücken können. Ja, es möchte wohl Keiner, der nicht völlig phantasielos ist, ganz ruhigen Gemüths und ohne Staunen beim ersten Anblick des wunderwürdigen Phänomens geblieben seyn. Diesem Staunen folgt dann ein, freilich erst durch Reflexion vermitteltes, wohlthuenderes Gefühl, das Gefühl des Triumphes menschlicher Erfindungs- und Geisteskraft über die Elemente, denen nach Schillers treffendem Ausdruck von Natur eigen ist, zu „hassen das Gebild der Menschenhand.“ Und seltsam! dieses erhebende Gefühl wirkt dieser Anblick in Hunderten und Tausenden, die kaum ahnen, welche Kenntnisse, Erfahrungen, Experimente, Kombinationen, wie viel Scharfsinn, Genie und — Glück zusammenwirken mußten, um solche Maschine zu ersinnen, zu konstruiren. Für diese bleibt das Ganze ein Wunder, an das sie glauben, weil sie es sahen; und kein exoterischer Skeptiker wird im Stande seyn, ihnen diesen neuen Glauben an den menschlichen Geist und seine Macht zu erschüttern, um so weniger, da er ein freudiger, ein erhebender ist.

Um drei Uhr versammelte sich eine, aus den Gebildeten fast aller Stände bestehende Gesellschaft von 180 Personen zu einem Festmahl in unserm Museum. Heiterkeit und Freude über das gelungene Werk belebte Alle, und eine in deutschen Gesellschaften seltene Lebhaftigkeit der Unterhaltung war eine natürliche Folge davon. Unter den vielen Toasts, die auf das Wohl des Königs, den guten Fortgang des Unternehmens, auf die Wohlfahrt beider Schwesterstädte, Nürnberg und Fürth, und dem Direktorium der Aktiengesellschaft, insonderheit aber dem Direktor derselben, G. J. Platner ꝛc., gebracht wurden,

erfreute ſich des lauteſten Beifalls der, zu welchem der Buchhändler Dr. Fr. Campe die Geſellſchaft aufrief: der Toaſt auf den Grund- und Schlußſtein alles Eiſenbahnweſens und alles öffentlichen Wohls, auf das Wort: „Vorwärts!“ — Der Sinn und Geiſt jedoch, in welchem ſolche Feſte und Ereigniſſe bei uns von den Wohlgeſinnten gefeiert werden, ſpricht ſich ungemein treffend in einem Liede aus, welches ein ſehr achtungswerther und liebenswürdiger Mann, Magiſtratsrath Schnerr, gedichtet hatte, und das beim Mahle geſungen wurde; und ich kann es mir um ſo weniger verſagen, daſſelbe hier mitzutheilen, als es zugleich ein Zeichen iſt, daß Hans Sachſens Geiſt uns nicht nur nicht verlaſſen hat, ſondern ſich wie der Phönix immerfort verjüngt. Der Mann nämlich, von dem wir einen Band in ihrer Art vortrefflicher Gedichte beſitzen, iſt zwar kein ehrſamer Schuſter, aber doch ein ſehr geſchickter Buchbinder. Hier iſt das Lied.

Glück auf, mit Gott! der Anfang iſt geſchehen,
Es liegt die Strecke Bahn!
Und ſoll's nach Oſt und Weſten weiter gehen,
So knüpft man eben an.

Das ſchöne Werk, der Gegenwart zum Lobe,
Wird's ſicher anerkannt
Als erſter Punkt, als muſterhafte Probe
In unſerm Vaterland.

Zwar eben geht's, zu Nutz und zum Ergötzen,
Von hier zur Schweſterſtadt;
Doch kann der Menſch wohl Berge auch verſetzen,
So er den Willen hat.

Und kann's nicht Einer, nun ſo können's Viele,
Wenn Eintracht ſie umſchlingt.
Geht Aller Streben faſt nach einem Ziele,
Gewiß, das Werk gelingt.

Seht ihr die Bahn, die Linien von Eiſen,
Die, feſt und ſchnurgerad,
Bedeutungsvoll nach Oſt und Weſten weiſen?
Seht ihr den Zauberpfad? —

Was ſchnaubt und qualmt dort vor der Wagen Reihe?
Es ſcheint ein Elephant,
Daß er als Zugthier ſich zum Dienſte weihe,
Gemacht von Menſchenhand. —

Und ſeht! es zieht mit wunderbarer Schnelle
Den langen Wagenzug
Dies Werk der Kunſt gar mächtig von der Stelle,
In adlergleichem Flug.

Was iſt's, das wunderbarlich heutzutage
Solch Menſchenwerk belebt? —
Das Element, auf dem, nach heil'ger Sage,
Einſt Gottes Geiſt geſchwebt;

Und noch ein Element, mit ihm verbunden,
Ihm ſcheinbar nicht verwandt,
Das Prometheus in thatenvollen Stunden
Dem Himmel kühn entwandt.

Kennt ihr das Kind des Waſſers und der Flammen?
Es wird nur Dampf genannt;
Doch Wunder wirkts, hält man es klug zuſammen,
Gezähmt von Menſchenhand.

„Hans Dampf“ hat man zum Schimpf oft den geheißen,
Der nicht viel hergeſchafft;
Doch Dampf iſt nun auf ſolcher Bahn von Eiſen
Das Ideal der Kraft.

Vergeudet nicht zu Kriegs- und Mordgewehren
Hinfort dies edle Erz!
In Frieb' und Glück auf ſolcher Bahn verkehren,
Erfreue Aller Herz.

Ja, alle Ketten, Feſſeln, Wehr und Waffen
Aus roher, harter Zeit,
Sie werden einſt in Schienen umgeſchaffen,
Zum Preis der Menſchlichkeit!

Mit Schienen, Freunde, webt ohne Bangen
Ein Netz von Pol zu Pol!
Siebt ſich Europa einſt darin gefangen,
Dann wird es ihr erſt wohl.

Wie aber der Geiſt, der ſtets verneint, überall Unkraut unter den Weizen ſäet, ſo war auch dieſes Eiſenbahneröffnungsfeſt nicht ohne Begleitung eines etwas unangenehmen Intermezzos, das freilich in ſeinem Ausgang noch zur Erhöhung der allgemeinen Zufriedenheit beigetragen hat. Hievon jedoch demnächſt, wo ich dann Gelegenheit haben werde, von den Hoffnungen und Ausſichten und Befürchtungen zu reden, zu welchen unſere Eiſenbahn berechtigt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, November.

Herr Marr auf dem hieſigen Theater.
Zweiter Brief.

Die zweite Hälfte des in ſo mancher Hinſicht intereſſanten Gaſtſpiels des Herrn Marr zählte die bei weitem wichtigern Rollen. Abdallah in Raupachs Raphaele machte den Anfang, dann folgte Mephiſtopheles, und zum Beſchluß Schillers König Philipp.

Im Abdallah zeigte Herr Marr ſehr gelungene Momente. Die erſte Familienſcene gelang vollkommen, nur der herriſche, laute Ton, der angenommen wurde, wollte nicht ganz zu dieſer Auffaſſung paſſen. Dies ſchien fremdartig, wie von außen angeflogen; dieſer Ton war durch nichts bedingt, es war eine Zuthat, die der Maler ſeinem fertigen Gemälde hinzugefügt hatte, und dieſe Uebereilung durch Entſtellung deſſelben büßen mußte. Im Verlaufe des Stücks muß Abdallah nothwendig immer erregter erſcheinen; ſeine Ruhe muß der Heftigkeit weichen, die ihn zu den entſetzlichen Schritten treibt; ſchon der Tod ſeines Sohnes hat ihm den Verſtand aus den Fugen gebracht, er wird nicht plötzlich verrückt nach Iſeluia's Ermordung. Die letzten Scenen, gaben Zeugniß von großem Mienentalent; hier war eine fortlaufende Reihe ſchöner Tableaux. Ein beobachtendes Studium leuchtete aus Allem hervor bis zum Schluſſe.

Mephiſtopheles wurde nicht ganz ſo glücklich gelöst. Diesmal mangelte das diaboliſche Element; ein verzogener Mund iſt nicht immer teufliſcher Hohn, und ſchielende Augen ſind zwar immer häßlich, aber ſie können auch einem häßlichen Menſchen angehören, und brauchen nicht gleich an den Teufel zu erinnern. Die Beweglichkeit in den Zügen war zu raſch, zu menſchlich; wir lieben, uns den alten Höllenfürſten ſtarrer und darum mehr Entſetzen einflößend zu denken; ſolch ein koloſſales Bild der Urſchöpfung darf nicht

an die Mäuse und Ratten erinnern, die heute unsere gemeinen Kornsäcke benagen. Was bleibt am Ende einem Juden, der uns belurt, einem pfiffigen Betrüger, dem sein Spiel gelingt, Anders wohl übrig, als dies ewige Augenblinzeln, Abwärtsnicken, Lippenbeißen, heimlich Schmunzeln und Schnalzen? Mit solch kleinem Freudenfeuer läßt sich der Gebieter des Elements nicht ein; es breche nur bei entscheidenden Stellen hervor, aber dann gewaltig. Der grelle, bewegliche Mienenwechsel trete da ein, wo der Teufel menschlich erscheinen und damit Menschen täuschen will, aber nicht für sich, wie zum Spaße; er braucht dessen nicht. Die Art, wie der Monolog gesprochen wurde, vor dem Auftreten des Schülers voranging, war ein geschickt angebrachter Theatercoup, und verfehlte auch seine Wirkung nicht. In einem tiefen, fast tonlosen Baß wurden die Worte hergesagt, welche den Uebergang zu der folgenden Scene bildeten. In der Scene mit dem Schüler selbst waren gute Nüancirungen angebracht. Die Zuschauer fanden sich jedoch von der neuen Erscheinung zu überrascht, um sich unbefangen dem gebotenen Genusse hinzugeben; der Beifall, der sonst hier an vielen Stellen nie ausbleibt, wollte nicht durchbrechen; erst am Schlusse machte er sich Luft. Ich konnte das Ende dieser Vorstellung nicht abwarten.

Die letzte Darstellung des Königs in Don Karlos war die konsequenteste in der Durchführung. Betrachtet man das Gedicht als fürstliches Familiengemälde, wie es in der ältesten Ausgabe von dem Dichter selbst genannt wurde, so läßt sich Marr in dieser Rolle gewiß nicht die leiseste Ausstellung machen; denkt man aber an den geschichtlichen Philipp, wozu, trotz der breiten häuslichen Scenen und der Hofintriguen, doch mehrere Stellen im Stücke, selbst ohne die Namen zu berücksichtigen, Veranlassung geben, so muß man das ganze Bild verdammen. Marr war nur wenig von dem Philipp, wie ihn uns die Geschichte überlieferte; aber ein fester, manchmal starrer, von häuslichen Sorgen geplagter Mann war er in jeder Scene; in der einen mit dem Marquis zeigte er sogar Weichheit und Milde; er war nahe daran, auch ein guter Mann zu werden. Mit dieser Auffassung harmonirte sein Aeußeres: der fast kahle Schädel raubte dem Kopfe das charakteristisch Markirende. Ein kahler Schädel, wenn er nicht mit allen Attributen ehrwürdigen Alters umgeben wird, ist häßlich und gemein, erinnert an Wucherer, Juden und Gesindel. Der zu breite Bart à la Henri quatre deckte zu viel von dem Untertheile des Gesichts und war dem Mienenspiel hinderlich. Wie nun die Rolle einmal angelegt war, geschah die Durchführung mit fester Konsequenz, und dies übt stets einen günstigen Eindruck aus; hier war einmal Wahrheit, Tagesbeleuchtung; dies war ein Mensch ganz nach dem Leben; das Publikum ward ergriffen und zufrieden gestellt. Dem Gros des Publikums sagte diese Auffassung vielleicht mehr zu, als eine andere, die dem geschichtlichen Charakter getreuer gewesen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, December.

(Beschluß.)

Theater. Mad. Damoreau. Mad. Ancelot.

Zwei Dichter, Melesville und Merville, wovon der Letzte auch Melodramen schreibt, indeß Ersterer meistens nur Vaudevilles dichtet, haben sich mit einander verbunden, um eine komische oder komisch seyn sollende Oper aus demselben Stoffe zu machen. Sie haben die Handlung nach Deutschland verlegt, und aus dem Prozesse eine romanhafte Geschichte gemacht, worin nur die gewonnene Heirath, das Lebendigbegrabenwerden und das Wiedererwecken durch den Geliebten stehen geblieben sind. Statt eines Gerichtes hat hier eine Großherzogin Mathilde über den bedenklichen Kasus zu entscheiden, und wie leicht zu erachten, eine zärtliche Großherzogin urtheilt gelinder, als ein Gericht von Männern. Sie hebt die erste Heirath auf, und verbindet die beiden Geliebten, oder erlaubt ihnen, sich zu verbinden. Die Rolle der Großherzogin wird von Mlle. Prevot sehr gut gegeben. Aber bald wird die komische Oper ihre jüngst erworbene Sängerin von der großen Oper auftreten lassen, die Mad. Damoreau nämlich, welcher ein Jahrgehalt von 60,000 Franken zugesagt ist. Solch übertrieben hohen Gehalt hat die komische Oper noch keiner Sängerin bezahlt; auch die große Oper zahlt so viel keinem Sänger und keiner Sängerin, und eben, weil der Damoreau diese Summe an der großen Oper verweigert wurde, ist sie zur Operette übergegangen. Man hält es aber nicht für möglich, daß die komische Oper mit solchen Gehalten bestehen könne; denn wenn auch die Damoreau ein volles Haus zu Stande brächte, so wäre damit diesem Schauspiele noch nicht ganz geholfen, indem es einen viel zu kleinen Schauspielsaal besitzt, als daß die Einnahme sehr beträchtlich seyn könnte. Eigentlich bestehet der Gehalt der Mad. Damoreau nur in 12 — 15,000 Franken; das Uebrige soll ihr unter dem hier bei den Schauspielern üblichen Namen Feux für jeden Abend, wo sie spielt, und zwar 500 Fr. für den Abend, zugelegt werden. Man hat diese Einrichtung deßhalb getroffen, um die kapriziöse Schauspielerin, welche, wie die meisten großen Virtuosinnen, häufig üble Launen hat und nicht spielen will, zu bewegen, oft aufzutreten. Die Folge wird zeigen, ob das Mittel wirksam ist oder nicht. Bei Manchen wäre es probat; allein zuweilen sind die Launen noch stärker, als die Gewinnsucht. — Das Théâtre français zehrt noch von Cas. Delavigne's Don Juan d'Autriche, der, obwohl etwas weitschweifiger, als es die dramatischen Stücke dieses Dichters zu seyn pflegen, doch auf der Bühne großen Effekt hervorbringt und auch gut gespielt wird. Nebenbei hat dieses Theater ein kleines, ziemlich unbedeutendes, aber doch gefälliges Lustspiel von Ancelot, oder vielmehr von dessen Frau gegeben, unter dem Titel: „eine vernünftige Heirath," das aber eben so gut „keine" vernünftige Heirath heißen könnte. Man wußte bereits, daß Ancelot von seiner Frau sich in seinen dramatischen Arbeiten helfen lasse. Dieses kleine Stück scheint sie aber ganz allein geschrieben zu haben. Auch nimmt sie die Komplimente deßhalb von ihren Freunden an, und einige Theaterkritiker, welche dem Dichter nicht wohl wollen, behaupten, er habe nichts Besseres gedichtet, als dieses kleine Lustspiel. Herr und Madame Ancelot stehen sich nicht übel bei dem Ertrage der vielen Theaterstücke, die sie geliefert haben, und halten ein ansehnliches Haus; sie geben auch Sonnabends eine Soirée, bei welcher manche der literarischen Celebritäten von Paris sich einfinden. Von den Neuigkeiten der übrigen Theater läßt sich nicht viel sagen; nicht als ob Mangel daran wäre, sondern weil unter den vielen keines sich so besonders auszeichnet, daß es im Auslande bemerkt zu werden verdiente. Als ob es noch nicht Theater genug gäbe, wird in diesen Tagen wieder eines eröffnet, nämlich am Eingange der Vorstadt St. Antoine; freilich kein großes, aber doch groß genug, um den andern Abbruch zu thun. Der jetzige Winter müßte den Theatern besonders günstig seyn, wenn im Fortgange desselben nicht eines oder das andere derselben zu Grunde ginge. Etwas ganz Unerwartetes würde es aber seyn, wenn sie alle insgesammt gute Geschäfte machten; die'es ließe voraussetzen, daß sie alle mit guten Schauspielern und vortrefflichen neuen Stücken versehen sind, eine bisher noch nicht bemerkte Erscheinung. D. g.

Beilage: Literaturblatt Nr. 129.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 303.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 19. December 1835.

Also was Leben hat in Meer, Luft und auf Erden,
Das wartet, Herr, auf dich, dem ihr Muth offenbar,
Zu rechter Zeit mit Speis gesättiget zu werden.

Rodolph Weckherlin.

Gedichte von Rudolph Hagenbach.

Sehet die Vögel unter dem Himmel.

Die ihr zaget, die ihr fraget,
Leib, was essen wir?
Die ihr klaget und euch plaget,
Herz, was trinken wir?
Die am Abend, wie am Morgen
Ihr euch quält mit leeren Sorgen,
Nehmt der freien Vögel Schaar
Unter Gottes Himmel wahr.

In den Lüften, auf den Zweigen,
Und in Feld und Wald,
Wenn die düstern Menschen schweigen,
Lauter Jubel schallt,
Und in aller Welten Zonen,
Wo die muntern Vöglein wohnen,
Ruft's: „Herr Gott, dich loben wir,“
Tönt's: „Herr Gott, wir danken dir.“

Wenn, in's erste Grün gekleidet,
Sich der Frühling naht,
Wenn der Pflug die Furchen schneidet
Zu der Sommersaat,
Kehren auch die Schwalben wieder,
Und auf steigendem Gefieder
Singt die Lerch' ihr Psalmgedicht,
Doch die Vöglein säen nicht.

Wenn ihr in den Sommertagen
Durch die Wälder streift,
Hört die Nachtigall ihr schlagen,
Eh' das Korn gereift;
Doch wenn Erntelieder schallen,
Schweigen schon die Nachtigallen,
Scheuen jede saure Pflicht,
Denn die Vöglein ernten nicht.

In den Kammern, in den Scheunen
Liegt des Herbstes Frucht,
An den Hecken, an den Zäunen
Manch ein Vöglein sucht
Wohl ein Körnlein zu gewinnen,
Trägt's bescheiden dann von hinnen
In das warme Nest und spricht:
Sammle wohl in Scheunen nicht.

Aber der im Himmel droben
Nährt uns Alle doch;
Den auch wir als Vater loben,
Sorget immer noch;

Naht des Winters rauh Geleite,
Ziehn die Störche fort in's Weite,
Und der Sperling findet hier
Auch im Dunkeln sein Quartier.

Die ihr zaget, die ihr fraget,
Leib, was essen wir?
Die ihr klaget und euch plaget,
Herz, was trinken wir?
Die am Abend, wie am Morgen
Ihr euch quält mit leeren Sorgen,
Nehmt an dieser Vöglein Schaar
Eures Glaubens Mangel wahr.

Sehet die Lilien des Feldes.

Wie sie spinnen,
Wie sie weben,
Wie sie sinnen,
Zu gewinnen!
Und das nennen sie ein Leben!

Wie gesponnen,
So zerrennen,
Wie gewoben,
So zerstoben,
Und das heißen sie gewonnen!

Wie sie prangen
In der Seide
Purpurkleide,
Und verlangen
Mehr in ihres Herzens Neide!

Unterm blauen
Himmel milde
Kommt zu schauen
Auf den Auen
Dieser Lilien Glanzgebilde!

Licht der Sonnen,
Mild zersetzet,
Fein gesponnen,
Thaubenetzet,
Wie das Aug' und Herz ergötzet!

Farben duftig,
Zart gewoben!
Wie nach oben
Sich so luftig
Dieser Schleier hat gehoben!

Geh' und frage
Salomon
Auf dem Thron,
Daß er sage,
Ob er solchen Purpur trage!

* * *

Froh dein Leben
Zu gewinnen,
Lern' es eben
Von den zarten Spinnerinnen,
Von den klugen Weberinnen,
Die nicht weben,
Die nicht spinnen.

Von der allmählichen Erhebung des Landes in gewissen Theilen von Schweden.

(Fortsetzung.)

L. v. Buch fand 1807 in Norwegen und zu Uddevalla in Schweden Muschellager von lebenden Arten in einer bedeutenden Höhe über dem Meere. Seit der Zeit haben andere Naturforscher seine Beobachtungen bestätigt, und nach Ström finden sich im nördlichen Norwegen solche Lager in einer Höhe von mehr als 400 Fuß über dem Meere. Alexander Brongniart fand bei seiner Bereisung Schwedens zu Uddevalla eine der Hauptmuschelmassen, die des Kapellbacken, 200 Fuß über dem Meeresspiegel, auf Gneis gelagert und die Arten sämmtlich identisch mit den im benachbarten Ocean lebenden. Er fand ferner bei einer sorgfältigen Untersuchung der Gneisoberfläche, unmittelbar über dem alten Muschellager, Entenmuscheln (Balani) an den Felsen anhängend, ein Beweis, daß das Meer dort lange gestanden hatte. Lyell bestätigte im Sommer 1831 diese Beobachtung, indem er zu Kured, ohngefähr eine halbe Meile nördlich von Uddevalla, und in einer Höhe von mehr als 100 Fuß über dem Meeresspiegel eine Gneisoberfläche fand, die kürzlich durch die theilweise Entfernung einer Masse von Muscheln, welche in der Umgegend viel zum Kalkbrennen und zur Reparatur der Straßen angewendet werden, entblößt worden war. Diese Entenmuscheln sitzen außerordentlich fest am Gneis. Die Gneisoberfläche war auch mit kleinen Zoophyten überzogen; wären aber diese oder die Muscheln fortwährend seit der Emporhebung der Felsen über das Meer der Atmosphäre ausgesetzt gewesen, so würden sie wahrscheinlich zersetzt und zerstört worden seyn.

Die Stadt Uddevalla ſteht am obern Ende einer kleinen Bucht und iſt von ſteilen und kahlen Gneisfelſen umgeben, aus denen die ganze umgebende Gegend beſteht, mit Ausnahme der niedrigen Gründe und des Thalbodens, in denen Sand-, Thon- und Mergelſchichten das Grundgebirge häufig verdecken. Zu dieſen neuern und horizontalen Ablagerungen gehören die oben erwähnten foſſilen Muſcheln, und ähnliche Meeresreſte ſind in verſchiedenen Höhen über dem Meer an der entgegengeſezten Inſel Oruſt gefunden worden. Die größte Entfernung von dem Meere, in welcher ſich die Foſſilien gefunden haben, iſt bis jezt unbekannt; allein man hat deren bereits zu Trollhättan beim Graben des dortigen Kanals und noch weiter im Innern des Landes am nördlichen Ufer des Wenerſees, eilf geographiſche Meilen von dem Meere entfernt, in einer Höhe von 200 Fuß, ſo wie in der Nähe des Rogwarpenſees gefunden.

Wir wenden uns wieder zu dem baltiſchen Meere. Lyell fand in der Nähe ſeiner Küſten, zu Südertelge, 3½ Meile von Stockholm, Schichten von Sand, Thon und Mergel mehr als 100 Fuß mächtig, und Muſcheln von Arten enthaltend, die noch jezt in der bothniſchen Bucht leben. Schichten mit baltiſchen Muſcheln ſind an manchen Orten bei Stockholm, Upſala und Geſle gefunden worden, und werden wahrſcheinlich überall an den Küſten des bothniſchen Golfs vorkommen, denn Lyell ſah ähnliche Reſte in Mergel aus Finnland, die den bei Stockholm gefundenen glichen. Die größte Entfernung, bis zu welcher dieſe Ablagerungen bis jezt landeinwärts verfolgt worden ſind, iſt die ſüdliche Küſte des Mälarſees, an einer fünfzehn Meilen von dem Meer entfernten Stelle.

Da genaue Beobachtungen über das Emporſteigen der ſchwediſchen Küſte nicht weiter als 150 Jahre von jezt ab reichen, und da Sagen, oder die von alten, an der Küſte liegenden Gebäuden entlehnten Momente den Alterthumsforſcher nicht in den Stand ſezen, irgend ein Denkmal der Veränderung weiter als fünf oder ſechs Jahrhunderte weit zu verfolgen, ſo wiſſen wir nicht, ob das Verhältniß der emporhebenden Kraft in einer ſehr langen Periode gleichförmig geblieben iſt. In denjenigen Gegenden, wo die foſſilen Muſcheln in der Höhe von mehr als 200 Fuß über dem Ocean gefunden werden, wie zu Uddevalla, Oruſt und am See Rogwarpen, ſcheint das jetzige Verhältniß der Hebung mehr als vier Fuß in einem Jahrhundert zu ſeyn. Selbſt bei dieſem Verhältniß wären aber fünftauſend Jahre dazu erforderlich geweſen, um dieſe Ablagerungen empor zu heben. Da indeſſen die Bewegung jezt an verſchiedenen Punkten ſehr verſchieden iſt, ſo muß auch ihre Intenſität zu verſchiedenen Perioden ſehr verſchieden geweſen ſeyn.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, November.

(Fortſezung.)

Herr Marr auf dem hieſigen Theater.

Um nun auf unſere Künſtler zu kommen, ſo gebührte in Raphaele der Demoiſelle Stubenrauch vor Allen der Preis. Sie wußte der liebenden Griechin ſo viel Adel als Schmerz beizumiſchen, und ſchuf hiedurch ein vollkommen poetiſches Bild. Ohne dies Hinzuthun iſt mir die Rolle ſtets unerträglich erſchienen, wie alle, die Raupach zu dem beſtimmten Zwecke geſchrieben, einer Berliner Schauſpielerin Paradeſcenen zu liefern. Bei Dem. Stubenrauch fiel uns dieſe Abſicht wahrlich nicht auf; hier waltete ein höheres Verſtändniß ob. Moriz als Heliodor hat ſo viele Eigenſchaften für dergleichen Rollen, daß man an dem Erfolge nicht zweifeln kann: Innigkeit, Zartheit, Feuer, Anmuth der Erſcheinung. Nur ſchien es uns, als wenn er hier den Schmerz durch alle Scenen hindurchlaufen zu laſſen vergeſſen hätte, um dadurch ſeiner Liebe erſt den ureigentlichſten Charakter zu geben. Das ſinnliche Liebesgeſchwäz, das der Dichter ihm in den Mund legt, hätte ihn nicht irre machen ſollen; es zeugt wohl nichts ſo ſehr für die Aeußerlichkeit Raupachs, und belegt deutlicher die Anklage, daß er nur ſogenannte dankbare Rollen den Schauſpielern in die Hände ſpielen will, als dieſe unglückſelige Nachahmung der Shakespeare'ſchen Liebesſcenen hier und im Enzio, Romeo, Heliodor und Enzio! Julia, Raphaele und Lucia! Und das Alles ſoll ſich gleich geberden und gleich zwitſchern! Ob wohl Shakespeare, wenn er eine Raphaele und einen Enzio zu ſchreiben unternommen, dieſe Liebespaare an ſeine Veroneſer Liebende hätte erinnern laſſen? Wer würde das behaupten wollen? Aber daraus, wie Manche gethan, Raupach einen Vorzug zu machen, heißt die Tollheit bis auf die Spize treiben. Der Darſteller des Heliodor ſollte viel von dieſem Tiradenkram ſtreichen, und mit dem Wenigen, was noch bliebe, glutbhauchend, ſchmerzerfüllt, ſeiner unglücklichen Liebe den Hymnus anſtimmen, die ihm auf ſeinem verhängnißvollen, nächtigen Pfade, den Untergang des Volks, dem er angehört, vor Augen, einen einzigen beſeligenden Sonnenblick gönnt. So würde er uns rühren können; wir überredeten uns dann eher, in Heliodor und Raphaele, der türkiſchen Wuth zum Opfer fallend, das Geſchick der griechiſchen Nation zu erblicken. Freilich ſind dieſe Sympathien erloſchen, ſeitdem die Griechen frei, wenn gleich noch nicht glücklich geworden ſind. Dem. Eſewein, welche die ſüße Iſeluia gab, iſt ein artiges, hübſches Kind, das erſt wenige Schritte auf den bedeutungsvollen Brettern gewagt hat; daher die Unbeholfenheit. Im Trauerſpiel wird ſie in den bedeutenden Rollen wohl nie Glück machen, welche der Franzoſe bezeichnend de longue haleine nennt. Die Natur ſcheint ihr eine kräftige Lunge verſagt zu haben. Im Luſtſpiel wird ſie ſich gut ausnehmen, wenn ſie lernen wird, weniger ſchnell zu ſprechen. Ihre Bewegungen ſind natürlich, nur zu aengſtlich; die Auseinanderſezung der Rede iſt verſtändig, die Betonungen ſind richtig. Zur Iſeluia wäre ſie ſchon eine ganz paſſende Repräſentantin, wenn ſie ſich übte, jene ihr entgegenſtehenden Mängel abzulegen. Herr Debrin, ſo tadelnd er für andere Rollen erſcheint, konnte dem Bruder der Iſeluia die rechte Färbung nicht ertheilen. Der junge Türke kann eben ſo ſchön, ja noch ſchöner, noch empfindſamer als Heliodor ſeyn, aber die

Griechin mag ihn doch nicht. Es ist nicht nöthig, daß er den Kontrast so weit treibe, daß wir gezwungen der Griechin Recht geben müssen. Einer besondern Erwähnung scheint mir noch der Kadi zu verdienen. In solch einem Stücke bekommt man auf den meisten deutschen Theatern nur Maskeraden-Türken zu sehen. Herr List kann gut individualisiren, davon hat er oft Proben abgelegt. Sein Angelo in Emilia Galotti ist ein Charakterbild durch und durch; es bedarf wohl nur eines Winkes, und er wird uns statt der steifen, baroken Türkenmaske einen dicken, schnaufigen, eigennützigen, despotischen Rechtsverdreher zeigen, wie er unter Türken leibt und lebt. Spiel und Aussehen müssen ganz anders seyn, wenn diese Scene ihre Wirkung machen soll.

Für den Faust ist Herr Wallbach, der seine guten Rollen wie jeder Andere hat, der rechte Darsteller nicht. Ein prosaischer, nüchterner Ton ist hier gar nicht an seinem Platze. Fausts Verzweiflung ist anderer Art, als die um eine ausgegangene Pfeife, die sich in den Worten Luft macht: „Zum Henker! der Tabak will auch gar nicht brennen!“ Faust, im tiefen Forschen versunken, streift den Ton, der ihn dorthin begleitet, nicht gänzlich ab, wenn seine Zweifel laut werden und er seinem Unmuthe Worte gibt. Mehr Ruhe in Allem! wozu diese vielen, nicht immer dem Auge angenehmen Bewegungen? Vieles wurde nicht richtig verstanden, Einiges falsch betont, aus beständiger Rücksicht, Alles zu betonen. Um unparteiisch zu seyn, muß ich bekennen, daß die Beschwörung zum Theil gelungen war. Hier erschien die aufgetriebene Ueberspannung an ihrem Platze; die Steigerung, die Verwunderung waren gleichfalls da; nur hätte gegen den Schluß — da alle Zauberkraft zu scheitern scheint — einiges Entsetzen beigemischt werden sollen: Der Moment ist doch wahrlich grausig genug, und wohl im Stande, dem geübtesten Hexenmeister, mehr als gezeigt wurde, die Haare zu Berge zu treiben. Den zweiten Theil der Rolle sah ich an diesem Abend nicht, und weiß daher auch nicht, wie ihn Herr Wallbach darstellte. Aus einer frühern Darstellung ist mir wenig mehr davon erinnerlich. Mad. Schmidt ist kein Gretchen, wird man gewöhnlich hören können; sie thut indeß dafür, was sich von einer so geschickten und geübten Schauspielerin erwarten läßt. Die Rollen, welche Mad. Schmidt gewöhnlich spielt, bilden den Pol dramatischer Kunst, der dem Gretchen geradezu entgegensteht: französische Soubretten, Grisetten, heitere Weiber, die höchstens einen tragikomischen Anflug moderner Sentimentalität zeigen; es gehört wahrlich die vollkommenste Proteusnatur dazu, sich wie Mad. Schmidt aus der Affaire zu ziehen. Für das Scenische war so gut wie nichts geschehen. Das hohe, dumpfe, gothische Studierzimmer Fausts war ohne Phantasie gemalt; wer hätte sich das beim Lesen nicht schon anders gedacht? Selbst die krystallene Schale, die Faust mit so schönen Worten anredet, war nur ein ordinäres Glas! Die Tänze der Höllengeister waren ganz und gar insignifiant. Was bedeutete das ewige Hinkuien, bald so, bald anders? So etwas soll verständigen, versinnlichen; wir wollen wissen, was Faust geträumt haben mag; was können uns die knieenden Kinder darüber offenbaren?

Dem großen Drama Schillers, womit Herr Marr sein Gastspiel bei uns beschloß, ist nicht sein volles Recht widerfahren; wir dürfen diese Vorstellung nicht zu den gelungenen zählen, wenn wir den Dichter gebührend ehren, und unserer Bühne, die es ihrer andern Leistungen wegen verdient, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Besetzung und scenische Anordnung ließen gleich viel zu wünschen übrig. Die Vorstellung war nicht im Stande, die Freunde Schillers und der Bühne, die sich in schwacher Anzahl eingefunden hatten, bis zum Ende zu fesseln. Es ist ein klägicher Anblick, das leere Haus mit jedem Akte immer leerer werden zu sehen. Herr Moriz war als Karlos eine schöne Erscheinung. Er hatte den feurigen, liebemuthigen, edeln Prinzen, der mehr vom deutschen, als spanischen Jüngling hat, und zu seinem Busenfreunde das unspanische: „Wir wollen uns Du nennen!“ sagt, ganz richtig erfaßt. Es war auch in ihm das deutsche Element vorherrschend, das sich in Gang und Haltung ganz besonders kund gab, und das wir hier nicht tadeln wollen. Als das Gelungenste seiner Leistung heben wir die große Scene bei dem Könige heraus, wo er mit aller Begeisterung die herrlichen Worte sprach und den drängenden Ungestüm auf gelungene Weise zur Anschauung brachte. Auch die Schlußscene war zart und ergreifend. Die Scene bei Posa's Leiche ermangelte eines gehörigen Aufwandes jener Kraft, die wir in so ausgezeichnetem Grade in der frühern Scene bei dem Könige anerkennen mußten. Wir meinen damit die künstlerisch besonnene Kraft; hier ging das Gefühl mit dem Künstler durch, und nahm daher einen Theil der Wirkung mit sich fort.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 297:

Die Zeit.

Räthsel.

Wenn in die See der Kiesel fällt,
So werden Wellen rings um ihn
Sich kräuselnd ihre Ringe ziehn:
Du, ein Juwel, in diese Welt
Geworfen, denke, daß nach Nord
Und Ost und West und Süden fort,
In alle Tiefen, alle Höhen
Von dir aus solche Wellen gehen
In aller Welten weitste Fernen,
Und ungebrochen von den Sternen.

Das denkst du, und es schwindelt dir,
Du Glied des sterblichen Geschlechts,
Nach oben, unten, links und rechts: —
Nun hast du den Begriff von mir.
Und abermals vergeht dein Sinn,
Wenn ich mein riesig Kleinstes bin,
Wo Nichts das schärfste Auge findet,
Wo deiner Gläser Macht verschwindet,
Und wo ich doch noch immer weile,
Mich selber immer noch vertheile.

Das weiteste Gewand bin ich,
Einhüllend Alles, was da lebt,
Und was in Höhn und Tiefen schwebt:
Und bin doch oft zu eng für dich.
Von mir und meiner Schwester los
Wirst du nicht auf der Erde Schoos;
Gewiß, daß du mir nicht entfliehst,
Wenn auch nach anderm Stern du ziehst.
Gleichgültig bin ich dir so lange,
Doch wird in mir dir wohl und bange,
Wenn irgendwo mich erst erfüllet
Ein Wesen, das dein Sehnen stillet.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 304.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 21. December 1835.

— He cannot be a perfect man,
Not being try'd and tutor'd in the world:
Then, tell me, whether were I best to send him?

Shakespeare.
Two gentlemen of Verona.

Madelon.

An das Ereigniß, welches im Juli des Jahrs 1830 Europa durchbebt, die Strömung der Zeit beschleunigt und ihre Richtung abgelenkt hat, knüpft sich für mich eine Erinnerung, tief und schmerzlich, fast so folgenreich für meine individuelle Entwicklung, wie jene Revolution für die Gesammtheit, wenn auch der Eindruck für mich und die Welt nicht mehr der erste ist, und nach dem erschütternden Zucken, das die Umkehr der Pole hervorgerufen, das Leben in seinen neuen Bahnen ruhiger dahinfließt. Bei einem Ereigniß, groß oder klein, kommt es vor Allem darauf an, daß es wahr ist; bei einem Erlebniß, wo die Thorheiten, die Irrthümer, die Schmerzen des Menschen ihr freies, und doch von ewigen Gesetzen geregeltes Spiel treiben, ist materielle Wahrheit ein sehr zweideutiges Verdienst; ich bin aber zu gewissenhaft, das, was ich erzählen will, für Fiktion auszugeben.

Ich war von der fernen Hochschule in das Haus des guten alten Großoheims zurückgekehrt, der seit zarter Kindheit Vaterstelle an mir vertreten hatte. Ich fand Alles, wie ich es verlassen: den deutschen Ehrenmann mit der altväterischen Hülle und dem jugendlichfrischen Gemüth, die alte haushaltende Mamsell mit dem festgehaltenen Sonnenblick ihrer jungen Tage, dem Einzug Marie Antionettes in Straßburg, mit ihrem Haß gegen Napoleon und die Gigotermel; den Pudel des Oheims, das treue, kluge Thier, und Mademoiselles halb kahlen, plappernden Papagai, keine übeln Repräsentanten der beiderseitigen Nationalität; den lieben Hausrath, ein halb Jahrhundert alt und niemals reformirt, unter dem ich aufgewachsen war, und wovon manches Stück ein Kerbholz meiner kindischen Freuden vorstellte; die Bilder endlich meiner längst verblichenen Väter und Mütter, mit den frohen, lachenden Farben auf Wangen und Gewändern, an deren gutmüthig verfolgenden Blicken ich mich von jeher ergötzt.

Ich gestehe es, von dieser meiner Erziehung klebt mir eine Vorliebe an für die Art und Weise der guten alten Zeit, in deren Atmosphäre ich groß geworden. Jezt noch, mehr aber noch damals, erschienen mir jene seltsam gewundenen, blätterreichen, mit Umschweif und doch zwanglos sich aufbauenden Möbeln als still thätige Organismen, ja manche gewannen eigentliches Leben, als Wesen, die etwas thun und treiben: meine Konsolen faßten mit den Beinen die Kugeln, worauf sie standen, wie zierliche Kegelspieler, und die Lehnstühle mit den krummen, auswärts gekehrten Beinen bückten sich dienstfertig, um den Ruhebedürftigen sehnsüchtig zu umfangen; der moderne Hausrath dagegen mit seinen kahlen, geometrischen Linien stellt nur das unmittelbare, armselige,

prosaische Bedürfniß vor. Der Rückschritt zu den veralteten Formen, der sich in der neuesten Zeit bemerklich macht, will mir aber deßhalb doch nicht behagen, schon weil er ein selbstbewußter, rein willkührlicher ist, und die auf ähnliche Weise in der weiblichen Kleidung versuchte Rückkehr zu der krausen Pracht unserer Großmütter widert mich schon darum an, weil das entstellende Prinzip, wenn ich so sagen darf, jezt ein ganz anderes und unnatürlicheres ist, und das zerstört, was in meinen Augen die Bilder meiner weiblichen Ascendenz so reizend machte, die Schulterlinie. Während die moderne Tracht die weibliche Büste völlig verzerrt, erschien bei der alten die charakteristische Form des Weibes, die schmale Schulter, eng bekleidet, in ihrem natürlichen, steilen Abfall, und die Hüfte war dabei kaum mehr übertrieben, als jezt auch. Ich stimmte von Herzen in Mamsell Marcellinens Deklamationen wider die weiten Ermel, freilich ohne sie mit ihr für Symbole der um sich greifenden Sittenverderbniß zu erklären, und wenn ich mir damals die Geliebte dachte, die ich noch nicht hatte, so trug sie eine Rose in dem senkrecht von der Stirne aufsteigenden Haare, und Schulter und Arme reizend vom knappen Gewande umschrieben.

Der Großoheim konnte mit mir zufrieden seyn: ich hatte es auf der hohen Schule so weit gebracht, daß ich mit dem geistigen Handwerkszeug meines Faches als Geselle ordentlich hanthieren konnte, ich hatte die Klassiker nicht ganz bei Seite gelegt und Sorge getragen, mit Horaz vertraut zu bleiben, der zum Verkehr mit dem Pflegevater unentbehrlich war; in die Philosophie war ich just so weit eingedrungen, daß ich bei ferneren Schritten unruhig den inhaltschwersten Aufschlüssen entgegensah, und befand mich in der naiven Periode, wo man sich fast den heitern, unbefangenen Genuß der Jugend und des Lebens zu verkürzen fürchtet, wenn man von den in deutscher Philosophie geborgenen Offenbarungen über Gott, Geist und Welt zu schnell den Schleier wegzieht, nicht ahnend, wie wenig man zu solcher Besorgniß Ursache hat. Desto bedenklicher schüttelte Mademoiselle den Kopf; ich fand nicht für nöthig, ihr den fatalen Umstand zu verbergen, daß ich auf der Universität niemals zu einem Tanze gekommen, und nie zu einem Handkusse das Herz fassen können. Ja, weder die Versicherung meines Tanzmeisters, daß ich nicht ungelenker sey als der Mittelschlag meiner Landsleute, noch Marcellinens von Kindesbeinen an gehörten praktischen Vorträge über ungezwungenen Umgang mit Menschen, über Conduite und savoir faire hatten etwas über die mir angeborne Scheu und Blödigkeit vermocht, und ich war noch immer der lächerlich schüchterne Junge, der in einem neuen Kleide verlegener aussah, als ein Mädchen in einem zerrissenen, und vor der Thüre, die sich auf das erste Pochen nicht öffnete, umkehrte, froh, den schweren Auftrag, sich nach dem Befinden der Tante zu erkundigen, wenigstens verschieben zu können. Ich brauche kaum zu sagen, daß dieser radikale Mangel an Zuversicht mich bisher von jedem zarteren Verhältniß zum weiblichen Geschlecht streng zurückgehalten hatte.

Man berieth sich in der Familie über meine nächste Zukunft; daß ich reisen müsse, darüber waren Vettern und Freunde einig, aber man stritt sich über das Land und den Ort, der mich am ersprießlichsten aus den bisherigen beschränkten Verhältnissen in die große Welt überleiten möchte. Der eine pries Berlin als den Stapelplatz moderner übersinnlicher Güter, wo man am schnellsten und sichersten auf den Höhepunkt des deutschen Geistes in Kunst und Wissenschaft gehoben werde; ein anderer rieth, mit dem Sinnlichen anzufangen, mit der äußern Sitte und der behaglichen Sicherheit des Anstands, die nur in Wien in erwünschter Weise zu erwerben seyen; der Marquis, der französische Geschäftsträger an unserem Hof, der als alter Bekannter des Großoheims und Hausfreund häufig diesen Berathungen beiwohnte, stimmte natürlich unbedingt für Paris, und der Großoheim, dem die Entscheidung zustand, pflichtete ihm zu meiner Verwunderung bei, was ein seltener Fall war.

(Die Fortsezung folgt.)

Von der allmählichen Erhebung des Landes in gewissen Theilen von Schweden.

(Beschluß.)

Ob in Norwegen auch Land empor gehoben wird, müssen künftige Untersuchungen lehren. Fossile Meeresmuscheln von neuen Arten sind an im Innern liegenden Punkten, bei Drontheim gefunden worden; allein Everest, der Norwegen vor mehreren Jahren bereiste, sagt, die kleine Insel Munkholm, ein isolirter Felsen im Hafen von Drontheim, gewähre die feste Ueberzeugung, daß das Land in jener Gegend in den lezten acht Jahrhunderten unbeweglich geblieben sey. Die Oberfläche der Insel ist nicht größer, als die eines kleinen Dorfs, und ihr höchster Punkt ist durch eine amtliche Messung zu drei-und-zwanzig Fuß über dem Mittel zwischen der schwächsten und der Springfluth bestimmt worden. Auf dieser Insel wurde nun im Jahre 1028 von Kanut dem Großen ein Kloster gegründet, und drei-und-dreißig Jahr vorher wurde sie als ein Richtplatz benuzt. Nach dem angenommenen mittlern Verhältniß der Hebung Schwedens (ohngefähr vierzig Zoll in einem Jahrhundert), müßten wir annehmen, daß die Insel zur Zeit der

Erbauung des Klosters drei Fuß und acht Zoll unter dem hohen Wasser gelegen habe.

Jedoch wissen wir weder, ob die Bewegung stets in demselben Verhältniß fortschreitet, noch ob sie in einer Richtung gleichförmig gewesen ist. Das Niveau des Landes konnte schwanken, und Jahrhunderte hindurch mochte eine Senkung und dann eine Wiederemporhebung derselben Gegend stattfinden. Diese Idee ist nach den Beobachtungen der Dänen Graah und Pingel, die in den Jahren 1830—32 Grönland besuchten, sehr wahrscheinlich. Sie haben sich nämlich überzeugt, daß ein Theil der grönländischen Küste während der lezten vier Jahrhunderte gesunken ist, und zwar durch einen Raum, der eine Längenerstreckung von vierhundert geographischen Meilen hat. In Folge dieser Senkung stehen die Wohnungen der Esquimaux und der frühern dänischen Kolonisten jezt zur Fluthzeit unter Wasser.

Einige Erscheinungen in der Nachbarschaft von Stockholm scheinen nur unter der Annahme erklärlich, daß der Boden der Gegend, seitdem er von Menschen bewohnt wird, wechselsweise gestiegen und gesunken ist. Als man im Jahr 1819 zu Südertelge, ohngefähr 3½ Meile südlich von Stockholm, einen Kanal zur Verbindung des Mälarsees mit dem baltischen Meere grub, wurden Meeresschichten mit fossilen Muscheln von baltischen Arten durchsunken. In einer Tiefe von ohngefähr sechzig Fuß kam man auf einen Gegenstand, der eine begrabene Fischerhütte zu seyn schien. Sie bestand aus Holz und befand sich im zersezten Zustande, so daß sie an der Luft bald zerfiel. Der unterste Theil aber, der mit dem Meere in gleichem Niveau gestanden hatte, war besser erhalten. Auf dem Boden der Hütte befand sich ein Feuerherd, bestehend aus einem Ring von Steinen, in welchem Asche und verkohltes Holz vorhanden war. Außerhalb lagen Späne von einer Fichte noch mit den Nadeln, wie mit einer Art abgehauen. Es scheint ganz unmöglich, die Lage dieser begrabenen Hütte anders als unter der Annahme zu erklären, daß, wie bei dem Serapistempel zu Puzzuoli bei Neapel, zuerst eine Senkung von mehr als sechzig Fuß, und dann eine Wiederemporhebung statt gefunden habe.* Während der Periode der Senkung muß die Hütte mit Sand und Muschelmergel, unter denen auch einige Schiffe von antiker Form und mit hölzernen Nägeln gefunden wurden, bedeckt worden seyn.

Die wahrscheinliche Ursache dieser Bewegungen, sowohl der Hebung als Senkung, zu erörtern, würde hier zu weit führen. Wir bemerken nur, daß die Hebung Skandinaviens ganz natürlich als eine ganz einzige und kaum glaubhafte Erscheinung angesehen worden ist, weil kein Land der Erde, innerhalb der Grenzen der Geschichte, freier von heftigen Erdbeben gewesen ist. Auch sind die Wirkungen der Erdbeben und der Vulkane unterbrochen und nicht dauernd und unmerklich, wie die Hebung Skandinaviens, die wir in dem Obigen unwiderlegbar bewiesen haben. Die Grundfesten des Theils von Schweden, welcher eine Hebung erleidet, müssen bedeutend verändert werden. Wir mögen diese nun der Ausdehnung fester Materie durch stets zunehmende Hitze, oder dem Flüssigwerden von Gesteinen, oder der Krystallisirung einer dichten Flüssigkeit, oder der Anhäufung eingesperrter Gase zuschreiben, wir mögen Folgerungen machen, welche wir wollen, so können wir keinen Augenblick zweifeln, daß in irgend einer unbekannten Tiefe die Struktur des Erdkörpers fortwährend verändert wird, und zwar innerhalb der Grenzen eines Raums, der mehr als tausend Meilen lang und mehrere hundert Meilen breit ist.

Hartmann.

* Wegen einer genauern Beschreibung dieses merkwürdigen Ereignisses, verdeutlicht durch Abbildungen, verweise ich auf Lyells Geologie, meine Uebersezung. Bd. I. S. 589. ꝛc.
Hartmann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

Angely.

Der Theaterdichter Louis Angely starb hier in der Blüthe seiner Jahre. Wer ihn noch wenige Tage vor seinem raschen Krankenlager in seiner Regsamkeit und Thätigkeit gesehen, hätte jeden andern Einfall eher von ihm erwartet, als den, zu sterben. Ein Perpetuum Mobile schien in der kleinen Gestalt verkörpert, eine fortarbeitende Maschine, in eigenen und fremden Angelegenheiten, die stündlich einige Schlacken von dem verarbeiteten Aerger auswerfen mußte, um wohl zu seyn. Charaktere dieser Art pflegen sich nur dann aufzuzehren, wenn ihnen die Ventile verschlossen werden, und Erz und Schlacken zugleich sich im Innern zerarbeiten. Dem Verstorbenen war allerdings mit dem Verschluß des Königsstädtischen Theaters für ihn, als Schauspieler und Realfeur, eine Hauptlebensader abgeschnitten, so daß er nicht mehr schaffen, ordnen, banthieren, sich abärgern und austoben konnte. Das Schaffen allein als Dichter war zu wenig für seinen Organismus. Später suchte er einige Erholung in der Regie des Privattheaters Urania, denn die Bretter blieben, trotz seiner anderweitigen vortheilhaften Beschäftigung, sein Element; und hier, ohne andern Eigennutz, als den, in jedem Zoll sich und seine Thätigkeit repräsentirt zu sehen, arbeitete er mit rastlosem Fleiße. Allein auch diese Rennbahn wurde vor Kurzem dem Unermüdlichen abgesperrt, und diese Zurücksetzung mag ihn nicht wenig verdrossen haben. Angely war jedenfalls eine merkwürdige Erscheinung; seine schlimmen Seiten wogen sich ab mit seinen guten. Daß jene mehr bekannt, und diese zu gering angeschlagen wurden, daran war er selbst schuld. Was er auf dem deutschen Theater verdorben hat, ist oft besprochen. Vom sittlichen Standpunkte aus betrachtet, hat er gewiß weniger geschadet, als minder angefochtene, glänzendere Talente. Ein solches indeß war er; mit bloßer Fabrikfertigkeit wäre es ihm denn doch nicht gelungen, seine Bearbeitungen aus dem Französischen

auf allen deutschen Bühnen einzubürgern. Leider wurde nur, was gut als Lückenbüßer gewesen, oft zur Hauptsache. Derselbe Fehler stellte sich in seiner Persönlichkeit dar. Er war ein guter Schauspieler und ein trefflicher Regisseur, überall, wo er wirkte, fehlte indeß unglücklicherweise die richtig abwägende Obergewalt, welche seinem ungebundenen Thätigkeitstriebe den Daumen aufsetzte und sprach: bis hieher und nicht weiter. Elastisch schnellte dieser auf, damit schwoll der Dünkel, und er hielt sich und agirte so lange als unentbehrlich, bis er den Andern unausstehlich wurde, und man mit dem lästigen auch den nützlichen Mann beseitigte. Bildung, Verstand und Einsicht sind ihm nicht abzusprechen; aber ihm ging die Humanität ab, welche auch die Rechte Anderer freiwillig anerkennt. Mit dem, an körperlichen Gebrechen leidenden Männern eigenen Argwohn stand er gegen Alle umher auf den Hinterfüßen, und glaubte nur belligerando sich Geltung zu verschaffen. Dies Wesen konnte ihm nirgends Freunde erwerben; auch seine trefflichen Eigenschaften wurden daher leicht übersehen, oder in lächerliches Licht gestellt. Als Schauspieler war sein Unglück, daß er wußte, wie klein er von Gestalt war; diesen Mangel suchte er daher durch Outriren zu heben, und wurde deßhalb jedem Publikum sehr bald zur Last, denn nicht Alle erkannten die erworbene Fertigkeit an, mit der Angely in jedem Rollenfache Schwierigkeiten überwand, an denen glückliche Talente oft scheitern. Schlimmer war sein unüberwindlicher Drang, als Regisseur sich alle bedeutendern Rollen anzueignen, etwas, was ihn mit seinen Mitschauspielern überall verfeindete. Dies war für die Theater um so mehr zu bedauern als selten ein so routinirter, kenntnißreicher und dabei überaus thätiger Geschäftsmann in Einer Person sich findet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stuttgart, November.

(Beschluß.)

Herr Marr auf dem hiesigen Theater.

Dem. Stubenrauch war eine echte Repräsentantin der königlichen Tugendheldin. Wir wüßten durchaus nichts an dieser Darstellung zu tadeln. Als einen Beweis, wie sehr man durch das jetzt so selten werdende stumme Spiel wirken könne, führen wir den Moment nach dem Bekenntnisse der Eboli an. Das war Hoheit, hohe Majestät des Weibes! Herr Wallbach, der den Posa gab, ist kein Redner. Mit dem verständigen Sprechen ist es hier wieder nicht abgemacht. Ein Philipp will nicht überführt, er muß hingerissen werden, und was das Schlimmste ist, das Publikum will es mit seyn. Posa muß in der großen Scene vor Philipp wie ein Gott dastehen, und von Allen, die ihn hören, geliebt werden, oder dem Dichter ist das Glänzendste in seinem Werke verdorben. Emil Devrient gelang dies zum Theil, mehr, ja ganz vollkommen in früherer Zeit Anschütz, der vielleicht der herrlichste Redner unserer Bühne ist. In den andern Scenen konnte man mit Herrn Wallbach zufriedener seyn, wenn man sich darüber zufrieden gab, dieses große Ideal schwärmerischer Freundschaft in seine etwas gezwängten Formen, worin sich nur wenig von Begeisterung spüren läßt, hineingebannt zu sehen. Herrn Wallbachs Gesicht selbst, obgleich die Züge desselben angenehm sind, eignet sich nicht für Posa's Charakter. Wenn er spricht, und namentlich, wenn er in Feuer geräth, ist er nicht im Stande, seinen Zügen zu gebieten. Die ruhige letzte Scene mit der Königin war die beste des Ganzen. Die Darstellerin der Eboli, eine Dem. Schneider, die erst seit Kurzem an unserer Bühne ist, hat durchaus keine Befähigung zu dergleichen Aufgaben. Die Fürstin Eboli ist keine Grisette, die sich dem Prinzen so an den Hals wirft. Es macht vielleicht dem jungen Mädchen Ehre, daß sie den Charakter ganz vergriff. Ihrem Talente können wir kein Kompliment darüber machen. Auch hat sie noch mit der Sprache zu kämpfen, und diesen Fehler sollte sie sobald als möglich abzulegen suchen. Ihr Organ ist volltönend, aber spröde, die Uebergänge wollen geübt seyn, es leidet noch an zu großer Einförmigkeit. Die Aussprache ist jedoch das Mangelhafteste. Zaichen für Zeugen, Brihus für Prinz und Aehnliches wurde deutlich vernommen. Herr Häser als Alba und Herr Pauli als Lerma waren gleichfalls nicht an ihrem Platze. Herr Häser würde den alten Lerma, diesen schönen, menschlichen Greis, Karlos väterlichen Freund, trefflich gegeben haben. Für den Alba hätte Herr Mauten eintreten sollen.

Don Karlos, Infant von Spanien! dieses geliebte Gedicht unsers geliebtesten Nationaldichters, dem in diesem Augenblicke ein Denkmal errichtet werden soll in der Stadt, die sich die Ehre nicht nehmen läßt, ihm die erste Bildung gespendet zu haben! Alle Gefühle sind jetzt aufgeregt für den edeln Sänger, sein Name tönt von allen Lippen, in allen Ländern, ja selbst in fernen Zonen. Es mußte auf den ersten Blick befremden, daß nur so wenig Leute sich zu dem Feste im Hoftheater eingefunden hatten, denn die Aufführung des Don Karlos sollte stets wie ein Fest betrachtet werden. Man konnte irre werden für einen Augenblick an dem Geschmack, der hier herrscht, aber der Erfolg der Vorstellung löste das Räthsel vollständig. Vor mir saß eine junge Dame, die sich oft unwillig von der Bühne wegwendete und bitter lächelte. „Man kennt seinen Schiller auswendig, denkt sich das Alles so schön, und muß nun das dafür hinnehmen!“ schien sie sagen zu wollen. Eine andere Dame, eine Ausländerin, saß mit dem Buche neben mir, um nachzulesen, und versicherte, sich nicht zurechtfinden zu können, weil die Eboli Alles auslasse. Es waren ihr viele der schönsten Stellen gestrichen, die durch die Art, wie Darstellerinnen dieser Rolle sie aesprochen, zu einem hohen Grade von Berühmtheit gelangten, und die man daher nur ungern vermißt. Alles dies ist wohl geeignet, zu ernsten Betrachtungen aufzufordern, die ich hier jedoch unterdrücken will. Nur so viel muß ich noch hinzufügen, daß ich nicht im Stande bin, bei solchen Veranlassungen mit der frivolen Nonchalance zu berichten, wie heute gewöhnlich über das Theater berichtet wird. Aus der Beharrlichkeit, womit ich das undankbare Feld der Theaterkritik bebaue, möge man wenigstens meinen regen Eifer für die dramatische Kunst entnehmen, den ich — selbst wo ich tadeln muß — jedem wacker Strebenden aus vollem Herzen zuwende. Wenn auch meine Ansichten nicht jedem Geradesten einleuchten möchten, so hoffe ich doch, aus dieser Rücksicht Anerkennung zu finden.

Wenn nun zum Schlusse noch eine Bemerkung gestattet wäre, so möge sie dem Künstlerwerthe des Herrn Marr gelten, der unter den obwaltenden Verhältnissen einen Antheil erregte, wie ihn nur ein begabter Darsteller zu erringen vermag, der zugleich den jetzt unerläßlichen Grad von Bildung und Geschmack besitzt, um davon das gehörige Maß seinen Schöpfungen beizumischen. Er wurde wohlwollend aufgenommen und mit Beifall entlassen; um eine dauerhafte, allgemeine Sensation zu erregen, hätte es einer durchaus andern Konstellation für ihn bedurft.

August Lewald.

Beilage: Literaturblatt Nr. 150.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 305.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 22. December 1835.

— Und er lernete mit Fleiß von ihnen, wann der Stern erschienen wäre.
Matthäus.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.*

Von

Dr. Nürnberger.

Ich muß meinen heutigen naturwissenschaftlichen Bericht schon wieder mit dem Halley'schen Kometen eröffnen, da derselbe fortfährt, alle Augen auf sich zu ziehen. Gleichwohl verdient er diese Aufmerksamkeit mehr nur durch die Genauigkeit, mit welcher er die berechnete Bahn verfolgt, als durch den Glanz, den er dabei entwickelt: denn bis jezt entspricht sein Schweif dem früheren Rufe und den Erwartungen keineswegs, und meine diesfalsige, auf Vermuthungen über die physische Natur dieser Himmelskörper gestüzte Vorhersagung hat sich vollkommen bestätigt. Ich werde unten darauf zurückkommen. Die sorgfältigsten, über den bisherigen Verlauf der Erscheinung gemachten Beobachtungen (besonders zu Dessau und Königsberg in Preußen) lassen sich folgendergestalt zusammenfassen.

Im September erschien der Komet bei dreißigmaliger Vergrößerung eines guten Frauenhofer als ein fast runder Lichtnebel, der, etwas außerhalb seiner Mitte, nach der der Sonne zugekehrten Seite einen fixsternähnlichen Punkt mit flimmerndem Lichte zeigte. Dieser Lichtpunkt blieb bis zum 29sten, bei angebrachter stärkerer Vergrößerung des Fernrohrs, sichtbar, und es trat im Ansehen des Kometen überhaupt keine weitere wesentliche Veränderung ein, als daß er nun an Größe und Deutlichkeit zunahm, und daß seine ovaler werdende Gestalt auf Bildung eines, wie gewöhnlich von der Sonne abgekehrten * Schweifs schließen ließ. Am 2ten Oktober ward der Komet, des Mondscheins ohnerachtet, scharfsichtigen Personen mit unbewaffnetem Auge sichtbar; dreißigmalige Vergrößerung zeigte ihn als eine ziemlich scharf begrenzte, hell glänzende planetarische Scheibe mit schwacher Lichthülle, welche Scheibe sich aber bei weiterer Vergrößerung in stark verdichteten Lichtnebel auflöste, in dessen Mitte das oben erwähnte Lichtpünktchen immer zu erkennen blieb. Am 5ten Oktober endlich ward eine deutliche Spur des Schweifes erkannt, und in der Mitte des Kopfes zeigte sich fortwährend der fixsternähnliche

* Vergl. den vorlezten dieser Berichte in Nr. 224 u. ff. unserer Blätter.

* Der Kometenschweif ist stets von der Sonne abgekehrt; er folgt dem Kopfe nach, wenn der Komet zur Sonne geht, und geht voran, wenn der Komet zurück kömmt. Die Gründe dieser eigenthümlichen Erscheinung sind noch nicht vollkommen aufgeklärt. Vergl. Piazzis merkwürdige Schrift: Della cometa dell' anno 1811. N.

Punkt. Am 7ten Oktober, bald nach Mitternacht, erschien der Komet sehr glänzend; das Daseyn jenes Lichtpünktchens fing an, ungewiß zu werden. Zum ersten Male zeigte die Lichthülle heut ungleiche Helligkeit, indem sich vom Mittelpunkte des Kopfes aus ein fächerförmiges, stärkeres Licht nach der Sonne zu erstreckte; es hatte den Anschein, als besäße der Komet, außer dem gewöhnlichen, von der Sonne abgewendeten Hauptschweif noch einen zweiten kürzeren, der Sonne zugewendeten Nebenschweif. Beide Schweife traten am 10ten Oktober deutlicher hervor. Der Mittelpunkt des Kopfes zeigte keinen Kern, sondern nur einen sich plötzlich verdichtenden Lichtnebel von flimmerndem Glanze. Am 19ten Oktober war der Komet der Erde bei seinem diesmaligen Umlaufe am nächsten gekommen; * seine damalige Entfernung von ihr betrug wenig über drei Millionen Meilen. Sodann entfernte er sich von uns, um dem Punkte seiner Sonnennähe zuzueilen, durch welchen er, nach der Rechnung des Professors Rosenberger zu Halle, am 13ten November, nach den Angaben unseres Bessel zu Königsberg in Preußen aber erst zwischen dem 14ten und 15ten November geht. Alsdann wird er uns für einige Zeit im Glanze der Sonnenstrahlen unsichtbar, und erst nach seinem Wiederaustritte aus denselben werden wir wieder über ihn referiren können.

Uebrigens gehört die Ehre der diesmaligen ersten Auffindung dieses Kometen, was wir in unserm vorigen Berichte noch in einigem Zweifel ließen, wirklich italienischen Astronomen an. Allen bisher eingegangenen Nachrichten zufolge hat ihn von den deutschen Astronomen Niemand vor der Nacht vom 21sten auf den 22sten August erblickt; die damalige Mondstellung war Ursache, daß er nur in den ersten Tagen des August, oder im lezten Drittel dieses Monats gesehen werden konnte. Die in unserm vorigen Berichte gegebene Nachricht, daß er bereits am 5ten August zu Rom beobachtet worden sey, mußte aber um so auffallender erscheinen, als er damals noch gegen zwölf Millionen Meilen von der Erde stand, und am 22sten August, wo seine Entfernung doch bedeutend abgenommen hatte, auf den deutschen Sternwarten nur mit den stärksten Instrumenten gefunden wurde, daher man auch schon glaubte, die Sache aus einer Verwechslung mit dem bekannten schönen Nebelfleck bei ζ im Stier erklären zu müssen. Allein eine nähere Prüfung zeigt, daß die von den Astronomen des Collegio Romano bekannt gemachte Position mit den nun vorliegenden genauen Beobachtungen vollkommen übereinstimmt, und man also den Kometen wirklich bereits am 5ten August zu Rom gesehen hat, wobei noch ausdrücklich bemerkt werden muß, daß in der römischen Nachricht des oben angeführten Nebelflecks besondere Erwähnung geschieht. Die Ursache dieser früheren Auffindung in Italien mag in dem bei weitem reineren dortigen Himmel, * oder vielleicht auch in einer andern Zufälligkeit liegen. Wir verdanken diese Berichtigung dem Wiener Astronomen Littrow, welcher sich um unsern Kometen schon außerdem durch eigene Schriften ein Verdienst erworben hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Wahrscheinlich ist dies der Grund, denn, wie wir eben erfahren, ist der Komet auch mit bloßen Augen zuerst in Italien, nämlich zu Florenz in der Nacht auf den 19ten September wahrgenommen worden. Professor Gruithuisen zu München, welcher eine große Gesichtsschärfe besizt, will ihn am 21sten September mit bloßen Augen wahrgenommen haben; in Breslau ward er so am 27sten September Abends gesehen. N.

* Andere Astronomen, z. B. der verdienstvolle Boguslawski in Breslau, lassen den Kometen seine größte Erdnähe schon am 12ten Oktober erreichen. Ein Tag Differenz in Annahme des Durchgangs durch's Perihel macht dabei schon viel aus. N.

Madelon.

(Fortsetzung.)

Der Franzose war der Gegensatz meines ehrwürdigen Pflegevaters, aber wohl eben darum hatten diese widerstreitenden Pole einander angezogen. Lezterer hatte in einer wechselvollen Zeit nie verlernt, den höhern Zusammenhang der Dinge festzuhalten und ein Ereigniß, auch wenn es seine Gefühle und Interessen verlezte, in Selbstverleugnung zu achten. Durch den Untergang des deutschen Reichs war er schon in höherem Alter als Geschäftsmann um den größten Theil seiner Staatsweisheit gekommen: war ihm doch sein Horaz geblieben und sein Glaube an Gott und das Loos der Menschheit. Der kleine Zopf am kahlen Haupte wies rückwärts in die Zeit, die, unvergessen, aber unbedauert, hinter ihm lag, und das seelenvolle Auge blickte vorwärts, oft lächelnd zwar, aber mit dem Lächeln freundlicher Jugenderinnerung auf die Bestrebungen des jungen Geschlechts, sich eine neue Gegenwart und Zukunft zu bauen. Der Marquis, in der äußern Erscheinung durchaus modern, obgleich auch schon bei Jahren, hatte sich wohl, nach der bekannten Zähigkeit seiner Nation, noch mehr Jugendfeuer bewahrt, aber in ganz verschiedener Weise: die Betrachtung, daß der Strom der Zeit, trotz aller Dämmungsversuche, in seinem Vaterland wie überall, eigensinnig eine Richtung verfolge, wobei am Ende die von seiner Partei gleich eigensinnig behauptete Stellung überflügelt werden müsse, hatte ihm nicht die heitere Ruhe der Entsagung, sondern die gewitterdumpfe des Aergers gegeben, aus der aber nur gelegentlich die Blize der Ungeduld brachen, während er gewöhnlich das kühle Feuer des Geistes, wie es dem Franzosen, und besonders

dem bejahrten Franzoſen zukommt, an der Oberfläche ſpielen' ließ. Er war beſonnen genug, das, was die neue Zeit Gutes und Vernünftiges gebracht, nicht zu verkennen, nur ſollte es mit ſeinem Stolz und ſeinen Vorurtheilen ſich vertragen. Es war oft, als ließe er eine göttliche Weltregierung nur deßhalb gelten, weil Karl X. einmal König von Gottes Gnaden war, und ich konnte mich nicht genug wundern, wie ſeltſam die fataliſtiſchen Grundſätze, die er im Geiſte der in ſeiner Jugend erhaltenen Weltanſicht äußerte, ſeinem Thun und ſeinen Wünſchen widerſprachen. Er war nie in Napoleons Dienſten und ſeit der Reſtauration beſtändig auf Geſandtſchaftspoſten geweſen; er beſaß durch ſeine deutſche Gemahlin ein bedeutendes Vermögen, das kürzlich durch die Entſchädigung der Ausgewanderten noch vergrößert worden war, und ſchickte ſich eben an, das ihm wieder Zugefallene ſelbſt in Beſitz und Augenſchein zu nehmen.

Mein Pflegevater hatte, wie geſagt, den Machtſpruch gethan: „Friedrich ſoll nach Paris; er ſoll gleich in medias res des menſchlichen Regens und Bewegens. Wozu ſich in Berlin den Kopf und in Wien den Magen verderben? wozu hier und dort Vorurtheile einkaufen, um ſie hinterher mit Schaden loszuwerden? Ich bin von jeher der Meinung geweſen, es ſey für einen jungen Mann nicht gut, wenn er den Punkten, wo deutſche Bildung in irgend einer Beziehung extrem geworden iſt, zu ſchnell nahe tritt. Wird doch der Deutſche überall in Deutſchland geboren; nirgends bei uns iſt der Geiſt ſo hervorragend über den anderer Orte, nirgends iſt das Leben ſo fein oder ſo dramatiſch bewegt, daß ſich nicht in jedem Winkel Germanien diviniren oder zum wenigſten begreifen ließe; es gibt keinen Fleck, wo es par préférence deutſch zugeht, wo das Deutſchthum in ſeiner Geſammtheit à la hauteur du siècle iſt, keinen Ort, wo ſich im ganzen Umfang und aus erſter Hand das lernen ließe, was Friederich vor allen Dingen lernen ſoll: die Quinteſſenz altrömiſcher Weisheit, nil admirari. Und das heißt nicht etwa, nichts bewundern, ſondern im Gegentheil, ſich über nichts wundern; zu Erſterem gelangt man nur, wenn man über Lezteres weg iſt; erſt dann kann man bewundern, wenn man aufgehört hat, ſich zu wundern.“ — „Nun,“ fiel der Marquis ein, indem er die Zeitung, in der er eben las, kräftig niederlegte, „über Eines möchte er ſich doch, gleich jedem vernünftigen Menſchen, fortwährend verwundern, und wäre er jahrelang in Paris: wie man ſich vom Komité directeur offen mag Trotz bieten, wie man von einer Handvoll wortklauberiſcher Rebellen die Grundpfeiler aller Regierung ruhig mag untergraben laſſen.“ — „Lieber Freund,“ erwiderte der Alte, „damit möchte es bald zum Ende kommen, ſo oder ſo, und die Bourbonen ſind unglückliche Spieler, um nicht zu ſagen ſchlechte. — Doch Paris bleibt derſelbe Ort für den jungen Mann, ob die Staatsmaſchine durch Kabinetsbefehle, oder durch die ſchwankende Kraft einer ſogenannten freien Verfaſſung in Bewegung geſezt wird: es iſt die Bühne, wo er den menſchlichen Geiſt nach allen ſeinen Richtungen in der angeſtrengteſten, raffinirteſten Thätigkeit erblickt, wo in Allem, in bildender und dramatiſcher Kunſt, in Staatsweisheit und — Staatsſtreichen, in Tracht und Lebensbequemlichkeit Wunder geſchaffen, und ſogleich wieder durch die willkührliche und unwillkührliche Parodie des zerſetzenden Spottes und der übertreibenden Thorheit neutraliſirt werden; dort ſoll er Kunſtreiter, Schauſpieler, Sängerinnen, Literatoren und Volksredner auf der höchſten Stufe der Virtuoſität erſt bewundern, und dann ausſpeifen hören; er ſoll ſeine Seele heilen von der Bewunderungsſucht, auf daß er einſt, lebe er nun hier oder anderswo im Vaterland, dem unliebenswürdigſten Laſter, deutſcher Geckenhaftigkeit, entrinne und nicht ſein Herz an eine reiſende Primadonna verliere; er ſoll betrachten, meinetwegen auch lernen, wie man in ſeiner Welt die Worte und die Fußſpitzen ſezt, Geiſt hat und die Hand küßt, aber auch, wie man es in höherer Potenz anders machen und Manches gar bleiben laſſen kann. Omnis Aristippum decuit color et status et res. — Vorzüglich aber iſt für ſo ein deutſches, ſcheues, in ſich zurückgezogenes Gemüth ſolch ein Sturzbad in den brauſenden Wogen einer fremden Kultur ein treffliches Heilmittel, und es iſt recht erwünſcht, wenn der junge Deutſche, während er ſich in dem großen Karneval, das in Paris durch das ganze Jahr geht, die Verwunderung abgewöhnt, allgemach dazu kommt, auch ſeine eigene Maske nicht mehr zu bewundern. Der deutſche Jüngling hat meiſtens einen bedeutenden Reſpekt vor dem Geiſtesadel ſeines Volks, leider thut er ſpäter ſelten Schritte, ihn von der Welt anerkennen zu laſſen.“ — „Meinen Sie nicht,“ fragte der Marquis, „daß die ſogenannte deutſche Tiefe, von der man in neuerer Zeit ſo viel hört, nicht viel weiter iſt als ein optiſcher Betrug, der für Fremde und Einheimiſche aus jener dem Deutſchen eigenthümlichen Zurückhaltung entſteht? Ich wenigſtens geſtehe, daß ich nie begreifen konnte, was man damit meint, ſo wenig als mit der ſogenannten franzöſiſchen Oberflächlichkeit, von der man in Ihrer Literatur zum Ekel leſen muß.“ — „Sie wären wohl zufrieden,“ erwiderte mein Oheim lächelnd, „wenn ich die franzöſiſche Oberflächlichkeit nach demſelben Prinzip erklärte, wie Sie die deutſche Tiefe, wenn ich ſagte, der Franzoſe erſcheine nur darum oberflächlich, weil er in Allem zu raſch vorwärts ſey, wegen ſeiner forwardness, welches engliſche Wort die Sache am beſten zu erſchöpfen ſcheint?“ — „A la bonne heure!“ rief der Marquis, „forward, vorwärts, en avant!“

„Ces fous sont pleins d'honneur,
Ainsi qu'au bal ils vont tous aux batailles!“

— „Ich wünſchte nur,“ äußerte der Oheim kopfſchüttelnd, „Ihr Polignac und ſeine Genoſſen möchten im Rückwärtsgehen nicht ſo ſtark vorwärts ſeyn. Ich fürchte —“ — „Laſſen wir das!“ ſagte der Marquis, die Doſe zuklappend und mit jenem Lächeln, das Alles und nichts bedeutet; „Dieu protège la France!“ war der Wahlſpruch — des Andern, und hierin hatte er einmal Recht. Doch Sie haben ein Hauptbildungsmittel zu berühren vergeſſen — die Frauen, die franzöſiſchen Frauen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortſetzung.)

Angely. Sturm im Theater.

Es möchte kein noch ſo kleiner Ort in Deutſchland aufzufinden ſeyn, der Angely nicht als Dichter kennte. Schneller als Kotzebue ſpritzte er ſeine kleinen Stücke aus der Feder, und ſie tropften und drangen dahin, wo mächtigern für immer der Zugang verſperrt ſeyn wird. Wäre ein ſchlimmes Prinzip in ihm geweſen, hätte er verderblich wirken mögen, aber ſie ſind faſt alle unſchuldig, und das iſt kein geringes Lob in dieſem Augenblick. Sein Feſt der Handwerker hat unbeſtreitbare Verdienſte, und wird Angely's Namen auf den deutſchen Theatern erhalten, denn es gehört zu den glücklichen Genreſtücken, welche zu allen Zeiten neue Kleider anziehen können. Von dem franzöſiſchen Urſprunge iſt, wie es jetzt auftritt, wenig geblieben. Kurz vor ſeinem Tode reuſſirte er noch mit mehreren kleinen Pieces. Seine Eigenſchaften als Menſch laſſen ſich nicht leicht von denen trennen, die wir an ihm, als öffentlichem Charakter, andeuteten. Als Familienvater ſchaffte und arbeitete er raſtlos für die Seinen. Gar großen Verdruß verurſachte ihm daher der Unfug des ſogenannten Manuſcriptendiebſtahls, der an keinem Autor in ſolcher Fülle geübt wurde, als an Angely. Thätig wirkte er daher mit an der von den deutſchen Dichtern beabſichtigten Petition an den Bundestag zur Feſtſtellung und Sicherung ihrer Rechte. Den Erfolg ſollte er nicht erleben. Dies Schickſal wird er noch mit Vielen theilen, die davon etwas hoffen.

Wenige Tage, nachdem ſeine Hülle auf dem hieſigen franzöſiſchen Kirchhof zur Ruhe beſtattet worden, ereignete ſich auf dem Königsſtädtiſchen Theater ein Vorfall, der den Verſtorbenen, wenn er ihn noch erlebt, nicht in Ruhe gelaſſen hätte; denn das geſammte Publikum, ſo wenig es ſich in dieſem Augenblicke um das Theater bekümmert, iſt noch heute, nach Ablauf einer Woche, deshalb in Aufregung. Trotz dieſer Aufregung und eines vulkaniſchen Ausbruchs des allgemeinen Unwillens, beweiſt dieſer Vorfall die ungemeine Langmuth und Loyalität deſſelben. Es wurde von einem ungenannten Verfaſſer ein Stück gegeben, deſſen Namen ich in der That vergeſſen habe, dem Stücke ſelbſt kann übrigens auch nichts Beſſeres widerfahren, als daß man es vergißt. Es war ſchon die erſte Probe der Langmuth, daß man den Schluß abwartete, um ſeine Mißbilligung auszudrücken. Dieſe war denn allgemein, nichts Forcirtes, ſondern wie ein überfülltes Gefäß abfließt, machte ſich der ſehr geſetzmäßige Unwille Luft. Der Inhaber des Theaters, welchem gewiſſe frühere Vorfälle — ſo wenigſtens können es ſeine Freunde nur erklären — den ſeltſamen Wahn eingehaucht, er dürfe dem Publikum befehlen, was ihm gefallen und nicht gefallen ſolle, und der es ſich gewiſſermaßen zum Geſchäft macht, den um ihn Sitzenden den Grad des Beifalls zu diktiren, nahm dies übel, und fuhr einen jungen Mann im erſten Logenrang, der nicht weniger indignirt war, als die Andern, heftig an, ja er vergaß ſich ſo weit, die Polizei an ihm ſpielen zu wollen, und machte den Verſuch, ihn eigenhändig hinauszuweiſen. Dieſe amerikaniſche oder türkiſche Handhabung der Sicherheitspflege war indeſſen auch unſerm Publikum zu viel. Nicht der junge Mann, ſondern der Direktor wurde unisono hinausgewieſen. Der allgemeine Unwille begnügte ſich indeſſen damit nicht, ſondern forderte den Beleidiger am ganzen Publikum abermals vor die Schranken, damit er förmlich und öffentlich Abbitte thue. Ueber eine Stunde währte ein Tumult, wie er in den Annalen der Berliner Theatergeſchichte unerhört iſt, und der nicht von der Galerie und dem Parterre, ſondern von den Ranglogen, beſetzt mit den Notabilitäten der Reſidenz, ausging. Vielleicht hat ſich, ſeit Berlin ſteht, die öffentliche Stimme nicht ſo einſtimmig und deutlich ausgedrückt. Erſt nach einem Interregnum von anderthalb Stunden erſchien der Beleidiger in Begleitung der Polizei auf den Brettern, verharrte aber in ſeinem ſeltſamen Wahne dergeſtalt, daß er auch jetzt, ſtatt der geforderten Abbitte, nur erklärte, daß er vorhin im Intereſſe des Publikums gehandelt habe. Ein Publikum von ſüdlicherem Blute würde nach dieſer neuen Beleidigung ſchwerlich einen Stein auf dem andern, wenigſtens keine Bank ganz gelaſſen haben; indeſſen bedurfte es nur die Erſcheinung des Herrn Polizeipräſidenten Gerlach, und einiger Worte der Beruhigung und Zuſicherung deſſelben, um den Sturm zu beſchwichtigen. Derſelbe, in der Mitte der großen Verſammlung auf einen Sitz tretend, erklärte nämlich, daß er es übernehme, die Sache zu unterſuchen, und wenn die Beleidigung dargethan ſey, verpfände er ſein Wort, daß der Schuldige ſeiner geſetzlichen Strafe nicht entgehen ſolle. Ein allgemeiner Jubelruf für den Mann, der mit offiziellem Rechte und doch ſo human ſeine Polizeibefugniß ausübte, beſchloß den Auftritt, und nach einem ſtundelangen Erdbeben trat die loyalſte Stille und Ruhe ein. Für Auswärtige, die Berlins Verhältniſſe nicht kennen, mag der Vorfall vielleicht unbedeutend ſcheinen; er iſt es aber nicht, denn einmal hätte wohl die eine Beleidigung für ſich ſchwerlich einen ſolchen Sturm hervorgerufen, wenn nicht ſo Vieles vorangegangen und zur Kenntniß gekommen wäre, was nur ein norddeutſches Publikum eine Weile ruhig verſchluckt, und dann zeigte ſich eine große, reſpektable Verſammlung in einer Richtung energiſch und einig, die mit den gewöhnlichen Theaterexploſionen nichts gemein hat. Die Eitelkeit mag zu vielem Ungehörigen verführen, ſchwer zu begreifen bei einem geweſenen Kaufmanne bleibt indeß der Kitzel, zu ſeinem eigenen pekuniären Schaden dem Wahne zu huldigen, daß er die polizeiliche Macht beſitze, das Publikum zu zwingen, die Waaren gut zu finden, die er ihm vorſetzt. Das Fundament dieſes Theaters iſt eben die Illuſion des Publikums, daß es ſich dort frei glaubt, und daher die größere Zuneigung für dieſes Secondairtheater. Wird es erſt bekannt, daß dies nicht der Fall iſt, ſo möchte ſich leicht das Blatt wenden.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilagen: Kunſtbl. Nr. 102 und Intelligenzbl. Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 306.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 23. December 1835.

Der sittliche Glaube, als national, ist im Individuum viel weniger zu erschüttern, als der religiöse, gemein menschliche.

Diderot.

Madelon.

(Fortsetzung.)

„Das Verhältniß der Geschlechter," fuhr der Marquis fort, „ist in Frankreich ein ganz anderes als hier zu Lande; dort bringt es den Jüngling weit mehr in Berührung mit der Frau, als mit der Jungfrau, hier ist es umgekehrt. Die französische Gesellschaft verdankt ihren eigenthümlichen geistigen Reiz, der in der ganzen Welt in den höhern Zirkeln mit mehr oder weniger Glück nachgeahmt, selten, ich darf dies ohne Nationaleitelkeit sagen, vollkommen erreicht wird, eben jenem Uebergewicht der verheiratheten Frau über das erst aufblühende Geschlecht. Die Frau steht dem Manne nothwendig selbstständiger, uneigennütziger, möchte ich sagen, gegenüber, als das Mädchen, das noch andere als Seelenreize geltend zu machen hat. Ueber die beiderseitigen Beziehungen in der Gesellschaft breitet sich somit die Sinnlichkeit nur wie ein zarter Duft, der eben jene Koketterie des Geistes erzeugt, an der zwar die Revolution, wie an Allem, Manches verdorben haben mag, die aber sicher noch immer die beste Schule ist — um, mit Ihrer Erlaubniß, Monsieur Frederic — ex ligno Mercurium zu machen. Jene Koketterie haben wir nun vor der Revolution mit gutem Bedacht unsern Mädchen versagt; das Kloster war die Vorschule, nicht für den Himmel, sondern für die Welt, die Jungfrau war die Puppe, die, isolirt von äußern Einflüssen, ihre Entwicklung entgegenschlummert, erst die Frau war der Schmetterling, der seine Farben an der Sonne der Welt spielen läßt und aus allen Geistesblüthen naschen darf. Dem ist nun leider nicht mehr ganz so; doch noch immer hat in unsern Augen die deutsche Frau — im Allgemeinen, versteht sich — etwas Mädchenhaftes, die deutsche Jungfrau dagegen etwas Frauenhaftes, das mich verwirrt und nicht selten ängstigt. Die Metamorphose ist hier eine umgekehrte: das Mädchen ist hier der Sommervogel, der von Blume zu Blume schweift, liebenswürdig, wenn auch nicht immer graziös, aber nicht selten auch um die brennende Kerze immer engere Kreise zieht, daß dem Beobachter — wenigstens dem erfahrenen in meinem Alter — angst und bange wird. Doch es läuft in den meisten Fällen zum Erstaunen gut ab; selten versengt sich solch eine schuldlos umherflatternde Psyche die Flügel, und kommt endlich die Zeit der Verwandlung, so puppen sie sich sofort ein zu Kinderzucht und Hausregiment, und sind nun freilich in Sicherheit hinter dem Panzer der Sitte, aber auch häufig stumm und ohne geistige Bewegungsorgane. Entschuldigen Sie, ich gebe nur meine Eindrücke wieder; ich fühle die innigste Hochachtung vor den Herzenseigenschaften der deutschen Damen, Gott verhüte,

daß ich ihnen im Geringsten zu nahe treten sollte, und diese Winke sind ganz allein im Interesse unseres Wanderers hier gegeben.“ — „Indem ich,“ sagte der Oheim etwas verdrießlich, „den von Ihnen angedeuteten Unterschied anerkenne, scheint es mir, als ob er in den verschiedenen Begriffen von weiblicher Tugend und in der verschiedenen Schätzung derselben begründet wäre. Unser Ruhm hierin ist so alt wie unsere Geschichte: Sie wissen, wie schön und würdig der alte Römer das Verhältniß der Geschlechter bei den Eingebornen Germaniens, der römischen Verderbniß gegenüber, schildert. Das Christenthum mit seinen Lehren hat bei uns diese Gemüthsrichtung sanktionirt, bei Ihnen hat es einen gewissen heidnischen Anstrich, der sich auch in manchen andern Beziehungen an den aus den Trümmern des römischen Reichs hervorgegangenen Völkern, und zwar oft zu ihrem Vortheil, bemerklich macht, nicht ganz verwischen können. Der Strom der Kultur hat an jenem Grundpfeiler deutscher Sitte genagt, ohne ihn noch zu untergraben; es ist ein alter deutscher Brauch, daß man diejenige, welche einst, wenigstens in der Idee, eine tugendhafte Mutter werden soll, in ihren Gefühlen nicht beengt und in ihrer Schwäche achtet. Bei unsern Nachbarn —“ — „Ersparen Sie sich,“ fiel ihm der Marquis in's Wort, „die Nutzanwendung auf unsere Weiber. Wie der Geist der Nationen, so scheint mir auch das, was ihnen für Tugend gilt, nicht kommensurabel. Die französische Tugend ist dem Wesen nach eine andere als die deutsche oder slavische, es gibt dabei kein mehr und weniger. Bei recht entlegenen Völkern, bei Fetischanbetern und den Kindern des Propheten, bescheiden wir uns doch gerne, an ihre Moralität nicht den Maßstab unserer Tugend anlegen zu wollen; aber bei Nachbarn, trennt sie gleich, wie Sie richtig bemerkt, eine Grundverschiedenheit, kann man das Kritteln nicht lassen: Ihnen ist die französische Moral verdächtig, wir wissen nicht, was wir aus dem deutschen Esprit machen sollen, und so sind wir quitt. — Doch,“ fuhr er nach einer Pause fort, „wie dem sey, ich folgte der Tradition meiner Familie und meines Standes, indem ich das theuerste Kleinod meines Herzens, mein einziges, einem Asyl anvertraute, wo ich sie vor der Sittenverderbniß, welche gegenwärtig in Frankreich alle Stände durcheinander wirft, sicher wußte, und den günstigen Zeitpunkt abwarten konnte, sie an meiner Hand in die Welt treten zu lassen.“ — „Schön!“ rief Marcelline, „in Frankreich kommt doch Alles wieder wie in der guten Zeit! Pelerinen und bejahrte Marquis, die junge Klosterschülerinnen heirathen! Wie interessant! Aber das ist ja das erste Wort! Und wie kamen Sie zu der Liaison? haben Sie doch seit dem Tode Ihrer Gemahlin uns keinen Augenblick verlassen.“ — „Nicht doch!“ erwiderte der Marquis, „Sie mißverstehen mich! Ungern berühre ich diese Saite, aber es handelt sich von einem, wie ich nicht zweifle, liebenswürdigen Wesen, das Sie in Kurzem ohnehin werden kennen lernen, und mein Wunsch, dem jungen Mann, der Ihnen, mein alter Freund, so nahe steht, auf seinem Ausflug in die Welt nützlich zu seyn, bestimmt mich, jetzt schon unter uns davon zu sprechen. Hören Sie.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Fragt man nunmehr nach den Gründen, aus denen die Erscheinung des Kometen diesmal den davon gehegten Erwartungen durch Ausdehnung des Schweifes und besondern Glanz **nicht** entspricht, so glaube ich darauf durch eine Betrachtung über die physische Natur dieser Himmelskörper befriedigend antworten zu können. Der geringe Gehalt der Kometen an Materie ist nämlich ein Umstand, welcher durch Beobachtungen über die Unbemerkbarkeit ihres Gravitationseinflusses auf andere Himmelskörper, selbst bei großer Nähe, außer allen Zweifel gesetzt zu seyn scheint. * Erfährt also ein Komet in seiner Sonnennähe durch Bildung eines mächtigen Schweifes einmal eine große Ausdehnung jener ohnedies geringen Masse, so muß es ihm an Schwerkraft gebrechen, um die so weit zerstreuten Partikeln seiner Materie wieder an sich zu ziehen, und dieselben werden sich also im Weltenraum verlieren. Nun weiß man aber geschichtlich, daß unser Komet bei seiner Erscheinung im Jahr 1456 eine solche ganz außerordentliche Schweifausdehnung erfahren hat, indem dieser Schweif damals der Länge nach fast den dritten Theil des Himmels einnahm. ** Nimmt man mit mehreren neuern Astronomen auch wirklich an, daß die Kometen nach einem solchen, in der Sonnennähe erlittenen Verluste an Materie, in der Sonnenferne, wo jener Einfluß aufhört, eine Art von

---

* Die lockere Beschaffenheit des Kometenstoffes folgt noch aus andern Umständen. Auf der Sternwarte zu Mailand beobachtete man am 7ten Oktober die Bedeckung eines kleinen, aber lebhaft glänzenden Sterns im Luchs durch den Halley'schen Kometen, und erblickte, zum unzweifelhaften Beweise jener leichten Natur, den Stern nicht bloß durch den Schweif, sondern selbst durch den Kern des Kometen.

** Der Komet zeigte sich in jenem Jahre im Monat Juni zwischen den Zeichen des Stiers und des Löwen furchtbar prächtig, und sein Schweif hatte eine Länge von beinahe 60 Graden.

Ersatz durch Wiederverdichtung * ihrer Materie und Aufnahme der im Weltenraume zerstreuten Bildungsstoffe bekommen, so läßt sich doch, bei dem heutigen Zustande der Wissenschaft, nicht entscheiden, wie viel Zeit die Kometennatur erfordere, um eine solche Ausgleichung für sich zu bewirken; und es besteht also immer große Wahrscheinlichkeit, daß ein Komet nach ein-, oder vielleicht auch mehrmaliger bedeutender Schweifentwicklung mehrmals in die Sonnennähe kommen könne, ohne neuerdings zu demselben Prozesse geschickt zu seyn. Wenn unser Komet also auch nach seinem diesmaligen Wiederaustritte aus den Sonnenstrahlen noch immer fortfährt, klein und schwächlich, wie bisher, zu erscheinen, so haben die Leser wenigstens eine, aus der eigensten Natur dieser Weltkörper geschöpfte Vermuthung über die Gründe, weßhalb dem so seyn könne, womit ich indeß in einer so delikaten Materie lange noch nicht gesagt haben will, daß dem nun auch schlechterdings so seyn müsse.

Eines andern diesen Kometen betreffenden, eben zu meiner Kenntniß kommenden, sehr interessanten Umstandes muß ich schließlich noch Erwähnung thun. Arago zu Paris beobachtete nämlich am 15ten Oktober mit sehr starker Vergrößerung auf dem Kometen, dem Schweife gegenüber, einen leuchtenden Abschnitt, welcher durch zwei Strahlen vollkommen begrenzt war. Am andern Morgen ward ein ähnlicher Abschnitt bemerkt. Alex. v. Humboldt und andere Gelehrte sahen diese Erscheinung mit an. Wenn dergleichen ausgezeichnete Flecke, bemerkt Arago, auf der Kometenoberfläche dauernd wären, so könnten sie vielleicht dazu dienen, zu entscheiden, ob diese Himmelskörper eine Rotation gleich Planeten und Sonne haben, gleichwie man die Sonnenflecke benuzt, die Rotation der Sonne zu bestimmen.

Von diesem, wie die Leser bemerkt haben werden, noch immer ziemlich hypothetischen Kometengebiete begeben wir uns jezt auf ein etwas sichereres astronomisches Feld, nämlich zu der, in unsern Berichten schon mehrmals mit verdientem Lobe erwähnten Mondkarte von Wilhelm Beer und Dr. Mädler, von welcher der eben erschienene dritte Quadrant vor uns liegt. Wir dürfen diese solchergestalt zu Dreivierteln vollendete Karte um so unbedenklicher empfehlen, da wir gewiß wissen, daß der allein noch übrige vierte Quadrant in der Zeichnung ebenfalls bereits vollendet ist, und das Ganze also in ganz kurzer Zeit vollständig vor unsern Augen stehen wird. Das vorliegende Blatt stellt das nordöstliche Viertel der uns zugewendeten * Mondhalbkugel dar, also gerade denjenigen Theil, welcher an den bevorstehenden Winterabenden am besten sichtbar ist, und also zu Vergleichungen auch die beste Gelegenheit bietet. Was die technische Ausführung betrifft, so steht diese Sektion der frühern wo möglich noch voran, und läßt an Klarheit und Genauigkeit nichts zu wünschen übrig. Die hier vorgestellten Hauptgegenden sind das Mare imbrium, der Oceanus procellarum und der Sinus aestuum (welche die Leser auf der ihnen zu Gebot stehenden Tobias Mayerschen Mondkarte in eben der Ordnung unter den Buchstaben O. P. L. verzeichnet finden, wonach die Vergleichung der beiderseitigen Leistung erleichtert wird), und die bedeutenden Einzelgebilde: Plato, Archimedes, Timochoris, Eratosthenes, Aristarch mit der merkwürdigen Strahlenumgebung, Kopernikus, Kepler u. s. w. (die die Mayersche Karte sämmtlich unter eigenen Nummern auch angibt).

(Die Fortsezung folgt.)

* Der eben in meine Hände kommende, vom Pariser Astronomen Nicollet herrührende lesenswerthe Artikel Comète in der Encyclopédie moderne sagt wesentlich dasselbe. Die Bildung der Schweife wird daselbst außerdem von einer fortstoßenden Kraft abhängig gemacht, welche die Sonnenstrahlen fähig sind, auf leichte Dünste auszuüben, wie diejenigen sind, welche den Kometenkern meistens umgeben.

* Ich darf daran erinnern, daß der Mond der Erde immer die nämliche Hälfte zukehrt, wie Jemand, der um einen Baum oder Tisch geht, diesem immer dieselbe Wange zuwendet. Lezteres ist das deutlichste Bild des Vorgangs.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Girardins literarische Projette.

In dieser langen Friedens- und Unternehmungszeit wird gewaltig viel spekulirt; aber unter allen Spekulanten ist keiner rührriger und kühner, als Emile de Girardin einerseits und Vicomte Botherel von der andern. Beide müssen mit einem Riesengeiste zur Welt gekommen seyn, so ungestüm fahren sie mit geldfressenden Projekten zu Markte. Ich habe bereits von Beiden gesprochen; da sie aber von Neuem und mit neuen Ideen auftreten, so kann ich auch nicht umhin, das Auftreten, fast möchte ich sagen, das Auftreten dieser Herren abermals zu besprechen. E. de Girardin ist ein Nachahmer der englischen Society for useful knowledge; er bezweckt, was diese Gesellschaft will, nämlich Verbreitung nüzlicher Kenntnisse unter dem Volk, und als Mittel dazu gibt er wohlfeile, engedruckte Schriften heraus. Von diesen hat er einer ungeheuern Anzahl von Exemplaren abgezogen, und Nur scheint er dabei auch seines Privatvortheils nicht vergessen, und den Volksunterricht auch als ein Mittel anzusehen. Seinen Nebenmenschen [illegible] me von Gebirgleichsam wie selbst zu bereichern, ist allerdings etwas. Zwischen dem daher betreibt der Unternehmer dies dmes, einem andern seit einigen Jahren mit großem Ft merkwürdige Reihe gedrängter „Circellen“

druckender Verleger ist er natürlich ein Feind der weitläufig und prachtvoll druckenden Verleger von Schriften im neuesten Geschmacke. Nachdem er seinen Gegner Balzac mit der Feder angegriffen, wie ich neulich des Breitern gemeldet, so widerlegt er ihn nunmehr auch praktisch; das heißt, er tritt mit einem Napoleonisch-kühnen Projekte auf, worüber Balzac nothwendig erbleichen muß, wenn er anders sich die Ehre der prachtvollen, mit vielem weißen und leeren Papiere ausgestatteten Auflagen zu Gemüthe führt. E. de Girardin kündigt nämlich ein Panthéon littéraire an für alle Meisterwerke des menschlichen Geistes; also eine Universalbibliothek, die alle andern entbehrlich machen soll. Vielleicht könnte man argwohnen, nicht alle Meisterwerke werden in dieses Pantheon aufgenommen; denn 100 Bände sind doch wohl zu wenig zu solch einer Sammlung; allein E. de Girardin beweist dem Publikum, daß sein Pantheon mittelst eines kompendiösen Drucks eben so viel in sich fassen wird als in 1000 gewöhnlichen Bänden steht; der Balzacschen Schriften würde er, glaube ich, 10,000 in's Pantheon hineinbringen können. Nach seiner Aequation 100 = 1000 folgert Girardin, daß, wenn er den Band auch zu 10 Fr. berechnet, es doch gerade so ist, als ob die Käufer für einen gewöhnlichen Band einen Frank ausgäben, was wahrlich eine Bagatelle ist. Also ein Pantheon für 1000 Fr. anzukaufen, muß etwas ganz ausnehmend Vortheilhaftes seyn. Und damit man sehe, daß es ihm Ernst mit der Sache sey, so hat er bereits 50 Bände seines geistigen Götterseales vom Stapel laufen lassen. Hier macht er nun eine Pause, und zieht unerwartet ein ganz unerhörtes Projekt hervor und läßt es in den Zeitungen mit ungeheuer großen Buchstaben verkünden. Er hat nämlich bei einem Notar, Namens Corbin, auf dem Börsenplatze, einen Beutel mit 75,000 Franken niedergelegt, oder wie er die Firma angibt, die Editeurs-unis haben den Beutel niedergelegt, und zwar, damit das Geld zu Prämien unter die Abnehmer seines Pantheon vertheilt werde, nämlich lotterieweise. Wer also für 300 Franken die 50 Bände des besagten Pantheons ankauft, erhält für jedes Fünffrankenstück ein Loos zu der Lotterie, in welcher die 75,000 Franken ausgespielt werden. Man hat also Hoffnung, nicht allein durch das Lesen der 50 Bände gebildet zu werden, sondern auch, ohne sie zu lesen, sich, wo nicht zu bereichern, doch wenigstens sehr anständig zu versorgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, November.

(Beschluß.)

Das junge Deutschland. Der Freimüthige.

Die jüngsten literarischen Stürme und Revolutionen des jungen Deutschlands finden hier wenig Anklang. Was publicistische Proklamationen bedeuten, hat man nachgerade zu würdigen gelernt; man erwartet endlich Thatsachen, positive Produktionen der ausposaunten neuen Epoche, um über sie urtheilen zu können. Die mit heiserer Brust vorgepreßten Nachklänge längst ausgetönteter Weisen scheinen sehr bedenkliche Indicien für die gerühmte Potenz. Einige der Bücher, voll fieberhafter Anstrengung und beträchtlicher Langeweile, haben unglücklicherweise höhern Orts solchen Anstoß erregt, daß man die gesammten Schriften der jungen Männer verpönt hat. Gefährlich den Sitten können sie auch dann nicht werden, wenn man auf diese Weise die Aufmerksamkeit auf sie lenkt. Eben so bedauern die Einsichtigen, daß die deutsche Revue nicht zu Stande kommt. Wäre der Strom, der hier und dort versickert und gesundes Land verderbt, in einen Abzugskanal geleitet worden, hätte er keinen Schaden gethan, und in Zeit eines halben Jahrs hätte sich herausgestellt, ob er im Stande ist, Schiffe zu tragen und Mühlen zu treiben, oder ob er, was wahrscheinlicher ist, zu einem stehenden Gewässer, aus dem das Lebendige flieht, versumpft wäre. Nur so, sich selbst überlassen, würden die Bessern sich zur Selbsterkenntniß ihrer Verirrung durchgearbeitet haben, der Glorienschein einer Märtyrerkrone, mit der sie jezt ihre erhitzten Stirnen müssen umwoben glauben, wird ihr gefährlichster Feind seyn. — Die Wochenschrift von Ludwig Rellstab: Berlin, wird mit dem neuen Jahre sich vergrößern, und, noch einen andern Titel zulegend, als: Berlin und Athen erscheinen. War der erste Titel glücklich gewählt, so ist es der neue nicht minder, insofern unter dem leztern Namen nicht das junge, geflickte, sondern das alte, ewige Athen verstanden wird. Herr Rellstab gibt es nunmehr auf, seine Zeitschrift allein zu schreiben, ein Unternehmen, das nicht mehr an der Zeit ist. — Von der Redaktion des Freimüthigen ist Dr. Häring (W. Alexis) mit dem ersten November abgetreten. Seiner Ankündigung zufolge ließen vielfältige Gründe den Wunsch schon seit mehreren Jahren in ihm reifen, ohne daß der Augenblick der geeignete sey, sich darüber deutlicher auszusprechen. Unter diesen Gründen ist, wie wir von ihm selbst wissen, nicht der geringste, daß er sich überzeugt, wie ein völlig independentes Journal, wie er es beabsichtigt, in dieser Epoche der Gährung und des Arawohns unmöglich sey. Da ihm der Servilismus vor Schulen und Coterien nicht minder entgegen sey, als der vor den Dogmen des Absolutismus, und Rücksichten für Mitarbeiter immer unvermeidlicher würden, habe er es vorgezogen, seiner eigenen independenten Stellung zu Gunsten, der Redaktion zu entsagen. Andere Gründe, welche freilich mit diesem verwandt sind, ist es räthlicher, in einer Epoche zurückzuhalten, wo sehr viel gedruckt wird, was besser verschwiegen bliebe, aber eben so Vieles verschwiegen wird, was gedruckt werden sollte. Wilhelm Albrecht, ein populärer Schriftsteller, von vielen Kenntnissen aus dem praktischen Leben, und von einer gewandten Feder, welche die Klippen zu umschiffen versteht, seit die Redaktion des Journals, wo er zuerst als Schriftsteller auftrat, in würdiger Weise fort. Der bisherige Redakteur scheint als Mitarbeiter dem Freimüthigen getreu bleiben zu wollen. Uebrigens fehlt es dem Blatte auch nicht an jungen, rüstigen Mitarbeitern, deren Ansichten Dr. Häring gern aufnahm, ohne sie vertreten zu wollen, und für die der Freimüthige jezt vielleicht ein noch lebendigeres Tummelplatz wird.

Der Vater des berühmten Komponisten Felix Mendelssohn, Herr Mendelssohn Bartholdy, ein Mann, der sich in unserm Kommunalwesen viele Verdienste erworben, ist plötzlich gestorben. Er war der Sohn des noch berühmtern Moses Mendelssohn, eine Familie, in der sich ausgezeichnete Eigenschaften fortzuerben scheinen. Die Vermuthung von dem Tode des Schriftstellers Dr. Schiff, in Folge deren eines der hiesigen Blätter eine Charakteristik des originellen Talents enthielt, hat sich glücklicherweise nicht bestätigt. Es hat wenigstens die gute Folge, daß auf diesen Schriftsteller, der bisher so wenig gewürdigt war, aufmerksam gemacht ist.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 307.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 24. December 1835.

Die Schattenrisse, wie starke Vergrößerungen sie geben, sind hinreichend gewesen, um eine Totalkenntnis der Natur und Beschaffenheit unserer Nachbarwelt zu begründen, wodurch uns diese mehr als jemals zum unverständlichen Räthsel geworden.

G. H. Schubert.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Die Mondapenninen und Alpen, wie sich ein kompetenter Berliner Kunstrichter dieser schönen Karte ausdrückt, setzen in der vorliegenden Sektion fort, die Mondkarpaten zeigen sich vollständig. Die großen Gebirgspartien bilden vortreffliche Gruppen und erleichtern das Orientiren und das Auffinden der Einzelheiten, welche die Karte angibt, beim Vergleichen mit der Mondfläche selbst außerordentlich. Unbeschreiblich reich an Detail erscheint namentlich die weite Landschaft im Süden des schon oben hervorgehobenen Mare imbrium mit den grenzenden Ringgebirgen; * eine übergroße Menge kleiner, kurzer Gebirgsrücken steigen darin auf einem Grunde von ungemein verschiedener Färbung empor. Sonderbar kontrastirt damit die gleichförmig helle Färbung der benachbarten Fläche des Sinus aestuum mit ihren einzelnen, langgedehnten Höhenzügen. Zwischen den Punkten der Mondoberfläche, welche die Namen Gambert, Kopernikus und Reinhold führen, zeigen sich streifen- und fleckenweis wunderbar dunkle Färbungen des Bodens, und der Phantasie ist hier der weiteste Spielraum gestattet, da der Refraktor nicht vermag, tiefer in die eigentliche Natur dieser überraschenden Erscheinung einzudringen. Der eben genannte Punkt Reinhold ist ein prächtiges Ringgebirge, wie wir diese Ringgebirge eben beschrieben haben, mit hohem, starkem, fast regelmäßigem Walle und einem Centralrücken. Auch der Kopernikus, mit terrassenförmig aufsteigendem Walle, besonders an der Ostseite, ist ein sehr merkwürdiger Gegenstand. Ihn umringen, theils koncentrisch, theils radienartig auslaufend, eine Menge kleiner Gebirgsäste. Ueberhaupt findet man die größten Bergadern auf der ganzen, uns zugewendeten Mondhalbkugel eben beim Kopernikus, Kepler und Tycho: eine große Bergesmasse thürmt sich hoch über die Mondfläche auf, und von derselben stürzen nach allen Seiten, gleichsam wie Lichtstrahlen aus der Sonne, ganze Ströme von Gebirgen in die umliegende Landschaft herab. Zwischen dem Kopernikus und dem Eratosthenes, einem andern Ringgebirge, zieht sich eine höchst merkwürdige Reihe kleiner, dicht an einander gedrängter „Circellen“

* Diese „Ringgebirge“ des Mondes, von denen die Erde nichts Aehnliches zeigt, haben etwa die Gestalt von kreisförmigen, ausgetrockneten Teichen und sind rings mit einem erhabenen Walle umgeben, während ihre innere, ebene, oft viele Quadratmeilen große Fläche in ihrer Mitte gewöhnlich einen kegelförmigen Berg trägt. Man kann bei ihrem bloßen Anblicke kaum zweifeln, daß sie vulkanischen Ursprungs sind.

(eigenthümlicher, ringförmiger Mondgebilde) auf einem Bergrücken hin, welchem in der angrenzenden Ebene kürzere Reihen ähnlicher Gebilde zur Seite laufen. Die äußerste dieser Circellen im Norden, welche schon in der Fläche des Mare imbrium liegt, zeigt eine wunderbare Eigenthümlichkeit: von ihr aus nämlich läuft, genau in der Richtung von Nord nach Süd, in gerader Linie eine sechs Meilen lange Vertiefung, auf beiden Seiten mit schnurgeraden Rädern, welche an eine Rennbahn mahnt, und bei deren genaueren Betrachtung man sich überrascht fragt, ob man dies für ein Werk der Kunst oder der Natur zu halten habe? Bemerkenswerth ist ferner das Ringgebirge, welchem auf dieser Karte der Name des Berliner Astronomen Encke beigelegt worden ist. Ein Gebirgsrücken zieht der Quere nach hindurch vom umgebenden Ringwalle an bis wieder zu demselben, ja sich nordwärts sogar noch verlängernd; eine Erscheinung, welche man auf dem Monde selten beobachtet. Prächtig erscheint in der Nähe das Ringgebirge Kepler mit seinem Centralberge, nicht bloß wegen seines Baues, worin es den übrigen Mondringgebirgen ähnelt, sondern weil es auf einer glänzend beleuchteten Fläche liegt, von welcher aus sich unzählige glänzende Lichtadern weit hin verbreiten. Aehnliches zeigen eine Menge anderer Mondspunkte, und höchst räthselhaft sind und bleiben diese über Berg und Thal fortziehenden und ungemein weit verbreiteten Lichtadern. Aus irdischen Phänomenen kann ihre Natur nicht begriffen werden; sie zeigen vielmehr nur im Allgemeinen, daß, wenn die Mondfläche einerseits zwar allerdings eine Menge von Analogien mit dem Bau der Erde darbietet, ihr anderseits doch auch vielfache Eigenthümlichkeiten beiwohnen, bei deren Anordnung die Absicht der Vorsehung, wie namentlich bei diesen Glanzflächen und Lichtadern, offenbar dahin gegangen ist, die Mondfläche zu ihrem Hauptzwecke, der Erleuchtung der Erdnächte, geschickter zu machen. Man kann die Spuren davon nicht ohne Bewunderung verfolgen. — Aristarch, noch ein anderes Ringgebirge, zeigt den gewöhnlichen Terrassenbau derselben in hohem Grade ausgezeichnet und einen sehr regelmäßigen Centralberg; sein überaus glänzendes Licht bildet einen seltsamen Gegensatz zu der dunkeln, nahe daran gelegenen Fläche des Ringgebirges Herodot, dessen Wallumgebung mit einem engen, tiefen, stark gekrümmten Thale endigt, und von welcher sich eine, immer schmaler werdende Bergkette in höchst auffallendem Zickzack abbiegt. Einen schönen Terrassenbau zeigt ferner Archimedes, zu welchem Ringgebirge sich eine lange Rille (kanalähnliches Mondgebild) hinzieht, die sich südlich in eine quer vorliegende, ähnliche Rille öffnet. Keine der Ringgebirgsflächen in diesem Theile der Mondhalbkugel aber hat einen so tief dunkeln Grund als die große, an dreißig Meilen im Durchmesser haltende Fläche des Plato, dessen ganzes Gebiet eine große Mannichfaltigkeit an Berggruppirungen enthält. Im Süden davon steigt ganz frei und steil der sehr hohe Pico empor. Ungemein tief gesenkt ist die große Grube des Helikon und einer zweiten neben diesem gelegenen. Der östliche Theil der Mondalpen ist ebenfalls besonders fleißig dargestellt, und es zeigen sich darunter schöne Gruppen, namentlich finden sich die Vorgebirge, welche für das vergleichende Auffinden so wichtig sind, sehr charakteristisch dargestellt. Im Norden dieser Bergkette liegt das Ringgebirge Fontenelle, welches durch eine Sonderbarkeit ausgezeichnet ist, die wir schließlich ausdrücklich hervorheben müssen. Von dem ringförmigen Walle nämlich zieht sich ein überaus schmaler, hoher Gebirgsrücken in genau gerader Linie nach Südwest. In ansehnlicher Entfernung davon läuft ein zweiter, breiterer, hoher Gebirgskamm damit streng parallel, und auf der dazwischen liegenden Ebene erheben sich kleinere Rücken, welche, ohne mit jenen ersteren verbunden zu seyn, genau rechtwinklig darauf streichen, ja einer derselben wendet sich sogar, um seine Fortsetzung parallel mit den andern zu machen. Befreit man die Zeichnung vom Einflusse der Perspektive, so geht aus diesem merkwürdigen Gebilde ein genaues, geradliniges Viereck hervor, zu regelmäßig, um dasselbe unbedingt für ein Werk aus den bloßen Händen der Natur, zu gigantisch, um es für eine Anlage der Seleniten zu erklären. Aber was ist es nun? — Mit dieser Frage, welche den Fragenden unwillkührlich nöthigt, immer und immer wieder zur genaueren Beschauung einer so eigenthümlichen Schöpfung zurückzukehren, endigen wir unsere diesmalige topographische Wanderung durch das nordöstliche Viertel der der Erde zugewendeten Mondhalbkugel, überzeugt, daß es keinen Leser gibt, welcher uns auf dieser, an anziehendem Detail so reichen Wanderung nicht gern begleitet hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Madelon.

(Fortsetzung.)

„Ich bin tief gebeugt durch den Tod meiner trefflichen Gemahlin, deren Werth Sie desto mehr zu würdigen vermögen, da sie die Ehre hatte, Ihrer Familie anzugehören; auch die kaum vernarbten Wunden, die mir der Tod meiner beiden Kinder geschlagen, bluten wieder auf's Neue. Aber ich kann meinem Herzen und meinen Gedanken nicht verwehren, daß sie sich desto inniger dem Gegenstand zuwenden, den mir das Schicksal als einzigen Trost aufbewahrt hat. Noch lebt mir eine Tochter —

Sie wundern sich? ja, wäre die Sache nicht zu ernst, so möchte ich sagen, ich habe zwei Stränge an meinem Bogen gehabt. — Ich lebte während der Usurpation auf einem kleinen, aus den Trümmern meines Vermögens geretteten Gute am Ufer der Garonne, resignirt, an meiner, wie an Frankreichs Zukunft verzweifelnd. Dort schloß ich eine Verbindung mit einem Wesen, dessen einzige Mitgift Unschuld, dessen einziger Schmuck Liebenswürdigkeit und Schönheit war. Sie schenkte mir eine Tochter; aber nicht lange, so kam die Restauration, entriß mich dem Winkel, in dem ich den Lockungen des Parvenu getrotzt, der sich mit Frankreichs ersten Namen zu umgeben trachtete, um sie herabzuwürdigen, entriß mich meiner kleinen Häuslichkeit, und — lassen Sie mich schnell darüber weggehen: mein Kind ward eine mutterlose Waise, und mußte auch des Vaters entbehren: der Ruf des Vaterlands entrückte es meinen Augen, aber nie, niemals meinem Herzen. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß das Pfand einer — einer unglücklichen Liebe meine zärtlichste Sorge blieb. Manche Rücksichten — ich hatte schon die Nationalvorurtheile meiner Gattin zu schonen — bewogen mich indessen, ihr und Jedermann ein Geheimniß daraus zu machen, und ich sah nicht ohne Unruhe dem Zeitpunkt entgegen, wo die Tochter, herangewachsen, vom Vater eine Stellung in der Welt ansprechen würde. Der Tod meiner Gemahlin hat mich leider! dieser Sorge überhoben, und mein Entschluß hinsichtlich der Zukunft meines Kindes war schnell gefaßt. Das Mädchen wird seit einigen Jahren still und einfach in einem Hause erzogen, das einige fromme Frauenzimmer zu Toulouse als Surrogat der alten Klosterasyle errichtet haben; der Erzbischof ist unser Verwandter, und so weiß ich sie in den besten Händen. Noch diesen Sommer verheirathe ich sie an einen Neffen, der meinen Namen trägt und dem Könige als Garde du Korps dient."

„Nun," meinte ich unschuldig, „das hat sich ausnehmend schnell gemacht." — „Wie so?" — „Seit dem Tode Ihrer Frau Gemahlin sind nicht zwei Monate verflossen, und ich sollte meinen, bis sich bei solcher Entfernung die jungen Leute kennen gelernt —" — „Lieber junger Freund, das ist's ja, was ich vorhin sagte: bei uns spielt man keine Romane vor der Ehe. Alfred äußert sich entzückt über meinen Vorschlag, wie ich es nicht anders erwartet; mehr braucht es nicht; sie erfuhr vor Kurzem erst den Namen des Bräutigams zugleich mit dem des Vaters: wie Sie begreifen, war es bei den vor Kurzem noch obwaltenden Umständen von Wichtigkeit, daß ich mir die Hände frei und dem Mädchen die Unbefangenheit erhielt. Genug, sobald ich hier abkommen kann, eile ich nach Paris, nach Toulouse; Sie denken sich, wie unaussprechlich ich mich freue, das theure Kind zu umarmen; ich richte dem jungen Paare sein Haus ein, und dann sind Sie, junger Freund, in unserem Hotel Rue du Bac als täglicher Gast und —" setzte er lächelnd hinzu — „Schüler herzlich willkommen. Alfred kann ich mir ohne Zweifel am hiesigen Posten attachiren lassen, und dann sollen Sie auch hier Zeugen meines Glücks seyn und erstaunen, wie schnell sich eine Französin in ihr eigenthümliches Element, die Gesellschaft, zu finden weiß. Es bedarf dazu nichts, als jenes schwer zu definirende Ding, den Esprit, den Jedermann hat; heute noch im Kloster, oder sonstwo der Art, und in vier Wochen macht sie die Honneurs mit der Grazie der Gewohnheit. Der Rekrutenstand ist kurz bei uns, im Salon, wie im Heere. — Meine Tochter, so berichtete man mir von jeher, ist sage et bonne; für Ihr Aeußeres bedarf ich keines Zeugnisses, die Schönheit ist traditionell in unserm Hause, und noch meine Mutter war eine der glänzendsten Gestalten am Hofe von Versailles."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, December.

Nervenfieber. Mordthaten. Kunstgäste.

Das Jahr 1835 scheint keinen freundlichen Abschied nehmen zu wollen, so viele traurige und betrübende Ereignisse drängen sich. Ein böses Nervenfieber, das hier herrscht, hat uns schon manches theure Menschenleben entrissen. Vorzüglich hat es unter unsern jungen Leuten arg gewirthschaftet. Einem Bankier sind drei liebliche Töchter, die eine mit fünfzehn, die andere mit siebzehn, die letzte mit neunzehn Jahren an dieser tückischen Krankheit gestorben. Die Aerzte sind ganz betreten, da es unter so verschiedenen Masken erscheint. Anfänglich klagen die Kranken über Seitenstechen und Husten, was viel eher auf eine Lungenentzündung schließen läßt; plötzlich aber wirft das Uebel die Larve ab, und das Nervenfieber zeigt sich mit allen seinen Gefahren. Der italienische Herzog Litta, der sich der Cholera wegen aus Mailand hieher flüchtete, verlor vor ein paar Tagen seine einzige Tochter am Nervenfieber; gestern hat man ihn ebenfalls begraben. Derlei Vorfälle sind sehr beunruhigend. Auch auf andere Weise wird Wien in Kummer versetzt. Alle Augenblicke hört man von einem Selbstmord oder Todtschlag. Ein junger Kaufmann, der seiner Frau und endlich sich selbst den Hals abschnitt, gibt viel Stoff zu traurigen Bemerkungen. Am meisten beklagt wird die junge, schöne, neunzehnjährige Frau. Wie ein Brief der Unglücklichen beweist, geschah der Mord mit ihrer Einwilligung. Der Kaufmann war in unglückliche Wechselgeschäfte verwickelt. Er rechnete darauf, daß man ihm das höchst bedeutende Vermögen seiner unmündigen Gattin herausgeben würde; allein der Vormund bestand auf dem letzten Willen des Vaters. Dadurch auf's Aeußerste gebracht, beredeten sich Beide zu sterben. Der Mann tödtete zuerst das geliebte Weib

und dann sich selbst. Die Art, wie man die Leichen in wohlversperrter Wohnung fand, erlassen Sie mir zu beschreiben, sie ist zu gräßlich. Noch ein anderer Mord ist geschehen. Ein unbedeutender Krämer tödtete sein Weib, weil sie ihm den verbotenen Umgang mit einer Weibsperson verleidete. Auch er schnitt der Frau den Hals ab. Zwar hat der Mörder die That noch nicht gestanden, aber wie man wissen will, soll kein Zweifel obwalten. Eben so wurden ein Pfarrer und seine Haushälterin in Rohrbach erwürgt gefunden; Raub soll die Ursache gewesen seyn. Sie sehen, daß der ungeheure Nebel in Wien auf die Menschen eben so verderblich wie in London wirken kann. Möchte es dem Himmel gefallen, das neue Jahr weniger trüb beginnen zu lassen, als das alte zu enden Willens ist.

In unsern Theatern hat sich ein besonderes Leben gezeigt. Fast jeder Tag bringt einen neuen renommirten Gast. Im Burgtheater ist es täglich so voll, daß auch nicht ein bequemes Plätzchen zum Stehen übrig bleibt. Herr und Mad. Rettich sind engagirt worden. So oft sie spielt, kann, wie das Sprichwort sagt, kaum ein Apfel zur Erde gebracht werden. Sie gab neulich die Desdemona im Othello mit solchem Beifallssturme, daß man permeinte, in der italienischen Oper zu seyn. Eben solchen Antheil erregt auch das Spiel des Fräulein v. Hagn vom königlichen Hoftheater in Berlin, welche bereits neunmal als Gast aufgetreten ist. Ueberall war diese anmuthige junge Schauspielerin ein Magnet für die Kasse. Hier ist es ungeheuer, was sie Menschen in's Theater zieht: die Frauen, welche vielleicht die Kunst der Toilette studiren wollen, die Herren, die so vieler Reize nicht satt werden können. Oft opfert Demoiselle Hagn freilich ihrem Putze zu viel. Als Miranbolina z. B. erschien sie mit einem Schmucke in Brillanten, der gewiß 20.000 Thaler werth war. Eine Wirthin und Brillanten! Dem. Hagn hat von Saphir über diesen Mißgriff in der Theaterzeitung Manches verschlucken müssen. Nicht mehr als billig! Geistvolle Künstlerinnen müssen auch bei ihrer Toilette Geist und Wahrheit berücksichtigen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Boitherels Küchenpallast.

Für diejenigen, welche von dem Panthéon nichts hören wollen, haben die sogenannten Editeurs-unis einen andern Vorschlag in Bereitschaft. Sendet uns, sagen sie zu den Lesern, ein Zwanzigfrankenstück, und wir senden euch dagegen einen kleinen Büchercallen, worin sich, nebst andern Büchern und Büchelchen, das so berüchtigte Journal des connaissances utiles vorfinden soll, und anbei ein Loos zur 75.000 Franken-Lotterie. Wem alles dieses nicht gefällt, dem ist nicht zu helfen, und der Verein der Editeurs-unis hat ihm nichts weiter zu sagen. Nehmen wir jetzt Abschied von E. de Girardin, und begeben wir uns zum Vicomte Boitherel. Ladet er doch ganz Paris dazu ein, seine prachtvolle Anstalt zu sehen und sich von seinem Unternehmen in Kenntniß zu setzen. Erstere ist in der That sehenswerth, und letzteres ist den Lesern des Morgenblatts nicht mehr unbekannt, da man bereits im vorigen Jahre umständliche Betrachtungen über das Universal-Speiseprojekt des Herrn Vicomte darin hat lesen können. Nur so viel will ich hier wiederholen, daß Vicomte Boitherel schon seit beinahe zwei Jahren mit dem Gedanken umgeht, Speisewagen unter dem Namen Omnibus restaurans anzulegen, welche zur Mittagszeit, oder, was hier nicht dasselbe ist, zu den Speisestunden auf den Gassen umherrollen und nach Belieben allerlei Speisen und ganz fertige Mahlzeiten den Parisern vor's Haus bringen sollen. Die Leute wollten nicht glauben, daß so etwas im Großen bewerkstelligt werden könne, und lachten zu der Ankündigung der Omnibus restaurans. Auch erschien, trotz aller Ankündigungen des Unternehmers, kein Speisewagen auf der Gasse; aber nichtsdestoweniger wurde für die undankbaren Pariser gearbeitet, und jetzt, da die riesenhafte Anstalt prachtvoll dasteht, kann Vicomte Boitherel stolz sagen: „Kommt, ihr Ungläubigen! sehet und staunet!“ In der That ist, glaube ich, noch nie etwas Aehnliches zu Stande gekommen. Man denke sich ein schönes, großes Gebäude, das den Namen eines Pallastes verdient, in einer vortrefflichen Lage, auf einer Anhöhe, von wo aus man eine herrliche Aussicht auf die Stadt genießt. Ein Theil des großen Gebäudes ist zu Privatwohnungen bestimmt und auch schon zum Theil vermiethet. Der übrige Theil des Pallastes soll ein Speiselaboratorium für Paris werden. Die Phantasie der auswärtigen Leser denke sich eine Küchenanstalt im großen Style, eine Küchenanstalt größer und prächtiger, als sie in den Kaiser- und Königspallästen Europa's und des Morgenlandes vorhanden ist. Da sind große Räume zum Sieden, Braten und Schmelzen, mit Balkonen, von wo herab man das Treiben der Küchenwelt gemüthlich wird beschauen können, eine Menge von kleinern Räumen zum Zubereiten von allerlei Speisen, z. B. ein besonderes Salatzimmer mit einem Marmordecken zum Waschen des Salats; ein anderes kleines Zimmer soll bloß zum Aufbewahren und Vertheilen der Pfeffergurken oder Cornichons dienen; wahrscheinlich haben Salz, Pfeffer und Senft auch ihre eigenen Zimmer. Dann schöne Bureaux für die Vorgesetzten der Anstalt und die sogenannte Verwaltung; ein großer Hofraum, von wo aus die Speisewagen in alle Revier von Paris abfahren sollen, Schlachthäuser, Ställe für Pferde und Schlachtvieh, Schuppen für die vielen Wagen u. s. w. kurz, man kann einige Stunden in der Anstalt zubringen, und hat doch immer etwas Neues zu sehen. Und dieses großartige Unternehmen hat den Vicomte Boitherel ungefähr zwei Millionen Franken gekostet. Jetzt aber soll sein Vermögen erschöpft seyn, und um das Unternehmen in Gang zu bringen, muß er warten, bis sich eine hinlängliche Anzahl von Kapitalisten findet, welche die erforderlichen Geldsummen zusammenschießen. Da steht nun das Gebäude leer; Alles prächtig und zweckmäßig, aber diejenigen, welche darin arbeiten sollen, fehlen; es wird nichts darin gekocht, noch gebraten, man wandelt aus Neugierde in den vielen Räumen umher, und bedauert den Mann, der mit seinem Vermögen nicht besser gewirthschaftet, sondern dasselbe einem chimärischen Plane aufgeopfert hat. Wäre er doch nur so klug gewesen, sich bei vernünftigen Leuten Raths zu erholen, bevor er Hand an die Ausführung eines so riesenhaften Unternehmens legte. Wahrscheinlich hätte er dann die Sache, wenn er doch einmal nicht davon abstassen wollte, zuerst im Kleinen versucht, und falls sie gelungen wäre, immer erweitert, bis er zuletzt der Speiseunternehmer von ganz Paris geworden wäre, falls das Unternehmen nach einem so großen Maßstabe wirklich ausführbar seyn sollte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 308.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 25. December 1835.

In Jesu Lieb' ich lebe,
Sag dir von Herzengrund,
In lauter Freud' ich schwebe,
Wie sehr ich bin verwundt.
Fridrich v. Spee.

Der Christbaum.

Mein Christbaum steht im Felde weiß,
Es ist ein edles Tannenreis;
Die Andern holen ihn nach Haus,
Ich walle selbst zu ihm hinaus.

Da steht im Winter er so frisch
Auf einem weißgedeckten Tisch,
Und seine Aeste lang und breit
Sind wie mit Zucker überstreut.

Und auch an Lichtern fehlt es nicht,
Denn aus dem blauen Himmel bricht
Der Millionen Sterne Schein —
So viele steckt kein Mütterlein.

Und in dem Glanz der Sterne steht
Der Baum, mit Schimmer übersät,
Es hängen von den Zweigen all
Zahllose Tropfen von Krystall.

Auch auf der Erde rings umher
Da schimmerts wie ein Strahlenmeer,
Ein Diamant scheint all der Schnee,
Ein Flammenstrahl des Himmels Höh'.

Gebenedeite Gottesnacht,
Du Sternenschein in Erdennacht,
Wo aus des Himmels Strahlenschoß
Das Licht des Lebens auf uns floß!

Ich stehe betend vor dem Baum
Und schau' hinauf an Himmelsraum,
Und Frieden strahlt der Sternenschein
Mir in die tiefste Brust hinein.

Ich werd' ein Kindlein, wie ich war,
Als mich die Mutter einst gebar,
Und von dem Auge thauet lind
Der Glaube an das Jesuskind.

Eduard Vogt.

Madelon.

(Fortsetzung.)

Der Franzose ist so sehr äußerlich, daß er eine unbezwingliche Scheu vor dem Gedanken hat, Gegenstand des Mitleids, ja des Mitgefühls zu seyn; es ist ihm dies ein Genre des Lächerlichen. Wenn er im Exil, im Elend noch so sehr klagt, so geschieht es in einer Weise,

die geeignet ist, dem Hörer die Ueberzeugung einzuflößen, wie er sein Unglück mit Anstand zu tragen wisse; machen sich seine zärtlichen Gefühle unwillkührlich Luft, so beschränkt er wenigstens nach Kräften die natürliche Mimik derselben und muthet einem zu, daß man das ihm etwa Entschlüpfte ignorire. So ließ auch der Marquis die Thränen, die sich ihm aus dem Auge stahlen, von selbst auf der Wange trocknen; aber diese Thränen versöhnten mich mit allen seinen Aeußerungen, die geeignet waren, mein deutsches Gefühl zu verletzen. So glaubte ich wenigstens, so erklärte ich mir selbst, warum französische Suffisance diesmal nicht den gewohnten widrigen Eindruck auf mich machte; aber beim Lichte besehen, freute sich nur meine Menschenscheu, daß sie bei meiner Entdeckungsreise auf dem Ocean der „Welt" einen Hafen und Ankerplatz im Prospekt hatte. Auch betrachtete ich bald die Vorurtheile und Schwachheiten des Marquis schon in Bezug auf das mir bevorstehende Studium seiner Nation im Großen, und freute mich, mit dem nil admirari schon hier den Anfang machen zu können.

Die Vorbereitungen zu meiner Reise waren schnell getroffen. Marcelline namentlich machte sich gewaltig viel zu thun; sie war voll Hoffnung, den Bären, an dem sie von Jugend auf geleckt, in Paris endlich doch noch zum Menschen gemacht zu sehen, wie man bei einem Kränklichen, an dem einheimische Kunst und Mittel fehlgeschlagen, Alles von der Wunderkraft eines Kurorts ersten Rangs erwartet. Der Marquis gab mir eine Menge Empfehlungsbriefe, der gute Alte seinen besten Segen mit, und beim lezten Händedruck, als ich schon im Wagen saß, rief mir Marcelline zu: „surtout, Monsieur, ne manquez pas de diro toujours: oui, Mademoiselle, non, Madame; das deutsche Ja, Nein ist so entsetzlich impertinent!"

Ich war drei Wochen in Paris und hatte noch nicht einen meiner Briefe abgegeben. Jeden Abend legte ich mich mit dem festen Vorsatz zu Bette, morgen mit meinem neuen Kleide einen neuen Menschen anzuziehen; ich wußte mir geläufig vorzusagen, was ich da und dort zu sprechen haben würde, ich dramatisirte in Gedanken die mir bevorstehenden Auftritte mit Herrn und Damen — leider auch mit Damen! und komponirte Phrasen, die meiner frühen Uebung im Französischen Ehre machen mußten. Aber ach! mit dem Tageslicht schwand meine Zuversicht, wie der Entschluß des unglücklichen Spielers, keine Karte mehr zu berühren, und wenn der Abend kam, hatte ich noch alle meine Briefe in der Tasche und einen neuen Schwur auf den Lippen, morgen meiner Natur etwas Außerordentliches zuzumuthen. Oft aber überfiel mich mit peinlicher Angst die Ueberzeugung, wie ein Mensch, der auf dem Boulevard zehnmal um den Tisch des Tabouletkrämers herging und erst nach gewaltigem Anlauf endlich nach dem Preis einer Zahnbürste fragte, nimmermehr dazu kommen werde, den Portier eines Grafen im Faubourg St. Germain zu fragen, ob seine Herrschaft zu sprechen sey.

Dieser widrige Kampf mit mir selbst trieb mich Anfangs rastlos auf den Straßen umher; nachdem ich aber die erste Neugierde befriedigt, suchte ich Zerstreuung und Vergessenheit in meiner alten Lieblingsbeschäftigung, in der Flanerie am Fenster. Es ist bezeichnend, wenn die Franzosen kein eigenes Wort für Witz haben, aber unbegreiflich, daß es an einem allgemeinen und bezeichnenden deutschen Ausdruck für jenes echt deutsche Vergnügen fehlen soll.

Meiner Wohnung gegenüber, in einer engen Straße, stand ein hohes, schmales Haus: unten der Marchand de vin, der, die Seehundsmütze auf dem Kopf, den halben Tag schwatzend unter der Ladenthüre stand, eine Figur, die in ihrer kolossalen Derbheit unsern Begriffen von der französischen Nation als einer leichtfüßig hüpfenden, petulanten, Hohn sprach, wie ich überhaupt beim Anblick ihrer Postillone und Kohlenträger, Obst- und Austerweiber, Priester und Kuirassiere nie begriff, woher ihr jener Ruf gekommen. In einem der mittlern Stockwerke zeigte sich gewöhnlich bis gegen Mittag ein Individuum am Fenster, das einer in Paris sehr häufigen Menschenklasse angehörte, die ich mit besonderem Interesse studirte: eine jener Gestalten, die sich seit dem Schwur im Ballhause nicht mehr gehäutet haben, und in ihrer Aeußerlichkeit getreue Abbilder Camille Desmoulins und Maximilian Robespierres sind: ailes de pigeon, breitrandiger Hut, kurze Beinkleider, lange, blumige Weste, unter der die beiden parallelen Uhrketten frei herabfallen. Schade, daß die Sitte, zwei Uhren zu führen, abgekommen ist; sie wären auf dem Magen eines ministeriellen Deputirten der jetzigen Periode ein bedeutungsvolles Symbol des juste milieu, das zwischen dem retrograden Chronometer in der linken, und dem ungeduldig avancirenden in der rechten Tasche das arithmetische Mittel zieht.

Es beschäftigte mich, warum im Schoße einer Nation, welche für vorzugsweise eitel und äußerlich gilt, der Männer, welche an der Tracht der vorlezten Generation festhalten, außer allem Verhältniß mehr sind, und zwar in allen Ständen, als bei uns, und ich sah den Grund eben in dem Umstand, daß die Franzosen unsere Gesetzgeber in der Verfassung des äußern Menschen waren und noch sind. Die über die höhern Klassen in der ganzen civilisirten Welt verbreitete Tracht ist die französische Hof- und Nationaltracht; sie ist für den Franzosen in weit strengerem Sinne als für die übrigen Europäer eine zweite Oberhaut; der Charakter dieser Tracht ist Launenhaftigkeit in den Dimensionen und

Verhältnissen der einzelnen Theile, aber strenges Festhalten am Grundgedanken, am Prinzip. Lezteres wird uns nicht klar genug, weil wir es nicht erfunden haben, und das Zufällige, Ephemere erhebt sich uns zur Hauptsache. In einem Kleide, das für uns schon zur Maske ausartet, kann der Franzose noch vollkommen à son aise seyn; der unaufhörlich, durch eine unsichtbare Macht vor seinen Augen vorgehende Wechsel im Schnitte der Kleider und der ganzen, der Mode unterworfenen Aeußerlichkeit ist ein so unmerklicher und stetiger, daß für ihn den Anschein einer organischen Entwicklung erhält, was dem fremden Nachahmer, dem nur periodisch die Collektivresultate zukommen, als eine Reihe von Revolutionen erscheint, wo immer die lezte die Produkte der frühern mit dem Bann belegt und für Jedermann, der „etwas auf sich hält," Alt oder Jung, unbrauchbar macht. Der Franzose behält häufig ganz unbefangen die Tracht bei, in der er geliebt hat und liebenswürdig gewesen ist, er meint durch das Kleid seiner guten Zeit seine eigene Jugend zu verlängern; und wahrlich, der Alte aus dem Marais, der auf dem Boulevard Bourbon am Graben der Bastille meine Erkundigung nach dem Jardin des plantes fast vorwurfsvoll mit der Berichtigung erwiderte, ich werde wohl den jardin du roi meinen, dieser Mann, gepudert, Chapeau-bas, jarret tendu, im Tanzmeisterschritt, erschien mir keineswegs älter, sondern vielmehr jünger, als wenn er eine schwarze Perrücke, einen Ueberrock à la propriétaire und den echten Börsenschritt des neunzehnten Jahrhunderts gehabt hätte. Bei uns gehört eine antediluvianische Figur von solcher Reinheit zu den seltensten Erscheinungen, und wo Anklänge daran vorkommen, sind es vielmehr Zeichen von Armseligkeit und Verwahrlosung, als von Selbstständigkeit und freier Wahl.

(Die Fortsezung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsezung.)

Bei solchen Leistungen der beobachtenden Astronomie wird es doppelt interessant, zu erfahren, daß außerordentliche Summen angewiesen sind, um die, in unsern frühern Berichten wiederholt erwähnte neue kaiserliche Sternwarte bei Petersburg mit den allervortrefflichsten Instrumenten zu versehen. Wir vernehmen, daß die Munificenz des Kaisers Nikolaus dazu gegen 200,000 Rubel angewiesen hat. Für diese Summe sind bestellt: ein nach neuer Angabe unseres Struve zu Dorpat konstruirtes Mittagsfernrohr, welches in der Werkstatt von Repsold zu Hamburg angefertigt wird und mit 21,000 Rubel bedungen ist; ein großes Passageinstrument und ein Vertikalkreis bei Ertel in München um 22,000 Rubel; ein großes Passageinstrument, als Zenithsektor zu gebrauchen, für den Mittelsaal des Observatoriums, von Repsold, zu 10,000 Rubel; ein großer Refraktor, den Dorpater sogenannten „Riesenfraktor" noch übertreffend, bei Uzschneider in München, zu dem ungeheuren Preise von 70,000 Rubel; ein dialoptisches Fernrohr bei Plössl in Wien, um 8000 Rubel; ein Heliometer, ebenfalls bei Uzschneider, für 30,000 Rubel. Hiezu kommen zwei Kometensucher, vier astronomische Pendeluhren, drei Chronometer und eine Menge kleinerer Instrumente und Apparate. — Was läßt sich auf einer so ausgerüsteten Sternwarte von geschickten und fleißigen Observatoren erwarten, und wie viel tiefer als Beers und Mädlers eben gerühmte Bestrebungen dürften dergleichen Riesenwerkzeuge z. B. in das Detail einer Mondlandschaft eindringen.

Gegen so außerordentliche Anstrengungen der Astronomie scheinen uns die Leistungen der Physik zurück zu stehen. Wir finden auf dem Felde derselben für ein größeres Publikum nur eine einzige Blume zu pflücken: einen Bericht, den der französische Physiker Pelletier der Pariser Akademie über atmosphärische Elektrizität abgestattet hat. Nach den darin mitgetheilten Beobachtungen raubt die auf dem Erdboden verbreitete Feuchtigkeit demselben bei ihrer Verdunstung die positive Elektrizität, und läßt ihm nur die negative. Etwa um zwei Uhr Nachmittags besizt diese negative Elektrizität des Bodens in der Regel die größte Intensität, so daß, bei trockener, warmer Witterung, alsdann selbst die höchsten Gebäude eine solche, sehr starke negative Elektrizität zeigen. Bilden sich Wolken, deren Elektrizität gewöhnlich positiv ist, so erhöhen diese, durch Vertheilung,* noch die negative Elektrizität der Luftschicht am Boden, und halten sie darin fest. Aber schon die ersten Tropfen Regen, welche herabfallen, neutralisiren durch die positive Elektrizität, die sie mit herabführen, die negative Elektrizität des Bodens, und es entsteht daraus eine elektrische Strömung, welche durch die zur Beobachtung solcher Strömungen eingerichteten Instrumente sehr deutlich angezeigt wird. Diese starke elektrische Strömung bei Beginn eines Regens erklärt das Unbehagen, welches man vor gewissen Regen, besonders im Sommer, wo die Energie der elektrischen Prozesse

---

* Wir dürfen die Leser zur Erklärung dieses vielleicht nicht ganz wohl gewählten Ausdrucks daran erinnern, daß jeder elektrisirte Körper in denjenigen andern Körpern, welche in seine elektrische Atmosphäre kommen, eine, der seinigen entgegengesezte Elektrizität zu erwecken strebt. Diese Wirkung heißt „Vertheilung." Eine positiv elektrische Wolke erregt und erhält also in den benachbarten, zur Mittheilung noch zu fernen Körpern negative Elektrizität.

überhaupt größer ist, empfindet. Diese Beobachtung von Pelletier ist mir darum so besonders wichtig vorgekommen, weil sie neuerdings auf den innigen Zusammenhang zwischen dem Befinden des thierischen Körpers, und namentlich den elektrischen Prozessen der Atmosphäre hinweist. Eine der Thätigkeits-Aeußerungen des Normalzustandes (der Gesundheit) besteht darin, dergleichen Störungen weniger oder gar nicht zur Perzeption gelangen zu lassen; bei krankhafter Reizbarkeit ist man geneigter dazu, und es gibt Personen, welche unglücklich genug sind, ein jedes solches atmosphärisch-elektrisches Leiden mit zu empfinden, ja oft stundenlang vorhersagen zu können.

In der Chemie, als demjenigen Theile der Naturwissenschaften, welcher sich den Bedürfnissen der bürgerlichen Gesellschaft gewöhnlich noch genauer anschließt, stoßen wir zunächst auf die Entdeckung einer neuen Art von Gas. Der englische Generalkommissär der jonischen Inseln hatte nämlich Anfangs des laufenden Jahrs eine Quantität ausgepreßter Olivenkerne an einige Chemiker zu London gesendet, um einen Versuch zu machen, ob diese Reste, welche bis dahin nur zum Verbrennen angewendet worden sind, nicht zur Darstellung eines brennbaren Gases geschickt seyen. Die englischen Chemiker Coltam und Hallen haben der jonischen Regierung hierauf einen Bericht erstattet, in welchem sie die Resultate ihrer diesfallsigen Versuche angeben. Diesem Berichte zufolge waren jene alten Olivenkerne in einem Gasapparat probirt worden, und hatten mit Leichtigkeit ein vortreffliches Gas gegeben. Die Tonne lieferte 13 bis 14,000 Kubikfuß, d. h. 3 bis 4000 Fuß mehr, als man von Steinkohlen erhält. Ueberdies gewährt die Leichtigkeit, mit welcher sich dieses Gas entwickelt, eine große Ersparung an Brennmaterial bei Heizung der Retorten. Das mit diesem Gas hervorgebrachte Licht ist mindestens eben so hell, als das Licht von Steinkohlengas, und wird weniger schnell konsumirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, December.

(Beschluß.)

Theater. Bevorstehende Vorstellung für Schillers Denkmal.

Das Theater nächst dem Kärnthnerthor erwartet bis Ostern 1836 den neuen Pächter. Es ist der bekannte Merelly, Direktor der großen Oper in Mailand. Er hat vorläufig zugesagt, in Wien ein wahrhaft kaiserliches Operntheater zu schaffen, die ersten Sänger Italiens, darunter die Malibran, die Grisi, den Rubini, den Ivanoff, den Lablache, zu Zeiten hieher zu ziehen, und ein grandioses Ballet zu engagiren. Dafür erhält er vom Hofe jährlich gegen 100,000 fl. in schwerem Gelde, das größte Theater in Wien und die beiden Redoutensäle zu maskirten Bällen und Konzerten ganz frei. Für solche Vortheile (erwägt man noch, daß bei guten Vorstellungen täglich 2500 fl. C.M. baar eingehen können) kann man freilich etwas Tüchtiges leisten. Ob Merelly mit gleicher Liebe an die deutsche Oper denken wird, das steht freilich zu erwarten. Man sagt jedoch, der Hof mache es zur Bedingung, daß die deutsche Oper mit allem Glanze unterstützt werden solle. In gegenwärtigem Augenblicke brillirt Mad. Schröder-Devrient. In der Berlinischen Oper: „die Capuletti.“ ist sie bereits zweimal aufgetreten und jeden Abend ein Dutzendmal gerufen worden. Sie ist wirklich eine gigantische Erscheinung, zwar jetzt mehr als Schauspielerin, denn als Sängerin zu preisen, aber immer eine Frau, die die Bewunderung aller Kunstfreunde in Anspruch nimmt. Als sie in der Partie des Romeo die Julia wie eine Kärbisflasche ergreift und sie emporhebt, dann dem zerknirschten Vater förmlich hinschleudert, da stutzten die Wiener; Einigen kam es sogar zu derb vor, und sie nahmen sich die Freiheit, ein wenig zu zischen. Aber was half's? Zum Schlusse des zweiten Akts wurde Mad. Schröder-Devrient doch nacheinander einige Male gerufen; Saphir erklärte in der Wiener Theaterzeitung, so müsse es seyn; Romeo sey ein Italiener und kein Mehlspeismacher; das Genie habe ein Recht, etwas Besonderes zu zeigen; bei der zweiten Vorstellung erhob kein Mensch mehr seine Stimme dagegen, und nun wird Mad. Schröder-Devrient wohl noch Gewagteres zur Schau bringen können. Die Bahn ist einmal glücklich gebrochen.

Für die Leser des Morgenblattes dürfte es anziehend seyn, zu erfahren, daß in Wien gegenwärtig eine große Vorstellung zu Gunsten des Monuments für Schiller vorbereitet wird, weil diese Zeitschrift die erste war, welche zu diesem schönen Zwecke Aufforderungen in's Publikum brachte, und unter allen Redaktionen Deutschlands die eifrigste war, das große Andenken für den ersten deutschen Dichter in's Leben zu rufen. Die Direktion des Wiener Burgtheaters, stets eine der erste, wenn es gilt, ausgezeichneten Talenten Anerkennung zu geben, wird etwas Außerordentliches leisten, und wenn nicht ein besonderes Gelegenheitsstück von Deinhardstein, Grillparzer oder Zedlitz in die Scene bringen, doch eines der besten Werke des Unvergeßlichen, Unerreichbaren, Unersetzlichen aufführen lassen. Man glaubt, „Maria Stuart“ werde sodann an die Reihe kommen, und zum ersten Male wieder die berühmte Sophie Schröder als Elisabeth mit der Mad. Rettich, gebornen Gley, als Maria auftreten. Kostüme, Dekorationen ꝛc., Alles würde neu angefertigt, und die Preise der Plätze durchaus erhöht werden. Wie sich dies immer gestalten mag, so wird Wien gewiß den bedeutendsten Betrag zum großen Denkmal beisteuern. Dies verbürgt hier schon der Enthusiasmus für den theuern Hingeschiedenen, und die Freigebigkeit der Bewohner der Residenz, wenn es gilt, einen großen Mann zu ehren. — In literarischer Beziehung kann ich Ihnen wenig Neues melden. Unsere Zeitschriften gehen ihren gewöhnlichen Weg. Die gelesenste, und wohl auch im Auslande verbreitetste, ist unstreitig die Wiener Theaterzeitung, wozu die außerordentliche Schnelligkeit der Mittheilungen, die Reichhaltigkeit und Auswahl derselben, die Gründlichkeit der Urtheile und die reichhaltige Korrespondenz aus allen Gegenden Deutschlands nicht wenig beitragen mag. Die Modenzeitung ist auch ziemlich bekannt, aber sie ist doch gar zu breit, und eben deßwegen weniger gelesen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 151.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 309.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 26. December 1835.

Ich will — o wehe! welches Schrecken!
Sie kommt heran, sie wird mich sehn;
Ich will mich in den Busch verstecken,
Da seh' ich sie vorübergehn.

Uhland.

Madelon.

(Fortsetzung.)

Nicht lange, so nahm eine weibliche Gestalt in der Mansarde gegenüber, fast in gleicher Höhe mit meinem Fenster, meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch: ein hübsches, echt französisches Profil, Stirne und Kinn untadelhaft, Nase und Mund just um soviel, jene zu rund, dieser zu voll, um das Gesicht des zweideutigen Vorzugs zu überheben, ein Ideal der weiblichen französischen Bildung zu seyn. Hob aber das junge Mädchen den Kopf und blickte der Straße zu, so gingen ein paar Augen auf, welche vollends jeden Gedanken an den nationalen Gemeintypus verdrängten, Augen, wie ich, dem freilich hierin keine große Erfahrung zu Gebot stand, noch niemals gesehen, Augen, die mir armen, weder von Gott, noch den Menschen, sondern von mir selbst Verlassenen unaussprechlich wohl thaten, nachdem die erste Blendung durch ihr funkelndes Spiel, der erste frappante Eindruck der dunkeln, kühn geschwungenen Brauen vorüber war.

Das Mädchen interessirte mich im höchsten Grade, und bald war es fast mein einziges Tagwerk, durch eine Ritze meines Vorhangs ihre Bewegungen und ihre Häuslichkeit zu beobachten. Wenn sie saß und auf die Nätherei niederblickte, bildeten das freundliche, mit den schönsten Rosen der Jugend geschmückte Gesicht, das dunkelbraune, mit ungekünstelter Grazie aufgesteckte Haar, die reizende Nacken- und Brustlinie die lieblichste Büste. Unaufhörlich fast bewegten sich die schwellenden Lippen im gefügelten Gespräche mit einer ältlichen, ihr gegenüber sitzenden Frau von gewöhnlichem Aussehen; zuweilen warf sie den Kopf lachend aufwärts und herum, die volle Ladung ihrer Blicke fiel dann wohl auf mein Fenster, und ich fuhr erröthend zurück und mußte erst meiner sichern Stellung bewußt werden, bevor ich es wagte, zu meiner Observation zurückzukehren.

Gegen acht Uhr Morgens erschien die kreischende Milchfrau an der Straßenecke, und dann kam Madelon herab mit dem Milchtopf und trippelte hinüber, das bunte Seidentuch nach der reizenden Sitte des Volks quer um die Stirne gewunden, in Holzpantoffeln und kurzem, weißem Hauskleide, welch letzteres für meine Augen hinsichtlich der zierlichsten Füße vollkommen wieder gutmachte, was vielleicht ersteres verdorben. Dies wiederholte sich mehrmals im Laufe des Tages zum Einkauf von Butter, Gemüse und all dem Bedarf, an welchen das Pariser „kleine Volk“ durch das tausendstimmige Cri de Paris gemahnt wird. Ich verfehlte dann nie, mein Fenster zu öffnen, ich verfolgte die Details des kleinen Commerzes mit ungetheiltem Interesse, und mein Ohr sog begierig die Töne der muntern, aber, wie häufig bei den Mädchen dieses Volkes, etwas tiefen Stimme

ein, die hin und wieder durch den Straßenlärm zu mir heraufdrangen. Ich beneidete den Wasserträger, der alle Tage mit seinem schweren Eimer in ihre Mansarde hinaufstieg, und hätte Alles gegeben, der Kerl zu seyn, dem sie für seine Carotten die Kupferstücke in die Hand zählte. Tausend chimärische Plane, wie ich mich ihr bemerklich machen, mich ihr nahen wolle, durchkreuzten mein Gehirn; ich hatte reichen, träumerischen Genuß davon, aber es brauchte nicht die Erinnerung an einen Schulgenossen, der einmal, als Gärtnerjunge maskirt, mit einer blühenden Zierpflanze in die Behausung seiner Göttin gedrungen und dafür vom Vater derb durchgeprügelt worden war; ich wußte ja zum Voraus, daß nichts, gar nichts aus Allem werden konnte; hatte ich doch auf der Hochschule Professors München ein langes Jahr gehuldigt, und war abgereist, ohne es weiter gebracht zu haben, als zu der Frage, ob der Herr Papa zu Hause sey.

Ich wurde oft recht bitter in meiner Selbstanklage: wie schwach, wie armselig kam ich mir selbst vor, meinen glücklichern Bekannten gegenüber, welche ihre Persönlichkeit überall hintrugen, wo ihnen eine Thüre offen stand, und unbefangen unter der Scheidemünze der Menschheit kursirten, unbekümmert, mit welchen Gesichtern das Loos sie zusammenwarf! War ich beschränkt? war ich unmäßig eitel? war die Scheu vor dem Lächerlichen, die sich bei dem Franzosen als offener, thätiger Widerstand gegen dasselbe äußert, bei mir eine passive, schwere, deutschtiefe Schwachheit?

Nachmittags zeigte sich Madelon in Toilette; gegen drei Uhr sezte sie vor dem Spiegel den Hut auf, nicht mit jener ängstlichen Strategie, welche schwache Punkte künstlich versteckt oder beschattet, sondern mit der kecken Sicherheit des Weltmanns oder des Soldaten, der den Filz auf die Locken drückt. Sie verließ das Haus immer in derselben Richtung. Nachdem ich dies ein paarmal mit einem Anflug von Eifersucht beobachtet, faßte ich den Muth, ihr von weitem nachzugehen, und sah sie jedesmal im Vestibul des Theaters der Porte St. Martin verschwinden. — Eine Schauspielerin? dachte ich, und dieser Gedanke schmeichelte mir und ängstigte mich durch die aus Zugänglichkeit und Zweideutigkeit gemischte Vorstellung, die ich von diesem Stande hatte. Doch nein, das war unmöglich: ein Mädchen mit solchen Augen, solchem Wuchs, solchem Gang konnte auf den Brettern keine gemeine Rolle spielen, und Madelon war allem Anschein nach arm, sehr arm. Eines Abends jedoch, da ich im Theater der Porte St. Martin ein neues Melodram ansah, war mir plötzlich, als erblickte ich in einem Reigen von Bauermädchen, welche einen ländlichen Tanz aufführten, im Vorüberschweben die reizende, mir nur zu wohl bekannte Gestalt. Ich harrte in höchster Spannung, ich musterte sorgfältig alle Gestalten, vergeblich, die Erscheinung wiederholte sich nicht; aber dieser Vorfall machte mir die Intrigue, die ich mit mir selbst spielte, noch anziehender und peinlicher. Die in seltsamem Widerspruch mit meinem sonstigen Charakter mir angeborne Liebe zum Dramatischen, welche durch die ernstern Studien der lezten Jahre in den Hintergrund gestellt worden war, erwachte jezt durch Ideenassociation in aller Stärke wieder; ich führte ganze Scenen mit Madelon auf, ich legte mir die leidenschaftlichsten, ihr die naivsten Worte in den Mund, ich wagte es endlich, sie an mein Herz zu drücken; aber indem ich ihr über die Schulter blickte, sah ich in der Kouliſſe einen Trupp ihrer frühern Bekannten höhnisch lächelnd nach uns herüberweisen; dies war kaltes Wasser in die Gluth meiner Schwärmerei, und ich empfand es mit der tiefsten Beschämung, wie man um ein Wesen, das man vielleicht verachten müßte, wenn man es kennte, Schmerzen fühlen und auf seine eigenen Phantasiegebilde eifersüchtig seyn kann.

Ich kann nicht sagen, was aus diesen Freuden und Leiden eines Gemüths, das sich selbst nicht finden konnte, geworden wäre, wenn sich nicht der Zufall in's Mittel geschlagen hätte, ohne den im Leben wie im Roman nichts von der Stelle geht, und dem es auch hier der Leser zu danken hat, wenn ich etwas mehr als die Träume eines jungen Thoren zu berichten habe.

(Die Fortsezung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsezung.)

Es können, nach einem Ueberschlage, bloß die jonischen Inseln jährlich gegen 4000 Tonnen solcher Olivenkerne liefern; was bieten Frankreich, Italien, Spanien u. s. w. von diesem sonst ganz unbenuzt gebliebenen Reste der Oelproduktion dar! Und wie interessant wird die Sache selbst für Deutschland, wenn sich das nämliche Verfahren auch auf die Ueberbleibsel anderer Oelfabrikation anwenden läßt. Je mehr die Erde altert und also mit einer Erschöpfung ihrer Urproduktionen, wie hier z. B. der Steinkohlen, droht, um so wichtiger wird die Auffindung eines jeden Surrogats, namentlich aber solcher Surrogate, welche aus dem Kreislaufe des vegetabilischen Erdlebens selbst hervorgehen und sich alljährlich erneuern.

Unter diesem Gesichtspunkte, dessen ganzen furchtbaren Ernst erst die kommenden Generationen noch recht begreifen lernen werden, erscheint denn auch die (englische oder deutsche?) * Erfindung der Schmelzöfen

* Ein Engländer, Neilson, hat ein Patent darauf, wir wissen aber, daß das Verfahren, namentlich in den sächsischen Bergwerken, auch schon seit längerer Zeit angewendet wird.

mit warmer Luft, von welcher in unſern frühern Berichten ebenfalls ſchon wiederholt die Rede geweſen iſt, immer wichtiger. Wir erinnern zuvörderſt daran, daß es hiebei in der Hauptſache nur darauf ankommt, ſtatt der kalten Luft, welche man zur Unterhaltung der Flamme ſonſt in den Ofen ſtrömen ließ, ſchon erwärmte (in einem beſondern Behälter mit geringem Aufwande von Brennmaterial erhizte) Luft dazu anzuwenden. Von welch außerordentlichem Einfluſſe lezteres Verfahren gegen das frühere, in Bezug auf Erſparung an Holz und Kohlen, und gleichwohl erzieltes beſſeres Produkt ſey, davon liefert das nachſtehende, zu unſerer Kenntniß gebrachte Beiſpiel einen höchſt auffallenden Beweis. In den Eiſenwerken an der Clyde in Schottland wurden, vor Einführung der „Schmelzöfen mit warmer Luft," jährlich 6000 Tonnen Eiſenerz ausgeſchmolzen; zur Bereitung jeder Tonne (2000 Pfund) Eiſen waren 8 Tonnen Kohlen und 15 Tonnen Kalk erforderlich. Im Jahr 1833, wo die Schmelzung mit warmer Luft eingeführt wurde, machte dieſelbe Dampfmaſchine 12,000 Tonnen Eiſen, wovon jede Tonne nur 3 Tonnen Kohlen und 8 Tonnen Kalk, alſo noch nicht die Hälfte des ſonſtigen Bedarfs an Brennmaterial, erforderte. Außerdem ging die Arbeit, wie man aus der Menge des gewonnenen Produkts ſieht, viel ſchneller von Statten, und das erzeugte Eiſen war von der beſten Beſchaffenheit. Hiebei iſt zu bemerken, daß das Verfahren immer günſtigere Reſultate in jeder Hinſicht liefert, je mehr man die Luft erhizt, welche in den Schmelzofen gelaſſen wird. Bei den lezten uns beſchriebenen Verſuchen mit Neilſonſchen Schmelzöfen war die Luft in den Erhizungsapparaten auf eine Temperatur von 105 Grad Reaumür gebracht worden, alſo 25 Grad über die Siedhize des Waſſers, und die Arbeit ging dabei mit unbeſchreiblicher Leichtigkeit von Statten. Nun werden in ganz Großbritannien jährlich ungefähr 700,000 Tonnen Eiſen geſchmolzen, und wenn die neue Methode erſt allgemein eingeführt ſeyn wird, ſo darf man auf eine Erſparniß von weit über eine Million Tonnen Kohlen zum Geldwerthe von mehr als einer halben Million Pfund Sterling rechnen. Dieſer Geldwerth iſt aber hiebei noch das Wenigſte, da, wie wir oben angedeutet haben, die alternde Erde an Kohlen endlich erſchöpft werden könnte, und eine Erſparung dieſes Naturvorraths, mit dem man nicht haushälteriſch genug umgehen kann, indem der Erſaz erſt von einer neuen, gänzlichen Erdumformung zu erwarten ſteht, täglich dringendere Pflicht wird. Die Vortheile dieſes wirklich bewundernswürdigen Verfahrens beſchränken ſich aber gar nicht auf die Eiſengewinnung: der Gießer kann, bei Anwendung deſſelben, ſeine Eiſengußwaaren in der Hälfte der ſonſt angewendeten Zeit und mit der Hälfte des früher erforderlichen Brennmaterials liefern, und gleichergeſtalt kommt es dem Grobſchmid zu gute. Wir erfahren noch während Bearbeitung des gegenwärtigen Berichts, daß der Lehrſchmid Groß zu Stuttgart ſolche Gebläſe mit heißer Luft für ſeine Hantierung auf die zweckmäßigſte und ſinnreichſte Art angeordnet hat, und der ganze Werth der Entdeckung, aus welcher der Induſtrie ſo unermeßliche Vortheile hervorgehen, bethätigt ſich erſt recht in dem Maße, als das darauf begründete Verfahren auch in der kleinſten Werkſtatt ſeine Anwendung findet. Ehrwürdiger, wie wir dies ſo oft geſagt haben, erſcheint die Wiſſenſchaft nie, als wenn ſie ſich der Bedrängniß Aller und eines Jeden annimmt.

Dieſelbe wohlthätige Tendenz, aber, wie es mir wenigſtens ſcheint, nicht mit demſelben glänzenden Erfolge, entwickelt ſie bei ihrem neueſten Vorſchlage, eine weitere Erſparung an Brennmaterial dadurch zu bewirken, daß bei Deſtillationen, Abdampfungen u. ſ. w. die Operation im (ſogenannten) luftleeren (d. h. durch eine Luftpumpe oder ähnliche Vorrichtungen von Luft möglichſt entleerten) Raume vorgenommen werde, indem allerdings die Verdampfung von Flüſſigkeiten, unter vermindertem Luftdrucke, auch bei niedriger Temperatur erfolgt. Auf den Grund dieſes Vorſchlags ſind in der lezten Zeit eine Menge von Apparaten nach dieſer Idee ausgeführt worden, und namentlich bringt man in der Runkelrübenzuckerfabrik zu Königſaal bei Prag über dem abzudampfenden Syrup durch Luftpumpen einen ſolchen luftleeren Raum in der Hoffnung hervor, ſolchergeſtalt nun auch an Brennmaterial zu ſparen. Allein dieſe Vorausſetzung erſcheint uns irrthümlich; denn gleiche Gewichte Dampf von beliebiger Temperatur enthalten gleiche Mengen Wärmeſtoff. Wenn daher in der gedachten Fabrik, durch Anwendung des neuen Verfahrens, der Syrup unter einem entſprechenden Luftdrucke von 3,369 Pariſer Zoll Queckſilber, ſtatt des gewöhnlichen Barometerſtandes von 28 Zoll, auch wirklich ſchon bei 40 Grad Reaumür, ſtatt ſonſt bei 80 Grad, ſiedet, ſo iſt doch nichtsdeſtoweniger zur Verdampfung eines jeden Pfundes Flüſſigkeit, welches aus dem Rübenſafte entfernt werden ſoll, eben ſo viel Brennmaterial erforderlich, als wenn die Verſiedung unter dem gewöhnlichen Luftdrucke erfolgte, eben weil, wie geſagt, ein jedes Pfund Dampf gleich viel Wärmeſtoff, und alſo gleich viel Brennmaterial erfordert, um auf den nämlichen Grad der Temperatur erhoben zu werden. Die Vorzüge dieſes neuen Verfahrens, wenigſtens in Abſicht auf reale Erſparung an Brennmaterial, erſcheinen daher problematiſch, wiewohl ich mich beſcheide, daß vielleicht anderſeits eine Erſparung an Zeit und Arbeit eintreten könne, in welchem Bezuge mir noch die praktiſche Erfahrung mangelt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beſchluß.)

Botherels allgemeine Speiſeanſtalt.

Vermuthlich hat Vicomte Botherel die Konkurrenz gefürchtet, welche in der That ſich ſchnell in Paris zeigt, ſobald etwas Neues gelingt, und um dieſer vorzubeugen, hat er das Unternehmen unbedachtſamerweiſe ſo in's Große getrieben, daß auch ſein beträchtliches Vermögen bei weitem nicht hinreichen kann, um es in's Werk zu ſetzen. Das Schlimmſte iſt, daß, wenn er nun die Anſtalt nicht in's Werk ſetzen kann, alles bisher Erbaute beinahe ohne Werth iſt, und die zwei Millionen großentheils verloren gehen; denn zu welchem andern Zwecke ſollten die vielen Küchen mit Balkonen, die fünfzig Speiſebehälter und ſo vieles Andere, koſtbar Angelegte dienen? Man würde es wieder einreißen müſſen, um Wohnungen daraus zu machen. Zu verwundern iſt die unerſchütterliche Zuverſicht des Unternehmers, der beſtändig Annoncen drucken läßt, worin er die baldige Eröffnung der Anſtalt ankündigt und die vermöglichen Leute zur Theilnahme an derſelben einladet, auch ſich bemüht, ihnen die Vortrefflichkeit derſelben zu beweiſen, obſchon ganz Paris vom Gegentheil überzeugt iſt und den Mann bedauert, der bei der beſten Abſicht einem unausführbaren Plan ſeinen eigenen Wohlſtand aufopfert, ohne daß er Jemanden dadurch etwas genützt hat, es ſey denn etwa den Baumeiſtern und Handwerkern, welche ihm das rieſenhafte Gebäude aufgerichtet haben. War es denn ſo durchaus nothwendig, die Stadt mit Speiſe und Trank verſehen zu wollen, da ſie das Bedürfniß nach einer allgemeinen Speiſeanſtalt bisher gar nicht gefühlt hat! Vicomte Botherel geht wohl von einem richtigen Grundſatze aus, fehlt aber in der Anwendung deſſelben. Er meint nämlich, je allgemeiner für die Befriedigung eines Bedürfniſſes geſorgt werde, mit deſto weniger Koſten könne man daſſelbe befriedigen. Wenn Jeder ſein eigener Schneider, Schuſter, Hutmacher, Tuchfabrikant, Lederbereiter u. ſ. w. ſeyn wollte, ſo würde er ſehr ſchlecht bei dieſer Univerſalinduſtrie beſtehen. Aus eben dieſem Grunde, ſchließt nun Vicomte Botherel, ſollte in einer großen Stadt auch Niemand ſein Koch ſeyn, eben ſo wenig, als er ſein Bäcker und ſein Fleiſcher iſt. Ihr kauft das Brod vom Bäcker, der es euch ganz zubereitet liefert; nun, ſo kauft denn auch von einem Speiſewirthe die ganz zubereiteten Speiſen, die er euch zur beliebigen Stunde und Minute vor's Haus zu bringen ſich erbietet. Ihr Pariſer ſollt wegen der Speiſen eben ſo wenig verlegen ſeyn, als wegen des Brodes; nicht einmal darnach zu ſchicken ſollt ihr haben, meine Speiſe- und Trankwagen ſollen es euch, wie ihr es nur immer wünſchen möget, vor die Thüre ſetzen. Der Vicomte hat aber nicht bedacht, daß das Bedürfniß der Speiſe ein ſo vielfältiges iſt, daß man demſelben nur durch einen ungeheuern Vorrath von allen möglichen Lebensmitteln abhelfen kann. Die vorhandenen vielen Speiſeanſtalten in Paris ſind doch nur auf eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Perſonen berechnet; höchſtens werden einige hundert Menſchen in jeder derſelben geſpeiſt. Wem iſt es aber je eingefallen, daß es möglich ſey, den 800,000 Menſchen in Paris allerlei Speiſen und Getränke vom Morgen bis zum Abend, warm oder kalt, in ihren Häuſern aufzutiſchen, und jede Haushaltung ſo zu bedienen, wie ſie von ihren eigenen Dienern es verlangen könnte? Der Vicomte mag erlaubt haben, die ungeheuern Schwierigkeiten eines ſo rieſenhaften Unternehmens mit großem Koſtenaufwande bezwingen zu können; daß aber die Sache gar nicht gehen könne, daran hat er nicht gedacht. Es iſt ſchade für ihn, daß er, anſtatt ſeine Küchen und ſeine Ställe zu bauen, es nicht zuerſt verſucht hat, bloß in einer einzigen Straße ſeine Speiſewagen umherrollen zu laſſen; er würde ſich dann wohl überzeugt haben, daß er keiner ſolchen Bauten bedürfe. Dg.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 305:

Der Raum.

Räthſel.

Ein grünes Fläſchchen, zart und klein,
Das hängt in großer Zahl,
Und läutert in der Sonne Schein
Viel herben Saft zumal.
Es hat ein kleines Käppchen auf,
Zieht's vor der Sonn' herab;
Die bringt bis in des Fläſchchens Knauf,
Gibt warmes Licht ihm ab.

Fünf Knäblein ſtehn mit feinem Duft
Um's Fläſchchen, ſüße Herrn,
Und ſtreu'n ihm Weihrauch in die Luft,
Ihn trinkt mein Fläſchchen gern;
Es färbet nun ſich bunter ſchnell,
Sein herber Saft wird mild,
Sein trüber Schein allmählich hell,
Wie es mit Geiſt ſich füllt.

Und mancher zarter Mühlſtein mahlt
Die feinen Fäßchen klein;
Was hilft es, daß ſie ſo geprahlt?
Nun leiden ſie die Pein;
Manch roher Druck preßt aus ihr Blut,
Das ihnen Gunſt erwirbt;
Ach! wie der Druck ſo wehe thut,
Wie ihre Schönheit ſtirbt!

Aus Millionen Fläſchchen floß
Das lebenreiche Blut,
In Einen großen Körper goß
Man ein das edle Gut.
Hier ſtürmt das heiße Blut ſo wild,
Hier gährt ſein trüber Schaum;
Doch wird es bald auf's Neue mild,
Man wiederkennt es kaum.

Die zweite Flaſche nimmt es auf,
Die bleibt grün, iſt ſie grün;
Sie läßt dem Blute gern den Lauf,
Läßt ſeine Blume blühn;
Und wenn ihr dann nach rechter Friſt
Euch freut an ihrem Geiſt,
Geſchieht wohl, daß, wer dankbar iſt,
Auch jene Fläſchchen preiſt.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 310.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 28. December 1835.

Fliegen lernt der Mensch wohl nie, aber dahin bringt er es, daß er annehmend rasch auf dem Schooße der Mutter Erde umherrutscht; hier wird ihn aber mancher Stoß stets an das Irdische seiner Natur und an das Gesetz der Schwere mahnen.

Rede bei Eröffnung der Liverpool-Manchester-Eisenbahn.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Höchst beachtenswerth für das Gewerbe erscheint uns dagegen der Vorschlag des französischen Artilleriekapitäns Thomassin, die Eisenbahnstraßen statt der bisher angewendeten Eisenschienen mit einem von ihm erfundenen Gemisch hydraulischen Mörtels und Steins, welches er Béton nennt, zu belegen. Nach den vom Erfinder gemachten Versuchen soll dieser Ueberzug die Wege so dauernd fest und glatt erhalten, daß derselbe sogar den Vorzug vor den bis jezt angewendeten Eisenschienen verdient, indem bei seiner Anwendung überdies alle Seitenreibung, welche die lezteren verursachen, vermieden wird. Thomassin hat sein Verfahren in einer eigenen Schrift: De la supériorité des chemins de Béton sur les chemins de fer. Par P. Thomassin, Capitaine d'Artillerie. Strasbourg, 1835, beschrieben, und, nach dem darüber vor uns liegenden Berichte, verdient die Sache allerdings wenigstens weitere Prüfung.

Lezterе erscheint ohnedies um so dringender, da zu den sehr großen Inkonvenienzen der Eisenbahnen das Holpern und Rütteln gehört, welches man, wenn die Bahnen erst ausgelaufen sind, an den Punkten erleidet, wo die Schienen an einander gefügt sind. Nach den Mittheilungen eines Freundes, der die Erfahrung selbst gemacht hat, ist dies Rütteln, wenigstens auf der von ihm befahrenen Eisenbahn zwischen Brüssel und Mecheln (wie man dem Uebelstande in England, von woher wir ähnliche Klagen noch nicht vernommen haben, begegnet, ist uns unbekannt) rein unerträglich, und dem Stoßen auf dem schlechtesten Knüppeldamme vollkommen vergleichbar. Entspricht also Thomassins „Béton" den davon erregten Erwartungen nur einigermaßen, so wird seine Anwendung als eine sehr wesentliche Verbesserung der Straßen für Dampfwagen zu betrachten seyn.

Uebrigens ist es wahrscheinlich vielen Lesern angenehm, auf diese Veranlassung aus der oben erwähnten Mittheilung und einem damit verglichenen zweiten Berichte eines andern Augenzeugen, hier noch einige Notizen über Dampfwagenreisen zu finden, welche wenigstens dazu dienen mögen, mehrfache, fortwährend dagegen bestehende, anderweitige Vorurtheile zu berichtigen. Was zuvörderst die Schnelligkeit der Reise betrifft, so bemerken wir, daß die hier beispielsweise gewählte Tour von Brüssel nach Mecheln fünf Lieues, d. h. beinahe drei preußische Postmeilen (zu 2000 Ruthen oder 24,000 rheinländischen Fußen, und also wenig von der sogenannten geographischen Meile [23,642 Fuß] verschieden) beträgt, welche Entfernung mit dem Dampfwagen

in 30 bis 36 Minuten* zurückgelegt wird. Man macht die preußische Postmeile also in 10 Minuten, wogegen die Schnellposten dazu 40 bis 50 Minuten brauchen, d. h. man fährt mit der Dampfpost etwa vier bis fünfmal schneller, als mit der Schnellpost; der beste englische Wettrenner läuft wenig schneller. Die Hauptbesorgniß hienächst, welche man in Bezug auf diese Schnelligkeit von Ununterrichteten äußern hört, besteht darin: ob man dabei bequem athmen könne? In verschlossenen Wagen, deren Wahl jedem Reisenden freisteht, empfindet man vom Luftzuge natürlich gar nichts; auf offenen Wagen könnte er, bei gleichzeitigem Gegenwinde, oder andern erschwerenden Umständen, vielleicht beschwerlich werden; unser Reisender, welcher, um die Beobachtung genau anzustellen, einen solchen offenen Wagen gewählt hatte, will nur einen „angenehmen" Luftzug verspürt haben. Die Schnelligkeit der Bewegung selbst mißt man, nach seinem Vorschlage, am besten ab, indem man Sekunden zählt und dabei das Terrain vergleicht, welches der Wagen indeß gewinnt. Ackerbeete von beiläufig fünfzehn Schritten Breite, welche die Straße durchschneidet, bieten dazu die beste Gelegenheit: mit jeder Sekunde ist man an einem neuen Beete und sieht solchergestalt die verschiedenen Fruchtarten, womit dieselben bestellt sind, in reißender Eile an sich vorüber gleiten. Ackerstücke von geringerer Dimension lassen sich nicht mehr zählen, sie sind dem Auge im Nu verschwunden. Dagegen scheint man entfernten Gegenständen nicht eben schneller vorbeizufliegen, als bei gewöhnlichem Fahren, weil die zurückgelegte Strecke schon ziemlich bedeutend seyn muß, wenn die Richtungslinien einen bemerkbaren Winkel einschließen sollen, und ferne Kirchthürme, Landhäuser u. s. w. können daher mit aller Muße betrachtet werden. — Die ökonomischen Details, als in einen naturwissenschaftlichen Bericht nicht eigentlich gehörig, übergehe ich hier. Da aber im Allgemeinen die Wohlfeilheit dieser Art von Beförderung beispiellos ist, so muß man sich, bei Mitbetrachtung der übrigen hier aufgezählten Vortheile, und in der Hoffnung der Anwendbarkeit des oben erwähnten „Béton," allerdings für weitere Einführung des Dampfwagensystems erklären, was auch engherzige Rücksichten irgend einer Art dagegen einwenden mögen.

(Der Beschluß folgt.)

* Der Elephant, der beste unter den auf jener Straße jetzt in Anwendung kommenden Dampfwagen, hat den Weg mit einer angehängten Reihe von Wagen, in denen sich 1500 Personen befanden, sogar schon in 22 Minuten zurückgelegt.

Madelon.

(Fortsetzung.)

Jene Erscheinung trieb mich alle Tage in das Theater der Porte St. Martin, so wenig Anziehendes auch diese Bühne für mich hatte, weil man hier ewig an die materie[illegible], bei aller Raffinerie grob sinnliche Kunstrichtung unserer Zeit gemahnt wird. Das Herz pochte mir, so oft die Musik ein Intermède de ballet ankündigte, aber das Melodram von jenem Abend wurde nicht gegeben, und unter all diesen pirouettirenden Gestalten mit der jämmerlichen Grazie, mit dem stehenden, cadaverosen Lächeln auf den welken Lippen, zwischen den gemalten Wangen, unter dem todten Blumenkranz in den falschen Locken, war Madelon nicht, konnte Madelon nicht seyn.

Eines Abends saß ich noch gegen Mitternacht mit einem Bande von Molière in meinem Zimmer, da fiel plötzlich ein röthlicher Schimmer über meine Schulter auf das Buch. Ich blickte um, sprang an das Fenster und sah aus einem Mansardenfenster gegenüber, dem dritten von Madelons, eine Feuersäule prachtvoll in den nächtlichen Himmel steigen. Erschrocken blickte ich hinab, hinüber: kein Mensch in der Straße, in meinem Hause, im Hause drüben Alles still, nur in der Weinbude unten brannte ein mattes Licht. Ich wartete eine Weile, keine Seele rührte sich; immer höher stieg die Feuersäule aus der Dachlücke, da wurde es mir doch zu arg, und in einem Sturm widerstreitender Gefühle eilte ich die Treppe hinab über die Straße. Ich hatte bereits den Drücker an der Budenthür gefaßt, warf aber vorher noch einen Blick durch die Scheiben und sah die dicke Weinwirthin am Komptoir vergnüglich mit ein paar späten Gästen schwatzen. Bei diesem Stillleben im Erdgeschoß, während oben das Feuer wüthete, fiel mir Alles ein, was ich von der Trefflichkeit der Pariser Feuerpolizei gehört. Hatte man nach den Pompiers geschickt? waren sie wohl gar schon oben? und man blieb hier beim proximus ardet so ruhig, als wenn oben ein Hausgenosse, den man nicht kennt, gepfändet wird? Wartete meiner nicht das Gelächter, womit der Pariser in seiner stolzen Lebenssicherheit die ungeschickte Besorgniß des Provençalen empfängt? Ein Blick aufwärts in die prasselnden Flammen trieb mich indessen hinein, und unter dem Einfluß meiner linkischen Gefühle sprach ich stockend: „Verzeihen Sie, aber wie mir scheint, ist Feuer in Ihrem Dache."

Die elektrische Wirkung dieser Worte, welche im Nu Alles auf die Beine brachten, erschreckte mich ordentlich, zeigte mir aber im selben Augenblick, daß ich, außer Kollision mit dem königlichen Korps der Pompiers, dem Herzensdrang folgen dürfe. Alle liefen schreiend der

Treppe zu, ich gewann den Vorsprung, zählte im Flug die Stockwerke, und auf dem obersten Absatz stürzten uns Madelon und ihre Hausfrau, Hülfe rufend, mit gerungenen Händen entgegen. Eine Niederlage von Watte, die dem weiter unten wohnenden Schneider gehörte, stand in lichten Flammen. Während die mit mir Heraufgekommenen in den Raum drangen, um die brennenden Ballen zum Fenster hinaus zu werfen, eilte ich dem Mädchen, dessen Hülferuf Niemand beachtete, in ihr Zimmer nach.

Beim matten Widerschein des Feuers von meinem Hause übersah ich jezt den Raum, in den ich mich so oft geträumt. Ach! ohne die drängende Hast, die Alles verkehrt angreift, wäre hier bald aufgeräumt gewesen: zwei ärmliche Betten, ein Tisch, ein paar Rohrstühle, eine Kommode, an den Wänden eine bunte Garderobe. Die beiden Weiber tappten beim zweifelhaften Scheine wehklagend im Zimmer umher, ich mit, und wer den Kopf vielleicht am meisten verloren hatte, war ich. Mein sehnlicher Wunsch war, der ganze Plunder möchte verbrennen, damit ich hier sofort als wohlthätiger Genius auftreten könnte; aber allermittelst faßte ich rüstig an, denn das süßeste Beben durchrieselte mich, wenn meine und Madelons tastende Hände sich begegneten. Ein Stück um das andere flog — an ein Flüchten über die engen Treppen im allarmirten Haus war nicht zu denken — lustig zum Fenster hinaus, und es war mir dann wieder ein süßes Gefühl, dem Mädchen die Siebensachen zu retten, an denen vielleicht ihr Herz hing.

„Sind Sie es, Monsieur Frederic?“ fragte Madelon athemlos. — „Ja, ja!“ rief ich entzückt, gar nicht erstaunt, meinen Namen aus ihrem Munde zu hören, aber im selben Augenblick ein Mißverständniß erkennend, fuhr ich kleinlaut fort: „Nein, nein, nur ein Fremder, ein Deutscher, Ihr Nachbar, der gerne —“ — „Der Herr gegenüber au troisième, der immer am Fenster ist? — O Gott! wir sind verloren! — Dank! tausend Dank!“ — Gewaltsam strömte mir das Blut vom Herzen weg, eben griffen wir Beide in die Schieblade der wackelnden Kommode, ihre Hand gerieth unter die meinige, und im Taumel drückte ich sie fest zu, um sogleich wieder loszulassen. In der Hast hatte ich den Kleiderrechen umgerissen, ich bückte mich nieder, griff in den Wirrwarr, da bekam ich etwas in die Hand, was mir wie ein Anzug von fleischfarbigem Tricot vorkam; mit unbeschreiblichem Mißbehagen, als hätte ich eine kalte Schlangenhaut berührt, schleuderte ich das Ding von mir.

Indessen schien man nebenan des Feuers Meister geworden zu seyn, die Pompiers waren herbeigekommen, man drang mit Licht in das Zimmer, ich sah eben noch, bevor ich die Augen niederschlug, wie Madelon das in der Eile übergeworfene Halstuch enger um sich zog, drückte der Alten meine Börse in die Hand und räumte den Schauplatz meiner Heldenthaten, mit Gefühlen, die ich nicht beschreiben mag, Verwirrung, Scham, Entzücken, und den Kampf mit eitler, thörichter Liebe im Herzen.

Man erläßt mir die Schilderung dieses Kampfes, in welchem bald die Blödigkeit das, was ich deutsche Ehre und Tugend nannte, zum Bundesgenossen ward, bald die Leidenschaft sich hinter den eigentlichen Zweck meines hiesigen Aufenthalts, Menschenkenntniß und das berühmte nil admirari versteckte. Genug, die Feuersbrunst, mehr noch der Dank, den mir Madelon den andern Tag auf meinem Zimmer in der liebenswürdigsten, berauschendsten Weise abgestattet, hatten das Eis meiner Scheu schnell so weit gebrochen, daß nicht nur stumme Seufzer und Wünsche, sondern feurige Blicke und hastige Grüße und sehnsüchtige Sylben mit von Sehnsucht und Hoffnung geschwellten Segeln aus dem Hafen meines Fensters über die Meerenge der Straße Tiquetonne liefen, und noch süßer und freundlicher herüberkamen. Während ich früher voll Hoffnung und Unternehmungslust war, so lange ich sie nicht sah, und bei ihrem Anblick flugs den Muth verlor, war es jezt umgekehrt. Selbstanklagen und Vorwürfe tauchten nur in der Nacht der Einsamkeit auf, welche das Licht ihrer Augen nicht erhellte, und dieses Symptom einer innern Verwandlung, deren ich mich dunkel bewußt wurde, war weit entfernt, mich zu erschrecken.

Madelon, so sagte sie mir selbst, war eine arme, vom Unglück nach Paris verschlagene Waise; sie verdiente sich ihren Unterhalt durch Handarbeit bei der Frau, der sie sich angeschlossen, und hatte sich, seit Kurzem erst, bereden lassen, etwas frühere Uebung im Tanze und eine glückliche Gestalt beim Balletkorps der Porte St. Martin zu nützen, und ihr kleines Budget durch ein armseliges Taggeld zu erhöhen. Was mich früher so gewaltig beunruhigt, war also bestätigt; aber sonderbar! in meinem jetzigen Taumel empfand ich nichts dabei, als den mystischen, tief im poetischen Bedürfniß unserer Natur begründeten Reiz, den von jeher die im Dienste der Grazien stehenden Handwerkerinnen über bessere Männer, als nur junge und alte Thoren ausgeübt haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg, den 15ten December.

Die Eisenbahn.

Die Eisenbahnfahrt ist nun seit acht Tagen in vollem Gange, der Zudrang dabei fortwährend unerhört. Es sollen täglich gegen 200 fl. eingenommen werden, was wenigstens

1200 Passagiere täglich voraussezt; denn je nach den bessern Plätzen werden 12, 9 oder 6 kr. für eine Fahrt nach Fürth bezahlt. Es ist übrigens wahrscheinlich, daß weit mehr Personen täglich die Fahrt machen, da bis jezt eine entsezliche Unordnung herrscht. Manche mitfahren, die nichts bezahlt. Manche einen Zwölfkreuzerplaz usurpiren, welche nur neun oder sechs Kreuzer bezahlt haben ꝛc. Doch wird diesem Uebelstande bald abgeholfen seyn; es würde auch dem Unternehmen selbst schaden, wenn man, wie bisher, sich immer um einen Platz fast schlagen müßte. Wenn die Frequenz so fortdauert, dann wirft das Unternehmen freilich eine beträchtliche Rente von circa 3½ pCt. ab. Allein daran ist auch nicht zu denken. Wenn der Reiz der Neuheit vorüber und die Neugierde der beiden Schwesterstädte und der Umgegend befriedigt seyn wird, dann hört der übergroße Zudrang auf, und wir wollen zufrieden seyn, wenn täglich etwa 500 Personen sich der Eisenbahn bedienen. Zwar will man beobachtet haben, daß täglich 1200 Personen sich auf der Straße von Fürth hin und her bewegen; aber daß Dreiviertheile Fußgänger seyen, dürfte wohl nicht bestritten werden. Diese Bemerkungen sind es, die mich daran erinnern, daß ich in meinem vorigen Schreiben versprochen habe, über den verneinenden Geist zu berichten, der sich auch bei unserm Eisenbahnwesen geregt habe. Dieses Mal ist derselbe in einer Schrift an den Tag gekommen, die von dem Landrichter Wellmer herrührt. Sie führt den Titel: Bericht an die Herren Actionäre und an das Publikum über die Ludwigs-Eisenbahn-Angelegenheit, von dem Mitgliede des Gesellschafts-Directoriums M. L. Wellmer. Diese Schrift, welche wenige Tage vor der Eröffnung der Eisenbahn erschien, erregte den allgemeinen Unwillen nicht allein der übrigen Glieder des Directoriums, sondern auch des größten Theils der Actionäre, und nicht mit Unrecht; denn Herr Wellmer war nicht befugt, ohne beauftragt zu seyn, irgend einen Bericht über die Angelegenheiten der Gesellschaft an's Publikum ergehen zu lassen, eben weil er Directionsmitglied war. Dann erschien der Bericht, der eigentlich eine Protestation gegen einen großen Theil der bisher von dem Directorium getroffenen Anstalten und Einrichtungen war, gänzlich zur unpassenden Zeit. Endlich war er, abgesehen von den sehr ungeeigneten persönlichen Insinuationen gegen die zwei thätigsten Directionsmitglieder, zu einseitig darauf aus, das Vertrauen gegen das ganze Unternehmen zu schwächen, wodurch, wenn es gelungen wäre, den Actionären ein der bedeutender Schaden hätte zugefügt werden können. Wellmer sucht nämlich darzuthun, daß die bisherigen Ausgaben zu groß, die von der Majorität des Directoriums beliebte Benuzungsweise der Eisenbahn zu kostspielig und zu unzweckmäßig seyen, als daß man hoffen könnte, es werde das Unternehmen die verheißene Rente von 12 pCt. abwerfen. Viele von den Gründen, die er für seine Meinung anführt, sind wohl nicht zu widerlegen, eben so verdienen manche seiner Vorschläge, z. B. Ausweichbahnen anzulegen, Berücksichtigung. Ueberhaupt ist die Schrift, so weit sie die Sache betrifft, nicht so schlecht, als des Verfassers Gegner behaupten; sie zeugt von Kenntniß, Einsicht und von geschickter Auffassungs- und Darstellungsgabe. Aber wie es mit allen Schriften ist, die gegen entgegenstehende Ansichten polemisiren und opponiren, so ist es auch mit dieser; sie geht in dem, was sie verwirft, zu weit, und eben so in dem, was sie gegen das von ihr Verworfene aufstellt. Wenn der Verfasser z. B. sagt, die hiesige Bahn sey zu solid gebaut, so kann man ihm schon deßwegen nicht Unrecht geben, weil ein allzu solider Bau unter andern hinderlich machen kann, alle Tage zu erwartende Verbesserungen im Eisenbahnbau anzuwenden, ja, weil überhaupt jede Reparatur dadurch umständlicher und kostspieliger wird. Außerdem ist es Thatsache, daß die Eisenbahn von Lyon nach St. Etienne, die täglich größere Lasten zu transportiren hat, als unsere Nürnberg-Fürther zu transportiren haben wird, weit leichter gebaut ist. Wenn der Verfasser aber die Linzer Bahn als Muster aufstellt, so geht er zu weit, weil die Linzer nicht zur Dampfwagenfahrt bestimmt ist, die unsere aber einen Dampfwagen zu tragen hat, der 120 Centner wiegt. Freilich will Wellmer auch nichts von der Dampfwagenfahrt wissen; aber es wäre im Allgemeinen wohl thöricht, den Dampfwagen, der nun einmal da ist, und 13,000 fl. mit dem Transport von Newcastle, wo ihn Stephenson gebaut hat, kostet, nicht zu gebrauchen, und dann verräth der Verfasser, daß Herstellung der Dampfwagenfahrt Mitbedingung des ganzen Unternehmens war, ohne welche dasselbe wenig Anklang gefunden hätte. Ueberhaupt, und das ist die schwächste Seite der Schrift, hält ihr Verfasser viel zu einseitig die Rücksicht auf volle Rentirung des Unternehmens fest. Hätte man sich von dieser Rücksicht von Anfang an allein leiten lassen, so wäre gar nichts zu Stande gekommen, und man ist auch von Seiten des größten Theils der Gesellschaft nie von dieser einseitigen Rücksicht ausgegangen. Die meisten Actionäre wußten schon, als sie die Actien nahmen, zu beurtheilen, daß, so lange die Eisenbahn blos zwischen Nürnberg und Fürth bestände, von einer beträchtlichen Rente nicht wohl die Rede seyn könne; das aber sahen sie ein, daß es gut sey, den Anfang zu machen, und wenn es auch ein Opfer koste. Darf doch die hiesige Eisenbahngesellschaft es sich schon zum Ruhme anrechnen, zur Dresden-Leipziger, wie zur München-Augsburger Eisenbahnunternehmung ermuthigt zu haben. Und fast läßt sich mit Gewißheit voraussehen, daß, noch ehe die lezgenannte fertig seyn wird, man schon auf Fortsetzung unserer Bahn nach Kizingen und Würzburg einerseits und nach Augsburg andererseits Bedacht genommen haben wird. Wirklich ist seit Eröffnung unserer Bahn schon viel davon geredet worden; man will sogar bemerkt haben, daß Karl von Rothschild, welcher zur Zeit der Eisenbahneröffnung hier war, sich sehr eifrig mit Herrn Denis, dem Baumeister unserer Bahn, unterhalten, und sich sehr günstig über ein allgemeines deutsches Eisenbahnsystem ausgesprochen habe. Inzwischen bin ich überzeugt, daß ein solches auch ohne Mitwirkung des Herrn Rothschild zu Stande kommen werde, zu einer Zeit, wo die Staatspapiere meistentheils auf 5½ pCt. herabgesezt sind; ja, ich wünsche es auch und gestehe offen, daß es mir ordentlich verhaßt ist, immer zu hören, es lasse sich nichts mehr ausführen ohne das Haus Rothschild. Mag Israel aus diesem Hause seinen Messias erwarten. Deutschland, Europa hat seinen religiösen schon, und seinen politischen kann es nur in dem unerschütterlichen Muth finden, unaufhaltsam auf der Bahn allseitiger Kultur und Civilisation vorwärts zu schreiten. *

(Der Beschluß folgt.)

* So eben erfahre ich, daß in Würzburg eine Actiengesellschaft zusammengetreten, und daß dort und in der Umgegend bereits 700,000 fl. (!) unterzeichnet seyen, um der Fortsetzung unserer Bahn in der Richtung auf Würzburg entgegenzukommen. Unser Stückchen Bahn hat mit dem Wagen 175,000 fl. gekostet, in welcher Summe aber auch das Lehrgeld enthalten ist, welches bei Fortsetzung der Bahn nicht noch einmal gezahlt zu werden braucht.

Beilage: Literaturblatt Nr. 132.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 311.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 29. December 1835.

Ne sit ancillae tibi amor pudori.
Horat.

Madelon.

(Fortsetzung.)

Das Ausbessern der alten, übrigens im besten Stande befindlichen Wäsche, das improvisirte Bedürfniß neuer mußte den Vorwand zu Fortsetzung eines Verkehrs leihen, der sich auf Fenstertelegraphie und gelegentlich auf süßes Geplauder beschränkte. Madelon war liebenswürdig, sehr liebenswürdig, voll Munterkeit und Laune, in dem dunkeln Auge lag eine Welt von Verstand und Schalkheit, und ich sonnte mich in den Strahlen eines lebendigen weiblichen Geistes mit desto innigerem Behagen, da es fast mein erster Genuß der Art war, wobei ich nicht eine passive Rolle spielte. Wohl bestritt Madelon, nach dem Charakter ihrer Nation, die Kosten der Unterhaltung großentheils mit den fertigen, durch den Kurs abgeschliffenen Phrasen, womit dieses Volk spielt, wie der Gaukler mit seinen Bällen; aber in ihrem Munde klangen sie mir wie lauter eben geprägte Gold- und Silberstücke, womit sie meine Theilnahme und Zuneigung belohnte. Selbst die naivste Unwissenheit eines Köpfchens, das von allen Produkten und Ausfuhr- und Einfuhrartikeln des eigenen Vaterlands auch gar nichts wußte, außer honneur und gloire, war mir, im Andenken an die schönen statistischen und naturhistorischen Kenntnisse meiner Kousinen zu Hause, ein köstlicher Reiz weiter. Sie versicherte mich einmal höchst ernsthaft, wie hoch sie meine Nation achte; auf nähere Erkundigung ergab sich, daß ihr lediglich nichts davon bekannt war, als die querelle d'Allemand, und das Entzücken riß mich so weit hin, daß ich ihr zum ersten Male die Hand küßte. Hört es, ihr Grazien! höre es, gute, zu den Geistern französischer Mamsells versammelte Marcelline! euer widerspenstischer Schüler, der Blöde, Stolze, der es nie über sich vermocht, die Lippen auf die dargebotene Rechte der gnädigen Tante zu senken, küßte die Hand — einer Grisette, einer Comparse des Theaters der Porte St. Martin!

Soweit war es mit einer Belagerung gekommen, bei der ich mich freilich oft selbst besann, wer der Belagerer, wer der Belagerte war, da mußte mir Madelon, die mir schon öfters von einem neuen köstlichen Vaudeville vorgesprochen, durch das lieblichste Geschwätz das Versprechen abzudrängen, mit ihr hinzugehen. Ein furchtbarer Entschluß! mußte ich mich nicht vor der ganzen Hauptstadt für das gesammte deutsche Volk schämen? Was half's! Madelon winkte zur Theaterstunde so süß, so lieblich aus ihrem Fenster: es mußte seyn, aber ich kam nicht halb so schnell die Treppe hinab, als neulich beim Brande. Im Gehen war mir nicht anders, als schüttelten die Häuser die Häupter, und wer uns bemerkte,

konnte nicht umhin, zu fragen: wo führt das hübsche Mädchen den jungen Menschen hin? Jeden Augenblick meinte ich, in einer Stadt, wo mich kein Mensch kannte, müsse mir ein Bekannter mit jenem widrigen Lächeln eines impertinenten Einverständnisses zunicken, und in der Straße Montmartre ließ ich plötzlich ihren Arm fahren, als neben mir ein Individuum aus einem Hause trat, dessen rothe Nase und schiefer Rücken mich frappant an meinen alten deutschen Lehrmeister auf der Flöte erinnerten.

Es war dies mehr als eine Wirkung meiner Natur, es war eine Ahnung. Als wir am Boulevard um die Ecke bogen, stand der Marquis vor uns. Ich war vernichtet und drückte Madelons Arm, statt den meinen sinken zu lassen, nur noch stärker an mich. Der Marquis maß meine Begleiterin mit einem langen, seltsamen Blick, begrüßte mich sodann herzlich, sagte, meine Verwirrung ignorirend, er sey gestern aus Deutschland angekommen, habe mich morgen aufsuchen wollen, versicherte, jezt nicht stören zu wollen, bestellte mich auf den andern Tag in seine Wohnung und empfahl sich. Ich brauche nicht zu sagen, wie nachdenklich mich dieses Rencontre stimmte, so daß Madelon sehr schlecht mit mir zufrieden war. Noch nie war mir ein Vaudeville so abgeschmackt vorgekommen, und ich ließ es das ganze Genre entgelten, so sehr es mich sonst ärgerte, über eine Kunstgattung, welche einmal ein Volk selbstständig unter sich ausgebildet, geradezu absprechen zu hören. Warum sollen die abgesungenen Couplets, welche die Handlung unterbrechen, widersinniger seyn als andere Kunstfiktionen? Es ist gleichsam ein Chor, ein witziger Kommentar zum Vorgang, und wie der Franzose bei seinem Volksliede überhaupt die Melodie dem Sinne, der Pointe, welche er beim Singen deutlich heraushören will, völlig unterordnet, so ist auch das Couplet rhythmischer Witz, wogegen man unsere jodelnden und klagenden, hüpfenden und schwermüthigen Volkslieder, wobei die Melodie den Sinn malt, witzige Rhythmen nennen könnte.

Die Ankunft des Marquis war mir im höchsten Grade unangenehm; abgesehen davon, daß die Situation, in der ich von ihm betroffen worden, mich beschämte, sah ich zum Voraus, daß er mich meiner kleinen beschaulichen Welt gewaltsam entrissen, kraft der Vollmacht meines Pflegevaters Bildungsversuche mit mir anstellen und mich in Cirkel führen würde, wo, das wußte ich gewiß, nicht halb so viel Liebenswürdigkeit anzutreffen war, als bei dem Wesen, an das ich, wie ich mir jezt erst bewußt wurde, mein Herz verloren hatte.

Mit beklommenem Herzen trat ich vor ihn, übrigens entschlossen, wenn er mich fragte, aus der Sache nach Kräften einen Scherz zu machen. Nachdem er meine Neugierde hinsichtlich der Angelegenheiten zu Hause befriedigt und Briefe und Pakete meinen Händen übergeben, sagte er lächelnd: „Legen Sie es mir nicht als unbescheidene Neugierde aus, wenn ich frage, wer gestern das Frauenzimmer an Ihrem Arme war? Sie hatte für mich etwas sehr Interessantes: hübsch, recht sehr hübsch, edle Haltung, hübscher Gang; wer es auch war, ich mache Ihnen mein Kompliment darüber.“ Ich gab mit der lustigsten Miene, die ich aufzubieten vermochte, mein Abenteuer preis, dessen erste Scene ich aus guten Gründen, und mit verstärktem Effekt, die Feuersbrunst seyn ließ, rühmte mit Laune die Verdienste Mademoiselles um meine Hemden und Strümpfe, und versicherte, das artige Kind, das den Tag über mit den Fingern, Abends mit den Beinen arbeite, unterwegs getroffen und sie als guter Nachbar und als ein Mann, der in Paris schon was rechtes gelernt, zum Schauplaz ihres bescheidenen Talents geleitet zu haben.

„Eh!“ rief der Marquis mit einem forschenden Blick, vor dem ich die Augen senkte, „comme vous êtes allé vite! Ich bin weit entfernt, Ihnen einen Vorwurf daraus zu machen: so etwas formirt junge Leute. Freilich, der Alte zu Hause, was würde der sagen? mimae donat fundumque laremque?“ — Er sezte in persiflirendem Tone einige Bemerkungen hinzu, die mir im Bewußtseyn meiner Unschuld vor Unwillen das Blut in die Wangen trieben. Ich versicherte ihn in ernstem Tone, von Dingen, wie er vorauszusetzen scheine, sey gar nicht die Rede, Absichten, wie er sie mir unterlege, seyen mir durchaus fremd, das Mädchen habe mir noch durch nichts das Recht gegeben, an ihrer Ehrbarkeit im Geringsten zu zweifeln, und ich sollte meinen, er selbst werde nicht in Abrede stellen wollen, daß selbst im Herzen von Paris Tugend zu finden sey.

(Die Fortsezung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Beschluß.)

Diese Ansicht vertheidigte auch Dr. Lardner in einem vor dem Dubliner naturforschenden Verein am 12ten August dieses Jahrs gehaltenen sehr sachreichen Vortrag über Dampfwagen und Eisenbahnen. Er bemerkte unter Anderem, daß man gegen die lezteren den Einwurf ihrer Unanwendbarkeit auf hügeligen Wegen gemacht habe, und hob dagegen das Auskunftmittel der Tunnels hervor, indem er das Beispiel eines solchen Tunnel auf der Eisenbahn zwischen London und Birmingham anführte, der anderthalb englische Meilen lang ist. Wenn man ferner wirklich annehme, daß die Kraft des Dampfes in ihrer Anwendung zur Forttreibung von Wagen jezt schon auf das Maximum gesteigert sey, was er indeß durchaus nicht glaube, so könnten doch

mit den Maschinen, wie man sie gegenwärtig konstruire, bei ihrer äußersten Anstrengung 60 englische Meilen (über 12 deutsche, also das Doppelte der Schnelligkeit des Dampfwagens zwischen Brüssel und Mecheln) zurückgelegt werden, mit welcher Schnelligkeit er auf der Bahn zwischen Manchester und Liverpool selbst gereist sey. Die unermeßlichen daraus hervorgehenden Vortheile für alle Geschäfte des bürgerlichen Lebens brauche er nicht erst in das Licht zu setzen. Nächstdem ging Lardners Vortrag auf einen sehr gründlichen Beweis der Vorzüge vollkommen wagrechter Bahnen ein, indem ein einziger Fuß Steigung auf 250 Fuß den zu überwindenden Widerstand gegen den Zug um das Doppelte vergrößere, eine Behauptung, deren genaueste Richtigkeit wir auf sich beruhen lassen. Manche andere Details dieses eben so gelehrten als praktischen Vortrags unterdrücke ich, um dem Gegenstande keinen unverhältnißmäßigen Raum zu schenken; aber ich gestehe, daß ich mich ungern davon losreiße. Die Anwendung der Dampfwagen und Dampfböte scheint mir für die merkantile Welt werden zu sollen, was die Erfindung der Buchdruckerkunst einst für die literarische gewesen ist: es wird sich eine ganz neue Aera von derselben an datiren, und Niemand wage zu bestimmen, wie weit und hell das Licht noch leuchten kann, welches dieser neue Prometheusfunken entzündet hat. Dennoch scheint auch die Kraft des Dampfes noch nicht das Aeußerste zu seyn, was der sinnende Menschengeist in dieser merkwürdigen Zeit zur Vervollkommnung der Lebenseinrichtungen aufgeboten hat, und wir erfahren beim Schlusse dieses Berichts von einer in diesem Augenblicke in Frankreich gemachten, noch folgereicheren Entdeckung: Thiloriers Entdeckung nämlich, das kohlensaure Gas nicht nur in eine tropfbare Flüssigkeit, sondern in einen festen Körper zu verwandeln. Um zuvörderst das Mißtrauen gegen diese fast fabelhaft klingende Behauptung zu entfernen, führen wir an, daß die Pariser Akademie in ihren beiden lezten Sitzungen vorzugsweise mit Anhörung des Kommissionsberichts über diese verwunderungswürdige Entdeckung beschäftigt gewesen ist, und daß der Vorsitzende der Kommission, der berühmteste unter den jetzigen Chemikern Frankreichs, Thénard, die Richtigkeit des Faktums anerkennt.

Wir dürfen daran erinnern, daß die Kohlensäure, d. h. die im freien Zustande bisher nur in Gasgestalt bekannt gewesene Verbindung von Kohlenstoff und Sauerstoff, einer der am allgemeinsten verbreiteten Stoffe in der ganzen Natur ist. Die Kohlensäure macht einen bedeutenden Theil unserer Atmosphäre aus; die Kohlensäure dampft uns bei allen Gährungen, aus dem mousirenden Biere, wie aus dem Champagner, entgegen, und sie bildet sich beim Verbrennen der Kohle und aller kohlehaltigen Körper unter dem Zutritt der Luft. Bis jezt hat die Chemie dieses Gas an und für sich, wie gesagt, für eine Substanz ausgegeben, deren Luftform unter keinerlei Umständen und in keinerlei Temperatur verändert werden könne. Diese Luft nun verwandelt Thilorier in einen festen Körper; und die Mitglieder der oben erwähnten, zur strengsten Prüfung seiner Angaben niedergesezten Kommission überzeugten sich durch den Augenschein von der unendlich merkwürdigen Thatsache, „daß, wie es im Bericht selbst heißt, ein Stück Kohlensäure, fest wie ein Stück Eis, in ihrer Hand verschwand und sich in kohlensaures Gas verwandelte.“ Durch diese Möglichkeit der Verdichtung und nachherigen Wiederverflüchtigung der Kohlensäure ist aber eine Expansionskraft gegeben, gegen welche die Wirkungen unsers Schießpulvers und unserer Dämpfe ganz unbedeutend erscheinen. Man kann ferner durch diese Verwandlung einen außerordentlichen Grad von Hitze und Kälte erzeugen, und es ist, was den Leserinnen vielleicht noch wichtiger erscheinen wird, dadurch ein großer Schritt zur künstlichen Darstellung der Diamanten geschehen, da der Diamant bekanntlich weiter nichts ist, als der reinste Kohlenstoff * in fester Form. Bestätigt sich diese Entdeckung also, woran kaum zu zweifeln steht, in ihrem ganzen Umfange, so ist das Außerordentlichste gefunden, und ich erwarte nur nähere Mittheilungen, um augenblicklich darauf zurückzukommen.

* Man verwechsle Kohlenstoff nicht mit der hier in Rede stehenden Kohlensäure. Die lezztere entsteht aus dem ersteren erst durch Verbindung mit dem Sauerstoff. Der Diamant, eben als verdichteter Kohlenstoff, verbrennt in Sauerstoffgas ohne Rückstand, und das Produkt ist reines kohlensaures Gas. Lezteres aber verdichtet Thilorier.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Der Seydegeneral Allard.

Ein Mann, der einiges Aufsehen in Paris erregt hat, ist der ehemalige Oberst Allard, der, seitdem er nicht mehr in der Napoleonschen Armee dienen konnte, und, wie so viele andere französischen Offiziere, anderswo sein Unterkommen gesucht hatte, in den Dienst des berüchtigten Königs von Lahor, Runjet-Sing, getreten ist, und nun, nach zwanzigjähriger Abwesenheit, einmal sein Vaterland wieder besucht, um dann nach Lahor zurückzukehren, und wahrscheinlich als indischer Obergeneral sein Leben zu beschließen. Man erkannte ihn Abends in den Schauspielen an seinem langen, grauen Barte. Man hat viel Aufhebens von einer Sammlung von alten Münzen gemacht, welche er der Regierung angeboten; in der That ist sie eine Bereicherung des Münzkabinets geworden, besonders wegen der baktrianischen Münzen, wovon mehrere noch unbekannt waren, und daher zur Vervollständigung der Reihe der griechischen Könige in Baktrien dienen. So hat man z. B. schon das Daseyn zweier unbekannter Könige, Philoxenes und Lysias

daraus erfahren. Dagegen enthält die Sammlung auch manche bereits bekannte Stücke, und andere, die man später durch den Handel bekommen hätte; denn es gibt hier Leute, welche mit alten Münzen handeln, und dem königlichen Antikenkabinette manche seltene und unbekannte Stücke verschaffen. Da jedoch für jene Sammlung kein baares Geld gefordert worden ist, und man nur Waffen und Rüstungen, wie auch verschiedene militärische Instrumente dafür zu geben braucht, die Sr. Majestät Runjet-Sing weit lieber sind, als alle Münzen, griechische und römische, so hat die Regierung sehr wohl gethan, diese Sammlung der im Antikenkabinette bereits vorhandenen einzuverleiben. Auch hat man dem Seyksgeneral Allard eine auf einem großen Pergamentbogen halb geschriebene, halb gemalte Bestallung als französischer Agent im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ausgefertigt, damit er unter den Seyks mit einiger von seinem neuen Herrn unabhängigen Würde auftreten könne. Vielleicht sieht er sich auf den Fall vor, da ihn seine Stelle als Oberbefehlshaber im Stich lassen könnte, und er also nöthig hätte, seine unveräußerliche Eigenschaft als französischer Botschafter geltend zu machen. Die Anwesenheit Allards in Paris hat zur Folge gehabt, daß man sich weit mehr mit den Seyks, mit Lahor und mit Runjet-Sing beschäftigt hat, als zuvor, und daß die Zeitungen ihre Leser über den Zustand eines Reichs und Volks haben belehren können, dessen Name dem Publikum kaum bekannt war. Vielleicht gewinnt auch der Verkehr zwischen Frankreich und Ober-Indien ein wenig dadurch, obwohl Allard es sich wahrscheinlich nicht verhehlen kann, daß der alte Runjet-Sing und seine Unterthanen nichts lieber aus Frankreich haben möchten, als Waffen und Kriegsmunition. Um das Uebrige werden sie sich wenig kümmern, es sey denn etwa ein wenig Arzenei. Der junge französische Reisende Victor Jacquemont erzählt in seinen Briefen, er habe sich bei Runjet-Sing dadurch beliebt gemacht, daß er stärkende Pillen verfertigt habe, um dem alten Monärchen ein wenig aufzuhelfen. Es ist schade, daß Allard kein wissenschaftlich gebildeter Mann ist; wenn er dies wäre, so könnte sein Einfluß zu Lahor auf die Verbreitung europäischer Bildung in Ober-Indien einigen Einfluß haben, und auch die Gelehrten Europa's könnten durch ihn manche interessante Aufschlüsse und merkwürdige Natur- und Geistesprodukte bekommen. Wahrscheinlich wird auch ein Austausch dieser Art vor seiner Abreise mit ihm verabredet werden. Von den Umständen und dem guten Willen des Mannes wird dann das Gelingen des Plans abhängen. — Ein eben so schönes Geschenk, wie die Allardsche Münzensammlung, hat die königliche Bibliothek von der asiatischen Gesellschaft zu Kalkutta bekommen. In Tibet besitzt man eine Sammlung von hundert Bänden über die buddhistische Glaubens-, Götter- und Weisheitslehre. Von diesen hundert Bänden hat sich die asiatische Gesellschaft zu Kalkutta mit einem Kostenaufwande von mehr als 12,000 Franken zwei Exemplare von dem Oberlama verschafft, unter dessen Aufsicht der Abdruck dieser Religionsbücher besorgt zu werden pflegt. Eines dieser beiden Exemplare hat besagte Gesellschaft für sich behalten, und das andere glaubte sie an einer Stelle niederlegen zu müssen, wo es Jedermann leicht zugänglich wäre. Dazu hat ihr denn Paris am tauglichsten geschienen, und in der That, wenn man weiß, wie zugänglich hier alle wissenschaftlichen Sammlungen sind, und wie Jedermann täglich dieselben benutzen kann, ohne daß er einen Heller dafür auszugeben, oder irgend Jemand darum anzusprechen braucht, so muß man den Entschluß der asiatischen Gesellschaft loben.

(Der Beschluß folgt.)

Nürnberg, den 15ten December.

(Beschluß.)

Die Eisenbahn.

Es war nur im Geiste des ganzen Unternehmens gehandelt, die Dampfwagenfahrt eintreten zu lassen, obgleich zuzugeben ist, daß dieselbe bei dem Mangel an nahegelegenen Steinkohlenlagern etwas theuer zu stehen kommen dürfte, und daß wenigstens noch ein zweiter Dampfwagen wird angeschafft werden müssen, wenn die Dampfwagenfahrt nicht immer eingestellt werden soll, sobald die nicht selten erforderlichen Reparaturen des Dampfwagens eintreten. Ob das Projekt, von dem neuerdings geredet wird, Kronacher Steinkohlen zu gebrauchen, nachdem man sie, da sie sehr schwefelhaltig seyn sollen, zur Gasbeleuchtung der hiesigen polytechnischen Schule, vielleicht auch anderer öffentlicher Gebäude, des Theaters ꝛc., benutzt hat, sich realisiren wird, lasse ich dahingestellt seyn. Ließe sich dasselbe aber wirklich realisiren, dann wäre eine Hauptschwierigkeit, die sich bei uns der Dampfwagenfahrt entgegensetzt, die Theuerung der Steinkohlen, gehoben; denn ein Professor der hiesigen polytechnischen Schule soll berechnet haben, daß nach Benutzung des Kronacher Materials zur Gasbeleuchtung die Heizung des Dampfwagens fast nichts mehr kosten würde. — Herr Wellmer verlangte ferner in seiner Schrift, man solle es so einrichten, daß man jeden Augenblick von Nürnberg nach Fürth und von Fürth nach Nürnberg fahren könnte, was nur bei Anwendung von Pferdekraft und nach Anlegung von Ausweichschienen möglich wäre. Daß Abfahrten von Halbstunde zu Halbstunde wünschenswerth wären, ist nicht zu leugnen, oder wenigstens, daß es so eingerichtet würde, daß, so wie eine gehörige Anzahl Menschen beisammen wäre, ein Waagen abfahren könnte; denn an Werk- und Meßtagen dürfte die Nothwendigkeit, eine Stunde warten zu müssen, eine beträchtliche Anzahl Passagiere den Fiakern wieder zuführen. Das Gesellschaftsdirektorium hat vorläufig das Justemilieu gewählt, indem zwischen ein und drei Uhr der Dampfwagen fährt, die Zeit vor- und nachher Pferdekraft angewendet wird, und zwar so, daß man von Stunde zu Stunde abfahren kann. Doch ist diese Einrichtung nur provisorisch, bis eine längere Erfahrung eine andere zweckmäßigere erscheinen lassen wird; ich sage eine längere Erfahrung, denn bei dem gegenwärtigen Zudrang würden alviertelstündige Abfahrten gewünscht werden können.

Gestern spielte der Walzerstrauß im Museum, nachdem er vorher zweimal auf eigene Rechnung im übervollen Saale des Reichsadlers Konzerte gegeben hatte. Ich habe ihn im Museum dirigiren sehen und seine vortrefflich eingespielte Gesellschaft spielen hören. Es ist wahr, man kann keine bessere Walzer- und Galeppadenmusik hören, obgleich die Eigenthümlichkeit der Straußischen Kompositionen die Eigenthümlichkeit der Walzermusik aufhebt. Ich konnte nur bedauern, daß solche Virtuosität sich selbst Zweck geworden ist, und nicht mehr der Darstellung wahrer Kunstwerke dienen mag. Daß Strauß nur Effekt machen, nicht aber der wahren Kunst huldigen will, zeigt er dadurch am Unzweideutigsten, daß er den Herrn Stranski mit dem großen Bart Sopranarien durch die Fistel singen läßt. So etwas bleibt ein Kunststück, das die Musen verhöhnt, wie gelungen auch die Leistung sey; und solcher Leistung mit vollen Backen applaudiren, zeigt entweder wenig Geschmack und Bildung, oder viel — Gutmüthigkeit.

Beilagen: Kunstbl. Nr. 101 und Intelligenzbl. Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 312.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 30. December 1835.

Ganz rüstig, ganz in Waffen, ganz befiedert
Wie Strauße, die vom Winde Flügel leihn,
Gespreizt wie Adler, die vom Bade kommen,
Glänzend in goldner Tracht wie Heil'genbilder,
Wie Geißen munter, wild wie junge Stiere.

Shakespeare.
Heinrich IV.

Eine Geusenwacht.

Von F. Freiligrath.

Es war bei einem Zapfer
Im Weichbild Rotterdams,
Da becherten sie tapfer
In Federhut und Wamms.
Sie ritten nach Vlissingen,
Und wollten ziehn vor Tag;
Mit Trinken und mit Singen
Hält man sich leichtlich wach.

Die Maas ist zugefroren,
Von Eis glänzt jede Gracht.
Den Mantel um die Ohren,
Steht vor der Thür die Wacht.
Eiszapfen, Schneegeträufel
Liebt auch kein Hell'bardier:
„Die Zapfen hol' der Teufel!
Den Zapfen lob' ich mir!“

Doch drinnen, aufzuthauen
Den Frierer auf der Hut,
Schallt's: „Wilhelm von Nassauen
Bin ich, von deutschem Blut.
Ein Prinze von Oranien
Bin ich frei unverwehrt!
Den König von Hispanien
Hab' ich allzeit geehrt.“

Er stellt sich vor die Scheiben
Und schaut in das Gemach:
Da ist ein wüstes Treiben,
Da spricht man von der Sach',
Für die man ziehn und fechten,
Und Blut will lassen gern.
Sie reden und sie rechten,
Die knebelbärt'gen Herrn.

Gescheuert an den Wänden
Reihn sich die Fässer blank;
Die Wirthin mit behenden
Schenkmädchen übt den Schank.
Ihr Haar schmückt statt des Bandes
Ein Goldblech, kriegrisch schier,
Der Frauen dieses Landes
Gewohnte Schläfenzier.

Das eilt sich — an den Tischen
Wird oft der Krug geleert,
Da sitzen die Reiter, zwischen
Den Knien ihr gutes Schwert.

Wohl iſt des Hutes Feder
Von Pulverdampf vergilbt,
Doch keck hat ihn ein Jeder
Auf's blonde Haar geſtülpt;

Und keck wird er geſchwungen,
Der Wein ſprizt in die Höh',
Von fünf-und-zwanzig Zungen
Vernimmt man: „Vivent les Gueux!“
Und wenn die Krüge tröpfeln,
Wenn jeder Kelch geleert,
Dann werden mit den Klöpfeln
Die Gläſer umgekehrt.

Dann gibt's ein helles Klingen,
Dann werden Glocken draus,
Dann läuten ſie mit Singen
König und Herzog aus.
Dann greift ein jeder Reiter
Von ſelbſt nach ſeinem Schwert,
Dann ſingt ein jeder Läuter,
Daß man es weithin hört:

„Raſch, ſiebenzehn Provinzen,
Stellt euch nun auf den Fuß!
Empfanget nun den Prinzen
Mit freundelichem Gruß!
Stellt euch zu ſein'n Panieren,
Jeder als ein treuer Mann!
Thut helfen verlogiren
Duc d'Alve, den Tyrann!

Nicht um euch zu verderben,
Kommt er, dies treulich glaubt!
Er läßt euch wied'rum erben,
Was man euch hat geraubt.
Zu gut dem König von Spanien
Thut offenen Beiſtand
Dem Prinzen von Oranien,
Als ſeinem Leutenant.

Sein' Trommeln und Trompeten
Bringen euch kein Dangier!“
„Das klebt am Tiſch, wie Kletten!“
Spricht da der Hellbardier.
Er ruft: „Nun laßt uns jagen
Zum Grafen von Lumé!
Es fängt ſchon an zu tagen,
Auch leuchtet uns der Schnee!“

Sie hören auf zu ſchellen:
„Ruft der uns ſchon zu hauf?“ —
Sie ziehen aus den Ställen
Die Roſſ', und ſitzen auf.

Es geht im ſcharfen Trotte
Durch die bereifte Früh';
Gen Süden von der Rotte
Zur Schelde traben ſie.

Madelon.

(Fortſetzung.)

„Daß doch bei euch Deutſchen die Tugend das dritte Wort ſeyn muß!“ ſagte der Marquis. „Wenn Tugend das Salz iſt, wodurch ſich die Geſellſchaft vor Fäulniß bewahrt, ſo kann es dieſer Stadt, dieſem Lande, auf ſeine Art, ſo wenig daran fehlen, als jedem andern. Sie ſehen, Frankreich hält noch paſſabel zuſammen, obgleich es, ginge es nach Ihren Moraliſten, ſchon im vorigen Jahrhundert vor Verweſung hätte zerfallen müſſen. Ich bürge Ihnen dafür, daß Sie hier in den höhern Kreiſen ſo vielen achtungswerthen Frauen begegnen, als in Ihrem Vaterlande. Was das Volk betrifft, ſo mögen Sie als Mitglied des Almoſenkomité in den ſchmuzigſten Winkeln von Paris vielleicht nicht umſonſt die Tugend ſuchen; aber nehmen Sie es nicht übel, man muß ein deutſcher Schwärmer ſeyn, um ſie bei einer kleinen Tänzerin in der Straße Tiquetonne vorauszuſetzen.“ — „Nun,“ erwiderte ich empfindlich, „ohne Ihnen zumuthen zu wollen, einen Vorzug darin zu erkennen, kann ich Sie verſichern, daß es in Deutſchland Schauſpieler und Schauſpielerinnen genug gibt, welche als Menſchen die höchſte Achtung verdienen und genießen.“ — „O ja!“ rief der Marquis, den die Zeitverhältniſſe — wir waren im Juli 1830 — noch bitterer ſtimmten als ſonſt — „o ja, Schauſpieler, die Haus und Hof beſitzen, ihre Töchter anſtändig ausſteuern und an ehrſame Bürger verheirathen! Ja, ſo iſt es einmal in einer Zeit, welche, der Ueberlieferung der ganzen Geſchichte Hohn ſprechend, alle Stände und Gewerbe untereinander wirft, um ſie auf Eine Stufe zu ſtellen. Der Schneider klopft vertraulich dem Gentleman auf die Schulter, die er mit eigenen Händen bekleidet, und der Hiſtrio bietet unbefangen dem gräflichen Intendanten eine Priſe. Nun wundere man ſich noch, warum aus der Tracht alle Abſtufung und Würde, aus der Kunſt alle Natur und Vernunft verſchwunden iſt! Seit den älteſten Zeiten klebte dem Stande, deſſen Kunſt das Entzücken der Großen und Kleinen war, dem Schauſpielerſtande, ein Makel an, und unter dem alten Regime wanderte Doris, die vom Hof und der Stadt Angebetete, auf den Anger. Das hochweiſe Jahrhundert erklärte dies für eines der tauſend Vorurtheile, die es zu reformiren berufen ſey,

es hob die Schauspieler und vernichtete die Kunst, und bei Ihnen noch mehr als bei uns, weil man dort noch weiter ging. Ein Kollegium von fix besoldeten, gar lebenslang angestellten Schauspielern verhält sich zur dramatischen Kunst, wie eine Académie des quarante zur Poesie. Die Kunst ist ein Kind des Genies, des Augenblicks, der Noth; sie ist kein Budgetsartikel, sie wird nicht gefördert, wie eine Kanalbaute, zu so und soviel die Toise. Denken Sie sich einen Augenblick, die Fürsten hätten heute noch das Bedürfniß, sich die Regierungssorgen durch einen sogenannten lustigen Rath versüßen zu lassen; denken Sie sich, diese Personnage stände im Staatskalender, rangirte mit den übrigen Räthen, bezöge quartaliter ihren Gehalt — wie abgeschmackt! Mit der Springwurzel des augenblicklichen Witzes mußte der Bursche die Dukaten aus dem Kasten des Herrn erlösen: kein Einfall, kein Geld, oder gar Prügel! Nicht viel anders mit dem Schauspieler: er verdumpft, sobald er nicht mehr vom guten Willen seines Gebieters, des Publikums abhängt, und des Witzes und der Laune entbehren kann, um die Beutel aufzuschnüren. Und damit nun, daß sich der Schauspieler als ein honetter Geschäftsmann, wie jeder andere, gerirt, hängt es genau zusammen, daß Schauspielerinnen sogar tugendhaft seyn wollen: dies kommt mir vor wie ein geruchloser Apotheker und ein säuberlicher Schornsteinfeger."

Der Marquis hatte mich im Innersten verletzt, aber ich that mein Möglichstes, es ihn nicht merken zu lassen. Jezt erst drängte sich mir das Zweideutige in Madelons Stellung in furchtbarem Lichte auf. Wie verächtlich kam ich mir vor beim Gedanken, Gefühle an ein Geschöpf verschwendet zu haben, die diesem, konnte es in mein Herz blicken, vielleicht höchst lächerlich erschienen! Ich rief mir alle Worte, alle Bewegungen Madelons zurück: jezt überlief es mich kalt, wenn ich mich einer zweideutigen Aeußerung zu erinnern glaubte, jezt pochte mir das Herz freudig und zuversichtlich, wenn ich all der lieben, naiven Worte gedachte, der Bescheidenheit, womit sie kleine Geschenke annahm, der Würde, womit sie Bedeutenderes ablehnte. Das herrliche Auge, in dem mein Glaube und meine Leidenschaft so viel Schönes und Gutes gesehen, sollte ein falscher Spiegel seyn? es hätte mir unbeschreiblich wehe gethan. Der Marquis hatte Madelon verläumdet, ich durfte, ich wollte nichts anderes glauben. Und doch — ich konnte ja Erkundigung einziehen, konnte das Mädchen belauern; aber nein, es fehlte mir der Muth, den Schleier zu heben, der mich vor mir selbst verbarg, und das Schwanken des Zweifels, mit seinen Momenten der Hoffnung, seinen Silberblicken der freudigsten Ueberzeugung, war mir erträglicher, als der Gedanke einer vielleicht schrecklichen Gewißheit.

Unter diesen Umständen wußte ich nicht recht, ob ich mich darüber freuen oder betrüben sollte, daß der schriftlich und mündlich durch den Marquis ausgesprochene Wunsch meines Pflegevaters mich aus Madelons unmittelbarer Nähe entfernte. Ich sollte fortan in der Familie des designirten Schwiegersohns des Marquis wohnen; ich wurde noch denselben Tag vorgestellt, und bezog sogleich mein neues Quartier, nicht ohne Abschied von Madelon, nicht ohne die Versicherung, daß ich auf dem Boulevard bonne Nouvelle derselbe seyn werde, wie in der Straße Tiquetonne.

Der Marquis war nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen nach Toulouse geeilt; Alfred, der Neffe, wurde durch den Dienst in Paris zurückgehalten. Es war dies einer der jungen Männer, deren Affektation, in Kleidung, Sprache und Geberden den jüngsten Augenblick zu repräsentiren, ja dem größten Theil ihrer Mitmenschen die Lebensformen der nächsten Zukunft zu verkündigen, in seltsamem Kontraste steht mit dem aristokratischen Naserümpfen über die plebejische Richtung dieser Zeit; junge Greise, die von einem Zustand faseln, den sie nie gesehen und nie sehen werden, Thoren, welche gerne mit der liebenswürdigen Nonchalance ihrer Ahnen, der Roués vom Hofe Ludwigs XIV., über die Köpfe des Volks wegtanzten, denen aber das Gespenst der Revolution die glatten Stirnen umwölkt und die leichten Füße fesselt. Abgesehen von diesem Racencharakter, wirkte die Individualität des jungen Edelmanns antipathisch auf mich, und ich hatte das unangenehmste Gefühl, wenn ich ihn die Reize der nie gesehenen Braut schildern hören mußte, und er auf meine Aeußerung, wie unerträglich solch fürstliche Verlobungsweise meinem Herzen wäre, echt fürstlich die Achseln zuckte.

Ich war bisher zu sehr in meine eigenthümliche Welt versenkt gewesen, um den öffentlichen Verhältnissen, die mit jedem Tag verwickelter und bedenklicher wurden, große Aufmerksamkeit zu schenken. Jezt befand ich mich in einem Cirkel, wo die Tagesereignisse mit solcher Leidenschaft besprochen wurden, daß selbst für die Erwartungen, welche sich an die bevorstehende Rückkehr des Marquis mit seiner Tochter knüpften, wenig Raum blieb. Die Wahlen zur Deputirtenkammer waren höchst ungünstig für die Regierung ausgefallen, das Volk hatte eine feste, drohende Stellung angenommen, stündlich konnte ein Staatsstreich geführt und von den Ministern der Nation ein va banque zugerufen werden. Nur schlecht verbargen meine Hausgenossen die ängstlichste Besorgniß hinter der Maske vornehmer Sicherheit und der Miene, die glauben machen will, man sey von den Planen der Regierenden vollkommen unterrichtet: ich fühlte, daß ich Zeuge eines der Stürme werden sollte, wie sie seit vierzig Jahren von dieser Stadt ausgegangen.

Am 25sten Juli ward von Polignacs ungeschickter Hand der Kanonenschuß abgefeuert, der über ganz Europa dröhnen und die unvorsichtigen Feuerwerker in die Luft sprengen sollte. Am Montag war Madelon auf einige Augenblicke mit Wäsche bei mir gewesen, wir hatten einige Worte über die großen Interessen des Tages gewechselt, wobei mir der, bei aller Beweglichkeit der niedern Einbildungskraft, wunderbar sichere Verstand und Takt dieses Volkes in Lebensverwicklungen, aus dem schönsten Munde liebenswürdig entgegentönte. Am Dienstag machte sich die dumpfe Gährung, welche seit Bekanntmachung der Ordonnanzen geherrscht, da und dort Luft, Banden von Arbeitern zogen unter meinen Fenstern über den Boulevard, und hin und wieder sah man Verhaftete inmitten der Gendarmerie.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Orientalische Literatur und Stulptur.

Die geistliche Encyklopädie der Tibetanischen Buddhisten ist wohl erhalten angekommen, und soll in einem besondern Zimmer der Manuscriptensammlung aufgestellt werden (denn dieses einzige in Europa vorhandene Exemplar wird lange noch als Manuscript angesehen werden). Die Materialien zum Studium der Tibetanischen Literatur, Sprache und Religion sind also nun vorhanden, und es fehlt nichts weiter, als die Studirenden; und diese werden nicht lange ausbleiben; denn das Studium des Morgenlandes gewinnt immer mehr an Umfang und Wichtigkeit. Die Regierung will nun der asiatischen Gesellschaft ein Gegengeschenk machen, und hat dazu mehrere kostbare Werke ausersehen, unter andern die große Beschreibung Egyptens, die freilich seit der Erscheinung der kleinern, von dem Buchhändler Panckoucke besorgten Ausgabe im Preise beträchtlich gesunken ist, auch jetzt in Hinsicht der Richtigkeit der Darstellungen zuweilen mangelhaft gefunden wird. Als dieses Werk erschien, verstand man es noch nicht, so wie jetzt, den Geist der egyptischen Kunst so treu aufzufassen. Ehe Champollion die Reise nach Egypten antrat, ließ er einige junge Künstler sich ein halbes Jahr lang im Abbilden egyptischer Stulptur üben, und die von seinen Zeichnern mitgebrachten Zeichnungen scheinen wirklich Muster von richtiger Darstellung und Abbildung zu seyn. So weit hatte es die sogenannte Commission d'Egypte nicht gebracht; ihre Gelehrten überließen das Kopiren den Zeichnern, und auch wohl den Kupferstechern, beinahe ohne Aufsicht, und daher ist Manches bis zur Entstellung der Wahrheit zuwider ausgefallen. Da hier von den Bereicherungen der königlichen Bibliothek die Rede ist, einem Gegenstande, welcher jetzt öfter zur Sprache kommt, und zwar mit Recht, so muß ich hier noch eines antiken Denkmals erwähnen, über welches die Zeitungen viel Unrichtiges vorgebracht haben. Auf dem alten Wege von Beirout in's Innere Syriens sind nämlich neben einander zwei Darstellungen in den Felsen gehauen. Eines dieser Basreliefs scheint vom Könige Sesostris herzurühren und sich auf einen siegreichen Feldzug des egyptischen Königs in Syrien zu beziehen. Das andere hingegen stellt einen persischen König mit seinen Leuten dar, ist nach Egypten gerichtet, bezieht sich wahrscheinlich auf einen Feldzug des Cyrus oder des Cambyses über Syrien nach Egypten, und mag wohl zur Regierungszeit eines dieser Könige oder kurz nachher verfertigt worden seyn. Hier hätte man also eines der ältesten geschichtlichen Denkmäler. Einige Reisende hatten diese merkwürdige Darstellung abgezeichnet, allein durch einen unglücklichen Zufall waren diese Zeichnungen verloren gegangen. Dies veranlaßte Lord Prudhoe auf seiner Reise durch Egypten und Syrien, einen Abdruck der Stulptur mit der darunter befindlichen langen Inschrift in keilförmigen Buchstaben zu veranstalten und mit sich nach England zu nehmen. Auf seine Einladung haben nun die Verwalter der königlichen Bibliothek einen Abguß von jenem Abdrucke veranstalten lassen, und man besitzt also jetzt eine getreue Kopie des wichtigen Denkmals; vermuthlich wird bald auch ein Abguß von dem ältern Basrelief veranstaltet werden. Ein oberflächlicher Kopf scheint aus dem persischen Könige einen israelitischen gemacht zu haben, und daher ist in viele Zeitungen die Nachricht übergegangen, man besitze jetzt an der königlichen Bibliothek ein Basrelief, welches den König David vorstelle, und zu seiner Zeit gemacht worden sey. Wie alt die persische Tracht ist, sieht man aus dem Umstande, daß der alte König auf dem Basrelief gerade so gekleidet ist, wie die jetzigen Perser. Dies fiel neulich einigen Gelehrten in der Bibliothek beim Anblicke eines Persers auf, welcher oft dahin kommt und persische Handschriften über Sterndeuterei und Magie mit großer Aufmerksamkeit liest. Sie bewogen ihn daher, aber nur mit großer Mühe, mit ihnen zu gehen, indem sie ihm den Cyrus oder Cambyses und seine Aehnlichkeit mit dem alten Perserkönige zeigen wollten. Aber bei dem Anblicke des Bildes wurde der Perser verwirrt und blaß, wich schnell zurück und lief dann voll Entsetzen davon, ist auch seitdem nicht wieder auf der Bibliothek erschienen. Man hat sich dieses nur durch die Voraussetzung erklären können, daß dieser Perser ein fanatischer Muselmann ist und vor allen Bildern einen entsetzlichen Abscheu hegt. Wie kann er dann aber in Paris leben, wo er bei jedem Schritte Bilder und Porträts zu sehen bekommt? Vielleicht wirken europäische Darstellungen nicht so schrecklich auf den armen Mann, als der unerwartete Anblick eines Seinesgleichen. Uebrigens ist dieser Perser keineswegs ein Mann aus der untern Volksklasse. Er ist vielmehr der Sohn eines persischen Ministers, der, wie es scheint, mit der englischen ostindischen Kompagnie in gedeihlicher Verbindung stand, und von derselben gut besoldet wurde. Dafür fand man ihn eines Morgens erdrosselt oder vergiftet, und nun flüchtete sich der Sohn nach Indien. Die englische Kompagnie zahlt seitdem diesem Manne einen Jahrgehalt, der sich auf 40.000 Franken belaufen soll, woraus sich schließen läßt, daß der Vater ein wichtiger Mann für die Kompagnie gewesen ist. Diese 40.000 Fr. verzehrt nun der Perser gemächlich in Paris, kommt in einer Kutsche zur Bibliothek gefahren, und studirt daselbst, wie gesagt, Magie und Sterndeuterei. Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 313.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 31. December 1835.

O fate, take not away thy heavy hand!
Death is the fairest cover for her shame,
That may be wish'd for. —

Shakespeare.
Much ado about nothing.

Madelon.

(Beſchluß.)

Gegen Abend hatte ich mich in's Palais-royal begeben; die erſten blutigen Auftritte ſcheuchten mich nach Hauſe, und ich war eben wieder in mein Zimmer getreten, als eine verſchleierte Geſtalt eilig hereinkam. Sie warf die Hülle ab, und Madelon erſchien in einer Tracht, die mit einem Male ſo ſüße Erinnerungen in mir heraufrief, daß ich überraſcht ihre Hände faßte und nicht ſatt werden konnte, das liebliche Wunder zu betrachten.

Die Schauſpieler der Porte St. Martin hatten ſich bereits fertig gemacht, ein Melodram, das um's Jahr 1770 ſpielte, aufzuführen, da war ein Volkshaufen auf die Bühne gedrungen, hatte ungeſtüm die Schließung des Theaters verlangt und die Schauſpieler ausgetrieben. Als Madelon in ihrer Maske über den Boulevard eilte, hörte ſie Gewehrfeuer in der Richtung der Stadt und ihres Wegs, und flüchtete daher zu mir herüber, um mein Geleite in Anſpruch zu nehmen. Kaum hatte das Mädchen mir dies auseinander geſetzt und ſich ſcherzend hinſichtlich ihres Aufzugs entſchuldigt, ſo erhob ſich ein ungeheurer Lärm auf der Straße: Schüſſe fielen, Reiter ſprengten vorüber, bald entſpann ſich ein ordentliches Gewehrfeuer, und jetzt ſchlug eine Kugel praſſelnd durch eine Scheibe und fuhr in die Decke meines, im dritten Stockwerke befindlichen Zimmers.

Erſchrocken zog ich Madelon in die fernſte Ecke, ängſtlich ſchmiegte ſie ſich an mich, zitternd umfaßte ich ſie und hörte nichts mehr von dem Sturm, der an den morſchen Grundpfeilern eines Thrones rüttelte. Ich hielt das reizendſte Geſpenſt des achtzehnten Jahrhunderts in meinen Armen: zierlich ſtieg das leicht gepuderte Haar empor, von einer Perlenſchnur umwunden — Perlen aus dem großen Juwelenkorbe in der Scheune, wo ſich Hogarths Schauſpielerinnen ankleiden, aber mir waren es Perlen vom reinſten Waſſer — eng ſchloß ſich das grüne Gewand um Schulter und Arm bis an den Ellbogen, ſteil fiel das knappe Mieder hinab in die Wogen der rauſchenden Robe, über die ſich ſchief eine Roſenguirlande zog. Ich habe es bereits geſtanden: die Form, in welche ein barockes Zeitalter unſere Großmütter preßte, hat von jeher einen ſeltſamen Reiz auf mich geübt. Jetzt pulſirte das wärmſte Leben in der todten Hülle; Alles um mich vergeſſend, drückte ich ſie feſter an mich, und zum erſten Mal begegneten und berührten ſich unſere Lippen.

Ich kann nicht ſagen, wie lange ich ſo im ſüßeſten Taumel geſtanden haben mochte, da ſchreckten uns nahende Schritte auf, und der Marquis und Alfred ſtanden vor uns. Bei Madelons Anblick fuhr der Marquis zwei Schritte zurück, mit dem Ausruf: „Ha! was iſt das!

Meiner Mutter Bild!“ dann rasch auf sie zutretend, den Arm gegen sie ausgestreckt: „Wie heißt Du? wer bist Du?“ — Madelon war so überrascht und erschrocken, daß sie nicht antworten konnte; als er aber mit funkelnden Blicken auf mich und das Mädchen die Frage wiederholte, antwortete sie leise: „Madelon heiße ich, Madelon Charpentier, meine Mutter —“ — „Genug!“ schrie der Marquis, „unseliges Kind! unseligerer Vater!“ — Er hielt inne, es war einen Augenblick, als wollte er die Arme ausbreiten, aber mit einem gräßlichen Blick auf Alfred, der aufmerksam herbeigetreten war, fuhr er in der höchsten Leidenschaft fort: „Mir aus den Augen, Unglückliche! weg! aus den Augen!“ Madelon war beim Anfang seiner Rede mit aufgehobenen Händen am Stuhl niedergesunken, jezt sprang sie plötzlich auf, griff nach ihrem Schleier, eilte der Thüre zu, sprach, sich umwendend: „Wenn Sie mein Vater sind, so wissen Sie auch, daß meine arme Mutter von ihrem Gatten schändlich verlassen worden ist, daß sie vor Kummer gestorben ist,“ und war verschwunden.

Vergeblich würde ich versuchen, nach allen Momenten die Auftritte zu schildern, die jezt folgten, auch ist mir die Erinnerung zu peinlich, und ich gehe vollends schnell darüber weg. Der Marquis zog mich allein in ein Kabinet; hier überließ er sich den furchtbarsten Ausbrüchen der Leidenschaft gegen mich, gegen sich selbst, gegen sein so unerwartet wiedergefundenes Kind. Dann brach wieder ein Strahl der Hoffnung durch die jagenden Wolken seines Zorns und seiner Verzweiflung; er trat auf mich zu, faßte meine Hand und fragte milder: „Nicht wahr, junger Mann, ich habe mein Kind verläumdet, jezt eben, wie neulich, da ich die Unglückliche an Ihrem Arm gesehen und mich ihre Bildung auf's Aeußerste frappirte? Nicht wahr, sie ist unschuldig, und noch kann Alles gut werden?“ — „Gewiß, o gewiß!“ rief ich; „mein Herz sagt es mir, ich bin es überzeugt, aber —“ — „Aber?“ rief der Marquis zurückspringend. „Ich weiß es nicht gewiß,“ sezte ich leise hinzu; ich selbst war zu aufgeregt, um dem Mann mehr Ruhe zu zeigen, als ich wirklich besaß, um nicht zu sprechen, wie mein von den widersprechendsten Gefühlen zerrissenes Gemüth es mir eingab. Da schlug er sich mit der geballten Faust vor die Stirne und fing von Neuem an, wo er es gelassen.

Aus seinen verworrenen Aeußerungen und Selbstanklagen ging so viel hervor: er hatte Madelons Mutter, ein armes Mädchen aus mittlerem Stande, während Napoleons Herrschaft unter angenommenem Namen geheirathet, und sich, als bei Wiederkehr der Bourbonen der Ehrgeiz winkte, von dem vor einem Beamten des Usurpators gegebenen, von der Kirche nicht geweihten Worte selbst losgesprochen. In Toulouse angelangt, erfuhr er, Madelon sey seit vier Monaten verschwunden; ob in Folge einer Intrigue oder nicht, konnten oder wollten ihm die Vorsteherinnen der Pension nicht sagen; sie hatten ihm den Vorfall nicht gemeldet, aus Furcht vor seinem Zorn, und in der Hoffnung, die Entflohene wieder aufzufinden oder freiwillig zurückkehren zu sehen; seine Briefe, welche Madelon ihr Glück verkündeten, gelangten unerbrochen wieder in seine Hand. Ueberzeugt, sein Kind, wenn irgendwo, in dem Strudel zu finden, der in Frankreich Alles aufnimmt, was sich einer Autorität, welche es auch sey, entzogen hat, eilte er nach Paris zurück. Er kam Nachmittags an, versicherte, um Zeit zur Nachforschung zu gewinnen, Alfred und seine Familie, er habe die Tochter unpäßlich zurückgelassen, und dies und die ausbrechende Revolution erklärte seine Niedergeschlagenheit hinlänglich, wenn man sie in der eigenen Verwirrung überhaupt bemerkte. Er war Abends mit Alfred zu mir eingetreten, um mich zu begrüßen, und der Anblick Madelons in der alten Tracht, welche ihm die Aehnlichkeit mit seiner Mutter plötzlich vor die Seele rief, erschütterte ihn so, daß er, der Zeugen vergessend, der Natur den Lauf ließ.

Nachdem ich mich von der ersten Ueberwältigung erholt und auch er etwas ausgetobt hatte, gab ich mir alle Mühe, ihn von meiner Unschuld zu überzeugen, und versuchte es, die Weise, wie Madelon meine reinen Gefühle aufgenommen, als Beweis auch ihrer Unschuld geltend zu machen. Aber höhnisch das Gesicht verziehend, schüttelte er zu Allem den Kopf und machte seinen Vermuthungen über Madelons Schicksal seit ihrer Flucht nur in abgebrochenen Worten und Flüchen Luft. War ich schon darüber empört, so erkältete sich meine Theilnahme für ihn vollends, als ich merkte, daß nicht der Gedanke, in seinem Kinde vielleicht eine tief Gesunkene wieder gefunden zu haben, ihn am meisten quälte, sondern nur der Umstand, daß Alfred Zeuge des Auftritts gewesen; und als er vollends mit in die Seite gestemmten Armen vor mich hinstand und sprach: „Junger Mann, können Sie ermessen, wie einem Manne zu Muthe ist, der bei diesen Blitzen aus den Gewehren fluchwürdiger Rebellen wieder in Frage gestellt sieht, woran Frankreich seit fünfzehn Jahren gearbeitet hat? wie einem Vater ist, der ein Kind, dem sein Herz schon lange entgegenschlug, mit Ehren gekrönt, in das Haus ihrer Ahnen zu führen gedachte, und ein Geschöpf findet, das gerade noch gut genug ist — deutsche Kinder parliren zu lehren!“ da gerieth ich, nun auch in meinen Nationalgefühlen verlezt, meinerseits in Wuth und sagte ihm auf französisch die deutschesten Worte, so daß er blaß vor Zorn aus dem Zimmer lief.

Kaum war ich ihn los, so eilte ich durch die mit Anbruch der Nacht ruhiger gewordene Stadt nach Madelons Wohnung, entschlossen, sie, unschuldig oder nicht, vor der Brutalität des Vaters zu schützen. Sie war

nicht nach Hause gekommen; dies beunruhigte mich, indessen konnte sie sich, unterwegs vom Tumult aufgehalten, in irgend ein bekanntes Haus geflüchtet haben. Am 28sten mit dem Frühsten befand ich mich wieder auf dem Wege nach der Straße Tiquetonne. Ganz Paris stand in Waffen, von allen Seiten erhoben sich Barrikaden, mit einem großen Umweg, nicht ohne Gefahr erreichte ich das Haus: die Thüre war verschlossen, auch die Alte fort, von dem Mädchen wollte Niemand etwas wissen. Jezt verließ ich die Straße nicht mehr, schlug mein Quartier in einem Kaffeehause auf und sah stündlich nach: vergeblich. So verfloß der 28ste, ein Theil des 29sten. Noch dachte ich, so unruhig ich war, ernstlich an kein Unglück; aber Mittags sah ich zufällig in der benachbarten Straße Montorgeuil unter mehreren Verwundeten ein Weib vorübertragen. Da durchbebte es mich wie eine Ahnung, und ich ging dem Zuge in's Hôtel-Dieu nach.

Ich verschaffe mir Zutritt, stürme durch die Säle, mein Auge fliegt an den Reihen bleicher, blutender Gestalten hinab, hinauf; da im lezten, hintersten Zimmer zu ebener Erde, da! da liegt sie, mit brechenden Augen, zitternden Lippen, Todesblässe auf dem lieben, unvergeßlichen Gesicht, noch die Perlen und die rothe Rose im Haar. Ich stürze hinzu, die barmherzige Schwester, die daneben betend auf den Knien liegt, winkt mir abwehrend mit der weißen Hand, aber ich werfe mich erschüttert neben der Bewußtlosen, Sterbenden nieder.

Madelon war am 27sten Abends unter den ersten Opfern der Revolution, mit einer Kugel in der Brust, gebracht worden. Nach einer Stunde drückte ich ihr, während die Säle von dem Rufe: vive la charte! vive Lafayette! erschallten, die Augen zu und den lezten Kuß — den zweiten — auf die bleichen Lippen.

Als ich nach Hause kam, hatte die Revolution den Marquis aus Paris getrieben; ich habe ihn nicht wieder gesehen, ich habe von Madelons Schicksalen nichts erfahren — und nicht darnach gefragt.

Calvins Vaterhaus zu Cambrai.

In der Stadt Cambrai, an der Ecke des Platzes der Straße von St. Nikolas, der Kirche dieses Namens gegenüber und nicht weit von der Abtei des heiligen Grabes, stand noch vor sechzig Jahren eines jener nach spanischer Art gebauten Häuser, ähnlich den übrigen im sechzehnten Jahrhundert in Flandern aufgeführten Bauwerken. Unter einem spizen Giebel, dessen Winkel in seinem schmälsten Theil zwei kleine Fenster wie Augen einschloß, sah man, eines über das andere hervortretend, drei niedrige Stockwerke, mit schwarzen Brettern verschlagen und mit einer Menge kleiner, grüner Fensterscheiben bedeckt. Ein Aushängeschild von wurmstichigem Holze, dessen steife, blaßgefärbte Gestalten das veraltete Werk irgend eines vor ein paar hundert Jahren gestorbenen Kleckſers verkündeten, enthielt in großen rothen Buchstaben die prahlende Aufschrift: Aux dixsept provinces. In unsern Tagen hat das alte Haus einem gemein aussehenden Gebäude Platz gemacht, und vom alten Gasthofe bleibt nichts, als die halb unter dem Boden gelegenen Pferdeställe und die drei Worte des Schildes.

Unter den zahlreichen Flamändern, welche an diesem Hause vorbeigehen, unter den Fremden, welche die Aufschrift lesen, während der vorbeifahrende Postwagen die Fenster klirren macht, unter den Reisenden, die dort ein Mahl und Nachtlager suchen, sind gewiß nur sehr Wenige, welche wissen, daß hier ein Mann in die Welt gekommen ist, der die Christenheit um ein Schisma reicher gemacht, und viel dazu beigetragen hat, die Verhältnisse seiner Zeit umzugestalten. Dieser Mann ist Calvin.

Das Wirthshaus zu den siebzehn Provinzen war im Jahr 1508 das Erbe Jakob Lefrancqs, eines lustigen Gesellen, reinlich, thätig, wichtig, kurz und dick, wie seine meisten Kameraden in Flandern. Seiner Klugheit und Aufmerksamkeit, vor Allem aber der Schönheit seiner Tochter Jeannette, deren schwarze Augen und frischer Teint, runde Arme und freundliches Lächeln gepriesen wurden, hatte Jakob Lefrancq es zu verdanken, daß sein Geschäft über alle Erwartung guten Fortgang hatte. Als nun ein Reisender aus Noyon, Namens Philipp Cauvin, der seit drei Monaten in den siebzehn Provinzen wohnte, dem Wirth entdeckte, daß er Jeannetten liebe und von ihr wieder geliebt werde, daß er ihr Gatte zu werden wünsche und kein abzuweisender Freier sey, weil er einen einträglichen Handel betreibe, wobei er des Jahrs reine fünfzehnhundert Livres gewinne, da erwiderte Jakob: „Und ich gebe ihr zwölftausend gute Livres in blinkenden Goldmünzen zur Heirath.“ — Die hübsche Wirthstochter heirathete also Philipp Cauvin, der sich zu Cambrai in den siebzehn Provinzen niederließ. Einige Monate nach seiner Verheirathung machte er mit seiner Frau eine Reise nach Noyon, wo sie einen Sohn gebar, welchem sie bei der Taufe ihren eigenen Namen geben ließ. Der Vikarius, welcher Johann Cauvin taufte, ließ sich wohl nicht träumen, daß er den Kirchenbann gegen dies nämliche Kind auszusprechen haben würde, für das jezt die Pathen ein frommes Credo versagten, unter dem Versprechen, ihr Möglichstes zu thun, damit es aufwachse und lebe im Schoeß der heiligen katholischen Kirche.

Jeannette Lefrancq starb zu Cambrai, ohne an dem Schisma ihres Sohnes Theil zu nehmen, dessen ketzerische Verirrung sie beweinte. Johann Cauvin, von der

Geburt an durch seine fromme Mutter zum geistlichen Stande bestimmt, erhielt bereits in einem Alter von zwölf Jahren ein Benefiz in der Domkirche zu Noyon. Sechs Jahre später wurde ihm eine Pfarre zugetheilt, die er nie versah und deren Einkünfte er verwandte, um seine Studien in Paris fortzusetzen. Durch einen seiner Landsleute für die neue Lehre gewonnen, verließ er das Studium der Theologie und führte ein unstetes Leben bis zum Jahr 1538. Da kam er nach Genf, wo er als Lehrer der theologischen Wissenschaften ein neues System begründete und sich solches Ansehen erwarb, daß ihm das Volk den Namen des Genfer Pabstes beilegte. Er starb hier 1564. Ein vor wenigen Jahren verstorbener Domherr an der Kathedrale zu Cambrai ist der lezte der Familie Lefranc, welcher den Namen von Calvins Mutter trug. Die noch lebenden Glieder dieser Familie haben andere Namen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

Die Statue des verewigten Königs. Böttigers Begräbniß. Konzerte Theater.

Im vorigen Monate war das in Thon geformte kolossale Modell zu der Statue des verewigten Königs Friedrich August vom Professor Rietschel in dem früher von der technischen Anstalt benuzten Pavillon auf der Brühlschen Terrasse mehrere Tage ausgestellt. Weit klarer noch, als an den bereits zur öffentlichen Anschauung gelangten kleinern Modellen, erschien die so sinn- und geschmackvolle Behandlung, welche das Werk des genialen Künstlers darlegt. Auch in der festen Thonmasse wähnt man den warmen Lebensathem wahrzunehmen, so wohl ist es ihm gelungen, das Ganze, wie jedes einzelne Glied der hohen Natur des Greises angemessen nachzuschaffen, dessen Gesichtszüge hier die Kunst mit der gewissenhaftesten Treue wiedergegeben hat. Unfehlbar drängte sich den meisten Beschauern der Gedanke auf, nicht nur, daß die sitzende Situation, welche der Künstler wählte, auch die zweckmäßigste gewesen, sondern auch, daß schwerlich eine zu dem Gegenstande passendere Anordnung aufgefunden werden könnte. Mit ganz ungemeinem Takt hat unter andern der wahrhafte Meister die an sich in der Skulptur das Auge recht schmerzlich beleidigende Tracht der neuern Zeit, welche bei einem Greise, wie diesem, die Bedingung war, ohne die sein Charakteristisches durchaus nicht zu erreichen stand, dergestalt zu modifiziren gewußt, daß der Beschauer auch in dieser Hinsicht mit jedem neuen Blicke sich der Darstellung gewogener fühlen muß.

Von den Feierlichkeiten bei Bestattung von Böttigers Leichnam sind zu viele Berichte anderer Zeitungen diesem vorausgeeilt, als daß eine nochmalige Verbreitung darüber kein Ueberfluß seyn sollte. Die Theilnahme an dem Hintritte eines durch seine vielseitige Erudition und Ausbildung in ganz Europa bekannten und hochgeschäzten Mannes war ungemein groß. Auch die, welche im Leben an mancher Eigenheit des Verstorbenen, und besonders an seiner Bereitwilligkeit zu Gewährung der ihm von allen Seiten dringenden demüthigen Bitten um — Lob in öffentlichen Blättern, Anstoß genommen hatten, gestanden sich am Begräbnißmorgen häufig, daß die Wissenschaften an ihm einen sehr bedeutenden Verlust erlitten haben, und daß Meiste seiner Schwächen und Irrthümer sich auf Gutmüthigkeit und Wohlwollen gründete. Es behaupten Lezteres auch Alle, die mit ihm in näherer Berührung standen. Die wahrhaft ehrenwerthen Männer, Oberhofprediger Dr. v. Ammon und Staatsminister v. Lindenau, stellten seiner gemeinnüzigen Wirksamkeit und seinem gegen die bittersten Feinde immer zur Versöhnlichkeit geneigten Gemüthe ein recht hellleuchtendes Zeugniß noch auf dem Begräbnißplatze in ihren gefühlvollen Reden aus. Schade, daß das Organ des dritten Redners, des durch Amtsgeschäfte und Freundschaft mit ihm engverbundenen Inspektors des Antikenkabinets, Hofrath Hase, nicht zureichte, um seiner ebenfalls am Grabe gemachten Mittheilung über den Abgeschiedenen die zu wünschende Verbreitung zu verschaffen. Die Begleitung der Leiche von Menschen beinahe aus jedem Stande und die bereits auf dem Todtenacker harrende Menschenmasse war so ansehnlich, daß die Gegend in der Nähe des frischen Grabhügels ganz übervölkert erschien, und die genannten Redner Mühe hatten, sich bis zu dem Grabe hindurchzuarbeiten. Mit des Verewigten überaus schöner, nicht allein durch kostbare neue Werke, sondern auch durch seltene Ausgaben alter Klassiker und ähnliche Schriften fast aus allen Fächern der Wissenschaft und Kunst ausgezeichneten Bücherssammlung wird es in diesen Tagen zur öffentlichen Versteigerung kommen.

An rauschenden Vergnügungen, wie Bällen, ist natürlich die erste Hälfte des Winters minder fruchtbar, als die zweite, die mit der Karnevalszeit beginnt. Zur Noth leiten den ist darum aber Terpsychore auch jezt nicht verabsäumt. Uebrigens bietet uns so eben England seine Harfenspielerin, Madame Friedrichs, und Rußland eine andere Art von Tonkünstler in einem Herrn Gusikow dar. Dieser nennt sich „Virtuos und Erfinder des Holz- und Strohinstruments“ Die Vorrichtung zu seinen musikalischen Leistungen besteht aus Hölzern, mit denen er auf andere Hölzer und auf Stroh schlägt, und die so hervorgebrachten Melodien haben, dem Klange nach, Aehnlichkeit mit der Harmonika. Die Sentimentalität der Harfen und Harmonika überhaupt steht aber freilich in gewaltiger Disharmonie mit dem Zeitalter. Uebrigens war es schon merkwürdig, die ungemeine Fertigkeit Gusikows in der zweckmäßigen Handhabung seiner Hölzer zu sehen. — Unser in den heißen Sommermonaten gewöhnlich sehr schlecht assortirtes Theater fährt fort, einen völlig kompletirt gewordenen Zustand darzuthun. Der in diesem Jahre der hiesigen Bühne gewonnene Schauspieler Weimar ist bereits zu einem der Lieblinge des Publikums geworden. Im Verein mit dem höchst ausgezeichneten Ehepaare Devrient, den Fräulein Bauer und Schneider, Pauli und manchen andern Notabilitäten kann das Dresdener Theater, zwar natürlich nicht das Jahrhundert, aber doch gewiß viele andere deutsche Bühnen der neuesten Zeit in die Schranken fordern. Besondere Prachtstücke derselben sind die gastirenden Sängerinnen. Es erfreut uns noch immer die treffliche Heinefetter mit den seltenen, reinen, vollen Glockenklange ihrer Stimme. Die rühmlich bekannte Sängerin Lehmann von Berlin ist nächstens in der Oper „Semiramis“ mit Fräulein Heinefetter zugleich auftreten.

Auflösung des Räthsels in Nr. 309:
Die Traubenbeere.

Beilagen:
Kunstblatt Nr. 105 und Monatsregister December.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils.per jahrg.29:July-Dec.
Morgenblatt f ur gebildete leser.
3 1951 001 899 561 I

Digitized by Google